

Patchwork!

Interpretationen zur Verwobenheit von politischer Kommunikation und politischer Kultur – entwickelt am Beispiel der Bundeskulturpolitik

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität
München

vorgelegt von

Kathrin Wimmer
aus München

veröffentlicht in elektronischer Form
bei der Universitätsbibliothek München,
München 2011

Referent: Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin, Staatsminister a. D.

Korreferent: Prof. Dr. Dr. h.c. Werner Weidenfeld

Tag der mündlichen Prüfung: 5. Juli 2011

Vorwort

Ein typisches Partygespräch der letzten Jahre:

Gesprächspartner: „Na, was machst du gerade?“

Ich: „Ich promoviere.“

Gesprächspartner: „Aha, und wann bist du fertig?“

Der durchschnittliche Deutsche verzehrt sich, so scheint's, geradezu nach den Abgabeterminen von Dissertationen. Für Thema und Motivation eines Promotionsvorhabens hingegen bringt er leider kein übermäßiges Interesse auf. Der Geheimtipp für Ihren künftigen Smalltalk mit Doktoranden lautet also: Fragen Sie nach den Gründen, nach den inhaltlichen Details, fragen Sie nach der Uni, dem Betreuer, dem Nebenjob und niemals, wirklich niemals, nach dem Abgabetermin!

Um selbst auch noch zum Zug zu kommen, werde ich mir – völlig ungefragt – an dieser Stelle erlauben, meine Promotionsgründe für Sie zu erläutern: Grundsätzlich reizt es mich, neue Gedanken kennenzulernen, ihre Strukturierung zu analysieren. Ich liebe Kreativität, konzeptionell wie stilistisch. Ich experimentiere gern mit wilden Überlegungen, mit Metaphern, anarchischen Kombinationen. Und schließlich schaffe ich gern wieder systematische Ordnung, platziere Dinge dort, wo sie sich harmonisch in eine Architektur einfügen. Die Thematik meiner Dissertation, das politische Kommunizieren und die politische Kultur, fasziniert mich: Schon im Gymnasium habe ich meine Facharbeit über den kommunikativen Mythos John F. Kennedy und seine Verwurzelung in der amerikanischen Kultur geschrieben. In meiner Diplomarbeit an der Hochschule für Politik setzte ich mich mit dem Image Sachsens und Thüringens als Grund von Migrationsbewegungen auseinander und meine Diplomarbeit an der Bayerischen Akademie für Werbung und Marketing konzentrierte sich auf die Unternehmenskultur eines Finanzdienstleisters. Ich war von Jugend an als Parteimitglied politisch aktiv und schnell auf den Posten der Pressesprecherin verpflichtet. Auch mein Berufsleben steht unter kommunikativ-kulturellen Vorzeichen: In den letzten Jahren arbeitete ich als Beraterin für Public Affairs, Krisenkommunikation und interkulturelle PR für die Agentur Pleon, den Pharmahersteller ratiopharm und den technischen Dienstleister TÜV SÜD sowie als kulturpolitische Referentin im Bayerischen Landtag. Die Frage lautete stets: Warum überzeugt eine Kampagne? Im Rahmen dieser Arbeit möchte ich sie unter anderem mittels der kulturellen Dimension beantworten ...

Meine Praxiserfahrung ist spürbar in diese Dissertation eingeflossen. Den Mehrwert für die Wissenschaft würde ich als ‚No Nonsense‘ bezeichnen: Als Praktikerin hebe ich bei allzu luftigen theoretischen Höhenflügen nicht leichtfertig ab. Ich bleibe lieber auf dem Boden der Erfahrung und prüfe die Plausibilität, den pragmatischen Nutzen. Im Berufsleben wiederum profitiere ich von wissenschaftlichen Denkweisen: Ich speise theoretisch fundierte Vorschläge ein, hinterfrage eingeschliffene Gewohnheiten der Branche. Im Sinne gegenseitiger Bereicherung appelliere ich daher an Wissenschaft und Praxis, die personelle Durchlässigkeit zu erhöhen. Es ist schade, dass der Praktikerin, die drei Jahre im Beruf ‚verplempert‘ hat, die wissenschaftliche Karriere für immer versperrt bleibt, während sich Unternehmen gegen die Einstellung eines habilitierten Mitarbeiters sträuben mit der Begründung, dass er vom ‚Business‘ keine Ahnung hat.

Es folgen einige Worte des Dankes, die zwar kultureller Gewohnheit geschuldet, aber nichtsdestoweniger sehr ehrlich gemeint sind: An erster Stelle danke ich Prof. Julian Nida-Rümelin, Prof. Werner Weidenfeld und Prof. Dieter Frey für die gelungene Betreuung des Promotionsvorhabens. Prof. Nida-Rümelin hat mir in diversen Doktorandenseminaren und insbesondere in einem Seminar zum amerikanischen Pragmatismus einen Zugang zur Philosophie eröffnet, der mich begeistert. Besonders wertvoll für diese Arbeit waren auch die Unterlagen, die Prof. Nida-Rümelin mir zu seiner Amtszeit als Staatsminister für Kultur und Medien überlassen hat, und die Zeit, die er sich für ein Experteninterview und meine zahlreichen Fragen genommen hat. So hat er mir das perfekte Maß an Unterstützung und Freiraum geboten. Prof. Weidenfeld möchte ich danken für die Kolloquien im Centrum für angewandte Politikforschung. Das brandaktuelle Programm und die hochkarätigen Referenten sorgten regelmäßig für anregende Denkanstöße. Ich hatte in diesem Rahmen Gelegenheit, mein Forschungskonzept zur Diskussion zu stellen, und empfand die harte, aber faire Kritik als äußerst nützlich. Prof. Weidenfeld und seine Mitarbeiter Dr. Manuela Glaab und Dr. Michael Weigl haben mir auch die Chance gegeben, politische Kommunikation und Kultur zu lehren. Dabei hatten sie immer ein offenes Ohr für meine Fragen. Prof. Frey gebührt mein Dank für die Rettung einer Diplom-Politikwissenschaftlerin aus der Nebenfachkrise: Er hat es mir unbürokratisch ermöglicht, ohne ein weiteres Grundstudium die Anforderungen an das Nebenfach im Promotionsverfahren zu erfüllen.

Bedanken möchte ich mich weiter bei Dr. Michael Naumann und Prof. Christina Weiss, die als ehemalige Beauftragte der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und Medien für ein Experteninterview zur Verfügung standen und im offenen Gespräch mein Verständnis für das Amt vertieften. Mein Dank gilt auch den Verantwortlichen des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung, des Bundeskanzleramts und der SPD-Bundeszentrale, die meine Recherchen tatkräftig unterstützten.

Meine Arbeitgeber Jörg Nitschke von ratiopharm und Prof. Michael Piazzolo von der Fraktion der Freien Wähler im Bayerischen Landtag haben mir es durch flexibles Zeitmanagement ermöglicht, mit einem Bein im Berufsleben zu stehen und gleichzeitig zu promovieren. Meine Mutter Rita Wimmer hat sich unendlich viel Zeit zum Korrekturlesen genommen. Meine Schwester Elli Wimmer war – als glühende Verfechterin des quantitativen Forschungsparadigmas – eine wertvolle Kritikerin meiner qualitativen Entwürfe. Meinem Ehemann, Martin Wimmer, sage ich an dieser Stelle schlicht „danke“. Er weiß, was mir seine tägliche Unterstützung bedeutet. Ohne seine intellektuellen Anregungen, seine Kritik, seine materielle Unterstützung und vor allem seinen unermüdlichen Einsatz als ‚Pausenschaf‘ gäbe es diese Doktorarbeit nicht.

München im März 2011

Kathi Wimmer

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	ii
Inhaltsverzeichnis.....	iv
Grafiken.....	xvi
Teil I: Einführung	1
1 Szenen aus einem fremden Patchwork	2
2 Ein erster Literaturüberblick	4
2.1 Forschung zur politischen Kommunikation.....	4
2.1.1 Kommunikationsorientierte Konzepte der politischen Theorie	4
2.1.2 Politische Kommunikation als eigenständige Disziplin zwischen Kommunikationswissenschaft und politischer Systemlehre	5
2.1.3 Politische Kommunikation in den Internationalen Beziehungen.....	8
2.1.4 Politische Kommunikation als Thema weiterer Sozialwissenschaften.....	9
2.1.5 Fazit: Forschung zur politischen Kommunikation.....	11
2.2 Forschung zur politischen Kultur.....	13
2.2.1 Kulturorientierte Konzepte der politischen Theorie	13
2.2.2 Politische Kulturforschung als eigenständige Disziplin in der politischen Systemlehre	14
2.2.3 Politische Kultur in den Internationalen Beziehungen.....	16
2.2.4 Politische Kultur als Thema weiterer Sozialwissenschaften im Rahmen des Cultural Turns.....	17
2.2.5 Fazit: Forschung zur politischen Kultur.....	18
2.3 Konsequenzen aus dem Literaturüberblick	20
3 Methodische Vorgehensweise	21
3.1 Transdisziplinäre Bricolage	21
3.2 Qualitative empirische Forschung	23
3.2.1 Profil des qualitativen Paradigmas	23
3.2.2 Qualitatives Design dieser Arbeit.....	26
3.3 Empirischer Forschungsgegenstand.....	27
3.3.1 Bundeskulturpolitik als empirischer Gegenstand	27
3.3.2 Erhebung der empirischen Daten.....	28
3.3.3 Begründung der Auswahl – mit einem Augenzwinkern.....	28
3.4 Wissenschaftliche Gütekriterien und Anspruch der Dissertation.....	28
3.5 Exkurs: Forschung zur Bundeskulturpolitik.....	29
3.5.1 Politikwissenschaftliche Ergebnisse	29
3.5.2 Weitere Wissenschaftsdisziplinen mit kulturpolitischem Interesse.....	31
3.5.3 Graubereich zwischen kulturbezogener Wissenschaft und Praxis.....	33
3.5.4 Fazit: Forschung zur Bundeskulturpolitik	34
Teil II Komponenten des zeichenhaften Patchworks	35
1 Signifikanten im Kontext	37
1.1 Blick in die Literatur.....	37
1.1.1 Realistisch wahrnehmbare, materielle Zeichenkomponente.....	37
1.1.2 Sinnlich wahrnehmbare Zeichenkomponente als Basis von Konstruktionen des Verstands.....	38
1.1.3 Konstruierte atomistische Spracheinheiten.....	39
1.1.4 Sinnlich wahrnehmbare Komponente im konstruktivistischen Zeichenprozess.....	39
1.1.5 Konstruierte Form im regelgemäßen Gebrauch.....	40
1.1.6 Konstruierte Form im differenzierenden System.....	41
1.1.7 Konstruierter Sprechakt im intentionalen Gebrauch	42
1.2 Plausible Beschreibung des Signifikanten.....	43

1.2.1	Terminus.....	43
1.2.2	Epistemologische Qualität.....	43
1.2.3	Einbettung in den Gebrauch des Zeichenhaften.....	44
1.2.4	Quelle der Signifikanten.....	45
1.2.5	Differenzierbare Form.....	45
1.3	Empirische Bruchstücke: Signifikanten und Kontexte im Kommunizieren des BKM.....	49
1.3.1	Der Datenkorpus als Konglomerat von Signifikantenkomplexen.....	49
1.3.2	Signifikantengattungen im Kommunizieren des BKM.....	49
1.3.3	Formensysteme und Kontexte im Gebrauch des BKM.....	50
1.3.4	Exemplarische Signifikantenkomplexe des BKM.....	52
1.4	Fazit: Signifikanten.....	53
2	Signifikate.....	55
2.1	Entwürfe der Literatur.....	55
2.1.1	Präsentation der äußeren Welt durch Referenz und wahre Extension.....	55
2.1.2	Spiegelbildliche Repräsentation zeichenfreier Inhalte von Psyche und Verstand.....	57
2.1.3	Individuelle interpretative Herstellung von geistigem Bedeutungsgehalt...58	58
2.1.4	Doppelte Situierung des Signifikats im konkreten Gebrauch und in einem System, einer Ordnung, einem geregelten Gebrauch.....	59
2.1.5	Bedeutung als Funktion, Wirkungsabsicht oder Grund in der kommunikativen Interaktion.....	62
2.2	Plausible Beschreibung von Signifikat und Sinn.....	65
2.2.1	Situierung und Stoff des Sinnhaften.....	65
2.2.2	Verstehen und Geltung von Sinn.....	66
2.2.3	Quellen von Sinn.....	67
2.2.4	Epistemologische Qualität der Signifikate.....	68
2.2.5	Universalität, gruppenbezogene Partikularität und Individualität von Sinn.....	69
2.2.6	Statik und Dynamik des Sinnpotenzials.....	69
2.3	Empirische Analyse: Signifikate im Kommunizieren des BKM.....	70
2.3.1	Themen des BKM.....	70
2.3.2	Semantische Detailanalysen.....	72
2.4	Fazit: Signifikate.....	74
3	Prozessierungsregeln.....	75
3.1	Theoretische Perspektive.....	75
3.1.1	Natürliche Identität und Abbildlichkeit.....	75
3.1.2	Konventionelle Identität.....	76
3.1.3	Definitivisch-atomistische Isomorphie.....	76
3.1.4	Relationierung als individueller semiotischer Prozess.....	77
3.1.5	Relationierung durch äquivalente Codes, Regeln, Diskurse.....	78
3.1.6	Relationierung auf Basis von systemischer Differenzierung.....	81
3.1.7	Relationierung auf Basis von Gelingensbedingungen.....	82
3.2	Einleuchtende Beschreibung der Relationierung im Zeichenhaften.....	83
3.2.1	Stoff und Funktionsweise der Regeln.....	83
3.2.2	Reichweite des Regelgebrauchs.....	87
3.2.3	Ursprung der Regeln.....	88
3.2.4	Zwang und Freiheit im Regelgebrauch.....	88
3.2.5	Interpretative Klarheit und Mehrdeutigkeit.....	90
3.2.6	Entstehung, Tradierung und Veränderung der Regeln.....	91
3.2.7	Politische Prozessierungsregeln.....	92
3.3	Spiegelung an der Empirie: Prozessierungsregeln des BKM.....	93
3.4	Fazit: Prozessierungsregeln.....	95
4	Gesamtschau: Komponenten des zeichenhaften Gewebes.....	96

Teil III Patchworken: Politischer Zeichengebrauch.....	99
1 Grundformen des Zeichengebrauchs.....	100
1.1 Interpretieren – Patchwork im individuellen Gebrauch	100
1.1.1 Interpretative Rezeption	100
1.1.2 Interpretative Emission.....	100
1.1.3 Politisches Interpretieren.....	101
1.2 Kommunizieren – die soziale Form des Interpretierens.....	101
1.2.1 Interpretieren geht notfalls alleine.....	101
1.2.2 Kommunizieren ist sozial ausgerichtet	102
1.2.3 Politisches Kommunizieren	103
1.3 Fazit: Grundformen des Zeichengebrauchs	104
2 Patchworker – politische Nutzer des Zeichenhaften	106
2.1 Theoretische Überlegungen.....	106
2.1.1 Kommunikative Hauptrollen.....	106
2.1.2 Kommunikative Richtungen.....	106
2.1.3 Größe kommunizierender Gruppen	107
2.1.4 Organisationsform der Zeichennutzer	108
2.1.4.1 Einzelpersonen	109
2.1.4.2 Komplexe Interpretierende und Kommunizierende.....	109
2.1.4.3 Überlegungen zur Personalisierung	110
2.2 Empirische Spiegelung: Der BKM als korporativer Kommunizierender	112
2.2.1 Basis-Parameter der Interaktionssituation im Kommunizieren des BKM.....	113
2.2.2 Korporation BKM.....	113
2.3 Fazit: Patchworker – Nutzer des Zeichenhaften.....	115
3 Verhalten und Handeln im Zeichengebrauch.....	117
3.1 Konzepte der Literatur	117
3.1.1 Determiniertes Verhalten.....	117
3.1.2 Handeln und Verhalten im Wechselspiel	120
3.1.3 Intentionales, kreatives Handeln.....	122
3.2 Nützliche Beschreibung: Interpretatives und kommunikatives Verhalten und Handeln	123
3.2.1 Konzeptionelle Intentionalität.....	124
3.2.2 Freiheit in der operativen Umsetzung.....	126
3.3 Empirische Analyse: Verhalten und Handeln des BKM in der Johannes-B.-Kerner-Show.....	127
3.4 Fazit: Verhalten und Handeln im Zeichengebrauch.....	129
4 Rationalität im Zeichengebrauch	131
4.1 Theoretische Vorschläge	131
4.1.1 Vernünftiges Handeln als sittliches Handeln.....	131
4.1.2 Ökonomische Rationalität.....	131
4.1.3 Vernunft als begründeter Konsens über Geltung.....	132
4.1.4 Vernunft im Kontext der Gruppe	134
4.1.5 Vernunft als kontingentes Ausschlussprinzip von Diskursen	134
4.2 Beschreibung: Rationalität im Zeichengebrauch	135
4.3 Empirische Ergebnisse: Rationalitätsmaßstäbe im Kommunizieren des BKM.....	136
4.4 Fazit: Rationalität im Zeichengebrauch	138
5 Fähigkeiten im Zeichengebrauch.....	140
5.1 Empirisches Schlaglicht: Fähigkeiten des BKM im Rahmen der Veranstaltung einer Pressekonferenz	140
5.2 Praktikable Darstellung: Fähigkeiten im Interpretieren und Kommunizieren	142
5.2.1 Körperlich-organische, mentale und psychische Grundlagen	142
5.2.2 Zeichenbezogene Fähigkeiten	143
5.2.2.1 Arten	143
5.2.2.2 Situierung.....	144

5.2.2.3	Genese und Verbreitung	145
5.2.2.4	Exkurs: Fähigkeiten von Tieren, Maschinen und Menschen ...	147
5.2.2.5	Wirkungen von Fähigkeiten im Zeichengebrauch	148
5.2.2.6	Politische Kompetenzen im Zeichengebrauch	148
6	Ressourcen im Zeichengebrauch	151
6.1	Tour d'Horizon	151
6.2	Plausible Beschreibung: Interpretative und kommunikative Ressourcen.....	153
6.2.1	Dingliche Ressourcen	153
6.2.2	Räumliche Ressourcen	155
6.2.3	Zeitliche Ressourcen.....	155
6.2.4	Personelle Ressourcen	156
6.2.5	Finanzielle Ressourcen.....	156
6.2.6	Rechtliche und ethische Ressourcen	157
6.2.7	Soziale Ressourcen	157
6.2.8	Die politische Regulierung und Allokation der Ressourcenverteilung	160
6.3	Empirische Daten: Ressourcen des BKM	160
6.3.1	Materielle Ressourcen des BKM	160
6.3.2	Soziale Ressourcen	162
6.3.3	Exkurs: Rechtliche Ressourcen des BKM	164
6.3.3.1	Rechte und Pflichten der regierungsamtlichen Öffentlichkeitsarbeit.....	164
6.3.3.2	Staatliche Kompetenzen im Bereich von Kultur und Kunst	165
6.3.3.3	Horizontale Verteilung der Kompetenzen im deutschen Kulturföderalismus.....	167
6.3.3.4	Vertikale Kompetenzverteilung auf Bundesebene	170
6.3.3.5	Organisationsrechtliche Einbettung des BKM.....	172
6.3.3.6	Fazit: Rechtliche Ressourcen.....	174
6.3.4	Fazit: Ressourcen des BKM.....	174
6.3.5	Politische Regulierung und Allokation von Ressourcen	175
6.4	Fazit: Ressourcen im Zeichengebrauch	176
7	Gelingen und Misslingen von Interpretieren und Kommunizieren	178
7.1	Verstehen und Missverstehen.....	178
7.1.1	Entwürfe der Literatur.....	178
7.1.2	Beschreibung von Verstehen und Missverstehen im Patchwork-Modell	179
7.1.2.1	Individuelles Verstehen, individuelle Äußerbarkeit.....	179
7.1.2.2	Intersubjektive Äußerbarkeit und intersubjektives Verstehen..	181
7.1.2.3	Reichweite des intersubjektiven Verstehens.....	182
7.1.3	Empirische Annäherungen	184
7.2	Kommunikative Verständigung und kommunikativer Dissens	186
7.2.1	Blick in die Literatur	186
7.2.2	Nützliche Beschreibung von kommunikativer Verständigung und Dissens	187
7.2.2.1	Verständigung und Dissens.....	187
7.2.2.2	Auslöser für Verständigung	188
7.2.2.3	Reichweite der Verständigung.....	189
7.2.3	Empirische Bruchstücke.....	189
7.3	Fazit: Verstehen und Verständigung	190
7.4	Exkurs: Verfahren und Möglichkeit wissenschaftlichen Interpretierens und Kommunizierens	191
7.4.1	Reformulierung der Formen des wissenschaftlichen Interpretierens im Patchwork-Modell.....	191
7.4.2	Die Interpretierbarkeit des bundeskulturpolitischen Kommunizierens	196
7.4.3	Fazit.....	196
8	Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch	198
8.1	Theoretischer Streifzug	198

8.1.1	Personale Macht und Herrschaft	198
8.1.2	Macht als Veränderungsvermögen.....	199
8.1.3	Herrschaft und Macht im politisch-administrativen System.....	199
8.1.4	Macht durch interpretative Hegemonie und Subversion	200
8.1.5	Macht durch Verteilung von Kapital, Herrschaft durch symbolische Legitimität.....	200
8.1.6	Restriktive und produktive Macht der Diskurse.....	201
8.2	Darlegung: Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch	202
8.2.1	Macht und Herrschaft von Akteuren	202
8.2.2	Selektive und produktive Macht und Herrschaft des Zeichenhaften.....	204
8.3	Empirisches Schlaglicht: Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch des BKM ..	207
8.3.1	Korporative Macht des BKM.....	207
8.3.2	Zeichenhafte Macht und der BKM	210
8.4	Fazit: Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch	211
9	Basale Wirkungen des Zeichengebrauchs.....	213
9.1	Was die Literatur dazu sagt	213
9.2	Beschreibung: Basale Wirkung des Zeichengebrauchs im Patchwork-Modell....	214
9.2.1	Wirkungen des Interpretierens	214
9.2.1.1	Interpretative Rezeption	214
9.2.1.2	Interpretative Emission.....	215
9.2.2	Wirkungen des Kommunizierens.....	215
9.2.2.1	Wirkungen auf den kommunikativen Rezipienten	215
9.2.2.2	Wirkungen auf den kommunikativen Emittenten.....	216
9.2.2.3	Politische Wirkungen in der sozialen Gruppe	217
9.3	Empirischer Nachvollzug: Wirkungen des Kommunizierens des BKM.....	218
9.4	Fazit: Basale Wirkungen des Kommunizierens	219
10	Kommunizieren bei Kopräsenz.....	222
10.1	Theoretische Beschreibung des präsenzhaften Kommunizierens	222
10.1.1	Charakterisierung des präsenzhaften Kommunizierens.....	222
10.1.2	Stärken und Schwächen des präsenzhaften Kommunizierens	223
10.2	Empirische Betrachtungen: Das präsenzhaftes Kommunizieren des BKM.....	224
10.2.1	Präsenzhaftes Kommunizieren des BKM im Überblick	224
10.2.2	Präsenzhaftes Akte aus der Nähe.....	231
10.2.2.1	Kulturelle Orientierungsreden	232
10.2.2.2	Policybezogene Reden	236
10.2.2.3	Körperlich-gestische Äußerungen	241
10.3	Fazit: Kommunizieren bei Kopräsenz.....	243
11	Medien und Massenmedien im Zeichengebrauch	246
11.1	Relevanz des Medialen.....	246
11.2	Basale Leistungen von Medien	247
11.3	Stoff der Medien	248
11.4	Typische Prozesse medialen Kommunizierens	250
11.4.1	Individuelles Emittieren über Medien mit begrenzter Rezipientenzahl	250
11.4.2	Kommunizieren über Massenmedien	251
11.4.3	Individuelles und korporatives Kommunizieren über das Internet mit dispersum Publikum	254
11.4.4	Kommunizieren des BKM über Medien und Massenmedien.....	254
11.4.4.1	Emission des BKM über Medien mit begrenzter Rezipientenzahl.....	254
11.4.4.2	Initiale Emission des BKM im zweistufigen Kommunizieren über Massenmedien	255
11.4.4.2.1	Massenmediale Zielgruppen des BKM	255
11.4.4.2.2	Massenmediale ‚Soli‘ und gemeinsame Auftritte... ..	258
11.4.4.2.3	Massenmediale Emissionsformen im Überblick	258
11.4.4.2.4	Massenmediale Emissionsform: Interview	259

11.4.4.2.5	Massenmediale Emissionsform: Pressemitteilung	263
11.4.4.2.6	Massenmediale Emissionsform: Pressebild	266
11.4.4.2.7	Dialog und Monolog im massenmedialen Kommunizieren.....	267
11.4.4.3	Emission des BKM über das Internet.....	268
11.4.4.4	Fazit: Emission des BKM im medialen und massenmedialen Kommunizieren	268
11.5	Ressourcen und Fähigkeiten im medialen und massenmedialen Zeichengebrauch	269
11.5.1	Theoretische Grundlegung	269
11.5.2	Ressourcen und Kompetenzen des BKM in Emission über Medien und Massenmedien	270
11.6	Wirkungen des Mediums bzw. Massenmediums auf die Gestaltung der Emission	271
11.6.1	Das sagt die Literatur	271
11.6.2	Skizze: Wirkung des Mediums bzw. Massenmediums auf die Gestaltung der Emission	275
11.6.2.1	Individuelle Emission.....	275
11.6.2.2	Einstufiges Kommunizieren über Massenmedien	276
11.6.2.3	Zweistufiges Kommunizieren über Massenmedien.....	277
11.6.2.3.1	Vorüberlegungen	277
11.6.2.3.2	Empirisches Beispiel: Bedingungen emissiver Gestaltung des Kommunizierens des BKM.....	279
11.6.3	Fazit: Wirkung des Mediums bzw. Massenmediums auf die Gestaltung der Emission	282
11.7	Wirkung des Mediums bzw. Massenmediums auf die emissive Reichweite und Intentionalität	283
11.8	Wirkungen der Rezeption über Medium bzw. Massenmedien	284
11.8.1	Wirkungsgrad und beeinflusste individuelle Merkmale	284
11.8.2	Wirkungen der Form des Mediums bzw. Massenmediums auf die Rezeption.....	286
11.8.3	Rezeptive Begrenzungen aufgrund pragmatischer Differenzen.....	287
11.8.4	Verzerrung und Aufhebung von Realität durch die Rezeption über Medien bzw. Massenmedien	288
11.8.5	Gruppenweite Lerneffekte und Harmonisierung von Interpretationen durch Rezeption über Medien bzw. Massenmedien	288
11.8.6	Fazit: Wirkung der Rezeption über Medien bzw. Massenmedien.....	289
11.9	Politische Gestaltung des medialen und massenmedialen Kommunizierens.....	290
11.10	Fazit: Medien und Massenmedien zum Zeichengebrauch.....	292
12	Kommunikative Öffentlichkeit.....	294
12.1	Literatur zum Thema Öffentlichkeit	294
12.1.1	Öffentlichkeit als System	294
12.1.2	Diskursive Öffentlichkeit	295
12.1.3	Repräsentative Öffentlichkeit.....	295
12.2	Plausible Beschreibung: Öffentliches Kommunizieren	296
12.2.1	Öffentlichkeit	296
12.2.2	Massenmediales öffentliches Kommunizieren	296
12.2.3	Präsenzhaftes öffentliches Kommunizieren	298
12.2.4	Wirkungen öffentlichen Kommunizierens.....	299
12.2.5	Öffentliche Meinung	300
12.3	Empirische Perspektiven: Öffentliches Kommunizieren des BKM	301
12.4	Fazit: Kommunikative Öffentlichkeit	301
13	Strategisches Kommunizieren	303
13.1	Brisanz und Relevanz des Strategischen im Kommunizieren.....	303

13.2	Ergebnisse der Literatur.....	304
13.3	Einleuchtende Beschreibung des strategischen Kommunizierens.....	312
13.3.1	Strategisch Kommunizierende.....	312
13.3.2	Profil des strategischen Kommunikationsprozesses.....	313
13.3.3	Persuasive Strategien in der operativen Umsetzung.....	315
13.3.3.1	Äußerung.....	315
13.3.3.2	Aufmerksamkeit gewinnen.....	316
13.3.3.3	Richtig verstanden werden.....	317
13.3.3.4	Erwünschte, nachhaltige Folgen generieren.....	318
13.3.4	Disziplinen und Maßnahmen des strategischen Zeichengebrauchs.....	321
13.3.4.1	Werbung.....	321
13.3.4.2	Medienarbeit.....	322
13.3.4.3	Online-Kommunizieren.....	323
13.3.4.4	Korporationsinternes Kommunizieren.....	323
13.3.4.5	Öffentlichkeitsarbeit, Public Relations.....	324
13.3.4.6	Rhetorik.....	325
13.3.4.7	Markenführung.....	325
13.3.4.8	Eventmanagement.....	326
13.3.4.9	Kommunizieren im Krisenfall.....	326
13.3.4.10	Lobbying.....	327
13.3.4.11	Change Communications.....	327
13.3.4.12	Symbolisches Kommunizieren.....	328
13.3.4.13	Kommunikative Kampagnen.....	331
13.3.4.14	Integriertes Kommunizieren.....	331
13.3.5	Persuasion und Propaganda.....	332
13.4	Empirische Schlaglichter: Das strategische Kommunizieren des BKM.....	333
13.4.1	Strategisch-kommunikative Konzeptionen des BKM.....	334
13.4.2	Beispielhafte persuasive Strategien des BKM.....	336
13.4.2.1	Intensität kommunikativer Thematisierung.....	336
13.4.2.2	Kampagnenführung.....	337
13.4.2.3	Symbolisch-semantische Transfers am Beispiel der Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin.....	339
13.4.2.4	Präsenzhaftes Rituale des Wahlkampfes.....	341
13.4.2.5	Sachargumentation am Beispiel der Einrichtung der Kulturstiftung des Bundes.....	343
13.4.2.6	Fazit: Strategisches Kommunizieren des BKM.....	350
13.5	Fazit: Strategisches Kommunizieren.....	351
14	Führung und Steuerung durch Kommunizieren.....	353
14.1	Vorstellungen von Führung in der Literatur.....	353
14.2	Beschreibung: Politische Führung durch Kommunizieren.....	355
14.3	Kommunikatives Führen des BKM.....	356
14.4	Fazit: Kommunikative Führung.....	357
15	Repräsentieren durch Kommunizieren.....	359
15.1	Aufarbeitung der Theorie.....	359
15.1.1	Legalistische Mandatierung.....	359
15.1.2	Symbolische Vergegenwärtigung der Repräsentierten.....	359
15.1.3	Repräsentieren als symbolischer Prozess.....	360
15.1.4	Repräsentieren als hegemoniale artikulierende Praxis.....	361
15.2	Einleuchtende Beschreibung: Repräsentieren durch Kommunizieren.....	362
15.2.1	Prozess des symbolisch-kommunikativen Repräsentierens.....	362
15.2.2	Wirkungen des repräsentativen Kommunizierens.....	363
15.3	Empirie: Kommunikatives Repräsentieren des BKM.....	366
15.3.1	Repräsentant BKM.....	366
15.3.2	Beispiel: Symbolische Repräsentation bei der Verleihung des Deutschen Filmpreises.....	368

15.4	Fazit: Repräsentieren durch Kommunizieren	371
16	Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten	374
16.1	Blick in die Literatur.....	374
16.2	Abgrenzung: Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten	376
16.2.1	Individuelle Tätigkeiten.....	376
16.2.1.1	Denkerische Prozesse	376
16.2.1.2	Rezeptives Interpretieren	377
16.2.1.3	Emissives Interpretieren.....	377
16.2.2	Sozial gerichtete Tätigkeiten	378
16.2.2.1	Physikalische Kraftausübung auf Menschen	378
16.2.2.2	Kommunikative Interaktion	379
16.2.3	Zeichenhaftes, Interpretatives und Kommunikatives im Politischen.....	380
16.2.3.1	Polity-Dimension	381
16.2.3.2	Policy-Dimension.....	382
16.2.3.3	Politics-Dimension.....	386
16.2.3.4	Kritik der Unterscheidung von Entscheidungs- und Darstellungspolitik	386
16.3	Fazit: Politischer Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten.....	387
17	Zusammenfassung: Patchworken – politischer Zeichengebrauch	391
Teil IV:	Politische Kultur als Teil des Patchworks	400
1	Kritik ausgewählter Konzepte der Kulturforschung	401
1.1	Kultur als moralische Kultivierung oder Depravation der menschlichen Natur	401
1.1.1	Kultur als Entfaltung von Humanität	401
1.1.2	Kultur als zivilisationsbedingte Entfremdung von der inneren Natur	402
1.2	Kultur als Identität eines Volkes	405
1.2.1	Volkskulturen mit je eigenem Entwicklungsgesetz.....	405
1.2.2	Kultur als historische Konfiguration von Mustern in einem Areal	407
1.2.3	Kultur als Quelle von Identität.....	408
1.2.4	Der Kampf der Kulturen.....	409
1.3	Kultur im Kontext der Biologie	410
1.3.1	Kultur als Kompensation biologischer Ausstattung	410
1.3.2	Kultur als Epiphänomen des Biologischen oder Genetischen.....	411
1.3.3	Kultur als sekundäres Vererbungssystem	412
1.4	Kultur als psychische Krücke	413
1.4.1	Kultur als ästhetische Sinnschöpfung.....	414
1.4.2	Kultur als Hilfskonstruktion gegen das libidinöse Leiden	415
1.5	Kultur in ihrer stabilisierenden Funktion für die Gesellschaft	416
1.5.1	Kultur als funktionales Subsystem des Sozialen.....	416
1.5.2	Strukturfunktionale politische Kulturforschung: Grundmodell.....	417
1.5.3	Strukturfunktionale politische Kulturforschung: Rezeption und Adaption	421
1.6	Politische Kultur im Zusammenspiel mit Interessen und Präferenzen	426
1.6.1	Kultur als mit Bedeutung bedachter Weltausschnitt.....	426
1.6.2	Politische Kultur als handlungsleitende Idee	427
1.6.3	Kultur als (rationalisierbares) Residuum von Rationalität.....	429
1.7	Kultur als geteiltes Wissen	431
1.7.1	Kultur als historische Mentalität.....	431
1.7.2	Kultur als Summe von Wissensbeständen	431
1.7.3	Politische Kultur als politischer Wissensvorrat.....	432
1.8	Kultur als Zeichensystem und Zeichenprozess	434
1.8.1	Kulturphänomene auf Basis eines Urcodes.....	434
1.8.2	Kultur als Summe symbolischer Formen der Erkenntnis	435
1.8.3	Kulturelles Handeln als Semiose	436
1.8.4	Kultur als Ensemble semiotischer Texte.....	437
1.8.5	Kultur als semantisches Reservoir der Lebenswelt	441

1.8.6	Politische Kultur als Vorstellungsstruktur.....	442
1.9	Kultur als performativer Prozess	444
1.9.1	Herstellung von Kultur im vagen Interaktionsprozess	445
1.9.2	Kultur als Interaktionsritual	446
1.10	Kultur unter dem Einfluss materieller Verhältnisse	447
1.10.1	Kultur als manipulative Industrie.....	447
1.10.2	Kultur als Kapital und Anerkennung der Kapitalverteilung	449
1.11	Alltags- und Medienkultur mit Subversionspotenzial	453
1.11.1	„Doing Culture“ im Kontext.....	453
1.11.2	Politische Medien- und Unterhaltungskultur	455
1.12	Kultur zwischen Struktur und Handlung	456
1.12.1	Kultur als Ensemble von Diskursen.....	456
1.12.2	Kultur in der Dualität von Struktur und Handeln.....	459
1.13	Kultur als hybrides, postmodernes Konstrukt	460
1.14	Gesamtschau: Stand und Perspektiven der allgemeinen und politikbezogenen Kulturforschung.....	463
2	Skizze: Politisch Kulturelles.....	464
2.1	Stoff und Ort des Kulturellen	464
2.1.1	Kultureigenschaft: Zeichenhaftigkeit.....	464
2.1.1.1	Kulturelle Signifikate.....	464
2.1.1.2	Kulturelle Prozessierungsregeln	465
2.1.1.3	Kulturelle Signifikanten.....	465
2.1.1.4	Kulturelles Tun	466
2.1.2	Kultureigenschaft: Gruppenweite Verbreitung	467
2.1.3	Kultureigenschaft: Institutionalisierung	467
2.1.4	Abgrenzung des Kulturellen vom Nicht-Kulturellen.....	468
2.1.4.1	Kultur und natürliche Anlagen	468
2.1.4.2	Kultur und idiosynkratische Entwürfe.....	468
2.1.5	Kulturelles Patchwork und einzelne Patches	469
2.1.5.1	Ausschnitte aus dem Patchwork.....	469
2.1.5.2	Politische Patches	471
2.1.6	Empirische Überlegungen: Kulturelle Stoffe des BKM.....	472
2.1.6.1	Kulturalität des Datenkorpus	472
2.1.6.2	Kulturelle Institutionen im Zeichengebrauch des BKM.....	474
2.1.7	Fazit: Stoff und Ort des Kulturellen.....	477
2.2	Kulturelle Akteure.....	479
2.2.1	Charakteristika kultureller Akteure.....	479
2.2.2	Politisch-kulturelle Akteure	479
2.2.3	Kultureller Akteur BKM.....	479
2.2.4	Kultur als rein menschliches Vermögen?.....	480
2.2.5	Fazit: Kulturelle Akteure	480
2.3	Freiheit und Determinierung im kulturellen Zeichengebrauch.....	480
2.3.1	Kulturelles Verhalten und kulturelles Handeln	480
2.3.2	Ausbruch aus kulturellen Prägungen.....	481
2.3.3	Rationalität und das Kulturelle	482
2.3.4	Freiheit und Determinierung im politisch-kulturellen Zeichengebrauch	482
2.3.5	Kulturelle Freiheitsgrade und Rationalität des BKM.....	482
2.3.6	Fazit: Freiheit und Determinierung im kulturellen Zeichengebrauch	482
2.4	Kulturelle Kompetenzen.....	483
2.4.1	Relevanz und Arten kultureller Fähigkeiten	483
2.4.2	Kulturelle Sozialisationsprozesse	483
2.4.3	Kulturelle Akteure als selbstähnliche Ausschnitte des Patchworks.....	484
2.4.4	Politisch-kulturelle Kompetenzen.....	485
2.4.5	Politisch-kulturelle Fähigkeiten des BKM.....	485
2.4.6	Fazit: Kulturelle Kompetenzen.....	486

2.5	Ressourcen im Kulturellen	487
2.5.1	Relevanz der Ressourcen im kulturellen Zeichengebrauch	487
2.5.2	Arten von Ressourcen.....	487
2.5.3	Kultur und natürliche Umwelt.....	487
2.5.4	Kultur und soziale Struktur	488
2.5.5	Ressourcen im politisch-kulturellen Zeichengebrauch	488
2.5.6	Ressourcen im kulturellen Tun des BKM.....	489
2.5.7	Fazit: Ressourcen im Kulturellen.....	489
2.6	Kulturelle Herrschaft	490
2.6.1	Herrschaft des Kulturellen über den Zeichengebrauch	490
2.6.2	Herrschaft der Akteure über das Kulturelle.....	490
2.6.3	Politische Korporationen und ihre kulturelle Gestaltungsmacht	491
2.6.4	Kulturelle Herrschaft und BKM	491
2.6.5	Fazit: Kulturelle Herrschaft	491
2.7	Genese des Kulturellen.....	492
2.7.1	Statik und Dynamik: Das Kulturelle als träge Institution.....	492
2.7.1.1	Kulturelle Tradierung	492
2.7.1.2	Kulturelle Innovation.....	493
2.7.2	Richtung und Maßstab kultureller Entwicklung	494
2.7.3	Politik und politisch-kulturelle Institutionen	495
2.7.4	Kulturelle Tradition und Innovation im Kontext des BKM	495
2.7.5	Fazit: Genese des Kulturellen	497
2.8	Strukturierung des Kulturellen.....	498
2.8.1	Universalität und Partikularität des Kulturellen.....	498
2.8.1.1	Universelle kulturelle Institutionen	498
2.8.1.2	Partikulare kulturelle Institutionen.....	498
2.8.2	Heterogenität und Homogenität des Kulturellen	499
2.8.2.1	Kulturelle Integration und kulturelle Cleavages nach innen.....	499
2.8.2.2	Kulturelle Geschlossenheit und Überlappung nach außen	500
2.8.3	Strukturierungen des politisch Kulturellen.....	501
2.8.4	Strukturierungen des Kulturellen und der BKM.....	502
2.8.5	Fazit: Strukturierung des Kulturellen.....	504
2.9	Kulturelle ‚Identitäten‘	505
2.9.1	Personale kulturelle Identität	505
2.9.2	Kulturelle Identität einer Gruppe.....	506
2.9.3	Politisch-kulturelle Identitäten.....	507
2.9.4	Kulturelle Identitäten und der BKM.....	507
2.9.5	Fazit: Kulturelle ‚Identitäten‘	512
2.10	Kulturelles Verstehen und kulturelle Verständigung	513
2.10.1	Äußerbarkeit, Verstehen und Verständigung auf Basis kultureller Institutionen.....	513
2.10.2	Politische Äußerbarkeit, Verstehen und Verständigung auf Basis politisch-kultureller Institutionen	513
2.10.3	Politischer Umgang mit kultureller Differenz	514
2.10.4	Kulturelles Verstehen, kulturelle Verständigung und der BKM.....	515
2.10.5	Exkurs: Wissenschaftliches Verstehen und Mehrwert dieser Praxis	516
2.10.6	Fazit: Kulturelles Verstehen und kulturelle Verständigung.....	518
2.11	Wirkungen des kulturellen Zeichengebrauchs.....	519
2.11.1	Wirkungen des Kulturellen auf den Einzelnen	519
2.11.2	Wirkungen des Kulturellen auf Gruppen.....	519
2.11.3	Wirkungen des politisch Kulturellen.....	520
2.11.4	Kulturelle Wirkungen und der BKM.....	520
2.11.5	Fazit: Wirkungen des kulturellen Zeichengebrauchs	520
2.12	Gesamtschau: Politisch Kulturelles	521

Teil V	Synopse: Patchwork! Interpretationen zur Verwobenheit des politischen Kommunizierens und des politisch Kulturellen	528
1	Plausible Beschreibung des politischen Kommunizierens	529
2	Politisch Kulturelles im Überblick.....	533
3	Politische Regulierung des politisch Kulturellen und des politischen Zeichengebrauchs	535
4	Die Verwobenheit von politischem Kommunizieren und politisch Kulturellem.....	536
5	Patchworker im Patchwork: Der BKM	537
6	Theoretischer und praktischer Nutzen des Patchwork-Modells	540
7	Ausklang: Szenen aus einem fremden Patchwork	542
Teil VI:	Literaturverzeichnis.....	543
Teil VII:	Anhang.....	580
A	Codebook: Empirische Analyse.....	581
1	Quellen des öffentlichen Kommunizierens des BKM	581
1.1	Textrecherche.....	581
1.2	Interviews	581
1.3	Quellenbeurteilung.....	582
2	Kriterien für die Grobanalyse des öffentlichen Kommunizierens.....	583
2.1	Eingrenzung des Forschungsgegenstands	583
2.1.1	Ein kommunikativer Akt.....	583
2.1.2	Kommunikativ gerichtete Signifikantenkomplexe.....	583
2.1.3	Öffentliche Äußerungen	583
2.1.4	Emittent BKM	583
2.1.5	Untersuchungszeitraum	584
2.2	Nummer des kommunikativen Aktes	584
2.3	Kommunikative Interaktionssituation	584
2.3.1	Emittent.....	584
2.3.2	Protagonist.....	584
2.3.3	Politische Rolle des Amtsträgers.....	584
2.3.4	Kommunikative Rolle des Amtsträgers.....	584
2.3.5	Kommunikative Plattform	584
2.3.6	Anzahl weiterer kommunikativer Protagonisten.....	584
2.3.7	Arten weiterer kommunikativer Protagonisten	585
2.3.8	Art der Distribution an die Massenmedien	585
2.3.9	Medialer Vermittlungsweg	585
2.3.10	Primäre oder sekundäre mediale Vermittlung.....	585
2.3.11	Mediengattung	585
2.3.12	Medienart.....	585
2.3.13	Medienname	586
2.3.14	Medien-Ressort.....	586
2.3.15	Offenheit des Zugangs zu Veranstaltungen.....	586
2.3.16	Größe des Veranstaltungspublikums.....	586
2.3.17	Art des Veranstaltungspublikums	586
2.3.18	Interaktive Richtung.....	586
2.4	Situative Eckdaten	586
2.4.1	Datum	586
2.4.2	Ort.....	586
2.4.3	Anlass	587
2.5	Form und Stil der geäußerten Signifikanten	587
2.5.1	Zeichengattung	587
2.5.2	Kommunikative Disziplin	587
2.5.3	Text- und Handlungsorte: Kommunikatives Instrument.....	587
2.5.4	Kommunikativer Stil.....	587

2.5.5	Rahmenprogramm	587
2.6	Thema	588
3	Kriterien für die Feinanalyse des öffentlichen Kommunizierens.....	589
3.1	Analysekriterien für schriftliche Texte.....	589
3.2	Analysekriterien für Veranstaltungen.....	589
3.3	Analysekriterien für visuelle Dokumente	590
3.4	Analysekriterien für audiovisuelle Dokumente.....	590
4	Analyse kulturpolitischer Ziele des BKM.....	591
4.1	Quellen	591
4.2	Analysegegenstand	591
4.3	Kriterienpool.....	591
4.3.1	Zielthema	591
4.3.2	Zielvalenz.....	591
B	Experteninterviews	592
1	Interviewleitfäden	592
1.1	Leitfaden BKM-Interviews	592
1.2	Leitfaden SPD-Interview	594
2	Interviewtranskripte.....	596
2.1	Transkript Interview mit Dr. Naumann.....	596
2.2	Transkript Interview mit Prof. Nida-Rümelin	603
2.3	Transkript Interview mit Prof. Weiss.....	610
2.4	Transkript Interview mit Dr. Scherer	617
C	Organigramm BKM	619

Grafiken

Grafik II.1:	Exemplarische Signifikantengattungen im Überblick.....	47
Grafik II.2:	Text „Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“	52
Grafik II.3:	Pressebild des BKM mit Udo Lindenberg	53
Grafik II.4:	Mindmapping zur Interpretation des Textes zur Bundesförderung der Bayreuther Festspiele.....	73
Grafik II.5:	Mindmapping zur Interpretation des Pressebildes zum Udo-Lindenberg- Interview	73
Grafik II.6:	Prozessierungen am Beispiel des Textes zur Bundesförderung der Bayreuther Festspiele.....	94
Grafik II.7:	Prozessierungen am Beispiel des Pressefotos mit Udo Lindenberg	94
Grafik III.1:	Typische Kompetenzen in der Rezeption von Signifikanten.....	144
Grafik III.2:	Typische Kompetenzen in der Produktion von Signifikanten.....	144
Grafik III.3:	Überblick Haushaltsmittel des BKM (nach Nevermann).....	161
Grafik III.4:	Pressefoto des BKM am Tag der offenen Tür?	184
Grafik III.5:	Überblick über exemplarische Medienarten	250
Grafik III.6:	Exemplarische Interaktionssituationen im medialen und massenmedialen Kommunizieren	252
Grafik III.7:	Beispielhafte Fähigkeiten und Ressourcen im medialen und massenmedialen Zeichengebrauch	270
Grafik III.8:	Intentionen des BKM	334
Grafik III.9:	Stärken und Schwächen des BKM im Rahmen der kommunikativen Positionierung.....	335
Grafik III.10:	Interpretationen zur Inszenierung der Feierlichkeiten zur Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin.....	340
Grafik III.11:	Assoziationen zum Repräsentanten BKM.....	367
Grafik IV.1:	Exemplarische Patches, die den BKM durchziehen.....	473
Grafik IV.2:	Kulturelle Kompetenzen in BKM und BPA	486

Teil I: Einführung

“**patchwork, also called piecing,** the process of joining strips, squares, triangles, hexagons, or other shaped pieces of fabric (also called patches), by either hand or machine stitching, into square blocks or other units. It is one of the primary construction techniques of quilting and is often combined with appliqué. In constructing the quilt top the pieced blocks may be stitched together, alternated with blocks cut from a single fabric, or separated by long strips of fabric known as sashing. The blocks may be arranged in a wide variety of settings, including rotated 90 degrees ‘on point.’ Pieced or plain border strips are often added to complete the quilt top. In the crazy quilt the patches are of irregular size and shape; like crazy blocks, string-pieced blocks, formed of strips of fabric, are sewn to a fabric or paper foundation.”¹

1 Szenen aus einem fremden Patchwork

Wir beginnen dezidiert unwissenschaftlich und provokant mit einigen völlig aus der Luft gegriffenen Szenen²:

Stellen Sie sich vor, ein fiktiver Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien (BKM) steht im knallbunten Jogginganzug am Rednerpult des Deutschen Bundestags. Er kaut fröhlich schmatzend eine Salamisemmel und ruft den Abgeordneten zu: „Jungs und Mädels, wie wär’s, wenn wir diese ollen KZ-Gedenkstätten zumachen, is’ doch ewig her und kostet eh bloß Kohle.“

Absurd? Unsäglich? Moralisch empörend? Warum denken Sie so? Warum halten wir bestimmte Arten des Kommunizierens für wahr, angemessen, legitim, sagbar, verständlich, gültig und andere nicht? Würde der iranische Präsident Mahmud Ahmadinedschad ähnlich über die Schließung von Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus urteilen? Würde ein Hip-Hopper den Kleidungsstil des BKM vielleicht cool finden? Was würden ein Mandarin aus der Ming-Dynastie und ein Pyramidenbauer aus dem alten Ägypten wohl von der Bundestagsszene halten? Könnten diese überhaupt verstehen, wer da spricht und was da vor sich geht?

Stellen Sie sich vor, unser fiktiver Amtsträger engagiert sich beruflich für Kunst und Kultur, im Herzen ist er aber ein glühender Sozialist und bayerischer Lokalpatriot. Daher möchte er von Mitgliedern des Bayerischen Landtags ein Gesetz zur Einführung des Sozialismus verabschieden lassen.

Warum finden Sie das lustig? Warum stört es Sie genauso wie die bayerischen Landtagsabgeordneten, dass der BKM auf Landesebene und in der Sozialpolitik aktiv ist? Welche Führungskonzepte und -strategien könnten wir dem BKM empfehlen, um die bayerischen Parlamentarier von seinem Vorschlag zu überzeugen, Konsens herzustellen? Verleiht sein Amt ihm bereits ausreichend repräsentatives Gewicht? Wer ist hier überhaupt mächtiger, der BKM oder das bayerische Parlament? Welche ökonomischen, technischen, sozialen Ressourcen könnten beide Seiten in die Waagschale werfen?

Stellen Sie sich vor, unser fiktiver Amtsträger ist mittlerweile etwas entnervt vom permanenten Widerstand der Bundesländer gegen seine kulturpolitischen Projekte und sein Amt über-

¹ O. V. 2010.

² Falls Sie sich über diesen Stil in einer wissenschaftlichen Arbeit wundern, schlagen Sie am besten in Kapitel I.3.4 nach. Ich kann Sie beruhigen: Andere Textteile entsprechen durchaus gängigen stilistischen Standards.

haupt. Die Massenmedien berichten kritisch, führende Journalisten schlagen sich auf die Seite der Kulturhoheit der Länder. Aber dieses lästige Problem sollte ein Beauftragter der Bundesregierung für Medien ja wohl aus der Welt schaffen können. Der fiktive Amtsträger lässt seinen medienpolitischen Referenten flugs einen Gesetzesentwurf zur inhaltlichen Vorabkontrolle der Berichterstattung in Presse, Rundfunk und Internet durch den BKM formulieren. Zudem plant der BKM eigene, opulent inszenierte TV-Shows. Damit will er seine kulturpolitischen Leistungen, vielleicht auch die Grundlagen des Sozialismus dem Bürger vermitteln.

Das darf der BKM nicht? Woher wissen Sie das? Und warum widersprechen Zensur und Staatsfernsehen Ihrer Rechtsauffassung? In Italien ist Derartiges doch auch kein Problem. Ist der BKM nicht vielmehr verpflichtet, öffentlich zu kommunizieren, Transparenz herzustellen, seine politischen Auffassungen zu vermitteln? Welche Formen und Inhalte des massenmedialen politischen Kommunizierens wären dabei legal und legitim? Überschätzt der BKM womöglich die Wirkung des Fernsehens? Könnte eine x-beliebige TV-Sendung einen Bürger überhaupt vom angestrebten Systemwechsel überzeugen?

Eine erste Vermutung

An dieser Stelle will ich – weil es zu meiner qualitativen Methode gehört, dass wir uns dem Gegenstand möglichst unvoreingenommen nähern – erst einmal gar nichts weiter sagen, als dass ich für meinen Teil vermute, dass die Antworten auf derartige Fragen irgendwie mit politischer Kommunikation und politischer Kultur sowie der Beziehung zwischen beiden zu tun haben.

Um den Sachverhalt besser zu verstehen, müssen wir also klären, was wir unter politischer Kommunikation und unter politischer Kultur verstehen können und wie diese beiden Konzepte miteinander verbunden sind. Womöglich liegen passende Antworten schon in der wissenschaftlichen Literatur für uns bereit. Verschaffen wir uns also einen ersten, sehr groben Überblick über die Forschung zur politischen Kommunikation und zur politischen Kultur.

2 Ein erster Literaturüberblick

2.1 Forschung zur politischen Kommunikation

Im Folgenden stelle ich zentrale Stränge der geistes- und sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit politischer Kommunikation dar. Ich habe sie nach disziplinärer Herkunft sowie epistemologischen, konzeptionellen und methodischen Kriterien grob geclustert.

2.1.1 Kommunikationsorientierte Konzepte der politischen Theorie

Spätestens seit der griechischen Antike durchwirkt das Kommunizieren die politische Theorie³, im 20. Jahrhundert wird das Thema – beflügelt durch den Linguistic Turn⁴ – quicklebendig. Einige Autoren machen in diesem Rahmen das Diskutieren und Argumentieren zur normativen Voraussetzung eines politischen Zusammenlebens in Freiheit und Gleichheit: Für Aristoteles etwa ist der Mensch ein Zoon Politikon, ein politisches Gemeinschaftswesen, eben weil er sprachbegabt ist und so Gerechtes von Ungerechtem unterscheiden kann.⁵ Tocqueville plädiert stattdessen für Pressefreiheit, um die Tyrannei der Mehrheit in Schach zu halten.⁶ Arendt wiederum betrachtet in „Vita Activa“⁷ das gemeinsame öffentliche Sprechen und Handeln als höchste Tätigkeitsform, in der Republik treten Menschen so voreinander in Erscheinung, verstehen Sinn und streiten um die besten Lösungen. Habermas basiert seinen Entwurf einer deliberativen Demokratie auf einer verständigungsorientierten „Theorie des kommunikativen Handelns“⁸.

Ein anderer Zweig der politischen Theorie betrachtet Kommunikation unter dem Aspekt der politischen Führung: Cicero setzt sich in „De Oratore“⁹ zum Beispiel mit der politischen Redekunst auseinander, Machiavelli zeigt in „Il Principe“¹⁰, wie der Fürst die Lüge, die Geheimhaltung und die Imagepflege als Machtinstrument nutzen kann. Schmitt schließlich kritisiert die Diskussionen des Parlamentarismus. Politische Begriffe seien per se polemisch und würden sich aus dem Ergebnis politischer Auseinandersetzung ergeben.¹¹

Daneben finden sich in der politischen Theorie scharfe Kritiker des politischen Kommunizierens: Plato verdächtigt mit Gorgias das Halbwissen der Verführung der Bürger in politischen Versammlungen.¹² Adorno und Horkheimer kritisieren in der „Dialektik der Aufklärung“¹³ die manipulative Kraft der Reklame und der Massenmedien in der kapitalistischen Gesellschaft.

³ Für einen Überblick vgl. Münkler, Llanque 2002.

⁴ Stierstorfer fasst die Positionen des Linguistic Turn wie folgt zusammen: „Allen gemeinsam ist eine grundlegende Skepsis gegenüber der Vorstellung, Sprache sei ein transparentes Medium zur Erfassung von Kommunikation und Wirklichkeit. Diese Sicht wird durch die Auffassung von Sprache als unhintergehbare Bedingung des Denkens ersetzt“ (Stierstorfer 2005, S. 132). Die Rede vom Linguistic Turn hat Rorty mit einem gleichnamigen Sammelband etabliert. Er meint damit „the view that philosophical problems are problems which may be solved (or dissolved) either by reforming language, or by understanding more about the language we presently use“ (Rorty 1992, S. 3). In den neunziger Jahren wendet sich Rorty aber wieder vom Linguistic Turn ab, dieser verschwinde gemeinsam mit dem Repräsentationsgedanken in der Versenkung (vgl. Rorty 1992a).

⁵ Vgl. Aristoteles, Schwarz 2007 (auf die Angabe des Jahres der Erstausgabe verzichte ich aus Kapazitätsgründen, das angegebene Jahr bezieht sich auf das Jahr der Veröffentlichung dieser konkreten Ausgabe).

⁶ Vgl. de Tocqueville 2004.

⁷ Arendt 2008.

⁸ Habermas 1995.

⁹ Cicero, Merklin 2006.

¹⁰ Machiavelli, Rehberg 2005.

¹¹ Vgl. Schmitt 1996.

¹² Vgl. Plato, Hildebrandt 2006.

¹³ Horkheimer, Adorno 2004.

In jüngerer Zeit wird Kommunikation auch als basaler Steuerungsmodus verstanden: Luhmann etwa skizziert seine kommunikativ grundierte Systemtheorie u. a. für das politische Prozessieren von Sinn.¹⁴ Auch Foucaults Diskurse¹⁵ stehen in einem zeichenbezogenen Zusammenhang und sind durchwirkt von politischen Konstrukten wie Macht und Gouvernamentalität.

Kritik: Die politische Theorie, die politische Philosophie und Soziologie konzentrieren sich durch die Bank auf abstrakte theoretische Überlegungen. Diese sind häufig normativ, teils auch kritisch oder deskriptiv ausgerichtet. Insbesondere Habermas, Luhmann und Foucault bringen in diesem Rahmen hochkomplexe systematische Entwürfe vor. Die politische Dimension wird hier in verschiedenen Varianten ausbuchstabiert, sie erstreckt sich auf die öffentliche Deliberation als Nukleus des Demokratischen, auf das Kommunizieren zur Sicherung von Macht und Herrschaft sowie auf die Steuerung des politischen Systems durch Kommunikation. Empirische Forschung spielt hier keine Rolle.

2.1.2 Politische Kommunikation als eigenständige Disziplin zwischen Kommunikationswissenschaft und politischer Systemlehre

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts etabliert sich eine eigenständige Disziplin mit dem Titel ‚politische Kommunikationsforschung‘. Ihre Wurzeln liegen in Kommunikationswissenschaft und Sozialpsychologie: Lippman setzt sich in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit der öffentlichen Meinung auseinander¹⁶, Le Bon mit der Psychologie der Massen¹⁷. Ab den vierziger Jahren werden empirische Studien zur Wirkung politischer Kommunikation durchgeführt: Lasswell, Lerner und Speier analysieren beispielsweise (politische) Propaganda und ihre behavioralistischen Effekte¹⁸, Lazarsfeld, Berelson und Gaudet untersuchen die Wirksamkeit massenmedial ausgetragener Wahlkämpfe¹⁹. McCombs und Shaw stellen schließlich anhand empirischer Studien zur Berichterstattung im Präsidentschaftswahlkampf die Hypothese des „Agenda-Settings“²⁰ auf und Noelle-Neumann vermutet auf Basis von Studien zum Meinungsklima im Vorfeld von Wahlen eine „Schweigespirale“²¹. Die politische Systemlehre beteiligt sich hingegen bis zum Ende der sechziger Jahre kaum an der kommunikationsbezogenen Forschung. Noch am ehesten lässt sich die sozialpsychologisch basierte Wahlkampfforschung, etwa von Scheuch und Wildenmann²², als Analyse der politischen Kommunikation lesen.

Erst in den siebziger Jahren erwacht das politikwissenschaftliche Interesse am Thema.²³ Nun etabliert sich langsam die politische Kommunikationsforschung als eine eigenständige Disziplin am Schnittpunkt von Politik- und Kommunikationswissenschaft. Angetrieben wird dieser Prozess durch die zunehmende Relevanz politischer Kommunikation in der so genannten Mediendemokratie²⁴: Mit technologischen Innovationen wie Privatfernsehen, Internet und

¹⁴ Vgl. Luhmann 2005.

¹⁵ Vgl. Foucault et al. 2008.

¹⁶ Vgl. Lippmann 2010.

¹⁷ Vgl. LeBon, Dingeldey 1951.

¹⁸ Vgl. Lasswell et al. 1979.

¹⁹ Vgl. Lazarsfeld, Berelson, Gaudet 1944.

²⁰ McCombs, Shaw 1972.

²¹ Noelle-Neumann 1982.

²² Kriterien wie Parteiidentifikation, Themen- und Kandidatenorientierungen sind schließlich kommunikativ beeinflusste Kategorien, vgl. Scheuch, Wildenmann 1965, Kaase, Klingemann 1983. Für einen Überblick vgl. Roth 2008.

²³ Zu den Pionieren gehören Langenbucher (vgl. Langenbucher 1974) und Bergsdorf (vgl. Bergsdorf 1983).

²⁴ Vgl. Schatz 2002, von Alemann 2002.

Mobilfunk steigern sich Angebot und Nutzung (massen)medialer Politikberichterstattung²⁵, die Qualität der Inhalte verändert sich.²⁶ Politische Entscheidungsträger reagieren darauf mit der Professionalisierung ihrer Öffentlichkeitsarbeit und Werbung, vor allem im Wahlkampf.²⁷ Der Beratungsbedarf seitens der Praxis steigt.²⁸

Mittlerweile kann die junge Disziplin auf eine solide wissenschaftliche Infrastruktur zurückgreifen: Eine Handvoll Lehrstühle ist zumindest unter anderem der politischen Kommunikation gewidmet²⁹, ihre Inhaber rekrutieren sich allerdings vor allem aus der Kommunikationswissenschaft, nur wenige stammen aus der Politikwissenschaft.³⁰ Masterstudiengänge³¹ und diverse Lehrveranstaltungen werden zum Thema angeboten. Schon Ende der siebziger Jahre gründet sich ein Arbeitskreis Politik und Kommunikation³² in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW), seit den neunziger Jahren besteht eine Kooperation mit der Fachgruppe Kommunikation und Politik³³ der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK). Regelmäßige Kongresse werden ausgerichtet, etwa zu „Expertise. Entscheidung. Öffentlichkeit. Politikberatung unter dem Kommunikationsaspekt“ oder zu „Framing als politischer Prozess“.³⁴

Seit Mitte der neunziger Jahre wächst das Schrifttum exponentiell an: Lehrbücher, Sammelwerke und Tagungsbände liegen vor, etwa „Politische Kommunikation in Deutschland“³⁵ von Sarcinelli, „Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft“³⁶ von Jarren, Sarcinelli und Saxer oder „Politische Akteure in der Mediendemokratie“³⁷ von Schatz, Rössler und Nieland. In politikwissenschaftlichen Fachzeitschriften werden regelmäßig Artikel veröffentlicht, im Jahr 2008 hat die Politische Vierteljahresschrift gar ein Sonderheft zum Thema „Politik in der Mediendemokratie“³⁸ herausgegeben. Im internationalen Bereich finden sich sogar einige auf politische Kommunikation spezialisierte Zeitschriften, etwa „Political Communication“^{39, 40}.

²⁵ Vgl. Kleinsteuber 1998, Jarren 1998, Jäckel 1994.

²⁶ Vgl. Literatur zur Amerikanisierung, Personalisierung und Inszenierung in den Fußnoten I.49, I.48 und I.46.

²⁷ Vgl. Holtz-Bacha 2007, Bennett, Entman 2001, Tenscher 2002, Falter, Römmele 2002.

²⁸ „Ganz im Gegensatz zur zögerlichen Etablierung der politischen Kommunikation im universitären Bereich hat der Arbeitsmarkt für Absolventen mit sozial- und insbesondere kommunikationswissenschaftlichen Kompetenzen in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen und politischen Tätigkeitsfeldern eine enorme Expansion erfahren“ (Sarcinelli 2009, S. 24).

²⁹ Vgl. auch Sarcinelli 2002, S. 332 f.

³⁰ Kaase fällt auf, „daß Themen der politischen Kommunikation ganz überwiegend außerhalb der Fachgemeinschaft der Politikwissenschaftler, und das heißt im Wesentlichen durch Kommunikationswissenschaftler, bearbeitet werden“ (Kaase 2002, S. 99). In der Tat finden sich wenige Politikwissenschaftler, darunter etwa Prof. Dr. Ulrich Sarcinelli, Universität Koblenz-Landau, Dr. Jens Tenscher, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Prof. Heribert Schatz (emeritiert) an der Universität Duisburg-Essen, Prof. Dr. Max Kaase am Jacobs Center on Lifelong Learning, Dr. Manuela Glaab an der LMU München.

³¹ Zum Beispiel Politische Kommunikation an der Heinrich Heine Universität Düsseldorf und an der Universität Bielefeld, Medien und Politische Kommunikation an der Freien Universität Berlin.

³² Vgl. Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft o. J.

³³ Vgl. Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 2010. Auch im internationalen Kontext finden sich diverse Fachgesellschaften, insbesondere in den USA ist die Forschungslandschaft differenziert. Die International Communication Association (ICA) besitzt eine ‚Political Communication Division‘. Die American Political Science Association (APSA) verfügt über eine ‚Political Communication Section‘.

³⁴ Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft o. J.b.

³⁵ Sarcinelli 2005.

³⁶ Jarren et al. 2002.

³⁷ Schatz 2002.

³⁸ Marcinkowski, Pfetsch 2009.

³⁹ Political Communication (Routledge), früher Political Communication Review.

⁴⁰ Für einen Überblick zur Forschung in den USA vgl. Graber 2003, Kaid, Holtz-Bacha 2008.

Die Themen sind häufig brandaktuell: Schulz und Kaase publizieren zum Verhältnis von Medien und Politik⁴¹, Sarcinelli beschäftigt sich mit Politikvermittlung⁴² und symbolischer Politik⁴³, Korte mit der Unterscheidung von Darstellungs- und Entscheidungspolitik⁴⁴, Meyer, Ontrup und Schicha mit Inszenierungen⁴⁵, Schulz oder Holz-Bacha mit Wahlkampfkommunikation⁴⁶, Brettschneider mit Personalisierung⁴⁷, Falter und Römmele mit Amerikanisierung⁴⁸. Weiter finden sich Studien zu politischen Akteuren⁴⁹, einzelnen Zeichen- oder Mediengattungen⁵⁰, Politikfeldern oder -bereichen⁵¹. Die Politische Kultur ist allerdings nur selten ein Thema: Tenscher⁵² und auch Pfetsch⁵³ setzen sich mit Kultur im Rahmen der kommunikativen Interaktion von Journalisten und politischen Pressesprechern auseinander, Jarren analysiert die Organisationskultur von Medienredaktionen⁵⁴, Sarcinelli betrachtet politischen Stil als „politisch-kulturelle Kategorie“⁵⁵. Saxer setzt sich in „Medien-Kulturkommunikation“⁵⁶ mit dem gesellschaftlichen Teilsystem der Kultur auseinander, „das für die mentale Strukturierung der Gesellschaftsmitglieder verantwortlich ist, indem es die verhaltenssteuernden Orientierungsmodelle hervorbringt“⁵⁷. Das Sonderheft der Politischen Vierteljahresschrift zu „Politik in der Mediendemokratie“⁵⁸ untersucht in einem Kapitel das Spannungsfeld „Politische Kultur und individuelle Medienwirkungen“⁵⁹. Lesmeister untersucht in ihrer Dissertation die „informelle politische Kommunikationskultur“⁶⁰ zwischen politischer und journalistischer Elite. Burgert vergleicht in ihrer Dissertation mit politisch-medialen Beziehungsgeflechten politikfeldspezifische Kommunikationskulturen in Deutschland und Frankreich.⁶¹ Marx setzt sich in seiner Dissertation „Die Legende vom Spin Doctor“⁶² auch mit deutschen und britischen Kommunikationskulturen im Sinne von medialen und politischen Systemen sowie mit den kommunikativen Stilen der Regierungen Schröder und Blair auseinander. Politische Kultur wird also mit systemischen Rahmenbedingungen gleichgesetzt, in Anlehnung an das Konzept von Almond und Verba⁶³ skizziert oder als politischer Interaktionsstil oder -norm verstanden. Thema sind meist Beziehungen zwischen Massenmedien und Politik. Vorgehend sei bemerkt, dass die

⁴¹ Vgl. Schulz 1997, Kaase 1998. Vgl. auch Rhomberg 2009, Saxer 2002, Jarren, Donges 2006, Hoffmann 2003, Marshall 2002, Bentele et al. 2006, Strohmeier 2004.

⁴² Vgl. Sarcinelli 2005.

⁴³ Vgl. Sarcinelli 1987.

⁴⁴ Vgl. Korte 2000, Kepplinger 1996, von Beyme, Weßler 1998, Glaab 2000.

⁴⁵ Schicha 2005, Meyer, Ontrup 1998, Meyer et al. 2001.

⁴⁶ Vgl. Winfried 1998, Holtz-Bacha 2003, Sarcinelli, Tenscher 2008, Kreyher 2005, Dörner, Vogt 2002, Kamps 2007, Geisler, Sarcinelli 2002, Focke 2007.

⁴⁷ Vgl. Brettschneider 2002a, Brettschneider 2006. Vgl. auch Graner, Stern 2002, Sarcinelli 2006.

⁴⁸ Vgl. Falter, Römmele 2002, Pfetsch, Schmitt-Beck 1994, Kamps 2007, Radunski 1996.

⁴⁹ Vgl. Marx 2008, Kamps, Nieland 2006, Köhler, Schuster 2006, Donges 2008, Gebauer 2002, Kordes, Pollmann 1985, Kamps, Nieland 2006, Pfetsch 1999, Patzelt 2002, Jarren, Donges 2006, Bentele, Mäder 2005, Steffani 2002, Wiesendahl 2002.

⁵⁰ Vgl. Hofmann 2006, Baringhorst et al. 2009, Knieper, Müller 2004, Münkler, Hacke 2009, Pfetsch, Adam 2008. Zunehmend wird die Onlinekommunikation zum Thema vgl. Wolling et al. 2011, Meißelbach 2009, Gellner, Strohmeier 2002, Geisler 2002.

⁵¹ Vgl. Prayon 2002, Bergsdorf 2002, Voigt 2002, Jäger 2002, Wiek 1996, Jarren 2006, Glaab, Sesselmeier 2005, Hirscher et al. 2003, Delhees 2008.

⁵² Vgl. Tenscher 2003.

⁵³ Vgl. Pfetsch 2003.

⁵⁴ Vgl. Jarren 2002.

⁵⁵ Sarcinelli 2005, S. 98.

⁵⁶ Saxer 1998.

⁵⁷ Saxer 1998, S. 10.

⁵⁸ Marcinkowski, Pfetsch 2009.

⁵⁹ Marcinkowski, Pfetsch 2009, S. 393-446.

⁶⁰ Lesmeister 2008.

⁶¹ Vgl. Burgert 2010.

⁶² Marx 2008.

⁶³ Vgl. Kapitel I.2.2.2 „Politische Kulturforschung als eigenständige Disziplin in der politischen Systemlehre“.

Bundeskulturpolitik keinerlei Interesse auf sich zieht.⁶⁴ Methodisch gehen diese Arbeiten häufig literaturbasiert vor, sie entwickeln heuristische Klassifikationen, seltener werden quantitative empirische Studien vorgelegt, manche davon ziehen internationale Vergleiche.⁶⁵

Kritik: Der ‚Elder Statesman‘ der politischen Kommunikationsforschung, Ulrich Sarcinelli, ist zufrieden: „Die politische Kommunikationsforschung hat sich in der deutschen Politikwissenschaft als einer der produktivsten Forschungszweige etablieren können“⁶⁶. Er hat nicht unrecht: Tatsächlich ist das Thema weltweit in Mode, die Disziplin hat sich eine solide Infrastruktur geschaffen, Veröffentlichungen sprießen regelmäßig aus dem Boden. Doch nach wie vor lässt das Gros der deutschen Politikwissenschaft die politische Kommunikation links liegen, nach wie vor kommen universitäre Institute, Curricula und Standardlehrbücher auch ohne die politische Kommunikation aus.⁶⁷ Sarcinelli spricht gar von einem „Appendix“⁶⁸ des Fachs. Das mag einerseits daran liegen, dass die deutsche Politikwissenschaft traditionell an ‚Hard Facts‘ orientiert ist und sich wenig um kommunikativen ‚Firlefnanz‘ schert. Andererseits liegt es an der Jugend des Fachs: Derzeit steckt die Disziplin noch grundlegende Parameter ab, indem sie klassische Ansätze der Kommunikationswissenschaft, der Politikwissenschaft, der Betriebswirtschaftslehre, der Soziologie und der Sozialpsychologie – ohne besonders tiefeschürfende Reflexion – rezipiert. Eigenständige Theoriebildung wird kaum betrieben, zumindest nicht außerhalb des fast schon zwanghaften Versuchs der Differenzierung von Entscheidungs- und Darstellungspolitik sowie der Klärung des Dominanzverhältnisses zwischen Journalisten und Politikern. Der Politikbezug bleibt überdies lax: Originär politikwissenschaftliche Aspekte wie politische Akteure, Normen, Macht, Ressourcen, System, Konsens, Konflikt, Führung und Repräsentation stehen höchstens schlagwortartig neben kommunikativen Phänomenen. So fehlt letztlich eine tragfähige Basis für die empirische Forschung.

2.1.3 Politische Kommunikation in den Internationalen Beziehungen

Die Disziplin der Internationalen Beziehungen hat seit Mitte der neunziger Jahre das Thema des Kommunizierens für sich entdeckt.⁶⁹ Die vormals dominante neorealistische Theorie⁷⁰ bekam zunehmend Konkurrenz von Ansätzen, die Konflikt und Konsens in neuerdings multipolaren Konstellationen und globalisierten Kontexten mittels kultureller und massenmedialer Aspekte zu erklären suchten.⁷¹ Gerade im Rahmen von Konstruktivismus⁷² und soziologischem Neoinstitutionalismus⁷³ erfährt die kommunikative Dimension dabei deutlich mehr Aufmerksamkeit: Von Interesse sind beispielsweise Prozesse des Agenda Settings und des Framings⁷⁴, etwa im sicherheitspolitischen Kontext⁷⁵, in transnationalen Öffentlichkeiten⁷⁶

⁶⁴ Einzig die Autorin einer unveröffentlichten Diplomarbeit an der design akademie berlin macht sich Gedanken zur Kommunikation des BKM, sie legt ein praktisches Kommunikationskonzept vor (vgl. Göwert August 2006).

⁶⁵ Vgl. Esser, Pfetsch 2003, Norris 2000.

⁶⁶ Sarcinelli 2002, S. 328. Sarcinelli und Tenscher meinen: „So kann die politische Kommunikationsforschung inzwischen als ein disziplinübergreifend ernstgenommenes und in den Sozialwissenschaften etabliertes Forschungs- und Praxisfeld bezeichnet werden“ (Sarcinelli, Tenscher 2003, S. 11), ähnlich Schulz: „Das Interesse an politischer Kommunikation hat in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten erheblich zugenommen. Das drückt sich in einer zunehmenden Forschungsaktivität auf diesem Feld aus. Inzwischen ist die Emanzipation und Institutionalisierung eines eigenständigen Wissenschaftsfeldes politische Kommunikation zu beobachten“ (Schulz 1997, S. 13).

⁶⁷ Vgl. Sarcinelli 2002, Gellner 2002.

⁶⁸ Sarcinelli 2005, S. 20.

⁶⁹ Für einen Überblick vgl. Tenscher 2007.

⁷⁰ Vgl. Waltz 2007.

⁷¹ Vgl. Tenscher 2007.

⁷² Vgl. Wendt 2010.

⁷³ Vgl. Katzenstein et al. 1996.

⁷⁴ Vgl. Livingston 1992, Entman 1993, Snow, Benford 1988.

oder – unter dem Stichwort „CNN-Effekt“⁷⁷ – mit Blick auf den gegenseitigen Einfluss von Politik und Massenberichterstattung.⁷⁸ Parallel rücken die kommunikative Konstruktion von Ideen, Identitäten, Werten und Normen sowie das kommunikative Interagieren⁷⁹ auf internationalem Parkett in den Fokus. Die Public-Diplomacy-Forschung nimmt schließlich Akteure und Strategien der transnationalen Öffentlichkeitsarbeit ins Visier.⁸⁰

Kritik: Die Internationalen Beziehungen haben sich dem politischen Kommunizieren geöffnet, zumindest was den paradigmatischen Rahmen angeht. Allerdings fehlen bisher eigenständige theoretische Entwürfe zum politischen Kommunizieren auf internationaler Ebene, auch die Zahl der empirischen Studien ist gering. So urteilt Tenscher: „Insbesondere in der Teildisziplin der Internationalen Beziehungen haben politische Kommunikationsfragen noch nicht ihren Platz gefunden“⁸¹, eine „überzeugende Öffnung gegenüber den Begrifflichkeiten, Zugängen und Methoden der politischen Kommunikationsforschung“⁸² stehe noch aus. Gleichwohl verweisen die Internationalen Beziehungen gerade in ihrer neorealistischen Prägung auf den stärkeren Einbezug politikwissenschaftlich relevanter Faktoren wie Macht, Interesse, Konsens und Konflikt in die politische Kommunikationsforschung. Gerade der soziologische Neoinstitutionalismus erlaubt darüber hinaus einen Anschluss an die Dimension der politischen Kultur.

2.1.4 Politische Kommunikation als Thema weiterer Sozialwissenschaften

Einige weitere sozialwissenschaftliche Disziplinen, darunter die Linguistik, die Rechtswissenschaft oder die Betriebswirtschaftslehre, nähern sich der politischen Kommunikation schon seit Jahrzehnten als empirischem Gegenstand. Im Zuge des aktuellen Cultural Turns⁸³ erfährt der politische Zeichengebrauch auch seitens der Geschichtswissenschaft, der Cultural Studies und der Ethnologie vermehrte Aufmerksamkeit.

Seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts macht sich das Fachgebiet der **Politolinguistik** an die Erforschung politischer Sprache und politischen Sprechens in Deutschland.⁸⁴ Federführend sind dabei die linguistischen Abteilungen germanistischer Institute. Seit den neunziger Jahren besteht eine „Arbeitsgemeinschaft Sprache in der Politik“⁸⁵. Klein beschäftigt sich beispielsweise mit politischen Textsorten⁸⁶ und politischen Reden⁸⁷, Kopperschmidt mit politischer Argumentation⁸⁸, Holly, Kühl und Püschel analysieren den Sprachgebrauch in politischen Fernsehsendungen⁸⁹, Diekmannshenke wiederum untersucht sprachliche Strategien im Wahlkampf⁹⁰. Dörner und Voigt schließlich setzen sich mit dem Sprachgebrauch politischer Organisationen auseinander.⁹¹

⁷⁵ Vgl. Tenscher 2007.

⁷⁶ Vgl. Risse 2004.

⁷⁷ Robinson 2002.

⁷⁸ Vgl. Herman, Chomsky 1988.

⁷⁹ Vgl. Risse 2000.

⁸⁰ Vgl. Jäger 2002, Tenscher 2007, Jönsson, Hall 2005.

⁸¹ Tenscher 2007, S. 8.

⁸² Tenscher 2007, S. 9.

⁸³ Vgl. Kapitel I.2.2.4, „Politische Kultur als Thema weiterer Sozialwissenschaften im Rahmen des Cultural Turns“.

⁸⁴ Für eine Übersicht zur Politolinguistik vgl. Klein 2002.

⁸⁵ Arbeitsgemeinschaft – Sprache in der Politik 2010.

⁸⁶ Vgl. Klein 1991.

⁸⁷ Vgl. Klein 1995.

⁸⁸ Vgl. Kopperschmidt 1990.

⁸⁹ Vgl. Holly, Kühn, Püschel 1986.

⁹⁰ Vgl. Diekmannshenke 1996.

⁹¹ Vgl. Dörner, Voigt 2002.

Kritik: Die Politolinguistik konzentriert sich auf die Sprache, andere Zeichengattungen werden nicht beleuchtet. Zentral sind dabei die sprachlichen Strukturen und Bedeutungen, das kommunikative, interaktive Element steht eher im Hintergrund. Die Methodik ist empirisch-analytisch, teils auch kritisch. Der politische Bezug erschöpft sich in der Analyse von Aussagen und Texten mit politischem Inhalt oder politischem Autor. Originär politikwissenschaftliche Kategorien wie Macht oder Demokratie spielen so kaum eine Rolle. Gleiches gilt für die politische Kultur.

Auch die deutsche **Rechtswissenschaft** setzt sich seit den fünfziger Jahren mit politischer Kommunikation in der Bundesrepublik auseinander. Im Zentrum steht die Normierung des Kommunizierens der Bürger und Politiker durch das deutsche Grundgesetz und einzelgesetzliche Vorgaben. Hoffmann-Riem legt beispielsweise kommunikative Grundrechte aus⁹², Hesse untersucht das Rundfunkrecht⁹³. Schürmann arbeitet die rechtliche Normierung der Regierungskommunikation in Demokratie und Rechtsstaat heraus⁹⁴, während Udo Branahl rechtliche Anforderungen an Öffentlichkeitsarbeit skizziert⁹⁵.

Kritik: Die Rechtswissenschaft legt bestehende Normen mittels juristischer Hermeneutik aus. So ist ihr Verständnis von Kommunikation und Politik am Grundgesetz und der einschlägigen Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts orientiert. Eigenständige Theorien zur politischen Kommunikation oder gar ihrem Bezug zur politischen Kultur werden so natürlich nicht geschaffen.

Im Zuge des Social Marketing und Non-Profit-Marketing⁹⁶ setzt sich ab dem Ende der siebziger Jahre auch die **Betriebswirtschaftslehre** mit politischer Kommunikation auseinander. Vor allem im angelsächsischen Raum entwickelt sich im Verbund mit Politikwissenschaftlern eine rege Forschungstätigkeit unter dem Dach des politischen Marketings.⁹⁷ Thematisch konzentriert sich dieses Cluster insbesondere auf Wahlkampagnen als exemplarische Wettbewerbssituationen⁹⁸, auf politische Marken⁹⁹ oder einzelne Aspekte des Marketing-Mix wie die politische Werbung¹⁰⁰.

Kritik: Das politische Marketing überträgt betriebswirtschaftliche Vorstellungen auf das politische Kommunizieren. Kühl kalkulierende politische Akteure managen und vermarkten ihre kommunikativen Angebote stimmenmaximierend mit Blick auf die Konkurrenz im Wettbewerbsmarkt. Kommunizieren ist so ein instrumenteller, strategischer Beeinflussungsversuch. Fragwürdig ist, ob diese Marktalogie dem Politischen überhaupt angemessen ist: Während O'Shaugnessy von einem „misleading conceptual framework“¹⁰¹ spricht, halten Newman und Perloff¹⁰² diese Perspektive für durchaus lohnend. Zwar seien Unterschiede in der Zielset-

⁹² Für eine Übersicht vgl. Hoffmann-Riem, Schulz 2002.

⁹³ Vgl. Fechner 2000, Hesse 2003.

⁹⁴ Vgl. Schürmann 1992.

⁹⁵ Vgl. Branahl 2008.

⁹⁶ Kotler und Levy übertragen das betriebliche Produkt- und Dienstleistungsmarketing auf marktförmige soziale Austauschbeziehungen überhaupt: „Marketing is a pervasive societal activity that goes considerably beyond the selling of toothpaste, soap, and steel“ (vgl. Kotler, Levy 1969).

⁹⁷ Butter et al. sprechen gar davon, dass im „Laufe der letzten Dekade eine wahre ‚Explosion‘ an Publikationen im Bereich des Politischen Marketings (PM) zu verzeichnen“ sei (Butter, Fuchs, Srnka 2002, S. 232). In Deutschland wurde das Politische Marketing von Edgar Wangens eingeführt (vgl. Wangen 1983). Zur Forschung im deutschsprachigen Raum vgl. Focke 2007, Butter, Fuchs, Srnka 2002. Für den Überblick zur europäischen Forschung vgl. Karp, Zolleis 2004. Zur Forschung im angelsächsischen Raum vgl. Newman 1999.

⁹⁸ Vgl. Berg 2002, Althaus 2002, Metzinger 2005, Karp, Zolleis 2004.

⁹⁹ Vgl. Baumgarth 2005, Geffken 2006, Schneider 2004, Heidemann 2004.

¹⁰⁰ Vgl. Kaid 2004, McNair 2007, Kaid, Holtz-Bacha 2006.

¹⁰¹ Newman 1999, S. 725.

¹⁰² Vgl. Newmann, Perloff 2004, S. 19.

zung von Politik und Unternehmen vorhanden, das kompetitive Marktumfeld, die Kundenorientierung sowie Werkzeuge und Strategien wären aber durchaus vergleichbar. Gemeinschaftsbezogene, wertbezogene, auch kulturelle Aspekte des politischen Handelns werden von dieser strategisch-rationalen Perspektive ausgeklammert.

Die geschichtswissenschaftliche Strömung „**New Cultural History**“¹⁰³ widmet sich im Zuge des Cultural Turns dem Zeichengebrauch, auch im politischen Kontext. Ein Sonderforschungsbereich zum Thema „Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte“¹⁰⁴ wurde eingerichtet, ein Graduiertenkolleg widmet sich der „Politische(n) Kommunikation von der Antike bis ins 20. Jahrhundert“¹⁰⁵ und veröffentlicht „Schriften zur Politischen Kommunikation“. Ein Sammelband, herausgegeben von Stollberg-Rilinger, setzt sich mit symbolischer Kommunikation vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution auseinander.¹⁰⁶

Kritik: Die New Cultural History arbeitet mit einem semiotischen bzw. performativen Verständnis von Kommunikation. Im Zentrum steht die Interpretation zeichenhafter Inszenierungen, Rituale, Symbole oder Raumkonstruktionen auf Basis qualitativer Methoden. Eine Querbindung zum Kulturellen ist dabei durchaus greifbar.

2.1.5 Fazit: Forschung zur politischen Kommunikation

Status quo

Die Forschung zur politischen Kommunikation ist offensichtlich stark zerklüftet. Was explizit als politische Kommunikationsforschung firmiert, ist nur ein Teil des Spektrums, daneben finden sich Beiträge diverser Disziplinen mit jeweils spezifischen Zielsetzungen, Themen, Annahmen und Methoden.¹⁰⁷ Die einzelnen Cluster nehmen dabei wenig Notiz voneinander.

Insgesamt scheint mir das Forschungsvolumen angesichts der Bedeutung des politischen Kommunizierens, die ich anschließend herausarbeiten werde¹⁰⁸, eher spärlich. Sowieso stammt nur ein kleiner Teil dieser Forschung aus der Politikwissenschaft. Oberreuter ist nur zuzustimmen, wenn er sagt: „Höchst erstaunlich ist, daß die Politikwissenschaft (dogmatischen Ansätzen verfallen) lange Zeit die kommunikative Dimension vernachlässigt hat.“¹⁰⁹ Und weiter: „Das Defizit überrascht. Denn ganz gleich, ob man Politik traditionell mit Macht, Werten, Konflikten oder dem Gemeinwohl verknüpft oder ob man sie, wie mittlerweile üblich, als den Prozeß der Herstellung allgemein verbindlicher Entscheidungen auffaßt – die Frage bleibt, wie Macht, Werte oder Gemeinwohl verwirklicht, wie Konflikte ausgetragen oder Verbindlichkeit hergestellt werden sollen, ohne daß Kommunikation ein zentrales Medium wäre.“¹¹⁰

Die Qualität der Ergebnisse divergiert dabei je nach Forschungszweig. Ausgereift sind meines Erachtens insbesondere die abstrakten Entwürfe der politischen Theorie, etwa von Habermas, Luhmann und Foucault. Methodisch solide sind weiter die quantitativen Studien zur Wirkung des Kommunizierens, die Sozialpsychologie und Kommunikationswissenschaft vorgeben. Was fehlt, sind Theorien mittlerer Reichweite, die eine tragfähige Vorstellung von Kommunikation und ihrer politischen Dimension entwickeln. Die kommunikativen Bezüge von

¹⁰³ Für einen Überblick vgl. Hunt, Biersack 1989, Daniel 2002, Burke 2005, Nünning 2005, S. 165 ff.

¹⁰⁴ Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte (Sonderforschungsbereich 584) 2011.

¹⁰⁵ Johann Wolfgang Goethe-Universität, Historisches Seminar 2011.

¹⁰⁶ Vgl. Stollberg-Rilinger 2005.

¹⁰⁷ Vgl. Jarren, Sarcinelli 2002, S. 15.

¹⁰⁸ Vgl. Kapitel III.16.2 „Abgrenzung: Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten“.

¹⁰⁹ Oberreuter 1997, S. 11.

¹¹⁰ Oberreuter 1997, S. 11.

Macht, Interesse, Normen, Organisationsstrukturen, Konflikt, Ressourcen sind ja bisher nur unzureichend herausgearbeitet worden. Jarren und Sarcinelli bringen es auf den Punkt: „Es fehlt an einem disziplinübergreifenden Problemverständnis, es fehlt an forschungsleitenden theoretischen Konzeptionen sowie an komplexeren Designs und Modellen.“¹¹¹ Ein weiteres Defizit der politischen Kommunikationsforschung ist die Vernachlässigung empirischer Forschung außerhalb der Thematik kommunikativer Wirkungen, insbesondere mittels qualitativer Methoden. Der Brückenschlag zwischen der politischen Kultur und der politischen Kommunikation konnte so bisher seitens der Forschung zur politischen Kommunikation jedenfalls nicht erfolgen.

Desiderata

Es liegt damit auf der Hand, was die politische Kommunikationsforschung dringend braucht:

- Erstens eine Art Aufräumaktion: Wir sollten das Wirrwarr der Ansätze der politischen Kommunikationsforschung systematisch sichten, ordnen und kritisieren.
- Zweitens einen Blick über den Tellerrand: Wir sollten unser Verständnis von Kommunikation und Politik in der kritischen Auseinandersetzung mit allgemeinen kommunikativen und politischen Theorien verbessern. Im kommunikativen Bereich haben Sprachphilosophie, Semiotik, Linguistik, Kunstgeschichte, Medienwissenschaft, Publizistik, Betriebswirtschaft und Ethnologie schon viele Rätsel gelöst, im politischen Bereich liefern politische Theorie, Systemlehre und Internationale Beziehungen plausible Antworten.
- Drittens einen Akt der Theoriebildung: Wir sollten tragfähige Überlegungen dazu anstellen, was Kommunikation überhaupt ist, wie sie en detail funktioniert und was sie mit politischen Kategorien wie Macht, Führung, Interesse, Demokratie, Diktatur, Akteur, Organisation, Struktur, System, Repräsentation, Führung, Konflikt und Konsens zu tun hat. Damit können wir auch gleich einen Beitrag zur geforderten Kontextualisierung der politischen Kommunikationsforschung¹¹² leisten.
- Viertens ein Ausschwärmen in die Empirie: Wir sollten unzählige empirische Studien zur politischen Kommunikation durchführen, damit sich theoretisches Wissen und praktische Forschung und Anwendung gegenseitig befruchten. Zu überlegen wäre dabei, ob das Instrumentarium qualitativer oder gar hermeneutischer Methoden nicht gerade im Feld der Kommunikationsforschung hilfreiche Dienste leisten könnte.
- Fünftens einen Brückenschlag zur (politischen) Kultur: Wir sollten skizzieren, in welchem Bezug das politische Kommunizieren zur (politischen) Kultur steht. Nur so können wir Fragen wie in Kapitel I.1 beantworten.

¹¹¹ Jarren, Sarcinelli 2002, S. 13.

¹¹² Vgl. Sarcinelli 2005, S. 24.

2.2 Forschung zur politischen Kultur

Die wissenschaftliche Literatur zur politischen Kultur habe ich in vergleichbarer Weise grob sortiert. Daraus ergibt sich folgende Einschätzung:

2.2.1 Kulturorientierte Konzepte der politischen Theorie

Wie Almond sagt: „Something like a notion of political culture has been around as long as men have spoken and written about politics.“¹¹³ Und so stellt die politische Theorie über die Jahrhunderte hinweg immer wieder Bezüge zwischen Politik und Kultur her.

Einige ziehen dabei Verbindungslinien zwischen kulturellen Aspekten und der politischen oder auch wirtschaftlichen Verfasstheit: Plato basiert beispielsweise seine Theorie über den Wandel der Staatsformen auf dem Charakter der Bürger¹¹⁴, während Machiavelli sich mit den Tugenden der Herrscher in autokratischen oder demokratischen Systemen auseinandersetzt.¹¹⁵ Montesquieu stellt umfassende Vergleiche zwischen Kulturen und Staatsformen an¹¹⁶. Max Weber schließlich untersucht den Einfluss der Werteeiden der protestantischen Ethik auf die Entwicklung des Kapitalismus in der okzidentalen Kultur.¹¹⁷

Andere Philosophen sehen im Kulturellen hingegen einen Grund für den Zusammenhalt nach innen und die Abgrenzung nach außen. Herder etwa meint, dass die politische Kultur einer Gruppe politische Identität verleiht.¹¹⁸ MacIntyre sieht das ähnlich, der Mensch sei in seiner partikularen Kultur tief verwurzelt, sie gebe ihm Tugenden und Werte vor, verleihe ihm politische Identität¹¹⁹.

Eine dritte Gruppe von Wissenschaftlern betrachtet Kulturelles als ermöglichendes und formendes Moment der sozialen Interaktion: Habermas sieht Kultur als lebensweltliches Reservoir von Sinn, das das kommunikative Handeln erst ermöglicht¹²⁰, und Luhmann konzipiert Kultur als „Gedächtnis der Gesellschaft“¹²¹, das als anschlussfähiger Themenpool die kommunikative Reproduktion der Gesellschaft erlaubt. Auch Foucaults Diskurse lassen sich als kulturelles Konstrukt lesen, das Praxis generiert und formt.¹²²

Kritik: Die politische Theorie vermutet früh einen Zusammenhang zwischen Politik und Kultur. Zentral ist dabei die Überlegung, dass Kultur Grundlagen bereitstellt für das politische Leben. Sie ist dabei typisch für das jeweilige politische System, verleiht ihm eine Identität, sorgt so für innere Stabilität und Abgrenzung nach außen. Die entsprechenden Entwürfe sind eher abstrakt und theoretisch, teils auch qualitativ vergleichend angelegt. Bezüge zwischen politischer Kommunikation und politischer Kultur lassen sich am ehesten bei Habermas, Foucault und Luhmann herauslesen, ansonsten sind sie Mangelware. Empirische Forschung findet hier kaum statt.

¹¹³ Almond 1980.

¹¹⁴ Vgl. Plato 2004a.

¹¹⁵ Vgl. Machiavelli, Rehberg 2005, Machiavelli, Zorn 2007.

¹¹⁶ Vgl. de Montesquieu, Weigand 2006.

¹¹⁷ Vgl. Weber, Käsler 2010.

¹¹⁸ Vgl. Herder 1965.

¹¹⁹ Vgl. MacIntyre 1995.

¹²⁰ Vgl. Habermas 1985.

¹²¹ Vgl. Luhmann 1999.

¹²² Vgl. Foucault et al. 2008.

2.2.2 Politische Kulturforschung als eigenständige Disziplin in der politischen Systemlehre

Quantitative Annäherungen

Mit der Studie „The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations“¹²³ begründen Almond und Verba eine eigenständige Disziplin mit dem Namen ‚politische Kulturforschung‘ im Rahmen der politischen Systemlehre. Mit einer quantitativen und international vergleichenden Methode untersuchen sie politische Kultur als kognitive, affektive und evaluative Orientierungsmuster gegenüber diversen Dimensionen des politischen Systems. Sie kommen zum Schluss, dass eine „Civic Culture“, als spezielle Mischform politisch-kultureller Idealtypen, Demokratien stabilisieren kann. Zwei ‚orthodoxe‘ Rezeptionswellen zeichnen sich ab: eine erste in den sechziger und siebziger Jahren¹²⁴, eine zweite im Zuge des Wertewandels¹²⁵ und der Veränderung politischer Partizipation¹²⁶ und der Transformation mittel- und osteuropäischer Staaten in den neunziger Jahren¹²⁷. Im Kern bleiben diese quantitativ ausgerichteten Forscher der Konzeption Almonds und Verbas treu¹²⁸, nur im Detail werden einige Stellschrauben neu justiert, beispielsweise erweitert sich der Blickwinkel von Einstellungen auf die Handlungsdimension.¹²⁹ Zudem ist „(d)er Erklärungsanspruch des Konzepts (...) gegenüber früher reduziert, denn es wird überwiegend davon ausgegangen, dass politische Kultur keineswegs die einzige oder gar allein entscheidende Variable für Systempersistenz ist, sondern in einem Bedingungsgefüge anderer Variablen steht.“¹³⁰

Qualitative Annäherungen

Seit den achtziger Jahren haben Vertreter der politischen Systemlehre parallel die politische Kulturforschung im Sinne Almonds und Verbas in eine qualitative Richtung fortentwickelt: Sie legen Entwürfe vor, die sich grob an die zeichenhaften Kulturvorstellungen des französischen Strukturalismus und der Semiotik¹³¹, der Cultural Studies¹³², des Kommunitarismus¹³³ oder auch der Wissenssoziologie¹³⁴ anlehnen. Thematisch erstreckt sich die politische Kulturforschung in diesem Rahmen auf regionale politische Kultur¹³⁵, historische politische Kultur¹³⁶, (nationale) kulturelle Identitäten und Mythen¹³⁷ sowie politische Symbolik und politische Rituale¹³⁸. In jüngster Zeit bemüht man sich in dieser Forschungsrichtung explizit um eine Rezeption des Cultural Turns. Holtz und v. Dahlern skizzieren das Wechselspiel von „Kultur. Macht. Politik“¹³⁹ aus konstruktivistischer Perspektive. Schwelling setzt sich als Her-

¹²³ Almond, Verba 1965.

¹²⁴ Vgl. Übersicht bei Iwand 1985. Vgl. auch Pye 1969, Almond, Verba 1980. Rezeption in Deutschland: Dias 1971, Berg-Schlosser, Schissler 1987.

¹²⁵ Vgl. Beck, Giddens, Lash 1994, Inglehart 1997.

¹²⁶ Vgl. Kaase, Newton 1998, Barnes, Kaase 1979, Reichel 1984, Gabriel et al. 1997, Merkel 2010.

¹²⁷ Vgl. Niedermayer, von Beyme 1994, Greiffenhagen 1997, Plasser et al. 1997, Bürklin 1995.

¹²⁸ Greiffenhagen definiert in 2009: „Politische Kultur bezeichnet das Verteilungsmuster aller Orientierungen einer Bevölkerung gegenüber dem politischen System als der Summe aller Institutionen. Zur politischen Orientierung zählen Meinungen, Einstellungen und Werthaltungen. Politische Kultur bezieht sich demnach auf die subjektive Dimension von Politik“ (Greiffenhagen 2009, S. 11).

¹²⁹ Vgl. Westle 2009, S. 44 ff., Almond 1997, S. 138-156.

¹³⁰ Westle 2009, S. 41.

¹³¹ Vgl. Edelman 1970, Elkins, Simeon 1979, Pross 1974, Rohe 1987, Schirmer 1992, Elder, Cobb 1983, Thompson, Ellis, Wildavsky 1990.

¹³² Vgl. Birsl 2009.

¹³³ Vgl. Pesch 2000.

¹³⁴ Vgl. Löffler 2003.

¹³⁵ Vgl. Sarcinelli 2010, Freitag, Vatter 2009.

¹³⁶ Häufig wird dabei die politische Kultur der Weimarer Republik untersucht, etwa von Becht 2009.

¹³⁷ Vgl. König 2010, Schissler 2010.

¹³⁸ Vgl. Dörner, Vogt 2002, Dörner, Vogt 1995a.

¹³⁹ Holtz, von Dahlern 2010.

ausgeberin von „Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft“¹⁴⁰ mit dem „kulturelle(n) Blick auf politische Phänomene“¹⁴¹ auseinander.

Infrastruktur

Im Laufe der Jahre hat sich so in Deutschland eine rudimentäre wissenschaftliche Infrastruktur entwickelt: Einige wenige Lehrstühle sind zumindest teilweise der politischen Kultur gewidmet.¹⁴² In Lehrveranstaltungen wird das Thema von Zeit zu Zeit aufgegriffen. In politikwissenschaftlichen Fachzeitschriften erscheinen regelmäßig Artikel zur politischen Kultur.¹⁴³ In politikwissenschaftlichen Einführungen findet das Thema durchaus Platz¹⁴⁴, einschlägige Lehrbücher, wie von Westle¹⁴⁵, Salzborn¹⁴⁶ oder Pickel und Pickel¹⁴⁷, und Sammelbände, etwa von Greiffenhagen und Greiffenhagen¹⁴⁸ oder Gosewinkel und Schuppert¹⁴⁹, liegen vor. In der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft existiert ein Arbeitskreis „Politik und Kultur“¹⁵⁰. Salzborn beobachtet aktuell sogar eine „Renaissance“¹⁵¹ der politischen Kulturforschung, gerade im englischen Sprachraum. Das Konzept würde in Zeiten der Globalisierung und der fundamentalistischen Terroranschläge wieder stärker genutzt, um die Akzeptanz politischer Systeme zu evaluieren.¹⁵²

Kritik: Der Mainstream der politischen Kulturforschung bewegt sich nach wie vor in den Fußstapfen der Gründungsväter Almond und Verba. Dieser Ansatz birgt einige Vorteile: Mit dem Fokus auf demokratische Stabilität und der Betrachtung von Orientierungsmustern gegenüber politischen Kategorien steht er mit beiden Beinen auf politikwissenschaftlichem Boden. Weiter ermöglicht er die vergleichende, empirische Forschung mit gängigen quantitativen Methoden. Doch hat das Konzept Almonds und Verbas auch viel Kritik erfahren, bis hin zur Bezeichnung als „(degeneriertes) Forschungsprogramm“¹⁵³. Tatsächlich ist es meines Erachtens in seiner Definition von politischer Kultur zu selektiv, um den Gegenstand abzubilden. Fragwürdig ist weiter, ob die quantitative Methodologie geeignet ist, um Kulturelles adäquat zu erfassen.

Auch die vereinzelt semiotischen, (post)strukturalistischen und wissenssoziologischen Entwürfe lösen die Probleme der politischen Kulturforschung im Rahmen der politischen Systemlehre nicht, wie ich meine.¹⁵⁴ Sie kranken an einer gewissen Unschärfe, die aus der tendenziell zu grob gestrickten Übertragung von Termini und Konzepten anderer Disziplinen stammt. So wird keine tragfähige Vorstellung von Kultur entwickelt. Die Auswahl der Referenztheorien erfährt wenig Reflexion. Insbesondere mangelt es am Einbezug postmoderner

¹⁴⁰ Swelling 2004a.

¹⁴¹ Swelling 2004.

¹⁴² Folgende Professoren setzen sich mit dem Thema auseinander: PD Dr. W. Bergem an der Heinrich Heine-Universität Düsseldorf, Prof. H. Vorländer an der TU Dresden, Professor Dr. J. W. van Deth am Lehrstuhl für Politische Wissenschaft und International Vergleichende Sozialforschung, Prof. Dr. W. Hofmann vormals Technische Universität München.

¹⁴³ Eine Recherche im Social Science Citation Index zum Thema ergibt folgende Treffersummen im Zeitraum 11.2005 bis 11.2010: Comparative Political Studies (28), Political Studies (22), Political Research Quarterly (19) Politische Vierteljahresschrift (17).

¹⁴⁴ Vgl. Rudzio 2006, S. 427-456.

¹⁴⁵ Westle, Gabriel 2009.

¹⁴⁶ Salzborn 2009a.

¹⁴⁷ Pickel, Pickel 2006.

¹⁴⁸ Greiffenhagen et al. 2002.

¹⁴⁹ Gosewinkel et al. 2008.

¹⁵⁰ Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft o. J.a.

¹⁵¹ Salzborn 2009, S. 7.

¹⁵² Vgl. Salzborn 2009, S. 7.

¹⁵³ Laitin 1995, S. 168.

¹⁵⁴ Vgl. Kritik im Einzelnen in Teil IV.1 1 Kritik ausgewählter Konzepte der politischen und allgemeinen Kulturforschung.

und poststrukturalistischer Überlegungen, etwa zur kulturellen Heterogenität und zur kulturellen Identität.¹⁵⁵ Zudem bleiben die politischen Komponenten in den zeichenorientierten Ansätzen vage, eine Verbindung mit originär politikwissenschaftlichen Kategorien gelingt nicht.¹⁵⁶ Empirische Analysen haben Seltenheitswert. Eine tragfähige Rezeption des Cultural Turns gelang der traditionell eher an Hard Facts orientierten politischen Systemlehre bisher also höchstens ansatzweise.¹⁵⁷ Die Kulturpolitik bringt hier übrigens niemand in Verbindung mit der politischen Kultur.

So ist innerhalb der Politikwissenschaft denn auch wenig „Euphorie“¹⁵⁸ für die politische Kultur zu spüren. Dörner diagnostiziert: „(Man) scheint sich mit einem relativen Nischendasein abgefunden zu haben“¹⁵⁹. Die innovative Dynamik ist rückläufig: Dornheim und Greiffenhagen konstatieren, dass zwar „mittlerweile viele Einzelstudien zu Begriff und Konzept der politischen Kultur vorliegen, (doch lasse) sich von einer ‚Theorie politischer Kultur‘ auch heute noch nicht reden, und schlimmer: Im Unterschied zu den 70er und 80er Jahren unternimmt kaum jemand mehr den Versuch, eine geschlossene Theorie zu entwickeln.“¹⁶⁰ Street ergänzt: „There is a tendency within political science to treat political culture like a familiar piece of furniture. Everyone is vaguely aware of its existence, but only rarely do they commend upon it (usually when they bump into it accidentally); and few bother to ask how it came to be there in the first place“.¹⁶¹

2.2.3 Politische Kultur in den Internationalen Beziehungen

Mitte der neunziger Jahre entzündete sich in den Internationalen Beziehungen eine Debatte zwischen der „logic of consequentiality“¹⁶² rationalistisch bzw. neorealistisch inspirierter Ansätze und der „logic of appropriateness“¹⁶³, die v. a. vom soziologischen Neoinstitutionalismus propagiert wird. Mit dem folgenden konstruktivistischen Perspektivwechsel und auch im Kontext von Globalisierungsprozessen wurde die Kultur zu einem „(zentralen) Schlüsselbegriff“¹⁶⁴.¹⁶⁵ Die Forschung basiert dabei primär auf Annahmen des Konstruktivismus und des soziologischen Neorealismus: Analysiert werden kulturelle Symbole, Rituale, Werte, Normen, Leitbilder und Identitäten mit Blick auf die Prägung von Präferenzen, Interessen, Handlungen und damit internationale Konsens- und Konfliktlagen, etwa im Kontext von Menschenrechten und Transformationsprozessen.¹⁶⁶ Daneben betrachtet die so genannte Meyer-Schule aus systemtheoretischer Perspektive die Emergenz einer Weltkultur, deren universelle Geltungsansprüche transnationalen Einfluss ausüben. Auch von postmodernen, poststrukturalistischen und feministischen Ansätzen der Internationalen Beziehungen lässt sich eine Brücke zur Kultur schlagen.¹⁶⁷ Dabei stehen hegemoniale und subversive Diskurse

¹⁵⁵ Vgl. Bhabha et al. 2000, Hannerz 1992, Clifford 2002.

¹⁵⁶ Nicklas kritisiert, dass die kulturorientierte Politikforschung nicht zum „Eigentlichen“, also zu Macht, Gewalt und Interessen vordringe, vgl. Nicklas 2004, S. 1-25.

¹⁵⁷ Dörner diagnostiziert: „Der Boom des Kulturellen, so scheint es, ist an dem Mainstream der politischen Kulturforschung vorbeigegangen“ (Dörner 2000, S. 24). Schwelling meint hingegen, „dass die Anregungen des *cultural turn* inzwischen auch in der Politikwissenschaft angekommen sind“ (Schwelling 2004, S. 25).

¹⁵⁸ Dörner 2000, S. 17.

¹⁵⁹ Dörner 2000, S. 27.

¹⁶⁰ Dornheim, Greiffenhagen 2003, S. 23.

¹⁶¹ Street 1997, S. 95.

¹⁶² March, Olsen 1989, S. 160.

¹⁶³ March, Olsen 1989, S. 160.

¹⁶⁴ Roscher 2004, S. 231.

¹⁶⁵ Für einen Überblick vgl. Risse 1995, Hagemann 2009, Roscher 2004, Tenscher 2007.

¹⁶⁶ Vgl. exemplarisch Jepperson, Wendt, Katzenstein 1996, Bennich-Björkman 2007, Rynhold 2007, Goldstein, Keohane 1993, Jachtenfuchs 2002, Berglund, Schartau 2007, Risse 2007, Ulbert 1997, Schimmelpfennig 2000.

¹⁶⁷ Vgl. Meyer et al. 2005.

bzw. die machtvollen Effekte, die sie auf Identitäten, Geschlechter oder Raumkonstruktionen ausüben, im Vordergrund.¹⁶⁸ Politisches Kommunizieren schwingt in den kulturorientierten Ansätzen der Internationalen Beziehungen durchaus mit.

Kritik: Jetschke und Liese zufolge ist aller Forschung zum Trotz „keine andere Teildisziplin der Politikwissenschaft so kulturscheu wie die internationalen Beziehungen“¹⁶⁹. Tatsächlich buchstabieren ihre Vertreter keine explizit kulturbezogene Theorie oder empirische Forschungsmethode aus. Die Disziplin beschäftigt sich vielmehr mit vermuteten Teilaspekten des Kulturellen wie Identitäten, Werten oder Normen. Insgesamt ist das Erbe des Neorealismus auch in den kulturbezogenen Theorien spürbar: Es dominiert ein „subjektivistisches, akteurzentriertes Kulturverständnis“¹⁷⁰, Kultur werde „lediglich als eine weitere Variable in kausalanalytische Zusammenhänge integriert“¹⁷¹.

2.2.4 Politische Kultur als Thema weiterer Sozialwissenschaften im Rahmen des Cultural Turns

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts entwickelt sich das Kulturelle zur „Zauberformel“¹⁷² diverser Geistes- und Sozialwissenschaften, darunter Geschichtswissenschaften¹⁷³, Soziologie¹⁷⁴, Ethnologie¹⁷⁵, Literaturwissenschaft¹⁷⁶, Bildwissenschaften¹⁷⁷, Theaterwissenschaften¹⁷⁸, Philosophie¹⁷⁹ und neuerdings Kulturwissenschaften¹⁸⁰. Die Gründe für die „Konjunktur“¹⁸¹ des Kulturellen situiert Konersmann in der Erfahrung der Gräueltaten des Nationalsozialismus: „Symptomatisch für den historischen Einsatz des cultural turn ist eine Einsicht, deren grundstürzende Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann. Sie ist denkbar lapidar und besagt, dass, wie die knappe Auskunft lautet, die Kultur sterben kann.“¹⁸² Weiteren Anstoß gab wohl die Erfahrung kultureller Heterogenität und kultureller Konflikte im Rahmen von Dekolonialisierung, Globalisierung und Migration.¹⁸³ Der „Cultural Turn“ verknüpft dabei „zahlreiche und durchaus heterogene Theoriestränge“¹⁸⁴ und vollzieht sich Bachmann-Medick zufolge im Schlepptau des Linguistic Turns¹⁸⁵ in einzelnen Volten: darunter der „Interpretative Turn“¹⁸⁶, der Kultur als Text deutet, der „Performative Turn“¹⁸⁷, der sich am

¹⁶⁸ Vgl. exemplarisch Ashley 1988, Sylvester, Bleiker 1998, Cox 1987.

¹⁶⁹ Jetschke, Liese 1999, S. 286.

¹⁷⁰ Hagemann 2009, S. 122.

¹⁷¹ Kulke 2009, S. 122.

¹⁷² O. V. 2004a, S. 7.

¹⁷³ In der Geschichtswissenschaft widmet sich insbesondere die New Cultural History den kulturellen Fragen: Für einen Überblick vgl. Nünning 2005, Stollberg-Rilinger 2005, Daniel 2002, Burke 2005.

¹⁷⁴ Für einen historischen Überblick zur Kultursoziologie vgl. Jung 1999.

¹⁷⁵ Vgl. Assmann et al. 2004, Geertz 1980, Said, Holl 2009.

¹⁷⁶ Vgl. Bhabha et al. 2000.

¹⁷⁷ Für einen Überblick vgl. Boehm 2006, Sachs-Hombach 2005.

¹⁷⁸ Vgl. Fischer-Lichte, Pflug 2000.

¹⁷⁹ Für einen Überblick zur Kulturphilosophie vgl. Konersmann 2003.

¹⁸⁰ Seit den achtziger Jahren wagt eine eigenständige integrative Disziplin ihre ersten Schritte, nämlich die Kulturwissenschaften. Ihr Ziel ist hochgesteckt: Hartmut Böhme sieht sie als „fächerübergreifende Orientierungskategorie, die das Erbe der ‚Geisteswissenschaften‘ zugleich antreten und einer kritischen Revision unterziehen soll“ (Böhme et al. 2000, S. 9 f.). Zur Einführung vgl. Müller-Funk 2006, Böhme et al. 2000, Nünning 2005.

¹⁸¹ Dörner 2000, S. 24.

¹⁸² Konersmann 2003, S. 69.

¹⁸³ Vgl. Bachmann-Medick 2006, S. 58 ff.

¹⁸⁴ Moebius, Quadflieg 2006, S. 9.

¹⁸⁵ Zum Linguistic Turn vgl. Fn. I.4. Bachmann-Medick sieht den Linguistic Turn als „entscheidenden ‚Mega-Turn‘“. „Denn er durchzieht alle einzelnen turns und bildet das mächtige Vorzeichen für alle weiteren Richtungswechsel und Schwerpunktverlagerungen, die sich jeweils auf ihre Weise am *linguistic turn* abarbeiten“ (vgl. Bachmann-Medick 2006, S. 33).

¹⁸⁶ Hiley, Bohman, Shusterman 1991, Bachmann-Medick 2006, S. 58 ff.

¹⁸⁷ Bachmann-Medick 2006, S. 104 ff.

kulturellen Handeln und Darstellen abarbeitet, der „Iconic Turn“¹⁸⁸, der sich mit den bildhaften Zeichen beschäftigt, und schließlich der „Spatial Turn“¹⁸⁹, der Raumkonstruktionen einbezieht. Den roten Faden des Cultural Turns erkennt Bachmann-Medick in der „Hinwendung zu sozialen Handlungs- und Wirklichkeitsbezügen sowie zu interkulturellen Grenzüberschreitungen, welche die Kulturwissenschaften nach dem linguistic turn bewegt. Die Einsicht in die Sprach- und Diskursvermittlung aller Wirkungen ließ durchgängig jegliche Authentizitätsbehauptungen problematisch werden und führte zum wiederholten Verweis auf das Gemachte und Konstruierte von Erfahrung, Geschichte, Geschlecht, Identität und Kultur. Erweitert und modifiziert wird dieser Angelpunkt der *cultural turns* durch ihre gezielte Ablehnung von Dichotomien und binären Systemen sowie durch eine Abkehr von Essenzialisierungen (...) zugunsten von Überlappungs- und Übersetzungsverhältnissen.“¹⁹⁰ Nünning konstatiert eine „fächerübergreifende Präferenz für einen semiotischen, bedeutungsorientierten und konstruktivistisch geprägten Kulturbegriff“¹⁹¹. In der Annahme, dass jegliche Erkenntnis, jeder Gedanke, jede Handlung kulturell grundiert ist, wird Kultur zum zentralen Gegenstand der geistes- und sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung. Ein Politikbezug liegt nahe, denn auch politische Kategorien wie Macht, Herrschaft, Repräsentation oder Identität werden als kulturell vermittelt verstanden.

Kritik: Der Kulturbegriff des Cultural Turns ist sehr breit, er lehnt sich an semiotische oder (post)strukturalistische Theorien an. Dieser Rückgriff auf zeichenbezogene Theorie erlaubt einen Brückenschlag zwischen Kultur und Kommunikation. Auch der Politikbezug des Kulturellen ist im Cultural Turn nicht bloß thematisch angelegt, denn das Kulturelle ist hier mit Macht, Herrschaft, Identität und Kampf durch und durch selbst politisch durchwirkt. Ein Bezug zur Kulturpolitik findet sich aber auch hier interessanterweise nicht. Allerdings sieht sich diese explizit kulturbezogene Forschung regelmäßig dem Verdacht von „Wissenschaft light“¹⁹² ausgesetzt. Kaschuba warnt gar vor neuem „Kulturalismus“¹⁹³ in den Sozial- und Geisteswissenschaften, der „alles Soziale, Reale, die politischen Konflikte, den Rassismus, und Nationalismus“¹⁹⁴ verschwinden lasse. So bemühen sich die Vertreter des Cultural Turns derzeit um das „Wiederaufleben der materiell-ökonomischen und sozialen ‚Kehrseite‘ mitten im kulturwissenschaftlichen Diskurs“¹⁹⁵.

2.2.5 Fazit: Forschung zur politischen Kultur

Die Forschung zur politischen Kultur ist stark zerklüftet, es findet sich eine explizit so genannte politische Kulturforschung, es finden sich Beiträge, die sich der Thematik unter anderem Titel nähern. Unter den einzelnen Clustern besteht geringer Austausch, obwohl die Beiträge überwiegend aus der Politikwissenschaft stammen.

Die politische Theorie erarbeitet dabei grundlegende, durchdachte Konzepte, allerdings ohne empirischen Bezug. Die empirische Forschung ist nach wie vor weitgehend dem Erbe Almonds und Verbas verpflichtet. Doch deren Konzeption von politischer Kultur ist einfach zu selektiv, um die Phänomene der Kultur und der Politik breit und in ihren vielfältigen Bezie-

¹⁸⁸ Bachmann-Medick 2006, S. 329 ff., Boehm 2006, Sachs-Hombach 2005.

¹⁸⁹ Bachmann-Medick 2006, S. 284 ff., Schlögel 2006.

¹⁹⁰ Bachmann-Medick 2006, S. 383.

¹⁹¹ Nünning, Nünning 2003, S. 6.

¹⁹² Böhme et al. 2000, S. 205.

¹⁹³ Kaschuba 1994.

¹⁹⁴ Kaschuba 1994, S. 179-192.

¹⁹⁵ Bachmann-Medick 2006, S. 14.

hungen zu erfassen. Außerdem begegnen die verwendeten empirischen, quantitativen Methoden zahlreichen Einwänden, gerade in ihrer Anwendung auf den kulturellen Bereich.

Die qualitative politische Kulturforschung sucht zwar den Anschluss an semiotische, wissenssoziologische oder (post)strukturalistische Ansätze. Doch wurde bisher kein Durchbruch erzielt. Der Transfer von Erkenntnissen aus anderen Disziplinen verbleibt selektiv und eher an der Oberfläche, aktuelle Aspekte, wie kulturelle Heterogenität, werden nicht aufgegriffen, empirische Analysen sind Mangelware. Der Anschluss an den Cultural Turn steckt so noch in den Kinderschuhen.

Die internationale Politikforschung setzt sich vor allem im Rahmen konstruktivistischer Theorien überraschend intensiv mit Kultur im internationalen politischen Geschehen auseinander. Allerdings gelingt auch hier keine tragfähige Konzeption von Kultur. Für die empirische Forschung wurden keine spezielle Methode ausgearbeitet, stattdessen dominiert der Rückgriff auf das quantitative Paradigma.

Der Cultural Turn ist selbst ein Patchwork von Teilwenden mit speziellen Themenstellungen und Annahmen. Beiträge rekrutieren sich aus den unterschiedlichsten Disziplinen. Als gemeinsamen Nenner entdecke ich nur, dass er Erkennen, Denken und Handeln eng mit dem Kulturellen verknüpft. Insgesamt warten diese Ansätze aber durchaus mit elaborierten Überlegungen zur Kultur auf. Was dabei weitgehend fehlt, ist ein fundierter Einbezug politischer und sozioökonomischer Aspekte.

Erforderlich sind meines Erachtens nun folgende Schritte:

- Wir sollten aus den Fußstapfen Almonds und Verbas heraustreten und eine breitere Vorstellung von Kultur für die Politikwissenschaft entwickeln. Um ein zeitgemäßes und detailliertes Fundament zu erarbeiten, können wir die mannigfaltigen Ergebnisse diverser kulturnaher Disziplinen, etwa der Kulturphilosophie, der Ethnologie, der Kultursoziologie, der Kulturgeschichte und der Kulturwissenschaften, systematisch sichten und uns zu Nutze machen. So kann die Politikwissenschaft endlich den Anschluss an den Cultural Turn finden.
- Gleichzeitig könnte gerade die Politikwissenschaft mit ihren fundierten Erkenntnissen zu Ressourcen, Macht, Herrschaft, Führung, Konflikt, Konsens etc. einen Beitrag liefern zur ‚realistischen‘ Kontextualisierung des Kulturellen.
- Empirische Forschung sollte das neue Modell politischer Kultur untermauern und verbessern. Dabei ist zu prüfen, ob qualitative Methoden eine adäquate empirische Annäherung an den Gegenstand der Kultur erlauben.
- Mit dieser Vorgehensweise könnte es funktionieren, die Beziehungen zwischen politischer Kultur und politischer Kommunikation zu verstehen.

2.3 Konsequenzen aus dem Literaturüberblick

Die Forschung bietet ein breites Reservoir an höchst unterschiedlichen Theorien und empirischen Studien zur (politischen) Kommunikation und (politischen) Kultur. Daraus können wir schöpfen. Doch ist unsere Arbeit damit keineswegs erledigt: Es findet sich keine einzige plausible Beschreibung politischer Kultur und politischer Kommunikation, die einen Brückenschlag zwischen beiden Konstrukten vollzieht. Also werde ich im Rahmen dieser Arbeit einen Versuch unternehmen, eine nützliche Interpretation von politischer Kommunikation und politischer Kultur zu schreiben und dingfest zu machen, ob und wie beide miteinander verwoben sind.

3 Methodische Vorgehensweise

Wir stehen noch am Anfang der Auseinandersetzung mit politischer Kommunikation und politischer Kultur. Daher können wir noch gar nicht wissen, welche Forschungsweise diesen Phänomenen angemessen ist. Hier beißt sich der Hund in den Schwanz: Wir wollen Kommunikation und Kultur methodengeleitet analysieren, um sie zu verstehen, und können erst, wenn wir Kommunikation und Kultur verstanden haben, wissen, wie sie sich überhaupt methodisch analysieren lassen. Damit wir dennoch ins Schwarze treffen, nehmen wir das Feld von zwei Seiten ins Visier: Erstens vollführen wir eine theoretische Bricolage¹⁹⁶, zweitens werden wir politische Kommunikation und politische Kultur, soweit möglich, empirisch unter die Lupe nehmen.

Im Forschungsprozess habe ich dabei wilde Kreise gezogen zwischen theoretischer Bricolage und empirischer Forschung, zwischen logischer Deduktion und empirischer Induktion, zwischen quantitativem Zählen und interpretativem Beschreiben. So erkenntnisbringend dieser Zirkel zwischen Erfahrung und Vorwissen ist, so wenig elegant macht er sich im Text. Daher habe ich meine Ergebnisse für Sie in einem Dreischritt aus empirisch entwickelten Fragen, theoretischer Bricolage und weiterführender empirischer Analyse nachvollziehbar aufbereitet. Die jeweilige Reihenfolge dieser Schritte folgt dabei der Eingängigkeit der Darstellung.

Sobald wir genug über Kommunizieren und Kultur ausgearbeitet haben, um zu verstehen, wie sie sich im Rahmen des Patchwork-Modells analysieren lassen, werden wir die Methode dieser Arbeit präzisieren.¹⁹⁷

3.1 Transdisziplinäre Bricolage

In der Konzeptionalisierung des Patchworks aus politischer Kommunikation und politischer Kultur begeben wir uns also zunächst auf einen Streifzug durch geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen. Dieser ist breit angelegt, wir ziehen allgemeine Theorien der Kommunikation und Kultur genauso heran wie solche, die sich mit diesen Phänomenen speziell im politischen Kontext auseinandersetzen. So hebe ich die Bestände, versuche der Informationsflut durch systematisches Ordnen zu begegnen und übe Kritik. Aus den Erkenntnissen destilliere ich eine Bricolage¹⁹⁸ plausibler Annahmen und reichere sie mit eigenen Überlegungen an.

Ich hoffe, mittels der Bricolage einige Kinderkrankheiten der bisherigen Forschung zur politischen Kommunikation und politischen Kultur zu kurieren, nämlich die fehlende kritische Systematisierung vorhandener Ansätze, die disziplinäre Enge, die ausstehende Anknüpfung an allgemeine Kommunikations- und Kulturtheorien sowie die Vagheit der Beziehungen des

¹⁹⁶ Vgl. Kapitel I.3.1 „Transdisziplinäre Bricolage“.

¹⁹⁷ Vgl. Kapitel III.7.4 „Exkurs: Verfahren und Möglichkeit wissenschaftlichen Interpretierens und Kommunizierens“.

¹⁹⁸ Bricolage leitet sich aus dem Französischen ab, wörtlich meint es Bastellei. Der Ethnologe Claude Lévi-Strauss hat den Terminus in die Wissenschaft eingeführt: Im Werk „La pensée sauvage“ schlägt er Bricolage als „Wildes Denken“ vor. Der Bricoleur muss „sich mit Hilfe von Mitteln ausdrücken, deren Zusammenhang merkwürdig ist und die, obwohl vielumfassend, begrenzt bleiben, dennoch muss es sich ihrer bedienen, an welches Problem es auch immer herangeht, denn es hat nichts anderes zur Hand“ (Lévi-Strauss 1991, S. 29 ff.). In der postmodernen Kunst und Wissenschaft wird Bricolage als Methode der Collage, der Parodie, des Remix gewählt, sie spiegelt den Bruch mit tradierten Kunstkonzepten und Weltanschauungen (vgl. Mayer 2005).

Kommunikativen und des Kulturellen zur politischen Dimension.¹⁹⁹ Daneben erfüllen wir auch eine Anforderung qualitativer empirischer Forschung²⁰⁰: En passant expliziere ich so nämlich mein theoretisches Vorwissen. Weiter gehe ich als Anhängerin eines zeichenhaften Konstruktivismus²⁰¹ davon aus, dass eine empirische Analyse nicht besonders weit über den Dunstkreis unseres bestehenden Wissens hinausdringt.²⁰² Daher macht es Sinn, dieses Wissen maximal anzureichern und plausible Annahmen abzuleiten. So können wir die Empirie besser beschreiben, uns des Unbewussten eher bewusst werden, Zusammenhänge leichter erklären und abduktiv²⁰³ größere Sprünge machen. Die vom qualitativen Paradigma²⁰⁴ geforderte Offenheit und Unvoreingenommenheit, das ‚Sichdummstellen‘ dem Forschungsgegenstand gegenüber kann schließlich nicht heißen, dass wir unser Vorwissen, die wertvollen Erkenntnisse der Wissenschaft zur politischen Kommunikation und Kultur, ohne Not während des gesamten Forschungsprozesses über Bord werfen. Falls eine Einklammerung des Vorwissens²⁰⁵ überhaupt möglich ist (versuchen Sie einmal, nicht an einen rosa Elefanten zu denken!), macht dies nur als Momentaufnahme Sinn.

Wie jede Bricolage, so setzt sich auch diese dem Vorwurf des postmodernen Eklektizismus aus²⁰⁶ und ist doch die einzige Möglichkeit, um der dispersen Vielfalt der Beschreibungen (politischer) Kommunikation und (politischer) Kultur ansatzweise Herr zu werden. Ohnedies läuft die Arbeit nicht Gefahr, an der Inkommensurabilität wissenschaftlicher Paradigmata²⁰⁷ zu scheitern. Denn im Endeffekt wird sich zeigen, dass wir einer institutionalistisch eingetragenen Handlungstheorie treu bleiben.

¹⁹⁹ Vgl. Kapitel I.2.1.5. „Fazit: Forschung zur politischen Kommunikation“ und Kapitel I.2.2.5 „Fazit: Forschung zur politischen Kultur“.

²⁰⁰ Vgl. Kapitel I.3.2.1 „Profil des qualitativen Paradigmas“.

²⁰¹ Vgl. Fn. II.75.

²⁰² Im Kritischen Rationalismus wird sowieso nur vermeintliches Wissen einer empirischen Prüfung unterzogen. Der Fortschritt ergibt sich dabei aus Widerlegung bzw. stetiger Validierung kreativer Hypothesen. Die qualitative empirische Analyse versucht, dem Gegenstand selbst Beschreibungen über sein So-Sein, über Zusammenhänge oder gar Neues abzurufen. Doch auch hier gelingt im Rahmen einer zeichenkonstruktivistischen Epistemologie ein Erkennen nur, wenn das interpretative Arsenal schon vorliegt. Den einzelnen Begriff muss der Forscher schließlich kennen, um überhaupt seinen Gegenstand dort draußen zu finden. Wenn Sie gar nichts über Kommunikation wissen, werden Sie kaum welche entdecken, höchstens zufällig. Die Beschreibung des Einzelnen ist so immer schon im Begriff gegeben und höchstens noch durch unbewusste Komponenten zu ergänzen. Empirisch besteht also nur die Chance, konkurrierende Interpretationen zu bewerten, unbekannte Kombinationen oder Gewichtungen zu skizzieren und vielleicht durch Abduktion innovative interpretative Verknüpfungen herzustellen.

²⁰³ Vgl. Fn. II.306.

²⁰⁴ Vgl. Kapitel I.3.2.1 „Profil des qualitativen Paradigmas“.

²⁰⁵ Das Einklammeren natürlicher Einstellungen ist eine methodische Stufe der Phänomenologie Husserls. Dem Philosophen dient diese Suspension dazu, „zu den Sachen selbst“ vordringen, vgl. Lamnek 2005, S. 49.

²⁰⁶ Wohlgemerkt sind meine Methode und mein Stil postmodern inspiriert, dies impliziert keineswegs eine kulturrelativistische ethische Haltung.

²⁰⁷ Kuhn entwickelt am Beispiel der Naturwissenschaften die These der Unvereinbarkeit von Paradigmen. Zwar seien „gemeinsam geteilte Vorstellungen einer Gruppe von Wissenschaftlern in einer Disziplin“ in sich konsistent, aber extern könnten sie nicht verglichen oder auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden (vgl. Kuhn 2003, Barsch 2005, S. 171).

3.2 Qualitative empirische Forschung

Die zweite Richtung, aus der wir politische Kommunikation und politische Kultur ins Visier nehmen, ist die empirische Analyse. Ein Großteil der vorliegenden Forschung bewegt sich diesbezüglich in den Fußstapfen des Kritischen Rationalismus²⁰⁸. Wir hingegen werden im Rahmen dieser Arbeit eine Annäherung auf Basis des qualitativen Paradigmas versuchen. Denn in freier Interpretation von Feyerabend vermute ich, dass sich durch die Wahl des Nicht-Regulären der größere Erkenntnisfortschritt erzielen lässt.²⁰⁹ Außerdem lassen qualitative Schlagwörter wie Verstehen und Interpretieren darauf schließen, dass diese Methode zur Erforschung von Kommunikation und Kultur durchaus geeignet sein könnte.

3.2.1 Profil des qualitativen Paradigmas

Im Folgenden möchte ich Ihnen die qualitative Sozialforschung inklusive ihrer Wurzeln, Vertreter, Annahmen und Gütekriterien etwas näher bringen: Eigentlich ist die qualitative Forschung ein alter Hut. Ihre Wurzeln liegen in der historischen Hermeneutik Schleiermachers²¹⁰ und Diltheys²¹¹, in der Wissenssoziologie Karl Mannheims²¹², in der interpretativen Tradition von Weber²¹³ und Schütz²¹⁴, in der symbolischen Interaktionstheorie Meads²¹⁵ und in der Ethnographie²¹⁶. Als Paradigma herauskristallisiert hat sich die qualitative Sozialforschung aber erst seit den sechziger Jahren, als sich am behavioralistischen Ansatz, seiner deduktiven Herangehensweise sowie an seinen quantitativ-statistischen Methoden Kritik entzündete: Moniert wurde dabei der scheinbare Objektivismus, der die voreingenommenen Interpretationen des Forschers im Rahmen der Hypothesengenerierung, Stichprobenziehung und Datenauswertung vernachlässigt und so wahre Tatsachen behauptet, wo menschliche Konstruktionen vorliegen.²¹⁷ Unter Beschuss geriet weiter die Annahme von kausalen Zusammenhängen in künstlichen Situationen, die die Prozesshaftigkeit sozialer Prozesse genauso wie ihre Abhängigkeit von Intentionen, geteilten Bedeutungen, Machtverhältnissen sowie pragmatischen Kontexten ignoriert.²¹⁸

²⁰⁸ Popper plädiert auf Basis des Induktionsproblems für die kreative Entwicklung von Theorien, die dann deduktiv auf Basis von Experimenten geprüft werden. Wissenschaftlicher Fortschritt entwickelt sich aus der steten Falsifikation von Hypothesen, indem sich ein Bestand an derzeit unwiderlegbaren Theorien herauskristallisiert (vgl. Popper, Keuth 2005).

²⁰⁹ Der Anarchist unter den Wissenschaftstheoretikern formuliert den Regelbruch, den Widerspruch gegen die bestätigten Theorien als erste „Anti-Regel“, die dem Erkenntnisfortschritt dient (vgl. Hofmann 2006).

²¹⁰ Schleiermacher setzt sich mit den Bedingungen auseinander, unter denen Verstehen möglich ist. Er prägt den Begriff des hermeneutischen Zirkels (vgl. Lamnek 2005, S. 61 ff.).

²¹¹ Dilthey setzt sich mit Verstehen durch Einfühlen und mit Ausdrucksverstehen auseinander (vgl. Lamnek 2005, S. 61 ff.).

²¹² Mannheim vertritt die These, dass das menschliche Denken und Erkennen von sozialen und historischen Kontexten geprägt wird, also „seinsverbunden“ ist. Der Wissenssoziologe unterscheidet dabei drei Sinn-schichten: den objektiven und den intendierten Ausdrucksinn sowie den „Dokumentsinn“ als sozial geteilte, konjunktive Erfahrung, die implizit Wirkung entfaltet (vgl. Mannheim et al. 2009).

²¹³ Max Weber konzipiert seine interpretative Soziologie als eine Wissenschaft, die darauf zielt, „soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären“ will (vgl. Weber, Ulfig 2005, S. 1).

²¹⁴ Schütz erarbeitet Grundzüge einer phänomenologischen Soziologie. Dabei erkennt er in den invarianten und kulturellen Strukturen der Lebenswelt eine natürliche Weltanschauung, die die Erfahrungen der Einzelnen prägt (vgl. Schütz, Endreß 2004).

²¹⁵ Mead geht davon aus, dass Menschen in der Interaktion signifikante Symbole entwickeln und damit das Verhalten anderer beeinflussen (vgl. Mead 2000).

²¹⁶ Malinowski etwa begründet die ethnographische Methode der teilnehmenden Beobachtung als Grundlage des Verstehens fremder Kulturen (vgl. Malinowski, Kramer 2001).

²¹⁷ Vgl. Habermas 1985a, Cicourel 1970.

²¹⁸ Vgl. Winch 1958, Adorno 1991.

Mit vereinten Kräften machen sich qualitative Forscher nun an die Widerlegung des Verdikts, die qualitative Forschung sei „unwissenschaftlich“, ‚feuilletonistisch‘ und ‚unseriös‘²¹⁹. An den theoretischen Fundamenten der qualitativen Sozialforschung bauen beispielsweise Blumer in der Ausbuchstabierung von Meads Erbe zum Symbolischen Interaktionismus²²⁰ und Goffmann in der Enthüllung der theatralischen Rituale der alltäglichen Interaktion²²¹. Berger und Luckmann skizzieren soziale Konstruktion lebensweltlichen Wissens über die Wirklichkeit²²², während Gadamer eine moderne philosophische Hermeneutik entwirft, die „Verstehen als Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen, in dem sich Vergangenheit und Gegenwart beständig vermitteln“²²³, betrachtet. In der ethnologischen Krise der Repräsentation stehen dann die Rolle des Forschers und seine Interpretationen selbst zur Debatte.²²⁴ Die postmoderne Philosophie lässt schließlich Ansprüche auf Objektivität, Wahrheit und Kohärenz ganz fallen²²⁵, die „Grands Recits“²²⁶ haben ausgedient.

Parallel werden die qualitativen Methoden verwissenschaftlicht: Die Soziologen Glaser und Strauss wollen mit der Grounded Theory die gegenstandsnahe, induktive Forschung systematisieren und als legitime Form wissenschaftlicher Theoriebildung aufsetzen.²²⁷ Schütze entwickelt die Methode des narrativen Interviews²²⁸, Oevermann die strukturalistisch ausgerichtete „Objektive Hermeneutik“²²⁹, Soeffner begründet eine „Verstehende Soziologie“, die die sozial geteilten Bedeutungen menschlicher Wirklichkeitskonstruktionen und Äußerungen interpretiert.²³⁰ Bohnsack wiederum entwirft in Anlehnung an Karl Mannheims Dokumentsinn eine dokumentarische Methode der Interpretation.²³¹ Ethnologen setzen sich insbesondere mit dem wissenschaftlich kontrollierten Fremdverstehen auseinander: Clifford Geertz etwa plädiert für eine „Dichte Beschreibung“²³² als verstehende, reich kontextualisierte Beschreibung eines Einzelfalls. Der Ethnomethodologe Garfinkel zeigt, dass sich die Interagierenden im situativen Prozess auf eine gemeinsame Sicht der Dinge einigen.²³³

²¹⁹ Flick 1991, S. 3.

²²⁰ Blumer formuliert die Prämissen des Symbolischen Interaktionismus: „Humans act toward things on the basis of the meanings they ascribe to those things. The meaning of such things is derived from, or arises out of, the social interaction that one has with others and the society. These meanings are handled in, and modified through, an interpretative process used by the person in dealing with the things he/she encounters“ (vgl. Blumer 1969).

²²¹ Vgl. Goffman 1996.

²²² Vgl. Berger, Luckmann 2004.

²²³ Gadamer 1990, S. 295.

²²⁴ In diesem Rahmen wird der konstruierte und machtdurchwirkte Charakter scheinbar realistischer ethnographischer Forschungsberichte kritisiert (vgl. Clifford 2010, Bachmann-Medick 2006, S. 149 f.).

²²⁵ Vgl. Rorty 1987.

²²⁶ Lyotard, Pfersmann 2009.

²²⁷ Ziel der Grounded Theory ist die induktive Entwicklung von Theorien mittlerer Reichweite direkt auf Basis der Analyse von empirischen Daten. Charakteristisch ist dabei das induktive Ansetzen am empirischen Gegenstand, die zirkuläre Bewegung zwischen Empirie und reflexiver, offener Kategorienbildung, das theoretische Sampling auf Basis der zu lösenden Fragen im Forschungsprozess, der komparative Anspruch des permanenten Vergleichs von Daten und Kategorien sowie das Dokumentieren aller Schritte in so genannten Memos (vgl. Glaser, Strauss 2008, Charmaz 2004, Wiedemann 1991, Hood 2010).

²²⁸ Im narrativen Interview kann der Erzählende weitgehend frei agieren. Vorgegeben ist nur die Einstiegsfrage als Aufforderung zur Erzählung (vgl. Schütze 1983).

²²⁹ Reichertz 1991, Wagner, Oevermann 2001.

²³⁰ Vgl. Soeffner 1999, S. 39 f.

²³¹ Vgl. Bohnsack 2008.

²³² Geertz will mit dieser Vorgehensweise die Bedeutungsstrukturen kultureller Systeme verstehen: „Mir geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft scheinen“ (Geertz 2007, S. 9 ff.). Weiter meint er: „Die Untersuchung von Kultur besteht darin (oder sollte darin bestehen), Vermutungen über Bedeutungen anzustellen, diese Vermutungen zu bewerten und aus den besseren Vermutungen erklärende Schlüsse zu ziehen; nicht aber darin, den Kontinent Bedeutung (...) zu entdecken und seine unkörperliche Landschaft zu kartographieren“ (Geertz 2007, S. 30).

²³³ Vgl. Garfinkel 1967.

Die aktuelle Popularität qualitativer Methoden begründet Flick mit der „neuen Unübersichtlichkeit“²³⁴, mit Trends wie Individualisierung und der Pluralisierung sozialer Sachverhalte.²³⁵ Statistische Standardisierungen verlieren so an Nutzen. Für die Politikwissenschaft gilt aber bis heute, was Patzelt in den neunziger Jahren konstatiert: Sie ist „von der gegenwärtigen Popularitätswelle qualitativer Forschung noch kaum erfasst.“²³⁶

Als gemeinsamen Nenner qualitativer Forschungsansätze können wir – so groß die Unterschiede im Detail auch sind – folgende Aspekte aufführen: Ziel ist hier nicht das nomothetische Erklären und Prognostizieren kausaler (Reiz-Reaktions-)Zusammenhänge, sondern das idiographische Beschreiben und Verstehen intersubjektiv geteilter Sinnbezüge im Rahmen sozialer Handlungen.²³⁷ Lamnek spricht vom „interpretative(n) Paradigma“²³⁸, das sich „am ehesten als eine grundlagentheoretische Position bezeichnen (lässt, KW), die davon ausgeht, dass alle Interaktion ein interpretativer Prozess ist, in dem die Handelnden sich aufeinander beziehen durch sinngabende Deutungen dessen, was der andere tut oder tun könnte.“²³⁹

Empirisch wird nicht eine deduktiv entwickelte Hypothese quantitativ an einer repräsentativen Stichprobe geprüft.²⁴⁰ Stattdessen wird im qualitativen Paradigma ein besonderer Einzelfall in seinem natürlichen Kontext ‚dicht‘, detailliert rekonstruiert.²⁴¹ Ausgangspunkt der Forschung ist dabei die Empirie, häufig ein Text als fixierte Form von Wirklichkeit.²⁴² Die Betrachtung ist schließlich keineswegs hypothesengeleitet, sondern offen für den empirischen Gegenstand, der Forscher stellt sich quasi dumm.²⁴³ Schließlich soll nicht Bekanntes geprüft, sondern Selbstverständliches expliziert oder gar Neues entdeckt werden.²⁴⁴ Die Methoden der Datenerhebung, darunter die qualitative Inhaltsanalyse²⁴⁵, das Leitfadeninterview²⁴⁶, die Gruppendiskussion²⁴⁷, die teilnehmende Beobachtung²⁴⁸, sind daher nicht standardisiert, sondern offen gestaltet. Induktiv werden schließlich beschreibende Kategorien und Theorien entwickelt; diese bleiben, etwa in der Grounded Theory, ebenfalls sehr nahe am Gegenstand. Häufig werden auch qualitative und quantitative Methoden im Verfahren der Triangulation kombiniert, um verschiedene Blickwinkel zu erfassen.²⁴⁹

Der qualitative Forschungsprozess ist immer zirkulär, er kreiselt zwischen empirischer Betrachtung und theoretischer Analyse – wie im hermeneutischen Zirkel ergänzen sich neue Texterfahrung und Vorwissen stetig.²⁵⁰ Eine strikte Verwendung von Gewinnungs-, Begründungs- und Verwendungszusammenhang, wie sie im quantitativen Bereich üblich ist, wird nicht vorgenommen.²⁵¹ Die Epistemologie ist zumeist konstruktivistisch: Wirklichkeit lässt

²³⁴ Habermas 2006.

²³⁵ Vgl. Flick 2007.

²³⁶ Patzelt 1991, S. 53.

²³⁷ Vgl. Lamnek 2005, S. 242 ff.

²³⁸ Lamnek 2005, S. 34.

²³⁹ Matthes 1976, S. 20.

²⁴⁰ Vgl. Lamnek 2005, S. 3.

²⁴¹ Vgl. Lamnek 2005, S. 242 ff., Flick 1991, Geertz 2007.

²⁴² Vgl. Mayring, Mayring 2003.

²⁴³ Glaser, einer der Begründer der Grounded Theory, formuliert: „The first step in gaining theoretical sensitivity is to enter the research setting with as few predetermined ideas as possible – especially logically deduced a priori hypotheses“ (Glaser 2004).

²⁴⁴ Vgl. Flick 2007.

²⁴⁵ Vgl. Mayring 2003.

²⁴⁶ Vgl. Mayer 2004.

²⁴⁷ Vgl. Mayer 2004.

²⁴⁸ Vgl. Lamnek 2005, S. 547-640.

²⁴⁹ Vgl. Denzin 1970, Flick 1991, S. 432-434.

²⁵⁰ Vgl. Widmer, Binder 1997, Flick 2007.

²⁵¹ Vgl. Lamnek 2005, S. 20-27.

sich der qualitativen Forschung zufolge also nicht realistisch, objektiv erfahren, sondern sie unterliegt der Konstruktion des jeweiligen Betrachters.²⁵²

Die wissenschaftlichen Gütekriterien sind dann logischerweise auch andere als in der Forschung im Geiste des kritischen Rationalismus: Vom Anspruch auf eine Beobachterobjektivität der Darstellung wird ganz Abstand genommen, sie weicht einer offen eingestandenen Subjektivität und einer Offenlegung des Vorwissens und persönlicher Interessen.²⁵³ Reliabilität bezieht sich im qualitativen Rahmen keineswegs auf eine tatsächliche Korrespondenz der Forschungsergebnisse mit der Realität, sondern auf Konstruktionen, für die der Forscher gute Argumente hat und denen auch die erforschten Personen im Dialog zustimmen können.²⁵⁴ Retest-Reliabilität wird aufgrund pragmatischer Umstände der sozialen Interaktion, des ‚steten Fließens des Heraklit’schen Flusses‘ zum Ding der Unmöglichkeit.²⁵⁵ An ihre Stelle rückt die Reflexivität im Forschungsprozess, das Instrumentarium wird der Dynamik des sozialen Geschehens flexibel angepasst, eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit durch die umfassende Explikation und Dokumentierung der Analyseschritte gewährleistet.²⁵⁶ Validität lässt sich nicht durch ein Vergleichskriterium oder durch eintreffende Prognosen belegen, sie ist einfach eine Interpretation, die besagt, ob erforscht wurde, was hätte erforscht werden sollen. Die Möglichkeit interner Validität hängt von der qualitativen Methode ab. Während sie bei der teilnehmenden Beobachtung kaum zu gewährleisten ist, können Inhaltsanalysen durchaus diesem Anspruch genügen. Externe Validität im Sinne einer nomothetischen Verallgemeinerung ist im qualitativen Paradigma weder gewollt noch möglich, sie weicht der idiographischen Beschreibung. Externe Validität im Sinne einer praktischen Relevanz ist gerade durch Forschung mitten im alltäglichen Kontext durchaus gewährleistet. Auch das Kriterium der inneren Kohärenz hat in der Postmoderne etwas an Gewicht verloren, es wird ersetzt durch das Anerkennen von Inkommensurabilität, von Brüchen.²⁵⁷

3.2.2 Qualitatives Design dieser Arbeit

Gegenstandsnahe Initialzündung

In der empirischen Forschung lassen wir uns vom „Mantra“²⁵⁸ der Grounded Theory inspirieren, das besagt: „theory emerges from the data“²⁵⁹. Wir klammern also unser Vorwissen aus der theoretischen Bricolage ein, stellen uns dumm. Fast wie ein Alien betrachten wir den empirischen Gegenstand²⁶⁰, ziehen induktive Schlüsse bezüglich seiner Beschaffenheit, seiner Zusammenhänge und bilden so erste Kategorien und Variablen.²⁶¹

²⁵² Vgl. Widmer, Binder 1997.

²⁵³ Vgl. Flick 2007, S. 29.

²⁵⁴ Vgl. Flick 2007, Widmer, Binder 1997, Lamnek 2005, S. 148 ff.

²⁵⁵ Vgl. Widmer, Binder 1997, Lamnek 2005, S. 148 ff.

²⁵⁶ Vgl. Widmer, Binder 1997, Flick 2007, Lamnek 2005, S. 24 f.

²⁵⁷ Vgl. Lyotard, Pfersmann 2009.

²⁵⁸ Bryant, Charmaz 2010, S. 32.

²⁵⁹ Bryant, Charmaz 2010, S. 32. Insgesamt lässt sich der hier vertretene Ansatz aber nicht der gegenstandsnahe Theoriebildung zuordnen, z. B. klammern wir unser Vorwissen nur partiell ein. Ein weiterer Schwerpunkt der Konzeptionalisierung ist daneben die literaturbasierte Bricolage. Schließlich wollen wir Zusammenhänge zwischen Kultur und Kommunikation erklären – was sich nicht allein aufgrund empirischer Daten bewerkstelligen lässt, weil es sich nur teils um empirisch wahrnehmbare Gegenstände handelt.

²⁶⁰ Vgl. Kapitel I.3.3 „Empirischer Forschungsgegenstand“.

²⁶¹ Vgl. Kapitel VII.A „Codebook“.

Triangulation: Quantitative Analyse

Diese induktiv ermittelten Kategorien nutzen wir im Geiste der Triangulation zu einer groben quantitativen Analyse: Der gesamte empirische Datenkorpus durchläuft die entsprechende Matrix auf Basis einer qualitativen Codierung. Die Auswertung erfolgt quantitativ, schlicht nach relativer Häufigkeit. Wir ermitteln so das Typische an unserem Gegenstand.

Dichte Beschreibungen typischer Fälle

Aus den typischen Daten wählen wir Texte zur Detailinterpretation aus. Diese beschreibe ich in Anlehnung an Clifford Geertz „dicht“ in ihrem spezifischen Kontext. In der detailorientierten Kategorien- und Variablenbildung lassen wir uns dabei inspirieren von der qualitativen Inhaltsanalyse²⁶² sowie von gängigen bild- und filmanalytischen Verfahren^{263, 264}.

Wie genau sich politische Kommunikation und politische Kultur wissenschaftlich interpretieren lassen, können wir aber erst im Verlauf der Arbeit skizzieren. Schließlich ist die wissenschaftliche Interpretation selbst ein zeichenhafter kommunikativer und kultureller Prozess. So ist die Methode gleichzeitig Weg zur Erzielung des Ergebnisses und Ergebnis ihrer eigenen Anwendung. Wie Nünning ausführt, ist jede Kommunikationstheorie mit einem „Autologie-Dilemma“²⁶⁵ konfrontiert: „Kommunikationskonzepte können nur in Kommunikation als Kommunikation bestimmt werden, d. h. sie setzen voraus und vollziehen, was sie theoretisch einholen wollen.“²⁶⁶ Die Erstellung des Dissertationstextes und Ihre Rezeption dieses Textes sind selbst kommunikative Akte.

Natürlich lassen sich die idiographischen Erkenntnisse der empirischen Studie nicht auf andere, womöglich gar zukünftige Fälle übertragen. Sie stehen für sich selbst, nichts weiter. Trotzdem hoffe ich durch die unvoreingenommene Auseinandersetzung konkrete Details, neue Zusammenhänge und Gewichtungen, Besonderheiten und Widersprüche, gar nicht so selbstverständliche Selbstverständlichkeiten zu entdecken, die der rein theoretischen Betrachtung bislang entgehen. Vielleicht verheddern wir uns so nicht in den festgefahrenen Spezialthemen der Forschung. Der Praxisbezug kann weitere theoretische Konflikte schlichten helfen und die Höhenflüge der theoretischen Bricolage mit Bodenhaftung versehen, was wiederum für praktische Relevanz spricht.

3.3 Empirischer Forschungsgegenstand

3.3.1 Bundeskulturpolitik als empirischer Gegenstand

Aus der überbordenden Vielfalt politisch-kommunikativer und politisch-kultureller Gegenstände habe ich die Kulturpolitik²⁶⁷, konkret den öffentlichen²⁶⁸ kulturpolitischen Zeichengebrauch des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien (BKM) ausgewählt. Dabei werden wir uns weitgehend auf die Amtszeit des BKM Julian Nida-Rümelin konzentrieren, also auf den Zeitraum vom Anfang Januar 2001 bis Mitte Oktober

²⁶² Vgl. Mayring 2003.

²⁶³ Vgl. Boehm 2006, Sachs-Hombach 2005, Faulstich 2002.

²⁶⁴ Vgl. Kapitel VII.A „Codebook“.

²⁶⁵ Schmidt 2005, S. 93.

²⁶⁶ Schmidt 2005, S. 93.

²⁶⁷ Vgl. Kapitel I.3.5 „Exkurs Forschung zur Bundeskulturpolitik“.

²⁶⁸ Was ich zum öffentlichen Kommunizieren zähle, erfahren Sie im Kapitel III.12.3 „Empirische Perspektiven: Öffentliches Kommunizieren des BKM“ sowie in VII.A „Codebook“. Ausgeschlossen sind z. B. alle arkanen Akte, zum Beispiel Gespräche mit kulturpolitischen Lobbyisten hinter verschlossenen Türen, Redebeiträge des BKM in Kabinettsitzungen oder bilaterale Diskussionen mit Mitarbeitern der Behörde, der der BKM vorsteht, oder auch vertrauliche Dossiers und Briefe des Amtes.

2002. An einigen Stellen werden auch sein Vorgänger Michael Naumann und seine Nachfolgerin Christina Weiss zu Wort kommen.

3.3.2 Erhebung der empirischen Daten

Wir können in der empirischen Analyse natürlich nur den Zeichengebrauch des BKM berücksichtigen, der in Texten fixiert vorliegt. Diese Texte, darunter Pressemitteilungen, Interviews, TV-Mitschnitte oder Pressebilder, habe ich über das Archiv des Bundeskanzleramts, des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung, der Bundeszentrale der SPD und über diverse Rundfunkanstalten recherchiert. Der Quellenkorpus besteht insgesamt aus 1.630 Texten. Zur Validierung der Ergebnisse habe ich zudem einige Experteninterviews²⁶⁹ geführt; auch die drei ersten Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien erklärten sich dazu bereit. Den entsprechenden Leitfaden und eine vollständige Dokumentation finden Sie im Anhang²⁷⁰ genauso wie eine Aufstellung sämtlicher Quellen und eine Beurteilung der Qualität der gesammelten und erhobenen Daten.²⁷¹

3.3.3 Begründung der Auswahl – mit einem Augenzwinkern

Ausgerechnet Bundeskulturpolitik! Sicher überrascht Sie die Auswahl dieses Falls. Das Interesse hartgesottener Politikwissenschaftler²⁷², das Dafürhalten des Durchschnittsbürgers und die Gewichtung öffentlicher Haushalte legen zumindest nahe, dass es wichtigere Politikfelder geben könnte. Doch sprechen für die Wahl des BKM als Forschungsgegenstand schlagkräftige Argumente: Aufgrund überschaubarer rechtlicher und fiskalischer Kompetenzen ist der BKM geradezu auf das politische Kommunizieren abonniert. Und wo, wenn nicht in der Kulturpolitik sollte sich ein Zusammenhang herstellen lassen zwischen politischem Kommunizieren und politischer Kultur? Schließlich ist der BKM zuständig für die politische Gestaltung von Kultur und Medien. Diese Dopplung von kulturverflochtenen Kommunikationsakten des BKM und Kultur- und Medienkommunikation als politischem Kompetenzbereich dieses Amtes finde ich intellektuell reizvoll. Sowieso ist die Kulturpolitik meines Erachtens politisch und wissenschaftlich hoch relevant, ich bringe sie nämlich in Zusammenhang mit der gerade heiß laufenden Integrationsdebatte²⁷³ und dem Cultural Turn. Letztlich steigert es wohl auch das Innovationspotenzial, sich von Zeit zu Zeit exotischen Feldern zu widmen.

3.4 Wissenschaftliche Gütekriterien und Anspruch der Dissertation

Diese Arbeit erhebt keineswegs den Anspruch an Objektivität. Denn mit dem Philosophen Rorty²⁷⁴ glaube ich, dass es keine objektiven Fundamente ‚dort draußen‘ gibt. Auch die quantitative Wissenschaft wird wohl nie die realistische Wahrheit entdecken. Denn auch der quantitative Wissenschaftler ist gebunden an seinen Standpunkt, an seine sinnlichen, mentalen, sprachlichen und kulturellen Voraussetzungen. Meine Interpretationen von politischer Kommunikation und politischer Kultur sind letzten Endes subjektives Konstrukt. Ob meine Beschreibung also tatsächlich die Welt spiegelt, kann ich nicht wissen. Allerdings habe ich meine Darstellung durchgängig mit Argumenten belegt, meine empirische Forschung mit

²⁶⁹ Vgl. Bogner 2005, Mayer 2004.

²⁷⁰ Vgl. Kapitel VII.B.2 „Experteninterviews“.

²⁷¹ Vgl. Kapitel VII.A „Codebook“.

²⁷² Vgl. Kapitel I.3.5 „Exkurs Forschung zur Bundeskulturpolitik“.

²⁷³ Vgl. Kapitel V Synopse „Patchwork – Patchwork! Interpretationen zur Verwobenheit von politischer Kommunikation und politischer Kultur“.

²⁷⁴ Vgl. Rorty 1987.

dem Verfahren der Triangulation fundiert und die Ergebnisse in Experteninterviews mit den ersten drei Staatsministern für Kultur und Medien kommunikativ validiert.²⁷⁵

Wie oben ausgeführt sind Gütekriterien wie Beobachterobjektivität, Reliabilität, Wiederholbarkeit und Verallgemeinerbarkeit für das qualitative Paradigma unerreichbar und wenn man dessen epistemologische und methodologische Annahmen teilt, wohl auch für das quantitative. Sogar den Anspruch an innere Kohärenz muss ich bei genauerem Hinsehen leider aufgeben: Es ist verflücht, an einigen Ecken und Enden ergeben sich, egal welche Perspektive man einnimmt, immer Widersprüche, Überlappungen, Unschärfen.²⁷⁶ Übrig bleibt also eine literarische, manchmal ironisch gebrochene Entdeckungstour in die Sphäre des Patchworks. So möchte ich meine Prozessierungsregeln und Signifikate im Verstehen politischer Kommunikation und politischer Kultur explizieren und bisweilen kreativ entwerfen. Mein Anspruch ist somit ein bloß idiographischer: Ich beschreibe einzelne Fälle ohne Anspruch auf Gesetzmäßigkeit. Zudem gestalte ich den Forschungsprozess reflexiv und dokumentiere zentrale Verfahrensschritte, Codebooks und Quellen²⁷⁷, damit Sie meine Ergebnisse eigenständig nachvollziehen können. Orientieren werde ich mich auch am Gütekriterium des amerikanischen Pragmatismus²⁷⁸: Wissenschaftliche Untersuchungen sollen demnach plausibel sein, am Common Sense orientiert. Sie sollen praktischen Nutzen bringen für das Leben der Menschen. So ist es mein Ziel, eine heuristisch brauchbare, gründliche und plausible Beschreibung für politische Kommunikation, politische Kultur und ihre Verwobenheit im Patchwork abzugeben.

Genau diesen Anspruch spiegelt auch mein postmoderner Stil, der gleichzeitig ein Hinweis auf die kulturelle Institutionalisierung des wissenschaftlichen Schreibens ist. Wohlgermerkt stelle ich damit nicht die Relevanz dieser wissenschaftlichen Institutionen in Frage – als einzelne Miss-Interpretin laufe ich auch nicht Gefahr, die Stabilität dieser stilistischen Normen zu unterminieren. Wohlgermerkt ist auch nur der Stil postmodern, damit impliziere ich keine Epistemologie oder ethische Auffassung, wie meine Ausführungen zum Zeichenhaften deutlich machen.

3.5 Exkurs: Forschung zur Bundeskulturpolitik

Bevor wir nun richtig loslegen mit der Beschreibung des kommunikativ-kulturellen Patchworks, möchte ich einen Exkurs zur kulturpolitischen Forschung²⁷⁹ einschieben. So verschaffen wir uns einen Überblick über wissenschaftliche Erkenntnisse, die wir zur Unterfütterung des Praxisbeispiels BKM nutzen können. Des Weiteren stoßen wir auf Lücken der kulturpolitischen Forschung, die wir mit den Analysen zum BKM vielleicht en passant schließen können.

3.5.1 Politikwissenschaftliche Ergebnisse

Die originär politikwissenschaftliche Forschung zur deutschen Kulturpolitik ist arg überschaubar. Es findet sich kein einziger Lehrstuhl für Kulturpolitik an einem deutschen Institut für Politikwissenschaft. Es gibt keinen Arbeitskreis in einer Fachgesellschaft, es gibt keine

²⁷⁵ Vgl. Kapitel VII.B.2 „Experteninterviews“.

²⁷⁶ Etwa dass radikalkonstruktivistische Zeichentheorien annehmen, dass jede Wahrnehmung eine pure Konstruktion ist. Meines Erachtens brauchen aber auch sie als Zeichentheorie einen materiellen, sinnlich wahrnehmbaren und differenzierbaren Anreiz zur Interpretation, sonst verlieren sie sich im bloßen Denken.

²⁷⁷ Vgl. Kapitel VII.A „Codebook“.

²⁷⁸ Für einen Überblick vgl. Goodman 1995.

²⁷⁹ Für einen Überblick zur teils auch vom BKM tangierten Medienpolitik vgl. Puppis 2007.

einschlägige deutschsprachige Zeitschrift, auch im „International Journal of Cultural Policy“²⁸⁰ werden nur selten Beiträge zur bundesrepublikanischen Situation veröffentlicht. In allgemein politikwissenschaftlichen Fachblättern findet das Thema marginale Resonanz²⁸¹. Monographien und Sammelbände sind äußerst rar: Abeleins Werk²⁸² aus den sechziger Jahren ist nach wie vor die einzige politikwissenschaftliche Gesamtdarstellung zur innerstaatlichen Kulturpolitik. Daneben zog das Thema etwas theoretische Aufmerksamkeit im Zuge des neuen kommunalen Steuerungsmodells auf sich.²⁸³ Einen eher historischen Ansatz wählt von Beyme in „Die Kunst der Macht und die Gegenmacht der Kunst“²⁸⁴ und in „Kulturpolitik und nationale Identität“²⁸⁵. Der Autor reflektiert dabei die Beziehungen zwischen politischer Repräsentation, Kunst und kultureller Identität im Laufe der Geschichte. Aufgrund theoretischer Bezüge können wir die Überblickswerke von Maass²⁸⁶ und Schulte²⁸⁷ zur Auswärtigen Kulturpolitik ebenfalls in diesem Segment aufführen. Nur sehr wenige internationale Politikwissenschaftler greifen in Aufsätzen die deutsche Kulturpolitik, was wohl daran liegt, dass die entsprechenden Strukturen stark vom nationalen politischen System geprägt sind.²⁸⁸ Selbst Politikvergleiche werden seitens der Praktiker der Kulturbranche beliefert.²⁸⁹ Zur Bundeskulturpolitik und zum BKM findet sich dabei insgesamt fast nichts.

Kritik: Die Politikwissenschaft behandelt die deutsche Kulturpolitik stiefmütterlich. Schon Ende der sechziger Jahre konstatiert der Pionier Abelein: „Trotz ihrer zunehmenden Bedeutung ist die Kulturpolitik nur in geringem Ausmaß Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung geworden. Es gibt kaum systematische Arbeiten darüber. Die Fragen der Wurzeln, der Träger und des Standortes der Kulturpolitik fanden, soweit sichtbar, keine zureichende wissenschaftliche Beachtung. Auch eine historische Bestandsaufnahme, der sich wegen der verwirrenden Vielfalt von Maßnahmen und Zuständigkeiten besondere Schwierigkeiten entgegenstellen, fehlt.“²⁹⁰ Daran hat sich bis heute fast nichts geändert: Das Feld der deutschen Kulturpolitik ist, insbesondere auf Bundesebene, von politikwissenschaftlicher Seite bis heute weitgehend unbeackert. Von Beyme diagnostiziert: „Politikwissenschaftler haben dieses Politikfeld – wie den Städtebau und die Wohnungsbaupolitik, die Rechtspolitik und die Sozialpolitik – meist anderen Disziplinen überlassen.“²⁹¹ Damit fehlt es an tiefeschürfenden politikwissenschaftlichen Theorien genauso wie an der Anwendung originär politikwissenschaftlicher Methoden auf den Bereich der Kulturpolitik. Fuchs legt den Finger in die Wunde: „Vermutlich ist unter allen denkbaren Politikfeldern der Bereich der Kulturpolitik derjenige, der am wenigsten über eine (politik-)wissenschaftliche Theorienbildung verfügt.“²⁹²

²⁸⁰ O. V. 2011.

²⁸¹ Zum Beispiel ein Themenheft zu Kulturpolitik und Kulturförderung von „Aus Politik und Zeitgeschichte“ (vgl. o. V. 2004).

²⁸² Vgl. Abelein 1968, Abelein 1970.

²⁸³ Vgl. Bandelow 1994.

²⁸⁴ Von Beyme 1998.

²⁸⁵ Von Beyme 1998a.

²⁸⁶ Vgl. Maass 2005.

²⁸⁷ Vgl. Schulte 2000.

²⁸⁸ Ausnahmen bilden folgende Aufsätze: Wesner 2010, Burns Will, van der 2003, Ahearne (2003).

²⁸⁹ Sievers und Wagner beliefern auch das Kompendium des Instituts ERICarts, das nationale kulturpolitische Rahmenbedingungen vergleicht, mit Daten zur Situation in Deutschland (vgl. Council of Europe/ERICarts 2010). Im angelsächsischen Raum findet sich eine etwas intensivere Beschäftigung mit der Evaluation von kulturpolitischen Programmen. Mit der International Conference on Cultural Policy Research (ICCP) findet sich regelmäßige eine Konferenz zum Thema statt, Artikel werden in Zeitschriften wie dem International Journal of Arts Management oder dem International Journal of Cultural Policy veröffentlicht. Diverse Monographien wurden vorgelegt, z. B. von Schuster 2002.

²⁹⁰ Abelein 1968, S. 9 f.

²⁹¹ Von Beyme 1998a, S. 7.

²⁹² Fuchs 2007, S. 22.

3.5.2 Weitere Wissenschaftsdisziplinen mit kulturpolitischem Interesse

Wohl weil das künstlerische Leben in Deutschland zu einem beachtlichen Teil von der öffentlichen Hand verwaltet und finanziert wird, stammen die meisten wissenschaftlichen Beiträge zur deutschen Kulturpolitik aus der jungen, betriebswirtschaftlich und ästhetisch-künstlerisch ausgerichteten Disziplin des **Kulturmanagements**. Auch Deutschlands einziger Lehrstuhl für Kulturpolitik ist hier situiert: Er wurde 1997 im Fachbereich für Kulturwissenschaften und ästhetische Kommunikation an der Universität Hildesheim eingerichtet.²⁹³ Auch das Bonner Zentrum für Kulturforschung (ZfKf) rekrutiert sich aus dem Kulturmanagement.²⁹⁴ Überhaupt thematisieren viele Lehrstühle für Kulturmanagement die Kulturpolitik in Forschung und Lehre.²⁹⁵

So stammt auch das Gros aktueller Standardwerke zur Kulturpolitik aus der Feder von Professoren des Kulturmanagements: Max Fuchs²⁹⁶ und Armin Klein²⁹⁷ verfassen Einführungs- werke zur Kulturpolitik, Wolfgang Schneider gibt „Grundlagentexte“²⁹⁸ und einen Sammel- band zur „Auswärtigen Kulturpolitik“²⁹⁹ heraus. Werner Heinrichs skizziert die finanzpoliti- schen Rahmenbedingungen des Kulturmanagements³⁰⁰ und Andreas Wiesand legt diverse empirische Studien zum künstlerischen Berufsfeld und zu dessen politischer Steuerung vor³⁰¹.

Kritik: Die dynamische Disziplin des Kulturmanagements sondiert das kulturpolitische Feld, schafft so einen grundlegenden Überblick. Thematisch stehen dabei die rechtlichen und haushaltspolitischen Rahmenbedingungen für die Aktivitäten von Kultureinrichtungen und Künstlern im Vordergrund. Aufgrund der staatlichen Kompetenzverteilung bezieht sich das Interesse der Autoren vor allem auf die Ebene der Kommunen und Bundesländer; Bundes- kulturpolitik und der BKM spielen so eine Nebenrolle. Die Werke des Kulturmanagements sind meist schlicht deskriptiv und eher anwendungsorientiert angelegt, ehrgeizigere theoretische und methodische Konzeptionen liegen im politischen Anwendungsfeld bislang nicht vor.

Auch die **Kulturökonomie**, ein kleines Teilgebiet der Volkswirtschaftslehre, beteiligt sich an der kulturpolitischen Diskussion: Dabei stehen einerseits die politischen Rahmenbedingun- gen des wirtschaftlichen Handelns, etwa auf dem Buchmarkt, auf dem Kunstmarkt oder in den Creative Industries im Fokus. Andererseits werden die kulturwirtschaftlichen Beiträge für Gesellschaft und Politik analysiert, etwa das Steueraufkommen oder das Arbeitsplatzange- bot von Kulturbetrieben. Gottschalk bietet beispielsweise eine Einführung in die „Kultur- ökonomik“³⁰², dabei thematisiert sie Kulturmärkte, Kulturangebot und -nachfrage nach Kultur auch im politischen Zusammenhang. Frey evaluiert Kulturpolitik und kulturelle Güter anhand von Ertrag, Nachfrage oder externen Effekten³⁰³, während Brodbeck und Hummel sich mit

²⁹³ Inhaber ist Prof. Wolfgang Schneider, Schwerpunkte des Instituts sind Lehre und anwendungsorientierte Forschung in Kulturpolitik, Kulturmanagement, Kulturverwaltung und Kulturvermittlung (vgl. Institut für Kulturpolitik 2001). Hier sind auch einige Dissertationen zur Bundeskulturpolitik entstanden, vgl. Sommer 2008.

²⁹⁴ Vgl. Zentrum für Kulturforschung 2010.

²⁹⁵ Studienangebote z. B. in den Fachbereichen für Kulturmanagement an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, der Fernuniversität Hagen, der Hochschule Zittau/Görlitz oder der Hochschule für Musik und Theater Hamburg.

²⁹⁶ Vgl. Fuchs 2007, Fuchs 2008a.

²⁹⁷ Vgl. Klein 2003.

²⁹⁸ Schneider 2009.

²⁹⁹ Schneider 2008.

³⁰⁰ Vgl. Heinrichs 1997, Gerlach-March 2010.

³⁰¹ Vgl. Fohrbeck, Wiesand 1989.

³⁰² Vgl. Gottschalk 2006.

³⁰³ Vgl. Frey 2000.

der Wertschöpfung durch öffentliche Kulturförderung auseinander setzen.³⁰⁴ Throsby schließlich fasst in „The Economics of Cultural Policy“³⁰⁵ ökonomische Beiträge zu kulturpolitischen Aspekten wie Creative Industries, kulturelles Erbe, kulturelle Bildung oder kulturelle Diversität zusammen.

Kritik: Die Kulturökonomie bewegt sich vor dem sehr spezifischen konzeptionellen Hintergrund der neoklassischen ökonomischen Theorie. Kultur wird hier in wirtschaftlichen Dimensionen gemessen, die Politik sorgt für ideale Rahmenbedingungen oder profitiert von Erträgen des Kulturbetriebs. Für die private Kulturwirtschaft und auch zur Evaluation öffentlicher Fördergelder kann dieser empirisch gehaltvolle Ansatz Nutzen stiften. Ob sich aber weitergehende Folgen von Kulturpolitik, etwa Kreativität, Integration oder moralische Bildung mit derartigen ökonomischen Modellen messen lassen, ist fraglich. Der BKM erfährt hier kaum Aufmerksamkeit.

Die **Rechtswissenschaften** tragen ebenfalls zu kulturpolitischen Fragestellungen bei, indem sie die rechtlichen Grundlagen des kulturpolitischen Interagierens in Deutschland auslegen. Federführend in der Auseinandersetzung mit dem Kulturverfassungsrecht ist Peter Häberle. In den vergangenen Jahrzehnten hat er zahlreiche Artikel, etwa zum Kulturbegriff der Rechtsordnung³⁰⁶, zum Kulturföderalismus³⁰⁷ oder zu kulturellen Grundrechten³⁰⁸ publiziert. Udo Steiner³⁰⁹ und Dieter Grimm³¹⁰ evaluieren im Rahmen einer juristischen Fachtagung in den siebziger Jahren den staatlichen Auftrag zur Kulturförderung. Aktuell finden sich diverse Dissertationen zum Kulturverfassungsrecht, etwa von Palm³¹¹ zur staatlichen Kulturförderung, von Würkner³¹² zur Kunstfreiheit, von Köstlin zum Kulturföderalismus³¹³. Weiter liegen zahlreiche Abhandlungen zu Teilgebieten des Kulturrechts vor, etwa zum Schulrecht, Urheber-, Steuer-, Arbeitsrecht, sowie zu einzelnen Kunstgattungen wie dem Architektur- und Verlagsrecht.³¹⁴

Kritik: Im Zentrum stehen hier die (verfassungs)rechtlichen Grundlagen der Kulturpolitik. Insgesamt liegen differenzierte Erkenntnisse zum staatlichen Kulturauftrag und zum Kulturföderalismus vor. Ein Bezug zum Bundeskulturrecht wird teils im Rahmen bundesstaatlicher Kompetenzverteilungen hergestellt. Konzeptionell orientieren sich die Werke am Kulturbegriff der Verfassung.

Aus der **Soziologie** stammt eine Dissertation zur „Kulturpolitik des Bundes“³¹⁵, vorgelegt von Alexander Endreß. Der Autor versucht sich in Anlehnung an Talcott Parsons an einer strukturfunktionalen Analyse der Bundeskulturpolitik. Dabei ermittelt er auf Basis von Sekundärliteratur die Strukturen der Kulturpolitik des BKM sowie des Auswärtigen Amtes und untersucht kulturpolitische Pressemitteilungen empirisch anhand einer Inhaltsanalyse.

Kritik: Immerhin, der Autor setzt sich mit Bundeskulturpolitik, gar dem BKM, intensiv auseinander. Doch lässt sich Kulturpolitik meines Erachtens nicht so ‚mir nichts, dir nichts‘ in Par-

³⁰⁴ Vgl. Brodbeck, Hummel 1991.

³⁰⁵ Throsby 2010.

³⁰⁶ Vgl. Häberle 1979.

³⁰⁷ Vgl. Häberle 1980, Häberle 2002.

³⁰⁸ Vgl. Häberle 1985.

³⁰⁹ Vgl. Steiner 1983.

³¹⁰ Vgl. Grimm 1983.

³¹¹ Vgl. Palm 1998.

³¹² Vgl. Würkner 1994.

³¹³ Vgl. Köstlin 1989.

³¹⁴ Zum Beispiel Lucassen 2004, Zacher, Zacher 2001, Winter 2008.

³¹⁵ Endreß 2005.

sons Denkmodell integrieren. Sein politisches oder kulturelles System ist ja keineswegs deckungsgleich mit dem, was wir gemeinhin unter Kulturpolitik verstehen.³¹⁶ Weiter lässt sich Parsons' Strukturfunktionalismus wohl nicht einfach damit empirisch anwenden, dass man die Organisationsstruktur des BKM und seine Pressemitteilungen funktional analysiert.

3.5.3 Graubereich zwischen kulturbezogener Wissenschaft und Praxis

Der Löwenanteil der Beiträge zur deutschen Kulturpolitik stammt aber aus dem **vorwissenschaftlichen Bereich der Praktiker und Journalisten**: Die Kulturbranche hat selbst Einrichtungen gegründet, die sich unter anderem die Erforschung des kulturellen Politikfeldes auf die Fahnen schreiben, etwa das praxisbezogene Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft³¹⁷ oder das Institut für Auslandsbeziehungen (IFA)³¹⁸, das sich der Auswärtigen Kulturpolitik widmet. Mit der Kulturpolitischen Gesellschaft (KuPoGe)³¹⁹ existiert seit den achtziger Jahren eine Branchenorganisation, die sich im Spannungsfeld von Wissenschaft und Praxis positioniert.

Regelmäßig veranstaltet die Kulturbranche praxisnahe Fachtagungen, Kongresse und Diskussionsrunden zur Kulturpolitik, die durchaus mit einigen wissenschaftlichen Einsprengseln aufwarten, darunter zum Beispiel die Kulturpolitischen Bundeskongresse³²⁰ oder die Kulturpolitischen Kolloquien der Evangelischen Akademie Loccum.³²¹ Politiker, Kulturschaffende, Kulturverwalter und Verbandsfunktionäre publizieren ihre Positionen in Branchenblättern wie „Kulturpolitische Mitteilungen“³²² oder „politik und kultur“ (puk)³²³. Sammelbände³²⁴, Dokumentationen³²⁵, Handbücher³²⁶, manchmal auch Monographien³²⁷ widmen sich aktuellen kulturpolitischen Themen, etwa der Entwicklung der öffentlichen Kulturfinanzierung, einzelnen Kunstsparten, der Integrationspolitik, der europäischen Kulturpolitik usw. Hier finden sich auch Hintergrundinformationen zur Definition und Geschichte von Kultur, zu rechtlichen und ökonomischen Grundlagen, zur Kulturevaluation, zur Kulturstatistik, zu Branchenterminen etc. Auch der BKM, seine Einrichtung, seine politischen Programme und Leistungen sind hier durchaus ein Thema.³²⁸ Dabei treten auch die Amtsträger selbst als Autoren auf.³²⁹

Einige politische Einrichtungen veröffentlichen graue Literatur zu den eigenen Forderungen und Programmen: Der wissenschaftliche Dienst des Deutschen Bundestags bietet beispielsweise reichhaltige Dossiers zu kulturpolitischen Kompetenzen, Debatten und Maßnahmen des Bundestags und der Bundesregierung im innenpolitischen und auswärtigen Kontext an. Auch die Amtszeit des BKM Nida-Rümelin wird hier gestreift.³³⁰ Bundesministerien dokumentieren kulturbezogene Programme in ihrem jeweiligen Kompetenzbereich. Auch der BKM

³¹⁶ Vgl. Kapitel IV.1.5.1 „Kultur als funktionales Subsystem des Sozialen“.

³¹⁷ Vgl. Institut für Kulturpolitik 2006.

³¹⁸ Vgl. Institut für Auslandsbeziehungen 2010.

³¹⁹ Vgl. Kulturpolitische Gesellschaft 11.11.2010.

³²⁰ Zum Beispiel Sievers 2008a.

³²¹ Zum Beispiel Evangelische Akademie Loccum 1992, Evangelische Akademie Loccum 2011.

³²² Zum Beispiel Fuchs, Zimmermann 2005, Wagner 2005, Wagner 1998, Scheytt, Grandmontagne 2004.

³²³ Thierse 2007.

³²⁴ Vgl. Hoffmann, Schneider 2002.

³²⁵ Allen voran die Jahrbücher für Kulturpolitik, die die Kulturpolitische Gesellschaft herausgibt, dabei Bände zu „Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik“ (2009), „Kreativwirtschaft und Kreative Stadt“ (2008), „Europäische Kulturpolitik“ (2007), Zimmermann, Ernst 2008, Zimmermann, Schulz 2010, Schwencke et al. 2009.

³²⁶ Vgl. Zimmermann, Schulz 2008.

³²⁷ Vgl. Brumlik 1997.

³²⁸ Vgl. Fuchs 2008, Sievers 2008, Nevermann 2005, Hoffmann, Schneider 2002.

³²⁹ Vgl. Nida-Rümelin et al. 2001, Weiss 1999.

³³⁰ Vgl. Singer 2004, Singer 2003.

stellt seine politischen Überzeugungen und Programme regelmäßig in der Broschüre „Im Bund mit der Kultur“³³¹ öffentlich vor.

Journalisten sind ebenfalls im Themenfeld aktiv: Leber setzt sich mit der Kulturpolitik der Regierung Schröder 1998 bis 2002 auseinander.³³² Er skizziert die kulturpolitische Rechtslage, die Organisationsstruktur des BKM, zentrale kulturpolitische Programme und Konfliktlagen sowie personelle Stile der Amtsträger Naumann und Nida-Rümelin. Damit arbeitet er die Ursachen und Auswirkungen des Ausbaus der Bundeskulturpolitik heraus.³³³ Norbert Seitz beleuchtet in „Die Kanzler und die Künste. Die Geschichte einer schwierigen Beziehung“³³⁴ in feuilletonistischer Manier den Kunstgeschmack und die kunstpolitischen Maßnahmen verschiedener deutscher Bundeskanzler und auch Bundespräsidenten. Heuristische Erkenntnisse zum BKM Michael Naumann werden hier aufgeführt, die Amtszeit Prof. Nida-Rümelin wird aufgrund des Erscheinungsdatums nur kurz erwähnt.

Kritik: Insgesamt zeugen diese praxisbezogenen Werke von hoher Detailkenntnis und einer fundierten Kenntnis historischer, rechtlicher, politischer und ökonomischer Zusammenhänge. Auch der BKM wird hier beschrieben. Dennoch fehlen die tiefergehende Reflexion, die kritische Analyse, die fachliche Diskussion und die methodische Fundierung, die der Wissenschaft eigen sind.

3.5.4 Fazit: Forschung zur Bundeskulturpolitik

Die Politikwissenschaft lässt das Feld der Kulturpolitik und erst recht den BKM links liegen. Damit besteht eine gravierende Forschungslücke, was die Anwendung originär politikwissenschaftlicher Theorien und Methoden auf das kulturpolitische Feld angeht.

Statt politikwissenschaftlicher Vertreter tummeln sich im kulturpolitischen Feld Forscher benachbarter Disziplinen, wie des Kulturmanagements, des Kulturrechts, der Kulturökonomie sowie Vertreter der kulturpolitischen Praxis. Sie haben mit vereinten Kräften eine solide heuristische Basis geschaffen, was das deskriptive Wissen über Akteure, Instrumente, Teilbereiche, Programme, Ziele, Begründungen, die historischen, rechtlichen und ökonomischen Details der Kulturpolitik in Deutschland angeht. Das praxisbezogene Segment thematisiert auch die Bundeskulturpolitik, ja sogar den BKM, allerdings ohne wissenschaftlichen Tiefgang.

Eine direkte Verbindungslinie zwischen Kulturpolitik und politischem Kommunizieren bzw. politischer Kultur zieht die kulturpolitische Forschung nicht. Das Kulturmanagement und die Kulturökonomie setzen sich zwar mit Kommunikation im Rahmen der Vermarktung künstlerischer Angebote auseinander, schlagen aber keine Brücke zur Politik. Als Beitrag zur politischen Kulturforschung lässt sich am ehesten noch das kulturpolitische Werk von Beymes lesen.

³³¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2000, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c.

³³² Vgl. Leber 2010.

³³³ Leber 2010.

³³⁴ Seitz 2005.

Teil II Komponenten des zeichenhaften Patchworks

Beginnen wir mit dem politischen Kommunizieren und betrachten zum Einstieg die Überschrift des folgenden Textes des BKM:

„Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“¹

Was ist das? Was sehen Sie? Was verstehen Sie?

„Einen Satz halt“, „Keine Ahnung, ich kann nicht lesen“, „Eben, dass der Bund die Wagner-Festspiele fördert“, „Buchstaben“, „Typisch, Elitekultur wird gefördert und die Hartz IV-Empfänger gucken in die Röhre“, „I don't know, because I don't speak German“?

Die Antwort ist jedenfalls nicht so kinderleicht, wie es scheint. Dies zeigt eine jahrhundertalte, kontroverse Debatte in Sprachphilosophie, Semiotik, Linguistik und Soziologie. Ein Großteil der politikwissenschaftlichen Kommunikationsforschung hat sich bisher vor einer Antwort gedrückt.² Dieses Defizit ist, wie ich meine, ein Hauptgrund, warum die Theoriebildung hier so schleppend vorangeht, warum ein Anschluss an den Linguistic bzw. Cultural Turn auf sich warten lässt und warum keine Verknüpfung von politischer Kommunikation und politischer Kultur vorgenommen wird.

Daher werden wir uns nun der Thematik sehr gründlich und ausführlich widmen: Wir verschaffen uns einen Überblick über die Zeichentheorie, indem wir uns mit Überlegungen von Plato, Grice, Locke, Cassirer, Brandom, Saussure, Aristoteles, Wittgenstein, Eco, Derrida, Foucault, Nida-Rümelin und Austin kritisch auseinandersetzen. Plausible Vorschläge dieser Autoren integriere ich, angereichert mit eigenen Gedanken, in ein konsistentes Modell des Zeichenhaften. Dazwischen brechen und spiegeln wir unsere Erkenntnisse am empirischen Beispiel der Bundeskulturpolitik. Dieses Grundlagenkapitel ist notwendigerweise recht politikfrei gehalten. Das wird sich in den folgenden Abschnitten ändern. Versprochen!

¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002. Dass es sich bei unserem Beispielfragment tatsächlich um einen Akt politischen Kommunizierens handelt, setze ich als gegeben voraus. Die entwickelten Annahmen stehen und fallen mit der Plausibilität dieser Annahme.

² Vgl. Kapitel I.2.1 „Forschung zu politischer Kommunikation“.

1 Signifikanten im Kontext

Betrachten Sie nochmals unser empirisches Beispiel:

„Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“³

Was ist das? Was nehmen Sie wahr? Woraus setzt sich das zusammen? Wo kommt Derartiges vor? Mit diesen Fragen werden wir uns jetzt auseinandersetzen. Zuerst begeben wir uns auf einen Streifzug durch die Literatur und üben Kritik. Anschließend destillieren wir aus unseren Erkenntnissen eine plausible Beschreibung dieser Komponente des Zeichenhaften und verknüpfen sie mit empirischen Analysen aus dem Kommunizieren des BKM.

1.1 Blick in die Literatur

1.1.1 Realistisch wahrnehmbare, materielle Zeichenkomponente

Plato würde Dinge wie „Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“ wohl als „Wörter“⁴ bezeichnen. Im „Kratylos-Dialog“⁵ konzipiert er diese als eine spezielle Gattung materieller Phänomene, die in einem zweidimensionalen zeichenhaften Zusammenhang steht und dabei dem Verweis auf reale Gegenstände dient. Im Rahmen der essentialistischen Ontologie des antiken Denkers würden derartige Phänomene wohl als vordergründige, materielle Erscheinungen existieren, sie wären realistisch und auf universelle Weise wahrnehmbar.⁶ Wie Plato im „Höhlengleichnis“⁷ ausführt, sind diese physischen Entitäten aber nur Zerrbilder der dahinterliegenden Ideen, bloße Ableitungen ihres überzeitlichen und unveränderlichen, ‚wirklich wirklichen‘ Wesens. Im „Siebten Brief“⁸ äußert sich Plato daher kritisch gegenüber der Sprache. Als Abbild sei sie immer unvollkommen, sie entspreche einer niedrigen Stufe des Wissens über das Seiende.⁹ Unter den Zeichen nimmt die mündliche Sprache aber für Plato eine privilegierte Position ein. In „Theaitetos“¹⁰ formuliert er, dass Denken Selbstgespräch sei, Sprechen und Denken wären unmittelbar verbunden.¹¹ Im Kratylos-Dialog heißt es, wer die Wörter versteht, kennt sich mit den Dingen aus, im Medium der Sprache wird die Welt erkannt.¹² Die bildhafte Gattung des Zeichenhaften hingegen verurteilt Plato scharf: Sie erschaffe Illusionen, die manipulieren, das Wesentliche verbergen würden.

Auch **Aristoteles** setzt sich mit Dingen wie „Bundesförderung“ auseinander: In der Schrift „De Interpretatione“¹³ behandelt er das „tà en tê phonê“¹⁴, das gesprochene Lautzeichen. Es existiert für ihn wirklich, als Materie.¹⁵ Menschen können es realistisch auf universelle Weise wahrnehmen. Das Lautzeichen steht bei Aristoteles in einem dreidimensionalen Zeichenzusammenhang, es repräsentiert nämlich psychische Ideen und bildet daneben ein Refe-

³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002.

⁴ Plato 2004.

⁵ Plato 2004; für einen Überblick über die Sprachphilosophie Platons vgl. Henningfeld 2009.

⁶ Vgl. Zehnpfennig 2005, Nieragden 2005.

⁷ Plato 2004a.

⁸ Plato 2004b.

⁹ Vgl. Plato 2004b, VII, S. 342a-345c.

¹⁰ Plato 2004d.

¹¹ Vgl. Plato 2004d, 189e-190a.

¹² Vgl. Plato 2004, 438d.

¹³ Aristoteles 2009.

¹⁴ Aristoteles 2009. Vgl. auch Trabant 1996, S. 24 f.

¹⁵ Einen Überblick zur Epistemologie bietet Rapp 2001.

renzobjekt ab.¹⁶ Sprache setzt sich für den antiken Denker aus einer Folge von Lautzeichen zusammen, dabei unterscheidet er bedeutungslose Elemente wie Konjunktionen und Silben von bedeutsamen wie Nomen, Verben und Sätzen.¹⁷ Auch Aristoteles verknüpft Sprache und Logik eng. Zudem weist der griechische Philosoph der Sprache als typischem Vermögen des „Zoon Politikon“¹⁸ eine gemeinschaftskonstitutive Rolle zu.

Kritik: Plato und Aristoteles situieren Dinge wie „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ in einem zeichenhaften, sprachlichen Zusammenhang. Die Annahme, dass Derartiges in irgendeiner Weise mit Sinn verbunden ist, halte ich für plausibel, sie entspricht meiner Intuition. Die Termini der beiden Autoren eignen sich für unseren Gebrauch allerdings nicht, denn Wörter und „Lautzeichen“ sind ausschließlich auf die (gesprochene) Sprache bezogen. Zudem sind die epistemologischen Annahmen fragwürdig: Die entsprechende Zeichenkomponente existiert den antiken Philosophen zufolge wirklich als Materie, die sich von Menschen realistisch wahrnehmen lässt. Konstruktive Leistungen des Interpretieren bleiben hier außen vor. Insbesondere Platos essentialistische Ontologie ist wenig en vogue. Sie ist verdächtig dualistisch angelegt, behält die Erkenntnis der Ideen einer philosophischen Elite vor und lässt in der substanziellen Verankerung der Dinge in universellen Ideen eher wenig Raum für zeichenhafte Dynamik und interpretative Partikularität – ein Goldklumpen bleibt ja, egal, in welcher Form er auftritt, und egal, wer ihn wahrnimmt, ein Goldklumpen.¹⁹ Beide Autoren nennen Sprache und Bild als Varianten der materiellen Zeichenkomponente und weisen der ersteren einen besonderen Bezug zu Vernunft und Sozialität zu.

1.1.2 Sinnlich wahrnehmbare Zeichenkomponente als Basis von Konstruktionen des Verstands

Locke nennt im „*Essay on Human Understanding*“²⁰ die hier thematisierte Komponente des Zeichenhaften „Wörter“ oder „Namen“. Im Rahmen seiner Epistemologie geht der Autor davon aus, dass Wörter Gegenstände der Erfahrung sind. Sie werden als äußere Eindrücke (*sensations*) sinnlich wahrgenommen und vom ‚aktiven Verstand‘ zu ‚komplexen Ideen‘ verarbeitet.²¹ Wörter dienen dabei der Aufzeichnung der Gedanken im Gedächtnis und der Mitteilung von Ideen, also dem Kommunizieren.²² Auch der englische Empirist konzentriert sich in seiner Zeichentheorie vornehmlich auf die Sprache: „Thirdly, the third branch may be called Semeiotike, or the doctrine of signs; the most usual whereof being words, it is aptly enough termed also Logike, logic: the business whereof is to consider the nature of signs, the mind makes use of for the understanding of things, or conveying its knowledge to others.“²³

Kritik: Auch Locke würde Dinge wie unseren Beispielsatz also als eine spezielle Form von Materie auffassen, die in einem zeichenhaften Zusammenhang steht. Diese materielle Komponente ist real existent und als solche realistisch wahrnehmbar. Konstruktionsleistungen des Verstandes spielen erst in der Verarbeitung der Wahrnehmung eine Rolle, hier bleibt Raum für begrenzte interpretative Partikularität und Dynamik. Locke bezieht sich auf die Sprache; auch er glaubt, dass sie eng mit Vernunft und intersubjektiver Mitteilung verbunden

¹⁶ Vgl. Aristoteles 2009, Trabandt 1996, S. 24 f.

¹⁷ Vgl. Aristoteles, Fuhrmann 2010, 20.

¹⁸ Aristoteles, Schwarz 2007, 4.

¹⁹ Vgl. Plato 2004c, 48e4.

²⁰ Locke 1988.

²¹ Zur Epistemologie Lockes vgl. Euchner, Locke 1996.

²² Vgl. Locke 1988, III, 9, 1 ff., III, 10, 23.

²³ Locke 1988, IV, 21, 4.

ist. Die Termini *names* und *words* sind für unseren Gebrauch zu stark auf die Sprache bezogen.

1.1.3 Konstruierte atomistische Spracheinheiten

Wittgenstein postuliert im „Tractatus logico-philosophicus“²⁴: „Alle Philosophie ist Sprachkritik“²⁵. Sein Ziel ist der Entwurf einer idealen Wissenschaftssprache, die die empirische Welt klar und logisch beschreibt. Dazu zerlegt er die Sprache in atomare Einheiten, in die „Sätze“, die „Elementarsätze“ und die „Namen“.²⁶ Diese kombiniert er mittels formaler Logik „im Satzzeichen“²⁷ derart, dass sie die Welt isomorph, also wahr abbilden.²⁸ Der junge Wittgenstein bezieht eine sprachkonstruktivistische Position: „Daß die Welt *meine* Welt ist, das zeigt sich darin, daß die Grenzen (der) Sprache (der Sprache, die allein ich verstehe), die Grenzen *meiner* Welt bedeuten.“²⁹

Kritik: Auch Wittgenstein situiert Namen und Sätze in einem zeichenhaften, sinnvollen Zusammenhang. Dabei geht der Mitbegründer des Linguistic Turns davon aus, dass Menschen nicht objektiv sagen können, ob Namen und Sätze wirklich existieren. Sie nehmen sie bloß – im Rahmen ihrer sprachlichen Welt – sinnlich als etwas Materielles wahr beziehungsweise interpretieren sie entsprechend. Wittgenstein konzentriert sich nur auf die Sprache, genauer auf eine formallogische Wissenschaftssprache. Daher ist auch die Wortwahl des frühen Wittgenstein für uns nicht geeignet. Grundsätzlich leuchtet mir ein, dass sich Sprache in kleinere und größere Einheiten aufgliedern und aus diesen zusammensetzen lässt. In Kapitel II.2.1.1 werden wir diskutieren, ob die strikt atomistischen und formallogischen Annahmen der analytischen Sprachphilosophie für unsere Zwecke nützlich sind.

1.1.4 Sinnlich wahrnehmbare Komponente im konstruktivistischen Zeichenprozess

Cassirer spricht in der „Philosophie der symbolischen Formen“³⁰ vom „Zeichen“³¹ oder „sinnlichen Substrat“³² „geistiger Energie“³³. Über die tatsächliche Existenz dieser Dinge lässt sich im Theoriegebäude Cassirers nichts sagen, denn jegliches Erkennen bzw. Denken ist bestimmt von den Funktionsweisen des Verstandes und der Zeichen selbst: „Die Welt der Sprache umfängt den Menschen, in dem Augenblick, in dem er zuerst seinen Blick auf sie richtet, in derselben Bestimmtheit und Notwendigkeit und in der gleichen ‚Objektivität‘, mit der ihm die Welt der Dinge gegenübertritt.“³⁴ Sagen lässt sich dem Neukantianer zufolge nur, dass Menschen Zeichen sinnlich wahrnehmen können. Bei Cassirer dienen sie dem Denken, Erkennen, dem Sich-Mitteilen. Die Bandbreite sinnlicher Zeichenformen entspricht so dem Denk- und Erkennbaren überhaupt: Als Elementarform des Zeichenhaften nennt der Philosoph die Sprache, daneben setzt er sich in seinem dreibändigen Werk mit künstlerisch-ästhetischen, wissenschaftlichen, mythischen, technischen und historischen Symbolisierungen auseinander.

²⁴ Wittgenstein, Schulte 2004.

²⁵ Wittgenstein, Schulte 2004, 4.0031.

²⁶ Wittgenstein, Schulte 2004, 3.142, 3.22, 4.221, 4.23

²⁷ Wittgenstein, Schulte 2004, 3.12.

²⁸ Vgl. Wittgenstein, Schulte 2004, 5.156.

²⁹ Wittgenstein, Schulte 2004, 5.62.

³⁰ Cassirer 1923.

³¹ Cassirer 1923, S. 19.

³² Cassirer 1923, S. 19.

³³ Cassirer 1923, S. 9.

³⁴ Cassirer 1923, S. 55.

Eco diskutiert in den Werken „Zeichen“³⁵ und „Semiotik“³⁶ diverse Aspekte unserer Thematik: Die sinnlich wahrnehmbare Komponente von Zeichenprozessen nennt er „Signifikant“³⁷. Ob das Zeichenhafte objektiv existiert, darüber kann auch der Konstruktivist Eco nichts wissen: Alle Erkenntnis ist für ihn eingebunden in „Semiose“³⁸, also interpretative Zeichenprozesse. Folglich begründet der italienische Autor für die zeitgenössische Semiotik eine breitgefächerte Herangehensweise an das Zeichenhafte, die von der Schriftsprache über den Geschmack bis hin zur Architektur reicht.³⁹ Eco klassifiziert die Zeichen nach vielfältigen Kriterien, etwa nach ihrer Quelle, nach ihrer Künstlichkeit oder Natürlichkeit, nach dem Organ ihrer Wahrnehmung, nach ihrem semantischen Wert, nach ihrer Reproduzierbarkeit oder dem Grad ihrer Komplexität.⁴⁰ Die signifikanten Einheiten der einzelnen Gattungen legt er dabei durchaus formal differenziert und systematisch an, sie sind im semiotischen Prozess jeweils per Kode mit äquivalentem Sinn verbunden.⁴¹ Sie unterscheiden sich in ihrer Form und lassen sich auf spezifische Weise kombinieren.

Kritik: Cassirer und Eco betrachten Dinge wie „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ als sinnlich erfahrbare Komponenten des Zeichenhaften. Der Terminus ‚sinnliches Zeichen‘ verweist zwar auf eine bestimmte Wahrnehmbarkeit und Materialität, er suggeriert allerdings auch, dass es nicht-sinnliche Zeichen geben könnte. Gemeint ist damit so-wieso wohl eher die sinnlich wahrnehmbare Komponente des Zeichens. Treffend finde ich hingegen den Signifikanten, er bildet nämlich ein passendes Äquivalent zum Signifikat, das wir in Kapitel II.2 behandeln. Signifikanten werden Cassirer und Eco zufolge in Zeichenprozessen geäußert oder erkannt. Als zeichenorientierte Konstruktivisten gehen sie davon aus, dass wir Derartiges als etwas Materielles wahrnehmen und interpretieren, aber nicht wissen können, ob und als was es tatsächlich existiert. Beide Autoren erweitern die Bandbreite möglicher Signifikanten auf alles Erkennbare. Eco bewegt sich darüber hinaus durch seine systematische und differenzielle Auffassung des Semiotischen durchaus in Richtung der Autoren des Kapitels II.1.1.6.

1.1.5 Konstruierte Form im regelgemäßen Gebrauch

In seinem Spätwerk „Philosophische Untersuchungen“⁴² wendet sich **Wittgenstein** der ‚Philosophie der normalen Sprache‘ zu. Im Zentrum steht jetzt die alltägliche zeichenhafte Praxis. Der Philosoph konstatiert, dass das „Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform“⁴³. Er situiert die Zeichen jetzt in konkreten, regelmäßigen, holistischen Gebrauchszusammenhängen, den „Sprachspielen“⁴⁴. Diese umfassen sämtliche zeichenhaften Tätigkeiten, Sprache meint für ihn „jede Zeichengebrauchsform“⁴⁵, auch Soziales, Kulturelles. Nach wie vor ist seine Epistemologie sprachkonstruktivistisch: Er geht somit wohl davon aus, dass Zeichen sinnlich wahrnehmbar sind und von den Spielern entsprechender Sprachspiele erkannt werden können. Aussagen über wirkliche Existenz oder objektive Erkenntnis sind aber unmöglich.

³⁵ Eco 1995.

³⁶ Eco 1972.

³⁷ Eco 1995, S. 167.

³⁸ Eco 1995, S. 24.

³⁹ Vgl. Eco 1972, S. 145 ff.

⁴⁰ Vgl. Eco 1995, S. 40-72.

⁴¹ Vgl. Eco 1995, S. 85 ff.

⁴² Wittgenstein, Schulte 2008.

⁴³ Wittgenstein, Schulte 2008, 23.

⁴⁴ Wittgenstein, Schulte 2008, 23.

⁴⁵ Bezzel 2000, S. 20.

Foucault spricht in seinem Werk von der „Enoncé“, „Aussage“⁴⁶. Diese situiert er in den Wissensordnungen bzw. Formationen der „Diskurse“⁴⁷, die ihre materielle Äußerung regelmäßig bedingen und gleichzeitig aus den erzeugten Aussagen bestehen.⁴⁸ Diskurse gehen so jeder sinnlichen Wahrnehmung und jedem Erkennen voraus.⁴⁹ Folglich erstreckt sich die Bandbreite möglicher Aussagen auf sämtliche Gattungen des Zeichenhaften, von der sexuellen Körperpraxis über die Überwachung im Gefängnis bis zum psychoanalytischen Gespräch.⁵⁰

Kritik: Diese Autoren verorten Dinge wie unseren Beispielsatz nicht nur in einem singulären Zeichenzusammenhang, sondern gleich in einem holistischen Komplex. Der einzelne Zeichengebrauch steht also immer im Kontakt mit allem Zeichenhaften. Die entsprechenden Formen und Gattungen sind dabei sehr breit angelegt. Die Epistemologie ist hier konstruktivistisch: Die sinnliche Wahrnehmung der Zeichenkomponente bleibt Auslöser von Interpretation, über ihre wahre Existenz kann aber nichts gesagt werden. Die Rede der Autoren vom ‚Zeichen‘ ist missverständlich, denn es lässt sich zugleich als sinnlich wahrnehmbare Komponente und als gesamtes Zeichen auffassen. Foucault spricht daneben von ‚Aussage‘. Diese Variante ist bereits eine Aggregationsstufe von Signifikanten, außerdem liegt mir auch dieser Terminus etymologisch zu nahe an der Sprache.

1.1.6 Konstruierte Form im differenzierenden System

Saussure nennt das materielle Phänomen des Zeichenhaften in „Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft“⁵¹ „Laut“⁵² bzw. „Signifikantenexemplar“⁵³. Dieses situiert er in der konkreten sprachlichen Interaktion, der „Parole“⁵⁴. Hier wird es geäußert beziehungsweise sinnlich wahrgenommen und zeichenhaft interpretiert. Doch der Autor begrenzt das Terrain der Sprachwissenschaft auf die Langue, die zugrunde liegende Struktur, die sich aus einem System formal differenzierter Signifikanten konstituiert.⁵⁵ Als Linguist konzentriert sich Saussure dabei ausschließlich auf die sprachliche Gattung.

Zur Zeichentheorie, die **Derrida** in „Grammatologie“⁵⁶ niedergeschrieben hat, können wir, wenn wir das Werk ernst nehmen, höchstens eine weitere Spur legen.⁵⁷ Wagen wir es! Meines Erachtens radikalisiert der Autor Saussures differenzorientierte Vorstellung, indem er Langue und Parole in eins fallen lässt: „Signifikanten“⁵⁸ sind immer konkret, pragmatisch situiert. Sie unterliegen damit sowohl der Differenzierung nach materieller Form wie auch nach den pragmatischen Bedingungen der Interpretation.⁵⁹ Durch diese Kontextualisierung zerbricht Derrida die Ordnung und Einheit der strukturalistischen Langue. Die Signifikanten repräsentieren für Derrida keinen Sinn, sie sind „Gewebe von Spuren“⁶⁰. Der französische Au-

⁴⁶ Foucault 1991, S. 15.

⁴⁷ Foucault, Köppen 1995, S. 56.

⁴⁸ Vgl. Foucault, Köppen 1995, S. 74.

⁴⁹ Vgl. Foucault, Köppen 1978, S. 101.

⁵⁰ Vgl. Foucault 1977, Foucault 1976, Foucault 2010.

⁵¹ De Saussure et al. 2001. Beim Text handelt es sich um eine intensiv redigierte, posthume Edition von Vorlesungsmitschriften (vgl. Jäger 2010, S. 17).

⁵² De Saussure et al. 2001, S. 77.

⁵³ Trabant 1996, S. 41 f.

⁵⁴ De Saussure et al. 2001, S. 16, vgl. Trabant 1996, S. 39 ff.

⁵⁵ Vgl. de Saussure et al. 2001, S. 16, vgl. Trabant 1996, S. 39 ff.

⁵⁶ Derrida et al. 2004.

⁵⁷ Vgl. Derrida et al. 2004, S. 88 f.

⁵⁸ Derrida et al. 2004.

⁵⁹ Vgl. Kapitel II.3 „Prozessierungsregeln“.

⁶⁰ Derrida, Gasché 2006, S. 443.

tor erhebt die Schrift zum neuen Paradigma, spricht vom Graphem statt vom Phonem⁶¹ und dekonstruiert damit die seit Plato beobachtbare Herrschaft des Phonozentrismus.⁶² Seine Epistemologie ist radikal konstruktivistisch: Über die objektive Existenz des Signifikanten lässt sich folglich nichts sagen, seine Wahrnehmung und Erkenntnis ist relativ zur pragmatischen Situation.

Kritik: Saussure und Derrida verorten Dinge wie unseren Beispielsatz in einem umfassenden Zeichensystem. Dieses ist differenziell angelegt: Die semantische Interpretation knüpft an die Diskriminierbarkeit eines Signifikanten an. Dieser Hinweis auf die formale, vielleicht gar systematische Differenzierbarkeit von Signifikanten scheint plausibel. Gleiches gilt für Derridas Hinweis auf die Differenzierbarkeit von Kontexten, in denen Signifikanten interpretiert werden. Beide Autoren vertreten eine konstruktivistische Position. Ihr Werk konzentriert sich auf die Sprache.

Saussure unterscheidet interessanterweise zwischen ‚Signifikantenexemplar‘ und ‚Signifikant‘: Während andere Autoren die semantische Interpretation direkt an die sinnliche Formwahrnehmung des Signifikanten anschließen, geht der französische Autor von einem zweistufigen Prozess aus: Das materielle Signifikantenexemplar wird zuerst mit dem Signifikanten als Vorstellung vom entsprechenden Lautbild verknüpft, anschließend wiederum wird der Signifikant semantisch interpretiert und mit dem Signifikat verbunden.⁶³ Saussures Entwurf weist meines Erachtens darauf hin, dass die Rezeption und Äußerung eines Signifikanten Wissen über die Formgestaltung voraussetzt. Dennoch ist sein Entwurf doppelt gemoppelt: Denn der Signifikant bedeutet nicht ursprünglich selbst etwas, das dann nochmals semantisch relationiert wird. Meiner Ansicht nach ist jedes Erkennen eine semantische Interpretation⁶⁴, dabei lässt sich kein Aspekt abtrennen, der sich nur auf das Signifikantenexemplar selbst bezieht. Wenn wir „Bayreuth“ interpretieren, bedeutet es uns vielleicht ‚Buchstabenfolge Bayreuth‘ und ‚Wagnerstadt‘, aber wir können nicht sagen, dass ‚Bayreuth‘ als Signifikant selbst ‚Buchstabenfolge Bayreuth‘ bedeutet und erst im zweiten Schritt als Wagnerstadt interpretiert wird. Damit ziehen wir künstliche Trennlinien zwischen semantischen Ebenen und verdoppeln den Sinn. Das Zeichenhafte ist eine Äquivalenz zwischen Wissen und Materie, nicht eine zwischen Wissen und Wissen. Mir scheint daher die Variante von Rezeptions- und Gestaltungsregeln besser geeignet, um sich den Formgestaltungs Kompetenzen zu nähern.⁶⁵

1.1.7 Konstruierter Sprechakt im intentionalen Gebrauch

Austin geht in „How to do things with words“⁶⁶ vom Sprechakt aus, also von einer kommunikativ dimensionierten, sprachlichen Handlung in einem pragmatischen Kontext. Dessen sinnlich wahrnehmbare Komponente, das Äußern von Geräuschen bzw. Lauten einer Sprache, den Vollzug des „phonetischen Aktes“⁶⁷ nennt er dabei „lokutionären Akt“⁶⁸. Dieser zeichnet sich durch eine spezifische Formgestaltung und Kombination von sprachlichen Einheiten aus. Austin nimmt damit an, dass Äußerungsakte sinnlich wahrnehmbar sind.

⁶¹ Vgl. Derrida et al. 2004, S. 88 f.

⁶² Vgl. Kimmerle 2008, S. 37.

⁶³ Vgl. Trabant 1996, S. 41 f.

⁶⁴ Vgl. III.16.2 „Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten“.

⁶⁵ Vgl. Kapitel II.3.2 „Einleuchtende Beschreibung der Relationierung im Zeichenhaften“.

⁶⁶ Austin, von Savigny 2010.

⁶⁷ Austin, von Savigny 2010, S. 109

⁶⁸ Austin, von Savigny 2010, S. 25.

Grice greift in „Logic and Conversation“⁶⁹ die Sprechakttheorie auf. Er bezeichnet die sinnlich wahrnehmbare Komponente des Zeichenhaften als „Äußerung“⁷⁰. Dabei betont er den funktionalen Aspekt des Sprechakts, führt ihn in eine intentionale, fast sozialbehavioristische Richtung. Der Sprecher tätigt Äußerungen also instrumentell, er will eine bestimmte Wirkung erzielen. Auch Grice bezieht dabei eine konstruktivistische Position. Er beschäftigt sich vor allem mit der sprachlichen Gattung des Zeichenhaften.

Brandom geht in „Begründen und Begreifen“⁷¹ vom „sprachlichen Ausdruck“⁷², dem Sprechakt bzw. von der „Äußerung“⁷³ aus.⁷⁴ Diese sinnlich wahrnehmbaren und äußerbaren Komponenten bettet er in konkrete „Sprachspiele“⁷⁵ ein. Der Vertreter einer inferenziellen Semantik konzentriert sich dabei auf den perlokutionären Aspekt des Sprechakts und interpretiert ihn aus normativer Perspektive. Auch Brandom ist Konstruktivist mit einem ausgeprägten Interesse an der Sprache.

Kritik: Diese Autoren bauen Dinge wie unseren Beispielsatz in kommunikative Interaktionsprozesse ein. Sie werden ebenfalls als etwas Materielles, sinnlich Wahrnehmbares eingestuft, das als kommunikativer Impuls bestimmte semantische Konstruktionen und sogar Folgehandlungen nach sich ziehen kann. Die sprachliche Interaktion steht dabei im Vordergrund. Der Terminus des Sprechakts bezieht sich wiederum bereits auf eine Aggregation diverser Signifikanten und setzt zudem sprachliche Äußerungen mit Handlungscharakter voraus.

1.2 Plausible Beschreibung des Signifikanten

1.2.1 Terminus

Ich selbst werde Dinge wie „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ künftig als Signifikanten bezeichnen. Ich wähle diesen Terminus, weil er in der Literatur gebräuchlich ist, im Wortlaut bereits treffend auf seine Signifikanz hinweist und seine semantische Entsprechung im ‚Signifikat‘ findet, welches ich ebenfalls im Rahmen dieser Arbeit verwende.

1.2.2 Epistemologische Qualität

Ich meine, dass sich Signifikanten erstens durch ein epistemologisches Kriterium charakterisieren lassen: Wie der Streifzug durch die Literatur zeigt, scheiden sich an der Frage, ob Signifikanten überhaupt existieren und ob wir sie realistisch wahrnehmen können, die Geister. Die einzelnen Annahmen lassen sich mangels eines unabhängigen Beobachterstandpunkts und mangels Raum und Zeit für umfassende Argumentation im Rahmen dieser Arbeit nicht abschließend bewerten. Ich möchte sie daher schlicht auf einen minimalen gemeinsamen Nenner bringen, der an einer zeichenkonstruktivistischen Position⁷⁶ ansetzt: Ich gehe

⁶⁹ Grice 1982.

⁷⁰ Grice 1982, S. 220.

⁷¹ Brandom, Gilmer 2001.

⁷² Brandom, Gilmer 2001, S. 13.

⁷³ Brandom, Gilmer 2001, S. 13.

⁷⁴ Vgl. Brandom 2001.

⁷⁵ Brandom, Gilmer 2001, S. 13.

⁷⁶ Ich spreche vom zeichenhaften Konstruktivismus, um die Epistemologie des Linguistic Turn, also die These, dass Wirklichkeit sprachlich vermittelt ist, den Annahmen des Cultural Turn anzupassen, wonach nicht nur sprachliche, sondern Signifikanten aller Art an derartigen Konstruktionsprozessen mitwirken. Der zeichenhafte Konstruktivismus schließt Konstruktionen auf Basis organischer, mentaler Grundlagen von Wahrnehmung und Erkenntnis ein. Er ist nicht radikal, denn er geht, wie in Kapitel II.3.2 dargelegt, davon aus, dass die Kon-

demnach davon aus, dass Menschen nicht sicher wissen können, ob und wie Dinge wie „Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“ „dort draußen“⁷⁷ existieren. Unsere Intuition in Alltag und Wissenschaft besagt aber, dass wir Derartiges als etwas Materielles wahrnehmen und auffassen. Gerade jetzt gehen Sie und ich ja davon aus, dass „Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“ als Materie hier auf dem Papier steht, dass wir mit der Hand darüberfahren können, dass wir sie sehen können. Wir meinen keineswegs, dass es sich um Halluzination handelt, sondern halten unsere Sinneseindrücke für belastbar und konsistent und nutzen sie als Basis unserer sozialen Interaktion. Wir können Signifikanten also im Rahmen des Common Sense als etwas Materielles bezeichnen, das wir sinnlich wahrzunehmen glauben.⁷⁸

Wo das Materielle ganz fehlt bzw. wo es nicht als spezifische Form sinnlich wahrnehmbar ist, wo es kein entsprechendes Wort, kein Bild, kein Ding, keine Schallwellen, keine Geschmacksmoleküle gibt, da ist kein Signifikant. Von der Wahrnehmbarkeit des Signifikanten ist natürlich die Wahrnehmbarkeit eines etwaigen Referenzobjekts strikt zu unterscheiden: Auch Unsichtbares wie Wind, Phantastisches wie Hexe oder die Abstrakta der Astrophysik sind wahrnehmbar, sofern sie sich materiell, z. B. mit einem Wort oder einer Grafik, sagen lassen.

1.2.3 Einbettung in den Gebrauch des Zeichenhaften

Doch nicht alles, was wir als materiell wahrnehmen, ist signifikant. Die zweite Eigenschaft des Signifikanten ist seine Einbettung in den Zeichengebrauch: Nur das materiell Wahrnehmbare, das im Zeichengebrauch sinnvoll interpretiert wird, hält die Literatur für signifikant. Was diesen Sinn ausmacht und wie die semantische Relationierung vonstattengeht, nehmen wir in den Kapiteln II.2 und II.3 unter die Lupe.

Damit hängt die Bandbreite des Signifikantenhaften entscheidend von der theorieinternen Konzeption des Semantischen ab, und dafür gibt es, wie wir in Kapitel II.2.1 sehen werden, zahlreiche Möglichkeiten: Sind Signifikanten nur die (Re-)Präsentanten von etwas Nicht-Zeichenhaftem? Oder wird jede Erkenntnis zur zeichenhaften Interpretation und so alles materiell Wahrnehmbare und Herstellbare, das wir sinnhaft interpretieren können, zum Signifikanten? Den Anteil der Signifikanten an der wahrnehmbaren, interpretierbaren Materie können wir folglich erst nach Analyse der semantischen Relation und der Beziehungen im Zeichenhaften klären. Eine Abschlussbewertung dieser Frage finden Sie in II.4. Vorerst setzen wir sinnlich wahrnehmbare, vom Menschen sinnhaft interpretierbare Materie mit Signifikanten gleich.

Weiter hängt die Signifikanz somit von der Zeichenkompetenz des Interpretierenden ab. Wer kein Deutsch spricht, für den ist „Bundesförderung“ nicht signifikant.

struktionen auf gruppenbezogenen Institutionen beruhen, die für die Gruppe im Umgang mit der natürlichen Umwelt und das soziale Zusammenleben einerseits viabel sind, andererseits eine kontingente Macht des Zeichenhaften ausüben.

⁷⁷ Rorty 2004, S. 23 ff. Ich will damit keinen Dualismus zwischen Bewusstsein und den Dingen der Außenwelt aufmachen. Ich meine damit einfach alles, wovon wir glauben, dass wir es außerhalb unseres Denkens wahrnehmen. Dabei könnte es sich z. B. um Schmerzempfinden im eigenen Körper handeln.

⁷⁸ Sowieso könnten wir uns die Rede vom Zeichenhaften sparen, wenn wir keinen sinnlich wahrnehmbaren Signifikanten in den interpretativen Prozess aufnehmen. Es wäre ausreichend, vom Denken zu sprechen. Das Zeichenhafte verbindet also zwischen unserer Innen- und Außenwahrnehmung.

1.2.4 Quelle der Signifikanten

Einige dieser Signifikanten sind natürlich, also unabhängig vom Menschen, dort draußen präsent.⁷⁹ Sie werden vom Menschen wahrgenommen, semantisch interpretiert. Etwa ein Baum im Gewitter, den jemand als gefährlich erkennt. Andere hingegen sind vom Menschen hergestellt, spezifisch geformt, etwa die sprachlichen Laute der Überschrift unseres empirischen Textbeispiels vom BKM. Signifikanten lassen sich – wie vor allem die kommunikationsorientierten Theorien postulieren – also häufig aktiv produzieren, formal gestalten, selbsttätig kombinieren. Selbst wenn Signifikanten natürlich präsent sind, gehen Menschen im Zeichengebrauch mit ihnen in spezieller Weise um.

In Kapitel II.3 analysieren wir, nach welchen Regeln die Sinn- und Formgebung im Zeichengebrauch abläuft, wie strikt diese Regeln sind bzw. wie viel Freiraum bei der Gestaltung, Kombination und Kontextualisierung von Signifikanten besteht. Die Herstellung und die Rezeption von Signifikanten sind jedenfalls voraussetzungsvoll, wie ich in Kapitel III.5 skizzieren werde.

1.2.5 Differenzierbare Form

Jeder Signifikant zeichnet sich durch eine spezifische Form aus, in die die Materie gebracht ist. Wie Strukturalismus und Poststrukturalismus herausarbeiten, erlaubt diese Diskriminierbarkeit von Signifikanten die semantische Relationierung überhaupt erst. Zur formalen Gestaltung freigegeben sind die Beschaffenheit einzelner Signifikanten, ihre Kombination mit weiteren Formen zu Signifikantenketten⁸⁰ oder gar kohärenten Texten und schließlich ihre Einbettung in bestimmte pragmatische Kontexte, etwa in einen örtlichen, zeitlichen, situativen Rahmen oder in eine bestimmte personale Konstellation.

Typische Signifikantenformen und Gattungen

Die Formenvielfalt von Signifikanten ist schier unendlich. Allein in unserem Beispielsatz nehmen wir Striche, Kreise und Punkte, kreative Formen wie ‚B‘, ‚F‘ oder ‚ö‘ wahr, manches steht näher beinander, manches ist weiter entfernt, schwarze Linien stehen auf weißer Farbe. Wie wir in Kapitel II.3.2.4 herausarbeiten, wird die Mannigfaltigkeit von Signifikanten nur durch angeborene und institutionalisierte Interpretationsregeln, durch das Ausmaß der Kreativität des produktiven Interpretieren und die Verfügbarkeit materieller Rohstoffe begrenzt.

Bringen wir etwas Ordnung in diese Vielfalt: Zuerst einmal lassen sich Signifikanten nach ihrer materiellen Form und dem spezifischen Wahrnehmungs- und Äußerungsprozess heuristisch **Gattungen** wie in Grafik II.1 einteilen.⁸¹

Unser Beispiel „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ können wir also der Gattung der schriftsprachlichen Signifikanten zuordnen. Sie als Rezipient nehmen dabei Linien und Punkte vor einem kontrastierenden Hintergrund über den visuellen Kanal und mit Ihrem Auge sehend wahr und interpretieren ihn mittels der Lesefertigkeit. Hergestellt wurden

⁷⁹ An dieser Stelle möchte ich nur auf die materiell-formelle Dimension des Entstehens und Vergehens der Signifikanten eingehen, nicht auf dessen semantische Genese. Dieser Thematik widmen wir uns in Kapitel II.2.2.6 „Statik und Dynamik des Sinnpotenzials“.

⁸⁰ Natürlich ist dieses Wahrnehmen als singulärer Signifikant oder als Signifikantengruppe selbst wiederum eine Interpretation. Wenn wir Kopräsenz von Signifikanten konstatieren, dann liegt eine Verknüpfung auf der semantischen Ebene oft nahe.

⁸¹ Auch die Kategorisierung und das Erkennen dieser Kanäle und Organe ist im Theoriegebäude des Konstruktivismus natürlich selbst wieder pure Konstruktion.

diese Signifikanten von mir bzw. ursprünglich vom BKM durch Schreibtechnik mit Hilfe von Hand- und Armbewegungen.

Manche Autoren, allen voran die Sprachphilosophie, machen das Zeichenhafte, wie oben erläutert, an einer singulären Gattung fest. Ich halte derartige Begrenzungen für kontraproduktiv, denn (politisches) Interpretieren und Kommunizieren und auch die (politische) Kultur lassen sich in der Praxis – wie auch der empirische Datenkorpus zeigen wird⁸² – nicht auf eine Gattung des Zeichenhaften begrenzen. Die Funktionsweise diverser Gattungen ist vergleichbar. Es ist also zweckmäßig, wenn auch unsere Analyse den Raum des Signifikanten breit absteckt. Wenn ich im Folgenden von Signifikanten spreche, beziehe ich mich also nicht unbedingt auf die sprachliche Gattung, sondern inkludiere mit Wittgenstein „jede Zeichengebrauchsform“⁸³. Ob es plausibel ist, die sprachliche Gattung höher zu bewerten, was Rationalität und intersubjektive Verständigung angeht, werden wir in Kapitel III.13.3.3.4 thematisieren.

Signifikantengattung	Beispiel	Materieller Rohstoff	Körperteile der Herstellung	Herstellungstechnik	Wahrnehmungskanal	Sinnesorgan der Rezeption	Rezeptionstechnik
Schriftsprache	„ABC“, Text des Grundgesetzes, Zahlen	Linien, Punkte vor kontrastierendem Hintergrund	Hand, Arm, Auge	Schreiben	Visuell	Auge	Sehen, lesen
Gesprochene Sprache	„Guten Morgen!“	Laute	Mund, Stimme	Sprechen	Auditiv	Ohr	Hören
Bild, Ikon	Kunstwerk von Giotto, Pressebild des BKM	Linien, Punkte, Farben vor kontrastierendem Hintergrund	Auge, Hand, Arm	Malen, zeichnen, fotografieren	Visuell	Auge	Sehen
Artefakte	Bauwerke, Kleidungsstücke, Geldscheine	Diverse, z. B. Beton, Bausteine, Gewebe, Gold	Diverse, z. B. Hände, Augen	Diverse, z. B. Nähen, Drucken, Bauen	Visuell, taktil, haptisch	Auge, Haut	Sehen, tasten
Natürliche Dinge	Kirsche, Blume, Pferd	Diverse, z. B. Erde, Wasser, Feuer, Luft	Keine, da einfach vorhanden	Keine, da einfach vorhanden	Visuell, taktil, haptisch, auditiv, olfaktorisch, gustatorisch	Auge, Haut, Ohr, Nase, Mund	Sehen, tasten, hören, riechen, schmecken
Gesang	Europahymne, Rap	Töne	Mund, Stimme	Singen	Auditiv	Ohr	Hören
Mimik	Lächeln	Gesichtszug	Gesichtsmotorik	Gesicht bewegen	Visuell	Auge	Sehen
Gestik, Gebärden	Körper des BKM, Winken	Körperpräsenz, -bewegung	Körpermotorik	Körper bewegen	Visuell, taktil, haptisch	Auge, Haut	Sehen, tasten
Geruch	Chanel Nr. 5	Chemisches Molekül	Diverse	z. B. Parfümherstellung	Olfaktorisch	Nase	Riechen

⁸² Vgl. Kapitel II.1.3.2 „Signifikantengattungen im Kommunizieren des BKM“.

⁸³ Bezzel 2000, S. 20.

Geschmack	Erdbeer- sahne	Chemisches Molekül	Diverse	z. B. Kochen	Gustatorisch , olfaktorisch	Mund, Nase	Schmecken, riechen
-----------	-------------------	-----------------------	---------	--------------	-----------------------------------	---------------	-----------------------

Grafik II.1: Exemplarische Signifikantengattungen im Überblick⁸⁴

Monolithische und systematische Formen

Es gibt signifikante Formen, die wie ein Monolith stehen. Sie sind einmalig gestaltet, implizieren keine systematische Differenzierung oder Kombination, etwa eine Skulptur von Auguste Rodin. Andere Signifikanten, z. B. die Schriftzeichen oder die Töne der Tonleiter, lassen sich in eine Formensystematik einordnen: Ihre Gestaltung ist distinkt, also klar definiert, sie treten häufig in genau derselben Form auf. Sie lassen sich systematisch unterscheiden und kombinieren. Der Buchstabe ‚B‘ stellt sich dem deutschen Leser regelmäßig als schwarzer Strich mit zwei rechtsgerichteten Bäuchen vor weißem Hintergrund dar. Sie begegnen ihm in Worten wie „Bundesförderung“ oder „Bundeskulturpolitik“.

Singuläre Signifikanten und Signifikantenkombinationen

Manche Signifikanten nehmen wir einzeln wahr, andere verstehen wir als Kombination. Typische Verknüpfungen sind beispielsweise der Text aus Buchstaben und Wörtern, die Fotografie aus Pixeln und Bildausschnitten, die Oper aus Tönen, Takten und Sequenzen. Doch wann interpretieren wir Signifikanten als Komplexe? Die Linguistik wartet hier mit den Kriterien der Textualität auf, darunter die Kohäsion, die Kohärenz.⁸⁵ Doch auch über Signifikantensysteme und -gattungen hinweg sind gemeinsame Auftritte üblich. Das Gemälde im Museum ist beschriftet, im Film werden visuelle Botschaften mit Musik und Sprechtext unterlegt. Im Beispiel „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ werden also Buchstaben und Wörter zu einem Satz bzw. einer Überschrift zusammengefügt.

Gebrauchskontext und Gebrauchsradius

Der einzelne Signifikant wird immer in einer bestimmten Situation wahrgenommen, hergestellt, gebraucht. Diese Situation ist durch örtliche und zeitliche Rahmenbedingungen, durch bestimmte Akteure, durch ein bestimmtes Ambiente gekennzeichnet.

Signifikanten unterscheiden sich dabei gravierend hinsichtlich ihrer materiellen ‚Haltbarkeit‘. Einige, etwa die sprachlichen Laute, verschallen kurz nach ihrer Äußerung wieder, andere sind dauerhaft über Jahre oder gar Jahrtausende als geformte Materie präsent, etwa die Bauwerke des antiken Roms oder die Schriften griechischer Philosophen. In Kapitel II.3.2.6 und III.5.2 werden wir uns mit der Dauerhaftigkeit der sinnhaften Interpretierbarkeit von Signifikanten und den erforderlichen Kompetenzen auseinandersetzen.

Damit können wir einzelne Signifikantenformen und -kombinationen nach ihrem pragmatischen Gebrauchsradius unterscheiden. Einige wenige Formen und Kombinationen, etwa die Gesichtsausdrücke⁸⁶, könnten wir als quasi universell verbreitet ansehen. Denn sie lassen sich von Menschen unabhängig von ihrem sozialen, historischen, geographischen Kontext wahrnehmen bzw. herstellen und mit Sinn verbinden. Vielleicht können wir einfache körperliche Signifikanten, etwa die Geste des Lächelns, oder ubiquitäre Dinge der natürlichen Umwelt, etwa den Geruch frischer Luft oder den Geschmack von Wasser, dazu zählen.

⁸⁴ Eigene Grafik in Adaption der Systematik Ecos (vgl. Eco 1995, S. 40-72).

⁸⁵ Vgl. De Beaugrande, Dressler 1981, S. 3.

⁸⁶ Vgl. Ekman 1998.

Andere Signifikantentypen sind in einer Menschengruppe zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort gebräuchlich, sie werden nur von dieser Gruppe wahrgenommen und hergestellt. So finden sich die Hieroglyphen im alten Ägypten, das Bœuf Bourignon in Frankreich, Chanel Nr. 5 bei Frauen und die Schlaghose in den siebziger Jahren. Die Signifikanten, die der BKM äußert, finden in der kulturpolitischen Szene im Deutschland des 21. Jahrhunderts Verbreitung. Wie wir in Kapitel III.11.1 sehen werden, sorgen Speicher- und Transportmedien dafür, dass Signifikanten über längere Zeitspannen bzw. in größeren Gebieten zugänglich werden. Dieser Trend wird von der Globalisierung der Wirtschaftsbeziehungen noch unterstützt: Signifikanten werden exportiert und importiert, der Handel macht sie in immer ferneren Regionen, gar weltweit verfügbar.

Andere Signifikanten bleiben hingegen die Geheimnisse eines Einzelnen. Nur dieser nimmt sie wahr, nur dieser nutzt sie exklusiv, zum Beispiel ein Bild, das Picasso heimlich gezeichnet hat, eine nie veröffentlichte Oper von Wagner.

Einmaligkeit und Reproduktion von Signifikanten

Eco teilt Signifikanten heuristisch nach Reproduzierbarkeit und Einmaligkeit ein.⁸⁷ Aus Sicht pragmatischer Bedeutungstheorien ist die Reproduktion von Signifikanten streng genommen unmöglich. Identische Wiederherstellung ist ausgeschlossen, weil die Welt sich weiterdreht. Die Mozartoper Don Giovanni lässt sich haargenau wie die Uraufführung inszenieren und doch ist sie nicht die ursprüngliche. Echte Exklusivität setzt den Einbezug der pragmatischen Dimension voraus, die Reproduktion per se ausschließt. Diese pragmatische Einmaligkeit macht wohl auch die Aura des Kunstwerks im Sinne Walter Benjamins aus.⁸⁸ Politikwissenschaftlich relevant wird dieser Aspekt vor allem im Rahmen des repräsentativen Kommunizierens, etwa durch die einzigartigen Körper der Spitzenpolitiker.⁸⁹

Möglich ist allenfalls die Produktion einer ähnlichen, vergleichbaren Form. Dies ist vor allem bei Signifikanten gegeben, die eine definite, klare Form aufweisen und geringe Anforderungen im Produktionsprozess stellen. Doch letztlich sind alle Formen, sogar künstlerische, nachahmbar, etwa durch Kunstfälscher oder ‚Lookalikes‘.

Signifikanten können also höchstens ihrer formalen Beschaffenheit und spezifischen Kombination nach einmalig sein. Hier kann durchaus eine Art ökonomische Knappheitstheorie greifen: Je seltener ein Signifikant, je exklusiver seine Wahrnehmung und seine Herstellung, desto begehrt ist er. Touristen etwa nehmen lange Wege in Kauf, um archäologische Signifikanten oder künstlerische Unikate zu besichtigen. Das Einzelstück des Designers ist weitaus teuer als die Massenware. Allerdings nur, wenn die Existenz des Signifikanten und sein begehrenswerter Status weithin bekannt sind.

⁸⁷ Vgl. Eco 1995, S. 57 ff.

⁸⁸ Benjamin kritisiert, dass im Prozess der Aufklärung die Kunst entzaubert wurde, sie wurde dem kultischen Ritual entzogen und in einer autonomen Wertsphäre etabliert. Aus dem Kultwert wird so in der bürgerlichen Gesellschaft der Ausstellungswert. So geht die Aura des Wahren, Schönen, Echten, Göttlichen verloren. Massenhafte Reproduktion zerstört Benjamin zufolge Aura, aber sie eröffnet auch die Chance der Säkularisierung der Kunst sowie der Politisierung, der Verwirklichung ihres instruktiven und kritischen Potenzials (vgl. Benjamin 1996).

⁸⁹ Vgl. Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“.

1.3 Empirische Bruchstücke: Signifikanten und Kontexte im Kommunizieren des BKM

1.3.1 Der Datenkorpus als Konglomerat von Signifikantenkomplexen

Unser empirischer Korpus mit Daten zum öffentlichen Kommunizieren des BKM setzt sich aus sinnlich wahrnehmbaren Dingen zusammen, die ich als etwas Materielles interpretiere. Da ich sie größtenteils zumindest annähernd sinnhaft interpretieren kann, sind diese Dinge für mich Signifikanten. Die Daten sind dabei nicht natürlich vorhanden, sondern sie wurden vom BKM sinnhaft geäußert.

Meiner Wahrnehmung nach treten die Signifikanten im Datenkorpus nicht singulär auf. Es wäre ja in der Tat ungewöhnlich, wenn der BKM eine Pressemitteilung mit dem Schriftzug „Aha“ veröffentlicht oder ein Pressefoto mit einer einzelnen Fingerkuppe. Sondern ich verstehe sie als größere oder kleinere Signifikantenkomplexe; einfach, weil sie ein Thema haben, physisch eng beieinanderstehen, auf dem gleichen Datenträger fixiert sind und an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit geäußert wurden.⁹⁰ Insgesamt finden wir im Datenkorpus knapp über 1.630 Signifikantenkomplexe.

1.3.2 Signifikantengattungen im Kommunizieren des BKM

Welche Signifikantengattungen nutzt der BKM nun im Kommunizieren? In unserem Datenkorpus finden sich die Signifikantenkomplexe dergestalt, wie sie seitens der Bundesregierung als finales Produkt dokumentiert wurden. Auf dieser Basis lässt sich rekonstruieren, welche Formen der BKM primär ursprünglich gebrauchte, beziehungsweise welche Formen die finalen Rezipienten erreichen.⁹¹

Mit Blick auf die Gattungen, die der BKM primär gebraucht, zeichnet sich folgendes Bild ab: Am allerhäufigsten findet sich das mündlich-sprachliche Kommunizieren, über 800 Signifikantenkomplexe lassen sich primär dieser Gattung zuordnen. Der BKM äußert dabei sprachliche Laute, diese werden auf akustischem Kanal verbreitet, der Rezipient nimmt sie auditiv wahr. Rang zwei teilen sich zwei weitere Gattungen: Es finden sich 240 Signifikantenkomplexe, die vornehmlich über Körperpräsenz und -bewegungen agieren. Der BKM ist hier in Form des Körpers und mimischer, gestischer Bewegungen des Amtsträgers präsent, die Botschaft wird dabei über den visuellen Kanal übertragen. Ebenso häufig wird schriftlich kommuniziert. In diesem Fall äußert der BKM Schriftzeichen, die sich visuell an den Rezipienten richten. Fotografisch-bildhafte Signifikantenkomplexe liegen auf Platz drei mit etwa 130 Exemplaren. Hier gebraucht der BKM fotografische Bilder, die er visuell verbreitet. Gattungsübergreifende Kombinationen sind insgesamt häufig, bei knapp 500 Veranstaltungen wird mündliche Rede, Körperpräsenz und -bewegung kombiniert.

Wenn wir hingegen darauf schließen, welche Signifikantenkomplexe den finalen Rezipienten erreichen, ergibt sich eine Verschiebung von mündlichen Interviews hin zu schriftlichen Texten.⁹² Mündliches Kommunizieren findet sich dann primär nur noch in etwa 660 Fällen, 380 Signifikantenkomplexe sind schriftlich aufbereitet. Bei Körperpräsenz und -bewegung sowie fotografisch-bildhaften Signifikanten ergibt sich keine Veränderung. Es ist aber wahrschein-

⁹⁰ Weitere Kriterien vgl. Kapitel VII.A „Codebook“.

⁹¹ Primäre Zuordnungen: N = 1410.

⁹² Kleinere Unschärfen ergeben sich dabei aus der Umwandlung der Signifikanten im zweistufigen Kommunikationsprozess, etwa wenn ein Journalist eine Pressemitteilung zu einem Hörfunkbeitrag verarbeitet.

lich, dass in gattungsübergreifenden Kombinationen die Zahl der bildlichen Signifikanten höher wird, schließlich werden Presseberichte häufig mit einem Foto oder einer Grafik bebildert.

Die politische Kommunikationsforschung konstatiert im Rahmen der Modernisierungs- bzw. Amerikanisierungsthese⁹³ meist kritisch einen Trend zur zunehmenden Visualisierung von Politik. Gemeint ist damit wohl eher eine Bebilderung, denn auch die schriftlichen Signifikanten nutzen den visuellen Kanal. Einen zeitlichen Verlauf zum Anteil bildhafter Signifikantenkomplexe im politischen Kommunizieren können wir hier aufgrund fehlender Längsschnitterhebungen nicht nachvollziehen. Doch scheint mir das für die Amtszeit des BKM ermittelte Verhältnis von sprachlichen zu bildhaften Signifikanten im kulturpolitischen Feld wenig Stoff zur Untermauerung dieser These zu bieten: Primär sprachliche Signifikantenkomplexe werden im Kommunizieren des BKM mit einem Anteil von fast 75 Prozent deutlich am häufigsten gebraucht. Dynamische und statische bildhafte Signifikanten machen als primäre Gattung zusammen nur ein Viertel aller Äußerungen aus. Ob sich daran nun ein Iconic Turn⁹⁴ ablesen lässt, hängt natürlich von den prozentualen Anteilen ab, die wir ihm zur Voraussetzung machen. Ich jedenfalls würde die Schwelle weitaus höher ansetzen und sehe daher – zumindest im Kommunizieren des BKM zur Amtszeit Nida-Rümelin – keinen Beleg für die Wende zum Bildhaften. Als bemerkenswert würde ich vielmehr die zentrale Rolle einstufen, die die Präsenz und Bewegung körperlicher Signifikanten einnehmen – diese Körperlichkeit im Kommunizieren war bisher kein Thema für die politische Kommunikationsforschung.

Signifikantenkomplexe werden vom BKM direkt, also primär über akustische Kanäle verbreitet. Insgesamt trifft dies auf fast 60 Prozent der geäußerten Texte zu. Über 40 Prozent werden visuell übertragen. Den finalen Rezipienten erreichen hingegen knapp unter 50 Prozent der Signifikantenkomplexe primär auditiv und etwas über die Hälfte visuell. Sehr häufig wird zudem bei Veranstaltungen durch die gattungsübergreifende Kombination neben dem primären akustischen Kanal ein visueller genutzt.

Der BKM nutzt also mündliches Sprechen, schriftliches Schreiben, der Amtsträger tritt als Körper auf, bewegt sich mimisch, gestisch etc., Situationen werden auf Fotografien eingefangen. Weitere Signifikantengattungen finden sich interessanterweise nicht. Der BKM verbreitet keine gemalten Bilder oder Musikstücke, er gebraucht keine Naturgegenstände, baut keine Schlösser oder Grands Projets, er berührt nicht und wird nicht berührt, er sendet keine Geschmacks- oder Duftbotschaften aus. Dies scheint mir, zumindest für die demokratische Politik in Deutschland, recht typisch.

1.3.3 Formensysteme und Kontexte im Gebrauch des BKM

Im Kommunizieren greift der BKM auf Formensysteme und Textgattungen zurück, die im Kontext recht üblich sind, allen voran die deutsche Sprache und Schrift. All dies ließe sich gleichermaßen in anderen Zusammenhängen einsetzen. Der sprachliche Signifikant „Bayreuth“ kann zum Beispiel im Zusammenhang von Kulturpolitik genauso verwendet werden wie im Kontext einer privaten Wohnortsbezeichnung. Texte wie öffentliche Reden oder Pressemitteilungen, TV-Interviews, rechtliche Dokumente finden sich gleichermaßen im wirtschaftlichen oder allgemein gesellschaftlichen Umfeld. Die Interpretation eines Signifikantenkomplexes als politisch ergibt sich hier also aus der besonderen formalen und pragma-

⁹³ Vgl. III.13.2 „Ergebnisse der Literatur“.

⁹⁴ Vgl. Fn. I.192.

tischen Kombination. Zu den typischen allgemein gebräuchlichen Signifikantenkomplexen, die der BKM im öffentlichen Kommunizieren gebraucht, gehören z. B. Pressemitteilungen, Reden, Interviews, Veranstaltungsauftritte, Namensartikel, Onlineartikel.⁹⁵

Einige wenige Signifikantenformen und -komplexe sind allerdings speziell dem politischen Bereich vorbehalten.⁹⁶ Dazu gehören beispielsweise die Staatssymbole, in Deutschland beispielsweise der Bundesadler, die schwarz-rot-goldene Flagge, das Deutschlandlied als Nationalhymne. Weiter können wir politische Gegenstände wie das Grundgesetz, Bauwerke wie das Kanzleramt, Wörter wie „Hartz IV“, „Demokratie“, „haushaltspolitischer Sprecher der Fraktion“ dazuzählen oder auch die Körper der Politiker und ihre symbolischen Gesten, wie den Bruderkuss, die Kranzniederlegung oder das Defilee der Staatsgäste, die Truppenabnahme. Zu den speziellen Formen im Kommunizieren des BKM können wir Gegenstände wie eine Filmpreis-Statue, einen Gedenkkranz mit Widmung oder die persönliche Unterschrift des Amtsträgers zählen.⁹⁷

Jedenfalls scheint keine ganze Signifikantengattung, kein Formensystem eigens dem politischen Bereich vorbehalten. Vielleicht drückt sich darin eine demokratisch-kommunikative Anschlussfähigkeit im politischen Kontext aus.

Wir haben die Signifikantenkomplexe in der Definition des Forschungsdesigns bereits nach einem spezifischen Kontext ausgewählt, nämlich Akte des öffentlichen Kommunizierens des deutschen BKM im Zeitraum der Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin, also vom 10.1.01 bis 21.10.02. Jeder einzelne dieser Signifikantenkomplexe hat wiederum einen individuellen Kontext, je nachdem, an welchem Ort, zu welcher Zeit, in welcher Akteurskonstellation, in welchem Ambiente, über welche Plattform, in welchem Mediumumfeld etc. er geäußert wurde. Diese situativen Kontexte werden in Teil III näher herausgearbeitet, die zeichenbezogenen Kontexte in Teil IV.

⁹⁵ Vgl. Kapitel III.10, III.11 und III.13.

⁹⁶ Wenn man von kabarettistischer Verwendung, Theater o. Ä. einmal absieht.

⁹⁷ Vgl. Kapitel III.10, III.11 und III.13.

1.3.4 Exemplarische Signifikantenkomplexe des BKM

Sehen wir uns einmal zwei Signifikantenkomplexe etwas näher an.



Grafik II.2: Text „Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“

Dieses Ding lässt sich als schriftsprachlicher Signifikantenkomplex beschreiben. Er setzt sich ja aus Buchstaben und schließlich Wörtern und Absätzen im Formen- und Kombinationssystem der deutschen Sprache zusammen (indem wir das sagen, nehmen wir natürlich schon eine Interpretation vor). Oben links steht das Wort ‚Bundesregierung‘. In der Überschrift finden sich beispielsweise Formen wie ‚Bundesförderung‘, ‚der‘, ‚Bayreuther, Festspiele‘, ‚wird‘, ‚erhöht‘, wir erkennen als Deutschsprechende eine Genitivform und eine Passivkonstruktion etc. Zahlen verweisen auf ein Datum. Der Fließtext ist rechtsbündig auf weißem Papier in schwarzer Farbe gedruckt, manche Buchstaben sind gefettet, andere nicht. Die Signifikanten sind in diverse Absätze gegliedert. Unten rechts findet sich ein Bildelement in Rot-Schwarz mit der Aufschrift ‚Regierung Online‘.

Ich interpretiere sie aufgrund der Kohärenz der Signifikanten, der Fixierung auf einem Papier und der thematischen Einheitlichkeit als einen zusammenhängenden Text. Die Signifikantenformen sind wenig spektakulär, sie werden im deutschen Sprachraum häufig in ähnlichen Formen und gar Kombinationen reproduziert. Nur der pragmatische Kontext ist einmalig: Der Text wurde vom BKM am 1.8.2002 in Berlin veröffentlicht.



Grafik II.3: Pressebild des BKM mit Udo Lindenberg⁹⁸

Dieses Ding hingegen verstehe ich als bildhaft-fotografischen Signifikantenkomplex. Er setzt sich aus farbigen Pixeln und Bildeinheiten zu bestimmten Formen zusammen. Ich nehme darauf Folgendes wahr (um dies auszudrücken, muss ich auch hier leider schon auf die Interpretation vorgreifen): Im Bild sind Amtsträger Nida-Rümelin und Rocksänger Udo Lindenberg von Kopf bis Hüfte in Aufsicht schräg von oben zu sehen. Nida-Rümelin trägt einen dunkelblauen Anzug mit hellblauem Hemd ohne Krawatte. In der rechten Hand hält er ein blau-grau-weißes Dokument, in der anderen Hand ein gelbes Mikrofon mit RTL-Logo. Er beugt sich zu Lindenberg hin, spricht scheinbar gerade (offener Mund). Udo Lindenberg hält einen schwarzen Hut fest, unter dem längere Haare sichtbar sind. Er trägt eine schwarz-weiß gestreifte Hose, ein schwarzes T-Shirt unter einer schwarzen Anzugjacke mit rotem Streifen auf der Brusttasche, dazu eine schwarze Brille. Er schaut zu BKM Nida-Rümelin hin, scheint ihm zuzuhören. Hinter den beiden ist eine hellblaue Schiffsreling sichtbar, dahinter eine grau-grüne Wasserfläche, die knapp drei Viertel des Bildes einnimmt. Von rechts lugt ein großes Kameraobjekt ins Bild.

Ich interpretiere diese Signifikanten aufgrund ihrer Kohärenz, der Fixierung in einer Bilddatei und der thematischen Einheitlichkeit als einen zusammenhängenden Text. Die Signifikantenformen und -kombinationen sind teils wenig spektakulär, die Sonnenbrille, die Kleidungsstücke könnten wir heute durchaus ähnlich reproduzieren. Teils handelt es sich aber auch um einzigartige Personen, die nicht dupliziert werden können. Auch die pragmatische Situation, nämlich die Kombination dieser Bildelemente an einem bestimmten Tag in einem bestimmten Jahr in Berlin, ist einzigartig, sie ist unwiederholbar.

1.4 Fazit: Signifikanten

Menschen nehmen **Signifikanten** sinnlich als etwas Materielles mit spezifischer, ggf. systematischer formaler Gestaltung und Kombination in einem bestimmten Kontext wahr. An die sensorische Diskrimination knüpfen Rezipienten im Rahmen der semantischen Interpretation an. Wenn wir ein breites Verständnis des Signifikanten zugrunde legen, sind einige Signifikanten natürlich präsent, andere werden vom Menschen aktiv auf Basis bestimmter Sinn- und Formgebungsregeln hergestellt. Signifikanten kommen also in rezeptiven und produktiven Interpretations- und Kommunikationsprozessen vor. Sie sind der sinnlich wahrnehmbare Teil des zeichenhaften Patchworks.

Als typische Signifikantengattungen lassen sich zum Beispiel die Schriftsprache, die mündliche Sprache, das Bildhafte, das Gestische, das Mimische, das Musikalische oder das Archi-

⁹⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung o. J.a.

tektonische nennen. Signifikanten können als Monolith auftreten oder regelmäßig in eine Formensystematik eingebunden sein, sie können einzeln oder als Signifikantenkombination verstanden werden. Manche Signifikanten sind flüchtig, nur temporär präsent, andere überdauern Jahrhunderte als geformte Materie. Einzelne Signifikanten treten immer in einem spezifischen Kontext auf, der von Eckdaten wie Zeit, Ort, Ambiente, Akteuren aufgespannt wird. Nur wenige Signifikantentypen lassen sich dabei als universell verbreitet auffassen, die meisten sind partikular in bestimmten Menschengruppen zu Hause, einige gebraucht nur ein Individuum alleine.

Politische Signifikanten können wir uns als Teilgruppe der Signifikanten vorstellen. Sie erlauben aufgrund ihrer spezifischen materiellen Form oder ihres pragmatischen Kontextes eine politische Interpretation. Politisch relevant sind vor allem die Gattungen der mündlichen und schriftlichen Sprache sowie die Körper der Politiker, ihre Mimik und Gestik bzw. die entsprechenden fotografischen und bewegtbildhaften Darstellungen. Tasten, Berührungen hingegen finden im politischen Kontext insgesamt wenig Verwendung, wenn, dann zwischen Vertretern einer hierarchischen Ebene, wie Bruderkuss und Händeschütteln zeigen. Auch Geruch, Geschmack und natürliche Signifikanten finden sich im politischen Kommunizieren äußerst selten. Die zentralen Kanäle des politischen Kommunizierens sind also visueller und auditiver Art. Der politische Bereich besitzt weiter keine spezifische Gattung oder Formensystematik. Er bedient sich stattdessen allgemein gebräuchlicher Gattungen, allen voran der Sprache. Nur einige einzelne Signifikanten, darunter die Staatssymbole, sind dem politischen Feld vorbehalten.

Die **Signifikanten im Kommunizieren des BKM** sind dementsprechend vor allem mündlich und schriftlich, daneben wird auch der Körper des Amtsträgers als Signifikant genutzt bzw. fotografisch und bewegtbildhaft präsentiert. Ein massiver Hang zur Visualisierung lässt sich hier nicht ablesen, erstaunlich ist vielmehr die Häufigkeit der Körperpräsenz. Wie sich am Datenkorpus zeigt, bedient sich der BKM allgemein gebräuchlicher, systematischer Gattungen, primär der deutschen Sprache. Ausnahmen bilden hier der einzigartige Körper des Amtsträgers und einige exklusiv politische Signifikantenformen wie der Bundesadler, das Logo der Bundesregierung.

2 Signifikate

Zurück zu unserem empirischen Beispiel:

„Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“

Verstehen Sie das? Was interpretieren Sie? Wo versteckt sich dieser Sinn? Verstehe ich dasselbe wie Sie? Werden Sie morgen die gleiche Bedeutung zuschreiben? Diese Fragen nehmen wir uns im Folgenden vor. Denn die semantische Dimension⁹⁹ macht das Zeichenhafte – im doppelten Sinn – erst verständlich. Wir werfen nun zuerst einige Schlaglichter auf die Literatur, die ich – mit einiger Toleranz für Unterschiede im Detail – fünf Clustern zuordne und kritisiere. Anschließend erarbeiten wir eine nützliche Beschreibung für die Semantik des Zeichenhaften und illustrieren sie wieder an unserem empirischen Datenkorpus.

2.1 Entwürfe der Literatur

2.1.1 Präsentation der äußeren Welt durch Referenz und wahre Extension

Dieses Cluster konzipiert das Zeichenhafte als Zeigestab auf die äußere Welt. Der Signifikant präsentiert in erster Linie ein reales Referenzobjekt oder eine extensionale Menge, er korrespondiert mit diesen.

Eine eher schlichte Ausführung der referenziellen These legt **Plato** im „Kratylos-Dialog“¹⁰⁰ vor. Jedes Wort verweist auf ein spezifisches Ding¹⁰¹. ‚Bayreuth‘ deutet also auf den Ort ‚Bayreuth‘. Dieses Referenzobjekt existiert in Platons Essentialismus als phänomenale Erscheinung wirklich und kann vom Menschen realistisch wahrgenommen und erkannt werden.¹⁰² Hinter den referenziellen Phänomenen verbergen sich wiederum die essentiellen Ideen, deren Erkenntnis den weisen Philosophenkönigen vorbehalten ist.¹⁰³

Weitaus elaborierter formuliert der frühe **Wittgenstein** im „Tractatus“¹⁰⁴ einen extensionalen Ansatz aus. Mit dem Entwurf einer idealen Wissenschaftssprache nähert er sich einer formallogischen Beschreibung der Empirie. Wittgenstein nimmt dabei eine analoge Struktur von Welt und deskriptiver Sprache an: Die Wirklichkeit zerfalle in Tatsachen aus bestehenden Sachverhalten, Gegenständen und Dingen¹⁰⁵, deren sprachliche Äquivalente die Sätze, Elementarsätze und Namen seien. Die Referenz setzt auf unterster Ebene an: Der „Name bedeutet den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung“.¹⁰⁶ Die Namen müssen aber, um gedanklich Sinn zu ergeben, im Elementarsatz verknüpft werden. Diese Art der Verknüpfung, der Konfiguration, nennt Wittgenstein „Satzzeichen“¹⁰⁷. Der Sinn ist nun, und dies ist für die Philosophie der idealen Sprache typisch, mit dem Wahrheitswert¹⁰⁸ des Satzes verknüpft: Einen Satz wie *„Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“* zu „verstehen, heißt zu wissen, was der Fall ist, wenn er wahr ist.“¹⁰⁹ Die Konfiguration des Satzes muss

⁹⁹ Semantik fasse ich dabei nicht als Gegenbegriff zur kontextbezogenen pragmatischen Bedeutung auf, sondern als übergreifenden Terminus für Sinnhaftes, Bedeutendes.

¹⁰⁰ Plato 2004. Für einen Überblick über die Sprachphilosophie Platons vgl. Henningfeld 2009.

¹⁰¹ Vgl. Plato 2004.

¹⁰² Vgl. Nieragden 2005.

¹⁰³ Vgl. Plato 2004a, VII, 514a-517a.

¹⁰⁴ Wittgenstein, Schulte 2004.

¹⁰⁵ Wittgenstein, Schulte 2004, 1.2, 2.01, 2.04-2.06, 4.2211.

¹⁰⁶ Vgl. Wittgenstein, Schulte 2004, 3.203.

¹⁰⁷ Wittgenstein, Schulte 2004, 3.12.

¹⁰⁸ In Anlehnung an Tarski ist „ein Satz xyz ist wahr, genau dann, wenn xyz in der Realität“ (vgl. von Kutschera 1993).

¹⁰⁹ Wittgenstein, Schulte 2004, 4.024.

also mit der logischen Struktur der Welt korrespondieren, isomorph sein, dann ist der deskriptive Satz sinnvoll, wahr.¹¹⁰ Die Sprache erfüllt hier den Zweck, die Welt wahr zu beschreiben. Wittgenstein postuliert: „In der Sprache erschließt sich das Bild, das wir uns von der Welt machen“¹¹¹.

Kritik: Dieses Cluster macht den Signifikanten quasi zum epistemologischen Hilfsarbeiter: Er bedeutet nicht eigenständig, sondern immer nur relational zu einem nicht-zeichenhaften Referenzobjekt oder zur Extension. Damit wird der praktischen Erfahrung Rechnung getragen, dass Menschen durch Sprache manchmal Bezug nehmen auf Objekte, die sie in ihrem Umfeld vorfinden, also durch Sprache die Außenwelt präsentieren. Doch gerät zumindest der referenzielle Ansatz Platons in Erklärungsnot, wenn signifikante Interpretation ohne Referenzobjekt möglich ist (etwa bei nicht extensionalen Ausdrücken wie ‚Einhorn‘, ‚weil‘¹¹² oder ‚Gott‘ für Atheisten, ebenso bei normativen oder expressiven Inhalten) oder wenn trotz gleichen Referenzobjekts zwei Ausdrücke unterschiedliche Bedeutung besitzen (z. B. im berühmten Abendstern/Morgenstern-Beispiel von Gottlob Frege¹¹³). Dieser Problematik begegnet der extensionale Ansatz durch Ausklammerung nicht deskriptiver Sätze sowie durch komplexe Definitionen und formallogische Operationen. Doch die Konzeption von Bedeutung als Extension mag als zwar abstrakte, logische Definitionsmenge geeignet sein, um sämtliche empirischen Treffer eines Ausdrucks anzuzeigen, doch eignet sie sich nicht, um in einer praktischen Interaktion einen konkreten Vertreter zu bezeichnen. Nichtsdestotrotz ist der Versuch, eine ideale Wissenschaftssprache zu schaffen, für semantische Klarheit zu sorgen, ein logisches Fundament für das Sprechen zu erbauen, bemerkenswert.

Allerdings scheint die Wahrheit als Gradmesser für sinnvolle sprachliche Deskriptionen zwar wissenschaftlich erstrebenswert, doch in der kommunikativen Praxis sind es wohl gleichermaßen die unsinnigen und sinnlosen Aussagen, die von Interesse sind, denn sie sind faktisch gleichermaßen handlungsleitend, ethisch begründend oder einfach phantasievoll. Alltagssprache zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass sie über Unsinniges und Sinnloses sprechen kann, sie ist in der Praxis nicht an Logik gebunden.

Die analytische Sprachphilosophie vertritt darüber hinaus eine streng atomistische Auffassung. Dabei sind zwei Thesen zu unterscheiden. Erstens, dass sich die Bedeutung einzelner Sprachelemente wissenschaftlich definieren lässt. Diese Herangehensweise ist sehr künstlich, sie verfehlt völlig, dass Namen oder Aussagen immer in konkrete Interpretationsprozesse eingebunden sind. Individuelle Intentionen fallen damit genauso aus dem Rahmen wie gruppenbezogene, regionale oder historische Kontexte und unbewusste semantische Aspekte. Die Rolle des Forschers selbst bleibt dabei unberücksichtigt. Humboldt kritisiert: „Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein totes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung. Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adäquater Ausdruck, weil sich das Dasein des Geistes überhaupt nur in Tätigkeit und als solche denken lässt.“¹¹⁴ Die zweite These der atomistischen Bedeutungstheorie lautet: Die Bedeutung der gesamten Aussage folgt dem kompositionalen Prinzip

¹¹⁰ Sinnlose Sätze stellen Wittgenstein zufolge unlogische Beziehungen zur Welt her, unsinnigen Sätzen fehlt die durchgängige Referenzialität (vgl. Wittgenstein, Schulte 2004, 6.1 ff.).

¹¹¹ Wittgenstein, Schulte 2004, 2.12.

¹¹² Wittgenstein umgeht diese Problematik geschickt durch die Eingrenzung seines Gegenstandes auf deskriptive Sätze, andererseits löst er das Problem referenzieller Bedeutungstheorien mit Konjunktionen elegant: „Mein Grundgedanke ist, daß die ‚logischen Konstanten‘ nicht vertreten. Daß sich die Logik der Tatsachen nicht vertreten läßt.“ Konjunktionen wie ‚und‘, ‚wenn‘ etc. verweisen also auf nichts, sondern sie spiegeln nur die logische Form der Wirklichkeit (vgl. Wittgenstein, Schulte 2004, 4.121).

¹¹³ Vgl. Frege, Textor 2007.

¹¹⁴ Von Humboldt 2003, 11, 54-58.

Freges¹¹⁵. Damit ist sie eine Funktion der Bedeutung ihrer Elemente. Natürlich können wir Bedeutung nicht mathematisch aufaddieren, doch als Metapher halte ich diese Annahme für durchaus plausibel: Wenn wir davon ausgehen, dass einzelne Signifikanten temporär und gruppenintern gewisse situationsübergreifende Kerninterpretationen zulassen, werden sie diese in Kombination wohl kaum komplett abstreifen. Wenn wir Freges Funktion ausformulieren würden, wäre sie aber sicherlich äußerst komplex.

Platos essentialistische Epistemologie situiert die Bedeutung im realistisch wahrnehmbaren, gegebenenfalls wesenhaft erkennbaren Referenzobjekt. Wittgenstein setzt dagegen die Epistemologie des Linguistic Turns, er geht davon aus, dass Welterkenntnis von Sprache bestimmt, somit partikular, historisch, gruppenbezogen sei. Dennoch dreht er sich quasi nur halb um: Denn die formale Logik gilt ihm als universell, als sprachunabhängige Sprache. Bedeutung macht er an wahrer Isomorphie fest und führt so die Realität als Maßstab durch das Hintertürchen wieder ein. Wittgensteins ideale Sprache versucht quasi dem Linguistic Turn als Fehlfunktion der Alltagssprache ein Schnippchen zu schlagen.

2.1.2 Spiegelbildliche Repräsentation zeichenfreier Inhalte von Psyche und Verstand

Im zweiten Cluster repräsentiert der Signifikant in erster Linie einen mentalen Begriff.

Schon **Aristoteles** vollzieht in seiner Schrift „De Interpretatione“¹¹⁶ die Wende von der präsentativen zur repräsentationalen Semantik.¹¹⁷ Das Zeichen modelliert er dreidimensional: Ein Ausdruck wie „Bayreuther Festspiele“ steht zwar nach wie vor in Verbindung mit einer Sache, einem Referenzobjekt¹¹⁸, primär symbolisiert er aber die entsprechenden Inhalte des Bewusstseins.¹¹⁹ Diese Inhalte sind dem antiken Denker zufolge für alle Menschen gleich, denn die physischen Sachen prägen sich auf universelle Weise in die menschliche Seele ein.¹²⁰ Dem Lautzeichen kommt dabei im Rahmen der „Semaínein-Relation“¹²¹ die Aufgabe zu, „die Welt, die Sachen zu ‚bedeuten‘“¹²².

Die repräsentationale Zeichentheorie bleibt von der griechischen Antike bis ins 19. Jahrhundert hinein paradigmatisch, wenn auch mit anderer Terminologie und unter veränderten epistemologischen Vorzeichen¹²³: Empirismus und Bewusstseinsphilosophie akzentuieren dabei den repräsentationalen Charakter bis hin zur weitgehenden Aufgabe der Referenz. **Locke** etwa situiert in „Essay on Human Understanding“¹²⁴ die semantische Dimension der ‚Bayreuther Festspiele‘ in den sinnlichen Ideen des Geistes.¹²⁵ Zwischen Wort und Ding hingegen gebe es keine natürliche Korrespondenz. Die sinnlichen Ideen basieren dabei auf den ‚Sensations‘ oder ‚Reflections‘, also auf den äußeren oder inneren Eindrücken der Erfahrung.¹²⁶ Diese einfachen Ideen werden dann vom Verstand auf Basis verschiedener Vermögen, wie dem Vergleichen, dem Abstrahieren, zu komplexen Ideen verarbeitet. Erkenntnisse sind für Locke also individuelle und veränderliche Konstruktionen. Nur in der Sprache finden sich

¹¹⁵ Vgl. Frege, Textor 2007.

¹¹⁶ Aristoteles 2009.

¹¹⁷ Vgl. Trabant 1996, S. 24.

¹¹⁸ Vgl. Aristoteles 2009. Vgl. auch Trabant 1996, S. 24 f.

¹¹⁹ Vgl. Aristoteles 2009. Vgl. auch Trabant 1996, S. 23 ff.

¹²⁰ Vgl. Aristoteles 2009, 1, 16a3-8.

¹²¹ Aristoteles 2009, Trabant 1996, S. 24.

¹²² Trabant 1996, S. 24.

¹²³ Vgl. Trabant 1996.

¹²⁴ Locke 1988.

¹²⁵ Vgl. Locke 1988, IV, 21, 2 ff.

¹²⁶ Zur Epistemologie Lockes vgl. Euchner, Locke 1996.

dem Empiristen zufolge Ideen, die sich durch Worte allgemeingültig repräsentieren lassen.¹²⁷ Die Zeichen dienen damit neben der Speicherung von Ideen im Gedächtnis vor allem ihrer kommunikativen Mitteilung¹²⁸, wobei sie als transparente Spiegel fungieren, die dem Erkann-ten im Nachgang zur Seite gestellt werden¹²⁹: „And because the scene of *ideas* that makes one man's thoughts, cannot be laid open to the immediate view of another, nor laid up any-where but in the memory, a no very sure repository: therefore to communicate our thoughts to one another, as well as record them for our own use, signs of our *ideas* are also neces-sary.“¹³⁰

Kritik: In diesem Cluster sind Zeichen als Triade konzipiert. Die Einführung der dritten Rela-tion zu den Inhalten der Psyche bzw. des Verstandes beschreibt Situationen besser, in de-nen Signifikanten ohne Zeigen signifikant sind. Nicht extensionale bzw. koextensionale Aus-drücke lassen sich so in das Theoriegebäude integrieren: Konjunktionen oder Phantasiege-bilde spiegeln eben referenzlose Bewusstseinsinhalte. Koextensionale Ausdrücke können sich aus verschiedenen konstruktiven Verarbeitungsprozessen ergeben. Gleichzeitig bleibt durch die Fortführung der referenziellen Relation eine Bezugnahme auf die Außenwelt mög-lich.

Bei Aristoteles genießen die Inhalte der Psyche noch universellen Status. Semantische Va-rianz kann der antike Philosoph damit nur über eine Veränderung der Eindrücke von der Au-ßenwelt oder über die Relationierung im Zeichen erklären. Der Empirismus hingegen nimmt individuelle Konstruktionen der Inhalte des Verstandes an, gleichzeitig fasst er die Sprache als Vermittlungsinstanz zwischen Partikularem und Gruppenbezogenem auf. Somit kann er semantische Varianz genauso wie intersubjektives Verstehen nachvollziehen.

Den Autoren dieses Clusters ist gemeinsam, dass sie den Zeichen selbst jeglichen wahr-nehmung- und erkenntnisprägenden Charakter absprechen. Die Inhalte von Psyche oder Verstand kommen ohne ihre Beihilfe zustande. Die Signifikanten spiegeln diese Inhalte bloß, korrespondieren mit ihnen. Eine pragmatische Kontextualisierung des Zeichengebrauchs wird in diesem Cluster verfehlt. Durch die Engführung von Sprache und Vernunft werden unbewusste, intuitive und emotionale semantische Aspekte zudem kaum erfasst.

2.1.3 Individuelle interpretative Herstellung von geistigem Bedeutungsgehalt

Cassirer situiert die semantische Dimension ausschließlich im „Gedanken“¹³¹, im geistigen Gehalt. Allerdings liegt dieser nicht schon zur Repräsentation bereit, sondern er wird im kon-kreten kognitiven Interpretationsprozess aktiv geschaffen. Cassirer nennt diesen Prozess „symbolische Form“¹³². Hier schreiben wir also dem sinnlichen Zeichen ‚Bayreuther Festspiele‘ den Sinn ‚Bayreuther Festspiele‘ zu. Dabei ist für den Neukantianer der geistige Gehalt selbst zeichenhaft konstruiert: „Denn das Zeichen ist keine bloße zufällige Hülle des Gedan-kens, sondern sein notwendiges und wesentliches Organ. Es dient nicht nur dem Zweck der Mitteilung eines fertig gegebenen Gedankeninhalts, sondern ist ein Instrument, kraft dessen dieser Inhalt selbst sich herausbildet und kraft dessen er erst seine volle Bestimmtheit ge-winnt.“¹³³ Erkennen und Denken setzt Cassirer gleich mit zeichenhaftem Interpretieren. Der Sinn der Symbole ist dabei einerseits partikular, andererseits kollektiv dimensioniert. Denn

¹²⁷ Vgl. Jungen, Lohnstein 2007

¹²⁸ Vgl. Locke 1988, III, 9, 1 ff., III, 10, 23.

¹²⁹ Obwohl Locke für das Erkennen eine propositionale Form impliziert (vgl. Euchner, Locke 1996, S. 25).

¹³⁰ Locke 1988, IV, XXI.

¹³¹ Cassirer 1923, S. 18.

¹³² Cassirer 1923, S. 175.

¹³³ Cassirer 1923, S. 18.

die Sprache vermittelt zwischen Subjektivem und Objektivem: „Hier wie dort steht vor ihm ein Ganzes, das in sich selbst sein eigenes Wesen und seine eigenen, aller individuellen Willkür entrückten Bindungen besitzt.“¹³⁴ Nach dem „Heraklitischen Gesetz des Werdens“¹³⁵ unterliegt der geistige Bedeutungsgehalt der historischen Entwicklung, wobei für Cassirer sämtliche semantische Vielfalt allerdings in die Einheit des Logos eingebunden ist.

Kritik: Cassirer situiert das Semantische in einem konkreten mentalen Interpretationsprozess. Aus dem ‚Sinn haben‘ wird so ‚Sinn zuschreiben‘. Der semiotische Philosoph bezieht dabei affektive und kognitive, rationale und irrationale Sinnaspekte ein. Der kognitive Gehalt ist – folgerichtig in seiner zeichenkonstruktivistischen Epistemologie – Ausfluss aktueller oder vorangegangener Zeichenprozesse. Cassirer trägt individueller semantischer Kreativität und historischer Varianz Rechnung, versucht aber gleichermaßen objektivem Verstehen und Einheitlichkeit Raum zu lassen. Während er Ersteres in phänomenologischen Analysen empirisch plakativ herausarbeitet, bleibt unklar, auf welchen Mechanismen (z. B. Codes, Regeln, Diskurse) die gruppenbezogene Gemeinsamkeit eigentlich beruht. Die universelle Einheit verortet er hingegen im Prozess der symbolischen Form selbst. Insgesamt fehlt auch bei Cassirer die konkrete, pragmatische Einbettung der Interpretationsprozesse, so bleiben Intentionen und situationelle Bedeutungsnuancen weitgehend unberücksichtigt. Der Autor setzt das Denken mit dem symbolischen Zeichenprozess gleich. Meines Erachtens geht dies zu weit. Zwar lässt sich Interpretieren konsistent mit dem sinnhaften Erkennen von etwas Sinnlichem gleichsetzen, doch kommt das Denken gerade ohne dieses ‚sinnliche Substrat‘ aus, es agiert damit zeichenfrei, auf Basis geistiger Gehalte. Natürlich kommen diese geistigen Bedeutungen bei Cassirer durch zeichenhaftes Erkennen zustande.

2.1.4 Doppelte Situierung des Signifikats im konkreten Gebrauch und in einem System, einer Ordnung, einem geregelten Gebrauch

Dieses Cluster kontextualisiert die Interpretation: Das Zeichenhafte wird im konkreten Gebrauch situiert. Daneben wird das Semantische in einem überindividuellen, differenziellen System, einer Ordnung, einem geregelten Gebrauch situiert.

Saussure bezeichnet die semantische, begriffliche Dimension von Dingen wie ‚Bundesförderung‘ als „Signifikat“^{136, 137}. Auf der phänomenalen Ebene der „Parole“ wird dieses konkret, praktisch gebraucht.¹³⁸ Gleichzeitig sind die Signifikate in der zugrunde liegenden, geordneten Struktur der „Langue“¹³⁹ gespeichert, die das jeweilige Signifikat aufgrund von formaler, syntagmatischer und paradigmatischer Differenzierung der Signifikanten bestimmt.¹⁴⁰ Für den Strukturalismus begründet Saussure so die „Privilegierung des Signifikanten“¹⁴¹. Die Langue besitzt Saussure zufolge eine soziale und eine individuelle Dimension. Als „fait social“¹⁴², als „kollektives Modell“¹⁴³ ist sie qua Konvention institutionalisiert. Im Einzelnen hingegen ist sie als Wissen ‚deponiert‘.¹⁴⁴ Die Signifikate Saussures sind damit an die parti-

¹³⁴ Cassirer 1923, S. 55.

¹³⁵ Cassirer 2002, S. 177.

¹³⁶ De Saussure et al. 2001, Trabant 1996, S. 40 f.

¹³⁷ Vgl. de Saussure et al. 2001, S. 98.

¹³⁸ Vgl. de Saussure et al. 2001, S. 16, Trabant 1996, S. 39.

¹³⁹ Vgl. de Saussure et al. 2001, S. 16, Trabant 1996, S. 39.

¹⁴⁰ Vgl. de Saussure 2003, S. 148.

¹⁴¹ Berressem 2005, S. 185.

¹⁴² Trabant 1996, S. 41.

¹⁴³ Trabant 1996, S. 41.

¹⁴⁴ Vgl. Jäger 2010, 189.

kularen und gemäßigt dynamischen Konventionen und Sozialisationsprozesse bestimmter Gruppen, Orte und Zeiten gebunden.

Eco nennt die Sinndimension ebenfalls „Signifikat“¹⁴⁵. Er versteht darunter Einheiten, die in ein kulturelles System von Oppositionen eingebettet sind¹⁴⁶ und im semiotischen Prozess auf Basis von „Kodes“¹⁴⁷ interpretiert werden. Referenzen als Anker von Bedeutung schließt Eco hingegen aus: „Ein Zeichen steht niemals für einen Gegenstand oder Referenten. Es kann in einem Akt der Bezugnahme nur dann richtig gebraucht werden, wenn der Kode ihm denselben Interpretanten zuweist, den er bestimmten Gegenständen zuweist, die man als ostensive Zeichen betrachtet und die für die Klasse der Gegenstände stehen, denen sie angehören“¹⁴⁸. Signifikate sind für Eco also zeichenbezogene Konstrukte, die auf kultureller – und damit weder universeller noch individueller – Ebene sinnhaft sind. Der Semiotiker geht davon aus, dass sie im Querschnitt stabil und im Längsschnitt dynamisch sind.¹⁴⁹ Eco nimmt mit Blick auf Signifikate eine Art Bedeutungshierarchie an. Er unterscheidet die „Denotation“ als vom Kode ursprünglich bezeichnete Einheit im semantischen System von der „Konnotation“¹⁵⁰, die gleichzeitig auf weitere Einheiten verweist, für die die Denotation „ein partieller oder sehr allgemeiner Signifikant (oder Interpretant) ist“¹⁵¹.

Wittgenstein vollzieht in seinem Spätwerk die Wende von der referenziellen, atomistischen Semantik der Philosophie der idealen Sprache hin zur pragmatisch-holistischen Bedeutungstheorie der „Philosophie der normalen Sprache“¹⁵². Bedeutung situiert er folglich im alltäglichen Gebrauch der Sprache: „Das Wort ‚Sprachspiel‘ soll hier hervorheben, dass das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.“¹⁵³ Für ihn gibt es nun kein „semantisches Jenseits“¹⁵⁴ mehr. „Man kann für eine große Klasse von Fällen der Benützung des Wortes Bedeutung – wenn auch nicht für alle Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“¹⁵⁵. Dieser Satz ist einigermaßen rätselhaft, und so betont Savigny als Vertreter des logischen Behaviorismus in seiner Interpretation das deterministisch Regelhafte des Gebrauchs, während Winch oder Brandom eher auf die normative Dimension des Regel-Befolgens abheben.¹⁵⁶ Ich denke, dass Wittgensteins erst einmal nichts weiter sagt, als dass ein Wort keine Bedeutung ‚hat‘, sondern dass es in einer Sprache ‚bedeutend‘ gebraucht wird. ‚Gebrauch‘ bezieht sich damit in erster Linie auf das Gebräuchliche, das Regelhafte im Sprachspiel, das Regelmäßige und immer wieder ‚Familienähnliche“¹⁵⁷. Dieses Regelmäßige muss aber nicht determinieren, es kann sich gleichermaßen aus dem intentionalen Handeln ergeben, worauf die Formulierung „Gebrauch“, im Sinne von funktionaler Nutzung, ja durchaus hindeutet.¹⁵⁸ Gleichzeitig impliziert das Regelhafte eine normative Dimension, sie lässt sich als falsch oder wahr, als Verpflichtung o. Ä. verstehen. Erkennen ist für den Sprachphilosophen zeichenhafte Konstruktion: „Wir können sagen, dass Denken im Wesentlichen eine Tätigkeit des Ope-

¹⁴⁵ Eco 1995, S. 167.

¹⁴⁶ Vgl. Eco 1972, S. 85 f.

¹⁴⁷ Eco 1995, S. 85 ff.

¹⁴⁸ Eco 1995, S. 172.

¹⁴⁹ Vgl. Eco 1972, S. 142 u. 437.

¹⁵⁰ Eco 1995, S. 181.

¹⁵¹ Eco 1995, S. 181.

¹⁵² Wittgenstein, Schulte 2008.

¹⁵³ Wittgenstein, Schulte 2008, S. 23.

¹⁵⁴ Bezzel 2000, S. 33.

¹⁵⁵ Wittgenstein, Schulte 2008, S. 43.

¹⁵⁶ Vgl. von Savigny, Wittgenstein 1996, Winch 1958, Brandom, Gilmer 2001.

¹⁵⁷ Wittgenstein, Schulte 2008, S. 277, 67 ff.

¹⁵⁸ Schließlich betont Wittgenstein vielerorts das Gewachsene, das Unbewusste des Zeichengebrauchs. Sonst müssten wir Wittgenstein natürlich eher dem folgenden Kapitel zuordnen.

rierens mit Zeichen ist.“¹⁵⁹ Bedeutungen sind damit immer partikular und in Maßen dynamisch, abhängig von den Sprachspielen bestimmter Gruppen an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten.

Foucault kritisiert die strukturalistische „Souveränität des Signifikanten“¹⁶⁰, zentral sei vielmehr die semantische Dimension: Der Autor interessiert sich für Größen wie Sinn, für die „Episteme“, also die „historisch je spezifische Erkenntnislogik oder allgemeine Wissensordnung einer Epoche“¹⁶¹. In seiner archäologischen Phase untersucht Foucault schließlich, wie diese Semantiken im historischen Verlauf im Inneren konfiguriert, strukturiert und geregelt sind.¹⁶² In seiner genealogischen Phase analysiert er, welche äußeren Bedingungen zu ihrer Genese führten.¹⁶³ Sinn wird dabei Foucault zufolge vom kontingenten Diskurs konfiguriert: „Es gibt keinen den Zeichen äußerlichen oder vorauslaufenden Sinn, keine implizite Präsenz eines vorher existierenden Diskurses, den man wiederherstellen müsste, um die autochthone Bedeutung der Dinge an den Tag zu bringen. Aber es gibt ebensowenig einen konstituierenden Akt der Bedeutung oder der Genese innerhalb des Bewusstseins“¹⁶⁴. Denn der Diskurs geht dem Bewusstsein der Subjekte, ihrem Wissen, ihrem Erkennen, ihrer Erfahrung voraus: „Für meine Generation erscheint der Sinn nicht von selbst; er ist nicht ‚immer schon da‘ oder vielmehr, er ist ‚schon da‘, aber nur unter bestimmten Bedingungen, die formale Bedingungen sind.“¹⁶⁵ Was ‚Bayreuth‘ bedeutet, bestimmen die Diskurse. Signifikate sind somit an die Partikularität, Dynamik und Pluralität der Diskurse gebunden.

Derrida reibt sich an der strukturalistischen „Illusion der ‚Präsenz‘ einer von der Sprache vergegenwärtigten Wirklichkeit (... und der) Illusion der ‚Identität‘ des Zeichens mit der Bedeutung“¹⁶⁶. Es gibt keine ursprüngliche Bedeutung, etwa repräsentationaler oder präsentativer Art.¹⁶⁷ Stattdessen stehen Derrida zufolge alle Interpretationsprozesse holistisch miteinander in Beziehung: Durch den radikalen Einbezug der pragmatischen Dimension unterliegen alle „Signifikate“¹⁶⁸ der „Differenz“¹⁶⁹, sie sind nur mehr wabernde, räumlich und zeitlich verschobene Spuren von Bedeutung¹⁷⁰, sie liegen verstreut entlang eines „unendlich verweisenden Netzwerk(s)“¹⁷¹, was Derrida als „(D)issémination“¹⁷² bezeichnet: „Das Andere ist im Selben.“¹⁷³ Es gibt im Zeichen „kein Anwesen, sondern das Simulacrum eines Anwesens, das sich auflöst, verschiebt, verweist, eigentlich nicht stattfindet“¹⁷⁴. Sinn-Verstehen meint hier höchstens eine individuelle Spurensuche, ohne dass ‚Richtig-Verstehen‘ möglich wäre. Andererseits bilden die Dualismen, die der Autor sich zur Dekonstruktion¹⁷⁵ vornimmt, durchaus temporär stabile, ideologisch geschlossene Bindungen zwischen Signifikant und Signifikat.

¹⁵⁹ Wittgenstein 1984, S. 23.

¹⁶⁰ Foucault et al. 1991, S. 48.

¹⁶¹ Sarasin, Foucault 2010, S. 71.

¹⁶² Vgl. Sarasin, Foucault 2010, S. 12, Ruoff 2009, S. 126.

¹⁶³ Vgl. Sarasin, Foucault 2010, S. 12.

¹⁶⁴ Foucault, Köppen 1978, S. 101.

¹⁶⁵ Foucault et al. 2001-2005, I, S. 771.

¹⁶⁶ Derrida et al. 2004, S. 274.

¹⁶⁷ Kimmerle 2008, S. 43.

¹⁶⁸ Zapf 2005, S. 17-21.

¹⁶⁹ Mit Differenz wird häufig Derridas Neologismus der Différance ins Deutsche übersetzt. Als nur schriftlich wahrnehmbare Modifikation der Différance macht er das permanente Verschiedensein und Aufheben im Schreiben sichtbar.

¹⁷⁰ Vgl. Derrida 1988, S. 13.

¹⁷¹ Zapf 2005, S. 18.

¹⁷² Zapf 2005.

¹⁷³ Derrida 1988, S. 107.

¹⁷⁴ Derrida, Gasché 2006, S. 32.

¹⁷⁵ Vgl. Zapf 2005, S. 17-21.

Kritik: Dieses Cluster berücksichtigt, dass Sinn in konkreten interpretativen, kommunikativen Prozessen mit spezifischen historischen, regionalen, personalen, textuellen oder diskursiven Kontexten situiert ist. Saussure, Eco, Foucault und der späte Wittgenstein beobachten dabei, dass Signifikate von bestimmten Gruppen an bestimmten Orten und Zeiten gleich oder zumindest ähnlich gebraucht werden, über diese hinweg aber durchaus divergieren. Der Sinn wird dazu im kollektiven Wissen, im Regelmäßigen, im Diskurs etc. verankert und durch Sozialisationsprozesse oder diskursive Einschreibungen generalisiert. Derrida betont zwar die Dynamik und Varianz stärker, doch erkennt auch er im holistischen Zeichennetz, insbesondere in den ideologisch geschlossenen Codierungen, eine gewisse Systematik und Stabilität der zeichenhaften Bindungen an.

Jede Erkenntnis ist in diesem Cluster auf Zeichen angewiesen, Sinn ist also immer zeichenhaft konstruiert, womit Referenzobjekte ihren Status als objektiver Anker von Bedeutung verlieren. Sie sind schlicht Signifikanten, die von anderen Signifikanten präsentiert werden. Auch ohne eine ‚Metaphysik der Struktur‘ bleiben die Dualismen zwischen dem Signifikat als Sinn-Potenzial im Wissen und seiner Aktualisierung im konkreten Gebrauch sowie zwischen der individuellen und sozialen Situierung des Signifikats bestehen. Doch sind sie zur Beschreibung von sozial geteiltem Wissen und seiner Anwendung unabdingbar. Man muss ja auch nicht gleich jeden Dualismus abschaffen. Obwohl in diesem Cluster die Signifikate direkt im kontextbezogenen, konkreten Gebrauch angesiedelt sind, bleibt die Intentionalität als Motor des kommunikativen Geschehens etwas unterbelichtet. Die poststrukturalistische ‚Kontingenz‘ als Ursache von Entwicklung greift dabei meines Erachtens etwas zu kurz.

2.1.5 Bedeutung als Funktion, Wirkungsabsicht oder Grund in der kommunikativen Interaktion

Das fünfte Cluster bezieht sich ausschließlich auf Signifikate, die in einem kommunikativen Handlungskontext stehen. Die gemeinsame Annahme lautet: Bedeutung ist eine primär intentionale Größe. Sie hat mit kommunikativen Absichten, Wirkungszielen oder Gründen zu tun. Mit den geäußerten Signifikanten erhebt ein Akteur also einen Geltungsanspruch, der bestimmte Konsequenzen impliziert.

Die Sprechakttheorie arbeitet den funktionalen, handlungsbezogenen Charakter des Sprechens systematisch heraus: „How to do things with words“¹⁷⁶ lautet der Titel einer posthumen Veröffentlichung einer Vorlesungsreihe **Austins**. Der Autor setzt sich mit kognitiven Äußerungen und ihren propositionalen Inhalten auseinander. Dabei stößt er auf Äußerungen, die sich nicht anhand von Kriterien wie ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ beurteilen lassen. Diese explizit oder implizit „performativen Äußerungen“¹⁷⁷ vollziehen nämlich Handlungen, ihr Maßstab ist das Gelingen oder Misslingen. Letztlich kommt Austin zum Schluss, dass jede Äußerung eines Satzes „jedenfalls teilweise, das Vollziehen einer Handlung (ist), die man ihrerseits *gewöhnlich* nicht als ‚etwas sagen‘, kennzeichnen würde“¹⁷⁸. Die Bedeutungsdimension von Sprechakten fächert der Sprechakttheoretiker auf¹⁷⁹: Im illokutionären Akt wird eine Intention, etwa das Mitteilen, das Warnen, das Drohen, das Hoffen geäußert¹⁸⁰, die Perlokution bezieht sich auf die unmittelbaren Folgen dieser Äußerung.¹⁸¹ Performative Äußerungen vollziehen somit

¹⁷⁶ Vgl. Austin, von Savigny 2010.

¹⁷⁷ Austin, von Savigny 2010, S. 12, 50, 87.

¹⁷⁸ Austin, von Savigny 2010, S. 26.

¹⁷⁹ Vgl. Austin, von Savigny 2010, S. 100-108.

¹⁸⁰ Vgl. o. V. 2010.

¹⁸¹ Vgl. Austin, von Savigny 2010, S. 131.

illokutionäre Absichten.¹⁸² Ihr Erfolg hängt Austin zufolge von den „Gelingensbedingungen“¹⁸³ ab, beispielsweise muss für den illokutionären Akt des Versprechens ein Rezipient anwesend ist, dem der Sprecher etwas versprechen kann.¹⁸⁴

Sein Sparringspartner **Searle** schlägt in „Speech Acts“¹⁸⁵ eine interessante Typologie der Funktionen von Sprechakten vor, und zwar klassifiziert nach dem „Verhältnis von Wort und Welt“¹⁸⁶. Mit repräsentativen Akten wird demnach die Absicht verfolgt, Wort und Welt zur Übereinstimmung zu bringen, also mit der Proposition die Welt korrekt zu beschreiben. Der Geltungsanspruch der Wahrheit wird erhoben. Mit direktiven und kommissiven Akten soll die Welt an die Proposition angepasst werden, sie erheben den Geltungsanspruch der normativen Richtigkeit. Mit expressiven Akten stellt der Sprecher einen Bezug zu seiner Innenwelt her und postuliert so Wahrhaftigkeit. Mit deklarativen Akten zeigt der Sprecher die Übereinstimmung von Wort und Welt an.¹⁸⁷

Die intentionalistische Semantik lässt die Bedeutungsdimension des Zeichens in Anlehnung an die Sprechakttheorie noch stärker im Erkennen der Intention bzw. in der entsprechenden Reaktion aufgehen.¹⁸⁸ **Grice** etwa fasst Bedeutungen als sprecherbezogene und konventionalistische Intentionen auf. In seinem 1989 veröffentlichten Werk „Logic and Conversation“¹⁸⁹ formuliert er das Grundmodell¹⁹⁰ seiner Annahmen folgendermaßen: „A meant by something by X' is roughly equivalent to ‚A intended the utterance of x to produce some effect in an audience by means of the recognition of this intention‘“. ¹⁹¹ Bedeutung ist also äquivalent mit der Intention eines Sprechers, der in seinem Publikum eine bestimmte Handlung oder Überzeugung bewirken will, indem das Publikum ihm diese Absicht zuschreibt.

In Auseinandersetzung mit der Sprechakttheorie und dem Spätwerk Wittgensteins entwickeln sich einige Ansätze, die sich mit Geltungsansprüchen als Gründen und Verpflichtungen auseinandersetzen. **Brandom** beispielsweise knüpft in seiner Theorie der inferenziellen Semantik¹⁹² die semantische Dimension der Sprechakte primär an ihre normativen Folgen. Sprechakte fungieren demnach als Züge in einem inferenziellen Sprachspiel, sie geben Gründe und postulieren Folgen: „Was einen verwendeten Begriff gehaltvoll sein lässt, ist in erster Linie das, was ihn entweder die Prämisse oder die Konklusion in einer Folge (*inference*) von Begriffen sein lässt.“¹⁹³ Sprachliche Interaktion ist normativ: „Zu verstehen, was jemand gesagt hat, heißt in der Lage sein, zu unterscheiden, zu was er sich verpflichtet hat, auf was er sich festgelegt hat, um Anderes abzulehnen, und unter welchen Bedingungen er seine Ansprüche gerechtfertigt oder erfüllt sieht.“¹⁹⁴

Auch **Nida-Rümelin** tendiert in diese Richtung. Er bezieht einen Mittelweg zwischen der Bedeutung als Regelhaftigkeit und Intentionalität: „Sprachliche Äußerungen haben eine Bedeutung, sofern sie auf spezifischen Intentionen des Sprechers beruhen und im Einklang mit den

¹⁸² Vgl. Austin, von Savigny 2010.

¹⁸³ Austin, von Savigny 2010, S. 23-71.

¹⁸⁴ Vgl. o. V. 2010.

¹⁸⁵ Searle 2008.

¹⁸⁶ Kuhlmann 1999.

¹⁸⁷ Vgl. Kuhlmann 1999, S. 98 f.

¹⁸⁸ Um das Primat des Intentionalen in der Semantik zu zeigen, wählt er gezielt Beispiele, die ohne konventionelle Bedeutungen auskommen, vgl. Grice 1957, S. 377-388.

¹⁸⁹ Grice 1982.

¹⁹⁰ Grice hat im Laufe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit die entsprechenden Definitionselemente immer wieder leicht abgeändert und spezifiziert, etwa Grice 1968, vgl. auch Greve 2003.

¹⁹¹ Grice 1982, S. 220.

¹⁹² Vgl. Brandom, Gilmer 2001.

¹⁹³ Brandom 2001.

¹⁹⁴ Brandom 2001a.

Regeln sind, die diesen spezifischen Sprechakt institutieren.¹⁹⁵ Die Intentionen des Sprechers sind hier keineswegs konsequentialistisch dimensioniert, Kommunikation setze nämlich „keine Sprecherintentionen vom Typ des Bewirken-Wollens voraus“.¹⁹⁶ Vielmehr handelt es sich um theoretische oder praktische Gründe: „Wir können uns selbst und *Andere gar nicht anders ansehen denn als Wesen, die ihr Handeln an Gründen ausrichten*“¹⁹⁷. Nida-Rümelin formuliert folglich die These, „dass die bedeutungskonstitutive Intentionalität des Sprechers als diejenige charakterisiert werden sollte, *dem Adressaten Gründe zu geben zu handeln oder zu glauben*“¹⁹⁸. „Der deontologisch oder humanistisch gesinnte Sprecher überlässt es aus *Respekt vor der Autonomie des Adressaten* diesem selbst, welche Konsequenzen er aus der Übermittlung der Gründe ziehen möchte“¹⁹⁹. Das Ziel des Kommunizierens sei Verständigung, Einflussnahme sei sekundär.²⁰⁰ Ein hinreichend rationaler Adressat lasse sich nämlich von der Kraft eines „*pragmatisch guten Grundes*“²⁰¹ durchaus überzeugen.

Kritik: Dieses Paradigma situiert das Sinnhafte in der Funktion, in der Geltungsabsicht, im Bewirken-Wollen, im Gründe-Geben und in den normativen Folgen des Kommunizierens. Im Detail fallen natürlich gravierende Unterschiede ins Auge:

Die intentionalistische Richtung setzt dabei Bedeutung mit konsequentialistischer Absicht gleich: Auf das Verhalten eines anderen soll durch Kommunizieren direkt, instrumentell eingewirkt werden. Die Wirkungsabsichten können dabei vielfältig sein: Der BKM veröffentlicht den Text „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ vielleicht, um seine politischen Leistungen hervorzuheben und damit die Wiederwahl der Partei zu sichern. Meines Erachtens ist die Absicht des Kommunizierens zwar der motivationale Faktor, der das kommunikative Geschehen in Gang hält, doch fällt sie nicht zusammen mit dem Sinn. Sinnhaftes wird also ggf. mit einer Absicht kommuniziert, aber der Sinn ist nicht gleich dieser Absicht. Sonst müsste der Titel unseres Beispieltextes lauten: ‚Ich möchte, dass meine Partei wiedergewählt wird.‘ Ich trenne Sinn und Absicht auch deswegen, weil der Rezipient die Absicht, etwa die Wiederwahl der Partei, nicht zwangsläufig erkennen muss, um den Sinn des Titels zu verstehen. Selbst wenn er keine oder eine falsche Absicht zuschreibt, ist Sinnverstehen möglich. Natürlich erleichtert und präzisiert das Kennen der Absicht die sinnhafte Interpretation. Sinn kann schon allein deshalb nicht in der Absicht aufgehen, weil auch Signifikanten außerhalb des Kommunikativen, des Intentionalen, des Sozialen sinnhaft sein können, etwa wenn Robinson Crusoe etwas wahrnimmt, was er als Feuerholz versteht. Oder wenn einer reflexhaft Signifikanten äußert, ‚aua‘ schreit, und dies als Schmerzäußerung begriffen wird.

Die Sprechakttheorie unterscheidet hingegen explizit zwischen propositionalem Sinn, der (repräsentativen, expressiven, kommissiven, direktiven) Funktion des Sprechakts und der Perlokution als den Folgen des Sprechakts. Die Funktion des Sprechakts entspricht hier dem Geltungsmodus des propositionalen Aktes, etwa, dass der Sprecher die Erhöhung der Förderung für die Bayreuther Festspiele durch den BKM für wahr und richtig hält. Gleichzeitig impliziert sie die grundlegende Absicht, dass der Rezipient diese Sinngeltung teilen, die entsprechenden perlokutiven Folgen akzeptieren sollte. Diese Einteilung in inhaltlichen Sinn, intentionalen Geltungsmodus und entsprechende Folgen ist zwar künstlich und schematisch. Aber sie ist meines Erachtens am besten geeignet, um die einzelnen Elemente sauber zu erfassen.

¹⁹⁵ Nida-Rümelin 2009, S. 14.

¹⁹⁶ Nida-Rümelin 2009, S. 144.

¹⁹⁷ Nida-Rümelin 2005, S. 33.

¹⁹⁸ Nida-Rümelin 2009, S. 15.

¹⁹⁹ Nida-Rümelin 2009, S. 15.

²⁰⁰ Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 37.

²⁰¹ Nida-Rümelin 2009, S. 27.

Die normativ-inferenzielle Richtung hingegen löst das Sinnhafte direkt in guten Gründen und deren Folgen auf. Mit Jürgen Habermas stellt sich dabei die Frage, ob Sinn unabhängig von Geltung thematisiert werden könne.²⁰² Meine Antwort lautet: Ja. Ich gehe nämlich davon aus, dass für einen Menschen erstens sinnhaft ist, was er wiedererkennt, was er konsistent in bestehendes Wissen einordnen kann. Zweitens ist sinnhaft, was Geltung besitzt, also relevant, folgenreich für das Denken, Fühlen und Handeln ist. Individuelle Geltung ist also in der Tat eine zentrale Voraussetzung von Sinn. Trotzdem kann die Geltung auch hier nur ein Modus für den Umgang mit einem lokutionären Akt sein. Denn über die Signifikate, den propositionalen Akt im Sinne Austins, gibt Geltung allein keinen Aufschluss, sie liefert sie nicht mit. Zudem darf individuelle Relevanz nicht mit intersubjektivem Gleichschwingen der Geltung verwechselt werden. Denn der Satz „Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“ lässt sich auch dann sinnhaft interpretieren, wenn er falsch oder unaufrichtig geäußert wird oder wenn dem Kommunizierenden kein oder der verkehrte Geltungsanspruch zugeschrieben wird. Lüge, Unmoral und Schauspielerei sind schließlich auch verstehbar. Unser Beispielsatz „Bundesförderung“ lässt sich sinnvoll interpretieren, auch wenn es ‚in echt‘ gar nicht mehr Geld für Bayreuth gibt oder die Bayreuther Festspiele eine Phantasie sind. Genauso, wenn der BKM gar nicht vorhat, die Förderung zu erhöhen, oder wenn die Erhöhung moralisch unrichtig ist und das Geld lieber in die Hartz-IV-Kasse fließen sollte. Verstehen setzt also nicht zwangsläufig intersubjektive Geltung voraus – es ist nur klarer und vollständiger, wenn der Geltungsanspruch nachvollziehbar ist. Verständigung aber schon! Um sich auf Folgen im Denken, Fühlen und Handeln zu einigen, müssen nämlich Geltungsmodi in der Tat gleichschwingen, müssen Geltungen akzeptiert werden.²⁰³ Wenn ich beispielsweise die rot-grüne Regierung wegen dieses Textes wählen soll, dann muss ich sie als wahr, richtig und wahrhaftig geltend einstufen.

Relevant ist in diesem Cluster weiter der Hinweis, dass die Geltung quasi selbstverständlich akzeptiert werden kann oder eben intersubjektiv argumentativ ausgehandelt werden muss. Geltung ist also immer konstruiert, damit historisch und partikular. Entweder sie ist die unterhinterfragte Selbstverständlichkeit einer bestimmten Lebenswelt. Oder sie wird durch die Diskussion von Geltungsansprüchen erneuert. Letztlich ist das Bewirken-Wollen auch in der normativen Richtung ein Thema. Auch Gründe äußern Menschen wohl in der Absicht, den anderen dadurch zu beeinflussen. Gründe sind so eine bestimmte Form der Einflussnahme, aber eben eine respektvolle im Sinne des humanistischen Menschenbildes. Die Termini des illokutionären Aktes bzw. der Bedeutung sind für unser Konzept weniger geeignet, weil sie zu stark auf Geltung, absichtsvolles, kommunikatives und sprachliches Interagieren hindeuten.

2.2 Plausible Beschreibung von Signifikat und Sinn

2.2.1 Situierung und Stoff des Sinnhaften

Die semantische Komponente des Zeichenhaften ist meines Erachtens nicht dem Signifikanten selbst inhärent. Der Ausdruck ‚Bayreuther Festspiele‘ *hat* nicht einen Sinn, sondern dieser Sinn wird vom Interpretierenden mental *hergestellt*. In Anlehnung an die Erkenntnisse der Neurophysiologie, Wahrnehmungs- und Biopsychologie²⁰⁴ schlage ich vor, die semantische Dimension des Zeichenhaften im menschlichen Gehirn zu situieren. Im Zeichenge-

²⁰² Die Absichten sind weitreichender als die Geltungsansprüche. Geltung bezieht sich eng auf den Sinn des Satzes, Absichten können sich auf weitreichende Konsequenzen dieser Geltung beziehen.

²⁰³ Vgl. Kapitel III.7 „Gelingen und Misslingen von Interpretieren und Kommunizieren“.

²⁰⁴ Sinnesreize werden über die neuronalen Netze des menschlichen Körpers überwiegend ins Gehirn übertragen und dort verarbeitet (vgl. Schmidt, Schaible 2006, Goldstein, Ritter 2002, Pinel, Pauli 2007).

brauch werden also bestimmte neuronale Sinn-Positionen im Netz des Gehirns aktiviert. Diese nenne ich Signifikat. Denn dieser Terminus ist weithin gebräuchlich und bildet das passende Gegenstück zum Signifikanten. Alle Signifikate, die im Rahmen eines interpretativen Aktes gebraucht werden, nenne ich ‚Sinn‘²⁰⁵ des Signifikanten bzw. der Signifikantenkette. Die Vorstellung vom Gehirn als Netz setzt den holistischen Zusammenhang des semantischen Potenzials treffend ins Bild. Aller Sinn ist so miteinander verbunden. Einzelne neuronale Sinneinheiten sind latent verknüpft zu semantischen Komplexen, etwa zu Deutungsmustern, Einstellungen, Bewertungen, Überzeugungen, Images, Stereotypen, Marken, mentalen Modellen, Schemata und Narrationen.

Die Ergebnisse der Biopsychologie²⁰⁶ legen nahe, was Rhetorik, Symboltheorie und kritische Kommunikationswissenschaft längst implizierten: Sinn lässt sich mitnichten auf das Bewusste und Kognitive reduzieren. Die Beschreibung als ‚Wissen‘ im ‚Bewusstsein‘ ist somit überholt. Stattdessen greift das Gehirn in der semantischen Relationierung auch auf implizite, unbewusste, emotionale, konative Signifikate zu. Wenn wir also *„Bundesförderung der Bayerischer Festspiele wird erhöht“* betrachten, laufen in unserem Gehirn bewusste und unbewusste semantische Prozesse ab, wir aktivieren Gedanken, Gefühle, Verhaltensmuster. Welche Signifikate warum aktiviert werden und wie dieser Aktivierungsprozess abläuft, arbeiten wir in Kapitel II.3.2 heraus.

2.2.2 Verstehen und Geltung von Sinn

Wenn eine neuronale Position aktiviert wird, verstehen wir Sinn. Dies impliziert erstens, dass eine einigermaßen reibungsfreie Einordnung in bestehendes Wissen oder zumindest eine plausible Innovation möglich ist. Zweitens wird durch Aktivierung Geltung hergestellt: Der Sinn dient also der Orientierung, besitzt Relevanz für unsere Vorstellungen über uns selbst, unser Tun oder die Außenwelt generell, generiert Folgen. Wenn ich das Pressefoto zu Udo Lindenberg und Nida-Rümelin verstehe, denke ich ‚Nida-Rümelin trifft Udo Lindenberg, der BKM interessiert sich für Rockmusik, vielleicht geh ich auch mal wieder auf ein Konzert‘. Nicht sinnhaft ist hingegen, was sich nicht in das vorhandene Wissen integrieren lässt, also unsinnig ist, oder was einfach irrelevant für die Zukunft ist, also sinnlos ist.

Von dieser individuell interpretativen Geltung möchte ich erstens die kommunikativ angelegten Geltungsmodi der intentionalen Ansätze unterscheiden. Der Emittent drückt in seiner Äußerung einen bestimmten Modus aus, wonach der Sinn wahr, richtig, wahrhaftig sei. Vom Rezipienten lassen sich Geltungsmodi im Interagieren über kontextuelle Faktoren wie ‚wer ist der Emittent‘, ‚in welcher Situation findet die Äußerung statt‘ sowie über die Beurteilung der Absicht des Emittenten auf Basis von Vernunftmaßstäben²⁰⁷ zuschreiben. So hofft er nachzuvollziehen, etwa ob es sich um Wahrheit oder Spiel handelt oder ob es sich um ein ernstgemeintes ethisches Postulat oder einen Scherz handelt.

Von Geltungsmodi und Sinn können wir weiter die intentionalistischen oder normativistischen Geltungsabsichten des Emittenten und deren Akzeptanz durch den Rezipienten differenzieren. Also was – mit Grice – der Rezipient dem Emittentenwunsch gemäß tun sollte, welche Folgen die Äußerung auf sein Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln zeitigen sollte und

²⁰⁵ Sinn bezieht sich für mich keineswegs auf eine intensionale Semantik, er findet sich nur im pragmatischen Zeichengebrauch. Der dafür eigentlich geeignetere Terminus der Bedeutung ist für meinen Gebrauch zu sehr mit Sprecherbedeutung und intentionalen Handlungen und einem performativen Verständnis der Bedeutungs-genese verbunden.

²⁰⁶ Pinel, Pauli 2007.

²⁰⁷ Vgl. Kapitel III.4 „Rationalität im Zeichengebrauch“.

wie der Rezipient auf diese instrumentelle Einflussnahme reagiert. Oder welche Gründe und Verpflichtungen – mit Brandom und Nida-Rümelin – die Interagierenden äußern und anerkennen. Dabei finden sich primäre Absichten²⁰⁸, die sich direkt auf die Akzeptanz eines bestimmten Geltungsmodus des geäußerten Signifikantenkomplexes richten, und sekundäre, die durch Akzeptanz der primären verfolgt werden. Wenn Angela Merkel im Bundestag sagt ‚der Euro ist gescheitert, wir führen morgen die D-Mark wieder ein‘, könnten wir interpretieren, dass die Kanzlerin diese Aussage für wahr und richtig hält und dass ihre Absicht ist, dass wir die Wahrheit und Richtigkeit dieser Aussage akzeptieren. Wenn Michael Mittermeier diesen Satz auf seiner Kabarettbühne äußert, lachen wir bloß. Wir fragen uns weiter: Welche weiterführende Absicht verfolgt Frau Merkel damit? Als individuell rationaler Physikerin schreiben wir ihr vielleicht die sekundäre Absicht zu, dass sie mit der Wiedereinführung der D-Mark in die deutsche Geschichte eingehen will. Vorsicht, womöglich will diese Strategin uns manipulieren! Vielleicht glauben wir ihr aber auch, dass sie gute ökonomische Gründe für diese Annahme hat, die uns überzeugen sollten.

Es stellt sich dabei die Frage, ob es schwieriger ist, Sinn oder Geltungsansprüche oder weiter gefasste Handlungsziele zuzuschreiben. Ich denke, dass hier kein Unterschied besteht, denn alle diese Größen sind letztlich mentale Signifikate. Schwierig ist nur die Interpretation des Fremden, des Kreativen, Subversiven.

Jedenfalls muss der Rezipient die Geltungsmodi und Geltungsabsichten des Emittenten weder verstehen noch akzeptieren, um den Sinn der Signifikanten durch Einordnung in bestehendes Wissen und durch Ableitung eigener Geltung zu erkennen. Ich muss nicht wissen, dass der BKM mit dem Text zur Bundesförderung der Bayreuther Festspiele sein Image in der Operngemeinde verbessern möchte oder dass er behauptet, diese Policy sei richtig, um zu verstehen, dass er die Bundesförderung erhöht. Natürlich macht das Nachvollziehen der Intention des Kommunizierenden den Sinn klarer und bereitet den Boden für die Verständigung auf gemeinsame Konsequenzen. Das intersubjektive Verstehen des Geltungsmodus ist dabei die Voraussetzung der Akzeptanz einer Geltungsabsicht. Ich plädiere jedenfalls dafür, das Sinnhafte als individuell Konsistentes und Geltendes von den kommunikativen Geltungsmodi, den Geltungsabsichten bzw. ihren normativen oder instrumentellen Folgen zu trennen.

2.2.3 Quellen von Sinn

Sinn speist sich meiner Auffassung nach aus drei Quellen: erstens aus dem angeborenen semantischen Potenzial, zweitens aus dem erlernten semantischen Potenzial und drittens aus der semantischen Kreativität.

Eine kleine Zahl an Signifikaten könnte eventuell angeboren vorliegen. Die linguistische Typologie diskutiert schließlich einige wenige semantische Universalien, darunter zum Beispiel rudimentäre dualistische Interpretation wie ‚über und unter‘, wie ‚gut und böse‘, wie ‚ich und du‘.²⁰⁹ Andererseits könnten diese Daten auch eine Art Parallelinvention von Sinn darstellen, als Gleichreaktion auf die *Conditio Humana*. Jedenfalls sind diese Signifikate als semantisches Potenzial konstant im neuronalen Netz des Gehirns gespeichert.

²⁰⁸ Burkart unterteilt ähnlich in eine allgemeine Intention, die sich darauf bezieht, den Mitteilungs-Charakter seiner kommunikativen Handlung verwirklichen zu wollen, sowie eine spezielle Intention, die der Realisierung eines „bestimmten Interesse(s)“ diene (Burkart 1998, S. 25 ff.).

²⁰⁹ Vgl. Wierzbicka 1992.

Der Großteil der Signifikate hingegen stammt wohl aus unserer Erfahrung, aus den Erkenntnissen im Umgang mit der natürlichen Umwelt, aus der sozialen Interaktion und Kommunikation. So ist dieses Sinnpotenzial selbst Konstrukt zeichenhafter Prozesse. Die früheren interpretativen Erkenntnisse bereiten also den Boden des künftigen Denkens und Erkennens, der künftigen interpretativen Kreativität, der künftigen Äußerungen und Handlungen. Ein so verstandener Linguistic Turn ist also keineswegs, wie Rorty behauptet²¹⁰, überholt, sondern eine zentrale Lebensbedingung des ‚animal symbolicum‘.

Derartiges erlerntes Sinnpotenzial ist je nach individueller Relevanz im Kurz-, Mittel- oder Langzeitgedächtnis des Interpretierenden aufbewahrt. Im Interpretieren unserer empirischen Beispiele erinnern wir uns an den Opernbesuch in Bayreuth, das Lindenberg-Konzert neu-lich, an den Zeitungsartikel über die Bundeskulturpolitik, wir greifen auf Sprachkenntnisse zurück.

Eine dritte Quelle von Sinn liegt im kreativen Denken, das allgemein oder anlässlich des Signifikanten erfolgt: Ein neues Signifikat wird so geschaffen. Es wird aus bestehendem Sinnpotenzial abgeleitet oder genial erdacht. Vielleicht verbinde ich mein Praktikum bei RTL mit unserem Beispielfoto und meine, dass die Protagonisten sicher viel Spaß bei den Aufnahmen hatten. Nicht jede Interpretation ist also ein Griff in die semantische Mottenkiste. Insbesondere, wenn die Signifikanten nicht oder wenig geläufig sind oder wenn ein künstlerischer Wille zu semantischen Innovationen besteht, können sich die Interpretierenden kreativ ans semantische Werk machen, innovativ deuten, verknüpfen. Allerdings gehe ich davon aus, dass der kreative Freiraum abseits dieser Spezialfälle nicht allzu geräumig ist: Angeborene Sinnelemente, Sozialisationsprozesse, die Notwendigkeit des intersubjektiven Verstehens und insbesondere die unbewussten Interpretationsaspekte lassen das Pendel hin zum semantisch Üblichen ausschlagen. Auch in den interpretativen Prozessen selbst ist diese Tendenz angelegt: Immer wenn semantisches Potenzial erinnert wird, erleichtert dies der Neurophysiologie zufolge die Erinnerbarkeit, die Aktivierbarkeit in künftigen Interpretationen und Denkprozessen.²¹¹ Innovation wird damit insbesondere bei häufigem Kontakt mit einem Signifikanten erschwert. Da im neuronalen Netz des Gehirns immer auch vorhandene Daten mit aktiviert werden, ist zudem jede semantische Innovation gewissermaßen pfadabhängig.

2.2.4 Epistemologische Qualität der Signifikate

Wieder können wir als Menschen nicht wissen, ob unsere Signifikate die Realität objektiv widerspiegeln. Weder bei den angeborenen oder bei denen, die wir selbst erdacht oder auf Basis zeichenhafter Erfahrung konstruiert haben. Wir können nur sagen, dass sie sich für uns real anfühlen, dass wir im Umgang mit der sozialen und natürlichen Umwelt eine gewisse Konstanz, Praktikabilität, Viabilität²¹² erfahren. Es ist aber plausibel, dass sich unsere Verarbeitung von Daten in Struktur und Inhalt durchaus am ‚Realen‘ orientiert. Denn je abgehobener unsere Vorstellungen, desto weniger Viabilität, desto weniger praktischer Erfolg. Wenn wir „Bayreuth + Opernbesuch nächstes Jahr“ aktivieren, obwohl es gar keine Oper, kein Bayreuth dort draußen gibt, dann werden wir beim Besuch bitter enttäuscht und müssen unsere Interpretationen anpassen.

²¹⁰ Vgl. Rorty 1992a, S. 371 ff.

²¹¹ Vgl. Birbaumer, Schmidt 2006, S. 404.

²¹² Der radikale Konstruktivist von Glasersfeld ersetzt objektive Wahrheit durch bloße Viabilität, als eine pragmatisch-funktionale, passende Lösung für ein Problem, während andere Lösungswege im Bereich des Möglichen wären. Erreichbar sei nur Wissen über das Wie, nicht über das Was (vgl. von Glasersfeld 1985, S. 354 f.).

Referenzobjekte sind für mich übrigens einfach dingliche Signifikanten. Wir erfahren sie und interpretieren sie semantisch. Das entsprechende Signifikat steht nun in einer zeichenhaften Beziehung zur Konstruktion des referenziellen Dings dort draußen. Vielleicht gibt es daneben einen verbalen Signifikanten, den wir äußern können, um unsere Konstruktion vom referenziellen Ding auszudrücken beziehungsweise auf dieses Ding zu deuten.

2.2.5 Universalität, gruppenbezogene Partikularität und Individualität von Sinn

Die wenigen anthropologischen Konstanten sind zumindest abseits von körperlicher oder geistiger Behinderung universell verbreitet. Signifikate sind – als Konstruktion von Erfahrungen mit dem Planeten Erde und den Mitmenschen – im Schnitt vielleicht sogar weiter verbreitet als Signifikanten. Wohl alle Menschen kennen Wasser, kennen Verwandtschaftsbezüge, kennen körperliche Schmerzen etc.²¹³ Ihr formaler Ausdruck in sprachlichen Signifikanten unterscheidet sich aber.

Der Großteil des Sinnpotenzials ist meiner Meinung nach in Gruppen²¹⁴ partikular verbreitet. Es handelt sich um in einer Gruppe geteiltes semantisches Potenzial. Häufig werden die entsprechenden Semantiken mittels primärer, sekundärer und tertiärer Sozialisationsprozesse gruppenweit verankert und tradiert. Deutsche Schüler kennen das politische System aus dem Sozialkundeunterricht, die internationale Szene der Opernliebhaber kennt die Bayreuther Festspiele aus der Fachmedienberichterstattung.

Individuell Erfahrenes und kreativ Gedachtes hat hingegen nur der Einzelne im Sinn, wie zum Beispiel die Erinnerung an Gefühle, die der Sologesang bei den Bayreuther Festspielen bei mir ausgelöst hat, oder das bis jetzt geheime Wissen, dass ich über einen Text des BKM Kaffee verschüttet habe.

2.2.6 Statik und Dynamik des Sinnpotenzials

Die anthropologischen Konstanten sind, wie ihre Bezeichnung schon impliziert, statisch, unveränderlich; zumindest jenseits evolutionärer Prozesse.

Gruppenweit verbreitete Signifikate bewegen sich nur zäh, denn ihre Aufnahme in Sozialisationsprozesse beweist bereits ihre Funktionalität in der Interpretation der Welt. In der Sozialisation treten diese Erkenntnisse, wie Berger und Luckmann skizzieren²¹⁵, dem Einzelnen mit einem objektiven, gruppenweit legitimierten Geltungsanspruch entgegen, Kreativität ist hier gar nicht erforderlich oder gefragt. Weiter wäre durch ihre individuelle Veränderung das intersubjektive Verstehen gefährdet und die Veränderung der Sozialisationsinhalte ist ein gewaltiger Aufwand.

²¹³ Die mentalen Feinheiten divergieren aber je nach spezifischer Erfahrung. Eskimos scheinen aufgrund von intensiver Auseinandersetzung mit Schnee über differenziertere Signifikate für diesen Gegenstand zu verfügen als Saharabewohner. Diese vergleichbaren Signifikate, die gleichen Erfahrungen mit sich und der Welt, begründen meines Erachtens die prinzipielle Übersetzbarkeit und damit Kommensurabilität des Zeichenhaften.

²¹⁴ Mit dem Terminus der Gruppe möchte ich ausdrücken, dass mindestens zwei, meist mehr Menschen diese Zeichenkomponente nutzen. Eine gemeinsame Identität, ein Zusammengehörigkeitsgefühl, häufigen Austausch, räumliche oder zeitliche Nähe möchte ich damit nicht voraussetzen. Meist sind derartige Gruppen zwar entlang historischer oder geographischer Räume angesiedelt, aber auch dies ist keine Voraussetzung für eine Zeichennutzergruppe in meinem Sinn. Ich finde das Wort ‚Gruppe‘ besser als die Bezeichnung ‚Kollektiv‘. Letzteres besitzt eine sehr große Anzahl von Mitgliedern und weist auf mehreren Feldern homogene Merkmale auf.

²¹⁵ Vgl. Berger, Luckmann 2004, S. 62. Vgl. Kapitel IV.1.7.2 „Kultur als Summe von Wissensbeständen“.

Individuell verankerte Signifikate hingegen verändern sich je nach Intelligenz, Kreativität und Lebenserfahrung des Einzelnen etwas dynamischer. Der Einzelne lernt und verlernt Semantisches laufend, er geht kreativ ans Werk, träumt sich in seine eigene Sinnwelt etc.

2.3 Empirische Analyse: Signifikate im Kommunizieren des BKM

Welchen Sinn können wir nun den Signifikantenkomplexen des BKM zuschreiben? An dieser Stelle möchte ich Ihnen meine persönliche Interpretation der semantischen Schwerpunkte im Kommunizieren des BKM vorstellen. Außerdem werde ich für Sie die Signifikate offenlegen, die ich in der Betrachtung unserer beiden empirischen Beispiele aktiviere.

2.3.1 Themen des BKM

Beginnen wir mit dem Kommunizieren des BKM im Querschnitt. Ich möchte dem Sinn auf die Spur kommen, indem ich jedem Signifikantenkomplex bis zu drei Themen als semantische Schwerpunkte zuweise. Die entsprechenden Kategorien habe ich induktiv ganz nahe an den Texten selbst gebildet, eine Übersicht mit Ankerbeispielen und Kodierungsgrenzfällen finden Sie im Anhang²¹⁶. Insgesamt habe ich 1.864 Themen zugewiesen. In der Auswertung habe ich diese gleich gewichtet und zu Dachthemen gruppiert.²¹⁷ So bin ich auf folgendes Ergebnis gekommen:

Themenüberblick

Die Themen der Signifikantenkomplexe sind insgesamt recht vielfältig. Das zeigt sich daran, dass ich sie induktiv 117 verschiedenen Dach- und Detailkategorien zuordnen kann.

Mit jeweils über 30 Nennungen werden folgende Detailthemen am häufigsten aufgeführt: die Zivilgesellschaft, die sozialdemokratische Kulturpolitik, das Amtsverständnis, die SPD-Politik allgemein. Mit rund 20 Nennungen folgen die kulturpolitische Agenda, der Schlossplatz, die kulturelle Identität, die deutsch-französischen Kulturbeziehungen, der Rückblick auf die Amtszeit, das bürgerliche Stiftungsrecht, das Jüdische Museum, die Berlinale sowie der Deutsche Filmpreis.

Bei den Dachthemen steht die Filmförderung mit über 300 Nennungen an erster Stelle. Platz zwei belegt der semantische Komplex ‚BKM intern‘, den ich über 270 Mal ausgewählt habe. Jeweils rund 100 Signifikantenkomplexe beziehen sich schwerpunktmäßig auf bildende Kunst, kulturelle Integration, Erinnerungsstätten sowie Medien. Jeweils 50 bis 80 Mal kommuniziert der BKM weiter über kriegsbedingt verbrachte Kulturgüter, bürgerschaftliches Engagement, die Bundeskulturstiftung, Architektur und öffentliche Bauvorhaben, föderalistische Kulturpolitik, ostdeutsche Kultureinrichtungen. Zwischen 20 und 50 Signifikantenkomplexe konnte ich den Dachthemen Berliner Kultureinrichtungen, Literatur, europäische Kulturpolitik, Philosophie, Musik, internationale Kulturpolitik, Theater, Sprache, Wissenschaft zuordnen. Weniger als 20 Mal kommen vor: Bioethik, kommunale Kulturpolitik, Kultureinrichtungen von Vertriebenen, Arbeitsbedingungen von Künstlern, Oper und Musical, Bonner Kultureinrichtungen, kulturelle Ehrungen sowie Soziokultur und Ballett.

Es handelt sich also über weite Teile um Themen, die wir als klassisch kultur- und kunstpolitisch bezeichnen würden. Einige dieser Themen gehören laut Organisationserlass der Bun-

²¹⁶ Vgl. Kapitel VII.A „Codebook“.

²¹⁷ Dachkategorien fassen Detailkategorien induktiv zusammen. In der Dachkategorie ‚Bildende Kunst‘ finden sich beispielsweise Detailkategorien wie ‚Villa Massimo‘ und ‚Bundeskunstsammlung‘.

desregierung²¹⁸ zum originären Kompetenzbereich des BKM, etwa die „Zuständigkeit für Medien- und Filmwirtschaft, Verlagswesen“ oder die „Pflege des Kulturguts für Vertriebene und Flüchtlinge“, andere hingegen sind zwar kulturell angehaucht, liegen aber in der angestammten Verantwortung eines anderen Ressorts, etwa die Buchpreisbindung. Teils wurde hier die Federführung an den BKM abgetreten, teils kommuniziert er als mitberatendes Gremium. Nur ein Thema sticht nicht-kulturbezogen heraus: die Bioethik, zu der sich der BKM 18 Mal äußert. Interessant ist, dass dies von Massenmedien recht negativ konnotiert wird, obwohl die inhaltliche Kompetenz des Amtsträgers nicht bestritten wird. Ein Beauftragter für Kultur und Medien sollte nach dem Dafürhalten der Kritiker wohl nicht in völlig fremden Ressorts wildern.

Thematisierung von kunst- und kulturpolitischen Feldern

Insgesamt spielen traditionelle Kunstgattungen die Hauptrolle im Kommunizieren des BKM: Die Künste und Kultureinrichtungen werden fast 500 Mal thematisiert. Im Vordergrund stehen dabei die bildende Kunst und die Bundeskulturstiftung. Oper und Musical mit neun sowie Ballett mit je zwei Nennungen sind kommunikative Stiefkinder.

Medien und Film habe ich fast 400 Mal als semantischen Schwerpunkt ermittelt. Dabei geht es häufig um Filmpreise oder Festspiele wie die Berlinale. Zu Fragen des kulturellen Lebens, etwa zur Integration, zum bürgerschaftlichen Engagement, zur Sprache und Soziokultur, äußert sich der BKM rund 400 Mal. Hier geht es in erster Linie um die kulturelle Integration und die Erinnerungsstätten.

Themen nach Kommunikationsgattungen

Im massenmedialen Kommunizieren ist die Filmförderung mit über 200 Mal Themenschwerpunkt, es folgen der BKM intern mit fast 140 Nennungen sowie die kriegsbedingt verbrachten Kulturgüter, kulturelle Integration und die Bundeskulturstiftung.

In Veranstaltungen steht der BKM intern fast 110 Mal im Vordergrund, weiter werden Filmförderung, bildende Kunst, Erinnerungsstätten sowie kulturelle Integration thematisiert.

Personale Bezüge

Der BKM thematisiert sich insgesamt fast 280 Mal selbst. Im Vordergrund stehen dabei die Sozialdemokratie, die kulturpolitische Agenda, der kulturpolitische Haushalt, kulturelle Leitideen, persönliche Kulturvorlieben des Amtsträgers und der Wahlkampf. Selbstbezügliches, selbstreflexives Kommunizieren nimmt also durchaus einen gewissen Stellenwert ein. Das Amt erklärt sich, stellt seine Pläne und Leistungen dar.

Referenzen zu anderen Organisationen oder Personen sind insgesamt selten. Im massenmedialen Kommunizieren findet sich dergleichen etwa mit Bezug auf Künstler und Filmproduzenten. In Reden wird die Zivilgesellschaft thematisiert.

Geographische Bezüge

Das öffentliche Kommunizieren weist regelmäßig geographische Bezüge auf. Der Föderalismus im Allgemeinen, die ostdeutschen Bundesländer und die Stadt Berlin werden jeweils rund 50 Mal genannt. Bei Ersterem geht es meist um die Entflechtung von Finanzierungs- und Regulierungszuständigkeiten, bei Letzteren um die Finanzierung von Kultureinrichtungen. Europäische Themenbezüge weisen über 40, internationale etwa 30 Texte auf. Hier

²¹⁸ Vgl. Organisationserlaß 1998, S. 3288.

werden vor allem transnationale Fragen im Kontext kriegsbedingt verbrachter Kulturgüter, der Filmförderung, Medienordnung oder der Besteuerung ausländischer Künstler behandelt.

Bezüge zu politischen Instrumenten

Im Kommunizieren thematisiert der BKM regelmäßig explizit politische Instrumente. Meist handelt es sich dabei um Hard-Policy-Instrumente, etwa Subventionen, rechtliche Regulierungen, öffentliche Bauvorhaben, Konzepte zu öffentlichen Einrichtungen wie der Bundeskulturstiftung oder der Deutschen Welle, sowie Steuerungsmaßnahmen mit dem Zweck zivilgesellschaftlicher Selbstregulierung. Seltener bilden Soft-Policy-Maßnahmen den thematischen Schwerpunkt des Kommunizierens, hier handelt es sich beispielsweise um die Verleihung von Filmpreisen oder Orden. Interessant ist, dass im massenmedialen Kommunizieren weitaus häufiger Bezüge zu konkreten Maßnahmen und Instrumenten hergestellt werden als in öffentlichen Reden.

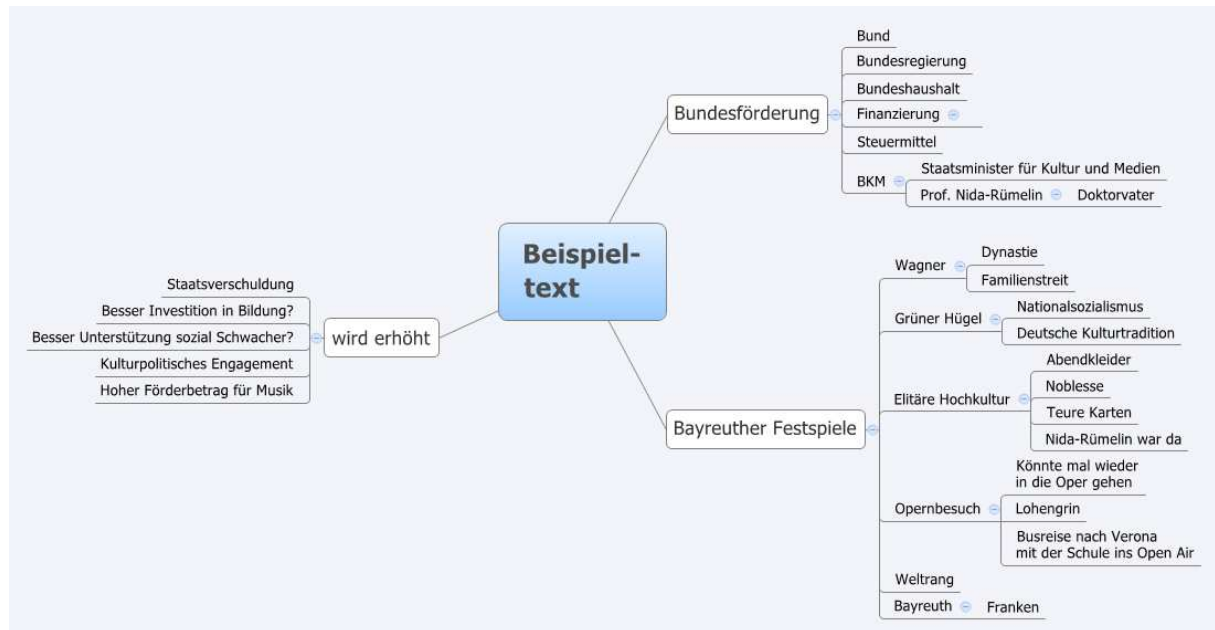
Fazit

Der BKM kommuniziert über sehr vielfältige Themen, kaum einen seiner Kompetenzbereiche lässt er dabei außen vor. Bei den Dachthemen liegt der Schwerpunkt dabei klar auf dem Film, weitere semantische Schwerpunkte bilden das Amt selbst, die bildende Kunst, die kulturelle Integration, die Erinnerungsstätten und die Medien. Bei den Detailthemen geht es am häufigsten um die Zivilgesellschaft, die sozialdemokratische Kulturpolitik, das Amtsverständnis sowie die SPD-Politik allgemein. Die Äußerungen des BKM bewegen sich schwerpunktmäßig entlang der Künste und der Kultureinrichtungen, dabei insbesondere der bildenden Kunst. Doch auch das kulturelle Leben sowie der Film und die Medien werden thematisiert, etwa was die kulturelle Integration und die Filmpreise angeht. Geographisch liegt der Fokus klar auf den Bundesländern, dabei auf der allgemeinen föderalistischen Organisation, den ostdeutschen Ländern sowie der Hauptstadt Berlin. Bezüge zu politischen Instrumenten werden v. a. im massenmedialen Kommunizieren hergestellt, wenige in öffentlichen Reden. Dabei bezieht sich der BKM überwiegend auf Hard-Policy-Instrumente wie Subventionen, rechtliche Regulierungen, Bauvorhaben oder Konzeptionen für öffentliche Einrichtungen. Daneben finden sich weiche Maßnahmen wie Verhandlungen als Anreiz zur Selbstregulierung und symbolisch-kommunikative Akte. Regelmäßig bilden selbstbezügliche Themen Schwerpunkte des Kommunizierens, etwa eine Bilanz zur Amtszeit oder Erläuterungen des Amtsverständnisses. Eine starke parteipolitische Prägung lässt sich dabei nicht feststellen. Bis auf das Thema der Bioethik konzentriert sich der BKM auf originär kulturpolitische Fragen, das Wildern im fremden Gehege kam schließlich bei den Medien nicht gut an.

2.3.2 Semantische Detailanalysen

Text zur Bundesförderung der Bayreuther Festspiele

Am 26.11.2010 habe ich an meinem Schreibtisch zuhause in München den Text „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ gelesen. Dabei und in den folgenden Minuten habe ich an folgende Signifikate gedacht:

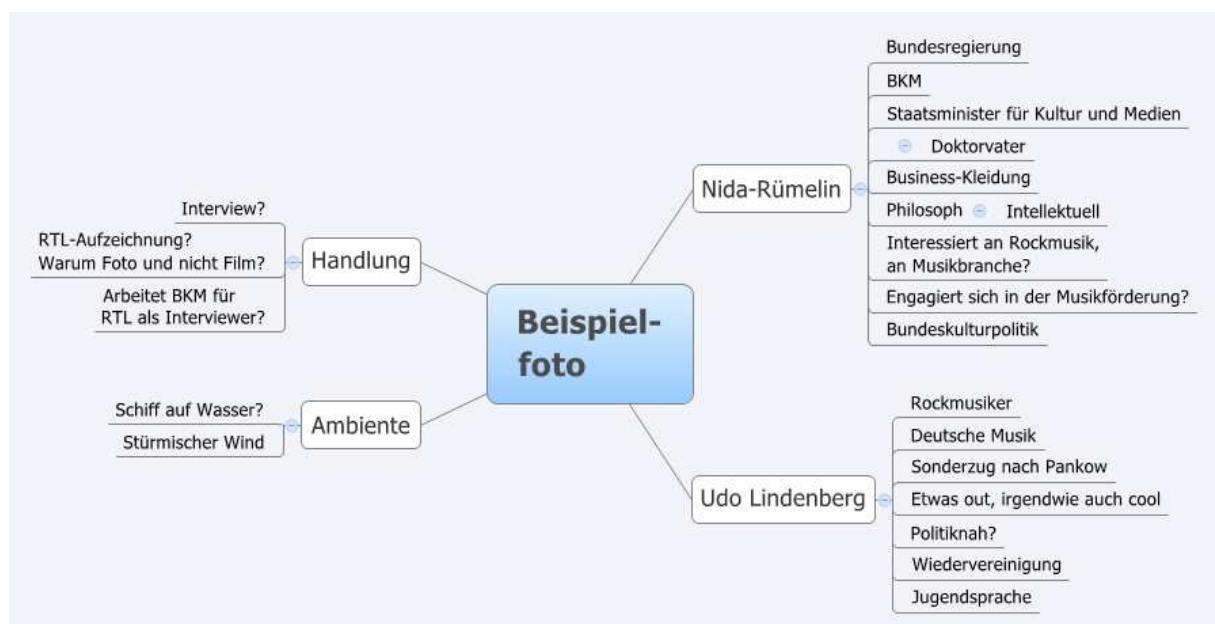


Grafik II.4: Mindmapping zur Interpretation des Textes zur Bundesförderung der Bayreuther Festspiele

Dabei begegnen wir natürlich der Problematik, dass ich nur semantische Aspekte aufführen kann, die mir selbst bewusst sind. Außerdem kann ich Ihnen nur Auskunft über meine mental aktivierten Signifikate geben, indem ich wiederum produktiv einen Signifikanten äußere, den Sie womöglich anders interpretieren. Ich kann zudem nur Signifikate mitteilen, die mir selbst in den Sinn kommen. Eine objektive, richtige Interpretation kann ich hier genauso wenig anbieten wie die ursprüngliche Interpretation von Nida-Rümelin oder Lindenberg oder Ihre eigene Interpretation. In Kapitel III.7 werden wir uns damit beschäftigen, dass Sie und ich und Lindenberg und Nida-Rümelin deutungsmäßig vielleicht dennoch gar nicht ganz so weit auseinanderliegen und warum dies so ist.

Pressebild zum Udo-Lindenberg Interview

In der gleichen Situation habe ich das Bild betrachtet und folgenden Sinn protokolliert:



Grafik II.5: Mindmapping zur Interpretation des Pressebildes zum Udo-Lindenberg-Interview

2.4 Fazit: Signifikate

Signifikate fasse ich als neuronale Positionen auf, die im Rahmen der Interpretation eines Signifikanten aktiviert bzw. neu geschaffen werden. Wenn wir Sinn verstehen, hat der Signifikant für den Interpretierenden individuelle Geltung, er lässt sich also konsistent in bestehendes Wissen einpassen und besitzt Relevanz für sein künftiges Denken, Fühlen und Tun. Signifikate sind mentale, semantische Komponenten des zeichenhaften Patchworks.

Im Normalfall wird im interpretativen Prozess auf kognitives, affektives, konatives, bewusstes oder unbewusstes Sinnpotenzial zurückgegriffen, das im neuronalen Netz des Gehirns gespeichert ist. Dieses stammt entweder aus dem eigenen Denken und der konstruktiven Verarbeitung persönlicher Erfahrungen. Oder es basiert auf gruppenbezogenem Wissen, das kommunikativ, insbesondere über Sozialisationsprozesse, verbreitet wurde. Wenige, rudimentäre Signifikate könnten auch angeboren, universell verfügbar sein. Daneben überlegt sich der Interpretierende – mangels geeigneten Sinnpotenzials, zufällig oder aus kreativer Laune heraus – innovative Signifikate. Die individuellen wie kollektiven Signifikate sind also durch denkerische Kreativität, durch neue Erfahrungen und Lerneffekte ständig in maßvoller Bewegung.

Politische Signifikate können wir als Positionen beschreiben, die im neuronalen Netz des Gehirns latent mit dem semantischen Komplex ‚politisch‘ verknüpft sind und im Interpretieren und Kommunizieren parallel zum Signifikat ‚politisch‘ aktiviert oder neu geschaffen werden. ‚Politisch‘ ist also, was wir als politisch interpretieren. Manches würde wohl nur ein Einzelner aufgrund persönlicher Erfahrung oder kreativen Denkens als politisch deuten. Meist teilen aber bestimmte Menschengruppen an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten ihre Interpretationen des Politischen. Für deutsche Politikwissenschaftler fällt darunter so Vielfältiges wie ‚Machiavelli‘, ‚Deutsches Grundgesetz‘, ‚Gabriele Pauli‘, ‚materieller Rechtsstaat‘. Vielleicht finden sich darunter sogar universelle politische Signifikate, etwa die Menschenrechte. Politischer Sinn verändert sich zäh, kreative Interpretationen, neue Erfahrungen sorgen für Wandel, Verankerung in Sozialisationsprozessen und Brauchbarkeit sorgen für semantische Stabilität.

Der BKM stellt in seinem Kommunizieren meiner persönlichen Interpretation zufolge vielfältige kulturpolitische Sinnbezüge her, fast jedes Thema in seinem Kompetenzbereich wird öffentlich behandelt. Im Detail setzt er sich mit der Zivilgesellschaft, der sozialdemokratischen Kulturpolitik, dem Verständnis des Amtes auseinander. Bei den übergreifenden Themenkomplexen liegt der Schwerpunkt auf der Filmförderung, dem BKM intern, der bildenden Kunst, der kulturellen Integration, Erinnerungsstätten sowie Medien.

3 Prozessierungsregeln

Wieso interpretiere ich den Beispielsatz

„Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“

als ‚Wagner, Hochkultur, BKM, Bund, Fiskalpolitik, politische Strategie, wahr, richtig‘? Und nicht als ‚Huhn, Suppe, Topf, Nudeln, essen‘? Woher kommt diese Verbindung von Signifikanten und Signifikat, was gewährleistet sie? Könnte es sein, dass das, was für mich beim Schreiben heute ‚Bayreuth‘ bedeutet, für Sie beim Lesen morgen schon ‚Huhn‘ bedeutet? Was das Zeichenhafte im Innersten zusammenhält, ist in der einschlägigen Literatur heftig umstritten, wie Sie im folgenden Panorama sehen werden. Anschließend kondensieren wir daraus eine praktikable Beschreibung der Relationen im Zeichenhaften und stellen empirische Bezüge her.

3.1 Theoretische Perspektive

3.1.1 Natürliche Identität und Abbildlichkeit

In **Platos** „Kratylos-Dialog“²¹⁹ nimmt Kratylos an, dass die semantische Relationierung im Signifikanten selbst liegt. Seine formale Gestaltung deute von Natur aus auf den richtigen Sinn hin. Diskussionspartner Hermogenes vertritt eine arbiträre, konventionalistische Position.²²⁰ Sokrates, der zwischen beiden vermittelt, stuft die These, dass es „von Natur einen richtigen Namen für jedes Ding“²²¹ gebe, als lächerlich ein. Gleichwohl tendiert Sokrates²²² eher zur Position des Kratylos²²³. Zwar erkennt er die veränderliche Welt und die veränderlichen Formen der Wörter, die sich auf keine etymologische Wurzel zurückführen lassen, an.²²⁴ Doch sei Sprechen auf Benennung und damit auch richtige Wesensunterscheidung angewiesen.²²⁵ Daher plädiert er anstelle der natürlichen Ähnlichkeit dafür, dass der Signifikant das Wesen des Gegenstandes nachahmend abbildet.²²⁶ Ein sprachlicher Ausdruck soll demnach das Sein und das Seiende adäquat, isomorph abbilden, um wahr zu sein.²²⁷ Garant dieser Relation ist in Platos Entwurf wohl letztlich die essentialistische Ontologie²²⁸, das Wesen, das den Phänomenen ohne Widerspruch und Überlappung zugrunde liegt.

Kritik: Im Signifikanten, selbst im onomatopoetischen Ausdruck, findet sich wohl nichts, was auf seinen Sinn hindeutet, sonst könnten wir Fremdsprachen auf Anhieb verstehen. Durch die feinsäuberliche Einbindung der Zeichenelemente in das geordnete Wesen der Welt können sich Signifikanten und ihre Bedeutungen bei Plato nicht überschneiden, nicht Vielerlei oder für jeden Verschiedenes meinen, was natürlich unserer praktischen Erfahrung mit dem Zeichenhaften widerspricht. Verändern kann sich das Zeichen höchstens auf Erscheinungsebene, sein Wesenskern bleibt davon auf Dauer unberührt. Gerade die doppelte Bindung des Zeichens – erstens an die Essenz und zweitens an die wahre Relation von Signifikant und Signifikat – verhindert intertemporale Dynamik und interpersonale Varianz weitgehend.

²¹⁹ Plato 2004; für einen Überblick über die Sprachphilosophie Platos vgl. Henningfeld 2009.

²²⁰ Vgl. Plato 2004, 384 c-d.

²²¹ Plato 2004, 543.

²²² Vgl. Plato 2004, 404d-406a.

²²³ Vgl. Jungen, Lohnstein 2007, S. 34.

²²⁴ Vgl. Plato 2004, 422d.

²²⁵ Vgl. Plato 2004, 387d ff.

²²⁶ Vgl. Jungen, Lohnstein 2007, S. 36, Henningfeld 2009, Hauck 2006, S. 227.

²²⁷ Vgl. Jungen, Lohnstein 2007, S. 35 f.

²²⁸ Vgl. Plato 2004a, VII, 514a-517a.

3.1.2 Konventionelle Identität

Bereits **Aristoteles** wendet sich gegen die These der natürlichen Abbildlichkeit zwischen Gegenstand und materiellem Zeichen. Der antike Philosoph plädiert stattdessen dafür, die Semaiein-Relation als konventionelle Größe, als „Übereinkunft“²²⁹ zu fassen: „Es ist nun das, was mit der Stimme geäußert wird, Symbol von Eindrücken in der Seele, und das Geschriebene ist Symbol von dem in der Stimme Geäußerten. Und wie die Buchstaben nicht bei allen dieselben sind, so sind auch die stimmlichen Laute nicht bei allen dieselben. Wovon allerdings diese zuerst Zeichen sind, das sind bei allen dieselben Seeleneindrücke, und das, wovon diese Abbilder sind, die Dinge, sind auch schon dieselben.“²³⁰ So beruht die Wahl der Worte, die die universellen Inhalte der Psyche ausdrücken, auf zufälligen, historischen, gruppenbezogenen Konventionen. Maßstab der Relationierung im Zeichen ist die adäquate, also wahre Spiegelung des präsentierten bzw. repräsentierten Sachverhalts in der Aussage. Auch der Empirismus **Lockes** bezeichnet die Relation zwischen Signifikant und geistiger Idee als konventionell, die Menschen einigten sich „stillschweigend“ auf einen bestimmten Gebrauch.²³¹ Auch für Locke heißt Wahrheit, dass die benützten Ideen der Sache, für die sie stehen, angemessen sind.

Kritik: Die Autoren konzipieren das Zeichen als Identität, es handelt sich um recht stabile Einheiten von jeweils einem Signifikanten und einem qua Konvention korrespondierenden mentalen bzw. psychischen Inhalt. Damit können diese Ansätze das gruppeninterne Verstehen genauso wie die historischen und regionalen interpretativen Varianzen erklären, nämlich per gruppenweiter Konvention beziehungsweise ihrer Änderung. Interpretative Mehrdeutigkeit und gruppeninterne, situationell bedingte Interpretationsunterschiede lassen sich aber damit kaum erfassen. Der Prozess der Zuordnung selbst ist für den repräsentationalen Ansatz irrelevant. Die Signifikanten *haben*, gemäß der historischen Konvention, eine Bedeutung, die von situationellen Umständen unabhängig ist. Auch erfasst das Wort Konvention, so gängig es für die Relationierung ist, den impliziten, stillschweigenden Charakter der Vereinbarung mehr schlecht als recht. Konvention deutet zu stark in Richtung einer expliziten, schriftlichen Vereinbarung, was den empirischen Zeichengebrauch nur partiell erfasst.

3.1.3 Definitivatomistische Isomorphie

Der junge **Wittgenstein** beschreibt im „Tractatus“ die (deskriptive) zeichenhafte Relation als Identität zwischen Name und Ding bzw. als Isomorphie, also Strukturgleichheit, zwischen einem Satz und einem Realitätsausschnitt²³². Diese Identität wird durch extensionale Definitionen und logische Verknüpfungen im ‚Satzzeichen‘ hergestellt.²³³ Maßstab der Relationierung ist ihr Wahrheitswert.²³⁴

Kritik: Wittgensteins Definitionen sind recht künstlich und abgehoben vom Alltagssprachlichen Gebrauch. Der pragmatische Kontext wird sogar bewusst ausgeklammert. Intersubjektive Nachvollziehbarkeit ergibt sich hier aus den universellen Prinzipien der Logik. Die Wittgenstein'sche atomistische Zergliederung der Welt in Dinge mit jeweils einem adäquaten Namen und deren isomorphe logische Konfiguration im Satz scheint mir den Anspruch struktureller Korrespondenz und Ordentlichkeit zu übertreiben. Auch wenn es im Grunde nicht

²²⁹ Aristoteles 2009, 17 a 1.

²³⁰ Aristoteles 2009, 16a 3 f.

²³¹ Vgl. Locke 1988, III 2, 1 ff., III 3, 21, III 9.

²³² Vgl. Wittgenstein, Schulte 2004, 2.034, 4.122.

²³³ Vgl. Wittgenstein, Schulte 2004, 3.12.

²³⁴ Vgl. Wittgenstein, Schulte 2004, 4.024.

unplausibel ist, dass die deskriptive Sprache die Welt in ihren Einheiten und Anordnungen nachbildet, schließlich sind unsere Wahrnehmungsorgane auf derartige Größen und Beziehungen zugeschnitten. Die Dynamik ist so jedenfalls streng begrenzt: Die Semantik Wittgensteins findet ihren festen Anker in Empirie und den universellen Prinzipien der Logik. Die Zeichen können sich damit nur ändern, wenn sich die Welt verändert oder wenn ein empirischer Erkenntnisfortschritt frühere wissenschaftliche Beschreibungen als unwahr entlarvt.

3.1.4 Relationierung als individueller semiotischer Prozess

Cassirer situiert die Verbindung zwischen dem geistigen Bedeutungsgehalt und dem sinnlichen Zeichen im konkreten, geistig situierten Akt der Interpretation: „Unter einer ‚symbolischen Form‘ soll jene Energie des Geistes verstanden werden, durch welche ein geistiger Bedeutungsgehalt an ein konkretes sinnliches Zeichen geknüpft und diesem Zeichen innerlich zugeeignet wird.“²³⁵ Die symbolische Form setzt er gleich mit Denken, Erkenntnis²³⁶ schlechthin. Den Menschen begreift er folglich als ‚animal symbolicum‘. Denn seine charakteristische Fähigkeit sei es, zu interpretieren, also in der symbolischen Form rezeptiv zu erkennen und sich produktiv zu äußern, mitzuteilen. Die individuelle semantische Verknüpfung der sinnlichen Zeichen, etwa als räumliche, zeitliche oder kausale Folge, entspricht dabei dem interpretativen Akt.²³⁷ Zeichen *haben* für Cassirer keinen Sinn, sondern Sinn wird im Prozess der Relationierung kreativ vom Interpretierenden zugewiesen: „Der letzte Schein irgendeiner mittelbaren oder unmittelbaren Identität zwischen Wirklichkeit und Symbol muss getilgt“²³⁸ werden, formuliert Cassirer. Der Philosoph unterscheidet vielfältige Ausprägungen der symbolischen Formen, darunter sprachliche, ästhetische, wissenschaftliche, künstlerische Symbolisierungen. Weiter sind die symbolischen Interpretationen dynamisch angelegt, sie bringen die Geschichte selbst hervor: Er geht von einer evolutionären Entwicklung der symbolischen Formen aus. Am Anfang stehe der Mythos, eine noch affektbeladene, irrationale Form, die weitere Entwicklung erfolge über die objektivierte Sprache hin zum Logos.²³⁹ Der Prozess der Symbolisierung ist damit zwar „freie Aktivität des Geistes“²⁴⁰. Dennoch ist die individuelle Kreativität, zumindest in fortschrittlicheren Formen wie der Sprache, nicht grenzenlos: „Denn durch sie wird weder ein einseitig Subjektives, noch ein einseitig Objektives bezeichnet und zum Ausdruck gebracht, sondern es tritt in ihr eine neue Vermittlung, eine eigentümliche *Wechselbestimmung* zwischen beiden Faktoren ein.“²⁴¹ Trotz individueller, historischer Vielfalt macht er sich auf die Suche nach der Einheit der symbolischen Form²⁴²: So ersetzt Cassirer die metaphysisch angehauchte Einheit der Substanz durch die Einheit des interpretativen Prozesses.

Kritik: Cassirer verabschiedet die Vorstellung von der (re)präsentationalen Abbildlichkeit des Zeichens und setzt den interpretativen, kreativen Relationierungsprozess an ihre Stelle. Das Zeichen dient so nicht mehr dem Hinweis auf etwas anderes oder dem Ausdruck von etwas anderem, sondern bedeutet qua Interpretiertsein. Mit der Schilderung dieses symbolischen Prozesses hat Cassirer eine erste fundierte semiotische Theorie vorgelegt. Dennoch bleibt unklar, wie genau die Relationierung vonstattengeht, also warum der Einzelne diese oder jene sinnliche Form oder diese oder jene Bedeutung wählt und warum sich diese fortentwi-

²³⁵ Cassirer 1923, S. 175.

²³⁶ Vgl. Cassirer 1923, S. 255.

²³⁷ Vgl. Cassirer 1923, S. 27.

²³⁸ Cassirer 1923, S. 137.

²³⁹ Vgl. Cassirer 1923, S. 9 u. S. 43.

²⁴⁰ Cassirer 1923, S. 17.

²⁴¹ Cassirer 1923, S. 26.

²⁴² Vgl. Cassirer 1923, S. V.

ckelt oder auch nicht. Historische, geographische bzw. gruppeninterne Gleichinterpretationen erfasst der Autor nur über den Hinweis der Objektivierungskraft der Sprache. Die symbolische Interpretationsfähigkeit und Kreativität des Menschen arbeitet Cassirer als dessen ureigenstes Vermögen heraus, interpretative Absichten, Folgen, Machtbezüge etc. beachtet er dabei allerdings nicht.

3.1.5 Relationierung durch äquivalente Kodes, Regeln, Diskurse

Umberto Eco übernimmt aus dem informationstheoretischen Kommunikationsmodell die Vorstellung von „Kodes“²⁴³ als Regel der Herstellung von Äquivalenz zwischen Signifikant und Signifikat im Rahmen der „Semiose“²⁴⁴: „In semantisch, syntaktisch und pragmatisch weiterem Sinn ist er das konventionalisierte System metasprachlicher Regeln, die bestimmten kulturellen Einheiten bestimmte Ausdruckselemente zuordnen, diese Einheiten zu Sememen koordinieren und für jede Zuordnung die restriktiven, kontextuellen und situationellen Selektionen festlegen.“²⁴⁵ Nach Zeichengattungen unterscheidet Eco zum Beispiel sprachliche, geschmacksbezogene, architektonische, ästhetische und rhetorische Kodes. Der Terminus Kode mutet recht informationstheoretisch, maschinell an und Ecos Konzeption der Kodierungen ist dann auch recht präskriptiv: „Wir sprechen natürlich nur von Code, insofern diese Äquivalenz institutionalisiert ist (d. h. die idiosynkratischen Reaktionen des Empfängers werden nicht beachtet)“²⁴⁶. Andererseits agieren die Kodes des italienischen Autors an sich recht vielschichtig und lassen dann doch auch wieder Raum für interpretative Vielfalt: Eco setzt sich zum Beispiel mit Denotationen und Konnotationen²⁴⁷ auseinander, analysiert äquivoke Zeichen wie Metaphern²⁴⁸ und unbestimmte Zeichen wie Symbole²⁴⁹. Situationelle Besonderheiten bezieht er über die pragmatischen Kodierungen ein.²⁵⁰ Ästhetische Botschaften charakterisiert Eco geradezu durch Regelverstöße: „Offene Kunstwerke“²⁵¹ würden „teilweise nach den Regeln des Codes hervorgebracht“²⁵², tatsächlich aber diese Regeln verletzen und sich als zweideutige Botschaften strukturieren. Eco geht temporal von einem einheitlichen Zeichensystem aus, im synchronischen Schritt plädiert er für ein Kommunikationsmodell als „offenen‘ Prozess“²⁵³, im Zeitverlauf strukturiere sich das Zeichensystem aber auf Basis der faktischen, also kreativen Urteile um.²⁵⁴ Jede Neuerung müsse wieder institutionalisiert werden, um als Kode zu fungieren.²⁵⁵

In späteren Werken verknüpft **Ludwig Wittgenstein** Signifikant und Signifikat durch Regeln im holistischen Zeichenspiel: Ein Zeichen erhalte „Bedeutung durch die Gesamtheit der Regeln des Schachspiels“²⁵⁶. Hinter diese Grammatik lässt sich nach Wittgenstein nicht zurück-

²⁴³ Eco 1995, S. 184.

²⁴⁴ Eco 1972, S. 77.

²⁴⁵ Eco 1995, S. 184.

²⁴⁶ Eco 1972, S. 66.

²⁴⁷ Vgl. Eco 1995, S. 181, Eco 1972, S. 101 ff.

²⁴⁸ Vgl. Eco 1995, S. 101 ff. u. 108 ff.

²⁴⁹ Eco führt aus: „Der Inhalt des Symbols ist ein Nebel möglicher Interpretationen, offen für eine semiotische Verschiebung von Interpretant zu Interpretant. Das Symbol hat keinen autorisierten Interpretanten. Das Symbol sagt, dass es etwas gibt, was es sagen könnte, aber diese Etwas kann nicht ein für alle Mal und deutlich buchstabiert werden, denn sonst würde es als Symbol aufhören, es zu sagen. Das Symbol sagt nur eines deutlich, daß es nämlich eine semiotische Maschine ist, die erdacht wurde, um nach dem symbolischen Modus zu funktionieren“ (vgl. Eco 1985, S. 240).

²⁵⁰ Vgl. Eco 1972, S. 130.

²⁵¹ Eco, Memmert 2006.

²⁵² Eco 1972, S. 143.

²⁵³ Eco 1972, S. 437.

²⁵⁴ Vgl. Eco 1972, S. 142.

²⁵⁵ Vgl. Eco 1995, S. 188.

²⁵⁶ Wittgenstein 1984, 150.

gehen; sie sei absolut. Die Regeln leiten die Interpretationen vielfältig und vage an: „Es gibt (...) unzählige verschiedene Arten der Verwendung alles dessen, was wir ‚Zeichen‘, ‚Worte‘ und ‚Sätze‘ nennen. Und diese Mannigfaltigkeit ist nichts Festes, ein für allemal Gegebenes, sondern neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, wie wir sagen können, entstehen und andre veralten und werden vergessen.“²⁵⁷ Gerade diese Unschärfe sei ihr Erfolgsrezept, meint der Autor.²⁵⁸ Die Kommunizierenden bewegten sich normalerweise zwischen eingespielten Regeln und etwas interpretativer Freiheit, denn die „Menschen sind im Netz der Sprache verstrickt und wissen es nicht“²⁵⁹. Wittgenstein betont weiter, dass Kommunizieren ähnlichen Zeichengebrauch voraussetze. Grobe Abweichungen von den Zeichenkonventionen gefährdeten das Verstehen, seien quasi a-sozial. Die Sprecher einer Privatsprache²⁶⁰ hält er für ‚Halbirre‘. Wittgenstein gesteht den Zeichen im Bild der Sprachentwicklung als einer „alten Stadt“²⁶¹ eine maßvolle Dynamik zu: „Ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten: und dies umgeben von einer Menge Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.“²⁶²

Foucault grenzt sich gleichermaßen von repräsentationalen wie intentionalen Ansätzen ab: „Die Sprache zerbricht ihre alte Verwandtschaft mit den Dingen“²⁶³. Foucault spricht vom „Tod des Subjekts als Ursprung und Grundlage des Wissens, der Freiheit, der Sprache und der Geschichte“²⁶⁴, Authentizität ist aufgrund der Vorgängigkeit diskursiver Strukturen unmöglich²⁶⁵. Die Prozessierung von Sinn wird Foucault zufolge einzig vom Diskurs bestimmt. Zusammengefasst im Archiv sind die Diskurse „das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse beherrscht.“²⁶⁶ Dieses Archiv fungiert für Foucault also als „historisches Apriori“²⁶⁷, es geht allen Aussagen voraus und sorgt damit für die spezifische Konfiguration am Diskurs.²⁶⁸ Die Ordnung des Diskurses beruht dabei der „Gesamtheit von anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben.“²⁶⁹ Konstitutiv für Diskurse ist, dass sie auf semantischer Ebene differenzieren²⁷⁰, dass sie Sinn-Alternativen ausschließen.²⁷¹ Durch diesen quasi räumlichen Abgrenzungsmechanismus²⁷² werden Foucault zufolge Diskurse erst produktiv. Foucault zufolge sind sie „als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“²⁷³. Foucaults Diskurse sind diskontinuierlich, dynamisch angelegt: Das Archiv, ihr historisches Apriori, ist „ein transformierbares Ganzes“²⁷⁴. Es erklärt, „daß ein bestimmter Diskurs zu einem gegebenen Zeitpunkt diese oder jene formale Struktur aufnehmen und anwenden oder im Gegenteil ausschließen, vergessen

²⁵⁷ Wittgenstein, Schulte 2008, 23.

²⁵⁸ Vgl. Bezzel 2000.

²⁵⁹ Wittgenstein PU 1984a, S. 462.

²⁶⁰ Vgl. Wittgenstein PU 1984a, S. 243 ff.

²⁶¹ Wittgenstein, Schulte 2008, 28.

²⁶² Wittgenstein, Schulte 2008, 28.

²⁶³ Foucault, Köppen 1978, S. 81.

²⁶⁴ Foucault et al. 2001-2005, I, S. 1002.

²⁶⁵ Vgl. Foucault 1991, S. 67.

²⁶⁶ Foucault 2008, S. 492.

²⁶⁷ Foucault, Köppen 1978, S. 27.

²⁶⁸ Vgl. Foucault 2008.

²⁶⁹ Foucault, Köppen 1995, S. 171.

²⁷⁰ Vgl. Foucault 1991, S. 15.

²⁷¹ Vgl. Foucault 1973, S. 7.

²⁷² Vgl. Foucault et al. 2001-2005, IV, S. 931-942.

²⁷³ Foucault, Köppen 1995, S. 74.

²⁷⁴ Foucault 2008, S. 490.

oder verkennen kann.²⁷⁵ Während in der archäologischen Phase Foucaults die Diskurse zumindest temporär stabil und systematisch geordnet gefasst sind²⁷⁶, wird der Diskurs in der genealogischen Phase des Poststrukturalisten seiner Grundbedeutung ‚Auseinanderlaufen‘ gerecht: Foucault spricht vom „großen Wuchern“²⁷⁷. Der Diskurs ist nun dynamisch und unruhig, er transformiert sich ständig.²⁷⁸ Diese Dynamik ist aber ohne Ziel und Grund, sie ist einfach eine „unbeabsichtigte (Folge) sozialer Praktiken und diskursiver Formationen“²⁷⁹, sie ist schlicht kontingent.

Kritik: Die Autoren teilen also die Annahme, dass Codes, Regeln, Gesetze, Grammatiken bestimmte Relationierungen zwischen Signifikanten und Signifikaten bedingen.

Ecos Vorschlag, die Relationierung als Herstellung von Äquivalenzen aufzufassen, halte ich dabei für zielführend: Einerseits drückt ‚Äquivalenz‘ treffend ein Sich-Entsprechen im Zeichenhaften aus, andererseits verabschiedet Eco damit die Existenz einer präsenten Identität. Beachtenswert ist jedenfalls der Unterschied zum nachfolgenden Cluster: Entsprechung wird hergestellt auf Basis von So-Beschaffenheit, nicht auf Basis von Differenzierung. Die semiotischen ‚Codes‘ hingegen haben einen maschinellen Beigeschmack, sie klingen nach Funktechnik oder Informatik. Damit drücken sie eine interpretative Determinierung und Eindeutigkeit aus, die Eco meines Erachtens keineswegs beabsichtigt. Zudem bedarf ein ‚Code‘ meist aufwendiger Entschlüsselung, womit sich der Ausdruck umso weniger zur Beschreibung selbstverständlicher, alltäglicher Interpretationspraxis eignet.

Auch die Rede von der ‚Regel‘ begegnet einigen Problemen: Erstens impliziert sie eine eher aktive Anwendung im bewussten Spiel. Dies dürfte sich in der Praxis wohl nicht bestätigen, wo Interpretationsprozesse häufig unbewusst, automatisch ablaufen. Ryle weist zudem auf den infiniten Regress im Rahmen des Regelgebrauchs hin: Er spricht von der „intellektualistische(n) Legende, dass der Handelnde die für die betreffende Situation einschlägige Regel auswählt, denn die Kenntnis der Regel reicht nicht für Auswahl der richtigen Regel“²⁸⁰. Bourdieu zufolge lässt sich die Vielfalt der interpretativen Situationen nicht durch eine Regel vorhersehen.²⁸¹ Winch gibt dabei zu bedenken, dass dieses Erkennen als „gleich“ selbst eine Als-gleich-Interpretation²⁸² sei und auf keiner tatsächlichen, realen Identität beruhe: Die Bedeutung des Wortes „gleich“ sei ja selbst kontextabhängig, die pragmatischen Umstände veränderten sich ständig.

Der ‚Diskurs‘ Foucaults lässt hingegen auch Raum für unbewusste interpretative Vorgänge. Aus der Regelanwendung wird dabei das Ausführen einer inkorporierten diskursiven Disposition. Die Regulierung erscheint zwar in konkreten interpretativen Vorgängen, gleichzeitig geht sie dem einzelnen interpretativen Akt immer voraus. Während die Regelanwendung wohl ein Übermaß an Bewusstheit impliziert, schüttet der Poststrukturalismus das Kind mit dem Bade aus, jegliche Intentionalität verliert sich in der deterministischen Prägung durch das Zeichenhafte. Individuelle Regelabweichungen sind zwar möglich, unterliegen aber gleichwohl dem Diskurs. Sie sind keine originär kreative Leistung des Abweichenden und werden, wie Foucault nachzeichnet, sanktioniert.²⁸³

²⁷⁵ Foucault 2008, S. 491.

²⁷⁶ Vgl. Foucault et al. 2001-2005, I S. 40.

²⁷⁷ Foucault et al. 1991, S. 33.

²⁷⁸ Vgl. Müller-Funk 2006, S. 195.

²⁷⁹ Viehöver 2005, S. 204 f.

²⁸⁰ Precht 1999, Philosophie der normalen Sprache, S. 445 f.

²⁸¹ Vgl. Hauck 2006.

²⁸² Vgl. Winch 1958, S. 42.

²⁸³ Vgl. Foucault 1973.

Codes, Regeln, Diskurse kommen im individuellen Interpretieren zum Tragen, gleichzeitig sind sie gruppenbezogen verbreitet. Die homogenen Interpretationen einer Gruppe lassen sich mit dieser Herangehensweise genauso erklären wie zeit-, orts- und gruppenübergreifende Divergenz auf Basis der Veränderung von Codes, Regeln oder Diskursen. Gruppeninterne, situationell bedingte interpretative Varianz lässt sich in diesem Cluster über pragmatische Codes oder Regeln erklären. Die Veränderung von Parole durch Langue, von Spielregeln durch Spielzüge, impliziert allerdings eine Henne-Ei-Problematik: Wie kann eine neue Sprechweise ohne entsprechendes Fundament überhaupt gelingen? Während Eco und vor allem Foucault die Determinierung durch diese Mechanismen hervorheben, implizieren die Regeln Wittgensteins zwar eine institutionalisierte, konventionelle Regelmäßigkeit, lassen aber gleichzeitig Raum für individuelle Regelverstöße, für kreative Abweichung. Meines Erachtens können und sollten wir daher durchaus von Regeln sprechen, die Signifikanten und Signifikat in Beziehung setzen. Allerdings sollten uns aber die Formulierung des ‚Regel-Anwendens‘ verkneifen zugunsten eines – möglicherweise nonintentionalen – Prozessierens des Zeichenhaften durch Regeln.

Relevant für uns ist weiter der Foucault’sche Hinweis der Ermöglichung durch Begrenzung der relationalen Auswahl, also die generative Wirkung der Regulation.

3.1.6 Relationierung auf Basis von systemischer Differenzierung

Saussure spricht vom „arbitraire du signe“²⁸⁴ – die Relationierung sei willkürlich, hänge nicht von vorsprachlichen Begriffen oder Lautformen ab.²⁸⁵ Saussure führt aus: „Die Sprache ist eine Form und nicht eine Substanz“²⁸⁶. Sie basiere auf der „Langue“²⁸⁷, einer geschlossenen systemischen Struktur, die durch syntagmatische und paradigmatische Differenzierung der Lautbilder auf entsprechende Signifikate verweise.²⁸⁸ Die Langue ordne dabei jedem Signifikanten systematisch und strikt ein Signifikat zu. Saussure geht dabei von der „nullité du sème en soi“²⁸⁹ aus, jedes Zeichen hat nur einen „Wert“ in der systemischen Opposition zu anderen. „Der „Bedeutungsraum“ ist „vollständig und einzig und allein durch die Opposition bestimmt“²⁹⁰. Der Autor betont, dass Signifikant und Signifikat eine Einheit bilden, „wie die Vorder- und Rückseite eines Stückes Papier“²⁹¹. Temporär sind die zeichenhaften Einheiten also stabil.²⁹² In diachroner Perspektive lässt der französische Strukturalist aber Wandel zu, die Transformationen ergeben sich dabei aus innovativen, kreativen Akten der Parole, die generalisiert werden.²⁹³

In der Auseinandersetzung mit der Schrift macht **Derrida** kurzerhand Schluss mit der historischen „Illusion der ‚Identität‘ des Zeichens mit der Bedeutung“²⁹⁴. Denn erstens lasse sich nicht vom Text auf die Intention des Autors schließen, weil sich die mentale Intuierung des Autors im Signifikanten per se abgewandelt ausdrücke.²⁹⁵ Den Autor, das Subjekt, erklärt er für ‚tot‘²⁹⁶, er ist nicht mehr Ursprung des Geschriebenen. Zweitens führt die räumliche und

²⁸⁴ Trabant 1996, S. 57.

²⁸⁵ Vgl. Jäger 2010, S. 139.

²⁸⁶ De Saussure et al. 2001, S. 146.

²⁸⁷ De Saussure et al. 2001, S. 16 u. 22, Trabant 1996, S. 39.

²⁸⁸ Vgl. Jungen, Lohnstein 2007, S. 185 ff.

²⁸⁹ De Saussure et al. 2001, Kapitel 4.

²⁹⁰ De Saussure 2003, S. 148.

²⁹¹ De Saussure et al. 2001, S. 157.

²⁹² Vgl. de Saussure et al. 2001, S. 103.

²⁹³ Vgl. de Saussure et al. 2001, S. 106 f.

²⁹⁴ Zapf 2005, S. 18.

²⁹⁵ Vgl. Derrida, Gasché 2006.

²⁹⁶ Aczel 2005, S. 207.

zeitliche Distanz zwischen Autor und Rezipient zu einer iterablen Bedeutungsverschiebung zwischen Autorintention und Leserrezption. Derrida bezeichnet dies als „différance“, deutsch „Differenz“²⁹⁷. Jeder Begriff ist folglich „seinem Gesetz nach in eine Kette oder ein System eingeschrieben, worin er durch das systematische Spiel von Differenzen auf den anderen, auf die anderen Begriffe verweist. Ein solches Spiel, die *différance* ist nicht einfach ein Begriff, sondern die Möglichkeit der Begrifflichkeit, des Begriffsprozesses und -systems überhaupt“²⁹⁸. Signifikanten sind Spuren von Sinnpotenzial, nichts weiter, Sinn ergibt sich aus der Differenz. Derrida spricht vom „Spiel der Spur (...) die keinen Sinn hat und nicht ist.“²⁹⁹ Die Relationierung im Zeichen wird damit flüssig. Der holistische Fluss, das ‚freie Spiel der Signifikanten‘ verhindert die Fixierung von Interpretationen. Das Zeichen ist also tot – es leben seine Elemente!

Kritik: Signifikanten unterscheiden sich zwar tatsächlich in ihrer Form, lassen sich in bestimmten Gattungen sogar recht systematisch voneinander trennen. ‚Bayreuth‘ schreibt sich nicht ‚Bayern‘. Doch kann diese systemische Differenzierung meines Erachtens nicht selbst die semantische Relation begründen: Im interpretativen Akt existiert nur jeweils eine spezifische semantische Realisierung des Differenziellen und so kann dieses semantisch-differenzielle System nie in seiner holistischen Gesamtheit präsent sein und damit auch keine Differenzen geordnet hervorbringen. Auch das menschliche Gehirn wäre von dieser Aufgabe wohl überfordert. Zweitens ergibt sich aus dem ‚Nicht-Bayreuth‘ noch lange kein ‚Bayreuth‘, einfach weil dieses Sein und Nicht-Sein vielleicht gar nicht auf ein Ganzes addiert, keine trennscharfe Differenz ergäbe. Bedeutung kann sich meines Erachtens also nur aus der Zuordnung auf Basis von So-Sein ergeben, nicht aus einer Abgrenzung zu allem, was nicht ist.³⁰⁰ Dabei knüpft der interpretative Prozess natürlich an die formale Beschaffenheit des Signifikanten an.

Das starre System Saussures lässt zumindest temporär keinerlei Raum für vielschichtige Interpretationen und intersubjektive Varianzen, kann aber das (intersubjektive) Verstehen gut erklären. Derrida tendiert ins andere Extrem: Für ihn führt jeder pragmatische Flügelschlag zu feinen Sinnverschiebungen. Damit trägt er vielschichtigen Auslegungen, den interpersonalen und intertemporalen Varianzen voll und ganz Rechnung, auch mit Blick auf ihr positiv-subversives Potenzial. Doch begegnet er gewissen Hürden bei der Erklärung von zeichenhaftem Verstehen.

3.1.7 Relationierung auf Basis von Gelingensbedingungen

Schwer zu beantworten ist die Frage nach der Gewährleistung der Relationierung bei Theorien, die sich primär für intentionale und inferenzielle Bedeutungen interessieren. Neben teils angenommener Konventionalität als Basis des Kommunizierens stehen hier die Gelingensbedingungen bzw. normative Voraussetzungen der Verständigung im Vordergrund.

Mit **Austins** performativer Grundierung sprachlicher Äußerungen gerät die Wahrheit als alleiniger Maßstab der Relationierung ins Wanken.³⁰¹ Sie wird im Vollzug der Sprechakte durch Bedingungen ergänzt³⁰², die über das Gelingen oder den Fehlschlag der Illokution entscheiden, darunter die Aufrichtigkeit, die Angemessenheit der Akteure und situationellen

²⁹⁷ Derrida 1988, S. 13.

²⁹⁸ Derrida 1988, S. 37.

²⁹⁹ Derrida 1988, S. 30.

³⁰⁰ Obwohl der Computer die Zerlegung in 0 und 1 bewerkstelligt.

³⁰¹ Vgl. Austin, von Savigny 2010, S. 26.

³⁰² Vgl. o. V. 2010.

Umstände, die Vollständigkeit der Ausführung.³⁰³ Daneben bezieht Austin auch konventionelle Regelungen ein: „Zum illokutionären und sogar auch zum lokutionären Akt können Konventionen nötig sein. Denken Sie daran, wie jemand sich verbeugt; eine Verbeugung ist das nur im Rahmen einer Konvention, und getan wird es nur auf Grund der Konvention.“³⁰⁴

Grice nennt im Rahmen seines intentionalistischen Ansatzes bestimmte Konventionen, die seiner Ansicht nach als gegenseitig unterstellte Implikaturen einer gelingenden Konversation zugrunde liegen: In diesem Rahmen führt er Wahrhaftigkeit auf Sprecherseite, das Vertrauen auf Hörerseite, das Kooperationsprinzip und die Konversationsmaximen auf.³⁰⁵ Vertreter der normativen Semantik skizzieren daneben die Rahmenbedingungen für rationale Verständigung, für angemessenes Gründe geben und nehmen. **Habermas** formuliert beispielsweise, „die illokutive Kraft eines akzeptablen Sprechaktes besteht (...) darin, daß sie einen Hörer dazu bewegen kann, sich auf die sprechhandlungstypischen Verpflichtungen des Sprechers zu verlassen“³⁰⁶. Die Sprecher müssen sich gegenseitig Verlässlichkeit und Wahrhaftigkeit unterstellen. **Nida-Rümelin** zufolge sind drei deontologische Regeln konstitutiv, neben bedeutungsbezogenen Konventionen nennt er Wahrhaftigkeit, Vertrauen und Verlässlichkeit.³⁰⁷

Kritik: Diese Autoren erklären nicht, wie Verstehen zustande kommt, vielmehr erarbeiten sie die Grundlagen von intersubjektiver Verständigung auf bestimmte Folgen für Sprecher und Rezipienten. Damit erweitern sie die anderen Relationierungsansätze um eine nützliche Komponente. Insbesondere die deontologischen Regeln Nida-Rümelins erfassen dabei das Nebeneinander von Konvention und normativer Anforderung und formulieren daneben die einzelnen Bedingungen systematisch aus. Die Verständigungsbedingungen sind in diesem Cluster intersubjektiv, gruppenbezogen verankert, Grundlage ist eine geteilte Lebenswelt. Die Glücksbedingungen haben zwar konventionellen, institutionalisierten Status, doch individuelle Abweichungen sind möglich, gefährden aber die Geltung der Institution. Konsequentialistische Ansätze begrenzen so den Raum interpretativer Freiheit durch erforderliche Wirksamkeit, normative Ansätze durch die Norm legitimer Äußerungen, die die deontologischen Regeln der Sprachgemeinschaft nicht gefährden. Dynamik ist im Rahmen dieser Ansätze vorstellbar, schließlich können sich Absichten, ebenso die Beurteilung der Legitimität von Geltungsansprüchen oder der angemessenen Konsequenzen ändern.

3.2 Einleuchtende Beschreibung der Relationierung im Zeichenhaften

Ich sehe den Sachverhalt folgendermaßen: In sich hat das Zeichenhafte keine Verbindung. Diese wird erst im konkreten Interpretieren hergestellt, und zwar auf Basis von Prozessierungsregeln oder auch als experimentelle Anwendung innovativer Regeln. Wo immer also ein Signifikant verstanden oder ein Sinn geäußert werden soll, weisen diese Regeln den Weg zur plausiblen Relationierung des Zeichenhaften, sie leiten die Prozessierungen an.

3.2.1 Stoff und Funktionsweise der Regeln

Neurophysiologie und Biopsychologie legen es nahe, dass wir bestehende Prozessierungsregeln³⁰⁸ als explizites, bewusstes oder implizites, unbewusstes Verknüpfungspotenzial im

³⁰³ Vgl. Meibauer 2006, S. 96.

³⁰⁴ Austin, von Savigny 2010, S. 120.

³⁰⁵ Vgl. Grice 1982.

³⁰⁶ Habermas 2006a, S. 395.

³⁰⁷ Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 141.

³⁰⁸ Ich nenne diese Regeln Prozessierungsregeln, um keine bewusste aktive Regelanwendung zu suggerieren.

neuronalen Netz des Gehirns situieren. Darüber hinaus bilden kreative Prozessierungen derartige Regeln experimentell aus, ebenfalls getrieben von mentaler Leistungsfähigkeit.

Rezeptive Relationierung

Im rezeptiven Fall knüpfen die Regeln konkret an spezifische Formmerkmale des Signifikanten an: Die So-Beschaffenheit diverser Merkmale auf unterschiedlichen Ebenen – im sprachlichen Bereich z. B. auf morphologischer, syntaktischer, pragmatischer Ebene – wird entdeckt. Die Signifikanten „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ gewinnen also Ihre Aufmerksamkeit, und zwar jetzt, wo Sie vielleicht gerade auf dem gemütlichen Sessel im Arbeitszimmer sitzen. Das Gehirn verarbeitet nun diese Formen. Fall eins: Der Signifikant ist altbekannt, alltäglich. Das Gehirn entdeckt dann bekannte Merkmale wieder. Wir kennen die Buchstaben, wir kennen die Formen von ‚Bundes‘ und ‚Förderung‘. In diesem Fall aktiviert es mit Hilfe von Prozessierungsregeln entsprechende Signifikate. Damit denken, verstehen wir „Bundesförderung“. Fall zwei: Das Gehirn tut sich schwer mit dem Signifikanten, etwa weil er neu ist, weil an seine Form keine Regel anknüpft oder weil vorhandene Regeln nicht mehr passen. Wir kennen die Form nicht. Dann arbeitet das Gehirn kreativ, aktiviert erstmals bestehende Signifikate anlässlich des Signifikanten. Es testet also eine neue Relationierung als Verbindung des Signifikanten zu bestehenden oder gar innovativ gedachten Sinnpotenzialen. Dieser Prozess entspricht im Grunde dem, was Peirce und auch Eco als Abduktion bezeichnen.³⁰⁹ Wir überlegen, dass der coole Typ auf dem Pressebild des BKM ein Musiker sein könnte, ein Schauspieler, ein Hell's Angel o. Ä.

Emissive Relationierung

Ich möchte darüber hinaus vorschlagen, dass dieser Prozess nicht nur rezeptiv erfolgt, sondern genauso der menschlichen Äußerung dient. Allerdings mit umgekehrten Vorzeichen: Bestimmte Signifikate werden jetzt vom Interpretierenden gedacht, aktiviert. Sie werden auf Basis von Prozessierungsregeln oder im kreativen Regelexperiment in äquivalente Signifikantenformen übersetzt, die dann emittiert oder als bereits vorhandene Gegenstände entsprechend gebraucht werden. Wir denken also ‚Bundesförderung‘ und verarbeiten es zu „Bundesförderung“. Im Fall der Äußerung leiten diese Regeln also die spezifische Formgestaltung oder den entsprechenden Gebrauch des Signifikanten an.

Regeln als Adverbialsätze

Wenn wir die Operationen der Regeln kleinteilig explizieren, lassen sie sich am besten als Konglomerat von Adverbialsätzen beschreiben, etwa als konditionale, temporale, lokale, konzessive, komparative, modale Operationen. Generell gilt zudem: Wenn Signifikanten als Kombination interpretiert werden, etwa aufgrund von zeitlicher oder räumlicher Nähe oder einer Kausalitätsvermutung, dann wird auch auf semantischer Ebene kombiniert. Unser Konglomerat von Adverbialsätzen entspricht dann einer additiven, synthetischen Funktion. Einige Beispiele zur Metapher der Prozessierungsregeln als Adverbialsätze: ‚Wenn 12-Ton-Musik, dann genervtes Gefühl‘, ‚wenn bunt+schrott+auto+museum, dann Kunstwerk Chamberlain‘, ‚je weniger Seiten Doktorarbeit, desto mehr Emotion Panik vor Abgabetermin‘, ‚positive Einstellung dem BKM gegenüber, aufgrund von Beispieltext‘, ‚wenn Kulturstaatsminister Nida-Rümelin bei der Opernpremiere weiter vorne sitzen darf als sein Vorgänger Naumann, ist er ranghöher‘. Wenn Signifikant Festspiele, dann Signifikat Festspiele, wenn Signifikant Bayreuth, dann Signifikat Bayreuth, wenn Signifikanten ‚Festspiele+GenitivBayreuth‘, dann

³⁰⁹ „Die Abduktion ist daher das versuchsweise Aufspüren eines Systems von Signifikationsregeln, die es dem Zeichen erlauben, seine Bedeutung zu erlangen“ (Eco 1985, S. 68).

Sinn ‚Bayreuther Festspiele‘ und so fort. Die hergestellten Relationen sind meines Erachtens jedenfalls äußerst komplex und vernetzen vielschichtige kognitive und affektive semantische Felder.

Regelgattungen

Prozessierungsregeln sind teils auf bestimmte Zeichengattungen zugeschnitten, teils operieren sie systematisch entlang bestimmter Formensysteme. Sie finden sich dabei auf allen Aggregationsstufen des interpretativen Prozesses. Die Linguistik kennt für die Formgestaltung der Signifikanten z. B. die morphologischen Regeln, die syntaktischen Regeln, die pragmatischen und die orthographischen Regeln.³¹⁰ Der Romancier schreibt den Text nach allen Regeln der Kunst. Die Kunstgeschichte interpretiert Signifikanten mittels ikonographischer und ikonologischer Regeln. Das Klavierspiel agiert mit Kompositionsregeln und Regeln für die Interpretation der Stücke auf den Tasten. Die Architektur gestaltet Gebäude mittels statischer und ästhetischer Regeln. Die Sommelière versteht den Wein mittels vinologischer Regeln. Das Kochrezept hilft bei der Zubereitung eines Hühnerfrikassees. Und der BKM interpretiert mittels kulturpolitischer Regeln.

Situationelle Aspekte als Signifikanten

Zudem begegnen wir Signifikanten nicht im luftleeren Raum, wir äußern uns nicht im Nirwana, sondern immer in einer konkreten Interaktionssituation, zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort, in einem bestimmten Ambiente etc. Falls diese situationellen Aspekte für die Prozessierung relevant sind, lassen sie sich interpretativ wie weitere Signifikanten behandeln: In der Rezeption knüpft an ihre Form eine semantische Relationierung an. In der produktiven Interpretation wird die Situation, in der Signifikanten geäußert werden, adäquat gestaltet, um Sinn auszudrücken. Wenn der BKM den Satz „Wir werden die Bundesförderung der Bayreuther Festspiele erhöhen“ in Bayreuth äußert, glaube ich, dass diese Kulturstätte für den BKM hohes Gewicht hat, schließlich ist er extra angereist. Wenn er diesen Satz im Rahmen der Haushaltsdebatte im Deutschen Bundestag von sich gibt, halte ich die Bayreuther Festspiele nur für einen unter vielen Posten. Die Prozessierung knüpft also nicht nur an den Signifikantenkomplex an, sondern bezieht den jeweiligen situationellen Kontext in die Interpretation ein. Wohlgemerkt geht es hier nur um die Interpretation des situationellen Kontextes, nicht um die Prägung interpretativer Ergebnisse durch historische, geographische oder auf sonstige Weise gruppenbezogen verbreitete Komponenten des Zeichenhaften.

Interpretation

Den Prozess der Relationierung nenne ich Interpretation, im Bereich der Rezeption ‚rezeptive Interpretation‘, im Bereich der Äußerung bzw. des Gebrauchs eines Signifikanten ‚emissive Interpretation‘. Letztlich ist diese Vorstellung von der Relationierung übrigens nicht weit entfernt von dem, was Cassirer als charakteristische Tätigkeit des ‚animal symbolicum‘ bezeichnet. Die Interpretation ist der Kern kommunikativer Prozesse. Kommunizieren ist im Patchwork-Modell, wie ich später ausführe, Interpretieren mit sozialer Ausrichtung.

Verstehen

Gelingt der Prozess der Prozessierung, bringt der Interpretierende mindestens eine für ihn selbst plausible Relationierung zwischen Signifikant und Signifikat zustande. Der rezeptiv Verstehende schreibt dabei Geltung im Rahmen seiner Signifikatskomplexe und Relevanz

³¹⁰ Vgl. Vater 2002.

für künftiges persönliches Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln zu. Der emissiv Interpretierende kann sich sinnvoll äußern.³¹¹ Allerdings gibt es keinerlei Garantie auf interpretative Prozesse. Die Relationierung kann mangels adäquater Regeln, mangels Form oder Sinn, wegen widersprüchlicher oder mehrdeutiger Ergebnisse leicht fehlschlagen. Jedenfalls regulieren die Prozessierungsregeln das interpretative Geschehen: Durch Begrenzung von Freiheit und Vielfalt ermöglichen sie erst kognitiv handhabbare und intersubjektiv anschlussfähige Interpretationen.

Kurzer Prozess im holistischen Patchwork

Einerseits knüpft das Prozessieren also durchaus an einzelnen Form- und Sinnelementen an, geht quasi **atomistisch** vor. Insgesamt aber ist es meines Erachtens eingebunden in ein kognitives wie interpretativ-historisches Gewebe. Das menschliche Gehirn ist ein Teilstück davon: Die neuronalen Positionen sind in Netze gebunden, sie stehen in vielfältigen, holistischen Beziehungen. Im Alltag macht die Relationierung ‚kurzen Prozess‘ mit dem Zeichenhaften. Wir interpretieren ‚Udo Lindenberg‘ jetzt einfach mal als ‚Udo Lindenberg‘. Basta. Sobald wir eine plausible Interpretation vornehmen können, geben wir uns damit zufrieden. Aber eigentlich ist das Interpretieren bis zum Tod des Menschen niemals abschließbar, wir könnten ja immer weiter prozessieren. Das Hinkebein des Holismus ist seine Komplexität. In der Praxis stoppt der Zuordnungsprozess daher ganz pragmatisch an einer plausiblen interpretativen Lösung, Garfinkel nennt dies „Genug ist genug“-Prinzip.³¹²

Das individuelle zeichenhafte Patchwork im Gehirn ist sowieso nur ein kleiner und willkürlicher, individueller Ausschnitt des ganzen interpretativen Gewebes, ein Miniatur-Patchwork, das das Wabern des Ganzen mehr oder weniger selbstähnlich abbildet. Der Einzelne kann das Wabern des Zeichenhaften damit nie ganz verstehen. Ob das Patchwork also eine geordnete, systematische Einheit ist oder nicht, können wir gar nicht wissen, aber ich tendiere eher zum Gewirr der „alten Stadt“³¹³ Wittgensteins.

Automatisches Prozessieren, bewusste Regelanwendung

Insbesondere wenn wir Zeichenkomponenten als ‚schon-öfter-da-gewesen-und-mit-Erfolgso-relationiert‘ erkennen, dann läuft diese mentale Operation meist unbewusst, blitzschnell, automatisch ab. Diese selbstverständliche Interpretationsweise findet sich zum Beispiel häufig im kommunikativen Alltag. Die Beschreibung dieses Vorgangs als „Erkenntnis“ im „Bewusstsein“ trifft hier jedenfalls nicht ins Schwarze. Nur wenn Interpretierende die Form oder den Sinn als unklar, mehrdeutig, unbekannt oder problematisch einstufen, dann reflektieren sie über die angemessene Relationierung, probieren bewusst verschiedene Regeln aus. Eventuell explizieren sie die angewandten Regeln ex-post. Letzteres ist aufgrund holistischer Zusammenhänge und der daraus folgenden Unabschließbarkeit interpretativer Prozesse wohl nie in Gänze erreichbar.³¹⁴ Dieses Herantasten an rätselhafte Zeichen ist typisch für kunstgeschichtliche oder literaturwissenschaftliche Interpretation oder wenn zwei Ehepartner nach einem Streit jedes Wort auf die Goldwaage legen und versuchen, gewaltfrei zu kommunizieren.

³¹¹ Vgl. ausführlicher in Kapitel III.I „Grundformen des Zeichengebrauchs“.

³¹² Vgl. Eberle 1997.

³¹³ Wittgenstein, Schulte 2008, S. 28.

³¹⁴ Dies spricht auch gegen die bildgebenden Verfahren der Neurowissenschaften, die neuronale Aktivität in Hirnregionen skizzieren und ggf. die entsprechenden Sinnkomplexe und Formkomplexe daraus ableiten könnten.

3.2.2 Reichweite des Regelgebrauchs

Die Linguistik geht wie oben erwähnt von einigen wenigen **transkulturellen Universalien** aus.³¹⁵ Eine Handvoll Prozessierungsregeln könnte demnach zu allen Zeiten, an allen Orten bei allen Menschen gleichermaßen in Gebrauch sein. Ein Lächeln oder den Geruch einer Leiche verstehen wohl alle Menschen. Lévi-Strauss fasst den ‚Gabentausch‘ als universelle Handlung auf.³¹⁶ Auch die prinzipielle mentale Fähigkeit zum zeichenhaften Prozessieren können wir hierzu zählen. Insgesamt sind die universellen Prozessierungsregeln aber wohl sehr selten, denn sie setzen bereits universelle Signifikate und Signifikanten voraus.

Der Löwenanteil der Prozessierungsregeln, darunter die sprachlichen, die bildhaften, die musikalischen, die architektonischen, divergiert gravierend zwischen Menschengruppen, z. B. entlang geographischer Räume, Milieus und historischer Zeitpunkte, bis hin zur Unverständlichkeit. Den Satz „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ würde ein Marsmännchen gar nicht verstehen, ein Chinese würde vielleicht europäische Schriftzeichen vermuten, diese aber nicht lesen können, ein Italiener ohne Deutschkenntnisse kann den Text lesen, aber nicht begreifen. Ein Deutschsprechender, der sein Leben im brasilianischen Dschungel verbracht hat, würde ihn lesen können, die deutschen Wörter verstehen, einige Sinnaspekte würden ihm aber entgehen – einfach weil er gar nicht weiß, was Bayreuther Festspiele heute sind und welche Aufgaben der Bund im Kulturbereich hat. Ein Deutscher hingegen, der fleißig das Feuilleton studiert, hätte den vollen Durchblick, er könnte eine komplexe Interpretation vornehmen.

Die entsprechenden Prozessierungsregeln sind also gruppenbezogen partikular. Innerhalb dieser Gruppen schwingen die Interpretationen jedoch teils mehr, teils weniger im Gleichklang, häufig werden vergleichbare bzw. ähnliche Relationierungen vorgenommen, kreative Regelexperimente sind häufig interpretativ anschlussfähig. Die Überschrift unseres Beispieltexes wird von deutschsprachigen Politikwissenschaftlern recht ähnlich relationiert werden, zumindest ein geteilter interpretativer Kern ließe sich wohl ausmachen. Die entsprechenden Regeln müssen also innerhalb der entsprechenden Gruppe, etwa den deutschen Professoren, den arabischen Professoren, den Zeitgenossen meiner Oma, präsent sein.

Die experimentelle Regel hingegen entwirft der Einzelne, er nutzt sie logischerweise – vorerst – privat. Das ‚mrhbejudhvor‘, das ich mir gerade ausgedacht habe, wird keiner außer mir verstehen. Kreative Prozessierungsregeln lassen sich vom Einzelnen entwerfen und gebrauchen. Vorhandene Signifikanten und Signifikate werden rekombiniert oder gar parallel neu erfunden. Diese Regeln sind privat, werden vom Gegenüber nicht verstanden. Ich finde, wir sollten diesen Menschen nicht mit Wittgenstein als ‚Halbirren‘ verleumden, sondern seine Kreativität als Künstler wertschätzen. Dafür, dass das intersubjektive Verstehen gewährleistet bleibt, sorgen soziale Institutionen, es liegt nicht in der Verantwortung des Einzelnen. Der Einzelne kann doch ruhig innovativ sein, dies ist sein urmenschliches Vermögen und sein Beitrag zur interpretativen Entwicklung seines sozialen Umfeldes. Wenn er sich verständlich machen möchte, wird er schon auf die gemeinsamen Interpretationen zugreifen. Der Einzelne kann also durchaus privat Zeichenhaftes gebrauchen, kann pur individuell verstehen, interpretieren. Aber kommunizieren, verstanden werden und sich verständigen, kann er damit natürlich nicht.

³¹⁵ Vgl. II.2.2.5 „Universalität, gruppenbezogene Partikularität und Individualität von Sinn“.

³¹⁶ Vgl. Reinhardt 2008.

3.2.3 Ursprung der Regeln

Woher stammen diese Prozessierungsregeln? Sind sie natürlich, angeboren oder von Menschen gemacht, zufällig entstanden? Finden wir die Regeln im menschlichen Erbgut, im individuellen oder kollektiven Wissen?

Angeborene Regeln

Die Quelle der äußerst seltenen, universell verbreiteten Regeln könnte in der natürlichen Ordnung der Welt oder den universellen Zeichen selbst liegen. Ersteres ist ohne metaphysische Annahmen wenig plausibel, die zweite These ist ebenfalls problematisch, weil abseits onomatopoetischer Ausdrücke am Signifikanten oder am Signifikat selbst nichts ist, was auf eine Relationierung hindeutet. Die universellen Regeln könnten weiter auf eine Parallelinvention zurückzuführen sein, wobei eben alle Menschen auf überlebenswichtige Anforderungen der sozialen oder natürlichen Umwelt gleichermaßen reagieren. Dies ist aber angesichts der Vielfalt von menschlichen Lebensweisen eher unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher ist, dass es sich um angeborene Regeln handelt, die im Erbgut aller Menschen verankert sind.

Gruppenweit verbreitete Regeln

Die Prozessierungsregeln, die gruppenweit geteilt werden und darüber hinaus divergieren, können weder natürlich, wesenhaft im Zeichen selbst liegen noch dem Menschen angeboren sein.³¹⁷ Diese Regeln müssen also künstlich, willkürlich – arbiträr – bestehen, vom Menschen gemacht sein oder eben zufällig ‚passiert‘ sein. Den Ursprung gruppenbezogen verbreiteter Regeln würde ich in den spezifischen Erfahrungen der Gruppe mit der Welt, im Zufall oder kreativen Entwürfen einzelner Mitglieder situieren. Diese Regeln werden dann durch soziale Institutionen gesichert und durch Sozialisationsprozesse verbreitet.

Regelkreativität

Individuelle Regeln stammen aus den kreativen Experimenten des Einzelnen. Kreativität lässt sich so als allgemeinemenschliches Vermögen sehen, das innovative Regelverknüpfungen auf kognitiver wie affektiver Ebene hervorbringt.

3.2.4 Zwang und Freiheit im Regelgebrauch

Wie strikt relationieren diese Regeln nun die emissive und rezeptive Interpretation? Wie viel interpretativer Freiheitsspielraum bleibt dem Individuum? Wie streng ist jeweils ein Signifikat immer in diesem Signifikanten ausgedrückt, wie streng ist ein Signifikant immer genauso zu verstehen?

Determinierung

Zuerst zu den angeborenen oder zumindest universell verbreiteten Regeln: Diese determinieren die interpretativen Prozesse (was nicht zwangsläufig heißt, dass sie auch die Geltungsabsicht determinieren). In ihrer Universalität steckt ja bereits, dass keiner in der Praxis davon abweicht.

³¹⁷ Höchstens man nimmt einen meines Erachtens absurden Zusammenhang menschlicher Rassen und interpretativem Tun an.

Institutionelle Regelmäßigkeit

Bei den gruppenbezogenen Regeln ergibt sich ihre Anwendung aber nicht automatisch aus der biologisch-genetischen Information. Ist der Interpretationsspielraum des Einzelnen deshalb größer oder wird er von Normen, Diskursen o. Ä. determiniert³¹⁸? Erst einmal können wir nie sicher wissen, ob der Interpretierende rationaler Akteur oder nur Spielfigur, Bauer eines determinierenden Diskurses ist. Uns fehlt ja der unabhängige Beobachterstandpunkt. Selbst da, wo wir abzuweichen meinen, wo wir uns kreativ fühlen, könnte es sein, dass wir nur der Determinierung „Kreative Regelanwendung 4.2“ folgen. Auch unsere ‚freien Entscheidungen‘ könnte der Diskurs frei entscheiden. Doch die deterministische Perspektive nimmt uns die Möglichkeit verantwortlichen Handelns, wir können keine ethischen Bewertungen mehr vornehmen, das menschliche Leben verliert mangels freier Entscheidung jegliche Attraktivität. Die Vielfalt und innovative Dynamik praktischer Interpretationen erklärt sich dann nur noch aus der Kontingenz – ein fader Ersatz für die menschliche Kreativität. Daher plädiere ich – orientiert an einem normativen, freiheitlichen wie sozialen Menschenbild – dafür, den nutzergruppeninternen Status der Regeln als soziale Institution³¹⁹ zu beschreiben. Der Terminus drückt passend aus, dass es sich um etwas gruppenweit Verbreitetes handelt, das für diese Gruppe eine bestimmte Geltung hat, bestimmte Formen von Zwang ausübt.

Zuerst einmal zwingen die institutionalisierten Regeln niemanden, sie determinieren nicht absolut: Theoretisch kann sich ein Individuum grenzenlos Interpretationen ausdenken, wild mit Regeln experimentieren, neuen Sinn, neue Formen schaffen. Natürlich bewegt er sich dabei immer in den Bahnen seiner physischen und psychischen Kapazitäten, seines Vorwissens, seiner Ressourcen, seines gesellschaftlichen Status etc. Im Wahlkampf kann der BKM die stilistische Redefreiheit voll ausschöpfen. Ein Künstler kann genialische Zeichen produzieren.³²⁰ Als Freiheit der Kunst nach Art. 5 GG ist diese Regelfreiheit sogar rechtlich geschützt. Wittgensteins Halbirrer darf die Tagesschau als Ansprache Gottes verstehen. Derartige Ausbrüche finden sich insbesondere bei Interpretationsprozessen, die sich bewusst über Institutionen hinwegsetzen, bei Interpretationen ohne Anspruch auf intersubjektives Verstehen, etwa im künstlerisch-genialen Kontext, sowie bei konventionslosen, rätselhaften, undeutlichen, unbekanntenen Zeichen.

In der ‚normalen‘ interpretativen Praxis sind sie eher selten, der kreative Spielraum ist meist eng bemessen. Denn letztlich legen die sozialen Institutionen bestimmte Prozessierungen doch sehr nahe. Ihre Wirkung entfalten sie entlang verschiedenster Varianten der Institutionalisierung. Im Alltag ist es der sanfte Zwang der Gewohnheit, die unreflektierte, evidente, selbstverständliche, routinierte Regelmäßigkeit. In Fachbereichen sind es die hochgradig standardisierten Zeichensysteme, etwa die Sprachen der Technik, der Wissenschaft, der Juristerei, die zertifizierten Handlungsabläufe des Qualitätsmanagements. Im normativen, ethischen, moralischen Kontext dominiert die Regelinstitution durch die Verleihung von interpretativer Legitimität. Was ihr folgt, gilt dabei als angemessen, verständlich, anerkennungswürdig, akzeptabel, normal. Eine Bundesförderung für eine nationalsozialistische Kulturgruppe würde von deutschen Interpretierenden heute wohl als illegitim erachtet werden. Die institutionalisierten Regeln bestimmen hier, welche Absicht passt, welche Zeichen im wissenschaftlichen Kontext möglich sind, welche Rezipienten angemessen sind – etwa, ob der Doktorvater einer Dissertation gleichzeitig ihr Forschungsgegenstand sein darf. Manche Regeln

³¹⁸ Vgl. detaillierte Ausführungen in Kapitel III.3 „Verhalten und Handeln im Zeichengebrauch“.

³¹⁹ In der Literatur tummeln sich vielfältige Definitionen des Institutionellen: Für eine Aufarbeitung vgl. Senge 2006.

³²⁰ Die künstlerische Freiheit ist hingegen gerade die Freiheit der Formgestaltung und die Neu- und Rekombination von Signifikanten(gattungen) (vgl. Eco, Memmert 2006).

sind konventionalisiert, es besteht dann eine gruppenweite Vereinbarung wie bei der Rechtschreibung laut Duden. Der BKM schreibt demnach nicht ‚Blundesförderung‘. Bestimmte Zeichenrelationen sind gar rechtlich normiert, zum Beispiel die Staatsflaggen, Nationalhymnen, der Gebrauch von Zeichen anderer Urheber, die Texte des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, die verleumdenden Zeichen und solche, die für Unternehmen werben oder im Nationalsozialismus gebräuchlich waren. Gänzlich hermetisch sind die Regeln im Kontext tabuisierter Zeichen, die ganz aus dem Gebrauch ausgeschlossen werden. Zusätzliche Kraft erhalten die Institutionen aus Sanktionen, die einer interpretativen Abweichung folgen können. Die Bandbreite negativer Konsequenzen reicht von Missverstehen über Widerstand gegen erhobene Geltungsansprüche bis hin zu Lachen, Abwerten, Ausgrenzen, Entzug von Aufmerksamkeit. Abweichungen von rechtlichen Normen werden gar mit Geld- oder Gefängnisstrafen sanktioniert. Je nachdem, ob der Interpretierende Konformist oder Gewohnheitstier, Revoluzzer oder Künstler ist, weist er den zeichenbezogenen Institutionen mehr oder weniger Relevanz zu, verhält sich regelgemäßer oder kreativer.

Die Anwendung der Regeln ist in einer Gruppe so stringent, wie die Institution es vorschreibt beziehungsweise der Einzelne sie annimmt. Auch der Austausch mit Menschen, die eine andere Regel gebrauchen, kann für eine Zunahme an Heterogenität im Regelgebrauch sorgen. Die einzelnen Gruppen müssen übrigens keineswegs alle Regeln im Gleichklang nutzen, sie können sich in Prozessierungen überlappen, konträr stehen, Schnittmengen bilden.

Die institutionalisierte Freiheitsbegrenzung des Regelhaften ist einerseits restriktiv und gleichzeitig generativ, denn sie sorgt für ein reibungslose, routinierte Äußerung und Rezeption. Die institutionalisierte Regel reguliert das Verstehen, die Vielfalt und Einheitlichkeit, das Mögliche und Unmögliche. Für den Einzelnen wird die Interpretation damit kognitiv handhabbar, für die Gruppe wird sie intersubjektiv anschlussfähig.

Grenzenlose Kreativität?

Die Kreativität im experimentellen Prozessieren ist theoretisch grenzenlos, doch in der Praxis wohl gleichzeitig immer gebunden an die Verhandlungsmasse der Signifikate, Signifikanten und Prozessierungsregeln, an denen sie ansetzen kann.

3.2.5 Interpretative Klarheit und Mehrdeutigkeit

Ist im interpretativen Prozess klar, welche Regel genau passt? Aktiviert die Regel eindeutige Signifikate, macht sie definite Formvorgaben? Oder sind die Relationierungen vage, unbestimmt?

Welche Regel die passende ist, ist Interpretationssache. Geeignete Regeln werden vom Interpretierenden gesucht und angewendet. Doch kommt dieser Relationierungsprozess ohne Klarheits- oder Erfolgsgarantie daher: Manchmal findet sich überhaupt keine Regel, kein passender Sinn, keine geeignete Form; ein andermal stehen so viele Regeln, Signifikate oder Formen zur beliebigen Verfügung, dass nur unklare oder widersprüchliche Interpretationen möglich sind. Der Übersetzungs- bzw. Interpretationsvorgang ist, wie van Quine sagt, also immer vage, ‚indeterminiert‘³²¹, eine Annäherung an das Plausible, ohne dass es die richtige Interpretation gäbe. Anhaltspunkte können nur das Stimmigkeitsgefühl des Interpretierenden oder die kommunikative Validierung oder die beobachtete Reaktion der natürlichen oder realen Umwelt geben.

³²¹ Van Quine 2003, S. 23-36.

Am eindeutigsten fühlen sich wohl die Prozessierungsregeln von Zeichensystemen an, die in einer Gruppe standardisiert sind und dabei distinkte Formen anbieten. Beispiele dafür sind die schriftliche Sprache des Dudens, die standardisierten, floskelhaften Formulierungen juristischer Gesetzesauslegungen, die technischen oder wissenschaftlichen Fachsprachen. Die Relationierungen von Alltagsinterpretationen operieren ebenfalls recht eindeutig – aufgrund von Gewohnheit und trotz einiger Vagheit, wie Garfinkel³²² herausarbeitet. Diese interpretative Unschärfe erhöht die intersubjektive Anschlussfähigkeit sogar, wie Wittgenstein meint. Das Verstehen funktioniert hier innerhalb der entsprechenden Zeichennutzergruppe jedenfalls recht reibungslos. Insgesamt können wir als Mitglieder der deutschsprechenden, politikinteressierten Gruppen wohl davon ausgehen, dass wir den Satz „Bundesförderung der Bayerreuther Festspiele wird erhöht“ grob ähnlich interpretieren.

Künstlerisches, Fiktives und nichtsprachliche Zeichengattungen sind in unserer Kultur weniger strikt institutionalisiert, sie lassen Mehrdeutiges zu. Mehrere interpretative Regeln prallen aufeinander, überlappen und widersprechen sich. Für die Kunst ist es hierzulande geradezu charakteristisch, mit den institutionalisierten Regeln (radikal) zu improvisieren, „offene Kunstwerke“³²³ im Sinne Ecos zu schaffen. Auch ikonische Zeichengattungen zeichnen sich nach Goodman durch eine „hohe semantische Fülle des Bildes bei mangelnder semantischer Bestimmtheit“³²⁴ aus. Für ein interpretatives Problem gibt es in der bildhaften Gattung eine ganze Menge an Relationierungen, an stilistischer Freiheit, an semantischen Lösungen. Ein Maximum an Vielfalt bietet dabei das Symbol, das seine Kraft gerade aus dem „Nebel möglicher Interpretation“³²⁵ bezieht, wie Umberto Eco ausführt. Religiöse Prozessierungsregeln sind Zwitter: Einerseits sind sie symbolhaft verschleiert, andererseits wird die Auslegung der Texte auf eine orthodoxe Interpretation begrenzt.

3.2.6 Entstehung, Tradierung und Veränderung der Regeln

Angeborene Regeln verändern sich logischerweise im Zeitverlauf nicht, höchstens im Rahmen der Evolution des Erbguts.

Anders das gruppenbezogene, institutionalisierte Wissen: Neue Regeln entstehen hier – wie Mead³²⁶ oder Berger/Luckmann³²⁷ treffend beschreiben – durch kreative interpretative Experimente, durch innovativen Gebrauch, durch Remixes, die sich in der Gruppe verbreiten,

³²² Vgl. Garfinkel 1967, S. 4

³²³ Eco, Memmert 2006.

³²⁴ Sachs-Hombach, Schirra 1999.

³²⁵ Symbol soll hier nicht als Terminus für Zeichen oder gar als Ausdruck eines tiefergehenden Wesens verstanden werden, sondern eben als Fall besonders vieldeutiger Interpretationsmöglichkeiten (vgl. Eco 1985, S. 240).

³²⁶ Mead geht dabei von einer ursprünglichen menschlichen Interaktionssituation aus. ‚Ego‘ macht absichtlich eine Geste, damit ‚Alter‘ auf diesen Stimulus reagiert. Das Reaktionspotenzial, also die Bedeutung dieser Gesten, generalisiert sich im Laufe der Zeit für beide Interaktionsteilnehmer, aus den Gesten werden signifikante Symbole: „Zu bewußter Kommunikation – bewußter Übermittlung von Gesten – kommt es, wenn Gesten zu Zeichen werden, d. h. wenn sie für das sie setzende Individuum wie auch für die auf sie Reagierenden eine bestimmte Bedeutung oder Signifikanz im Hinblick auf das darauf folgende Verhalten des sie setzenden Individuums gewinnen“ (Mead 1973, S. 109).

³²⁷ Dem Sozialkonstruktivismus zufolge schaffen Menschen durch Typisierung von Erfahrungen im Rahmen der Kommunikation geteilte Wissensbestände über die Wirklichkeit. Dazu gehören kognitive, affektive Deutungsmuster, Zuordnungsregeln und der Bestand an verfügbaren materiellen kommunikativen Zeichen und Werkzeugen der physischen Weltbearbeitung. Dieses Wissen institutionalisiert sich im Laufe der Geschichte und steht damit den einzelnen Akteuren objektiv gegenüber. Neben dem Alltagswissen besteht Wissen, das der Gesellschaft als Ganzes Sinn verleiht, in besonderen Wirklichkeitssphären, etwa der Kunst, der Religion, der Wissenschaft, es wird durch sprachliche Bearbeitung symbolisch überspannt. Das Wissen wird im Rahmen der Sozialisation übertragen (vgl. Berger, Luckmann 2004).

etablieren, institutionalisieren. Neue Regeln können zufällig emergieren³²⁸, sich quasi schleichend einbürgern, einfach zur Gewohnheit werden. Oder sie werden als bessere Lösungen für den zeichenhaften Umgang mit sich selbst, der sozialen und der natürlichen Umwelt aufgefasst und daher gruppenweit übernommen. Andere Regeln sind wiederum konsensfähiges Ergebnis offener Verhandlungen, expliziter (politischer) Vereinbarungen, z. B. bei Straßenverkehrsschildern, bei Staatssymbolen, dem Rundfunkänderungsstaatsvertrag oder der Urheberrechtsreform. Wie wir in Kapitel III.6.2 und III.8.2 herausarbeiten, hängt Institutionalisierung durchaus von intra- und extrakommunikativen Ressourcen sowie von Machtverhältnissen ab.

Die Regelinstitutionen werden von neuen Gruppenmitgliedern in Sozialisationsprozessen gelernt. Das Rechtschreiben etwa in der Grundschule, das Modedesign an der Fachakademie. Sie werden durch regelmäßigen Gebrauch in Erinnerung gehalten.

Die Regelinstitutionen unterliegen dabei meines Erachtens einer gemächlichen Evolution. Großangelegte Regel-Revolutionen sind äußerst selten, denn sie gefährden das (intersubjektive) Verstehen, sorgen für eine Sprachverwirrung wie beim Turmbau zu Babel. Der gemeinsame Gebrauch von Zeichen setzt ja bei allen Kommunikationsteilnehmern Kenntnisse sinnvoller Relationierung voraus, was wiederum impliziert, dass dieses Prozessierungspotenzial bekannt, gelernt, in der Anwendung eingeübt werden muss. Derartige Sozialisationsprozesse benötigen ihre Zeit, selbst in Zeiten der Massenkommunikationsmittel und permanenter Erreichbarkeit. Wenn wir außerdem davon ausgehen, dass die Zeichen eine gewisse viable Umgangsweise mit der Außenwelt, nützliche soziale Erfahrungen, fortschrittlichen Umgang mit Natur spiegeln, garantiert dies eine gewisse Stabilität aufgrund von Praktikabilität. Zudem sind die institutionalisierten Regeln natürlich durch ihre jeweiligen institutionellen Mechanismen gegen Veränderung geschützt – Berger und Luckmann sprechen von einem „Dach aus Legitimationen“³²⁹ – sie sind eingebunden in Mythen, sie sind rechtlich normiert, ihre Modifikation zieht massive negative Sanktionen nach sich.

Die kreativen Regeln des erfinderischen Prozessierens sind per se dynamisch, doch selbst sie müssen, um die Bezeichnung ‚Regel‘ zu verdienen, zumindest von einem Einzelnen ansatzweise regelmäßig gebraucht werden. Bei einer Eintagsfliege bezieht sich das Regelhafte nur auf die adverbialsatzartige Form.

3.2.7 Politische Prozessierungsregeln

Im politischen Kontext greifen die Prozessierungsregeln überall da, wo es sich politisch produktiv und rezeptiv interpretieren lässt. Sie regeln, wer wo und wie und warum und in welcher Absicht mit welchen Signifikanten, mit welchem Sinn und welcher Absicht über Politik sprechen darf. Sie regeln, wer wo wie warum und in welcher Absicht zuhören darf und welchen Sinn er den rezipierten Formen zuschreiben kann.

Universelle beziehungsweise angeborene Prozessierungsregeln finden sich in der politisch-interpretativen Praxis eher nicht, höchstens normativ wird postuliert, dass der Signifikant Mensch per se als Träger bestimmter Rechte interpretiert werden sollte.

Ein Großteil politischer Prozessierungsregeln findet sich partikular in bestimmten Gruppen, etwa der deutschen Nation zu Zeiten des Kanzlers Bismarck, dem Staat Österreich, dem

³²⁸ Emergenz bezieht sich in der Systemtheorie auf das „Auftauchen einer neuen Stufe in der Evolution oder das Erscheinen neuer Qualitäten, die sich nicht aus den Gesetzmäßigkeiten einer bestimmten Ebene der Evolution erklären lassen“ (Küppers 2005, S. 30).

³²⁹ Berger, Luckmann 2004, S. 66.

Stamm in Ostafrika, den weiblichen Wählern, den Hartz-IV-Empfängern in Ostdeutschland, der Arbeiterschicht des 19. Jahrhunderts. Dabei dominiert eine tendenziell strikte Institutionalisierung, denn erstens heben politische Entscheidungen auf Allgemeinverbindlichkeit ab, was eindeutige Vorgaben und ggf. Sanktionen impliziert. Zweitens basiert gerade die demokratische Politik auf klarem, intersubjektivem Verstehen und Verständigungspotenzial. Die politischen Prozessierungsregeln treten als Straßenverkehrsordnung auf, als Einkommensteuergesetz oder als Geschäftsordnung des Deutschen Bundestags. Interessanterweise bezeichnen wir alltagssprachlich gerade die nicht rechtlich normierten Interpretationsregeln, die politischen Traditionen, die Bräuche und Tabus, als „politische Kultur“. Jedenfalls werden die politischen Prozessierungsregeln über politische Sozialisationsprozesse gruppenweit verankert.

Politischen Entscheidungsträgern wie dem BKM kommt mit Blick auf die Institutionalisierung der Prozessierungsregeln eine entscheidende Rolle zu. Sie sind schließlich für die Regulierung der konventionellen, rechtlichen normierten interpretativen Regeln zuständig, etwa im Bereich des Medienrechts, der Staatssymbole, des Urheberrechts, der kommunikativen Grundrechte. Sie organisieren zudem gruppenbezogene Sozialisationsprozesse, indem sie bildungspolitische Programme lancieren, und legen Sanktionen für Regelverstöße fest.³³⁰

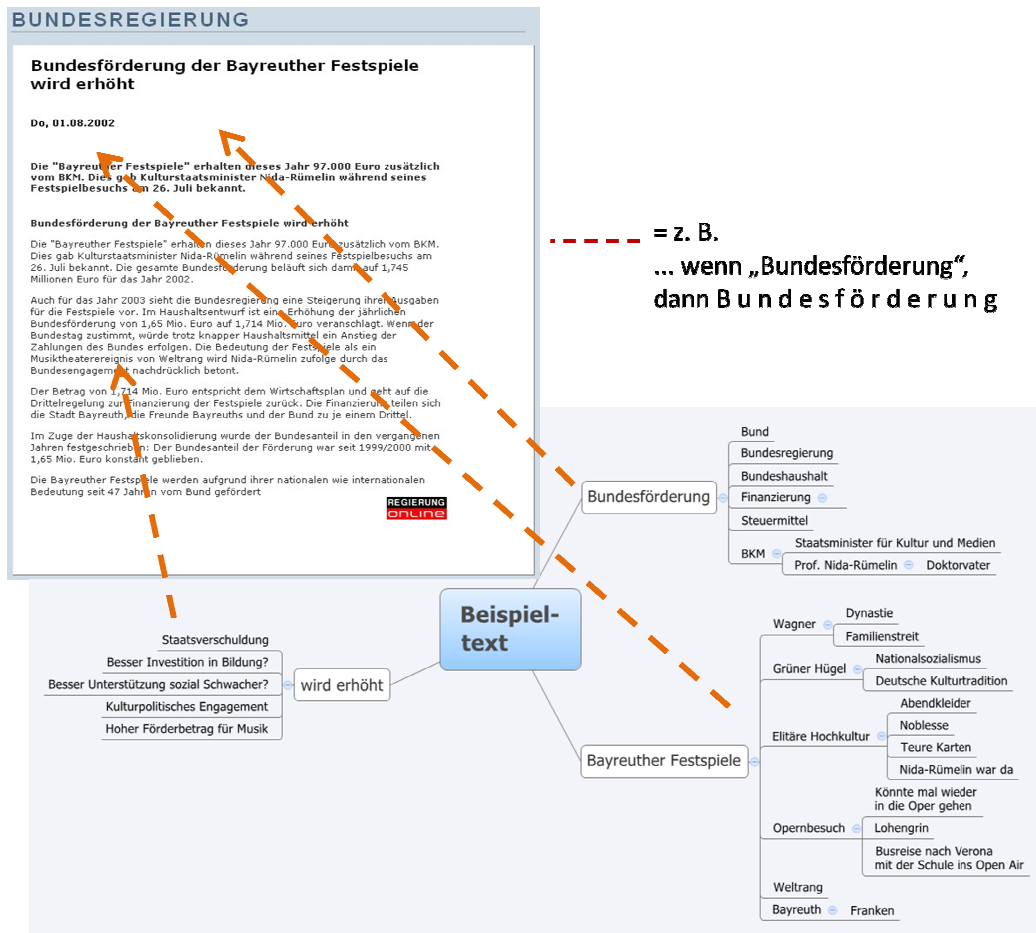
Kreative Regelexperimente werden im politischen Kontext gleichfalls vorgenommen, etwa wenn ein Parteipolitiker eine politische Situation neu definiert und daraus innovative Forderungen ableitet. Kreativität ist hier ein politischer Erfolgsfaktor. Doch auch hier sorgt die kommunikative Orientierung eher für zurückgenommene Dynamik und eine gewisse Anschlussfähigkeit an gängige Interpretationen. Vermutlich werden politische Revolutionen eher gewaltsam umgesetzt, weil sich durch Kommunikation keine derart dramatische und schnelle Änderung von Prozessierungsregeln herstellen lässt.

3.3 Spiegelung an der Empirie: Prozessierungsregeln des BKM

Welche Prozessierungsregeln gebraucht nun der BKM im Kommunizieren? Am empirischen Datenkorpus, an den Signifikanten können wir diese nicht direkt ablesen. Ich kann dem BKM nur Regeln zuschreiben, die ich auf Basis der empirischen Signifikanten und des Sinns, den ich selbst interpretiere, vermute. Interpretieren ist eine Gleichung mit vielen Unbekannten! Da ich, Sie, der Amtsträger und das Personal des BKM diversen interpretativen Gruppen angehören, etwa den kulturpolitisch interessierten Deutschen Anfang des 21. Jahrhunderts, ist es aber nicht unwahrscheinlich, dass wir Reihen von institutionalisierten Prozessierungsregeln gleichschwingend gebrauchen. Aufgrund des Holismus, der die Prozessierungen durchwirkt, können wir unmöglich alle Regeln explizieren, die für mich, Sie, für den BKM mit dem empirischen Datenkorpus zusammenhängen. Zudem ist das das Aufspüren dieser Regeln sehr aufwendig, denn Prozessierungen sind kontextabhängig und damit per se auf den Einzelfall bezogen. Wie es aussieht, wenn man sich derartige Verknüpfungen bewusst macht, deuten die folgenden Grafiken an.

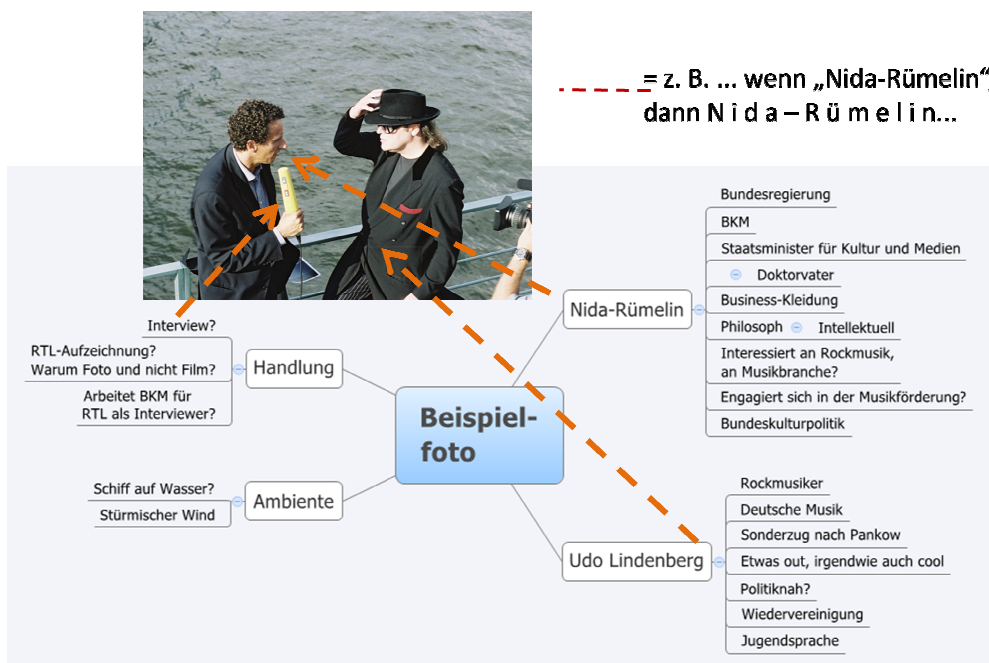
³³⁰ Vgl. Kapitel III.5, III.6, III.8.4, III.11.5.

Die Prozessierung am Beispiel des Textes zur Bundesförderung der Bayreuther Festspiele



Grafik II.6: Prozessierungen am Beispiel des Textes zur Bundesförderung der Bayreuther Festspiele

Die Prozessierung des Pressefotos des BKM mit Udo Lindenberg



Grafik II.7: Prozessierungen am Beispiel des Pressefotos mit Udo Lindenberg

Der BKM als institutioneller Regulierer des Zeichengebrauchs

Der BKM ist als politischer Verantwortungsträger selbst an der Institutionalisierung neuer interpretativer Regeln und an der Gestaltung der Regelkreativität im Feld des kulturellen, künstlerischen und medialen Zeichengebrauchs beteiligt. Diesen Aspekt arbeiten wir in Kapitel III.8.3.2 ausführlich heraus.

3.4 Fazit: Prozessierungsregeln

Prozessierungsregeln sind der Faden, der Signifikanten und Signifikate im konkreten Zeichengebrauch im Patchwork des Zeichenhaften miteinander vernäht. Sie lassen sich am besten als mentales Prozessierungspotenzial beschreiben. In der Prozessierung knüpfen sie an die spezifische So-Beschaffenheit von Signifikant oder Signifikat an und stellen Relationen mit adäquaten Zeichenkomponenten her. Die Regeln lassen sich als komplexes Konglomerat von Adverbialsätzen und synthetischen Funktionen explizieren. Je nach Gattung des Zeichenhaften agieren sie dabei recht präzise, etwa bei distinkten Zeichensystemen wie der Sprache, oder weitgehend vage, polysemisch, zum Beispiel in Kunstwerken und Symbolen. Einige wenige Prozessierungsregeln sind angeboren, damit universell, statisch und determinierend. Der Großteil der Regeln ist in bestimmten historischen, regionalen Gruppen als Norm, als Konvention, als Brauchtum o. Ä. institutionalisiert und gibt so den Gruppenmitgliedern Interpretationen vor. Das soziale Regelwerk unterliegt einer maßvollen Evolution. Insbesondere wenn keine Regel plausibel scheint, wenn das Zeichenhafte für den Interpretierenden neuartig ist oder er Lust verspürt, sich kreativ auszutoben, kann der Einzelne mit Regeln experimentieren, innovative Verknüpfungen herstellen. Im Erfolgsfall bringt der Interpretierende mindestens eine für ihn selbst plausible Relationierung zwischen Signifikant und Signifikat zustande. Er versteht also oder kann sich äußern.

Politische Prozessierungsregeln regeln, was sich politisch verstehen und äußern lässt. Sie sind meist gruppenweit partikular verbreitet und zumindest in Rechtsstaat und Demokratie eher strikt institutionalisiert, beispielsweise als sanktionsbewährtes Gesetz. In Maßen findet sich daneben politische Regelkreativität.

Prozessierungsregeln, die der BKM im öffentlichen Kommunizieren gebraucht, können wir am Datenkorpus nicht ablesen, wir können sie nur auf Basis unserer eigenen Regeln ungefähr zuschreiben. Trotz aller Vagheit dieser Operation ist aber zu vermuten, dass ich, Sie und das Personal des BKM einige institutionelle Regeln teilen, schließlich leben wir Anfang des 21. Jahrhunderts in Deutschland, interessieren uns für Kulturpolitik und sprechen die deutsche Sprache. Jedenfalls ist das Aufspüren dieser Regeln sehr aufwendig, sie ist kontextabhängig und damit einzelfallbezogen. Interessant ist, dass der BKM Prozessierungsregeln nicht nur anwendet, er reguliert sie als politischer Entscheidungsträger auch, und zwar im Feld der Kultur- und Kunstpolitik.

4 Gesamtschau: Komponenten des zeichenhaften Gewebes

Wir haben uns in den vorangegangenen Kapiteln sehr ausführlich mit dem Zeichenhaften auseinandergesetzt. Es ist Zeit, bisherige Ergebnisse zusammenzufassen. Den Gebrauch des zeichenhaften Patchworks im Interpretieren und Kommunizieren behandeln wir dann im folgenden Kapitel ausführlich.

Die Komponenten des politisch Zeichenhaften

Das Zeichenhafte besteht also aus den Komponenten des Signifikanten, des Signifikats und den Prozessierungsregeln. Das politisch Zeichenhafte ist eine Teilgruppe des Zeichenhaften überhaupt. Der politische Charakter des Zeichenhaften lässt sich an allen drei Komponenten des Zeichenhaften festmachen.

Signifikanten sind die Stoffstücke des Patchworks dort draußen: Sie lassen sich als etwas Materielles sinnlich wahrnehmen, äußern oder gebrauchen und dabei mit Sinn verbinden. Wenn wir breites Verständnis zugrunde legen, sind einige Signifikanten natürlich präsent, andere werden vom Menschen aktiv auf Basis bestimmter Sinn- und Formgebungsregeln hergestellt. Diese Komponente des Zeichenhaften nimmt vielerlei Gestalt an, sei es als Schrift, als Bild, als Geste, als Laut oder als Ding der Natur. So sprechen Signifikanten sämtliche Sinne und Wahrnehmungskanäle des Menschen an. Manche können wir gar einem Formensystem zuordnen, das distinkte, untereinander kombinierbare Elemente aufweist. Einige Signifikanten sind flüchtig, nur temporär präsent, andere überdauern Jahrhunderte als geformte Materie.

Politische Signifikanten sind dabei welche, die für ein Individuum oder eine Gruppe von Menschen aufgrund ihrer spezifischen materiellen Form oder ihres pragmatischen Kontextes eine politische Interpretation ermöglichen, etwa die Staatssymbole, die Gesetzestexte, die Körper der Politiker oder der gesamte bundeskulturpolitische Datenkorpus. Dem politischen Bereich ist dabei keine Zeichengattung exklusiv vorbehalten, meist bedient er sich, wie das Kommunizieren des BKM zeigt, des allgemein verfügbaren Zeichenhaften, insbesondere der Sprache, der Bilder und des Körperlichen.

Signifikate dürfen wir uns als semantischen Ausschnitt des zeichenhaften Patchworks vorstellen. Es handelt sich um kognitive, affektive oder konative Sinneinheiten, die im Interpretationsprozess mental aktiviert werden. Aktivieren bedeutet dabei Sinn verstehen. Die Wahrnehmung des Signifikanten lässt sich also konsistent, zumindest plausibel in bestehendes Wissen einordnen. Individuelle Geltung, also Relevanz für das künftige Denken, Fühlen und Tun, wird hergestellt. Im Normalfall, im Alltäglichen, wird dabei auf vorhandenen Sinn zurückgegriffen. Letzterer ist dabei als explizites oder implizites semantisches Potenzial im neuronalen Netz des Gehirns gespeichert. Dieses stammt entweder aus dem eigenen Denken, der konstruktiven Verarbeitung persönlicher Erfahrungen. Oder es basiert auf gruppenbezogenem Wissen, das kommunikativ, insbesondere über Sozialisationsprozesse verbreitet wurde. Wenige, rudimentäre Signifikate könnten auch angeboren, jedenfalls universell verbreitet sein. Manchmal hingegen schafft der Interpretierende – mangels geeigneten Sinnpotenzials, zufällig oder aus kreativer Laune heraus – innovative Signifikate. Doch auch diese können nur im Fall von Genialität weit vom Pfad bestehender Signifikate abweichen. Das individuelle wie kollektive semantische Patchwork ist durch denkerische Kreativität, durch neue Erfahrungen und Lerneffekte ständig in maßvoller Bewegung.

Politische Signifikate sind Signifikate, die im Gehirn latent mit dem Signifikatskomplex ‚politisch‘ verknüpft sind oder neu so verknüpft werden. Meine Interpretation des BKM-Datenkorpus ist damit politisch. Was als politischer Sinn verstanden wird, hängt dabei vom persönlichen oder gruppenbezogenen semantischen Potenzial und der Kreativität des Interpretierenden ab. Ein Alien käme wohl kaum auf die Idee, die empirischen Daten mit einem Signifikat namens Kulturpolitik zu verbinden. Wird politischer Sinn aktiviert, so besitzt er individuell Geltung für den Interpretierenden, er lässt sich widerspruchsfrei in bestehende Signifikate einordnen, er besitzt Relevanz für das künftige politische Denken über sich selbst, die anderen, die Außenwelt und das künftige politische Tun.

Die **Prozessierungsregeln** hingegen sind der Faden, der die Stoffstücke des Patchworks miteinander verbindet. Sie sind im menschlichen Gehirn als Prozessierungspotenzial gespeichert oder werden kreativ erdacht. Prozessierungsregeln dienen der Interpretation: Bei der Rezeption werden die wahrgenommenen spezifischen Formmerkmale eines Signifikanten im situationellen Kontext auf Basis von Regeln mental auf bewusste oder unbewusste Weise mit einem Signifikat in Beziehung gesetzt. Im Rahmen einer Äußerung läuft dieser Prozess als Rolle vorwärts ab: Der Interpretierende aktiviert bestimmte Signifikate und verknüpft sie automatisch oder reflektiert auf Basis von Prozessierungsregeln mit passenden Signifikantenformen, die dann materiell produziert oder gebraucht werden. Die Regeln lassen sich als komplexes Konglomerat von Adverbialsätzen und synthetischen Funktionen explizieren. Je nach Institutionalisierung des Zeichenhaften agieren sie recht präzise, etwa bei distinkten Zeichensystemen wie der Sprache, oder weitgehend vage, zum Beispiel bei Kunstwerken oder Symbolen. Einige wenige dieser Prozessierungsregeln sind angeboren, damit universell, statisch und determinierend. Der Großteil der Regeln ist in bestimmten historischen, regionalen Gruppen als Norm, als Konvention, als Brauchtum o. Ä. institutionalisiert und gibt so den Gruppenmitgliedern mehr oder weniger strikte Prozessierungen vor. Das soziale Regelwerk unterliegt einer maßvollen Evolution. Insbesondere wenn keine Regel plausibel scheint, wenn das Zeichenhafte für den Interpretierenden neuartig ist oder er Lust verspürt, sich kreativ auszutoben, kann der Einzelne mit Regeln experimentieren, innovative Verknüpfungen herstellen. Im Erfolgsfall bringt der Interpretierende mindestens eine für ihn selbst plausible Relationierung zwischen Signifikant und Signifikat zustande. Er versteht also, kann sich äußern.

Politische Prozessierungsregeln nutzen wir zur produktiven Interpretation politischen Sinns und zur rezeptiven Interpretation politischer Signifikanten. Sie kommen ins Spiel, wo wir politisch verstehen, uns politisch äußern, etwa in der Interpretation des BKM-Datenkorpus, vermutlich auch in der Äußerung dieser Daten durch den BKM. Politische Interpretationsregeln regulieren den Gebrauch politischer Signifikate und politischer Signifikanten im pragmatischen Kontext. Politische Entscheidungsträger sind daneben zuständig für die Institutionalisierung politischer Prozessierungsregeln. Der BKM reguliert die kultur- und medienpolitischen Interpretationen, dabei ist er insbesondere auch an der Institutionalisierung von Regeln, die die künstlerische Kreativität betreffen, beteiligt.

Die Bindung im Zeichenhaften

Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln sind einzeln denkbar, quasi als Potenzial zum Zeichenhaften. Doch wären (politische) Signifikanten isoliert nur sinnlose Materie. Der Datenkorpus des BKM wäre ohne Sie und mich und unsere Interpretationen höchstens ein dort draußen existierendes Ding, sofern es überhaupt existieren würde, wenn wir es nicht wahrnehmen. (Politischer) Sinn allein wäre nur der pure Gegenstand des Denkens, der nicht geäußert, nicht aus dem Äußeren erschlossen wird. Wenn ich meine Analysen zum Daten-

korpus nicht in dieser Arbeit niederschreiben würde, hätten Sie nichts davon. Den (politischen) Prozessierungsregeln würde singular sowieso jegliche Andockstation fehlen.

Damit etwas (politisch) Zeichenhaftes vorliegt, müssen die Komponenten des (politisch) Zeichenhaften also miteinander verwoben werden. Ich betone, ‚werden‘, denn Signifikant, Signifikat und Prozessierungsregel bilden nicht per se eine Einheit im Zeichen. Die ‚Bundesförderung‘ wurde schließlich nicht überall, seit jeher und für immer von jemandem als solche verstanden. Um diese Nicht-Identität zu verdeutlichen, spreche ich im Folgenden vom (politisch) Zeichenhaften. Das Zeichenhafte existiert also nur im Gebrauch, wenn Signifikant und Signifikat durch eine Prozessierungsregel miteinander vernäht werden.

Dabei lassen sich angeborene bzw. universelle, gruppenweit institutionalisierte und individuell kreierte Komponenten des Zeichenhaften miteinander verweben. Die Reichweite der einzelnen Komponenten muss also nicht gleichschwingen. In diesem Fall entspricht die Verbreitung des zeichenhaften Gebrauchs dem größten gemeinsamen Nenner der Verbreitung des Gebrauchs der entsprechenden Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln. Die zeichenhafte Triade verändert sich, wenn sich eine seiner Komponenten verändert.

Signifikante, Signifikate und Prozessierungsregeln des BKM

Der BKM nutzt primär mündliche und schriftliche Signifikanten, daneben auch den Körper des Amtsträgers, seine Mimik und Gestik, seine fotografische und bewegtbildhafte Darstellung. Typisch ist dabei der Rückgriff auf allgemein gebräuchliche, systematische Signifikantengattungen wie die deutsche Sprache. Bloß der Körper des Amtsträgers und Signifikantenformen wie der Bundesadler, das Logo der Bundesregierung sind exklusiv dem BKM bzw. der Bundespolitik vorbehalten.

Ich persönlich erkenne im empirischen Datenkorpus die ganze Bandbreite typischer bundeskulturpolitischer Signifikate. Der BKM stellt im öffentlichen Kommunizieren Sinnbezüge zu fast jedem Thema seines Kompetenzbereichs her. Bei den übergreifenden Themenkomplexen liegt der Schwerpunkt auf der Filmförderung, dem BKM intern, der bildenden Kunst, der kulturellen Integration, Erinnerungsstätten sowie Medien. Unter den einzelnen Signifikatskomplexen sind die Zivilgesellschaft, die sozialdemokratische Kulturpolitik, das Verständnis des Amtes am häufigsten.

Wir können als Deutsche, Deutschsprechende zu Anfang des 21. Jahrhunderts einige der Prozessierungsregeln aufspüren, die der BKM im Einzelfall verwendet. Allerdings ist dieser interpretative Prozess per se vage, unabschließbar und kontextabhängig. Bemerkenswert ist in diesem Rahmen weiter, dass dem BKM die Regulierung von Prozessierungsregeln im Feld der Kultur- und Kunstpolitik obliegt.

Teil III Patchworken: Politischer Zeichengebrauch

1 Grundformen des Zeichengebrauchs

Nachdem wir herausgearbeitet haben, was wir im Patchwork-Modell unter den Komponenten des Zeichenhaften verstehen, wird es zum Kinderspiel, ihren Einsatz im praktischen Gebrauch zu formulieren. Dabei können wir zwei Grundformen unterscheiden, nämlich das Interpretieren und das Kommunizieren.

1.1 Interpretieren – Patchwork im individuellen Gebrauch

Interpretieren¹ ist die Basisform des Gebrauchs des zeichenhaften Patchworks.

1.1.1 Interpretative Rezeption

Im Bereich der Rezeption läuft dabei folgender Prozess ab:

Ein Signifikant oder ein Signifikantenkomplex gewinnt die Aufmerksamkeit einer Interpretierenden. Sie nimmt seine spezifische formale Gestaltung, den spezifischen Kontext wahr. Ihr Gehirn verarbeitet die sinnlichen Wahrnehmungen auf Basis von bestehenden oder experimentellen Prozessierungsregeln, die Äquivalenzen herstellen zwischen der So-Beschaffenheit des Signifikantenkomplexes im situativen Kontext und latent gespeicherten oder kreativ erdachten Signifikaten. Dieser Rezeptionsvorgang findet in der Praxis sein Ende, wenn eine individuell sinnhafte, damit plausible, konsistente, relevante Interpretation vorgenommen wurde, also wenn Sinngeltung verstanden wurde.

Wenn ich den Satz „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ interpretiere, passiert also Folgendes:

Ich nehme am 1.12.2010 vormittags an meinem Schreibtisch zu Hause etwas Materielles visuell wahr und diskriminiere sensorisch einen schwarzen Formenkomplex mit bestimmten Strichen, Kreisen, Punkten vor weißem Hintergrund. Mein Gehirn stellt zwischen diesen Formen auf Basis von vorhandenen oder experimentellen Prozessierungsregeln Äquivalenzen her zu Signifikanten, die im neuronalen Netz gespeichert sind oder kreativ erdacht werden. In Kapitel II.2.3.2 und II.3.3 habe ich mir bewusste Regeln und Sinnbezüge expliziert. Ich bin damit in der Lage, eine für mich plausible Interpretation herzustellen, nämlich dass es sich hier um die Überschrift eines Textes des BKM aus dem Jahre 2002 handelt, die besagt, dass die Bundesförderung der Bayreuther Festspiele erhöht wird.

1.1.2 Interpretative Emission

Die emissive Interpretation macht im Zeichengebrauch die Rolle vorwärts: Der Interpretierende denkt etwas individuell Sinnvolles, aktiviert so bestimmte Signifikate, die in seinem Gehirn gespeichert sind, oder schafft neue. Auf Basis von Prozessierungsregeln verarbeitet sein Gehirn den Sinn automatisch oder reflektiert in Form von dem Kontext angemessenen Signifikanten. Dabei stellen die Regeln Äquivalenzen her zwischen dem Sinnpotenzial auf der einen und der formalen Beschaffenheit von Signifikantenkomplexen im situationellen Kontext auf der anderen Seite. Die Prozessierungsregeln leiten also die Äußerung beziehungsweise den Gebrauch von Signifikanten an.

¹ Ich spreche vom Interpretieren, um die Prozesshaftigkeit des Vorgangs zu verdeutlichen.

Was lässt sich nun über die Emission unseres Beispielsatzes „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ sagen? Ich meine, dass wir wenigstens sicher wissen, aber – als Mitglieder einer kulturpolitisch interessierten, deutschsprachigen Wissenschaftlergruppe – einiges vage plausibel zuschreiben können.

Zuerst einmal glaube ich, dass der Signifikantenkomplex aufgrund seiner Schriftlichkeit nicht natürlich existiert, sondern von einem Menschen emittiert wurde. Weiter vermute ich auf Basis von Wörtern wie ‚Bundesregierung‘, ‚Kulturstaatsminister Nida-Rümelin‘ und der Datumsangabe, dass es sich um eine Äußerung des BKM in Berlin im Jahr 2002 handelt. Auf Basis von institutionalisierten sprachlichen Prozessierungsregeln und der Annahmen des Patchwork-Modells schließe ich, dass der BKM folgendermaßen vorging: Er hat den Sinn „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ auf Basis institutionalisierter kulturpolitischer semantischer, syntaktischer, grammatikalischer, pragmatischer Prozessierungsregeln im schriftlichen Signifikantenkomplex „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ geäußert. Viel unwahrscheinlicher wäre ja, dass es sich bei unserem Beispieltext um die Fälschung eines Hochstaplers oder um einen kreativen Exzess des BKM handelt, der damit sagen wollte ‚Huhn, Suppe, Nudeln, Essen‘.

1.1.3 Politisches Interpretieren

Politisches Interpretieren ist ein Spezialfall des Interpretierens. Es charakterisiert sich dadurch, dass ein Aspekt des Prozesses politisch interpretiert wird, also dass etwa ein politischer Signifikant auf Basis politischer Prozessierungsregeln mit politischem Sinn vernäht wird. Oder in einer politischen Situation, also an einem politischen Ort, zu einer politischen Zeit, in einem politischen Ambiente von einer politisch Interpretierenden rezipiert oder geäußert wird. Auf weitere Mechanismen, die das Interpretieren zum Politischen machen, darunter Macht, Repräsentation, Ressourcen, Interesse, Rationalität gehen wir im Laufe dieses Teils ein. Das Politische am Interpretieren liegt also wieder im Auge des Betrachters. Ich für meinen Teil kann sagen, dass ich die Signifikanten in unserem Datenkorpus als politische erachte und auch mutmaße, dass der BKM diese als kulturpolitische gedacht hat.

1.2 Kommunizieren – die soziale Form des Interpretierens

Kommuniziert nun der BKM mit dem Text zur Bundesförderung der Bayreuther Festspiele? Oder auf dem Foto, das ihn mit Udo Lindenberg zeigt? Und/oder handelt es sich um interpretative Prozesse? Worin unterscheiden sich diese beiden Formen des Zeichengebrauchs? Ich meine, der Unterschied zwischen dem Interpretieren und dem Kommunizieren entspricht dem Unterschied zwischen individueller und sozialer Ausrichtung.

1.2.1 Interpretieren geht notfalls alleine

Interpretieren kann einer Einzelner für sich selbst. Im Gewitter versteht Robinson Crusoe zum Beispiel den Baum dort draußen als gefährlich, seine Hütte begreift er als Schutzort. Er emittiert für sich selbst einen Signifikanten, etwa eine Axt, die ‚Holz spalten‘ bedeutet, oder schreibt seine geheimsten Gefühle ins vom Schiffbruch gerettete Tagebuch. Wohlgermerkt setzt dies bereits Sozialisationsprozesse voraus: Robinson Crusoe hat vor dem Schiffbruch bereits vielfältige Signifikantenformen wie Sprache, Schrift und Handwerkzeug erlernt, er verfügt über kulturelles Wissen, weiß etwa, was ein Tagebuch ist, und kennt konventionelle Regeln, die es ihm erlauben, seine Gedanken ins Tagebuch zu schreiben. Ohne diese So-

zialisierung bleibt nur ein Zeichengebrauch auf Basis individueller, rudimentärer Kultivierung: Kaspar Hauser kann vor seiner Befreiung aus dem Verließ nur mit einem Stock rhythmisch musizieren, weil er aus Erfahrung weiß, dass Stock, Boden und Klopfen für ihn ‚regelmäßig‘ diese Töne ergeben.

1.2.2 Kommunizieren ist sozial ausgerichtet

Interpretieren kann der Einzelne für sich allein. Kommunizieren aber keineswegs, wie ein Blick in die handlungsbezogene kommunikationswissenschaftliche Literatur zeigt: Maletzke fasst Kommunikation zum Beispiel als „Bedeutungsvermittlung zwischen Lebewesen“² auf. Burkart sieht sie als „wechselseitig (...) stattfindende(n) Prozeß der Bedeutungsvermittlung“³. Einen kommunikativ Handelnden nennt er jemanden, „der *etwas mitteilen* will und die allgemeine Intention seiner kommunikativen Handlung (nämlich: mit jemandem bzw. mehreren anderen Kommunikationspartnern Bedeutungen teilen wollen) zu realisieren versucht, indem er die mitzuteilenden Inhalte durch den (symbolischen) Gebrauch eines Mediums ‚entäußert‘, d. h. manifest – und damit für (jemanden) andere(n) zugänglich macht.“⁴ Watzlawick begreift Kommunikation als den „wechselseitigen Ablauf von Mitteilungen zwischen zwei oder mehreren Personen“⁵. Wir halten fest: Kommunizieren können wir als genuin soziale Tätigkeit auffassen. Kommunizieren richtet sich in Sinn und Geltung an einen anderen Menschen.⁶ Im emissiven Fall werden dabei Sinn und Geltung mit Blick auf diesen geäußert, im rezeptiven Fall werden Sinn und Geltung als kommunikative Äußerung einer emissiv Interpretierenden rezipiert.

Damit stellt sich die Frage, ob Kommunizieren per se eine intentionale Angelegenheit ist, also ob Kommunizieren immer Handeln ist. Burkart betrachtet das ‚Mitteilenwollen‘ schließlich als basale kommunikative Intention.⁷ Meines Erachtens emittiert ein Kommunizierender zwar Sinn, der sich in seiner Geltung an einen anderen richtet. Doch müssen diese Geltungsansprüche nicht per se intentional ausgeheckt worden sein. Wir werden uns dieser Frage in Kapitel III.3.2 widmen. Vorerst sprechen wir vom kommunikativen Tun.

Häufig wird – wie die Zitate oben zeigen – das Interagieren als zentrales Merkmal von Kommunizieren betrachtet. Damit wären mindestens zwei aktiv Kommunizierende vonnöten, die ihre rezeptiven und emissiven Rollen in mindestens zwei Schleifen tauschen. Ich denke, diese Definition trifft nur auf einen Spezialfall des Kommunizierens zu, nämlich auf den mit Rollentausch und mehreren Schleifen, sie ist zu voraussetzungsvoll. Ich halte es mit Beck⁸ für ausreichend, Kommunizieren durch die Ausrichtung auf ein Gegenüber zu definieren: Zum Kommunizieren braucht es also mindestens einen Interpretierenden plus ein (womöglich nur imaginiertes) menschliches Gegenüber. Der andere muss sich gar nicht angesprochen fühlen oder Signifikanten sozial gerichtet geäußert haben. Kommunizieren ist also von der inter-

² Maletzke 1963, S. 18.

³ Burkart 1998, S. 61.

⁴ Burkart 1998, S. 61.

⁵ Watzlawick et al. 2003, S. 50.

⁶ Aufgrund der interpretativen und kommunikativen Annahmen, die wir im Patchwork-Modell bezüglich Internationalität und Kreativität sowie der Komplexität der zeichenbezogenen Kompetenzen aufstellen, können wir damit nicht das Kommunizieren mit oder unter Tieren erfassen. Es ließe sich aber mit entsprechenden Modifikationen analog formulieren. Gleiches würde für das menschliche, animistische oder verrückte Kommunizieren mit für Dritte unbelebten Dingen gelten. Vgl. Kapitel III.5.2.2.4 „Exkurs: Fähigkeiten von Tieren, Menschen und Maschinen“.

⁷ Vgl. Burkart 1998, S. 61.

⁸ Beck formuliert ähnlich: „Kommunikation findet zwischen mindestens zwei – realen oder zumindest imaginierten – Einheiten (z. B.) Menschen statt“ (Beck 2006, S. 126).

pretativen Perspektive her ein am anderen Menschen orientiertes, zeichenhaftes Verhalten oder Handeln.

Weiter ist fraglich, ob Kommunizieren Verstehen oder gar Verständigung auf Geltung voraussetzt. Burkhart gibt zu bedenken: „Kommunikatives Handeln ist noch nicht Kommunikation!“⁹ Kommunikation setze Verständigung voraus.¹⁰ Ich selbst möchte hier noch stärker differenzieren: Der Klarheit halber plädiere ich dafür, dass wir vom ‚Kommunizieren‘ sprechen, wenn es sich um einen singulären, sozial gerichteten Emissions- oder Rezeptionsakt handelt, und von ‚Kommunikation‘, wenn das Kommunizieren erfolgreich ist, also von Verstehen gekrönt wird. Verständigung im Sinne der Akzeptanz postulierter Geltungsansprüche wäre damit keine Voraussetzung für die Rede von der Kommunikation. Jedenfalls setzt Kommunikation mindestens einen vollständigen Prozess aufeinander bezogener Emission und Rezeption voraus. Ob Verständigung hergestellt wurde, also ob Sinn verstanden und Geltung akzeptiert wurde, erfahren die Akteure wiederum nur in einer kommunikativen Doppelschleife von Emission, Rezeption, Feedback-Emission und Feedback-Rezeption. Die Gespräche unseres Alltags, die komplexen Diskussionen der Scientific Community und die Dialoge über politische Fragen vollziehen sich in unzähligen derartigen kommunikativen Schleifen.

Ist unser empirischer Datenkorpus nun kommunikativ? Die Antwort lautet mit großer Wahrscheinlichkeit ‚ja‘: Zwar können wir nicht sicher sagen, ob der BKM seine Signifikantenkomplexe an andere Menschen gerichtet hat, aber nach allem, was wir über Politik und mediale Kommunikation in Deutschland wissen, sind derartige Signifikantenkomplexe kommunikativ gerichtet. Schon in ihrer offiziellen Bezeichnung zeigt sich dies: Die Dokumente heißen Pressemitteilung oder Pressebild. Im journalistischen Interview wird die kommunikative Richtung besonders deutlich. Sowieso konzentriert sich unsere Auswahl empirischer Daten gerade auf Akte, die wir als an ein öffentliches Publikum, an eine disperse Schar von Rezipienten gerichtet interpretieren.

Wenn der BKM das Pressebild mit Udo Lindeberg absendet, sprechen wir von Kommunizieren. Wenn wir wissen, dass der Rezipient das Bild zumindest ähnlich versteht wie der BKM, nennen wir den Vorgang Kommunikation. Wenn der Rezipient einwilligt in die Geltung, verzeichnet der Emittent einen kommunikativen Erfolg.

1.2.3 Politisches Kommunizieren

Politisches Kommunizieren ist ein Spezialfall des Kommunizierens. Er liegt vor, wenn sich ein Aspekt des Kommunizierens als politisch interpretieren lässt, also wenn beispielsweise politische Signifikanten auf Basis einer Prozessierungsregel mit politischem Sinn sozial gerichtet emittiert werden oder wenn im Kommunizieren Ort, Zeit, Ambiente, Emittenten oder Rezipienten politisch konnotiert werden. Schon wegen des Emittenten BKM handelt es sich bei unseren Daten um Signifikantenkomplexe, die wir als politisch-kommunikativ verstehen können. Daneben finden sich weitere Mechanismen, die das Kommunizieren politisch durchwirken, etwa Konflikt, Konsens, Rationalität, Interesse, Ressourcen, Macht, Öffentlichkeit, Herrschaft und Repräsentation. Auf diese gehen wir in den folgenden Kapiteln näher ein. Vorab sei gesagt: Aus der Omnipräsenz dieser Faktoren lässt sich alles Kommunizieren als grundlegend politisch konnotiert verstehen! Kommunizieren ist eine genuin politische Tätigkeit.

⁹ Burkart 1998, S. 29.

¹⁰ Vgl. Burkart 1998, S. 32.

Autoren der politischen Kommunikationsforschung definieren ihren Gegenstand wie folgt: Bentele definiert politische Kommunikation „als (denjenigen) Teil menschlicher Kommunikation (...), der sich entweder thematisch oder aufgrund der Beteiligung von Akteuren des politischen Systems der Politik zurechnen lässt.“¹¹ Vowe sieht politische Kommunikation „in Abgrenzung zum Begriff Medienpolitik (als) Bezeichnung für denjenigen Teil der gesellschaftlichen Kommunikation, der kollektiv bindende Entscheidungen zum Thema hat.“¹² Angelsächsische Autoren betonen eher das Intentionale: McNair spricht von „purposeful communication about politics“¹³. Er inkludiert top-down-, bottom-up- und medienvermittelte Formen: „All forms of communication undertaken by politicians or other political actors for the purpose of achieving specific objectives.“¹⁴ Weiter: „Communication addressed to this actors by non-politicians such as voters and newspaper columnists.“¹⁵ Und schließlich: „Communication about these *actors* and their activism as contained in news reports, editorials, and other forms of media discussion of politics.“¹⁶ Denton und Woodward betonen, „the crucial factor that makes communication ‚political‘ is not the source of a message, but its content and purpose.“¹⁷ Im Zentrum stehe die „public discussion about the allocation about public resources (money), official authority (who decides), and official sanctions (what is to be rewarded or punished)“¹⁸.

1.3 Fazit: Grundformen des Zeichengebrauchs

Interpretieren und Kommunizieren

Als Grundformen des Zeichengebrauchs können wir das Interpretieren und das Kommunizieren bezeichnen. In der interpretativen Emission verknüpft ein Emittent einen Signifikanten auf Basis von Prozessierungsregeln oder experimentell mit einem bestehenden oder kreativ erdachten Signifikat. In der rezeptiven Interpretation vollzieht der Rezipient diese Rolle rückwärts. Kommunizieren verleiht diesem Vorgang eine soziale Dimension. Kommunizieren heißt damit Interpretieren, das auf ein menschliches Gegenüber gerichtet ist. Die Kommunizierenden übernehmen dabei die Rollen des Emittenten, dessen zeichenhafte Äußerung in Sinn und Geltungsanspruch sozial gerichtet ist, sowie des kommunikativen Rezipienten, dessen rezeptive Interpretation den im Signifikantenkomplex prozessierten Sinn und die Geltungsabsicht als kommunikativ an ihn gerichtet auffasst. Unser Versuch, die emissiven kommunikativen Prozesse des BKM anhand empirischer Signifikantenkomplexe nachzuvollziehen, gelangte schnell an seine Grenzen. Er machte deutlich, dass von einer allzu leichtfertigen Bezeichnung von etwas als Kommunizieren und von einer allzu selbstverständlichen Zuschreibung von Sinn und Prozessierungsregeln abzuraten ist. Mit Derrida: Texte verweigern sich „jeder hermeneutischen Frage, die ihres Horizontes sicher ist“¹⁹.

Politisches Interpretieren und Kommunizieren

Politisch sind Interpretieren und Kommunizieren, wenn sich mindestens ein Aspekt davon politisch interpretieren lässt, also wenn Signifikanten, Kontexte, Prozessierungsregeln und

¹¹ Bentele 1998, S. 130.

¹² Vowe 2006, S. 217.

¹³ McNair 2007, S. 4.

¹⁴ McNair 2007, S. 4.

¹⁵ McNair 2007, S. 4.

¹⁶ McNair 2007, S. 4.

¹⁷ Denton, Woodward 1998, S. 11.

¹⁸ Denton, Woodward 1985, S. 15.

¹⁹ Kimmerle 2008, S. 80, zit. nach Derrida, Harlow 1996, S. 126.

Signifikate politisch sind oder wenn Geltungsabsichten und Interessen politisch sind oder wenn der Zeichengebrauch von politischen Größen wie Konflikt, Konsens, Macht, Ressourcen, Öffentlichkeit, Herrschaft und Repräsentation durchwirkt ist.

2 Patchworker – politische Nutzer des Zeichenhaften

Wer ist es nun eigentlich, der Sätze wie „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“ gebraucht? Wer interpretiert, wer kommuniziert hier? Prof. Nida-Rümelin? Sein Pressesprecher? Ein Staatsminister? Der Beauftragte der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und Medien? In diesem Kapitel stellen wir uns also die Frage nach denen, die das Zeichenhafte konkret gebrauchen. Zu diesem Zweck analysieren wir mit den Hauptrollen der Kommunizierenden und den kommunikativen Richtungen einige Parameter der interaktiven Situation und beschäftigen uns mit der Organisationsform der Zeichennutzer. Dabei stellen wir einige literaturbasierte theoretische Überlegungen voran und evaluieren anschließend die Sachlage beim BKM.

2.1 Theoretische Überlegungen

2.1.1 Kommunikative Hauptrollen

Die Arbeit der kommunikativen Interaktion verteilt sich idealtypisch auf zwei Schultern: nämlich auf den kommunikativen Emittenten, dessen zeichenhafte Äußerung in Sinn und Geltungsanspruch sozial ausgerichtet ist, und kommunikativen Rezipienten, dessen rezeptive Interpretation den prozessierten Sinn und Geltung als vom Emittenten an ihn gerichtet auffasst. Andere Begrifflichkeiten, die sich in Umfeld der Benennung der kommunikativen Hauptrollen tummeln, halte ich für tendenziell irreführend: etwa die gängige Unterteilung in den ‚kommunikativen Akteur‘, den ‚Kommunikator‘ oder den ‚Kommunikateur‘ auf der einen und den Rezipienten oder gar ‚Rezeptor‘ auf der anderen Seite.²⁰ Hier wird eine ungleiche Verteilung der Handlungsmächtigkeit suggeriert. Warum sollte der Rezipient nicht auch ein handelnder Akteur sein? Warum sollte sich der Emittent nicht bloß einmal verhalten? ‚(Ab-)Sender‘ und ‚Empfänger‘ wiederum klingen primär nach postalischem Verkehr und sind überdies eng mit dem deterministischen informationstheoretischen Kommunikationsmodell verbunden.²¹

2.1.2 Kommunikative Richtungen

Die Kommunikationswissenschaft unterscheidet Interaktionssituationen nach ihren Richtungen: Wenn die Rollen des Emittenten und des Rezipienten fest vergeben sind, dann richtet der Emittent unidirektional einen Monolog an den Rezipienten. Dabei bleibt es dem Emittenten vorbehalten, Sinn und Geltungsanspruch zu gestalten und an den Rezipienten zu richten. Er hat so die alleinige Chance, kommunikativen Einfluss auszuüben. Wechseln Emittent und Rezipient ihre Rollen, dann werden dialogisch gerichtete, bidirektionale Interpretationen vorgebracht. Im Dialog sind Emittent und Rezipient kommunikativ gleichberechtigter, jeder darf sich äußern, seinen Sinn geltend machen. Jeder hat damit die Chance, den anderen zu überzeugen.

Weiter werden in der Literatur kommunikative Prozesse danach unterschieden, wer in welcher hierarchischen Position die emissive Initiative ergreift: Top-down heißt, dass ein Emit-

²⁰ Beck spricht vom „Akteur (Handlungs- und Rollenträger), der Aussagen für die öffentliche Kommunikation bereitstellt. Im Unterschied zum Kommunizierenden in der interpersonalen Kommunikation handelt es sich beim K. jedoch um eine relativ stabile Rolle, die in der Regel nicht mit der des Rezipienten gewechselt wird“ (Beck 2006, S. 135 f.).

²¹ „Sender“ und „Empfänger“ nennt er „in einfachen, linearen Kommunikationsmodellen Bezeichnung für den Ausgangspunkt von Signalen, Botschaften, Informationen oder Nachrichten“ (Beck 2006, S. 259).

tent, etwa ein Parteivorsitzender oder ein Ministerium, eine hierarchisch übergeordnete, herrschende Stellung einnimmt. Dieser kommuniziert monologisch, vertraut auf die Wirkung seiner kommunikativen Macht. Die Bottom-up- oder Grass-Roots-Variante situiert die kommunikative Initialzündung in der hierarchisch untergeordneten Position, beim einfachen Bürger. Hierbei wird die kommunikative Macht der massenhaften Emittenten impliziert, die eine gewisse Responsivität der Herrschenden erwarten.

2.1.3 Größe kommunizierender Gruppen

Kommunizieren braucht, wie oben ausgeführt, nur einen Kommunizierenden, der seine Botschaft sozial ausrichtet. Kommunikation erfordert unserer Definition zufolge mindestens einen und einen (möglicherweise bloß imaginierten) Teilnehmer. Nach oben hin ist die Zahl der miteinander Kommunizierenden, zumindest seit Erfindung von Medien und Massenmedien, aber unbegrenzt. Im Marketingkontext ist folgende Differenzierung nach kommunikativer Richtung und Zahl der Interaktionsteilnehmer gängig²²: Im ‚One-to-one‘ führen demnach zwei Kommunizierende einen Dialog. Beim ‚One-to-few‘ kommuniziert ein Emittent mit einer überschaubaren Gruppe monologisch. Untereinander führen die quantifizierbaren und namentlich bekannten Teilnehmer als ‚few-to-few‘ einen Multilog. Seit der Verfügbarkeit ‚klassischer‘ Massenmedien, wie der Zeitung oder des Fernsehens, lässt sich auch ‚one-to-many‘ technisch realisieren. Die Kommunikationswissenschaft nennt dies gern Massenkommunikation²³. Maletzke definiert diese wie folgt: „(J)ene Form der Kommunikation, bei der Aussagen öffentlich, also ohne begrenzte und personell definierte Empfängerschaft durch technische Verbreitungsmittel (Medien) indirekt (also bei räumlicher oder zeitlicher Distanz oder raumzeitlicher Distanz zwischen den Kommunikationspartnern) und einseitig (also ohne Rollenwechsel zwischen Aussagendem und Aufnehmendem) an ein disperses Publikum (im soeben erläuterten Sinne) vermittelt werden“²⁴. Das Wort der Masse soll also auf ein ‚disperses Publikum‘ hindeuten, also auf eine heterogene, anonyme, unüberschaubare und unbegrenzbare Vielzahl von Rezipienten.²⁵ Kommuniziert wird dabei monologisch, die Rolle des Emittenten ist dauerhaft vom spezialisierten Journalisten besetzt, der Rezipient konsumiert dessen Botschaften. Ausnahmen bilden höchstens Leserbriefe oder Hotlines im TV-Studio. Ich möchte dafür plädieren, nicht von Massenkommunikation zu sprechen, sondern von kommunikativer Emission an ein disperses Publikum. Denn das Wort ‚Masse‘ suggeriert eine emotional beeinflussbare, einheitliche Großgruppe im Sinne von LeBon.²⁶ Zudem sollte man hier besser von Kommunizieren als von Kommunikation sprechen, denn das disperse Publikum erlaubt keinen Rückschluss auf den kommunikativen Erfolg.²⁷

Das Web 2.0 revolutioniert derzeit die kommunikative Gemengelage: ‚Many-to-many‘ lautet das neue Schlagwort.²⁸ Die Reichweite reicht, so weit das Internet reicht, jeder User kann in die Rolle des Emittenten und Rezipienten schlüpfen. Dabei sinkt die Anonymität, denn die Kommunizierenden erlauben in Userprofilen Einblick in ihre – zumindest digitale – Identität. Kritiker befürchten allerdings, dass die meisten kommunikativen Aktivitäten im Internet die Öffentlichkeit eines Many-to-many verfehlen und schlicht im Few-to-few oder gar One-to-

²² Vgl. Peppers, Rogers 1999.

²³ Vgl. Maletzke 1963, S. 28 f., Noelle-Neumann et al. 2002, Pürer 2003.

²⁴ Maletzke 1963, S. 32.

²⁵ Vgl. Kapitel III.11.4.2 „Kommunizieren über Massenmedien“.

²⁶ Vgl. LeBon, Dingeldey 1951.

²⁷ Vgl. Kapitel III.7 „Gelingen und Misslingen von Interpretieren und Kommunizieren“.

²⁸ Vgl. Meckel, Stanoevska-Slabeva 2008.

none versanden²⁹: Die Aufmerksamkeit zerfalle in kleine Nischen, jeder bediene sich zielgerichtet und hoch spezialisiert. Breite Resonanz erreichen hier höchstens die digitalen Plattformen der klassischen Massenmedien.

Übrigens können wir von der kommunikativen Interaktionssituation leicht eine Brücke schlagen zur politikwissenschaftlichen Fachdiskussion. Mit dem Terminus des Netzwerks ließen sich im kommunikativen Feld die „Kontakte und Verbindungen, de(r) Austausch, die Beziehungen und Zugehörigkeiten, kurz: de(r) Verkehr der Netzwerkakteure“³⁰ abbilden. Eine Netzwerkanalyse könnte Aufschluss geben über kommunikative Beziehungen, Beziehungsrichtungen, Akteurzahlen und -zentralität, Exklusivitätsgrad, Themenfelder etc. Je nach Konstruktions- und Aktionsprinzip des Netzwerks, seien es neokorporatistische Iron Triangles oder issuebezogene Gruppen, wären dann kommunikative strategische Koalitionen möglich, kommunikative Konflikte wahrscheinlich, kommunikative Entscheidungen implementierbar. Einige qualitative Analysen zum BKM, die in diese Richtung gehen, finden Sie in den Kapiteln III.10.2.1 und III.11.4.4.2.1.

Im Einzelnen ist Zählen der Interaktionsteilnehmer aber eine mühselige Angelegenheit, wie das Beispiel des Udo-Lindenberg-Pressebildes zeigt³¹: Sofort ins Auge fällt eine One-to-one-Situation: Der ehemalige Kulturstatsminister Nida-Rümelin und der Musiker Udo Lindenberg kommunizieren im Bild miteinander – das Mikrofon und der geöffnete Mund des BKM deuten auf einen Dialog hin. Gleichzeitig handelt es sich um ein Pressefoto. Es wurde vom BKM aktiv an Journalisten versendet. Damit steht das Bild in einer monologischen One-to-few-Interaktionssituation. Drittens haben wohl einzelne Medien dieses Foto in ihrer Berichterstattung aufgegriffen, womit eine One-to-many-Situation, eine massenmediale Emission an ein disperses Publikum vorliegen würde. Viertens kommuniziere hier ich, die Autorin, mit Ihnen als Leser in einer One-to-one-Situation über dieses Bild.

2.1.4 Organisationsform der Zeichennutzer

Bei diesem Thema stoßen wir auf eine Leerstelle der politischen Kommunikationsforschung: Der Frage nach der Organisationsform der Kommunizierenden wurde bisher nämlich kaum Aufmerksamkeit geschenkt.³² Zu Unrecht, denn wie das Beispiel des BKM zeigt, bewegen sich gerade auf dem politisch-kommunikativen Parkett nicht nur Einzelpersonen, sondern gleichfalls komplexe Organisationen. So stellt sich die Frage, ob wir beide – was ihre Ressourcen, ihre Kompetenzen, ihre Strategien, ihre Macht angeht – über einen Kamm scheren dürfen.

²⁹ Vgl. Wimmer 2009.

³⁰ Schubert 1994, S. 272.

³¹ Vgl. Pressebild in Kapitel II.1.3.4 „Exemplarische Signifikantenkomplexe des BKM“.

³² Eine Ausnahme bildet Gerhards, der sich im Rahmen eines Bestimmungsversuchs politischer Öffentlichkeit mit Sprechern auseinandersetzt. Diese klassifiziert er in Akteure, die Input in den politischen Prozess einbringen, etwa Interessengruppen und Parteien, sowie welche, die den Throughput verantworten, darunter Parlament und Regierung, und welche, die in der Outputphase aktiv sind, etwa das politische Verwaltungspersonal (Gerhards 1994, S. 84 ff.). Die Gliederung nach dem Policy Cycle gibt zwar erste Hinweise auf kommunikative Akteure im politischen Prozess, sie ist aber recht schematisch und erklärt keine strukturellen Unterschiede zwischen diesen.

Auch die kommunikationswissenschaftliche Kommunikatorforschung setzt sich mit einem Akteur im Zeichengebrauch auseinander, nämlich dem Journalisten, etwa als Gatekeeper in der massenmedialen Berichterstattung (vgl. Saxer 1997). Hier handelt es sich um nichtpolitische, personale Akteure. So kann auch die Kommunikatorforschung wenig zur Klärung der Organisationsstruktur insbesondere politischer Akteure beitragen. Schließlich setzt sich das kleine Fachgebiet der Organisationskommunikation intensiv mit komplexen Kommunizierenden auseinander, allerdings meist aus der Perspektive interner kommunikativer Prozesse und weitgehend ohne politischen Bezug (vgl. Jablin, Putnam 2001).

2.1.4.1 Einzelpersonen

Normalerweise stellen wir uns einen Interpretierenden oder Kommunizierenden als Person vor. Ich denke z. B. an Sie, den Leser, an die Moderatorin Anne Will oder den Musiker Udo Lindenberg. Personale Emittenten und Rezipienten kommunizieren individuell, sie verfolgen individuelle Absichten, haben eigene Gründe, treffen Entscheidungen selbstständig und nutzen eigene Ressourcen. Im politischen Bereich ist der einfache Bürger Prototyp des personalen Interpretierenden und Kommunizierenden.

2.1.4.2 Komplexe Interpretierende und Kommunizierende

Gerade im politischen Kontext lässt sich das Interpretieren und Kommunizieren aber häufig nicht einer konkreten Person zuordnen. Vielmehr sind Organisationen, Behörden, Verbände o. Ä. in das kommunikative Geschehen involviert. Der akteurzentrierte Institutionalismus³³ des Politikwissenschaftlers **Scharpf** wartet diesbezüglich mit einer nützlichen Typologie auf. Wenn wir diese auf den kommunikativen Kontext übertragen, können wir derartige Akteure als „komplexe Kommunizierende“³⁴ auffassen und folgende Organisationsformen unterscheiden:

Kommunikative Aggregate kommunizieren zwar individuell, was interpretative Strategie und Umsetzung angeht, aber sie lassen sich auf Basis geteilter kommunikativer Merkmale, etwa gleicher Präferenzen, gleicher Werte, gleicher situationeller Bedingungen aggregieren. Ein Beispiel für politische kommunikative Aggregate sind Wählermilieus.

Kollektive Kommunizierende schließen sich gleichberechtigt zu einer Gruppierung, etwa einer sozialen Bewegung oder einer Allianz, zusammen. Dabei stimmen sie kommunikative Aktivitäten im Konsens oder nach dem Mehrheitsprinzip ab. Individuelle Zielsetzungen können dabei durchaus konfliktieren, die Ressourcen können der Gruppe zur Verfügung gestellt werden oder auch beim Kommunizierenden verbleiben. Auch eine lose Gruppenidentität kann sich durchaus ausbilden. Im politischen Kontext lassen sich beispielsweise die Neuen Sozialen Bewegungen, die Nicht- und Statt-Parteien hierzu zählen.

Korporative Kommunizierende sind hingegen dauerhaft rechtlich institutionalisiert. Als Siemens Aktiengesellschaft, als SPD oder als Bundesministerium verfügen sie über eine eigene Rechtspersönlichkeit. Unter ihrem Dach finden sich meist eigenständige Abteilungen, die für professionelles strategisches Kommunikationsmanagement³⁵ zuständig sind. Dazu beschäftigen sie in einer arbeitsteiligen, hierarchischen Organisationsstruktur einen spezialisierten, professionell ausgebildeten Mitarbeiterstab. Zudem können sie auf materielle Ressourcen, etwa finanzielle Budgets, rechtliche Befugnisse, Räumlichkeiten und Sachmittel zurückgreifen. Durch die enge und langfristige Zusammenarbeit des Personals bilden Korporationen regelmäßig Gruppenidentitäten aus.

Einerseits ist die Korporation aufgrund des professionellen Personals, der arbeitsteiligen Spezialisierung, des strategischen Managements, der Verfügbarkeit materieller Ressourcen sowie des Team Spirit gegenüber personalen Kommunizierenden klar im Vorteil: Nur sie besitzt das Know-how, elaborierte, kreative Kampagnen umzusetzen, nur sie kann sich professionelle Grafiker und kostspielige Anzeigenschaltungen leisten, nur sie kann bei Veran-

³³ Scharpf bettet politische Akteure in Institutionen ein, die ihre Handlungsmöglichkeiten beschränken und die Präferenzen der Akteure auf bestimmte Optionen hin lenken (vgl. Scharpf 2000, S. 105).

³⁴ Bandelow 2003, S. 293.

³⁵ Vgl. Kapitel III.13 „Strategisches Kommunizieren“.

staltungen auf eigene Räumlichkeiten zugreifen und besitzt die Manpower, diese vorzubereiten.³⁶ Andererseits begrenzt die Korporation aber auch die kommunikative Freiheit und Spontaneität der für sie Kommunizierenden: Diese müssen sich an die strategischen und budgetären Vorgaben halten, sind an das Image der Organisation gebunden, müssen Pläne mit Kollegen und Vorgesetzten absprechen und unterliegen den rechtlichen Anforderungen an die Korporation etc.

Korporationen sind im politischen Kontext häufig recht mitgliederstark, zahlreiche Bürger haben sich ihnen angeschlossen, etwa als einfaches Mitglied im DGB, als Funktionär der CDU oder als Aktivist bei Amnesty International. Zudem ist die überwiegende Mehrheit der Entscheidungsträger im vorpolitischen wie im politischen Raum in derartige Korporationen eingebunden, beispielsweise als Vorsitzender des Deutschen Schriftstellerverbands, als Mitglied des Deutschen Bundestags oder als Bundespräsidentin.

Für die Emission und Rezeption von Äußerungen komplexer Kommunizierender eröffnen sich zwei **Problematiken**: Wie kann erstens die diffuse, komplexe Korporation überhaupt als kommunikativer Emittent kenntlich gemacht werden? Nur schwerlich können ja alle Ressourcen, alle Mitarbeiter gemeinsam Präsenz zeigen. Auch die Prozessierung im einfachen Signifikanten kann diese Vielfalt nur unzureichend wiedergeben. Der komplexe Kommunizierende ist also ein klassischer Fall für das symbolische Kommunizieren bzw. das symbolische Repräsentieren.³⁷ Der diffuse und vielfältige Signifikatskomplex des Aggregats, des Kollektivs, der Korporation wird dabei in einem (personalen) Symbolisanten, in einer Bild- oder Wortmarke verdichtet prozessiert.

Während zweitens bei personalen Kommunizierenden Parameter wie semantische Interpretation, Geltungsabsicht, Macht oder Ressourcen meist recht eindeutig einer einzelnen Person zugeschrieben werden können, diffundieren bei komplexen Kommunizierenden Initiative, Konzeption und Verantwortlichkeit in den Weiten der Korporation. Wer tritt hier konkret als kommunikativer Emittent oder Rezipient auf? Die Korporation als Ganzes, der emittierende Pressesprecher, der Mitarbeiter der Poststelle, der den Brief öffnet, oder der Abteilungsleiter, für den der Brief bestimmt ist, der Kommunikationsstrategie, der die PR-Abteilung leitet, oder gar der Chef, der die Korporation symbolisch repräsentiert? Darüber hinaus sind die Akteure³⁸, die für die Korporation handeln, quasi Zwitter: In ihrem Körper sind sie private Personen und symbolische Repräsentanten der Korporation gleichermaßen. Ihre Rollen überlappen sich.

2.1.4.3 Überlegungen zur Personalisierung

Im Zusammenhang mit korporativen Kommunizierenden bieten sich einige Bemerkungen zur Personalisierungsdebatte an. Bisher konzentriert sich die politische Kommunikationsforschung vor allem auf Personalisierung als Wahlkampfstrategie bzw. in der Medienberichterstattung über Wahlkämpfe sowie als Einflussfaktor auf Wahlentscheidungen.³⁹ Die entsprechenden Definitionen sind recht dispers: Falter und Römmele sprechen von Personalisierung, wenn „der Kandidat in der medialen Berichterstattung eine deutlich hervorgehobene Rolle spielt und die eigentlichen politischen Fragen hinten anstehen.“⁴⁰ Hoffmann bezieht

³⁶ Vgl. Kapitel III.8, III.6, III.5.

³⁷ Vgl. Kapitel III.13.4.2.3 und III.15.

³⁸ Mit dieser Wortwahl möchte ich keine Vorentscheidung in der Frage von Verhalten und Handeln andeuten. Akteur ist hier einfach ein eleganteres Wort für einen kommunikativ Tätigen.

³⁹ Vgl. Brettschneider 2002a, S. 14-26.

⁴⁰ Falter, Römmele 2002, S. 51.

Personalisierung auf Politikvermittlung und Wahlerfolg über „(personale) Attribute eines Politikers“⁴¹. Macho spricht von einer „Inflation der Gesichter“⁴²: „Tatsächlich bewähren sich im politischen Konkurrenzkampf fast keine Programme mehr, sondern nur noch Gesichter. Wichtiger als selbst die denkbar höchste Kompetenz ist der Bekanntheitsgrad.“⁴³ Hettesheimer führt aus, dass im Rahmen von Personalisierung „die Person (des Politikers / der Politikerin) zum Deutungsmuster komplexer politischer Tatbestände wird, und zwar in der Selbstdarstellung der Politik, in der Darstellung von Politikern in den Medien oder auf Seiten der Wählerschaft bzw. des Publikums.“⁴⁴ Marcinkowski und Greger sprechen von Personalisierung politischer Kommunikation, „wenn politische Organisationen, staatliche Institutionen und sachpolitische Maßnahmen nicht mehr für sich stehen, sondern im Regelfall von einer kleinen Zahl von Politikern repräsentiert werden, die ihnen in der Öffentlichkeit Gesicht und Stimme verleihen. Strukturen (polity), Prozesse (politics) und Inhalte (policy) treten in den Hintergrund, Personen bestimmen den Vordergrund und liefern die Oberflächenansicht von Politik. Ihr Ansehen strahlt auf die von ihnen repräsentierten Organisationen aus, namentlich auf die politischen Parteien, ihre Sachkompetenz steht für die Güte der getroffenen Entscheidungen.“⁴⁵

Die bisherigen Definitionen sind recht also wahlkampforientiert, eine allgemeine Fassung von Personalisierung fehlt. Außerdem fällt ein normativer Dualismus ins Auge, nämlich der der ‚eigentlichen‘ Politik und ihres Ersatzes durch Unpolitisches wie die Personalisierung, die damit verdächtig wird. Wie genau wir Personalisierung verstehen können und in welchen Arten sie sich manifestiert, bleibt dabei allerdings im Graubereich.

Abhilfe kann hier eine semiotisch-kommunikative Perspektive auf das Phänomen schaffen. Personalisiertes Kommunizieren ist eigentlich eine Tautologie, denn jedes Kommunizieren hat einen Emittenten. Damit der Terminus Sinn macht, würde ich ihn im kommunikativen Prozess als Austauschphänomen beschreiben: erstens als Ersatz eines nichtpersonalen komplexen Emittenten oder Rezipienten durch einen personalen: Wie wir oben ausgearbeitet haben, erfordert ja die Kenntlichmachung eines komplexen Kommunizierenden per se eine symbolische Repräsentation, eine Materialisierung und Verdichtung der interpretativen Vielfalt in einem Symbolisanten.⁴⁶ Dieser kann als Ding, Bild, Schriftzug auftreten oder eben als personaler Körper. Der komplexe Kommunizierende wird hier also durch einen personalen Protagonisten repräsentiert und von Rezipienten als personaler Symbolisant interpretiert. Auch Personalisierung ist also Interpretationssache, sie liegt im Auge des Betrachters. Gerade die personalen Symbolisanten sind – als politische Entscheidungsträger – dabei nicht zwangsläufig eine unpolitische oder entpolitisierende Größe. Sie laden vielmehr gerade erst zur politischen Interpretation des Signifikantenkomplexes ein, weil sie ja selbst politisch konnotiert sind. Denn durch diese Form der Personalisierung wird die abstrakte Korporation erst persönlich greifbar. Politische Verantwortlichkeit wird so transparent gemacht, das Politikverständnis und -interesse der Bürger möglicherweise sogar gesteigert.

Personalisierung kann sich meines Erachtens auf ein weiteres semiotisch-kommunikatives Austauschphänomen beziehen, nämlich auf den interpretativen Ersatz eines Signifikaten, der für gewöhnlich mit nicht-personalen Signifikaten aus Policy, Polity, Politics verknüpft wird

⁴¹ Hoffmann 1998.

⁴² Macho 1998, S. 176 f.

⁴³ Macho 1998, S. 176 f.

⁴⁴ Holtz-Bacha, Lessinger, Hettesheimer 1998, S. 241.

⁴⁵ Marcinkowski 2002, S. 181.

⁴⁶ Vgl. Kapitel III.3.4.12 und III.15.

durch einen, der sich regelmäßig mit „personale(n) Attribute eines Politikers“⁴⁷ prozessieren lässt. In Äußerung und Rezeption eines Signifikatskomplexes werden also nicht ‚Mehrwertsteuer‘, ‚Diplomatie‘, ‚Verfassung‘, ‚Krieg‘ emissiv bzw. rezeptiv interpretiert, sondern eine politische Persönlichkeit, ihr Charakter, ihr Privatleben. Personalisierung ist natürlich auch hier Interpretationssache, Emittent und Rezipient können dabei sogar zu divergierenden Urteilen kommen. Falls der Politiker, die Politikerin nun als ‚positiv‘, ‚aufregend‘, ‚glamourös‘ konnotiert werden, erhält der Signifikantenkomplex womöglich mehr Aufmerksamkeit, er wird in seiner Geltung positiver beurteilt, als wenn er nicht-personal interpretierbar wäre. Wobei natürlich auch das Gegenteil gilt. Möglicherweise erhöht also Personalisierung potenziell das Interesse und die Akzeptanz der Rezipienten. Nun sind personale Signifikate und Signifikanten genauso ‚politisch‘ wie Konflikt, Konsens, Verfassung und Mehrwertsteuer, allerdings in einem eher boulevardesken Sinn.

Sowieso ist umstritten, ob überhaupt ein Trend zur Personalisierung besteht. Glaab gibt zu bedenken, dass „(d)ie Personalisierung von Politik (...) kein grundlegend neues, medien-gemachtes Phänomen der neunziger Jahre (sei, KW), vielmehr (sei, KW) sie im parlamentarischen Regierungssystem mit Kanzlerhegemonie angelegt.“⁴⁸ Allerdings habe die „strategische Bedeutung derartiger Personalisierungstendenzen (...) unter den Bedingungen der Mediendemokratie, die sich durch die vermeintliche Allgegenwart der Fernsehkamera auszeichnet, zugenommen.“⁴⁹ Auch Klein und Ohr kommen zum Schluss, dass persönliche Kandidatenorientierungen heute für die Wahlentscheidung wichtiger seien als politische.⁵⁰ Brettschneider hält dagegen: „Anders als in der Personalisierungsdebatte unterstellt, weisen die entsprechenden Studien keine kontinuierliche Bedeutungszunahme der Kandidatenorientierungen nach.“⁵¹ Der Autor geht davon aus, dass sich die Anteile der Einflussfaktoren auf die Wahlentscheidung seit den siebziger Jahren nicht geändert haben.⁵² Damit liegt er auf einer Linie mit Holtz-Bacha, die konstatiert: „Ein Trend zu verstärkter Personalisierung, der sich bei CDU und SPD wegen der Prominenz ihrer Kandidaten und der Professionalität ihrer Kampagnen am ehesten zeigen müsste.“⁵³

Einen Personalisierungstrend können wir auf Basis des Querschnitt-Datenkorpus zum Kommunizieren des BKM weder bestätigen noch verwerfen. Aber ich werde aufdecken, wie häufig Personalisierung in den Texten vorkommt, welche ihrer Formen genutzt werden und wie sich dies im Text manifestiert.

2.2 Empirische Spiegelung: Der BKM als korporativer Kommunizierender

Im Forschungsdesign begrenzen wir die Auswahl der empirischen Fälle auf jene, in denen der BKM die Rolle des kommunikativen Emittenten einnimmt. Zur kommunikativen Rezeption des BKM liegen uns damit keine Daten vor. Sie könnte sich beispielsweise ereignet haben, wenn sich eine Bürgerin initiativ an den BKM gewendet hat, um etwa ihr Anliegen in einen Brief zu formulieren, wenn SPD-Mitglieder den Amtsträger auf einer Wahlkampfveranstaltung befragen oder wenn kulturpolitische Querulanten auf der Bürgerhotline der Bundesregierung anrufen. Journalisten haben den BKM vielleicht um ein Interview geben, vielleicht haben sie

⁴⁷ Hoffmann 1998.

⁴⁸ Glaab 2000, S. 112.

⁴⁹ Glaab 2000, S. 112.

⁵⁰ Vgl. Klein, Ohr 2001.

⁵¹ Brettschneider 1998a, S. 403 f.

⁵² Vgl. Brettschneider 2006, S. 110.

⁵³ Holtz-Bacha 2002, S. 192, Graner, Stern 2002.

eine Rechercheanfrage gestellt. Verbandsvertreter haben womöglich Positionspapiere an sein Haus adressiert, sie haben den Amtsträger zum Kamingespräch eingeladen etc.

2.2.1 Basis-Parameter der Interaktionssituation im Kommunizieren des BKM

Wir haben uns in der Auswahl der empirischen Daten auf das primär emissive und top-down-gerichtete Kommunizieren des BKM begrenzt. Daher können wir keine detaillierten Aussagen treffen über rein rezeptive Prozesse des BKM oder die Bottom-up-Aktivitäten der kulturpolitischen Basis. Allerdings finden sich in der Amtszeit des BKM soweit ersichtlich keine öffentlichen kulturpolitischen Bürgerkampagnen, wie derzeit etwa anlässlich des Bahnhof-Projekts ‚Stuttgart 21‘. Bottom-up-Kommunizieren ist wohl meist eine nicht-öffentliche Angelegenheit: Vertreter der Kulturbranche, etwa die Verbände und Unternehmen, treten im nicht-öffentlichen Raum aktiv in Kontakt mit dem Staatsminister, zum Beispiel im Rahmen von Antrittsbesuchen. Daneben sind nicht-öffentliche Bottom-up-Aktivitäten einzelner Bürger vorstellbar, etwa ein Anruf auf der Bürgerhotline der Bundesregierung, ein Leserbrief an den BKM, eine Onlineanfrage. Weite Teile des bundeskulturpolitischen Kommunizierens des BKM sind somit – zumindest gegenüber den Bürgern und der Kulturbranche – top-down angelegt. Die Größe der Publika, die der BKM im Kommunizieren adressiert, klären wir in den Kapiteln III.10 und III.11.

2.2.2 Korporation BKM

Der BKM lässt sich den korporativen Kommunizierenden zuordnen. Als ein Beauftragter der Bundesregierung im Rang eines parlamentarischen Staatssekretärs und Staatsministers ist er eine juristische Person des öffentlichen Rechts, er verfügt über eine permanente Organisationsstruktur: Unter der Führung des Amtsträgers steht eine Hierarchie diverser Fachreferate mit qualifiziertem Personal, diverse Behörden sind der Organisation nachgeordnet.⁵⁴ Kommunikative Aufgaben werden von der Pressestelle des BKM im Bundeskanzleramt sowie von einem Referat für Kultur und Medien im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (BPA) übernommen. Dem BKM stehen – wie wir in Kapitel III.6.3 näher herausarbeiten werden – diverse Ressourcen zum Kommunizieren zur Verfügung. Eine BKM-interne Identität wird sich aber wohl noch nicht ausgebildet haben: Denn in der Amtszeit von Prof. Nidarümelin besteht die Korporation erst seit Kurzem. Sie verteilt auf die Arbeitsstandorte Bonn und Berlin, was persönliche Interaktion als Basis von Identitätsbildung erschwert. Zudem wurden die Mitarbeiter des BKM aus anderen Ministerien abgezogen, denen sie möglicherweise nach wie vor loyal verbunden sind.

Korporative Emittenten und Protagonisten

Wer nun tatsächlich die kommunikative Initiative ergreift, wer Konzeption und Umsetzung verantwortet, lässt sich aufgrund der komplexen, arbeitsteiligen Arbeitsprozesse der Korporation BKM anhand unseres Datenkorpus nicht exakt ermitteln, wir können nur nachvollziehen, wer als Emittent oder Protagonist öffentlich Präsenz zeigt. Als Emittenten fasse ich dabei diejenigen, der die Äußerung des Signifikantenkomplexes verantwortet. Ein ‚Protagonist‘ vollführt die kommunikative Äußerung des Signifikantenkomplexes.

⁵⁴ Vgl. Kapitel III.6.3 „Empirische Daten: Ressourcen des BKM“ und VII.C „Organigramm BKM“.

Nonpersonale Emittenten und Protagonisten

Im Zeichengebrauch lässt sich das komplexe materielle und semantische Konstrukt ‚BKM‘ nur durch symbolische Verdichtung äußern. Im unserem empirischen Datenkorpus werden dabei häufig nonpersonale bildhafte und schriftliche Symbolisanten genutzt: In Druckwerken wie Pressemitteilungen, Publikationen und Online-Artikeln finden sich dabei häufig korporationsbezogene schriftliche Symbolisantenkomplexe wie „Der Beauftragte der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und Medien“ oder kürzer der „Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien“. Auf offiziellen oder werblichen Dokumenten wie dem offiziellen Briefpapier, Broschüren und Flyern prangt regelmäßig das Logo des BKM. Es ist als Wort- und Bildmarke im Corporate Design der Bundesregierung gehalten. Links befindet sich ein Bundesadler, rechts der Schriftzug „Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien“, beides in Schwarz. Dazwischen steht ein Trennstrich in den Farben Schwarz, Rot, Gelb.

Grundsätzlich präsentiert sich der BKM im Rahmen nonpersonaler Symbolisierung als ganze Organisation, einzelne Abteilungen, etwa die BKM-interne Pressestelle, kommunizieren nicht öffentlich. Interessanterweise kommuniziert aber ein weiterer nonpersonaler Emittent im Geschäftsbereich des BKM: Im Rahmen von Pressemitteilungen, Einladungen zu Fototerminen und Pressekonferenzen wird die Korporation vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, genauer vom dortigen Referat Kultur und Medien vertreten. Auch der korporative Emittent BPA wird durch ein Logo und entsprechende Schriftzüge kenntlich gemacht. Am Ende des Textes wird das einschlägige Referat samt Kontaktdaten als Ansprechpartner für Rückfragen in schriftsprachlichen Signifikanten angegeben. Bei Internet-Artikeln tritt wiederum die Online-Redaktion des BPA namentlich in Erscheinung.

Personale Emittenten bzw. Protagonisten

Der empirische Datenkorpus zeigt darüber hinaus, dass der korporativ Kommunizierende BKM fast durchgängig personell symbolisch repräsentiert wird. Als Symbolisant tritt dabei fast ausschließlich der Amtsträger Nida-Rümelin auf. Selten wird der Amtsträger von ranghohen Presse- oder Fachexperten vertreten, etwa vom Regierungssprecher Heye oder vom Leiter der Abteilung K im Kanzleramt, Nevermann.⁵⁵ In Veranstaltungen, in TV-Sendungen oder auf Pressefotos präsentiert der Amtsträger dabei den BKM als körperlicher Symbolisant, er hält Reden und vollzieht performative Handlungen. In Interviews und Pressemitteilungen wird er namentlich als „Julian Nida-Rümelin“ genannt, in Zitaten oder Ö-Tönen aufgeführt, in Publikationen wird er als Autor gekennzeichnet.

In der personalen Symbolisierung scheinen weitere berufliche und politische Rollen des Amtsträgers, wie die des Professors, des Philosophen und des SPD-Parteimitglieds durch. Sie werden in Interviews, auf Veranstaltungen explizit erwähnt. Manchmal vertritt der Amtsträger auch den Körper eines anderen Spitzenpolitikers, etwa den Bundeskanzler, den Chef des Bundeskanzleramts oder einen anderen Staatsminister.

Kommunizieren persönlicher oder privater Attribute des Amtsträgers

Private Attribute des Amtsträgers werden hingegen recht selten zum Thema des öffentlichen Kommunizierens, etwa wenn Journalisten Fragen stellen zum Lieblingsfilm, zum Interesse

⁵⁵ Eine Verzerrung kann sich hier aber aus der Quellenlage ergeben. Im arkanen Kommunizieren sind die Fachreferenten übrigens um einiges präsenter, sie begleiten den Staatsminister oder übernehmen Gespräche selbstständig.

am Theater, zu Lebensstil und Charakter.⁵⁶ Einmal berichtet die Bunte in leuchtenden Farben über die Hochzeit des Amtsträgers, wobei allerdings die emissive Verantwortung nicht ganz geklärt ist.⁵⁷ Personalisierung als interpretativer Ersatz von nicht-personalen durch personale, gar private Attribute des Amtsträgers spielt in der kommunikativen Emission des BKM kaum eine Rolle; und wenn, dann scheint die Initiative eher von den Journalisten auszugehen.

2.3 Fazit: Patchworker – Nutzer des Zeichenhaften

Wir halten fest: Im Zeichengebrauch gibt es zwei Hauptrollen, die des Emittenten, der produktiv interpretiert, und die des Rezipienten, der rezeptiv interpretiert. Die interaktive Situation lässt sich dabei differenzieren nach Teilnehmerzahl, nach Interaktionsrichtung sowie nach Interaktionsschleifen.⁵⁸ Akteure verschiedenster Organisationsformen bewegen sich auf dem zeichenhaften Parkett: darunter personale und komplexe Kommunizierende wie kommunikative Aggregate, Kollektive und Korporationen, die sich in rechtlicher Institutionalisierung, materiellen und personellen Ressourcen, Gruppenidentitäten usw. voneinander unterscheiden und damit über divergierende kommunikative Schlagkraft verfügen. Politisch-kommunikative Akteure treten dabei in allen Organisationsformen auf, die Bürger beispielsweise als Einzelpersonen, die Neuen Sozialen Bewegungen als komplexe Kommunizierende und politische Organisationen wie Bundestag und Bundesrat als korporative Kommunizierende.

Komplexe Akteure sind auf Personalisierung im Sinne von symbolischer Repräsentation angewiesen. Ihre mannigfaltigen materiellen und semantischen Aspekte lassen sich nur in einem Symbolisanten verdichten und sinnlich wahrnehmbar machen. Die Frage, wer eigentlich interpretiert und kommuniziert, ist empirisch betrachtet ziemlich vielschichtig, in der Repräsentation diffundieren Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten.

Eine andere Form der Personalisierung ist der interpretative Austausch eines Signifikaten, der für gewöhnlich mit nicht-personalen Signifikaten aus Policy, Polity, Politics verknüpft wird durch einen, der sich regelmäßig mit „personale(n) Attribute(n) eines Politikers“⁵⁹ prozessieren lässt.

Der BKM als Patchworker

Unsere empirischen Daten zum öffentlichen Kommunizieren des BKM lassen darauf schließen, dass er zumeist in den Formen von one-to-few, few-to-few und one-to-many kommuniziert.

Der BKM lässt sich aufgrund seiner Ressourcen, Fähigkeiten und seiner Arbeitsorganisation als politische Korporation beschreiben. Er wird im Kommunizieren von einer weiteren Korporation, dem Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, unterstützt. Im Kommunizieren wird der BKM von nonpersonalen und personalen Symbolisanten repräsentiert. Die non-personale Emission geht in erster Linie auf das BPA zurück, die Organisation BKM tritt als Emittent eher selten auf, häufiger wird sie als Protagonist genannt. Dabei werden die nonpersonalen Kommunizierenden durch Logos oder schriftsprachliche Anführung kenntlich gemacht. Fast durchgängig wird der BKM daneben von personellen Symbolisanten reprä-

⁵⁶ Vgl. Kapitel III.11.4.4.2.4 „Massenmediale Emissionsform: Interview“.

⁵⁷ Diese Berichterstattung geht offiziell nicht auf die Initiative des BKM zurück. Daher habe ich sie nicht zum empirischen Datenkorpus gerechnet.

⁵⁸ Zu den Stufen in der kommunikativen Interaktion kommen wir in den Kapiteln III.10 und III.11.

⁵⁹ Hoffmann 1998.

sentiert. Hierbei spielt der Amtsträger selbst die Hauptrolle. Er tritt körperlich, stimmlich, namentlich in Erscheinung. Das Kommunizieren des BKM Nida-Rümelin ist also stark personalisiert in dem Sinn, dass der Amtsträger als symbolischer Repräsentant der Korporation in den emittierten Signifikantenkomplexen quasi omnipräsent ist. Die Personalisierung im Sinne von Einblicken in das Privatleben des Amtsträgers ist hingegen marginal ausgeprägt.

3 Verhalten und Handeln im Zeichengebrauch

Sind die Personen, die für den BKM kommunizieren, nun originäre Weber des Zeichenhaften oder bloße Webmaschinen, die einer Programmierung folgen? Werden ihre Geltungsabsichten determiniert? Oder entscheiden sie frei auf Basis von authentischen Präferenzen oder Gründen? Bestimmt das Zeichenhafte ihre interpretative Umsetzung oder besitzen sie Gestaltungsspielraum? Kurz: Können wir das Interpretieren und Kommunizieren des BKM als Verhalten oder Handeln bezeichnen?

3.1 Konzepte der Literatur

Die Thematik steht seit jeher im Fokus der Geistes- und Sozialwissenschaften. Die meisten Ansätze konzentrieren sich dabei allerdings auf das menschliche Handeln im Allgemeinen, den Spezialaspekt des Zeichengebrauchs nehmen sie nicht ins Visier. Wir werden uns nun einen rudimentären Überblick anhand einer kleinen Auswahl soweit möglich zeichenorientierter Beiträge verschaffen und auf Basis der Kritik eigene plausible Überlegungen entwickeln.

3.1.1 Determiniertes Verhalten

Einige Autoren tendieren dazu, das menschliche Tun als stark determiniert zu begreifen. Manche erheben dabei das konstruierte Zeichenhafte zum Bestimmungsfaktor, andere hingegen verorten den Determinismus in der menschlichen Biologie, in der äußeren Natur, in ökonomischen, sozialen oder historischen Bedingungen.

Foucault proklamiert den „Tod des Subjekts als Ursprung und Grundlage des Wissens, der Freiheit, der Sprache und der Geschichte“⁶⁰ Die Menschen seien im Wortsinn Subjekte der Diskurse, die ihrem Bewusstsein, ihren Gedanken, Erfahrungen, ihrer Identität sowie ihren Äußerungen vorausgehen und sie determinieren.⁶¹ „(D)as Ich ist ein Effekt des Sprechens, nicht seine Ursache“⁶², formuliert Müller-Funk. So bleibt kein Raum für die individuellen Absichten und die interpretative Kreativität eines Akteurs. Derlei Motive benötigt der Foucault'sche Diskurs auch nicht als Antriebskraft, denn die Diskurse vollziehen sich selbst, sie sind kontingent, ohne Ziel und Grund.⁶³ Erst im Spätwerk erinnert sich Foucault an das Subjekt, er thematisiert nun die historischen Praktiken der Sorge um sich selbst, kalkuliert subversiven Widerstand gegen Macht ein⁶⁴ und inkludiert liberale Freiheiten in seine Vorstellungen von Gouvernamentalität⁶⁵.

Auch **Derrida** lässt den Sinn ohne eigentliches Zutun des Autors disseminieren.⁶⁶ Er proklamiert gar den ‚Tod‘ des Subjekts als authentischen Autor.⁶⁷ Aufgrund der Différance⁶⁸ kann er getrost begraben werden: Das, was er meinte, intuiert sich schon anders in seiner Schrift; aufgrund der Differenzen von Ort und Zeit können die Rezipienten Sinn und Absicht des Autors sowieso nicht mehr nachvollziehen. Der Text spricht also für sich selbst. Bei Derrida sind es die Bedingungen der Différance, die den Zeichengebrauch determinieren. Der Einzelne ist

⁶⁰ Foucault et al. 2001-2005, I, S. 1002.

⁶¹ Vgl. Sarasin, Foucault 2010, S. 48, Foucault, Köppen 1995, S. 82, 190.

⁶² Müller-Funk 2006, S. 193.

⁶³ Vgl. Renn 2005.

⁶⁴ Vgl. Foucault 1977, S. 113-117.

⁶⁵ Vgl. Foucault 2004, I, S. 79.

⁶⁶ Vgl. Foucault 2004.

⁶⁷ Vgl. Aczel 2005, S. 207.

⁶⁸ Vgl. Derrida 1988, S. 13.

in sich gefangen, er kann aufgrund der permanenten Sinnverschiebung nicht ausdrücken, was er meint, er wird nicht verstanden, kann sich nicht verständigen. Die *Différance* bricht die Identität des Urhebers, er ist das eine und das andere gleichzeitig.⁶⁹

Marx hingegen situiert den determinierenden Mechanismus in den historischen materiellen Bedingungen. In der kapitalistischen Gesellschaft bestimmt demnach das Kapital, ergänzt von einem ideologischen Überbau, der die ausbeuterischen Besitzverhältnisse verschleiert, das Bewusstsein, die Erfahrung sowie das Handeln der Menschen.⁷⁰ Das Materielle determiniert dabei nicht nur den Einzelnen, sondern die Gesellschaft als Ganzes.

Kritik: Die Autoren dieses Kapitel halten die Intentionen des Menschen für weitgehend determiniert, sei es vom Diskurs, den systemischen Zeichenprozessen, sei es von historischen, materiellen oder sozialen Verhältnissen oder gar der angeborenen Biologie. Personale Authentizität scheint hier unmöglich, da auch die personale Identität den Determinismen unterliegt und so jede Äußerung an einem Nichtauthentischen anknüpft.

Um diese Thematik zu verarbeiten, muss ich etwas weiter ausholen. In der Vorstellung einer Determinierung des menschlichen Tuns schwingen mit Blick auf den Zeichengebrauch meines Erachtens folgende definitorische Komponenten mit: Das Interpretieren und Kommunizieren läuft reflexionsfrei ab. Der Einzelne reagiert reflexartig. Derartiges könnten wir im Rahmen des Patchwork-Modells durchaus abbilden. Obwohl wir tendenziell von bewussten, reflektierten Prozessierungen ausgehen, bleibt doch Raum für unbewusste Signifikate, für nicht reflektierte Bearbeitungsweisen, etwa im Bereich angeborener Zeichenkomponenten wie der zwangsläufigen, reflexartigen Assoziation des Signifikanten ‚Lächeln‘ mit dem Signifikat ‚freundlich‘. Doch sogar in diesem Fall würden wir wohl Interpretierende finden, die aufgrund körperlicher oder psychischer Behinderung diese Interpretation nicht automatisch vornehmen.

Zweitens impliziert Determinierung, dass keine Alternative zu einem Verhalten besteht, dass keine Wahlmöglichkeiten verfügbar sind. Das bewusste Nachdenken über Handlungspläne ließe sich aber wohl durchaus mit diesem Kriterium vereinbaren. Ins Patchwork-Modell lässt sich dieses Kriterium mehr schlecht als recht integrieren: Zwar legen die historischen Pfade der persönlichen Erfahrungen und Erkenntnisse sowie die gruppenbezogenen Institutionen des Zeichenhaften eine bestimmte Prozessierung mehr oder weniger stark nahe und schließen so Alternativen aus. Doch ist ein Verstoß, ein Rückgriff auf wilde Kreativität, immer möglich. Man muss nur bereit sein, Konsequenzen wie rechtliche Sanktionen, den Fehlschlag von Verstehen und Verständigung oder den wenig viablen Umgang mit der Welt zu tragen. Bei Herstellung von Signifikanten könnte die Alternativlosigkeit allerdings eine Rolle spielen, nämlich dann, wenn die materiellen Ressourcen äußerst knapp sind und den Zeichengebrauch damit definieren.

Drittens meint Determinierung, dass der Zeichengebrauch vom determinierenden Prinzip zwingend vorherbestimmt wird. Damit sollte er sich durch statistische Methoden prognostizieren lassen. Wenn wir also wissen, dass x das Verhalten y determiniert und x gegeben ist, dann muss y sicher oder zumindest in einer gewissen Wahrscheinlichkeit eintreten. Am ehesten scheint mir diese Form der Determinierung bei genetischen, überhaupt biologischen Konditionierungen von rudimentären menschlichen Anlagen im Zeichengebrauch möglich zu sein. Ansonsten scheinen sich die überbordende Vielfalt des interpretativen Geschehens und die situationale Sensibilität des Zeichengebrauchs zumindest einer deterministischen Kausa-

⁶⁹ Vgl. Derrida, Gasché 2006, S. 446.

⁷⁰ Vgl. Hauck 2006, Eagleton 2001.

lität und entsprechenden Prognosen zu verweigern. Auch der Common Sense steht dieser Auffassung wohl entgegen: Menschen würden vielleicht noch zustimmen, dass sie manchmal unbewusst, spontan handeln oder dass sie keine Alternative zu einem Verhalten sehen, doch findet sich wohl kaum einer, der sich selbst in seinem Tun als vollständig vorbestimmt bezeichnen würde.⁷¹ Zumindest meiner eigenen Intuition widerspricht diese Annahme. Nichtsdestotrotz könnte es natürlich sein, dass wir interpretative und kommunikative Kausalitäten oder Wahrscheinlichkeiten nicht nachvollziehen können, weil uns der unabhängige Beobachterstandpunkt fehlt, weil wir selbst dem determinierenden Prinzip unterworfen sind und es so nicht durchschauen. Selbst wo Menschen überzeugt sind, Pläne zu schmieden und Entscheidungen zu treffen und umzusetzen, könnte diese Intentionalität von einem dahinter waltenden Prinzip gesteuert werden. Außerdem könnte der Determinismus jedem eine Extrawurst braten. Er muss ja nicht unbedingt standardisieren, nicht für alle oder viele Fälle gelten. Deterministische Kausalität könnte sich auf den Einzelfall beziehen. Sogar angeborene Determinierung ließe sich mit interpretativer Varianz vereinbaren, wenn man von Rassen oder gar individuellen Genmutationen ausgeht.

Dennoch erkennen wir im Patchwork Muster, Strukturen, Regelmäßigkeiten im Interpretieren und Kommunizieren, die wir näher analysieren können und die sogar als Ausgangspunkt probabilistischer Prognosen dienen können. Sonst könnten wir die statistische Sozialforschung und die Rede vom Patchwork gänzlich einstellen. Als strukturierende, Regelmäßigkeit generierende Faktoren halte ich dabei alle von den Autoren dieses Clusters vorgebrachten Vorschläge – von den zeichenhaft-kulturellen über die ökonomischen, sozialen, historischen und sogar biologischen – für durchaus plausibel. Nur als monistische Erklärung scheinen sie mir übertrieben. Sowieso werden die materiellen, natürlichen, ökonomischen und sozialen Faktoren über interpretative Erkenntnisprozesse rezipiert, sie wirken nicht an sich zwingend, sondern über zeichenhafte Prozessierungen. In ihrer Erfahrung, mentalen Speicherung und in ihrer Wirkung auf künftiges Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln determiniert sich der Einzelne quasi mental selbst. Hier wirkt der sanfte Zwang der Gewohnheit, der Selbstverständlichkeit, der sozialen Konformität, der Viabilität im Umgang mit der Welt. Letztlich kann gegen diesen Zwang verstoßen werden. Es drohen dann eben Konsequenzen wie soziale Ausgrenzung oder das nutzlose Anrennen gegen die natürlichen Gegebenheiten. Mit Blick auf die individuellen und gruppenbezogenen institutionalisierten Prozessierungen der sozialen, ökonomischen, historischen, materiellen und natürlichen Signifikantenkomplexe sollten wir daher nicht von ‚determinieren‘, sondern von ‚prägen‘ sprechen. Nur die biologischen Prozesse determinieren, indem sie reflexionsfrei und zwingend agieren – wie Eagleton formuliert: „Der Tod ist die Grenze des Diskurses, nicht sein Produkt.“⁷²

Zudem würde uns die Annahme eines starken Determinismus von wissenschaftlich interessanten Themen ablenken: nämlich den Entscheidungen, den Absichten, der Kreativität des Einzelnen im interpretativen und kommunikativen Prozess, und seien sie nur gefühlt. Letztlich begegnen die deterministischen Ansätze auch der Problematik, dass sich mit der Intentionalität ein zentraler Motor des interpretativen und kommunikativen Geschehens in Luft auflöst. Die Vielfalt und innovative Dynamik praktischer Interpretationen erklärt sich dann nur noch aus der Kontingenz – meines Erachtens ein fader Ersatz für die menschliche Kreativität.

Da wir ohne unabhängigen Beobachterstandpunkt letztlich nicht sicher wissen können, ob interpretative Prozesse determiniert werden, lässt sich gegen eine deterministische Annah-

⁷¹ Vgl. Nida-Rümelin 2005, S. 13, 27, 65.

⁷² Eagleton 2001, S. 124.

me vor allem ein ethisches Argument ins Feld führen: Nur die Handlungsfreiheit erlaubt uns verantwortliches Handeln.⁷³ Nur aufgrund der Zuschreibung von Intentionalität können wir ethische Bewertungen vornehmen. Außerdem scheint das menschliche Leben aus der Perspektive eines mündigen Bürgers wohl nur attraktiv, wenn er sich frei entscheiden darf.

3.1.2 Handeln und Verhalten im Wechselspiel

Andere Autoren betten den Interpretierenden in zeichenhafte, materielle oder biologische Strukturen ein, die sein Tun mehr oder weniger stark anleiten. Der Einzelne schwankt so zwischen interpretativem Verhalten und Handeln.

Wittgenstein situiert den Einzelnen in Sprachspielen, die bestimmte Spielregeln des Zeichengebrauchs vorgeben: „Die Menschen sind im Netz der Sprache verstrickt und wissen es nicht.“⁷⁴ Allerdings leiten diese Regeln das Tun der Spieler nur unscharf an, sie sind im Zeitverlauf veränderlich.⁷⁵ So kann sich der Einzelne in Maßen wohl durchaus kreativ und innovativ betätigen. Wittgenstein warnt aber, dass grobe Abweichungen, das Sprechen einer Privatsprache, das intersubjektive Verstehen torpediere, der Mensch werde damit zum ‚Halbirren‘.⁷⁶

Eco zufolge ergreift der Einzelne klar die Initiative im semiotischen Prozess. Er konzipiert den konkreten semiotischen Akt und führt ihn aus – dies ist für Eco ein elementares Unterscheidungsmerkmal zwischen maschineller und menschlicher Kommunikation.⁷⁷ Der Autor unterscheidet die ‚Sender‘ dabei nach dem Grad ihrer Intentionalität: „Kommunikative Zeichen“⁷⁸ würden demnach künstlich geformt, ihr Einsatz erfolge bewusst im Rahmen einer Handlung. „Expressive Zeichen“⁷⁹ hingegen seien natürlich in ihrer Form, sie würden unbewusst, spontan gebraucht, ihr Einsatz entspreche dem kommunikativen Verhalten.⁸⁰ Den ‚Empfänger‘ klassifiziert Eco nach dem Verhalten, das Kommunikation bei ihm auslöst.⁸¹ In der Umsetzung des Zeichengebrauchs sind Sender und Empfänger allerdings – und das ist der Clou der Semiotik – qua Konvention an differenziell codierte Zeichensysteme gebunden. Idiosynkratische Umsetzungen liegen laut Eco außerhalb des Forschungsinteresses dieser Disziplin.⁸² Gleichfalls werden kreative Adaptionen der semiotischen Codierungen im Rahmen von ästhetischen, künstlerischen Interpretationen thematisiert.⁸³ So lässt Eco die Frage, ob der Sender „vom Code gesprochen“⁸⁴ werde oder ob er den Code wählen könne, letzten Endes unbeantwortet.

Die **Cultural Studies** betonen einerseits die interpretative Eigenleistung des Einzelnen, gerade auch auf Seiten der Rezeption. Ein Text selbst enthalte keine Bedeutung, er provoziere stattdessen verschiedene Interpretationen.⁸⁵ Doch ist die interpretative Freiheit auch hier begrenzt: Hall spricht von „preferred readings“⁸⁶, also bevorzugten Lesarten, Verständigung

⁷³ Vgl. Nida-Rümelin 2005, S. 26.

⁷⁴ Wittgenstein, Rhees 1984, S. 462.

⁷⁵ Vgl. Wittgenstein, Schulte 2008, S. 66.

⁷⁶ Wittgenstein 1984a, S. 243 ff.

⁷⁷ Vgl. Eco 1972, S. 67 f.

⁷⁸ Eco 1995, S. 45.

⁷⁹ Eco 1995, S. 45.

⁸⁰ Vgl. Eco 1995, S. 45.

⁸¹ Vgl. Eco 1995, S. 68 ff.

⁸² Vgl. Eco 1972, S. 66.

⁸³ Vgl. Eco 1972, S. 143.

⁸⁴ Eco 1972, S. 68.

⁸⁵ Vgl. Fiske 1986.

⁸⁶ Hall 2004.

setze semantische Überlappung voraus. Bestimmend für den interpretativen Spielraum des Einzelnen sind in den Cultural Studies die sozioökonomischen Machtverhältnisse: Hegemoniale Verhältnisse zwingen zur Übernahme der dominanten Interpretation, oppositionelle Verhältnisse erlaubten interpretative Gegenmachtbildung, zeichenhafte Subversion.⁸⁷

Auch **Giddens'** Strukturierungstheorie ist geradezu exemplarisch für diesen Ansatz: Der englische Soziologe geht von intentionalen Akteuren aus, die in Strukturen eingebettet sind.⁸⁸ Letztere konstituieren sich aus normativen Regeln, Signifikationsregeln sowie aus Handlungs- und materiellen Ressourcen. Zumindest die Regeln determinieren das Handeln der Akteure nicht: Unter Voraussetzung von „knowledgeability“⁸⁹ fungieren die Regeln quasi „als Spielanleitungen“⁹⁰. Giddens betont dabei gegenseitige Restriktion und Ermöglichung von Struktur und Handlung. Die Struktur präge zwar das Tun, indem sie alternative Möglichkeiten, Freiheitsspielräume begrenze, aber gleichzeitig ermögliche sie mit dieser Einhegung erst das konkrete Handeln. Im Handeln wiederum konstruierten sich en passant die Strukturen, die es begrenzen.

Auch **Bourdieu** beschreitet einen Mittelweg zwischen Freiheit und Determinierung, wobei er wohl eher zur Letzteren tendiert. Dem französischen Autor zufolge ergreift der Einzelne die Initiative, er verfolgt das strategische Interesse, Kapital zu akkumulieren und machtvolle Positionen in den verschiedenen sozialen Feldern zu besetzen.⁹¹ Seine Hexis wird aber vom individuellen beziehungsweise kollektiven Habitus bestimmt.⁹² Dieser ist mit Kraus etwas „Gewordenes, *opus operatum*; er ist geronnene Erfahrung, Produkt der Geschichte des Individuums, inkorporierte, zur Natur gewordene Geschichte. In ihm wirkt, wie Bourdieu sagt, die ganze Vergangenheit, die ihn hervorgebracht hat, in der Gegenwart fort. (...) Zugleich ist er *modus operandi*, ein generierendes Prinzip jener regelhaften Improvisationen, die man auch gesellschaftliche Praxis nennen kann.“⁹³ Der Habitus basiert auf Nomos und Doxa eines sozialen Feldes sowie der entsprechenden Verteilung des sozialen, ökonomischen und kulturellen Kapitals.⁹⁴ Über die Handlungsdispositionen wirkt er wieder auf das Feld zurück. Der Einzelne ist so spielerisch frei und doch unterliegt er der Illusio, der Befangenheit im Spiel: So wird „im Vollzug des Spiels (...) dieses zur einzigen Wirklichkeit“⁹⁵.

Kritik: Noch immer können wir nichts Objektives darüber sagen, ob und wie weit das menschliche Handeln determiniert wird. Doch wenn wir uns der Frage auf Basis unserer individuellen praktischen Intuition nähern, dann scheint mir das Sowohl-als-auch, das die Ansätze dieses Kapitels vertreten, durchaus ins Schwarze zu treffen. Sie lassen Raum für Fälle, wo Menschen das Gefühl haben, Pläne zu schmieden, Entscheidungen zu treffen und sie kreativ umzusetzen, und verlieren trotzdem die sozialen, ökonomischen, historischen, materiellen, biologischen Determinanten dieser Handlungen nicht aus dem Blickfeld. Die überindividuellen Prägefaktoren erklären intersubjektives Verstehen im Zeichengebrauch genauso wie interpretative Varianz und Innovation. Die Intentionen der Akteure geben dabei einen plausiblen Motor des interpretativen Geschehens ab, ein Rückgriff auf den fragwürdigen Antriebsmechanismus der Kontingenz ist so gar nicht erforderlich. Personale Identität steht hier

⁸⁷ Vgl. Hepp 2006.

⁸⁸ Vgl. Iványi 1999.

⁸⁹ Brier 2004.

⁹⁰ Reckwitz 2007.

⁹¹ Vgl. Bourdieu et al. 1976.

⁹² Vgl. Bourdieu et al. 1976.

⁹³ Kraus 2004, S. 192.

⁹⁴ Als Doxa bezeichnet Bourdieu einen selbstverständlichen „Corpus von Lehrsätzen“, Nomos ist explikativ und argumentativ angelegt, er objektiviert „als Selbstverständlichkeit“ (vgl. Müller-Funk 2006, S. 229 f.).

⁹⁵ Müller-Funk 2006, S. 224 f.

im Spannungsfeld aus Originalität und Determinierung, authentische Äußerungen sind insofern immer gebunden an die jeweiligen Prägefaktoren. Im Graubereich verbleiben hier leider die konkreten Grade von Freiheit und Determinismus und ihre jeweiligen Bestimmungsfaktoren genauso wie eine klare Unterscheidung von konzeptioneller und operativer interpretativer Freiheit.

Interessant scheint mir der ‚Empowering-Effekt‘ der prägenden Faktoren, den die Autoren hervorheben, anstatt nur äußere Restriktion zu fürchten oder sich fatalistisch in diese zu ergeben. Besonders spannend finde ich dabei Giddens’ These der Dualität der Struktur: Handlung schafft Struktur, die wiederum Aktion begrenzt und damit ermöglicht.

3.1.3 Intentionales, kreatives Handeln

Kant geht davon aus, dass Menschen in der Praxis intentional handeln können. Der freie Wille ist für ihn ein zutiefst menschliches Vermögen, er beinhaltet „die Tauglichkeit und Geschicklichkeit zu allerlei Zwecken sowie die Fähigkeit des Menschen, sich selbst Zwecke zu setzen und so eine unter der Idee der Moralität stehende menschliche Gemeinschaft hervorzubringen.“⁹⁶ Kant begreift die Willensfreiheit also als Freiheit zur Vernunft, zur Sittlichkeit. Er postuliert, dass Menschen als praktische Vernünftige ihr Handeln aus freien Stücken unter das Sittengesetz stellen. Auf die Handlungsfreiheit in der operativen Umsetzung geht er nicht ein. Auch bezieht Kant seine Theorie nicht auf den Zeichengebrauch, sondern auf Handlungen im Allgemeinen. Das menschliche Bewusstsein, die personale Identität ist als Anker von Handlungen authentisch, sie ist frei von sozialen, materiellen, historischen Determinismen.⁹⁷

Die **Sprechakttheorie** setzt sich vornehmlich mit intentionalem Zeichengebrauch, dem Sprechen als intentionalem Handeln auseinander. Jeder Sprechakt beinhaltet ja eine illokutionäre Komponente, er wird absichtlich geäußert, erfüllt für den Agierenden eine bestimmte Funktion, er soll bestimmte perlokutive Wirkungen nach sich ziehen.⁹⁸ Der Handlungscharakter fokussiert hier also die Emissionsseite. Als Geltungsabsicht wird dabei Akzeptanz des propositionalen Gehalts als wahr, richtig, wahrhaftig aufgeführt. Kaum thematisiert werden in diesem Rahmen die sekundären Intentionen, die die Äußerung motivieren. Der Freiheitsgrad in der interpretativen Umsetzung wird von den konventionellen Gelingensbedingungen abgesteckt.⁹⁹

Grice bezieht sich ebenfalls ausschließlich auf das freie, absichtsvolle Kommunizieren des Sprechers. Er skizziert es in seiner intentionalistischen Semantik aus konsequentialistischer Perspektive.¹⁰⁰ Die Äußerung soll beim Rezipienten die beabsichtigte Wirkung hervorrufen, indem die Zielperson diese Wirkungsabsicht korrekt erkennt.¹⁰¹ Hier fallen primäre und sekundäre Geltungsabsicht zusammen. Nicht-konsequentialistische kommunikative Akte, etwa phatischer oder inferenzieller Art, werden damit nicht erfasst. Die Freiheit in der operativen Umsetzung hegt Grice durch die konventionellen Implikaturen ein. Unklar bleibt, wie weit die Handlungsfreiheit des Rezipienten durch die konsequentialistische Einflussnahme des Sprechers beschnitten wird.

Nida-Rümelin geht ebenfalls von autonomen, intentional handelnden Menschen aus, er formuliert: „Ohne Intentionalität keine Sprache. Ein gegebenes Signal hat nur dann eine Be-

⁹⁶ Kant, Lehmann 2006, § 83.

⁹⁷ Vgl. Aczel 2005.

⁹⁸ Vgl. Austin, von Savigny 2010, S. 131.

⁹⁹ Vgl. Austin, von Savigny 2010, S. 23-71.

¹⁰⁰ Vgl. Grice 1982.

¹⁰¹ Vgl. Grice 1982, S. 220.

deutung, wenn es über spezifische Intentionen Auskunft gibt oder solche Intentionen zum Ausdruck bringt.“¹⁰² Diese Intentionalität situiert er auf beiden Seiten der kommunikativen Interaktion: „Wechselseitig aufeinander bezogene Intentionen und Überzeugungen von Sprecher und Hörer sind konstitutive Bedingungen von Kommunikation.“¹⁰³ Doch fasst er diese Intentionalität – ganz im Gegensatz zu Grice – als normative: Denn Menschen kommunizieren nicht um der effektivsten Einflussnahme wegen, sondern sie brächten Argumente vor, um den anderen zu überzeugen.¹⁰⁴ „Der deontologisch oder humanistisch gesinnte Sprecher überlässt es aus *Respekt vor der Autonomie des Adressaten* diesem selbst, welche Konsequenzen er aus der Übermittlung der Gründe ziehen möchte“¹⁰⁵. Verständigung, nicht Manipulation lautet das Zauberwort.¹⁰⁶

Die Möglichkeit, dass Menschen ihre Überzeugungen und ihr Handeln an theoretischen und praktischen Gründen orientieren, macht dabei die menschliche Freiheit überhaupt erst aus. Denn Gründe sind Nida-Rümelin zufolge von „naturalistische(r) Unterbestimmtheit“ charakterisiert.¹⁰⁷ Dabei sind sie keine individuellen Wünsche, sie „ordnen Entscheidungen und die folgenden Handlungen in den größeren Kontext der von der Person akzeptierten Strukturen der Lebensform ein“¹⁰⁸, haben also eine kohärentistische Struktur.¹⁰⁹

Kritik: Die Autoren dieses Kapitels betonen die Intentionalität des Handelns, die Akteure treffen bewusste Entscheidungen, um Absichten konsequentialistisch zu verwirklichen oder weil sie gute Gründe dafür haben. Der Ansatz erfasst den Common Sense insofern, als dass Menschen manchmal glauben, frei zu entscheiden, bewusst zielorientiert oder begründet abzuwägen und ihre Ergebnisse kreativ umzusetzen. Die andere Seite der Medaille, das Gefühl, unbewusst, alternativlos, gezwungenermaßen zu agieren, wird so aber nicht erfasst. Das interpretative Geschehen findet in den Intentionen zwar eine starke Antriebskraft, doch verschwinden die Prägefaktoren dieser Intentionen, seien sie biologischer, materieller, sozialer oder zeichenhafter Art, weitgehend von der Bildfläche. Das menschliche Verhalten löst sich so jedenfalls weitgehend in Luft auf. Die Umsetzungsfreiheit erfährt insgesamt wenig Aufmerksamkeit.

3.2 Nützliche Beschreibung: Interpretatives und kommunikatives Verhalten und Handeln

Sollen wir das Interpretieren und Kommunizieren nun als Verhalten auffassen oder als Handeln? Handeln Amtsträger und Mitarbeiter der Korporation BKM intentional? Oder verhalten sie sich nur gemäß dem, was ihre Psyche, ihre Körper, die Ökonomie, die Gesellschaft, andere Menschen, das Zeichenhafte ihnen vorgeben? Da wir, wie oben ausgeführt, letztlich nicht wissen können, ob das menschliche Tun determiniert wird oder nicht, plädiere ich für eine pragmatische Vorgehensweise, die einfach unseren eigenen alltäglichen Intuitionen entspricht. Ich möchte also weniger sagen, dass es so und so ist, als wir Menschen in der Interpretation dieses und jenes Gefühl von Entscheidungsfreiheit oder äußerer Strukturierung, von intersubjektiver Prognosemöglichkeit und vermutetem Zufall haben. So zerfällt die Frage nach Freiheit und Determinismus in vielfältige graduelle Nuancen sowohl im Bereich

¹⁰² Nida-Rümelin 2009, S. 127.

¹⁰³ Nida-Rümelin 2009, S. 135.

¹⁰⁴ Vgl. Nida-Rümelin 2005, S. 63.

¹⁰⁵ Nida-Rümelin 2009, S. 15.

¹⁰⁶ Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 37.

¹⁰⁷ Vgl. Nida-Rümelin 2005, S. 35.

¹⁰⁸ Nida-Rümelin 2005, S. 57.

¹⁰⁹ Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 108.

der Konzeption einer intentionalen Entscheidung wie auch im Bereich ihrer Umsetzung. Alles in allem können und sollten wir, wie ich meine, zumindest teilweise am freien interpretativen Handeln festhalten und es nichtsdestotrotz in zeichenhafte, kulturelle, ökonomische, materielle, soziale und biologische Faktoren einbetten.

3.2.1 Konzeptionelle Intentionalität

Mit Blick auf die interpretative und kommunikative Konzeption können wir von **Verhalten** sprechen, sofern äußerlich beobachtbares interpretatives Tun oder Unterlassen zwangsläufig, ohne bewusste Entscheidung zwischen Alternativen, also unabsichtlich, quasi grundlos erfolgt.¹¹⁰

Ich denke hier zum Beispiel an impulsive Reflexe, etwa den verbalen Lapsus im Streitgespräch, den verzerrten Gesichtszug auf Basis von Bauchschmerzen, das Gebrüll im Suff, das Reden im Traum. Dieses automatische Verhaltensprogramm können wir mit den angeborenen Grundlagen des Zeichengebrauchs und angeborenen Komponenten des Zeichenhaften erklären. Allerdings sind nur äußerst wenige interpretative und kommunikative Tätigkeiten derartig biologisch grundiert.

Auch das Interpretieren und Kommunizieren, das gewohnheitsmäßig oder standardisiert abläuft, würde ich eher zum Verhalten zählen. Hier besteht zwar eine gewisse finale Absicht oder ein kausaler Grund, diese werden aber nicht bewusst reflektiert, der explizite Entscheidungsprozess fehlt, Alternativen werden nicht berücksichtigt. Beispiele für diesen Fall wären affektive Prozessierungen, Floskeln der Begrüßung, die ‚Spiele der Erwachsenen‘, der bei läufige Smalltalk, das spontane Twittern sowie alltägliche Formen der kommunikativen Interaktion („Reich mir das Salz“). Hier sind es also die gruppenbezogenen Institutionen des Zeichenhaften und auch die individuellen Erfahrungen und Erkenntnisse, die sanften Zwang auf den Zeichengebrauch ausüben. Abweichungen sind theoretisch möglich, doch praktisch unwahrscheinlich. In diesen persönlichen und gruppenbezogenen Komponenten des Zeichenhaften werden wiederum die natürlichen, sozialen, materiellen, ökonomischen Prägefaktoren wirksam, die im Umgang mit der natürlichen und sozialen Umwelt gelernt wurden.¹¹¹

Eine gängige Annahme ist, dass die Rezeption eher reflexhaft erfolgt als die Emission. Zumindest stempeln behavioristische Kommunikationsmodelle, die propagandistische Rhetorik oder auch kritische Medientheorien den Rezipienten durch die Bank zum reflexhaften Rezipienten.¹¹² Als passiver Konsument ist er dabei fast schon konditioniert von den auf ihn einprasselnden Botschaften, er übernimmt Geltungsabsichten ohne Widerstand und führt die entsprechenden Reaktionen aus. Neuere kommunikationswissenschaftliche Studien zur Wirkung von Kommunikation schwächen diese These allerdings ab.¹¹³ Ich selbst halte es für durchaus plausibel, dass die Rezeption weniger Reflexion erfordert als die Emission. Denn der Rezipient braucht sich keine Gedanken über die Produktion eines Signifikanten zu machen, er interpretiert nur reaktiv. Weiter scheinen manche Zeichengattungen mehr Reflexion zu implizieren als andere. Studien belegen, dass 80 Prozent der Körpersprache nicht intenti-

¹¹⁰ Die Äußerlichkeit ist des Tuns ist im Fall der Rezeption problematisch, hier reicht es ja, wenn sich Wissen verändert.

¹¹¹ Die biologischen Grundlagen des Zeichengebrauchs nehmen wir uns Kapitel II.2.2.5, II.3.2.2 vor, mit den ökonomischen und sozialen Ressourcen setzen wir uns in III.6 auseinander.

¹¹² Vgl. Lasswell et al. 1979, Horkheimer, Adorno 2004.

¹¹³ Vgl. Kapitel III.11.6.

onal emittiert werden.¹¹⁴ Mündlichem Sprachgebrauch hingegen wird häufig eine hohe Reflektionskraft zugeschrieben.¹¹⁵

Insgesamt ist Verhalten im Zeichengebrauch also durchaus gängige Praxis, wobei biologische Determinierung selten und die Prägung durch individuelle zeichenhafte Erkenntnisse und gruppenbezogene zeichenhafte Institutionen sehr häufig ist.

Handeln hingegen setzt Intentionalität voraus. Im Bereich der interpretativen und kommunikativen Konzeption muss also eine originelle, reflektierte Entscheidung zwischen Alternativen auf Basis einer finalen Absicht oder eines kausalen Grundes stattgefunden haben. In der Praxis wägen Menschen tatsächlich häufig verschiedene Alternativen ab, sie verfolgen Ziele, lassen sich von Gründen motivieren. Gerade in wichtigen, außeralltäglichen Situationen finden sich derartige interpretative und kommunikative Akte, etwa beim Bewerbungsgespräch, vor Gericht, in der Gehaltsverhandlung, in der wissenschaftlichen Analyse, in den Massenmedien, etc. Anne Will setzt Kleidung und Gestik wohlüberlegt ein, um journalistische Seriosität zu suggerieren. Das BKM veröffentlicht Pressefotos, um Journalisten von der Politik des Amtsträgers zu überzeugen und eine gute Presse zu erhalten.

Die Absichten, Interessen und Beweggründe, von denen sich die Menschen leiten lassen, sind dabei vielfältig: In der interpretativen Rezeption ist der Versuch, einen Signifikanten zu verstehen, wohl grundlegend, in der Emission die Absicht, einen nützlichen Signifikanten herzustellen. Darüber hinaus werden damit weitergehende Intentionen verknüpft, die im interpretativen Kontext auf das Erkennen und den individuellen Umgang mit der Welt zielen. Ich will beispielsweise das Lindenberg-Pressefoto verstehen, um es in meiner Doktorarbeit zu verarbeiten und damit wiederum gut benotet zu werden. In der kommunikativen Emission zielen primäre Intentionen auf die Akzeptanz der Geltung eines geäußerten Sinns als wahr, richtig, wahrhaftig durch den Rezipienten; der postulierte Geltungsmodus soll angenommen werden. Sekundäre Intentionen beziehen sich auf weitere Absichten, die sich durch eine Veränderung der kognitiven, affektiven Signifikate des Rezipienten und das entsprechende Folgeverhalten, die entsprechenden Folgehandlungen realisieren lassen. Im Bereich kommunikativer Rezeption bezieht sich die primäre Intention auf die absichtliche Übernahme oder Ablehnung von Geltungsmodi und Geltungsabsichten und weiter auf die entsprechenden Folgen für die künftige Interaktion.

Hier stellen sich nun zwei Fragen: erstens, ob die reflektierte Wahl einer Handlungsoption originell, authentisch ist oder ob auch sie unerschwerlich von einem Diskurs, der Biologie, der Kultur, den ökonomischen und sozialen Verhältnissen bestimmt wird. Zweitens, wie weit die Freiheit des intentional Interpretierenden und Kommunizierenden reicht: Sind seine Alternativen unbegrenzt oder bestehen Restriktionen welcher Art auch immer?

Meines Erachtens gibt es kein reines, authentisches Handeln des ‚animal symbolicum‘, und zwar weil er ‚animal‘ und ‚symbolicum‘ ist: So ist der Zeichengebrauch des Einzelnen immer an körperliche, mentale Verarbeitungskapazitäten gebunden. Weiter muss er in der Entwicklung einer Intention auf semantisches Potenzial zurückgreifen, das Erkenntnisse über das Zeichenhafte sowie über biologische, materielle, psychische, historische ‚Wahrheiten‘ dort draußen impliziert. Die Identität des Einzelnen ist als authentischer Anknüpfungspunkt des Zeichengebrauchs so gleichermaßen ursprüngliche Kreativität wie Ergebnis äußerer Einflüsse. Wir können im Patchwork-Modell dennoch ruhig von Handeln sprechen, denn schließlich hat der Einzelne diese Determinanten eigenständig interpretiert und gelernt und heckt nun

¹¹⁴ Vgl. Molcho 2006.

¹¹⁵ Vgl. z. B. Plato 2004, 438d.

auf ihrer Basis eine reflektierte Entscheidung für eine Handlung aus. Die Intention des BKM in der Äußerung des Lindenberg-Pressfotos könnte also beispielsweise lauten: „Ich möchte die Journalisten davon überzeugen, dass ich nicht nur Staatsminister für Hochkultur bin, sondern genauso dem Rock nahestehe, dass ich in der Musikszene ziemlich cool rüberkomme.“ Diese Intention fällt ihm aber nur ein, weil er aus Erfahrung weiß, dass er Kulturstatsminister ist, dass es Pop- und Hochkultur gibt, dass Musik irgendwie gut fürs Image ist. Außerdem glaubt er, dass er das Fotoshooting bezahlen kann und dass sein sozialer Rang ausreicht, um den Superstar Lindenberg für dieses zu gewinnen.

Die Extremform des intentionalen Kommunizierens ist das strategische Kommunizieren.¹¹⁶ Dominant ist dabei das konsequentialistische Interesse, die Absicht, ein strategisches Kommunikationsziel bei einer bestimmten Zielgruppe zu erreichen. Die Signifikantenkomplexe werden in allen Aspekten effektiv bzw. effizient auf die Wirkung hin abgestimmt, Umsetzungsalternativen werden überlegt, begründete Entscheidungen getroffen und ggf. dokumentiert.

Jedenfalls erlauben die Prägefaktoren in freier Interpretation von Giddens' Dualität die Konzeption einer Intention im Zeichengebrauch durch Begrenzung auf mental bewältigbare und viable Alternativen. Gleichzeitig wirken die Umsetzung der Intention und die entsprechenden Rückmeldungen und Folgen wiederum auf die Entwicklung künftiger Intentionen.

Die Intentionalität ist jedenfalls der Motor, die das interpretative Geschehen in Gang hält. Wer keinen Grund hat oder Zweck verfolgt, braucht die Mühe des Interpretierens und Kommunizierens ja gar nicht auf sich zu nehmen.

3.2.2 Freiheit in der operativen Umsetzung

Die Frage nach Determinismus und Handlungsfreiheit stellt sich genauso in der Umsetzung des Zeichengebrauchs. Wie frei kann der Emittent die Signifikanten gestalten, wie frei kann ihn der Rezipient mit Sinn verknüpfen?

Angeborene Komponenten des Zeichenhaften und physische Grundlagen des Zeichengebrauchs zwingen den Interpretierenden und Kommunizierenden in eine bestimmte Form der Umsetzung. Der Mensch kann nun einmal keine Wolken äußern oder Hologramme zeichnen.

Wer interpretativ und kommunikativ reüssieren möchte, also Verstehen, Verständigung und einen viablen Umgang mit der natürlichen und sozialen Umwelt beabsichtigt, kann im Zeichengebrauch nicht wild experimentieren. Die effektive Verwirklichung einer Intention impliziert in ihrer Umsetzung den Rückgriff auf bestimmte Institutionen des Zeichengebrauchs. Die Freiheit in der Umsetzung gruppenbezogener Institutionen des Zeichenhaften hängt dabei von der Strenge ihrer Institutionalisierung und der Verfügbarkeit von Umsetzungsalternativen ab. Ein Minimum an Umsetzungsfreiheit findet sich dabei wohl in den selbstverständlichen, automatischen, unbewussten Interpretationen des Alltags. Die zeichenhaften Konventionen wirken hier zwanghaft durch ihre Eingewöhnung, durch den Entzug von Alternativen. Auch dann, wenn Interpretation sanktioniert wird, schrumpft der interpretative Gestaltungsspielraum. Der Anstand verbietet das Aussprechen von „Ficken“ im formellen Kontext, daher wird standardmäßig auf „Geschlechtsverkehr“ zurückgegriffen. Ein Maximum an interpretativer Freiheit finden wir hingegen in der Kunst: In der Moderne ist sie geradezu angehalten, sich nicht an interpretative Konventionen halten, die Undeterminiertheit ins Unermessliche zu

¹¹⁶ Vgl. Kapitel III.13 „Strategisches Kommunizieren“.

steigern. Entscheidend für die Umsetzungsfreiheit ist daneben, ob der Akteur eher Konformist oder Revoluzzer ist.

Weiter wird die interpretative und kommunikative Umsetzungsfreiheit von der Interpretation biologischer, psychischer, materieller, sozialer Signifikantenkomplexe bestimmt. Etwa, ob sich der Interpretierende teure Signifikanten leisten kann, ob er sie physisch produzieren kann etc. Der BKM kann sein Foto mit Udo Lindenberg nur machen, wenn er seinen Körper selbst auf das Foto bringen kann, wenn er das Geld hat, den Profifotografen zu bezahlen, wenn er die nötigen Kontakte besitzt, um Udo Lindenberg statusgemäß einzuladen.¹¹⁷ Die Interpretation dieser Faktoren legt ein bestimmtes Tun durch Logik sehr nahe, im konkreten Gebrauch ermöglichen und limitieren sie den Zeichengebrauch durch Viabilität. Die produktive Freiheit könnte dabei insgesamt etwas geringer sein als die rezeptive. Denn der produzierte Signifikant ist äußerlich wahrnehmbar, damit kontrollierbarer. Zudem sind zu seiner Herstellung biologische und materielle Ressourcen erforderlich. Andererseits steht der Emittent eines Signifikanten am Beginn der Interpretationskette und kann so bestimmte Vorentscheidungen treffen.

Hervorheben möchte ich hier mit Giddens auch den dualen Charakter des angeborenen bzw. institutionalisierten Zeichenhaften und seiner Umsetzung im konkreten interpretativen und kommunikativen Akt. Erstere ermöglichen Letztere durch die quantitative Limitierung und die Nahelegung viabler Alternativen. Die konkreten Akte schleifen wiederum bestehende Prozessierungen tiefer ein, im kreativen Fall können sie daneben neue zeichenhafte Strukturen begründen.

3.3 Empirische Analyse: Verhalten und Handeln des BKM in der Johannes-B.-Kerner-Show

Arbeiten wir die einzelnen Nuancen des kommunikativen Verhaltens und Handelns einfach einmal am Beispiel einer Äußerung von BKM Nida-Rümelin in der Johannes-B.-Kerner-Show im Late-Night-Programm des ZDF heraus.¹¹⁸

Die Sendung wird mit einer dynamischen Animation des Schriftzugs „kerner show“ eingeleitet. Johannes B. Kerner begrüßt das Publikum und moderiert seinen ersten Gast, den BKM Nida-Rümelin an. Dieser marschiert schwungvoll auf die Bühne, das Publikum applaudiert. Kerner sitzt nun im schwarzen Ledersessel an einem großen Holztisch, Nida-Rümelin in einem der vier Clubsessel. Im folgenden Interview stehen neben aktuellen Policies wie Buchpreisbindung oder Zuwanderungsgesetz BKM-interne Details im Vordergrund, etwa die kulturellen Vorlieben des Amtsträgers, seine philosophischen und politischen Kompetenzen, seine Hochzeit, der skandalisierte längere Urlaubsaufenthalt des Amtsträgers sowie die Bekanntheit und Legitimation des Amtes. Anschließend treten weitere Gäste auf, der BKM wird dann nur noch sporadisch ins Gespräch einbezogen. Greifen wir eine exemplarische Interaktion heraus:

Moderator Kerner: „Sie müssen ja viel Kultur erleben (...) oder dürfen viel Kultur erleben.“

Nida-Rümelin: „Naja ich würde sagen, dass die meisten Kulturpolitiker, das galt schon für den Job, den ich vorher hatte in München als Kulturreferent, zu wenig Zeit haben, ihren kulturellen Interessen nachzugehen.“

Handelt der BKM hier oder verhält er sich bloß? Dies lässt sich auf Basis dieser empirischen Signifikantenkomplexe nicht mit Gewissheit sagen. Schließlich können wir nicht wissen, ob sich der BKM damals vor dem Interview genau diese Antwort überlegt hat ob er intentionale Alternativen und Umsetzungsoptionen strategisch abgewogen hat oder ob er spontan, reflexhaft, unbewusst emotional reagiert hat. Ich kann also nur meine eigene subjektive Einschät-

¹¹⁷ Diese Fähigkeiten und Ressourcen im Zeichengebrauch schauen wir uns in Kapitel III.5 und III.6 näher an.

¹¹⁸ ZDF 2002.

zung skizzieren, die wiederum durch zeichenhafte Prozessierungen geprägt ist. Sofern Sie und ich ähnliche Sozialisationsprozesse erfahren haben, werden Sie meine Interpretation wohl teilen.

Betrachten wir zuerst die kommunikative Intention. Meiner Ansicht nach will BKM Nida-Rümelin sagen, dass die von Kerner geäußerte These nur partiell („naja“) der Wahrheit entspricht. Die meisten Kulturpolitiker erleben also gar nicht so viel Kultur. Denn Nida-Rümelin hält es für wahr, dass Kulturpolitiker zu wenig Zeit haben, um ihren kulturellen Interessen nachzugehen. Dabei schwingt mit, dass er wahrhaftig glaubt, auch selbst als Kulturpolitiker zu wenig Zeit für seine kulturellen Interessen zu haben. Er beansprucht kommunikativ, dass der geäußerte Signifikantenkomplex wahr ist und die Aussagen, die ihn dabei selbst betreffen, wahrhaftig sind. Er richtet diese Geltungsabsichten an den Moderator, an das Studio publikum und letztlich wohl auch an die ZDF-Zuschauer.

Wird seine Intention hier determiniert? Handelt es sich also um einen zwingenden automatischen Reflex oder eher um eine bewusste, reflektierte Äußerung? Auf reflektiertes Prozessieren deutet hin, dass die Signifikanten mündlich geäußert werden, dass sie in einem komplexen Satzbau stehen, dass sie auf persönliche Erinnerung an die Zeit als Münchner Kulturreferent anknüpfen und gleichzeitig verallgemeinern („die meisten Kulturpolitiker“). Wie sieht es mit den Alternativen aus? Hätte der Amtsträger eine gänzlich andere Intention verfolgen können? Zunächst wird sein Spektrum möglicher Alternativen schon durch die Rolle des kommunikativ Reagierenden beschränkt, der BKM kann sich – sofern er die zeichenhafte Institution des Frage-Antwort-Schemas nicht durchbrechen will – nicht frei für ein Thema des Zeichengebrauchs entscheiden. Er kann nicht unvermittelt sagen, dass er die Erhöhung der Förderung für die Bayreuther Festspiele für richtig hält. Des Weiteren legen ihm persönliche Erkenntnisse (aus seiner Tätigkeit als Kulturreferent in München, aus dem Gespräch mit anderen Kulturpolitikern) und bestimmte gruppenbezogene Institutionen (etwa die Norm, wie viel Zeit man kulturellen Interessen widmen sollte, oder die Regel, dass man auf eine solche Frage wahr und wahrhaftig antwortet) eine bestimmte rationale Geltungsabsicht recht nahe. Natürlich könnte er theoretisch auch phantasieren, er könnte lügen. Doch müsste er mit sozialen Sanktionen wie einem politischen Skandal rechnen. Jedenfalls hätte wohl keiner von uns damals diese Reaktion des BKM mit absoluter Sicherheit vorhersehen können. Höchstens könnten wir probabilistisch mutmaßen, dass aufgrund bestimmter gruppenbezogener Institutionen des Zeichenhaften und individueller Erfahrungen Kulturpolitiker auf die Kerner'sche Frage regelmäßig ähnlich antworten.

Wie sieht es nun mit der Freiheit in der Umsetzung der Intention von BKM Nida-Rümelin aus? Muss sie zwingend genauso erfolgen? Ich meine, er könnte die Wahrheit dessen, dass den meisten Kulturpolitikern zu wenig Zeit für ihre kulturellen Interessen bleibt, auch anders verpacken. Er könnte beispielsweise antworten: „Das wäre ein Traum. Vor lauter Gesetzesentwürfen bin ich so im Stress, dass ich es dieses Jahr nur einmal ins Theater geschafft habe.“ Doch die Intention, dass er genauso diese Sinngeltung vermitteln möchte, gibt ihm bestimmte Formen vor. Er kann zum Beispiel nicht sagen: „Ich habe jetzt Hunger, ich möchte ein Steak.“ Damit könnte er seine Geltungsabsicht nicht verständlich machen. Dies setzt weiter voraus, dass der BKM Sinn und Geltungsmodus in akzeptabler, üblicher, gewöhnlicher Weise präsentiert: Es wäre befremdlich und der Verständigung abträglich, wenn der BKM eine rote Clown-Nase tragen würde und seine Antwort in Gesten und Malerei ausdrückt. Er ist weiter an seine körperlichen, materiellen, sozialen, ökonomischen Fähigkeiten und Ressourcen bzw. deren Interpretation gebunden: Er kann seine Antworten nicht in Gold gießen, da ihm die Fähigkeiten des Gießens und die ökonomischen Ressourcen für den Goldankauf

fehlen. Wenn er als Kulturpolitiker zu wenig renommiert ist, wird er gar nicht in die JBK-Show eingeladen.

Der BKM ist in diesem Gespräch also sowohl in der Konzeption seiner Intention wie auch in ihrer Umsetzung einerseits frei, ihn zwingt keiner, auch nur auf dem Clubstuhl im Studio Platz zu nehmen. Andererseits legen ihm aber persönliche Erkenntnisse und die gruppenbezogenen Institutionen des Zeichenhaften und die darin gespiegelten sozialen, ökonomischen und materiellen Erfahrungen bestimmte Interpretationsweisen doch sehr nahe. Eine Abweichung würde heißen, dass er das, was er für wahr und wahrhaftig hält, nicht ausdrücken kann, dass es nicht verstanden und nicht akzeptiert wird. Schlimmer, dass er soziale Sanktionen befürchten muss, wenn er über ein bestimmtes Maß an Kreativität hinausschießt.

3.4 Fazit: Verhalten und Handeln im Zeichengebrauch

Zeichengebrauch können wir im Patchwork-Modell also auf einem Kontinuum zwischen Verhalten und Handeln ansiedeln.

In der konzeptionellen Phase können die Akteure selbst oder wir als externe Beobachter Zeichengebrauch umso mehr als Handeln bezeichnen, je mehr die Interpretierenden und Kommunizierenden originärer Ursprung des Zeichengebrauchs sind und je mehr ihre Intentionen eine konzeptionell freie Entscheidung unter Alternativen auf Basis von Absichten oder Gründen spiegeln. Je weniger diese Kriterien zutreffen, je reflexhafter und zwangsläufiger dieses Tun abläuft, desto eher sollten wir von interpretativem oder kommunikativem Verhalten sprechen. Doch auch in der Konzeption des zeichenhaften Handelns greift der Akteur auf Signifikate und Prozessierungen zurück, die Ergebnis individueller und gruppenweit verbreiteter Interpretationen von wirtschaftlichen, sozialen, materiellen, biologischen Signifikanten sind. Insgesamt schlägt aufgrund der geistigen Leistung im Akt des Zeichengebrauchs das Pendel wohl eher zugunsten der Intentionalität aus. Der Grad an Intentionalität hängt dabei mit der Art des Zeichengebrauchs zusammen, in alltäglichen Zeichengewohnheiten ist er beispielsweise sicherlich geringer als in bewussten, wissenschaftlichen, rechtlichen oder wirtschaftlichen Auslegungsprozessen, in körpersprachlichen geringer als in sprachlichen.

Parallel können wir festhalten, dass sich die interpretative und kommunikative Umsetzung des Zeichengebrauchs im Patchwork-Modell auf einem Kontinuum zwischen kreativer Gestaltungsfreiheit und Gestaltungs determinismus bewegt. Die Relation im konkreten Interpretieren und Kommunizieren hängt davon ab, wie stark angeborene Voraussetzungen des Zeichenhaften und angeborene Zeichenkomponenten hineinspielen, wie zwingend zeichenhafte Institutionen für den Einzelnen sind und wie restriktiv ökonomische, materielle, soziale Faktoren interpretiert werden. Insgesamt ist operative Freiheit außerhalb des Künstlerischen wohl eher gering, dafür sorgen das angeboren und unbewusst Zeichenhafte, die ubiquitären Sozialisationsprozesse, die sanktionsbewährte und sanft zwingende Institutionen einschleifen, sowie die Anforderung des gegenseitigen Verstehens im sozialen Zusammenleben.

Ob Interpretierende und Kommunizierende handeln oder sich verhalten, ist eine Frage, die sich nur am konkreten Fall beurteilen lässt. Sie ist selbst eine Interpretation, die entweder von den Akteuren selbst oder von außen vorgenommen wird und so wiederum bestimmten Determinismen unterliegt. Jedenfalls erlaubt das graduelle Verhältnis von Freiheit und Determinierung den Nachvollzug interpretativer Varianz und Dynamik genauso wie des gegenseitigen Verstehens. Jedenfalls besteht zwischen dem konkreten Akt des Zeichengebrauchs und den prägenden Faktoren eine Dualität im Sinne Giddens'. Eines basiert auf dem anderen, sie ermöglichen und begrenzen sich gegenseitig.

Die politisch interpretative Intentionalität

Gerade beim politischen Führungspersonal scheint die konzeptionelle Intentionalität überdurchschnittlich stark ausgeprägt. Politische Akteure gehen ja häufig strategisch vor, sie treffen reflektierte Entscheidungen, sie lassen sich vom eigenen Interesse, dem Interesse ihrer Wähler oder dem Gemeinwohl leiten. Durch die öffentliche, repräsentative Wirkung wird häufig jedes Wort auf die Goldwaage gelegt. Doch sind interpretative Reflexe gleichermaßen erkennbar. Manche Politiker schaffen es mit einem Freud'schen Versprecher o. Ä. auf die Titelseite der Bildzeitung. Reflexhafte Aussagen finden sich auch häufig bei emotionsbesetzten Themen, etwa der Integration von Migranten. Zudem sind viele politische Interpretationen wenig reflektierte Gewohnheiten, etwa die typischen Argumente für oder gegen Sozialleistungen, die Floskeln im parlamentarischen Ablauf, die normalen Fragen im Sommerinterview etc.

Die operative Freiheit des Zeichenhaften wird im politischen Kontext weniger genutzt. Gerade hier geht es ja um allgemeine Verständlichkeit, um Verständigung über Geltung. So wird vor allem auf institutionalisierte Zeichen zurückgegriffen, intentionale Variation findet sich nur im Rahmen üblicher stilistischer Möglichkeiten.

Unsere Analyse des BKM-Auftritts in der JBK-Show zeigt, dass sich von außen kaum zuschreiben lässt, ob kommunikatives Handeln und Verhalten vorliegt. Meiner Interpretation zufolge handelt der BKM eher intentional, denn die Sprachlichkeit, Komplexität und Öffentlichkeit der Äußerung deutet eine gewisse Reflexion an. Es ist auch nicht erkennbar, dass der Amtsträger zur Präsenz in der Show oder zu einer bestimmten Äußerung gezwungen wurde. Seine intentionale Wahlfreiheit wird allerdings von persönlichen Erkenntnissen und gruppenbezogenen Institutionen beschränkt, die ihm eine bestimmte Geltungsabsicht recht nahelegen. Falls er diese missachtet, steht er vor sich selbst oder den anderen als Lügner, Phantast dar und muss mit Sanktionen rechnen. In der Umsetzung besitzt er meines Erachtens eine gewisse stilistische Gestaltungsfreiheit. Diese begegnet ihren Grenzen, wenn intersubjektives Sinnverstehen und Geltungsakzeptanz durch überschießende Kreativität gefährdet werden. Zudem wirken die körperlichen, materiellen, sozialen, ökonomischen Fähigkeiten und Ressourcen des BKM bzw. deren Interpretation als limitierender bzw. ermöglichender Faktor der kreativen Gestaltung.

4 Rationalität im Zeichengebrauch

Mit der Auffassung von interpretativem und kommunikativem Tun als Handeln stellt sich die Frage nach Vernunft bzw. Rationalität. Die Literatur ist uferlos. Wir werden überblicksweise ausgewählte handlungsbezogene Vorschläge rezipieren und anschließend auf Basis empirischer Analysen zum BKM eine plausible Beschreibung von praktischer interpretativer und kommunikativer Rationalität entwickeln.

4.1 Theoretische Vorschläge

4.1.1 Vernünftiges Handeln als sittliches Handeln

Kant unterscheidet in seiner Auseinandersetzung mit den Bedingungen der Möglichkeit der Metaphysik theoretische¹¹⁹ und praktische¹²⁰ Vernunft sowie die ästhetisch-expressive Urteilskraft¹²¹. Erstere bezeichnet er als A-priori-Vermögen des Verstandes, als universale Ermöglichungsbedingungen synthetischer Erkenntnisse, etwa im mathematischen Kontext.¹²² Kant formuliert, die theoretische Vernunft enthalte „für sich schlechterdings keine konstitutive(n), sondern bloß regulative Prinzipien“¹²³. Diese Konstruktionen versperrten den menschlichen Zugang zu den Dingen an sich. Kant situiert die Bedingung der Möglichkeit der Metaphysik stattdessen in den Prinzipien der praktischen Vernunft, die jeder Handlung zugrunde liegen. Praktisch vernünftig zu handeln heißt demnach, den Forderungen einer deontologischen Ethik zu genügen: Der Mensch unterwirft sich aus freiem Willen einer ethischen Maxime. Diese ist als kategorischer Imperativ vernünftig, weil sie allgemeingültig ist. Kant fordert: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde“¹²⁴. In der moralischen Entscheidung für das vernünftige Handeln entfaltet sich die menschliche Autonomie als Basis der Würde des Menschen, sie steckt den Raum ab, in dem eine „Koexistenz der Freiheiten möglich ist“¹²⁵.

Kritik: Mit Kant wäre ein praktisch vernünftiger Zeichengebrauch einer, der sich aus freiem Willen moralischen Prinzipien unterwirft. Der Einzelne gestaltet seinen Zeichengebrauch damit freiwillig sozialverträglich. Diese ethische Einhegung der Vernunft bezieht aber individuelle Rationalität, im Sinne der Motivation, eigene Bedürfnisse maximal effektiv und effizient zu befriedigen, nicht ein. Eine mögliche zeichenhafte, soziale, ökonomische, materielle, biologische Prägung der sittlichen Prinzipien wird nicht thematisiert. Sie werden als objektives Prinzip gehandelt.

4.1.2 Ökonomische Rationalität

Instrumentelle, utilitaristische und rationalitistische Ansätze begreifen Rationalität als situationsbezogenes Entscheidungsprinzip eines Homo oeconomicus: Rational handelt ein derartiges Individuum – grob verallgemeinert formuliert –, wenn es auf Basis seines individuellen Nutzens bzw. seiner Präferenzordnungen eine nutzenmaximierende oder -optimierende Entscheidung trifft und diese Entscheidung effizient, also mit geringstmöglichem Mittelauf-

¹¹⁹ Vgl. Kant, Heidemann 2006.

¹²⁰ Vgl. Kant et al. 2008.

¹²¹ Vgl. Kant, Lehmann 2006a.

¹²² Vgl. Grondin 2007, S. 34.

¹²³ Kant, Lehmann 2006, § 76.

¹²⁴ Kant et al. 2008, S. 399.

¹²⁵ Grondin 2007, S. 113 f.

wand umsetzt.¹²⁶ Diese Vorstellung von Rationalität findet sich häufig im ökonomischen Kontext und auch in der Politikwissenschaft. In jüngerer Zeit findet dieser Ansatz Anwendung auf spieltheoretische Situationen¹²⁷, moralische Dilemmata oder auch kollektive Wahlhandlungen.¹²⁸

Kritik: Wenn wir den Ansatz auf den Zeichengebrauch übertragen, können wir von einem rationalen Akteur ausgehen, der seine interpretativen und kommunikativen Entscheidungen an der Maximierung oder Optimierung seines individuellen Nutzens bzw. seiner Präferenzordnungen orientiert und die effektivste Form der zeichenhaften Umsetzung gebraucht. Ein rationaler Zeichengebrauch bedient in seinen Folgen die Präferenzen des Interpretierenden also maximal effektiv und effizient.

Diese Konzeption von Rationalität erfasst den instrumentellen Charakter des Handelns, seine Orientierung an Effektivität und Effizienz treffend. Politischer Zeichengebrauch ist wie oben ausgeführt manchmal strategisch angelegt, damit lässt er sich durchaus in das Erklärungsmodell der Rational-Choice-Theorie einpassen. Die Beurteilung dieses ökonomischen Rationalitätsprinzips hängt letztlich von seiner konkreten Ausgestaltung ab, zum Beispiel, ob die interpretativen und kommunikativen Entscheidungen am rein finanziellen Nutzen festgemacht oder ob weiter gefasste, beispielsweise ethische oder ökologische Präferenzordnungen herangezogen werden. Ersteres ist wohl realitätsfremd, schließlich sind Menschen manchmal überzeugt, karitativ oder moralisch motiviert zu sein. Wir würden sie im Alltag mitnichten als irrational bezeichnen. Damit stellt sich allerdings die Frage, in welchen Währungen diese nicht-monetären Präferenzen gemessen werden können. Relevant ist weiter, ob sich die interpretativen Entscheidungen ausschließlich an den Konsequenzen für Bedürfnisbefriedigung und Ressourcenbestand ausrichten oder ob Regeln illegitime Alternativen wie die persuasive Maximierung des kommunikativen Erfolgs durch manipulative Propaganda ausschließen und Institutionen wie Vertrauen, die das Kommunizieren erst ermöglichen, vor instrumentellem Missbrauch schützen.

Rationalität ist auch hier ein objektives Prinzip. Mögliche pragmatische, biologische, materielle, soziale, kulturelle Prägungen der ökonomischen Rationalität werden außer Acht gelassen, was im Rahmen eines strikt intentionalen, handlungsbezogenen Ansatzes allerdings konsistent ist. Gerade in diesem recht künstlichen, modellhaft-mathematischen Setting stellt sich die Frage, wer eigentlich die Messlatte der Rationalität anlegt, wer Situationen definiert, Präferenzen und Alternativen reflektiert, wer Entscheidungen trifft: Ist es der handelnde Akteur selbst oder ein Forscher per äußerer Zuschreibung ex post oder per modellhafter Vorwegnahme? Die beiderseitige interpretative Leistung und Situierung in einem pragmatischen Kontext wird jedenfalls vernachlässigt.

4.1.3 Vernunft als begründeter Konsens über Geltung

Habermas unterscheidet zwischen instrumenteller und kommunikativer Rationalität.¹²⁹ Ersteres ist nutzenmaximierend, strategisch angelegt: „Instrumentales Handeln richtet sich nach *technischen Regeln*, die auf empirischem Wissen beruhen. (...) Das Verhalten rationaler Wahl richtet sich nach *Strategien*, die auf analytischem Wissen beruhen. (...) Zweckrationales Handeln verwirklicht definierte Ziele unter gegebenen Bedingungen.“¹³⁰ Habermas situiert

¹²⁶ Vgl. Green, Shapiro 1999, Kunz 2004.

¹²⁷ Vgl. Ryll 1994.

¹²⁸ Vgl. z. B. Arrow 1978, Downs 1989.

¹²⁹ Vgl. Habermas 1981, S. 28, Habermas 1985, Habermas 1962, S. 62 f.

¹³⁰ Habermas 1962, S. 62.

die instrumentelle Rationalität im politisch-administrativen System. Die kommunikative Rationalität ist bereits im kommunikativen Handeln¹³¹ der Lebenswelt angelegt, sie ist der Sprache als Telos inhärent, sie impliziert die „Einheit der theoretischen Vernunft mit moralisch-praktischer Einsicht und ästhetischer Urteilskraft“¹³². Unter den Bedingungen einer wechselseitig unterstellten „idealen Sprechsituation“¹³³ und einer „geteilten Lebenswelt“ kann sich die Rationalität im „Diskurs“¹³⁴ entfalten. Vernünftig sind demnach Geltungsansprüche, die durch öffentliche Explikation und Begründung die allseitige Akzeptanz der kommunikativen Akteure finden. Habermas ist überzeugt, „daß sich ein kommunikativ erzieltes Einverständnis *letztlich* auf Gründe stützen muß. Und die Rationalität derer, die an dieser kommunikativen Praxis teilnehmen, bemißt sich daran, ob sie ihre Äußerungen, unter geeigneten *Umständen* begründen könnten“¹³⁵. Kommunikative Rationalität erlaubt durch den „eigentümlich zwangslose(n) Zwang des besseren Argumentes“¹³⁶ also begründete intersubjektive Verständigung¹³⁷ auf das Wahre und Richtige: „Für diese ist nicht die Beziehung des einsamen Subjekts zu etwas in der objektiven Welt, das vorgestellt und manipuliert werden kann, paradigmatisch, sondern die intersubjektive Beziehung, die sprach- und handlungsfähige Subjekte aufnehmen, wenn sie sich miteinander über etwas verständigen. Dabei bewegen sich die kommunikativ Handelnden im Medium einer natürlichen Sprache, machen von kulturell überlieferten Interpretationen Gebrauch und beziehen sich gleichzeitig auf etwas in der einen objektiven, ihrer gemeinsamen sozialen und jeweils einer subjektiven Welt.“¹³⁸ Diese vernünftigen Geltungen sollen Habermas zufolge in das politisch-administrative System einfließen und dort für basale Rationalität sorgen.¹³⁹

Auch **Nida-Rümelin** verknüpft theoretische und praktische Rationalität und Begründbarkeit: Eine Überzeugung oder Handlung sei rational, wenn für sie bessere Gründe sprächen als für jede andere Handlungsalternative¹⁴⁰. Der Autor schlägt eine deontologische kommunikative Ethik vor, denn rationales Kommunizieren sei nur möglich, wenn die Akteure bestimmte deontologische Regeln akzeptieren.¹⁴¹ Der Autor unterscheidet dabei universelle Regeln, wie Wahrhaftigkeit, Vertrauen und Verlässlichkeit, und bedeutungsspezifische Regeln.¹⁴² Diese Regeln verlangen möglicherweise, dass ein Kommunizierender auf die Wahl der effektivsten Mittel, etwa das Drohen, verzichten muss.¹⁴³ Die Konformität mit den Regeln stellt damit den Fortgang des kommunikativen Gesprächs sicher, denn nur so lassen sich Intentionen und Bedeutung zuschreiben.¹⁴⁴ Weiter sind sie Grundlage für einen „theoretische(n) Humanismus“¹⁴⁵, der „Menschen zutraut und zumutet“, dass „sie sich von Gründen affizieren lassen“¹⁴⁶: „Wir nehmen Menschen (spezifischer: Partner) in unserer etablierten Verständig-

¹³¹ Vgl. Habermas 1984, S. 130.

¹³² Habermas 1981, I, S. 131.

¹³³ Nach Habermas unterstellen wir in der kommunikativen Praxis wechselseitig eine „Ideale Sprechsituation“. Diese impliziert, dass die Akteure auf Basis ihrer Vernünftigkeit tatsächlich kompetent sind, den wahren vom falschen Konsens zu unterscheiden (vgl. Habermas 1984, S. 134 f.). Zu den entsprechenden Bedingungen zählt weiter die Chancengleichheit bezüglich der Verwendung von Sprechaktklassen und ihrer Kritik (vgl. Horster 2000, 45).

¹³⁴ Habermas 1984, S. 130.

¹³⁵ Habermas 1981, I, S. 37.

¹³⁶ Habermas 1984, S. 137.

¹³⁷ Vgl. Habermas 1981, I, S. 132.

¹³⁸ Habermas 1981, I, S. 525.

¹³⁹ Vgl. Habermas 1962, S. 274.

¹⁴⁰ Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 103.

¹⁴¹ Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 15.

¹⁴² Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 139 f.

¹⁴³ Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 139.

¹⁴⁴ Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 143.

¹⁴⁵ Nida-Rümelin 2009, S. 139.

¹⁴⁶ Nida-Rümelin 2009, S. 139.

gungspraxis ernst, indem wir es ihnen selbst überlassen, was sie glauben oder tun. Wir setzen die Mittel nicht effizient ein, um sie zu einer spezifischen Überzeugung oder zu einer spezifischen Entscheidung zu veranlassen. Genuine Verständigung beruht im Austausch von Gründen – theoretischen Gründen etwas zu glauben (von etwas überzeugt zu sein) und praktischen Gründen etwas zu entscheiden (etwas zu tun). Wir äußern etwas nicht, um glauben zu machen oder tun zu lassen, sondern um theoretische, wie praktische Gründe zu geben.“¹⁴⁷ Nida-Rümelin tendiert dabei zu einer objektivistischen und kohärentistischen Auffassung von Gründen.¹⁴⁸

Kritik: Rational ist hier, was alle Kommunizierenden auf Basis von Argumenten akzeptieren können, was konsensuelle Begründung und Geltung für sich beanspruchen kann. Rationalität basiert hier auf intersubjektiver, kommunikativ herbeigeführter Übereinstimmung. Sie ist tendenziell objektiv konzipiert, wobei aber die lebensweltlichen Semantiken, an die sie anknüpft, divergieren. Die Entwürfe zeugen von einem hohen Vertrauen in das Potenzial von Menschen, Konflikte durch Argumentation vernünftig und herrschaftsfrei zu lösen, Einsicht zu zeigen angesichts vernünftiger Argumente, auch wenn dies dem persönlichen Nutzen zuwiderläuft. Gerade wegen dieser Hoffnung scheint die von Habermas vorgenommene künstliche Trennung von kommunikativ-rationaler Lebenswelt und instrumentell-rationalem politischem System unnötig. Wenn Zweifel an der Leistungskraft der kommunikativen Rationalität bestehen, dann läuft wohl jedes kommunikative Aushandeln von begründeter Geltung Gefahr, an Dummheit, Uneinsichtigkeit, Inkommensurabilität, Zeitmangel und Unfähigkeit zur Artikulation zu scheitern.

4.1.4 Vernunft im Kontext der Gruppe

Der **Kommunitarismus** kontextualisiert Vernunft, Tugend, Moral, die Vorstellung vom Guten überhaupt: McIntyre meint, „es (ist) ein wesentliches Merkmal der Moral, dass sie von, in und vermittelt der Lebensweise einer bestimmten Gemeinschaft erlernt wird“¹⁴⁹. Kommunikative Vernunft oder Moral leitet sich demnach aus den Institutionen des Zeichengebrauchs einer Gruppe ab. Von außen lassen sich diese kommunikativen Tugenden folglich nicht beurteilen. Ihre Geltung ist relativistisch.

Kritik: Einerseits scheint es sensibel und respektvoll, die Überzeugungen und Handlungen einer bestimmten Gruppe als gegeben zu akzeptieren, anstatt sie anhand eigener Rationalitätsmaßstäbe als irrational abzuqualifizieren. Damit beugen diese Autoren einer hegemonialen westlichen Deutung vor. Andererseits gibt der Kommunitarismus mit der objektiven Vernunft einen wertvollen Maßstab zur Beurteilung von Denken und Handeln aus der Hand. Ich frage mich, ob Vernunft dann überhaupt als gruppenbezogene Größe haltbar ist oder nicht gleich ins Individuelle zersplittern muss. Und wo bleibt der ethische Nutzen des Konzepts der Vernunft, wenn es nicht allgemein ist?

4.1.5 Vernunft als kontingentes Ausschlussprinzip von Diskursen

Foucault entlarvt in „Wahnsinn und Gesellschaft“¹⁵⁰ die Historizität und Kontingenz der Trennung zwischen Vernunft und Wahnsinn¹⁵¹. Damit unterminiert er die Selbstgewissheit

¹⁴⁷ Nida-Rümelin 2009, S. 125.

¹⁴⁸ Vgl. Nida-Rümelin 2009, S. 105, 30.

¹⁴⁹ MacIntyre 1995, S. 90.

¹⁵⁰ Foucault 1973.

¹⁵¹ Vgl. Sarasin, Foucault 2010, S. 20.

der Psychoanalytiker¹⁵² und den Glauben an die Vernunft als Fundament von Wahrheit, Wahrhaftigkeit, logischem oder ethischem Handeln. Gemeinsam mit ihrem Gegenpart, dem „Wahnsinn“, fungiert die Vernunft nach Foucault schlicht als willkürlicher und machtvoller Ausschlussmechanismus diskursiver Semantiken¹⁵³, gleichzeitig ist sie wiederum kontingentes Ergebnis des Diskurses.

Kritik: Foucault stößt die Vernunft von ihrem würdevollen, certistischen Sockel. Er zeichnet ihre diskursive Funktionsweise nach und verortet sie dabei in einem kontingenten, historischen Diskurs. Damit verliert sie ihren objektiven, zwingenden Status. Mit einer derartigen Entlarvung von Vernunft gibt auch Foucault allerdings ohne Not ein praktisch sinnvolles Werkzeug aus der Hand, das sittliches, effektives Handeln anleitet und Konflikte qua Argumentation lösen kann. Allerdings nimmt er die Vernunft auch aus den Händen derer, die die Vernunft missbrauchen, um kulturspezifischen Handlungen oder Geltungen objektiven Vernunftstatus zu verleihen.

4.2 Beschreibung: Rationalität im Zeichengebrauch

Im Patchwork-Modell können wir Rationalität als spezifische Prozessierungsregeln im Zeichengebrauch situieren. Diese Regeln leiten Prozessierungen an, die dem Maßstab der Rationalität entsprechen. Der Emittent stützt sich auf Regeln, um eine vernünftige, rationale Intention zu konzipieren und diese vernünftig, rational umzusetzen. Der Rezipient nützt sie, um plausible Geltungsabsichten zuzuschreiben und damit Erwartungen zu verstehen und zu bewerten, die sich auf sein eigenes Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln beziehen. Diese Anwendung und Zuschreibung begegnet, zusätzlich zu den sonstigen Herausforderungen des intersubjektiven Verstehens, einigen Hürden, denn bereits in unserer Kultur stehen verschiedene Messlatten für Vernünftiges bzw. Rationales zur Verfügung: Wir können unsere Intentionen aus freiem Willen einem Kant'schen Sittengesetz unterwerfen, wir können ökonomisch rational, effektiv oder/und effizient vorgehen, wir können uns in der Interpretation von Gründen leiten lassen. Die Äußerungen des Emittenten hängen also genauso wie die Zuschreibung von Geltungsabsichten und ihre Bewertung durch den Rezipienten davon ab, ob sich diese von Rationalität als ethisches, ökonomisches oder argumentatives Prinzip leiten lassen. Im Alltag finden sich wohl alle drei Varianten, in der Theorie begegnet jede Konzeption wie oben gezeigt diversen Kritikpunkten. Daher schlage ich vor, Rationalität im Zeichengebrauch offenzuhalten für alle drei Ausprägungen und ihre jeweilige Anwendung der konkreten Interpretation im Einzelfall zu überlassen.

Rationale Prozessierungsregeln sind ein zweiseitiges Schwert: Einerseits legen sie eine Ausrichtung des Zeichengebrauchs am moralisch Gebotenen, am Effektiven, am Effizienten, am Begründbaren nahe. Ihr Gebrauch erzeugt Räume der individuellen Autonomie, ermöglicht die Prävention und konsensuelle Lösung von Konflikten und orientiert das Interpretieren und Kommunizieren optimal an individuellen oder auch kollektiven Präferenzen oder Präferenzordnungen und schont Ressourcen.

Foucault verweist auf die andere Seite der Medaille: Rationalitätsregeln ermächtigen demnach das Rationale, indem sie das Wahnsinnige, Unlogische, Unmoralische, Ineffektive und -effiziente, nicht Begründbare als irrational klassifizieren, es machtvoll ausschließen und abwerten.

¹⁵² Vgl. Sarasin, Foucault 2010, S. 18 f.

¹⁵³ Vgl. Foucault 1973, S. 7.

Welchen Verbreitungsradius haben nun diese Prozessierungsregeln? Wir könnten sie mit den normativen Ansätzen als universell, objektiv begreifen, oder mit Poststrukturalismus und Kommunitarismus als partikular. Ich kann mir vorstellen, dass Rationalität als methodische Regel etwa der Nutzenmaximierung oder der diskursiven Praxis in ihrem partiellen Anwendungsgebiet quasi objektivistisch aufgefasst werden kann. In ihren semantischen Bezügen muss sie wie das Zeichenhafte insgesamt bis auf wenige angeborene Ausnahmen partikular sein. Darauf deutet jedenfalls Foucaults Analyse der divergierenden rationalen Prozessierungsregeln im Zeitverlauf hin. Die angeborenen Prozessierungen können nicht rational sein, weil sie keinen Handlungscharakter aufweisen. Die kreativen Prozessierungen können meines Erachtens keinen rationalen Status beanspruchen, weil sie nicht regelgebunden sind.

4.3 Empirische Ergebnisse: Rationalitätsmaßstäbe im Kommunizieren des BKM

Es liegt nahe, dass ich an dieser Stelle keine objektive Bewertung der Rationalität im Kommunizieren des BKM vornehme. Dies wäre auch unmöglich, ich kann den Signifikantenkomplexen im Datenkorpus Handlungscharakter, Rationalität und diverse Rationalitätsmaßstäbe nur auf Basis meiner eigenen Prozessierungen zuschreiben.

Stattdessen möchte ich schlicht meine Ausführungen zur Rationalität im Zeichengebrauch anhand eines empirischen Redebeitrags des BKM Nida-Rümelin zum Thema Buchpreisbindung¹⁵⁴ im Plenum des Deutschen Bundestags verdeutlichen.

Ich würde diesem Beitrag Handlungscharakter unterstellen, denn es ist üblich, Bundestagsreden systematisch vorzubereiten. Auch die inhaltliche und sprachliche Komplexität des Beitrags deutet darauf hin, dass er auf einem reflektierten Entscheidungsprozess und einer rhetorisch ausgefeilten Gestaltung beruht. Ob diese Reflexion aber der Person Nida-Rümelin zuzuschreiben ist oder anderen personalen Akteuren der Korporation BKM, ist nicht ausmachen. Jedenfalls trägt der Amtsträger die Rede öffentlich vor, was er als ‚ausgebuffter Politiker‘ wohl kaum tun würde, wenn er ihre Geltung nicht reflektiert und akzeptiert hätte.

Ist es überhaupt rational, eine solche Rede zu halten? Welche rationalen Prozessierungsregeln könnten wir hier dem BKM zuschreiben? Wenn der BKM sich freiwillig allgemeinen moralischen Maßstäben unterwerfen möchte, hat er die Rationalität auf seiner Seite: Denn politische Institutionen des Zeichenhaften fordern in Deutschland, dass Politik transparent gemacht wird, dass Amtsträger öffentlich Stellung nehmen zu ihren politischen Programmen, dass ein Staatsminister den Abgeordneten des Deutschen Bundestags Rede und Antwort steht, wenn diese eine Regierungsbefragung anberaumen usw. Wenn der BKM instrumentelle Maßstäbe an sein Handeln anlegt, könnte er mit dieser Rede beispielsweise bezwecken, die Abgeordneten für seine Variante der Buchpreisbindung zu gewinnen oder öffentlich Fachkompetenz zu beweisen, um auch in der nächsten Legislaturperiode zum BKM ernannt zu werden.

Auch wenn der BKM unter vernünftigem Handeln versteht, durch sprachliche Begründung Konsens herzustellen, liegt er mit einer Rede im Deutschen Bundestag mitnichten falsch. Hier geht es ja gerade darum, dass Politiker Forderungen stellen und durch gute Gründe um Zustimmung werben. Fraglich ist, ob die Mitglieder des Deutschen Bundestages sich gegenseitig eine ideale Sprechsituation unterstellen. Vermutlich eher nicht, denn die Regeln der

¹⁵⁴ Vgl. Deutscher Bundestag 2002b.

kontingentierte Debatte und die Macht der Fraktionen teilen unterschiedliche Redechancen zu, außerdem verfehlt der ‚zwanglose Zwang des besseren Arguments‘ aufgrund festgefahrener Konfliktlagen zwischen Regierungs- und Oppositionsfraktionen hier regelmäßig seine Wirkung.

Betrachten wir die geäußerten Signifikantenkomplexe im Einzelnen:

<p>„Frau Präsidentin! Meine sehr geehrten Damen und Herren! Nach meinem Eindruck ist dies – das zeigt sich auch an dem überschaubaren Kreis von Abgeordneten – kein Konfliktthema, (Eckart von Klaeden [CDU/CSU]: Die Besten sind aber gekommen! Weiterer Zuruf der CDU/CSU: Das weiß man nie!) und zwar im doppelten Sinne.</p>	<p>Bereits hergestellter Konsens als Demonstration von Rationalität in der entsprechenden Policy-Lösung.</p>
<p>Von den Fraktionen des Bundestages wurde es im Grundsatz begrüßt, dass wir die Buchpreisbindung in Deutschland sichern. Es gab das Bemühen, dies über das Sammelrevers 2000 zu tun. Es hat sich aber erwiesen, dass es zumindest zweifelhaft ist, ob dieses Instrument angesichts der EU-Bedingungen und insbesondere der kartellrechtlichen Beurteilungen vonseiten der Europäischen Union zuverlässig ist. Deshalb habe ich vor ziemlich genau einem Jahr den Vorschlag gemacht, dass die Bundesrepublik Deutschland dem Beispiel anderer Mitgliedstaaten der Europäischen Union, etwa Frankreichs oder Österreichs, folgen und durch ein nationales Buchpreisbindungsgesetz die Buchpreisbindung auf Dauer sichern sollte.</p>	<p>Bereits hergestellter Konsens als Demonstration von Rationalität der Buchpreisbindung. Ziel soll effektiv umgesetzt werden, daher Vorschlag des nationalen Buchpreisbindungsgesetzes.</p>
<p>Was sind die kulturpolitischen Ziele dieses Gesetzes? Ich denke, sie lassen sich in folgende drei Hauptziele gliedern: Das erste Hauptziel ist, die Vielfalt und die hohe Qualität des Buchangebotes in Deutschland zu sichern. Das zweite Hauptziel ist, das flächendeckende Netz und das hohe Niveau der fachlichen Beratung der Buchhandlungen in Deutschland zu sichern. Das dritte Hauptziel – das sollte man nicht unterschätzen – ist, den eigentlichen Protagonisten der Literatur, nämlich den Autorinnen und Autoren, auf diese Weise ein gesicherteres Auskommen zu ermöglichen. Zusätzlich gibt es vor allem zwei Nebenziele: Das Erste ist – nolens volens –, die ohnehin stattfindende Verlagskonzentration nicht weiter zu unterstützen. Dass dies nötig ist, zeigt auch der internationale Vergleich. Das zweite Nebenziel ist, Transparenz herzustellen, das heißt, dafür zu sorgen, dass die Preise auf dem Buchmarkt generell gleich sind.</p>	<p>Warum diese Ziele gültig, rational sind, wird nicht näher erklärt. Jedenfalls scheint der Autor es für evident rational zu halten, Ziele wie Vielfalt, Qualität, flächendeckendes Netz, hohes Niveau, sicheres Auskommen für Autorinnen und Autoren, Stop der Verlagskonzentration und preisliche Transparenz anzustreben. Er könnte sie nun für individuell nutzenmaximierend halten. Indem er diese Ziele als Stellvertreter der Buchbranche vertritt, könnte er auch seine politischen Karrierechancen verbessern. Er könnte es weiter für moralisch geboten halten, Künstlern ein gesichertes Auskommen zu ermöglichen oder Preistransparenz herzustellen. Meines Erachtens geht der BKM hier am ehesten von einer kollektiven Rationalität aus: Es suggeriert, dass es für die Abgeordneten, die Deutschen insgesamt nutzenmaximierend sein könnte, diese Ziele zu verfolgen.</p>
<p>Der von uns vorgelegte Gesetzentwurf ist europarechtlich abgesichert: 1985 gab es die Entscheidung Leclerc des Europäischen Gerichtshofes und es entspricht der ständigen Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes, dass nationale Buchpreisbindungen mit dem EU-Kartellrecht kompatibel sind.</p>	<p>Effiziente, damit nutzenmaximierende Umsetzung der Ziele durch europarechtliche Kompatibilität.</p>
<p>Ich möchte mit einer grundsätzlichen Bemerkung schließen: Gegenwärtig wird in Europa eine interessante Debatte über – ich will es einmal so formulieren – das Spannungsverhältnis zwischen der Marktglobalisierung sowie dem globalen und dem innereuropäischen Freihandel auf der einen Seite und dem Ziel der Bewahrung der kulturellen Vielfalt speziell innerhalb der Europäischen Union auf der anderen Seite geführt. Seit dem Maastricht-Vertrag gehört es zu den Zielen der Europäischen Union, die kulturelle Vielfalt – dazu gehört auch ein gutes Buchangebot – in den europäischen Mitgliedstaaten zu fördern.</p>	<p>Debatte über Zielkonflikt: Freihandel vs. kulturelle Vielfalt als Konflikt zwischen individueller ökonomischer Nutzenmaximierung der Marktteilnehmer und kollektiver kulturpolitischer Rationalität.</p>

In diesem Spannungsverhältnis müssen wir verschiedene kulturpolitische Themen, zum Beispiel den Film oder die Frage der Buchpreisbindung, ansiedeln.	
Es ist seit langem das erste Gesetz, das eine Preisbindung vorsieht. Es stellt zweifelsfrei einen Eingriff in den freien Markt dar. Dieser Eingriff ist aber in meinen Augen legitimiert, weil wir damit dem Kulturgut Buch eine ganz wesentliche Förderung angedeihen lassen, ohne die dieses Kulturgut nicht die zentrale Rolle spielen könnte, die es heute de facto spielt. Das hängt mit der seit 1887 bestehenden Buchpreisbindung in Deutschland zusammen.	Entscheidung pro Preisbindung, pro kulturelle Vielfalt, also pro kollektive kulturpolitische Rationalität.
Besonders erfreulich finde ich im Übrigen, dass das Bundeswirtschaftsministerium, das ebenfalls federführend war – der Vertreter des Bundeswirtschaftsministeriums kann heute wegen Krankheit nicht zugegen sein –, das Gesetz mit uns zusammen vorbereitet hat. Dieser Gesetzentwurf ist auch mit dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels als Vertreter der Buchbranche eng abgestimmt worden. Von daher haben in diesem Fall alle drei Akteure an einem Strang gezogen. Danke schön.“ (Beifall bei der SPD und dem BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN sowie bei Abgeordneten der PDS)	Hergestellter Konsens als Demonstration von Vernünftigkeit der entsprechenden Policy.

Das Verfahren dieser Rede, der Bundestagsreden überhaupt, spiegelt eine Orientierung der kommunikativen, argumentativen Rationalität. Der BKM erhebt Geltungsansprüche, argumentiert für diese. Komplexe Formen der Begründung finden sich hier allerdings kaum, eher wird Evidenz unterstellt. Auch wird in dieser Rede nicht explizit mit Kriterien wie Vernünftigkeit und Rationalität argumentiert. Der BKM sagt nicht, „das ist unsere ethische Pflicht“ oder „das tue ich, um mein Prestige zu steigern“. Dass der Redner für rational hält, was er sagt, wird einfach impliziert.

Welche Rationalitätsmaßstäbe er anlegt, lässt sich so nur grob von außen zuschreiben: Der BKM betont dabei erstens den Konsens zwischen den politischen Akteuren. So bürgt der bestehende Konsens für die Rationalität einer politischen Maßnahme. Weiter – und das scheint mir typisch für Politiker – wird ein kollektiver Nutzen impliziert. Der Politiker spricht als Repräsentant des Volkes, für das diese oder jene Maßnahme nutzenmaximierend erscheint. Individuelle, strategische Nutzenerwägungen werden hier nicht öffentlich geäußert.

4.4 Fazit: Rationalität im Zeichengebrauch

Rationalität können wir im Patchwork-Modell als Komplex spezifischer Prozessierungsregeln im Zeichengebrauch auffassen. Diese Regeln leiten in Emission und Rezeption Prozessierungen an, die dem Maßstab der Rationalität entsprechen. So kann der Emittent seine Äußerung rational gestalten, der Rezipient rationale Geltungsabsichten zuschreiben und rational bewerten. In Theorie und Praxis finden sich dabei verschiedene Arten von Prozessierungsregeln: die deontologische Unterwerfung des eigenen Willens unter eine allgemeine moralische Maxime, die ökonomisch-rationale optimale Abbildung von individuellen oder kollektiven Präferenzen bzw. Präferenzordnungen in der Konzeption einer effektiven Intention und ihrer effizienten Umsetzung sowie die diskursive Rationalität als begründete, konsensuelle Einigung auf Geltung. Rationale Prozessierungsregeln sind ein zweiseitiges Schwert: Ihr Gebrauch erzeugt Räume der individuellen Autonomie, ermöglicht die Prävention und konsensuelle Lösung von Konflikten und orientiert das Interpretieren und Kommunizieren optimal an individuellen oder auch kollektiven Präferenzen oder Präferenzordnungen und schonen Ressourcen. Gleichzeitig ist die Interpretation als rational oder irrational ein machtvoller Ausschlussmechanismus im Zeichengebrauch. Rationale Prozessie-

rungsregeln können wir wohl als objektive Methode in ihrem Anwendungsgebiet auffassen, ihre semantische Verwobenheit verbleibt immer partikular.

Politisch-interpretative Rationalität

Im politischen Interpretieren und Kommunizieren finden wohl alle drei Varianten des Rationalen Anwendung: Die ökonomische Rationalität könnte sich in den interessengebundenen Intentionen einzelner Politiker spiegeln, die kommunizieren, um Karriereziele zu erreichen. Die Rationalität der Collective Choice scheint trotz ihrer Aporien¹⁵⁵ geeignet, um die interpretative und kommunikative Präferenzordnung der Bürgerschaft hier bestmöglich zu bedienen und staatliche Ressourcen zu schonen. Die argumentative Konsensfindung in idealen Sprechsituationen könnte basisdemokratisch politische Wahrheit und Richtigkeit ans Licht befördern. Durch die deontologischen Prozessierungsregeln ließe sich der individuelle Zeichengebrauch an allgemeinen moralischen Maßstäben orientieren.

Rationalität ist ein Komplex machtvoller Prozessierungsregeln in einem politischen System, sie legt fest, was im Zeichengebrauch eingeschlossen und was ausgeschlossen wird. So steht Rationalität eng mit dem politisch Möglichen, Gewünschten, Abgelehnten, Begründungsfähigen und damit auch mit der politischen Gleichheit, Freiheit und Solidarität in Verbindung. Politischen Akteuren kommt damit eine große Verantwortung zu, wenn sie im Zeichengebrauch den Rahmen des Rationalen mit abstecken.

Da wir nicht sicher wissen, ob und wie der BKM im Kommunizieren handelt, können wir ihm nicht pauschal Rationalität unterstellen. An einer exemplarischen Analyse können wir auf Basis der institutionalisierten Regeln des Zeichengebrauchs aber ablesen, dass sich der Amtsträger an einer argumentativen Rationalität und am Nutzen für das Gemeinwohl orientiert. Individuelle, strategische Nutzenerwägungen werden jedenfalls nicht öffentlich geäußert. Komplexe Formen der Begründung finden sich dabei kaum, eher wird Evidenz unterstellt.

¹⁵⁵ Vgl. z. B. Arrow 1978.

5 Fähigkeiten im Zeichengebrauch

Welche Fähigkeiten benötigt nun der BKM, um Pressemitteilungen, Pressebilder, Reden kommunikativ zu äußern? Auf welche würde er in der Rezeption derartiger Signifikantenkomplexe zurückgreifen?

Die Literatur widmet sich diesem Thema als Randnotiz zu allgemeinen Zeichentheorien schon seit der Antike. Plato etwa erwähnt das besondere Geschick und die Fertigkeiten des Wortbildners.¹⁵⁶ Aristoteles versteht die Sprachfähigkeit als herausragendes Vermögen des „Zoon Politikon“¹⁵⁷. Im 20. Jahrhundert führen Philosophie, Linguistik und Entwicklungspsychologie eine intensive Debatte über den Spracherwerb.¹⁵⁸ In jüngster Zeit beschäftigen sich diverse Sozialwissenschaften mit der gerechten Verteilung von Fähigkeiten im Zeichengebrauch, es finden sich beispielsweise entwicklungspolitische Studien zur Digital Divide¹⁵⁹, sozialpolitische Werke zur Benachteiligung von Kindern aus bildungsfernen Schichten¹⁶⁰ und zum Analphabetismus¹⁶¹ sowie medienpädagogische Schriften, etwa zum Umgang älterer Menschen mit digitalen Medien.¹⁶² Im Rahmen der Globalisierung wird zudem aktuell das Erlernen fremder Institutionen des Zeichenhaften zum Thema, etwa im Rahmen des interkulturellen Kommunizierens im Wirtschaftssektor oder der deutschen Integrationsdebatte.¹⁶³

Beginnen wir mit einer Analyse der Fähigkeiten, die der BKM benötigt, um eine Pressekonferenz zu veranstalten, um anschließend eine praktikable Darstellung von Fähigkeiten im Interpretieren und Kommunizieren zu entwerfen.

5.1 Empirisches Schlaglicht: Fähigkeiten des BKM im Rahmen der Veranstaltung einer Pressekonferenz

Eine Pressekonferenz des BKM dürfen wir uns folgendermaßen vorstellen:

Das Setting

Pressekonferenzen werden für gewöhnlich vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung für den BKM veranstaltet.¹⁶⁴ Normalerweise finden sie in einem Saal der Bundespressekonferenz in Berlin statt. Auf dem Podium nehmen der Amtsträger und ggf. weitere Protagonisten Platz, ein Fachreferent kommt hinzu oder sitzt in der ersten Reihe. Die Namen der Protagonisten werden durch Schilder kenntlich gemacht. Hinter dem Podium befindet sich ein Backdrop mit Bundesadler und evtl. einem aktuellen Foto. Die Sprachlautstärke wird über Tontechnik und Mikrofone adaptiert. Journalisten diverser medialer Gattungen, Arten und Titel werden im Vorfeld vom BPA eingeladen. Vor der Veranstaltung durchlaufen sie einen Akkreditierungsprozess mit Sicherheitsprüfung. Die teilnehmenden Journalisten, meist Hauptstadt-korrespondenten und kulturpolitische Experten, sitzen in Stuhlreihen mit Blick zum Podium.

¹⁵⁶ Vgl. Horn et al. 2009, S. 226.

¹⁵⁷ Aristoteles, Schwarz 2007.

¹⁵⁸ Vgl. Chomsky 1999, Piaget et al. 2003. Eine spannende Frage ist in diesem Zusammenhang, wie ohne gemeinsame Zeichen deren Gebrauch vermittelt werden kann. Durch Zeigen, durch Immer-so-Nutzen? Durch radikale Übersetzung, durch radikale Interpretation durch den Rezipienten? (Vgl. Davidson 1994, van Quine 2001.)

¹⁵⁹ Vgl. z. B. Norris 2003.

¹⁶⁰ Vgl. Bude 2008.

¹⁶¹ Vgl. Kleint 2009.

¹⁶² Vgl. Moser 2010.

¹⁶³ Vgl. Heringer 2010.

¹⁶⁴ Vgl. Wimmer 2008.

Der Programmablauf

Auf eine Begrüßung der teilnehmenden Journalisten folgen mündlich-sprachliche und körper-sprachliche Statements des Amtsträgers und ggf. sonstiger Protagonisten. Themen sind in diesem Rahmen beispielsweise kriegsbedingt verbrachte Kulturgüter, die Kultureinrichtungen der neuen Bundesländer, die Bundeskulturstiftung, der kulturpolitische Haushalt, die Bilanz zur Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin, die Reform des bürgerlichen Stiftungsrechts, das film-politische Konzept des BKM. Eine Visualisierung der Inhalte ist bei tagespolitischen Inhalten selten. Anschließend findet eine mündlich-sprachliche Fragerunde statt. Danach besteht für die Journalisten meist Gelegenheit zu exklusiven Interviews, Fotoshootings oder TV-Aufnahmen mit dem Amtsträger. Begleitend werden in einer Pressemappe schriftsprachliche Texte, darunter das schriftliche Statement mit Sperrvermerk sowie die Pressemitteilung und diverse Hintergrundmaterialien, ausgeteilt.

Die Kompetenzen des BKM

Welche Kompetenzen benötigen nun der BKM und der Veranstalter BPA, um eine derartige Pressekonferenz abzuhalten? Es folgt nur ein kleiner Ausschnitt der Fähigkeiten, die hier gefragt sind:

Im Vorfeld ist zunächst einmal kulturpolitische Kompetenz gefragt, wenn es darum geht, politisch-strategische Absicht, Thema und Botschaften der Pressekonferenz zu definieren. Entsprechende Zahlen, Daten und Fakten müssen recherchiert bzw. konzipiert werden. Wenn kein Kulturgut kriegsbedingt nach Japan verbracht wurde, macht eine Pressekonferenz dazu schlicht keinen Sinn. Wenn der BKM hingegen bezweckt, die Rückführung kriegsbedingt verbrachter Kirchenfenster von Russland nach Frankfurt an der Oder anzukündigen und damit einen außenpolitischen Erfolg zu verbuchen, schon eher. Den Akteuren muss weiter bekannt sein, welche Signifikatskomplexe sich öffentlich in einer Pressekonferenz, etwa zu kriegsbedingt verbrachten Kulturgütern äußern lassen und welche tabu sind, welche vielleicht besser der Geheimdiplomatie überantwortet werden sollten.

Weiter ist Organisationstalent gefordert: Termine müssen mit dem Amtsträger und ggf. weiteren Protagonisten koordiniert, Räume und Technik gebucht werden. Um einen soliden Ablaufplan zu erstellen, muss bekannt sein, wie eine Pressekonferenz standardmäßig umgesetzt wird.

Zudem sollten die Akteure Journalistenadressen kennen und wissen, auf welchem Wege und mit welchen Signifikantenkomplexen sich diese erfolgreich einladen lassen. Früher war das vielleicht eine schriftliche Notiz per Fax, heute ist es eher eine 140-Zeichen-Kurzmeldung über Twitter. Weiter sind elaborierte Fähigkeiten im schriftlichen Texten gefragt, schließlich müssen ein Statement, eine Pressemitteilung, diverse Hintergrundmaterialien vorbereitet werden. In diesem Rahmen ist es erforderlich zu wissen, wie diese Texte für gewöhnlich stilistisch formuliert, wie sie intern freigegeben, wie sie formatiert und gedruckt werden und was es mit einem Sperrvermerk auf sich hat. Die Verbreitung zerknüllter Zettel mit handschriftlicher Notiz „Russen rücken Beutekunst raus“ wäre wohl dem Anlass wenig angemessen.

Bei der Akkreditierung der Journalisten werden sicherheitsbezogene Kenntnisse relevant, riskante Gegenstände wie Waffen müssen erkannt werden. In der Veranstaltung selbst sind licht- und tontechnische Fertigkeiten vonnöten. Die Protagonisten müssen nun zur Höchstform auflaufen: Der Moderator muss die Journalisten erkennen und sie kommunikativ adäquat begrüßen. Der Amtsträger sollte sein Statement rhetorisch geschult vortragen. Dazu

braucht er seinen Körper, seinen Mund, seine Arme, er muss stimmlich fit sein. Er sollte auch motiviert sein, ein tolles Statement abzugeben. Er muss wissen, welche Kleidung er tragen kann und dass er sein Handy während des Vortrags besser ausschaltet. Er sollte die Regeln der Interaktion mit Journalisten kennen und wissen, wie er seine Signifikatskomplexe adäquat in diesem Rahmen äußern kann und wie er von den entsprechenden kulturpolitischen Geltungsabsichten überzeugt. Seinen Pressesprecher cholerisch zu beschimpfen, wie vor gar nicht langer Zeit bei einer Berliner Pressekonferenz zur Inneren Sicherheit passiert, ist wohl eher ein Fauxpas.

In der Fragerunde ist es erforderlich, dass der BKM die mündlich-sprachlichen Äußerungen der Journalisten rezipiert, versteht und erhobene Geltungsansprüche bewertet. Fremdsprachen können dabei ein Hindernis darstellen, sogar im Kontext von Pressekonferenzen zur Außenpolitik. Der Akteur muss weiter fähig sein, mündlich-sprachlich und körpersprachlich zu antworten und dabei Geltungsabsichten zu akzeptieren oder abzulehnen. Für Letzteres braucht er eine gewisse Selbstsicherheit. Im Fall von Detailfragen kann er auf seinen Fachreferenten zurückgreifen, der die entsprechenden Inhalte parat haben sollte.

In exklusiven Interviews, TV-Aufnahmen und Fotoshootings muss er in der Lage sein, die jeweils geforderte Signifikantengattung so zu äußern, dass er seine kulturpolitischen Geltungsabsichten auch hier persuasiv transportiert und dabei die medialen Produktionsregeln beachtet.

Jede Menge Fähigkeiten also, die der BKM benötigt, um eine Pressekonferenz reibungslos über die Bühne zu bekommen! Der BKM erfüllt die organisatorischen Voraussetzungen durchaus, wie sich in der regelmäßigen Abhaltung von Pressekonferenzen zeigt. Das zuständige Personal im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung ist auf das Kommunizieren mit Journalisten spezialisiert. Die Mitarbeiter sind ausgebildet im Gebrauch journalistischer Signifikantenkomplexe. Der BKM verfügt als Korporation über professionelle kulturpolitische Fachkompetenz und politisch-strategische Fähigkeiten. Auch der Amtsträger selbst bildet als Philosophieprofessor und erfahrener Kulturpolitiker die erforderlichen intellektuellen, fachlichen wie rhetorischen Fähigkeiten ab.

Wir werden diese Vielfalt an Fähigkeiten im Zeichengebrauch im Folgenden systematisch ordnen.

5.2 Praktikable Darstellung: Fähigkeiten im Interpretieren und Kommunizieren

5.2.1 Körperlich-organische, mentale und psychische Grundlagen

Arten

Die Wahrnehmung von Signifikanten setzt grundlegende **körperlich-organische** Fähigkeiten voraus. Die Rezeption schriftlicher Signifikanten erfordert zum Beispiel eine funktionsfähige Sehfähigkeit, gute Augen, eine Reizweiterleitung an das Gehirn. Das Hören von Lauten basiert auf guten Ohren. Der Geschmack setzt einen Mund und sensible Geschmacksknospen auf der Zunge und im Gaumenraum voraus. Im Kommunizieren muss ein anderer als potenzieller Gesprächspartner gesehen oder gehört werden.

Herstellung und Gebrauch von Signifikanten basieren ebenfalls auf elaborierten körperlich-organischen Kompetenzen. Wer Schriftzeichen niederschreiben möchte, benötigt den Bewegungsapparat von Arm, Hand, Finger sowie eine spezifische Feinmotorik. Wer Gesang äu-

ßern möchte, greift auf ein stimmliches Organ, die Kehle, funktionsfähige Stimmbänder, den Mundraum und die Lippen zurück.

Weiter setzt die interpretative oder kommunikative Prozessierung des Zeichenhaften voraus, dass das Gehirn in der Lage ist, sinnliche Reize und sinnhafte Botschaften adäquat zu verarbeiten. Es muss also beispielsweise **mental** Verknüpfungen herstellen können, eine gewisse Lern- und Merkfähigkeit haben und Entwicklungen antizipieren können.

Weiter sollten Rezipient und Produzent, sofern die Interpretation nicht reflexhaft erfolgt, eine gewisse **psychische** Motivation mitbringen, um Sinnhaftes zu äußern oder zu rezipieren und es kommunikativ an andere zu richten.

Situierung und Verbreitungsradius

Diese Basiskompetenzen im Zeichengebrauch basieren auf der genetischen, biologischen, geistigen, psychischen ‚Grundausstattung‘ des Menschen. Derartige Fähigkeiten sind häufig angeboren. Sie sind beinahe flächendeckend verbreitet. Schwere körperlich-organische, mentale oder psychische Behinderungen können allerdings eine Exklusion im Zeichengebrauch bedingen. Menschen mit sehr geringer Intelligenz, Menschen, die depressiv sind, an einer sozialen Phobie leiden, taub oder stumm sind, sind interpretativ und kommunikativ eingeschränkt.

5.2.2 Zeichenbezogene Fähigkeiten

5.2.2.1 Arten

Doch Interpretieren und Kommunizieren verlangen dem Menschen noch viel mehr ab: In der Äußerung und Rezeption von Signifikanten sind umfangreiche zeichenbezogene Fähigkeiten erforderlich.¹⁶⁵

Um plausible Interpretationen vornehmen zu können, müssen die Akteure über geeignete Prozessierungsregeln und ein adäquates semantisches Potenzial verfügen. Weiter müssen sie in der Lage sein, Signifikantenformen und -kombinationen in spezifischen Kontexten zu erkennen, herzustellen bzw. zu gebrauchen. Für zentrale Signifikantensysteme bestehen möglicherweise bestimmte standardisierte Interpretationstechniken, wie das Lesen für die Rezeption schriftsprachlicher Signifikanten, das Schreiben für deren Äußerung. Die Alternative zu diesen Fähigkeiten heißt Kreativität, die experimentelle Prozessierungen, innovative Sinngebung und Neuschaffung von signifikanter Form erlaubt.

¹⁶⁵ Die Fähigkeiten im Gebrauch von Medien und Massenmedien werden wir in Kapitel III.11.5 behandeln.

Signifikantengattung	Spezielle Rezeptionstechnik	Technische Anforderung
Schriftsprache	Lesen	Alphabetisierung
Gesprochene Sprache	Zuhören	Sprach-Hörfertigkeit
Bild	Betrachten	Bild-Lesefertigkeit
Artefakte, etwa Bauwerk oder Kleidungsstück	Betrachten, Anfassen	Kompetenz im Umgang mit dem Gegenstand
Gesang	Zuhören	Gesangs-Hörfertigkeit
Mimik	Betrachten	Mimische Kompetenz
Gestik, Gebärden	Betrachten	Gestische Kompetenz
Körper insgesamt	Betrachten	Proxemische Kompetenz
Geruch	Riechen	Geruchskompetenz
Geschmack	Schmecken	Geschmackskompetenz

Grafik III.1: Typische Kompetenzen in der Rezeption von Signifikanten

Signifikantengattung	Produktionstechnik	Technische Anforderung
Schriftsprache	Schreiben	Alphabetisierung
Gesprochene Sprache	Sprechen	Sprechfertigkeit
Bild	Malen, Zeichnen	Mal-, Zeichenfertigkeit
Artefakte, etwa Bauwerk oder Kleidungsstück	Je nach Artefakt, z. B. Steinbauweise, Schneiderei	Bautechnik, Schneidertechnik
Gesang	Singen	Singtalent, Taktgefühl
Mimik	Muskelbewegung	Mimische Kompetenz
Gestik, Gebärden	Muskelbewegung	Gestische Kompetenz
Körper insgesamt („Präsenz“)	Körpereinsatz	Präsenz- und proxemische Kompetenz
Geruch	Diverse	Geruchskompetenz
Geschmack	Diverse	Geschmackskompetenz

Grafik III.2: Typische Kompetenzen in der Produktion von Signifikanten

Kommunizierende benötigen darüber hinaus die Fähigkeit, andere als potenzielle Emittenten oder Rezipienten zu erkennen. Sie sollten wissen, wie sich Äußerungen von Sinn, Geltungsmodi und Geltungsansprüchen an andere richten lassen, wie sie von anderen akzeptiert werden können.

Intentionaler Zeichengebrauch setzt zudem voraus, dass der Handelnde die bestehende Situation interpretieren kann, seine vernünftige Motivation in eine adäquate Interpretations- und Kommunikationsentscheidung übersetzen sowie effizient und kreativ ausführen kann. Wenn Kommunizierende instrumentell handeln wollen, sollten sie in der Lage sein, Geltungsansprüche persuasiv zu emittieren oder kritisch zu rezipieren.

5.2.2.2 Situierung

Die zeichenbezogenen Fähigkeiten sind somit größtenteils im menschlichen Gehirn situiert: einerseits als semantisches Potenzial, als Prozessierungsregel, als Kreativität, als Gebrauchs- und Herstellungsfertigkeit von Signifikantenkomplexen in spezifischen Kontexten. Wie in Teil I anhand der einzelnen Komponenten des Zeichenhaften ausgeführt, müssen

diese Fähigkeiten nicht bewusst sein, sie können gleichermaßen auch reflexhaft, gewohnheitsmäßig, standardisiert bereitstehen.

5.2.2.3 Genese und Verbreitung

Universelle Verbreitung auf angeborener Basis

Woher stammen nun diese Fähigkeiten? Äußerst wenige zeichenbezogene Kompetenzen, etwa die Interpretation eines Babyälchels als ‚sympathisch‘, können wir – in Anlehnung an unsere Ausarbeitungen zu den einzelnen Komponenten des Zeichenhaften – als angeboren auffassen.¹⁶⁶ Sie liegen somit ab Geburt unveränderlich vor. Sie sind universell verbreitet¹⁶⁷, stehen jedermann und jederfrau, sofern keine körperliche oder geistige Behinderung vorliegt, zur Verfügung.

Flächendeckende Verbreitung auf Basis von Sozialisation

Der Löwenanteil der zeichenbezogenen Fähigkeiten wird aber im Laufe des Lebens auf Basis von Sozialisationsprozessen erlernt.

Globale Verbreitung

In seltenen Fällen erfolgen Sozialisationsprozesse global, weltweit lernen Menschen so bestimmte Formen des Zeichengebrauchs. Häufig findet sich Derartiges infolge von einschneidenden Weltereignissen, etwa Kriegen, Naturkatastrophen, oder auch bei Superstars aus Musik und Film. Die meisten Menschen auf der Welt sind derzeit beispielsweise fähig, die brennenden Türme des World Trade Centers zu interpretieren. Mit zunehmender globaler Vereinheitlichung und der Etablierung einer Weltöffentlichkeit könnten solche Kompetenzen zunehmen. Wie unten beschrieben sind derartige Sozialisationsprozesse aber meist nicht durchgängig erfolgreich.

Gruppenspezifische Verbreitung

Der Großteil der Zeichengebrauchskompetenzen geht auf eine gruppenspezifische Institution, Errungenschaft zurück. Nur wer dieser Gruppe zugehörig ist, verfügt über diese Kompetenzen. Die entsprechenden Institutionen werden gruppenintern im Rahmen von Sozialisierungsprozessen, etwa in der Familie, in der Schule, im Beruf oder durch Massenmedien, verbreitet: Schon die frühkindliche Erziehung in Elternhaus und Kindergarten richtet sich schwerpunktmäßig auf das Erlernen des Zeichengebrauchs: Kinder lernen sprechen und still sein. Sie begreifen, wann, wo und mit wem herumtollen und Grimassen schneiden erlaubt ist, sie singen Kinderlieder und malen mit Buntstiften, sie basteln Gegenstände und bauen Legohäuser. Auch in der sekundären Sozialisation im schulischen Umfeld steht das Erlernen des kompetenten Zeichengebrauchs im Vordergrund, neue Zeichengattungen werden in Fächern wie Lesen, Schreiben, Rechnen gelehrt, Kunst, Musik, sportliche Körperbewegung trainiert. Nichtkommunikative Interaktion, etwa das Einschlagen auf den Mitschüler, wird sanktioniert. Auch in tertiären Sozialisationsprozessen werden komplexe berufsspezifische Zeichen eingeübt, etwa die juristische Sprache, die körperlichen Symptome der Medizin, das tiefenpsychologische Gespräch oder die architektonische Ästhetik, die politikwissenschaftliche Interpretation von Aristoteles. All diese Sozialisationsprozesse sind selbst im Kern zei-

¹⁶⁶ Vgl. Ekman 1998.

¹⁶⁷ Mit universell meine ich hier Kompetenzen, die konstant über viele Generationen hinweg und kulturübergreifend von allen Menschen geteilt werden, natürlich mit graduellen Unterschieden, die als kognitive/emotionale Intelligenzquotienten gefasst werden können.

chenhaft, kommunikativ. Lernen setzt, anders als die reflexionsfreie Momentaufnahme der physischen Einwirkung¹⁶⁸, eine zeichenhafte Prozessierung voraus.

Kompetenzunterschiede in einer Zeichennutzergruppe

Doch auch innerhalb von Gruppen, die einen bestimmten Zeichengebrauch institutionalisiert haben, ist die interpretative und kommunikative Kompetenz der Mitglieder verschieden ausgeprägt. Dies liegt an sozialisationsbezogenen Lernprozessen genauso wie an der Wiederholung, am Training dieser Lernergebnisse. Manche Mitglieder sind möglicherweise weniger intelligent, haben vielleicht die Sozialisationsprozesse nicht so recht verstanden, können nicht lesen und schreiben¹⁶⁹. Manche haben bestimmte Sozialisationsprozesse weniger intensiv erfahren, haben beispielsweise den Hauptschulabschluss anstatt des Abiturs gemacht und können nun Goethes Faust nicht adäquat interpretieren. Gerade wenn Gruppen geringe Ressourcen auf Sozialisationsprozesse verwenden oder wenn Zeichenhaftes noch neu ist, fehlen möglicherweise zielführende Lernprogramme, wie ein Handy- und Computerführerschein für Rentner. Andere Gruppenmitglieder haben vielleicht freiwillige Sozialisationsangebote nicht in Anspruch genommen, sie haben keine Zeit, regelmäßig die Zeitung zu lesen, oder bringen einfach kein Interesse am politischen Zeichengebrauch auf, beispielsweise Professoren, die den Joystick für das Videospiele nicht bedienen können. Manche haben auch das Wissen aus der Sozialisation wieder vergessen, verlernt, weil sie nicht regelmäßig üben. Andere hingegen haben diesbezüglich vielleicht eine Fortbildung belegt und sich gar beruflich darauf spezialisiert, sie üben diese Kenntnisse regelmäßig aus und damit ein. Die verschiedenen Tierarten kennt der Laie z. B. nur so ungefähr, während der Bauer weiß, wie er Schweine züchtet, der Biologe die verschiedenen Zugvogelarten bestimmen kann und der Rechtsanwalt fähig ist, Tierversuche vor Gericht in juristischer Sprache zu beschreiben. Der PR-Berater hat vergessen, was Kumulus-Wolken sind, während der Meteorologe die Zeichen des Wetters exakt vorhersagen kann. Dafür weiß der PR-Berater, wie er für die Absichten seiner Korporation in der Öffentlichkeit gut Wetter macht.

Schon mit Blick auf eine zeichenhafte Institution sind die interpretativen Fähigkeiten also ungleich verteilt. Potenziert wird dies durch die Mitgliedschaft der Menschen in diversen zeichenbezogenen Gruppen. Der Einzelne bringt also diverse gruppenspezifische interpretative und kommunikative Kompetenzen mit, die seinen Gruppenmitgliedschaften und den entsprechenden Sozialisierungserfahrungen und Trainingseffekten entsprechen.

Individuelle Kreativität

Wenige Interpretationen gehen auf eine individuelle Kreativleistung zurück. Nur der Einzelne kann diese vornehmen. Voraussetzung ist hier die mentale Kreativität, die zeichenhafte Innovationskompetenz: Emittent und Rezipient schöpfen dabei neue Signifikantenformen, rekombinieren, schaffen spielerisch neue interpretative Regeln und denken sich neuartige Signifikate aus, um ihre persönlichen Gedanken und Erfahrungen zu verarbeiten. Die Fähigkeit zum kreativen Denken ist wohl angeboren, sie ist somit abseits von Behinderung flächendeckend verbreitet. Doch das jeweilige kreative Leistungspotenzial divergiert stark in Lebensphasen und zwischen Menschen, es ist auch trainingsabhängig.

¹⁶⁸ Vgl. Kapitel III.16 „Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten“.

¹⁶⁹ Studien belegen, dass allein in Deutschland vier Millionen Erwachsene nicht oder nicht ausreichend lesen und schreiben können.

5.2.2.4 Exkurs: Fähigkeiten von Tieren, Maschinen und Menschen

Der Mensch als ‚animal symbolicum‘?

In der Literatur findet sich oftmals die These, dass die Fähigkeit zum Zeichengebrauch beziehungsweise zum Kommunizieren eine rein menschliche sei. Aristoteles spricht vom vernunft- und sprachbegabten Tier, Cassirer vom „animal symbolicum“. Chomsky hält die Fähigkeit zum Sprachgebrauch für eine angeborene Kompetenz des Menschen. Baacke spricht vom „homo communicator“: Nur in Kommunikationssituationen zeige sich, „was er ist, und wird, was er sein kann“¹⁷⁰. Ein Blick auf das Interpretieren und Kommunizieren der Tiere und Maschinen zeigt, dass dies – gemäß unserer Modellannahmen – nicht zutrifft.

Tiere gebrauchen ja durchaus Zeichenhaftes, sie verfügen über Signifikantengattungen mit distinkten Formen, etwa das Vogelgezwitscher oder die Gebärden der Affen. Manche Kommunikationssysteme übersteigen gar die Kapazitäten des Menschen, denken Sie nur an das Singen der Wale oder die Duftmarken der Hunde. Tiere emittieren und rezipieren ihre Signifikanten, sie richten ihr Verhalten am anderen Tier oder gar Menschen aus, kommunizieren also durchaus, koordinieren ihr Zusammenleben auf diese Weise. Sie sind darüber hinaus sogar kreativ, entwickeln neue Zeichen und passen sich so an neue Umweltgegebenheiten an. Was hingegen – zumindest in der menschlichen Größenordnung – fehlt, ist nach meinem Dafürhalten die Fähigkeit zum kommunikativen Handeln. Tiere sind kaum in der Lage, kommunikative Zukunftspläne zu schmieden, zu reflektieren und rationale Entscheidungen zu treffen. Ihr Kommunizieren ist, zumindest von außen betrachtet, eher impulsiv, es ist reflexhaftes Verhalten.

Maschinen sind, was Quantität und Präzision angeht, dem Menschen in manchen Facetten des Zeichengebrauchs mittlerweile überlegen. **Computer** können zum Beispiel größere Datenmengen prozessieren und speichern als das menschliche Gehirn. Sie verarbeiten hochkomplexe Signifikate und Signifikanten, indem sie sie auf einfache, binäre Operationen reduzieren. Produktionsanlagen stellen am Fließband hochpräzise geformte Signifikanten her. Aktuelle Roboter-Generationen gelingt gar die Imitation der Rezeption und Emission typisch menschlicher Signifikanten etwa wie eines Lächelns, eines Blicks, einer Handbewegung. In einem zentralen Aspekt des Zeichengebrauchs sind die Maschinen den Menschen kommunikativ aber keineswegs ebenbürtig, und zwar in Ursprünglichkeit, Authentizität des Kommunizierens. Maschinen benötigen einen Programmierer, Maschinenbauer als Initiator und Körper- bzw. Identitätsgeber. Eng damit verknüpft ist die fehlende Intentionalität der Maschinen, sie können zwar – bei entsprechender Programmierung – Zukunftsszenarien und mögliche Alternativen mathematisch-logisch berechnen und Entscheidungen auf Basis vorgegebener Präferenzstrukturen treffen, doch auch hier fehlt die personale Identität als Ursprung und Maßstab wirklicher Intentionalität. Austauschprozesse zwischen Maschinen können somit auch nicht kommunikativ im Sinne der intentionalen Orientierung am anderen sein. Maschinen interpretieren zudem nicht in komplexen Assoziationswolken, sondern sie designieren: Ein Signal aktiviert eine exakt bestimmte Position im maschinellen System. Die entsprechenden Bezeichnungsvorgänge sind klar definiert und damit abgeschlossen. Zudem entbehren Maschinen der eigenständigen Kreativität, die sie in die Lage versetzen würde, über vorhandene Programmierungen hinaus Neues hervorzubringen.

¹⁷⁰ Baacke 1973, S. 193.

Intentionalität als Charakteristikum des menschlichen Zeichengebrauchs

Der eigentliche Unterschied des menschlichen Interpretierens und Kommunizierens vom tierischen und maschinellen Zeichengebrauch ist meines Erachtens also die Fähigkeit zum intentionalen Handeln. Nur menschliche Emittenten können sich reflexiv, auf Basis von Rationalitätsmaßstäben für ein bestimmtes Ziel entscheiden und aus Alternativen eine spezifische Form der Umsetzung frei auswählen. Nur menschliche Rezipienten beurteilen Geltung reflexiv und leiten eigenständig Folgen für das individuelle Denken, Fühlen, Handeln ab. Zudem ist der menschliche Zeichengebrauch vermutlich um einiges elaborierter, komplexer und erlaubt größere kreative Sprünge.

5.2.2.5 Wirkungen von Fähigkeiten im Zeichengebrauch

Fähigkeiten ermöglichen und begrenzen den Zeichengebrauch auf zweierlei Art und Weise: Erstens wirken sie über die interpretative Evaluation der eigenen Fähigkeiten und der Fähigkeiten möglicher interpretativer Konkurrenten und Zielgruppen. So legen sie auf Basis von eigenem Selbstbewusstsein und der Einschätzungen der zeichenbezogenen Kompetenzen der Zielgruppe einen bestimmten Zeichengebrauch nahe und schließen andere Varianten aus. In der konkreten Anwendung der Fähigkeiten zeigt sich, ob der Einzelne seine Fähigkeiten viabel beurteilt hat. Wenn die erforderlichen Fähigkeiten vorhanden sind, gelingt der anvisierte Zeichengebrauch, wenn nicht, schlägt er womöglich teilweise oder völlig fehl. Fähigkeiten erlauben, erleichtern oder verhindern so interpretative und kommunikative Akte. Sie gestatten das individuelle und intersubjektive Verstehen und die Verständigung und spiegeln so auch eine Schlüsselrolle in kommunikativen Machtverhältnissen. Dabei sind sie häufig interdependent mit den Ressourcen, die wir in Kapitel III.6 beleuchten.

5.2.2.6 Politische Kompetenzen im Zeichengebrauch

Fähigkeiten in der politischen Partizipation

Interpretative und kommunikative Partizipation im politischen Geschehen setzt zusätzliche allgemeine interpretative und kommunikative Kompetenzen im politischen Zeichengebrauch voraus. Nur diese ermöglichen demokratischen Bürgern die Erfüllung ihrer Rechte und Pflichten: Nur so können Sie Wahlunterlagen und Parteibroschüren lesen, Petitionen verfassen, die politische Bildberichterstattung verfolgen, im Ortsverein diskutieren. Aktive Partizipation, etwa im Rahmen eines öffentlichen Amtes oder Mandats, setzt darüber hinaus, wie am Beispiel der Pressekonferenz des BKM gezeigt, elaborierte rhetorische und politikfeldbezogene Fähigkeiten voraus.

Die gleichmäßige Verbreitung von zeichenbezogenen Fähigkeiten, damit die Gewährleistung von Chancengleichheit in ihrem Erwerb und ihrer Einübung, ist, vor allem mit Blick auf die politisch besonders relevante sprachliche Gattung, eine eminent politische Frage. Sie ist mit Fragen der Partizipation, mit persuasiven Macht- und Herrschaftschancen eng verwoben.

Politische Gestaltung zeichenhafter Sozialisationsprozesse

In demokratischen Staaten, die ja auf der interpretativen und kommunikativen Partizipation ihrer Bürger am politischen, wirtschaftlichen und künstlerischen Geschehen beruhen, sind das Angebot, die Strukturierung und Normierung von Sozialisationsprozessen zur Vermittlung von Fähigkeiten im Zeichengebrauch eine politische Kernaufgabe. Politische Akteure legen hier individuelle Lernrechte und -pflichten, von der Schulpflicht bis zum freiwilligen In-

tegrationskurs, fest, sie führen Debatten über Integration und Zeichenbildungsstandards. Sie regeln weiter die Rechte und Pflichten diverser Sozialisationsagenturen, etwa der Rundfunkanstalten, der betrieblichen Ausbildungsstätten, der Staatstheater. Sie schaffen zudem eine staatliche Sozialisationsinfrastruktur, etwa indem sie öffentliche Schulen und Universitäten einrichten, Lehrpläne dafür verfassen und professionelle Zeichenlehrer ausbilden. Sie führen staatliche Bildungsprogramme durch, etwa im Rahmen der gesundheitlichen Aufklärung, und evaluieren auch den Stand der zeichenmäßigen Bildung, indem sie beispielsweise einen PISA-Test durchführen.

Kompetenzen des BKM in der politischen Gestaltung von Sozialisationsprozessen

Im Bereich der Gestaltung von Sozialisationsprozessen, die Fähigkeiten im Zeichengebrauch vermitteln, hat der BKM vergleichsweise wenige direkte Kompetenzen. Denn aufgrund der deutschen Kompetenzverteilung liegt die primäre Zuständigkeit für die Regulierung und Sozialisation von Fähigkeiten im kulturbezogenen, künstlerischen und medialen Zeichengebrauch bei anderen Akteuren: die Verantwortung für die Ausbildung in künstlerischen Berufen, für die kulturelle Bildung, den kulturwissenschaftlichen und kulturpolitischen Erfahrungsaustausch in der Hand des Bundesministeriums für Bildung und Forschung.¹⁷¹ Das Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit gestaltet die kulturelle Jugendbildung. Nichtsdestoweniger finden sich einige Maßnahmen des BKM in diesem Kontext¹⁷²: Der BKM fördert diverse traditionelle und innovative Kultureinrichtungen und -veranstaltungen im Bereich der bildenden Kunst, der Theater, der Oper, die durch ihr Angebot wiederum kulturelle Sozialisationsprozesse ermöglichen, insbesondere wenn sie selbst pädagogische Leistungen erbringen. Indem er sich für die Reform des Jugendmedienschutzes engagiert, definiert der BKM bestimmte Inhalte von Sozialisationsmedien, wie des Films und der Computerspiele. Durch Fördergelder, Stipendien und Preise ermöglicht er es weiter wirtschaftlichen und künstlerischen Emittenten, etwa im Bereich des Films oder der Literatur, ihre Kunst besser zu erlernen und so wiederum innovativen Zeichengebrauch zu entwerfen. Schließlich äußert sich der BKM regelmäßig zu Fragen der kulturellen Bildung und auch zum wissenschaftlichen Zeichengebrauch. Dabei thematisiert er beispielsweise humanistische Bildungsideale, den Stellenwert ästhetischer Bildung, die Heranführung an kulturelle Bildung durch Angebote der Popkultur sowie die Relevanz der Geisteswissenschaften.

So nimmt der BKM durchaus Einfluss auf die kulturellen Sozialisationsprozesse, ermöglicht sie durch Bereitstellung finanzieller Ressourcen und mischt sich in entsprechende Debatten orientierend ein. Dennoch ist sein Handlungsspielraum aufgrund der Kompetenzverteilung beschränkt. Den sozialdemokratischen Anspruch an eine „Neue Kulturpolitik“, eine „Kultur von allen für alle“ kann er somit zumindest im Kontext der Gestaltung von Sozialisationsprozessen nicht federführend verfolgen.

5.3 Fazit: Fähigkeiten im Zeichengebrauch

Interpretieren und Kommunizieren setzt meines Erachtens elaborierte Fähigkeiten voraus, die größtenteils in gruppenbezogenen Sozialisationsprozessen erlernt werden, sie werden ergänzt durch individuelle kreative Talente. Basis für beide ist die organisch-körperliche, mentale und psychische Grundlagenausstattung des Menschen. Ein dynamisches, kommu-

¹⁷¹ Vgl. Wagner 2002.

¹⁷² Vgl. im Folgenden soweit nicht anders angegeben: Nida-Rümelin 2002, Nevermann 2005, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, Kulturpolitische Gesellschaft 2007.

nikatives Geschehen entwickelt sich letztlich nur auf Basis des Ineinanderspielens aller drei Kompetenzformen.

Jedenfalls ist die interpretative und kommunikative Kompetenz stark ungleich, meist entlang historischer, geographischer, sozialer, politischer, wirtschaftlicher Gruppen verteilt. Manche verstehen sich nur auf einen rudimentären Zeichengebrauch, andere bilden eine interpretative und kommunikative Elite. Daraus ergeben sich, wie in Kapitel III.8 aufgeführt, Machtungleichgewichte im Zeichengebrauch.

Politisches Interpretieren und Kommunizieren setzt dabei spezifische Fähigkeiten voraus. Nur wer über diese verfügt, kann an politischen Diskussionen, an Wahlen, am politischen Leben überhaupt teilnehmen. Diverse politische Akteure sind für die entsprechende Befähigung der Bürger verantwortlich. Sie kommen dieser Aufgabe nach, indem sie Sozialisationsprozesse gestalten, die grundlegende Kompetenzen im Zeichengebrauch vermitteln. Dazu richten sie selbst Bildungsangebote ein, strukturieren und finanzieren die Angebote Dritter und sorgen für Mindeststandards der Nachfrage.

Der BKM verfügt aufgrund der bundespolitischen Kompetenzverteilung nur über wenige derartige Kompetenzen, z. B. stellt er soziale Ressourcen für Kultureinrichtungen bereit, die kulturelle Bildung vermitteln. Er fördert die Fähigkeiten der Kulturschaffenden durch Zuteilung finanzieller oder sozialer Ressourcen. Schließlich bezieht er Position in öffentlichen Debatten über kulturelle Bildung, über Bildungsideale oder den wissenschaftlichen Zeichengebrauch.

6 Ressourcen im Zeichengebrauch

Wir haben uns mit den Fähigkeiten des BKM im Zeichengebrauch auseinandergesetzt. Doch mittels angeborener, erlernter und kreativer körperlich-organischer, mentaler, psychischer und zeichenbezogener Kompetenzen allein lässt sich keine Pressekonferenz veranstalten. Es reicht nicht zu wissen, was eine geeignete Räumlichkeit ausmacht, man muss sie mieten. Es reicht nicht, ein Mikrofon bedienen zu können, man muss eines kaufen. Es reicht nicht, Udo Lindenberg zu erkennen, man muss vom Rang her ein adäquater Gesprächspartner sein, damit er zum Fotoshooting kommt.

Der Zeichengebrauch des BKM bedarf also bestimmter Ressourcen. Diese sind nun unser Thema. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Literatur und entwickeln anschließend – eng an der Empirie – einige Überlegungen zu zeichenhaften Ressourcen im Interpretieren und Kommunizieren.

6.1 Tour d'Horizon

In der politikwissenschaftlichen und soziologischen Literatur finden sich zahlreiche Entwürfe, die das menschliche, politische Handeln in Beziehung zu sozialen oder ökonomischen Ressourcen setzen. Ein Brückenschlag zum Zeichengebrauch findet sich dabei meist nicht. Erst in jüngerer Zeit sehen vor allem marxistisch inspirierte und soziologische Autoren hier einen Zusammenhang.

Bourdieu verbindet marxistische Denkweisen mit einer soziologischen Theorie, die das Subjektive mit dem Objektiven versöhnen will.¹⁷³ Kapital ist demnach als Arbeit in Materie fixiert¹⁷⁴ oder im Habitus als „Dispositionssystem sozialer Akteure“¹⁷⁵ inkorporiert. Kapital fungiert als Einsatz im Kampf um Machtpositionen, es erhöht die Handlungs- und Profitchancen des Spielers.¹⁷⁶ Gleichzeitig ist die Kapitalverteilung Ergebnis dieser Kämpfe, sie definiert die Positionen im sozialen Feld. Bourdieu unterscheidet folgende Formen: das ökonomische Kapital, also das in Geld konvertierbare Eigentum, weiter das soziale Kapital, also die Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen¹⁷⁷, und schließlich das kulturelle Kapital, also die Gesamtheit der legitimen kulturellen Werke und Artefakte.¹⁷⁸ Letzteres zeigt sich objektiviert, etwa in Gemälden, zweitens inkorporiert in kulturellen und intellektuellen Fähigkeiten. Drittens ist es institutionalisiert, etwa im Rahmen offiziell anerkannter Bildungstitel.¹⁷⁹ Das kulturelle Kapital dient damit der Distinktion von Individuen und Gruppen. Eine weitere Kapitalsorte, die symbolische, konstituiert sich in der Wahrnehmung und Anerkennung der anderen Kapitalformen als legitim.¹⁸⁰

Kritik: Bourdieus detaillierte Beschreibung verschiedener Kapitalsorten und ihrer Situiertheit ist meines Erachtens sehr ausgereift. Er bleibt nicht bei ökonomischen Größen stehen, er begreift auch soziale Beziehungen, Geschmack und Lebensweise als Kapital. Dabei vermischt er allerdings Ressourcen teilweise mit Dingen, die ich eher als zeichenhafte Fähigkeiten bezeichnen würde, weil sie der Interpretierende internalisiert hat. Er erfasst die Effekte,

¹⁷³ Vgl. Bourdieu, Seib 1987, 49.

¹⁷⁴ Vgl. Bourdieu, Steinrück 1992, S. 49.

¹⁷⁵ Schwingel, Bourdieu 1995, S. 59.

¹⁷⁶ Vgl. Bourdieu, Schwibs 1985, S. 10.

¹⁷⁷ Vgl. Bourdieu, Steinrück 1992, S. 67.

¹⁷⁸ Vgl. Bourdieu, Steinrück 1992, S. 55.

¹⁷⁹ Vgl. Bourdieu, Steinrück 1992, S. 55.

¹⁸⁰ Vgl. Bourdieu, Schwibs 1985, S. 11.

die Kapitalbesitz für Habitus und Lebensstil impliziert, genauso wie den Unterschied zwischen Kapitaleinsatz und symbolischer Anerkennung von Kapitalbesitz. Der französische Autor zeichnet nach, wie Ressourcen Einsatz und Gewinn gesellschaftlicher Kämpfe sind, wie sie gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse stabilisieren, legitimieren und manchmal auch revidieren. Bourdieu macht deutlich, dass Ressourcen eine Schlüsselrolle im politischen Zeichengebrauch spielen.

Giddens vertritt in seiner Theorie der Strukturierung die These, dass Handeln von Strukturen bedingt wird und wiederum die Strukturen tangiert. Unter Letzteren versteht der britische Soziologie „Regeln und Ressourcen“¹⁸¹, die Handlungen ermöglichen und begrenzen¹⁸² und sich in ihnen reproduzieren. Strukturen werden von den Agierenden im Zeichengebrauch konstruiert, sie führen kein äußeres Eigenleben.¹⁸³ Ressourcen ermöglichen bzw. begrenzen damit das Handeln, das Eingreifen in die Welt „umgestaltende(s) Vermögen“¹⁸⁴ und „einen Unterschied herzustellen“¹⁸⁵.

Kritik: Giddens macht deutlich, wie Ressourcen das Handeln prägen, indem er die gleichzeitig ermöglichende und restringierende Wirkung der materiellen Ressourcen herausarbeitet. Weiter weist er darauf hin, dass materielle Ressourcen im Handeln bzw. im Zeichengebrauch nur Wirkung entfalten, wenn sie interpretiert werden. Als Ding dort draußen sind sie von keinem Nutzen. Relevant für unsere Überlegungen ist auch die enge Verbindung von Macht und Ressourcen, die Giddens hier beschreibt.

Der französische Poststrukturalismus nimmt eine „rigorose Semiotisierung der Welt und der Wissenschaft“¹⁸⁶ vor, materielle Ressourcen lösen sich hier völlig im Diskurs auf. Bei **Foucault** etwa ist ihre Wahrnehmung, ihre Erkenntnis, ihr Gebrauch rein vom Diskurs bestimmt. Dennoch untersucht Foucault in seiner genealogischen Phase mit personellen Machtverhältnissen auch sozioökonomische Faktoren, die Wissensordnungen prägen.¹⁸⁷ Zudem ist das Diskursive im „Dispositiv“¹⁸⁸ selbst von dinglichen Größen durchzogen. Foucault definiert dieses nämlich als „heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, das sind die Elemente des Dispositiv. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann“¹⁸⁹.

Kritik: Foucault weist treffend darauf hin, dass materielle Ressourcen Gegenstand diskursiver Aussagen sein müssen, um überhaupt Wirkung zu entfalten. Er verknüpft sozioökonomische und dingliche Faktoren mit Machtverhältnissen und lässt sie im Dispositiv in die Diskurse einfließen. Allerdings bleibt unklar, wie diese radikal konstruierten materiellen Aspekte sich von anderen diskursiven Gegenständen unterscheiden.

Die politische Kommunikationsforschung hat sich dieser Frage noch nicht ausführlich gewidmet. Einzig **Pfetsch** bettet in einem kurzen Aufsatz Handeln in nicht weiter spezifizierte Strukturen ein. Einige Autoren setzen sich – aber ohne Bezug zum Thema Ressourcen – mit

¹⁸¹ Giddens 1986, S. 45.

¹⁸² Vgl. Giddens 1984, S. 148.

¹⁸³ Vgl. Giddens 1986, S. 77 ff.

¹⁸⁴ Giddens 1986, S. 66.

¹⁸⁵ Giddens 1986, S. 66.

¹⁸⁶ Berressem 2005, S. 184-187.

¹⁸⁷ Vgl. Foucault 1977, S. 114-15.

¹⁸⁸ Foucault 1978, S. 119 f.

¹⁸⁹ Foucault 1978, S. 119 f.

Prominenz und Starqualitäten auseinander.¹⁹⁰ Ein eklatantes Defizit, denn gerade aus politikwissenschaftlicher Perspektive tut eine materielle und sozialstrukturelle Grundierung des ‚weichen‘ Interpretierens und Kommunizierens not! Wir sollten die Ressourcen nicht zwischen den bunten Luftballons der Wahlkampfinszenierung und den feierlichen Reden des Bundespräsidenten verschwinden lassen. Mit ihrer Integration in das Patchwork-Modell können wir anschließend leichter eine Brücke schlagen zu den ebenfalls politikwissenschaftlich interessanten Aspekten der Macht und Herrschaft im Interpretieren und Kommunizieren.

6.2 Plausible Beschreibung: Interpretative und kommunikative Ressourcen

Wie lassen sich die Ressourcen im Zeichengebrauch nun in unserem Patchwork-Modell beschreiben? Welchen epistemologischen Status können wir ihnen zuweisen, wie entfalten sie ihre Wirkung, welche Arten können wir unterscheiden?

Eine Ressource fasse ich im Folgenden als etwas Semantisches oder Zeichenhaftes auf, das die praktische Umsetzung eines Zeichengebrauchs erlaubt und damit ggf. dem Erreichen interpretativer oder kommunikativer Absichten dient. Das Fehlen von Ressourcen kann folglich die Umsetzung eines Zeichengebrauchs und das Erreichen interpretativer und kommunikativer Absichten vereiteln. Verfügbare Ressourcen ermöglichen, nicht verfügbare begrenzen den Zeichengebrauch.

Machen wir auf Basis der Überlegungen Bourdieus ein Brainstorming zu den Arten von Ressourcen, die im Zeichengebrauch eine Rolle spielen können.¹⁹¹ Parallel überlegen wir, wer diese Ressourcen braucht, wie sie sich gebrauchen lassen und welche Wirkungen sie dabei implizieren.

6.2.1 Dingliche Ressourcen

Interpretieren und Kommunizieren sind sowieso per se materiell grundiert. Schließlich sind die Signifikanten selbst dinglich, sie sind aus materiellen Rohstoffen meist mit dinglichen Werkzeugen gestaltet.

Signifikanten als Ressource

Im Interpretieren und Kommunizieren gebrauchen wir auch ‚fertige‘ Signifikanten als Ressource, etwa ein Kunstwerk, ein Buch, eine Musik-CD, eine Statue, den Körper der Bundeskanzlerin.

Dingliche Werkzeuge des Zeichengebrauchs

Dinge aller Art finden im Zeichengebrauch als Werkzeug oder Hilfsmittel Verwendung: zum Beispiel Stift und Papier, der Bürostuhl, das Lebkuchengewürz zum Plätzchenbacken, das Messer zum Schnitzen von Holzfiguren, die akustische Gitarre für das Musizieren am Lagerfeuer. Aber auch technische, elektrische und elektronische Apparaturen wie den Laptop, die Telefonanlage, die Mikrowelle, die Glühbirne, digitale Netze und das E-Piano können wir hierzu zählen. Teils handelt es sich hierbei um technische Komponenten von Medien oder Massenmedien, auf die wir in Kapitel III.11 zurückkommen.

¹⁹⁰ Vgl. Sarcinelli 2006, Gerhards, Neidhardt 1990, S. 36.

¹⁹¹ Den Fähigkeiten im Zeichengebrauch haben wir als zentraler Ressource ein eigenes Kapitel gewidmet.

Dingliche Rohstoffe in der Herstellung von Signifikanten

In der Äußerung von Signifikanten greifen wir auf materielle Dinge zurück, die wir als Rohstoff für die Gestaltung von Signifikanten nutzen: Robinson Crusoe nutzt die Ressource Baum zum Schnitzen einer Axt. Michelangelo schlägt seine Statuen aus Carrara-Marmor. Der Opernsänger nutzt die Luft, um tief einzuatmen und die Schallwellen des Gesangs zu transportieren.

Wie entfalten diese dinglichen Werkzeuge nun Wirkung auf das Interpretieren und Kommunizieren? Zuerst einmal können wir in konstruktivistischer Manier nicht wissen, ob dingliche Ressourcen in echt ‚dort draußen‘ existieren. Wir können nur sagen, dass ihr Gebrauch jedes Mal von Neuem die Annahme begründet, dass ihre Interpretation als dingliche Ressource einen nützlichen, konstanten Umgang mit der natürlichen und sozialen Umwelt erlaubt. Wirkung entfalten Ressourcen über die Interpretation der Ressourcenlage. Dabei werden die Dinge als Signifikanten mit spezifischer Bedeutung, etwa Kunstwerk, Marmor, Zange, prozessiert. Sie werden mit Signifikaten wie ‚verfügbar‘, ‚zu teuer‘, ‚möglich‘, ‚unmöglich‘, ‚zugänglich‘, ‚unzugänglich‘ verknüpft. Diese Evaluation fließt in die Konzeption des Zeichengebrauchs ein, sie ermöglicht bestimmte Varianten, schließt andere aus. Zweitens werden in der konkreten Umsetzung des Interpretierens und Kommunizierens diese dinglichen Werkzeuge und Hilfsmittel gebraucht, vielleicht sogar verbraucht – was sich nur machen lässt, wenn dem eine viable Interpretation der Ressourcenlage voranging. Damit ermöglichen und beschränken Ressourcen auch die konkrete Durchführung des Zeichengebrauchs. Es ist anzunehmen, dass die Emission von Signifikanten mehr dingliche Ressourcen verschlingt, also die Rezeption, schließlich muss hier Materielles emittiert werden. Insgesamt finden sich Ressourcen, die unabdingbar für den Zeichengebrauch sind, diese wirken im Fall von Nichtverfügbarkeit kassierend. Andere, weniger essentielle wirken limitierend und ermöglichen partiell, sie verbessern Quantität oder Qualität des Interpretierens und Kommunizierens.

Manche dinglichen Ressourcen sind dabei allen zugänglich, etwa öffentliche Güter wie die Luft, andere sind exklusiv bestimmten Gruppen vorbehalten, etwa das Kunstwerk seinem superreichen Eigentümer, das Lebkuchengewürz den deutschen Supermarktkunden. Bei manchen Ressourcen stehen die Interpretierenden und Kommunizierenden in Konkurrenz, etwa um den makellosen Marmorblock aus Carrara, um andere besteht kaum oder kein Wettbewerb. Meist sind dingliche Ressourcen, wie die Volkswirtschaftslehre¹⁹² ausführt, knapp, ihr Angebot reicht also nicht aus, um die Bedürfnisse potenzieller Nachfrager zu befriedigen. Daher wird der Zugang zu diesen knappen Ressourcen entweder rechtlich geregelt, etwa durch Sozialleistungen, Einkommensrecht und Monopolregulierung. Oder er wird durch wirtschaftliche Marktmechanismen wie Angebot, Nachfrage und Preis reguliert. Dabei gilt in Anlehnung an volkswirtschaftliche Theorien grundlegend: Je mehr Nachfrager und je weniger Angebot nach einer dinglichen Ressource, desto höher ihr Preis bzw. Wert.¹⁹³ Das einzigartige Kunstwerk von Picasso erzielt am Markt so einen Preis in Millionenhöhe, während der Trash-Kugelschreiber für ein paar Cent zu haben ist.

Je nach rechtlichem Status oder finanziellen Ressourcen ist der Zugang zu dinglichen Ressourcen zwischen Gruppen und Individuen jedenfalls äußerst ungleich verteilt. Insbesondere die Rohstoffe, die (technischen) Werkzeuge und die dinglichen Hilfsmittel stehen zudem in enger Verbindung mit den Fähigkeiten im Zeichengebrauch, der Umgang mit ihnen will schließlich gelernt sein.

¹⁹² Vgl. Mankiw, Taylor et al. 2008.

¹⁹³ Vgl. Mankiw, Taylor et al. 2008.

6.2.2 Räumliche Ressourcen

Auch der Zugang zu geographischen Räumen lässt sich als Ressource im Zeichengebrauch fassen. Denken Sie nur an das lichtdurchflutete Atelier des Malers, das Plenum für die Debatten des Deutschen Bundestags, die Säle der Bundespressekonferenz, den Drehort der Filmproduktion oder die Besprechungsräume. Gerade Großveranstaltungen benötigen viel Platz.

Wir können als Konstruktivisten wiederum nicht sicher wissen, ob Raum existiert. Wir vermuten es bloß aufgrund viabler Erfahrungen. Räume wirken sich dabei auf den Zeichengebrauch ähnlich wie die dinglichen Ressourcen aus. Die Verfügbarkeit, die Kosten dieser als Platz, Raum, Haus, Saal, Freifläche erkannten Dinge werden interpretativ evaluiert, die Optionen des Zeichengebrauchs entsprechend erweitert, eingeschränkt. In der Umsetzung wird der Raum genutzt, sofern eine viable Interpretation dies zulässt.

Raum ist im Universum recht ubiquitär vorhanden. Er ist kein knappes Gut. Doch geht es im Zeichengebrauch meist um spezielle Räume. Eben welche, die sich zum Interpretieren und Kommunizieren eignen. Sie bieten vielleicht ein Fassungsvermögen für den Vortrag vor 300 Personen oder eine gute Klangqualität für die Operaufführung. Mit manchen Räumen lässt sich eine spezifische Botschaft kommunizieren, der Signifikant ‚Reichstag‘ kann z. B. bei geneigten Zielgruppen Assoziationen wie deutsche Geschichte und parlamentarische Tradition auslösen. Diese speziellen Räume sind knappe Güter. Manche können exklusiv bestimmten Gruppen vorbehalten sein, etwa der Tempel dem Priester, manche können öffentliche Räume sein, also sämtlichen Passanten offenstehen. Manche dieser Räume sind umkämpft, denn sie bieten besondere interpretative und kommunikative Möglichkeiten. Beispielsweise der Berliner Raum „Unter den Linden/Brandenburger Tor“ für politische Großkundgebungen. Der Zugang zu diesen speziellen Räumen ist daher wiederum rechtlich oder marktmäßig reguliert und somit je nach finanziellen Ressourcen oder rechtlichem Status von Gruppen und Individuen ungleich verteilt.

6.2.3 Zeitliche Ressourcen

Zeit kann ich mir als Ressource im Zeichengebrauch in zwei Varianten vorstellen: entweder durch die Möglichkeit der Wahl eines geeigneten kommunikativen Zeitpunkts, etwa im Rahmen der strategischen Terminplanung einer Pressekonferenz, oder als freie Zeit, die man auf den Zeichengebrauch verwenden kann. Meine Doktorarbeit hätte demnach vielleicht noch besser ;-) sein können, wenn ich mehr Zeit hätte investieren können.

Auch mit Blick auf die Zeit wissen wir nicht, ob sie real existiert. Wir mutmaßen dies einfach auf Basis viabler Konstruktionen. Zeit wirkt auf den Zeichengebrauch dabei ganz ähnlich wie dingliche und räumliche Ressourcen: Wir interpretieren sie in der Planungsphase als verfügbar, kostbar, verplant; damit wirkt sie ermöglichend oder restringierend auf unsere Pläne. Sie erlaubt schließlich die konkrete Emission oder Rezeption in diesem Zeitrahmen, falls die vorhergehende Bewertung von Viabilität gekrönt war. Sonst wird es stressig oder das Interpretieren und Kommunizieren scheitert gänzlich. Mehr Zeit kann also die Quantität und Qualität von Zeichengebrauch erhöhen, sofern sie effizient genutzt wird.

Auch Zeit scheint das Universum durchaus zu haben, sie ist generell nicht knapp. Doch ist die Zeit des einzelnen Zeichennutzers begrenzt, er hat Besseres, Dringlicheres zu tun, er wird irgendwann sterben. Wenn mehrere miteinander kommunizieren wollen, addiert sich die jeweilige Knappheit. Zeitliche Ressourcen müssen dann koordiniert werden. Über Zeit ver-

fügt der Einzelne dabei letztlich selbst. Nur selten wird rechtlich verhängt, dass einer seine Zeit im Gefängnis absitzen muss o. Ä. Zeit ist zudem exklusiv dem Einzelnen vorbehalten, er konkurriert nicht mit anderen um seine Lebenszeit. Allerdings kann er sie anderen widmen, was dann eng mit der Ressource der Sozialkontakte zusammenhängt. Zeit hat somit keinen Marktpreis, sie kostet nichts, höchstens Arbeitskraft als vermietete Zeit plus Fähigkeit.

6.2.4 Personelle Ressourcen

Auch Personal ist eine relevante Ressource im Zeichengebrauch. Auch hier gilt: Wir können nicht mit Gewissheit sagen, ob es existiert, wir halten seine Präsenz und Tätigkeit schlicht für eine viable Annahme. Wir prozessieren personelle Signifikanten mit spezifischem Sinn wie ‚weitere Person, kann helfen‘, ‚mehr Hände packen zu‘, ‚kompetenter Experte, kann, was ich nicht kann‘, ‚fleißig, erledigt, was ich nicht selbst tun will‘. So beschränkt und ermöglicht die interpretierte Personalsituation die Optionen des Zeichengebrauchs. Sofern sie viabel ist, kann das Personal den Interpretierenden oder Kommunizierenden in seinen körperlich-organischen, mentalen, psychischen Grundlagenkompetenzen sowie seinen zeichenbezogenen Fähigkeiten ergänzen oder gar ersetzen. Die Fachkraft des Ägyptologen erlaubt dem Arbeitgeber etwa Hieroglyphen zu entziffern, die er selbst nicht hätte lesen können. Die Manpower der Jungen Union gestattet dem Kandidaten, für das Amt des Ministerpräsidenten weit mehr Plakate aufzuhängen, als er selbst je geschafft hätte. Allerdings macht der Arbeitnehmer als Mensch, wie in Kapitel III.6.2.4 ausgeführt – zumindest abseits der Sklaverei – nicht unbedingt, was der Chef ihm sagt. Wie in anderen kommunikativen Prozessen auch, muss er die Geltung des entsprechenden Arbeitsauftrags akzeptieren. Menschen gibt es ja recht viele, doch Personal, das genau die Fähigkeiten mitbringt, die der Arbeitgeber sich wünscht, ist eher knapp. Die Arbeitgeber konkurrieren also, insbesondere dort, wo Fachkräftemangel herrscht, um die besten Köpfe und Körper. So hat das Personal seinen Preis, der wiederum von rechtlicher Regulierung und marktbezogenen Mechanismen abhängt. Auch die Ressource Personal ist somit ungleich verteilt.

6.2.5 Finanzielle Ressourcen

Zeichengebrauch, insbesondere massenmedialer Art, ist nicht selten auf finanzielle Ressourcen angewiesen: Für den Wirtschaftspresstext stellt die PR-Agentur 800 Euro in Rechnung. Für 100.000 Euro kann eine ganzseitige Anzeige in ‚Bild‘ geschaltet werden, für 500.000 Euro lässt sich ein Werbespot drehen und deutschlandweit in Kinos platzieren. Für die Vermittlung des Gesprächstermins mit einem führenden Regierungspolitiker berechnet der politische Berater ein Honorar in Höhe von 10.000 Euro, der Rechtsanwalt verlangt für die Urheberrechtsklage einen Tagessatz von 1.500 Euro. Doch auch der Rezipient wird zur Kasse gebeten: Er bezahlt Abonnements, Eintrittskarten, Nutzergebühren sowie Anschaffungspreise für Signifikanten und Medien jeder Art.

Auch bei den finanziellen Ressourcen wissen wir nichts über ihre reale Existenz. Wir interpretieren sie nur als Finanzielles in dieser oder jener Höhe. Ihre Interpretation als ‚ausreichend‘, ‚viel‘, ‚zu wenig‘, ‚gar nichts‘ spielt in die Planungsphase des Zeichengebrauchs hinein. Zu Kostspieliges schließt sich von selbst aus, Teures wird in seiner Nützlichkeit intensiv abgewogen und Billiges wird wahrscheinlicher. In der Umsetzung des Zeichengebrauchs ist Zahltag. Wenn die Interpretation des Finanzstatus viabel war, ist die Überweisung schnell getätigt, wenn nicht, dann ist der Fehlinterpretierende verschuldet oder sein Zeichengebrauch geht schief.

Geld ist knapp, sonst wäre es nichts wert. Sein konkreter Wert steht in einer komplexen Beziehung zum Güterangebot, zur Güternachfrage, zu den Preisen und auch zu entsprechenden rechtlichen Regulierungen. Geld ist nicht frei zugänglich, es gehört jemandem, andere sind vom Gebrauch dieses Geldes ausgeschlossen. Um Geld besteht Konkurrenz, weil um die dinglichen, räumlichen, personellen, sozialen Ressourcen Konkurrenz besteht, die es als Währung erwerben kann. Um Geld im Zeichengebrauch einzusetzen, muss man es ausgeben, in dingliche, personelle, räumliche, soziale Waren investieren. Ein anderer erhält den entsprechenden Betrag. Künftige Interpretations- und Kommunikationschancen verschieben sich, weg vom Zahlemann hin zum Einkommensbezieher. Jedenfalls ist das Geld ungleich zwischen Gruppen und Individuen verteilt und im steten Umlauf.

6.2.6 Rechtliche und ethische Ressourcen

Auch Rechte und Pflichten sowie ethische Ge- und Verbote lassen sich als Ressource im Zeichengebrauch beschreiben. Sie sind schriftlich fixiert in Gesetzestexten, Kodizes oder Katechismen, gleichzeitig sind sie als institutionelle Signifikate und Prozessierungsregeln mental verankert. Im Vorfeld seiner Äußerung beurteilt der Akteur die rechtliche und ethische Lage, er richtet seine Pläne so auf das Legale und das ethisch Gebotene aus. Im Zeichengebrauch hat er so, falls die Evaluation der rechtlichen und ethischen Rahmenbedingungen vom Rezipienten geteilt wird, gute Aussichten auf Geltungsakzeptanz, seine Interpretation darf legitimerweise oder muss sogar verbreitet werden, ansonsten drohen juristische oder informelle soziale Sanktionen. Wenn der Unternehmenschef in seiner Rede für Gleichstellung plädiert, wird er – politisch korrekt – Zustimmung seitens der Belegschaft erfahren. Wenn er eine Vorzugsbehandlung für Männer oder Frauen vorschlägt, die gegen das rechtliche und ethische Gebot der Gleichbehandlung verstößt, wird er harsche Kritik erfahren. Wenn der Journalist in seiner massenmedialen Emission die Vorgaben des Urheberrechts beachtet, darf er seinen Artikel verbreiten. Wenn eine Forscherin dem Gebot des korrekten Zitierens folgt, wird ihre Arbeit als wissenschaftlich akzeptiert. Dem Rezipienten wiederum liegt die Interpretation der rechtlichen und ethischen Rahmenbedingungen nahe, welche Geltungsansprüche abzulehnen sind und welche akzeptiert werden sollten. Gegen die vom Unternehmenschef vorgeschlagene betriebliche Gleichstellung von Mann und Frau lässt sich schwer protestieren. Rechtliche und ethische Ressourcen werden in politischen oder sozialen Institutionalisierungsprozessen zugeteilt. Sie sind in Rahmen der Politics und ihrer konkreten juristischen Auslegung umkämpft.

6.2.7 Soziale Ressourcen

Statussympole

Statussympole würde ich als Spezialform der dinglichen Ressource der Signifikanten auffassen. Es handelt sich zum Beispiel um ein repräsentatives Büro, ein Wappen, eine Limousine, ein hochwertiges Kleidungsstück, eine Villa am See. Wenn wir ein Statussympol interpretieren, verstehen wir den Sinn des dinglichen Signifikanten, gleichzeitig aktivieren wir einen diffusen, symbolischen ‚Nebel‘ aus Signifikaten wie ‚hoher Status‘, ‚wichtige Persönlichkeit‘, ‚Reichtum‘, ‚Einfluss‘ etc. Die Beurteilung der statussympolischen Lage wirkt sich durch interpretative Evaluation ermöglichend oder restriktiv auf den künftigen Zeichengebrauch aus. Nur wer eine Limousine mit Chauffeur besitzt, kann planen, in ihr bei einer Preisverleihung vorzufahren. In der emissiven Phase werden diese Symbole dann kommunikativ gebraucht. Dabei beeinflussen sie womöglich auf Basis gruppenbezogener institutionalisierter

Regeln die Interpretation dieses Aktes durch die Rezipienten. Wenn Gerhard Schröder im Frack in seiner Limousine mit Chauffeur vorfährt, werden die anwesenden Boulevardjournalisten regelgemäß denken ‚hoher Status, wichtige Persönlichkeit, Interview jetzt‘. Der semantische Komplex, den wir gemeinhin mit einer Limousine verbinden, verknüpft sich also im Interpretieren der Journalisten mit dem Signifikat ‚gehört zu Schröder‘. So laden Statussymbole ihre personalen Träger mit Status auf. Ihren Geltungsanspruch entfalten sie allerdings nur in ihrer sozialen, kommunikativen Richtung auf andere. Gerhard Schröder kann alleine zu Hause gerne einen Frack tragen, sein Status wird damit nicht zur Schau gestellt.

Statussymbole müssen knappe Güter sein, sonst haben sie keinen Sinn. Ihre Status-Interpretation rekrutiert sich direkt aus ihrer Exklusivität. Ihre Allokation basiert dabei auf anderen sozialen und finanziellen Ressourcen. Ihre Verwendung ist interessanterweise nicht politisch reguliert.

Prominenz und Reputation als Ressource

Auch Phänomene wie Prominenz, Renommee und Reputation können wir als soziale Ressourcen bezeichnen. Wir können sie im Patchwork-Modell folgendermaßen beschreiben: Eine prominente Persönlichkeit wird auf Basis institutionalisierter Regeln gemeinhin als Person X interpretiert, parallel werden Signifikate wie ‚prominent‘, ‚attraktiv‘, ‚schön‘, ‚herausragend‘, ‚spannend‘, ‚interessant‘, ‚Sex, Drugs & Rock 'n' Roll‘, ‚würde ich gerne kennenlernen‘, ‚Promis nerven‘ aktiviert. Eine renommierte Person wird mit Assoziationen wie ‚hohe Reputation‘, ‚Würde‘, ‚Charisma‘, ‚Renommee‘, ‚bedeutend‘ verknüpft. Reputation, Prominenz ist also in erster Linie eine mentale Ressource, sie besteht aus bestimmten Prozessierungsregeln und bestimmten semantischen Potenzialen, die von Emittenten und Rezipienten gruppenbezogen oder individuell gelernt sind. Prominenz und Reputation sind also Ergebnis zeichenhafter Konstruktionsprozesse, sie existieren im Zeichengebrauch.

Als Ressource wirkt sie durch Evaluation der Prominenz-, Reputationssituation auf die Optionen künftigen Zeichengebrauchs. In der Umsetzung tritt der Prominente, der Reputations-träger nun als körperlicher Signifikant auf. Dabei müssen diese Signifikaten interpretativ seinem Körper unsichtbar ‚anhaften‘, also vom Rezipienten parallel zu seinem Körper erkannt, verstanden werden, weil beide Signifikate üblicherweise gemeinsam aktiviert werden. Er kann seine Prominenz, seine Reputation, sein Renommee auch mit Statussymbolen in Szene setzen. Wenn der Rezipient die Prominenz des Kommunizierenden erkennt, wird er ihm vielleicht ein höheres Interesse entgegenbringen als einem nicht prominenten Emittenten oder Rezipienten. Wenn er den Kommunizierenden als renommiert einstuft, wird er seine Geltungsansprüche vielleicht eher akzeptieren, als wenn die Reputation fehlen würde. Reputation ist also eine persuasive Kraft. Wenn der Rezipient ein Boulevardjournalist ist, hat die Äußerung des Prominenten aufgrund der Nachrichtenfaktoren¹⁹⁴ eine höhere Chance, über Massenmedien an ein disperses Publikum verbreitet zu werden.

Prominenz und Renommee werden anders als etwa finanzielle Ressourcen nicht verbraucht, sie steigen durch Kommunizieren sogar an, denn die entsprechenden Interpretationen werden im Zeichengebrauch hergestellt, aktiviert und damit eingeübt, gelernt. Prominenz und Renommee sind knappe Güter, nicht jeder kann sich nach Gutdünken diesen Status beschaffen. Sie sind exklusiv mit einer Person verbunden, nur als Amtsscharisma können sie auf weitere Amtsträger übertragen werden. Sie werden nicht durch Markt oder Staat zuge-

¹⁹⁴ Vgl. Kapitel III.11.4.2 „Kommunizieren über Massenmedien“.

teilt, sondern durch die Interpretation von Rezipienten. Dabei kann massenmediale Präsenz hilfreich sein.

Soziale Kontakte als Ressource

Auch soziale Kontakte lassen sich als Ressourcen im Zeichengebrauch auffassen. Sie entstehen in der Interaktion, nämlich dann, wenn einer den anderen als adäquaten Gesprächspartner erkennt und erfährt, wie er ihn kommunikativ erreichen kann. Idealerweise entsteht eine tiefere Beziehung, was impliziert, dass der eine den anderen als personalen Signifikanten interpretiert und seine Geltung als ‚Freund‘, als ‚Geschäftspartner‘, als ‚wichtige Bezugsperson‘ akzeptiert. Soziale Kontakte sind somit selbst ein zeichenhaftes Phänomen, sie existieren primär in zeichenhaften Prozessierungen. Manchmal werden sie auch materiell dokumentiert, in einer Adressliste.

Im Zeichengebrauch wird die soziale Kontaktlage evaluiert, der Interpretierende ermittelt, ob Kontakte zu dieser Zielperson oder jener Zielgruppe bestehen. Das Ergebnis könnte lauten: ‚bin gut vernetzt‘, ‚kenne den Herrn von Guttenberg persönlich‘, ‚meine PR-Agentur hat einen Verteiler mit sämtlichen Chefredakteur-E-Mail-Adressen‘, ‚ich habe die Mail-Adressen der CSU Wirtschaftsunion‘. So wird die Reichweite des Zeichengebrauchs abgesteckt. In der Umsetzung können Äußerungen an diese Zielpersonen und -gruppen gerichtet werden, falls die vorherige Einschätzung viabel war. Soziale Kontakte legen als Ressource fest, wen wir glauben ansprechen zu können und wen wir ansprechen können. Zudem ist die persuasive Kraft der zeichenhaften Emission auf Basis sozialer Kontakte durch den vorhergehenden Vertrauensaufbau möglicherweise gestärkt. Wer die Berliner Politszene beim Vornamen kennt, muss sich um den Erfolg seiner Lobbying-Botschaften weniger Sorgen machen, als wenn er die Telefonnummer des Kanzleramts im Internet nachschlägt.

Soziale Kontakte sind knappe Güter. Gerade der Zugang zu prominenten und renommierten Zielpersonen ist beschränkt und möglicherweise umkämpft. Soziale Kontakte werden kaum politisch reguliert, sie werden nur selten, etwa im Lobbying, über Preise zugeteilt. Doch geben die interpretierten ökonomischen, sozialen, rechtlichen auch zeichenbezogenen Fähigkeiten des Emittenten den Ausschlag, ob er Zugang zu Foren erhält, auf denen sich attraktive Kontakte knüpfen lassen. Letztlich teilen sich die sozialen Kontakte im zeichenhaften Interagieren dem Emittenten selbst als Ressource zu.

Sozialstrukturelle Position als Ressource

Auch sozialstrukturelle Positionen kommen als Ressourcen im Zeichengebrauch in Frage. Ein Emittent interpretiert seine sozialstrukturelle Position, woraufhin er bestimmte Signifikate aktiviert, die mit einem sozialen Rang zusammenhängen. So weiß er, was im Zeichengebrauch geboten oder verboten, was zielführend oder kontraproduktiv ist. Er weiß, wen er aufgrund seines sozialen Rangs von gleich zu gleich ansprechen kann. Er kann nun seine Emission tätigen und wird – sofern eine viable Interpretation zugrunde liegt – auf Verstehen, gar Verständnis stoßen. Der Verteidigungsminister darf beispielsweise Angela Merkel auch am Wochenende eine SMS schicken. Katharina Wagner darf mit Eva Wagner-Pasquier beim Kaffee plaudern, weil sie ihre Schwester ist, während der Hartz-IV-Empfänger nicht einmal einen Bewerbungstermin beim Personalchef ergattert. Auch die Chance, selbst als Rezipient angesprochen zu werden, hängt von der sozialstrukturellen Position ab. Nur der Professor wird zu einer wissenschaftlichen Konferenz eingeladen, nur der Landtagsabgeordnete wird über die Gesetzesentwürfe der Staatsregierung vorab informiert. Auch sozialstrukturelle Positionen sind knappe Güter. Sie sind nicht frei verfügbar und umkämpft. Sie werden von be-

fugten Mitgliedern des Gemeinwesens durch Wahlen, Abstimmungen, durch Geburt, durch Leistung, durch Ernennung etc. für bestimmte Zeiträume bestimmten Personen zugeteilt.

6.2.8 Die politische Regulierung und Allokation der Ressourcenverteilung

Eben weil die Ressourcen eine Schlüsselrolle in der Partizipation im politischen Zeichengebrauch ausüben und sehr ungleich verteilt sind, obliegt die Regulierung und Allokation insbesondere der rechtlichen und auch der finanziellen Ressourcen politischen Entscheidungsgremien. Sie regeln den Zugang zu umkämpften Ressourcen, etwa mit dem Wirtschafts- und Medienrecht, und sorgen, etwa durch sozialpolitische Maßnahmen, für mehr Gerechtigkeit in der Ressourcenallokation.

6.3 Empirische Daten: Ressourcen des BKM

Der BKM ist als korporativer Akteur eine wahre Fundgrube für Ressourcen im Zeichengebrauch. Gehen wir die einzelnen Aspekte einfach einmal durch:

6.3.1 Materielle Ressourcen des BKM

Dingliche Werkzeuge, Rohstoffe

Im Bundeshaushalt ist für den BKM ein Standard-Budget in Höhe von 270.000 Euro für Büromittel, technische Kommunikationsgeräte vorgesehen.¹⁹⁵ Der BKM verfügt nach eigener Aussage über einen der ersten Laptops im Bundeskanzleramt.¹⁹⁶ Der BKM verfügt sogar über eigene Medien, etwa seine Homepage oder diverse Broschüren und Flyer. Größere dingliche Anschaffungen müssen allerdings das öffentliche Haushaltsverfahren durchlaufen, dabei vom Parlament gebilligt werden. Das Gebot der sparsamen Verwendung öffentlicher Mittel wird vom Bundesrechnungshof kontrolliert.

Besondere Signifikanten

Der BKM verfügt über einige ganz besondere Signifikanten, erstens seinen Namen, das entsprechende Logo. Wichtiger noch: den Körper des Amtsträgers. Letzterer ist einmalig, er lässt sich nicht duplizieren, höchstens durch Medien oder Massenmedien vielerorts sichtbar, hörbar machen. Die absolute Exklusivität dieses körperlichen Signifikanten und damit der Wert seiner Präsenz ist ein Pfund, mit dem sich wuchern lässt.¹⁹⁷

Räumliche Ressourcen

Der BKM kann auf diverse räumliche Ressourcen zugreifen, etwa auf sein Büro, das zuerst im Berliner Staatsratsgebäude angesiedelt ist und anschließend im nagelneuen Bundeskanzleramt.¹⁹⁸ Weiter auf Veranstaltungslocations, wie die Räumlichkeiten der Bundespressekonzferenz, auf Konferenzzimmer im Bundeskanzleramt und dem ersten Dienstsitz der Mitarbeiter in Bonn sowie auf Marktplätze für politische Kundgebungen.

¹⁹⁵ Vgl. Bundesministerium der Finanzen 2001, S. 172.

¹⁹⁶ Vgl. Burgdorff, Saltzwedel 1999.

¹⁹⁷ Vgl. Kapitel III.13 „Strategisches Repräsentieren“.

¹⁹⁸ Vgl. Kliemann 2001.

Finanzielle Ressourcen im Zeichengebrauch

Dem BKM wird im Bundeshaushaltsplan 2001 ein Budget in Höhe von 26.000 Euro für „Öffentlichkeitsarbeit“ zur Verfügung gestellt¹⁹⁹, weiter findet sich ein Posten für „Veröffentlichung und Dokumentation“ in Höhe von 31.000 Euro²⁰⁰. Hinzu kommt für kommunikative Belange ein Budget aus dem Haushalt des BPA, der sich insgesamt auf 126 Millionen Euro beläuft²⁰¹, der konkrete Anteil, der dabei in das Kommunizieren für den BKM fließt, wird im Haushaltsplan nicht näher ausgewiesen.

Die allgemeinen Haushaltsmittel des BKM summieren sich im Jahr 2001 auf rund 0,93 Mrd. Euro, im Jahr 2002 auf 0,96 Mrd. Euro.²⁰² Im Jahr 2002 verteilen sich die Ausgaben wie folgt:

Titel	Summe (in Euro)
Kulturstiftungen (v. a. Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, Kulturstiftung des Bundes)	220 Mio.
Museen (v. a. Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Deutsches Historisches Museum, Kunst . Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland)	71 Mio.
Die Deutsche Bibliothek	35 Mio.
Archive (v. a. Bundesarchiv)	45 Mio.
Festspiele (v. a. Berliner Festspiele)	450.000
Denkmalpflege, Sicherung von Kulturgut	26 Mio.
Förderung kultureller Maßnahmen gem. § 96 BVFG (Pommersches Landesmuseum Greifswald, Schlesisches Museum zu Görlitz, Herder Institut, Marburg)	17 Mio.
Internationale kulturelle Aufgaben im Inland	1 Mio.
Förderung von Künstlern (v. a. Villa Massimo Rom)	3 Mio.
Musik (v. a. Rundfunkorchester und -chöre)	19 Mio.
Film (v. a. Stiftung Deutsche Kinemathek)	16 Mio.
Sprache und Literatur (v. a. Deutsche Schillergesellschaft)	7 Mio.
Bildende Kunst	440.000
Förderung von Kunst und Kultur in der Bundeshauptstadt und in der Bundesstadt Bonn (v. a. Bonn-Vereinbarung, Berliner Festspiele GmbH, Jüdisches Museum, Hauptstadt Kulturfonds)	112 Mio.
Geschichtsbewusstsein (Baumaßnahme Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas)	46 Mio.
Medien (v. a. Deutsche Welle)	302 Mio.
Sonstige	34.000

Grafik III.3: Überblick Haushaltsmittel des BKM (nach Nevermann)²⁰³

Der budgetäre Spielraum des BKM wird von den Vorgaben des deutschen Haushaltsrechts eng begrenzt. Erstens definiert der Haushaltplan exakt, für welche Titel im Haushaltsjahr eine Teilsumme verausgabt werden muss. Spontane Abweichungen oder Mehrausgaben sind nur auf Basis neuer Planungsverfahren möglich. Sowieso kann der BKM seinen Haushaltsplan nicht eigenständig aufstellen. Seine Vorstellungen werden im Kabinett abgestimmt und vom Deutschen Bundestag bewilligt. Aufgrund der budgetären Planungsphasen war Amtsträger Prof. Nida-Rümelin im Jahr 2001 zudem noch an den Vollzug des Haushaltspla-

¹⁹⁹ Bundesministerium der Finanzen 2001, S. 173.

²⁰⁰ Bundesministerium der Finanzen 2001, S. 173.

²⁰¹ Bundesministerium der Finanzen 2001, S. 166.

²⁰² Nevermann 2005, Bundesministerium der Finanzen 2001, S. 186.

²⁰³ Nevermann 2005, Bundesministerium der Finanzen 2001, S. 173-186.

nes seines Vorgängers gebunden. Erst für das Jahr 2002 konnte er selbst am budgetären Verfahren mitwirken.²⁰⁴ Darüber hinaus bestehen etwa bei langjährigen Bauprojekten oder institutionellen Förderungen langjährige Finanzierungsverpflichtungen, die nicht einfach gestrichen werden können.

6.3.2 Soziale Ressourcen

Soziale Kontakte als Ressource

Es ist anzunehmen, dass der BKM in der kulturpolitischen Szene der Bundesrepublik gut vernetzt ist. Als SPD-Mitglied hat der BKM eine Kontaktbasis in dieser Partei. Weiter treffen sowohl der Amtsträger als auch sein Mitarbeiterstab in politischen Gremien, auf Veranstaltungen, auf Pressekonferenzen und bei Fachgesprächen unzählige Politiker, Branchenvertreter und Journalisten. Da der BKM als Kabinettsmitglied einen hohen sozialen Rang und kulturpolitische Entscheidungskompetenzen besitzt, ist anzunehmen, dass er als Kontakt begehrt ist. Dies untermauern auch die zahlreichen Antrittsbesuche von Branchenvertretern, die in seinem Terminkalender vermerkt sind.

Allein die Protagonisten, mit denen der BKM im öffentlichen Kommunizieren auftritt, zeugen von hervorragender kulturpolitischer Vernetzung in nationaler wie internationaler Politik, Kulturbranche, Wirtschaft und Massenmedien, wie die entsprechenden Aufstellungen in Kapitel III.10.2.1 und Kapitel III.11.4.4.2.1 zeigen.

Wenn wir als Indiz für die soziale Vernetzung des BKM die gemeinsamen öffentlichen Auftritte heranziehen, zeigt sich, dass Prof. Nida-Rümelin bzw. die bundeskulturpolitische Korporation über eine breite Kontaktbasis in Politik, Kulturbranche und Medien verfügen. Er pflegt intensive Kontakte zur Exekutive des Bundes, zu den ostdeutschen Ländern sowie zu internationalen kulturpolitischen Repräsentanten, zu kulturverantwortlichen Mitgliedern des Deutschen Bundestags, zu kulturellen Einrichtungen in der Verantwortung des Bundes sowie zur deutschen Kulturwirtschaft und zu führenden kulturpolitischen Journalisten.

Insbesondere die persönliche Nähe zum Bundeskanzler ist eine entscheidende Ressource für den BKM, wie Naumann im Experteninterview ausführt:

„Es ist schwerer, Dinge durchzusetzen, wenn man nicht im täglichen oder zumindest regelmäßigen Kontakt zum Bundeskanzler steht. Die Ministerien sind sehr unabhängig vom Kanzler, gerade in Koalitionen, und sie befinden sich im permanenten Konkurrenzverhältnis zueinander, wenn es um Haushaltsfragen geht. Ich war mit Gerhard Schröder ja buchstäblich persönlich befreundet. Da war es mir ein Leichteres, einfach rüberzugehen (...), nur deswegen konnte ich die Mittel zum Ankauf der Berggruen-Sammlung aufreiben. Das heißt, die persönliche Nähe zum Bundeskanzler definiert auch die Einflussmacht des Kulturstaatsministers.“²⁰⁵

Prominenz und Reputation

Der BKM als Organisation ist meiner Alltagserfahrung zufolge dem Durchschnittsbürger kaum bekannt. In der kulturpolitischen Fachöffentlichkeit hat das Amt aber durchaus einen prominenten Status, es wird in den Branchenblättern häufig thematisiert. Die Tatsache, dass die Einrichtung BKM beibehalten wurde, als die Opposition Regierungsverantwortung übernahm, weist genauso wie die Bilanzen zum 10-jährigen Jubiläum des Amtes auf ein gewisses Renommee der Korporation hin.²⁰⁶

²⁰⁴ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundes 2001i.

²⁰⁵ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Naumann“.

²⁰⁶ Vgl. Schaper 2008, S. 23, Wagner 2008, Bundesregierung 2008, Bundesregierung 2008a.

Der Amtsträger Nida-Rümelin ist als Person durchaus prominent und auch renommiert, wie ein Ranking des Magazins Cicero aus dem Jahr 2006 zeigt: Er liegt hier auf Platz 76 der wichtigsten 500 deutschen Intellektuellen.²⁰⁷ Natürlich ist dies nicht allein dem Amt geschuldet, sondern auch der philosophischen und parteipolitischen Karriere des Amtsträgers.

Auch die Ansiedlung des BKM in Bundeskanzleramt, das regelmäßig als ‚Zentrum der Macht‘, ‚wichtig‘, ‚Nähe zu Bundeskanzler Schröder‘ etc. interpretiert wird, spricht für eine gewisse Reputation und Prominenz. Diverse Veranstaltungen mit anderen Prominenten und Stars, oftmals im glamourösen und feierlichen Ambiente, und der Gebrauch diverser Statussymbole sprechen ebenfalls für eine Interpretation als prominent und renommiert.

Statussymbole

Der BKM greift im Kommunizieren auf eine Reihe von Statussymbolen zu. Sein Büro liegt im Bundeskanzleramt, auf hoher Etage mit Blick über Berlin, geschützt von Security. Er verfügt über einen Dienstwagen mit Fahrer. Er trägt je nach Anlass förmliche, edle Kleidung wie Anzug oder Frack.

Personal als Ressource

Die Behörde BKM beschäftigt zur Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin rund 200 Mitarbeiter²⁰⁸, hinzu kommen die Mitarbeiter diverser nachgeordneter Behörden.²⁰⁹ Ihr erster Dienstsitz ist Bonn, die Büros in Berlin bilden eine Außenstelle. Die Mitarbeiter der Abteilung K – „Kultur und Medien“ sind vier Hauptgebieten zugeordnet, nämlich K1 „Grundsatzfragen, Zentrale Angelegenheiten, Kulturelle Aufgaben“, K2 „Kunst- und Kulturförderung, Schwerpunktförderung Neue Länder“, K3 „Medien“, K4 „Förderung deutscher Kultur des östlichen Europas, Pflege des Geschichtsbewusstseins“²¹⁰. Diese sind in Fachreferate unterteilt.²¹¹ Geleitet wird die Abteilung K von Ministerialdirektor Dr. Knut Nevermann.²¹² Ein Organigramm finden Sie im Anhang.²¹³ Im Haushalt des BKM sind zur Deckung von Personalkosten im Jahr 2001 9,9 Mio. Euro an Budget vorgesehen.²¹⁴

Die kommunikativen Einheiten des BKM setzen sich aus dem behördeninternen Referat 311, der Pressestelle BKM und dem Referat für Kultur und Medien (322) des Bundespresse- und Informationsamts zusammen.²¹⁵ Die Arbeitsteilung sieht folgendermaßen aus: Das BKM-interne Referat verantwortet die Öffentlichkeitsarbeit. Wo immer ein Journalist präsent ist, übernimmt das BPA.²¹⁶ Der dortigen Pressestelle kommen dabei folgende Aufgaben zu: die Verbreitung von Stellungnahmen, die Beantwortung von Anfragen, die Vorbereitung und Redaktion von Pressemitteilungen und -materialien, die Beantwortung von Anfragen, die pressmäßige Betreuung von Terminen des Staatsministers und schließlich die Koordination und Betreuung von Interviews sowie die Betreuung von Pressekonferenzen, Pressegesprächen, Hintergrundgesprächen.²¹⁷ Weiter übernimmt das BPA die Beobachtung und Analyse der

²⁰⁷ Vgl. Höfer 2006, S. 58.

²⁰⁸ Vgl. O. V.: Die Bundeskulturpolitik formiert sich. Kulturpolitik aktuell, S. 4-5, in: Kulturpolitische Gesellschaft 1998.

²⁰⁹ Zum Beispiel das Bundesarchiv und das Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte (vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2000, S. 11).

²¹⁰ O. V. 1998.

²¹¹ Vgl. o. V. 1998.

²¹² Vgl. Sievers 2005.

²¹³ Vgl. Kapitel VII.C Organigramm BKM.

²¹⁴ Bundesministerium der Finanzen 2001, S. 186.

²¹⁵ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001, S. 3.

²¹⁶ Vgl. Wimmer 2008.

²¹⁷ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001, Chart 5.

Nachrichtenlage²¹⁸, informiert etwa über Tickermeldungen sowie die Presseartikel und Pressemitteilungen anderer Organisationen.²¹⁹ Für das Kommunizieren auf der Homepage besteht weiter eine zentrale Online-Redaktion im BPA. Freigaben übernimmt der Staatsminister persönlich, allein schon wegen der Zitate.²²⁰ Zur Koordinierung finden Lagebesprechungen und Bürorunden statt.²²¹

6.3.3 Exkurs: Rechtliche Ressourcen des BKM

Der Zeichengebrauch des BKM ist zahlreichen Rechtsvorschriften unterworfen, von der Brandschutzverordnung im Haus der Bundespressekonferenz bis zur Straßenverkehrsordnung, die der Chauffeur des Amtsträgers beachten muss. Zentral für sein öffentliches Kommunizieren sind dabei das deutsche Regierungskommunikationsrecht sowie die kompetenz- und organisationsrechtliche Einordnung des BKM. Um die komplexe Rechtslage wirklich zu durchdringen, schalten wir einen ausführlicheren Exkurs zum Thema zwischen.

6.3.3.1 Rechte und Pflichten der regierungsamtlichen Öffentlichkeitsarbeit

Betrachten wir zuerst die rechtliche Regulierung des Kommunizierens des BKM, das wir wohl unter den juristischen Gegenstand der regierungsamtlichen Öffentlichkeitsarbeit subsumieren dürfen. Leisner definiert Letztere als „Recht und Pflicht der Regierung, über ihre Tätigkeit und Ziele zu informieren“²²². Schürmann spricht von einem deskriptiv-phenomenologischen Oberbegriff für „öffentlichkeitswirksames Staatshandeln mittels Information, Werbung, Warnung, Empfehlung, Appell und Hinweis“²²³. Das Bundesverfassungsgericht (BVerfG) bezeichnet Kommunikation, die darauf gerichtet ist, die „Politik der Regierung, ihre Maßnahmen und Vorhaben sowie die künftig zu lösenden Fragen dazulegen und zu erläutern“²²⁴, als „sogenannte Öffentlichkeitsarbeit“²²⁵. In einer anderen Entscheidung erweitert das Gericht die Definition auf den Bereich dessen, was „die Regierung zum Zwecke der Information, Aufklärung und Werbung an die Öffentlichkeit adressiert“²²⁶, später werden sämtliche regierungsamtlichen Informationsmaßnahmen dazu gezählt.²²⁷

Das Grundgesetz schreibt der Bundesregierung keine Rechte oder Pflichten in Sachen Öffentlichkeitsarbeit zu. Das Bundesverfassungsgericht hat die Thematik aber in einer Reihe von Urteilen ausgeleuchtet. Wegweisend ist dabei das Parteienfinanzierungsurteil von 1966, das betont, dass der Prozess der Meinungs- und Willensbildung „staatsfrei“²²⁸ bleiben soll. Willensbildung sei „vom Volk zu den Staatsorganen, nicht umgekehrt von den Staatsorganen zum Volk hin, zu vollziehen“²²⁹. Nur ein besonderer, verfassungsrechtlich legitimierender Grund könne diesbezügliche Einflussnahme rechtfertigen. Als unbedenklich stuft das Gericht aber die Darlegung und Erläuterung politischer Maßnahmen, Vorhaben und Issues durch politische Organe ein.²³⁰ Zunehmend entwickelt das Bundesverfassungsgericht eine beja-

²¹⁸ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001l.

²¹⁹ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001l.

²²⁰ Vgl. Wimmer 2008.

²²¹ Vgl. Wimmer 2008.

²²² Leisner 1966, S. 14.

²²³ Schürmann 1992, S. 61.

²²⁴ Bundesverfassungsgericht 1966, S. 100.

²²⁵ Bundesverfassungsgericht 1966, S. 100.

²²⁶ Bundesverfassungsgericht 1977, S. 127.

²²⁷ Vgl. Bundesverfassungsgericht 1983.

²²⁸ Bundesverfassungsgericht 1966, S. 99.

²²⁹ Bundesverfassungsgericht 1966, S. 99.

²³⁰ Vgl. Bundesverfassungsgericht 1966, S. 100.

hende Haltung gegenüber dem politischen Kommunizieren: In der Grundsatzentscheidung zur regierungsamtlichen Öffentlichkeitsarbeit im Wahlkampf 1977 erklärt es die „Öffentlichkeitsarbeit von Regierung und gesetzgebenden Körperschaften (...) in Grenzen nicht nur (für) verfassungsrechtlich zulässig, sondern auch notwendig“²³¹, um den Grundkonsens der Bürger mit Blick auf die Staatsordnung „lebendig zu erhalten.“²³² Allerdings darf sie sich dabei nicht parteipolitisch betätigen und „unzulässige Wahlwerbung“ betreiben – im Vorfeld von Wahlen ist die staatliche Öffentlichkeitsarbeit damit einzuschränken. Schließlich konstatiert das BVerfG gar Aufklärungspflichten: Das Volkszählungsurteil von 1983 erklärt die Beunruhigung der Bürger damit, „daß weithin ‚Unkenntnis über Umfang und Verwendungszwecke der Befragung‘ bestand und daß die ‚Notwendigkeit zur verlässlichen Aufklärung der Auskunftspflichtigen nicht rechtzeitig erkannt‘ worden ist“²³³.

Die kommunikative Rechten und Pflichten der Bundesregierung werden in der Literatur von diversen Normen abgeleitet: Leisner vertritt einen kompetenzrechtlichen Ansatz, demnach steht die Öffentlichkeitsarbeit „in engem, notwendigen Zusammenhang mit der Ausübung der verschiedenen Zuständigkeiten der Regierung“²³⁴. Schürmann diskutiert eine Ableitung aus dem Demokratieprinzip. Laut Bundesverfassungsgericht sollen „die Wähler ihr Urteil in einem freien, offenen Prozeß der Meinungsbildung gewinnen und fällen können.“²³⁵ Dazu müsse das Regierungshandeln das Gebot der Publizität erfüllen.²³⁶ Alternativ schlägt Schürmann eine Ableitung aus dem Informationsgebot des grundgesetzlich verbürgten Rechtsstaatsprinzips vor.²³⁷ Dabei könnte das regierungsamtliche Kommunizieren für Rechtsklarheit sorgen, die nötigen informativen Voraussetzungen für den Rechtsschutz bereitstellen, für Normeffektivität sorgen und dem Übermaßverbot durch die „Vorherigkeit sprachlicher vor tatsächlicher Gewalt“ Rechnung tragen.²³⁸

Wir halten fest: Der Bundesregierung kommt also das Recht, wenn nicht gar die Pflicht zu, öffentlich über ihre politischen Programme und Issues zu informieren, Handlungspläne zu erklären, die Bevölkerung vor Gefahren zu warnen usw. In Maßen darf sie dabei auch Werturteile abgeben. Verboten sind parteipolitisch motivierte Maßnahmen, insbesondere unzulässige Wahlwerbung. Die entsprechenden Rechte und Pflichten lassen sich aus den Kompetenzen der jeweiligen Organe, dem demokratischen Publizitätsgebot sowie aus dem rechtsstaatlichen Informationsgebot ableiten.

6.3.3.2 Staatliche Kompetenzen im Bereich von Kultur und Kunst

Über welche Themen der BKM dabei offiziell öffentlich kommunizieren darf oder sogar muss, ergibt sich aus seinen kulturpolitischen Kompetenzen. Diese bewegen sich in drei Spannungsfeldern. Das erste behandelt die Frage, ob und in welchem Ausmaß der deutsche Staat berechtigt ist, Kulturpolitik zu betreiben. Das deutsche Grundgesetz erwähnt die Kultur schließlich nur einmal, und zwar im Rahmen des Schutzes von deutschem Kulturgut gegen eine Abwanderung ins Ausland.²³⁹ Der Staatsrechtler Huber leitet die kulturelle Kompetenz

²³¹ Bundesverfassungsgericht 1977, S. 147.

²³² Bundesverfassungsgericht 1977, S. 147.

²³³ Bundesverfassungsgericht 1983, S. 3 f.

²³⁴ Leisner 1966, S. 103.

²³⁵ Schürmann 1992, Bundesverfassungsgericht 1977, S. 125.

²³⁶ Vgl. Schürmann 1992.

²³⁷ Vgl. Schürmann 1992.

²³⁸ Vgl. Schürmann 1992.

²³⁹ Vgl. Art. 73, Abs. 5a GG.

aus der Tradition des deutschen „Kulturstaats“²⁴⁰ ab: „Nur als Kulturstaat kommt dem Staat Staatlichkeit“²⁴¹ zu, als „Kulturgebilde“²⁴² habe er auch kulturelle Kompetenzen.²⁴³ Das Bundesverfassungsgericht bestätigt in den 70er Jahren in mehreren Urteilen die Kulturstaats-These²⁴⁴, renommierte Verfassungsrechtler schließen sich dem an²⁴⁵: Steiner zufolge lässt sich die Bundesrepublik als Kulturstaat bezeichnen, denn staatliche Organe würden „Leistungen im Bereich von Kunst und Kultur als Güter (bewerten), deren öffentliche ‚Herstellung‘ oder deren ‚Herstellung‘ mit öffentlichen Hilfen im Gemeinwohlinteresse liegt“²⁴⁶. Der Kulturstaat sei auch ein Mittel der sittlichen Abgrenzung vom „Macht- und Unrechtsstaat“²⁴⁷ des Nationalsozialismus. Die Literatur diskutiert diverse Legitimationsgrundlagen für einen staatlichen Kulturförderauftrag, darunter die Kunstfreiheit nach Art. 5 Abs. 3 GG²⁴⁸, den „Freiheitschutz“²⁴⁹, die „(p)arlamentarisch-demokratische Legitimation“²⁵⁰, das Sozialstaatsprinzip²⁵¹ oder auch die Menschenwürde²⁵². Die Antwort fällt hier wohl so unklar aus, weil nicht scharf umrissen wird, was zur Kultur zählt. Gemeinhin geht die Rechtswissenschaft ja davon aus, dass sich Kultur im deutschen Verfassungsrecht in Normen zur Bildung, Kunst, Religion, zu den Kirchen sowie zur Wissenschaft niederschlägt.²⁵³ Doch würde wohl kaum einer die staatlichen Kompetenzen in Bildung und Wissenschaft in Frage stellen. Die Diskussion um den Kulturstaat scheint mir implizit verengt auf die Kunstförderung.

Daher und weil der BKM in diesem Feld einen Kompetenzschwerpunkt hat, analysieren wir das kulturelle Spannungsverhältnis von Erziehungsfreiheit vs. öffentliche Schulpolitik, von Wissenschaftsfreiheit vs. staatliche Hochschulpolitik, von Bekenntnisfreiheit vs. Religionspolitik, von Pressefreiheit vs. Medienpolitik exemplarisch an der Kunstfreiheit nach Art. 5 Abs. 3 GG. Ein erstes Problem ergibt sich dabei aus der Definition von Kunst. Nach dem Leitspruch, „(w)as der Staat nicht definieren kann, kann er auch nicht schützen“²⁵⁴, entwirft das Bundesverfassungsgericht dennoch in einer Reihe von Urteilen eine umfassende Auslegung der Kunstfreiheit.²⁵⁵ In der „Mephisto-Entscheidung“²⁵⁶ stellt das Gericht klar, „dass der Staat die Eigengesetzlichkeit des ‚Lebensbereichs Kunst‘ zu respektieren und auch die in einer künstlerischen Avantgarde zum Ausdruck kommenden wesenseigenen Tendenzen zur Grenzüberschreitung zu tolerieren hat“²⁵⁷. Im Schallplatten-Urteil konstatiert das BVerfG gar einen staatlichen Auftrag zur Sicherung der Kunstfreiheit.²⁵⁸ In der Entscheidung „Anachronistischer Zug“²⁵⁹ wendet sich das Gericht vom verbindlichen verfassungsrechtlichen Kulturbegriff ab und lässt Raum für eine wertbezogene, eine phänotypische und eine semiotische Interpretation von Kunst. In der konkreten Förderungsentscheidung müsse der Staat unwei-

²⁴⁰ Huber 1972.

²⁴¹ Huber 1972, S. 328 ff.

²⁴² Huber 1972, S. 314 ff.

²⁴³ Vgl. Huber 1972, S. 349.

²⁴⁴ Vgl. Geis 1990.

²⁴⁵ Vgl. Geis 1990.

²⁴⁶ Steiner 1983, S. 17.

²⁴⁷ Steiner 1983, S. 10 f.

²⁴⁸ Vgl. Steiner 1983.

²⁴⁹ Geis 1990, S. 225.

²⁵⁰ Steiner 1983, Mokre 2005, Geis 1990, S. 192.

²⁵¹ Vgl. Geis 1990.

²⁵² Vgl. Grimm 1983, S. 65 ff.

²⁵³ Vgl. Häberle 1980, S. 20.

²⁵⁴ Bundesverfassungsgericht 1971, S. 213.

²⁵⁵ Vgl. Würkner 1994, S. 38.

²⁵⁶ Bundesverfassungsgericht 1971.

²⁵⁷ Weck 2001, S. 147.

²⁵⁸ Vgl. Bundesverfassungsgericht 1974.

²⁵⁹ Bundesverfassungsgericht 1984.

gerlich eine Definition und eine Differenzierung von Kunst vornehmen²⁶⁰, diese habe aber vor dem Hintergrund des nationalsozialistischen Kunstrichtertums besondere Anforderungen zu erfüllen.²⁶¹

Wir halten fest, dass sich im Grundgesetz nach herrschender Meinung eine kulturstaatliche Tradition spiegelt, die die Politik grundlegend zum Engagement in diesem Feld berechtigt. Eine allgemeine kulturpolitische Pflicht, ein staatlicher Auftrag zur Kulturförderung lassen sich wohl aber nicht ableiten. Im Bereich der Kunst steht der Staat vor der Herausforderung, das individuelle Abwehrrecht zu sichern, was eine Definition von Kunst und qualitative Differenzierung in der staatlichen Kunstförderung impliziert.

6.3.3.3 Horizontale Verteilung der Kompetenzen im deutschen Kulturföderalismus

Ein zweites, umstrittenes Spannungsfeld, in dem sich der BKM bewegt, ist die Kompetenzverteilung zwischen den staatlichen Ebenen. Im deutschen Kulturföderalismus ist dafür die Kulturhoheit der Länder maßgeblich – ein Terminus, der sich allerdings nicht wörtlich im Grundgesetz findet.²⁶² Er bezieht auf die Residualkompetenzen der Bundesländer: Nach Art. 20, 30, 79, 83 und 104 GG wird grundsätzlich Landeszuständigkeit vermutet, sofern das Grundgesetz nicht ausdrücklich eine andere Regelung trifft.

Betrachten wir zuerst die Verteilung der Gesetzgebungskompetenzen zur Amtszeit von BKM Nida-Rümelin. Rübsaamen führt aus: „Für kulturelle Angelegenheiten fehlt eine ausdrückliche umfassende Kompetenzzuweisung an den Bund. Dementsprechend liegen die einschlägigen Gesetzgebungskompetenzen mit wenigen Ausnahmen bei den Ländern.“²⁶³ Im Einzelnen kommen dem Bund folgende legislative Zuständigkeiten zu²⁶⁴:

- Nach Art. 32 Abs. 1 GG die Pflege der Beziehungen zu auswärtigen Staaten.
- Laut Art. 73 GG die ausschließliche Gesetzgebung in der Auswärtigen Kulturpolitik, im grenzüberschreitenden Handel mit Kulturgütern, in Postwesen, Telekommunikation, elektronischen Medien, im Urheberrecht und Verlagsrecht.
- Nach Art. 74 GG konkurrierende Gesetzgebungskompetenzen bezüglich des Schutzes von deutschem Kulturgut gegen Abwanderung ins Ausland, der Angelegenheiten der Flüchtlinge und Vertriebenen sowie der ostdeutsche Kulturarbeit, weiter der Künstler-sozialversicherung und der Künstlerhilfe, der wirtschaftlichen Filmförderung und Existenzgründung, der Ausbildungshilfen und der Förderung der wissenschaftlichen Forschung, der Deutschen Bibliothek, der Förderung von Forschungsmuseen sowie der Verlags- und Übersetzungsförderung.
- Hinzu kommt nach Art. 75 die Rahmengesetzgebung für die allgemeinen Rechtsverhältnisse der Presse und des Films und für den Schutz des deutschen Kulturguts gegen Abwanderung ins Ausland.
- Und Art. 135 GG definiert schließlich eine Bundeskompetenz mit Blick auf das Gesetz über die Einrichtung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

²⁶⁰ Vgl. Bundesverfassungsgericht 1984.

²⁶¹ Vgl. Weck 2001.

²⁶² Vgl. Wagner 1998, S. 28.

²⁶³ Rübsaamen 2002, S. 157.

²⁶⁴ Zusammenstellung in Anlehnung an Rübsaamen (vgl. Rübsaamen 2002).

- Weitere Bundeskompetenzen wirken sich indirekt auf den Kulturbereich aus: etwa die Zuständigkeiten im Arbeitsrecht und in der Sozialversicherung, im öffentlichen Dienstrecht sowie in der Steuergesetzgebung.
- Der Europaartikel 23 GG und das Gesetz über die Zusammenarbeit von Bund und Ländern in Angelegenheiten der Europäischen Union regeln, dass bei Ratstagungen der EU-Kulturminister der Bundesrat einen Landesminister als Vertreter der Kultusministerkonferenz entsendet, bei Medienthemen tritt ein Vertreter der Staatskanzleien auf, von Bundesseite wird ein Vertreter des Auswärtigen Amts oder der BKM geschickt. Die Länder müssen ihre Haltung mit dem Bund abstimmen.

Wir sehen, der Großteil der legislativen Kompetenzen im kulturellen Bereich liegt bei den Ländern, darunter der Großteil der Bildungs-, Religions-, Wissenschafts-, der Rundfunk- und Pressepolitik. Dem Bund kommen aber durchaus einige Gesetzgebungskompetenzen zu, die sich vor allem auf die auswärtige und europäische Kulturpolitik, die Kriegsfolgenbewältigung, die infrastrukturellen und arbeitsrechtlichen Rahmenbedingungen sowie die Förderung der privaten Kulturbranche, etwa des Verlagswesens und des Films, beziehen.

Auch Zuständigkeit für die **Kulturverwaltung** liegt nach Art. 30, Art. 70 und Art. 78 ff. GG grundsätzlich bei den Bundesländern.²⁶⁵ Sie vollziehen kulturpolitische Gesetze als eigene oder vom Bund übertragene Angelegenheit und verwalten eigenständig im nichtgesetzesakzessorischen Bereich. Die Länder haben ihre kulturpolitischen Zuständigkeiten in diesem Rahmen – bis auf die Angelegenheiten der Religion und der Schule – weitgehend den Kommunen übertragen.²⁶⁶ Dem Bund kommen im Verwaltungsbereich nur wenige Zuständigkeiten zu. Wo er Gesetzgebungsbefugnis hat, kann er nach Art. 87 GG selbstständige Bundesoberbehörden, bundesunmittelbare Körperschaften oder Anstalten des öffentlichen Rechts durch Bundesgesetz errichten.²⁶⁷ Eine Mischverwaltung ist zwar grundsätzlich ausgeschlossen, doch eröffnet Art. 91 GG die Möglichkeit für verwaltungsbezogene Kooperationen von Bund und Ländern.

Die **Finanzierungskompetenzen** sind schließlich wie folgt festgeschrieben: Bund und Länder tragen ihre Ausgaben grundsätzlich gesondert.²⁶⁸ Die Verteilung der Ausgaben folgt dabei nach dem Konnexitätsprinzip der Verteilung der Aufgaben, eine Mit-Finanzierung des Bundes bedarf der gesetzlichen Grundlage.²⁶⁹ Angesichts der Kompetenzverteilung ist somit die fiskalische Kulturförderung ebenfalls weitgehend Ländersache. Dennoch finden sich in der Praxis zur Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin diverse (Mit-)Finanzierungen des Bundes, vor allem finanzielle Zuwendungen für kulturelle Institutionen oder Projekte, zum Beispiel wirkt der Bund an der Finanzierung der Kulturstiftung der Länder mit, er deckt kulturbezogene Kosten, die infolge der deutschen Wiedervereinigung entstehen, und gleicht nach Mehrkosten aus, die der Hauptstadt Berlin durch gesamtstaatlich repräsentative kulturelle Einrichtungen entstehen.²⁷⁰ Grundsätzlich sind also aufgrund der Kompetenzverteilung und des Konnexitätsprinzips die Länder bzw. Kommunen für die Kulturfinanzierung zuständig. In der Praxis spielt auch der Bund jedoch eine Rolle als Financier, insbesondere was die Förderung von Kultureinrichtungen in Ostdeutschland und in der ehemaligen und aktuellen Hauptstadt angeht.

²⁶⁵ Vgl. Wagner 1998, S. 28.

²⁶⁶ Vgl. Steiner 1983, S. 23.

²⁶⁷ Vgl. Rübsaamen 2002, S. 167 f.

²⁶⁸ Vgl. Art. 104a Abs. 1 GG.

²⁶⁹ Vgl. Art. 106 GG.

²⁷⁰ Vgl. Rübsaamen 2002.

Eigentlich sind die kulturbezogenen Kompetenzen von Bund und Ländern also in der Verfassung deutlich geregelt, nichtsdestotrotz lässt sich ein ständiges Kräftezerren beobachten.²⁷¹ Dabei geht es um die Frage, ob und in welchem Ausmaß dem Bund **ungeschriebene Gesetzgebungskompetenzen** kraft Annexkompetenz, Sachzusammenhang oder Natur der Sache zukommen und dieser so ggf. auch Verwaltungs- und Finanzierungszuständigkeiten an sich ziehen kann.²⁷² Die Kompetenzen kraft Natur der Sache begründet der Bund gemeinhin mit der Gesamtverantwortung im Rahmen der gesamtstaatlichen Repräsentation²⁷³, insbesondere angesichts fortschreitender Europäisierung und Globalisierung.²⁷⁴ Die Rechtsprechung sieht diese Argumentation insgesamt wohl eher kritisch.²⁷⁵ Die Länder lehnen sie mit dem Verweis auf kulturelle Pluralität, auf Wettbewerb, auf Bürgernähe vehement ab.²⁷⁶

In der historischen Praxis zog der Bund zunehmend Kompetenzen im kulturellen Bereich an sich, wie Wagner konstatiert: „Die fünfzigjährige Geschichte des bundesrepublikanischen Kulturföderalismus zeichnet sich – parallel zur allgemeinen Entwicklung im Bund-Länder-Verhältnis – durch wachsende Aktivitäten des Bundes im kulturellen Bereich aus.“²⁷⁷ Die Länder wehren diese Einmischung ab. Das Pendel schlägt in dieser Gemengelage einerseits zugunsten einer stärkeren Kooperation aus: Diverse Bund-Länder-Abkommen werden vereinbart, Kulturprojekte gemeinsam finanziert, Gremien gemeinsam besetzt.²⁷⁸ Andererseits werden regelmäßig politische Vorstöße unternommen, um die Kompetenzen im Kulturbereich zu entflechten, darunter das Flurbereinigungsabkommen von 1971, eine Liste der Ministerpräsidenten der Länder zur kulturpolitischen aut-aut-Finanzierung aus dem Jahr 2001 sowie Eckpunkte zur Systematisierung der Kulturförderung des Bundes und der Länder aus dem Jahr 2003.²⁷⁹ Erst die Föderalismusreformen 2007 und 2009 schichten Kompetenzen tatsächlich um. Die Kompetenzen des Bundes laut Art. 72 GG werden nun auf die Länder zurückverlagert. Die Rahmengesetzgebungskompetenz des Bundes, etwa beim Schutz des Kulturguts gegen Ausfuhr, wird konkurrierend aufgesetzt, die Finanzierungszuständigen werden entflochten.²⁸⁰

Im deutschen Kulturföderalismus gilt also die Kulturhoheit der Länder. Das Gros der legislativen, administrativen und finanzpolitischen Kompetenzen im kulturpolitischen Feld liegt demnach auf Landesebene. Allerdings weist das deutsche Grundgesetz auch dem Bund einige Aufgaben in der Gesetzgebung zu: Diese erstrecken sich primär auf die auswärtige und europäische Kulturpolitik, auf die Kriegsfolgenbewältigung sowie die infrastrukturellen und arbeitsrechtlichen Rahmenbedingungen und schließlich auf die Förderung der privaten Kulturbranche, etwa im Bereich des Verlagswesens und des Films. In diesem Kontext kommen dem Bund auch Kompetenzen in Verwaltung und Finanzierung zu. In der Praxis hat der Bund zudem seit Gründung der BRD weitere kulturpolitische Kompetenzen an sich gezogen, was durch die Kulturklausel des deutsch-deutschen Einigungsvertrags und die repräsentativen Anforderungen an die Hauptstadt begünstigt wurde. Der Bund argumentiert hier mit Kompetenzen kraft Natur der Sache, genauer mit der Gesamtverantwortung im Rahmen der gesamtstaatlichen, nationalen Repräsentation.²⁸¹ Insbesondere die westdeutschen Länder

²⁷¹ Vgl. Abelein 1968, S. 266.

²⁷² Vgl. Rübsaamen 2002.

²⁷³ Vgl. Presse- und Informationsamt des Bundes 2002aa.

²⁷⁴ Vgl. Rübsaamen 2002, S. 154.

²⁷⁵ Vgl. Rübsaamen 2002, S. 161 f.

²⁷⁶ Vgl. Abelein 1968, S. 266, Rübsaamen 2002, S. 154.

²⁷⁷ Wagner 2002, S. 40.

²⁷⁸ Vgl. Abelein 1968, vgl. S. 263 ff.

²⁷⁹ Vgl. Nevermann 2006, Abelein 1968, S. 263 f.

²⁸⁰ Vgl. Blumenthal, Bröchler 2010.

²⁸¹ Vgl. Presse- und Informationsamt des Bundes 2002aa.

protestieren vehement dagegen. So zeichnet sich ein stetes Pendeln zwischen Entflechtungsversuchen wie dem Flurbereinigungsabkommen oder der Föderalismusreform I und II auf der einen Seite und Kooperationsbestrebungen auf der anderen Seite ab.

6.3.3.4 Vertikale Kompetenzverteilung auf Bundesebene

Das dritte Spannungsfeld, in dem wir die Kompetenzen des BKM verorten können, ist die Verteilung der Zuständigkeiten auf Bundesebene. Dabei kommen allen fünf Bundesorganen kulturbezogene Aufgaben zu.

Das **Bundesverfassungsgericht** kontrolliert in diesem Rahmen konkret oder abstrakt die Verfassungsmäßigkeit kultureller Normen, es urteilt über kulturelle Grundrechtsverletzungen oder Kompetenzstreitigkeiten im kulturpolitischen Bereich.²⁸² Auch der **Bundespräsident** ist am Rande für kulturpolitische Angelegenheiten zuständig. Im Bundespräsidialamt beschäftigen sich Referate mit Fragen der Kultur, den Kirchen und Religionsgemeinschaften, der Deutschen Einheit sowie der Stiftung Deutsche Künstlerhilfe.²⁸³ Weiter ist der Bundespräsident in legislativen Verfahren für die formelle Prüfung, Ausfertigung und Verkündung kulturbezogener Bundesgesetze verantwortlich. Schließlich übernimmt der Amtsträger Aufgaben der kulturpolitischen Repräsentation im In- und Ausland, etwa im Rahmen von offiziellen Besuchen in kulturellen Einrichtungen, von öffentlichen Reden zu kulturellen Fragen oder von Ordensverleihungen an kulturelle Akteure. Über den **Bundesrat** wirken die Länder an der Bundeskulturpolitik mit. Diverse Ausschüsse, allen voran die für Kulturfragen und Auswärtige Angelegenheiten, beschäftigen sich mit kulturpolitischen Themen. Im kulturpolitischen, legislativen Verfahren kommen dem Bundesrat wichtige Kompetenzen zu, er hat das Recht der Gesetzesinitiative, je nach Themenfeld kann er Gesetze aufschieben oder blockieren.²⁸⁴ Der **Deutsche Bundestag** spielt als Gravitationszentrum der deutschen Demokratie eine zentrale Rolle in diesem Kontext: Er artikuliert kulturpolitische Fragen öffentlich, führt von Zeit zu Zeit einschlägige Plenardebatten.²⁸⁵ Dem Bundestag kommt das kulturpolitische Initiativrecht zu, wesentliche legislative Maßnahmen werden hier beschlossen, insbesondere auch der Bundeshaushalt. Vor allem die Oppositionsfraktionen übernehmen darüber hinaus die politische Richtungs-, Effizienz- und Rechtskontrolle mit Blick auf die Kulturpolitik der Bundesregierung. Zur Erfüllung dieser Aufgaben wurden in der Geschichte dieses Organs diverse Ausschüsse, Unterausschüsse und Arbeitsgruppen zur inneren und Auswärtigen Kulturpolitik eingerichtet.²⁸⁶ In der 14. Wahlperiode, die unseren Untersuchungszeitraum abdeckt, besteht ein eigenständiger Ausschuss für Kultur und Medien, der für den Geschäftsbereich des Staatsministers beim Bundeskanzler für Angelegenheiten der Kultur und der Medien und auch für die Auswärtige Kulturpolitik zuständig ist.²⁸⁷

Für uns ist hier aber vor allem die Kompetenzlage innerhalb der **Bundesregierung** interessant: Die Bundesregierung übernimmt die politische Führung auch im kulturbezogenen Bereich, sie entscheidet über programmatische Grundsatzfragen und übernimmt als Spitze der Exekutive den Vollzug politischer Entscheidungen. Der Bundeskanzler bestimmt dabei die Richtlinien der Kulturpolitik und trägt dafür die Verantwortung.²⁸⁸ Auch im kulturellen Bereich tritt er öffentlich als Repräsentant der BRD auf. Das Bundeskabinett ist ein Kollegialorgan mit

²⁸² Vgl. Art. 93 ff. GG,

²⁸³ Vgl. Bundespräsidialamt 2011.

²⁸⁴ Vgl. Art. 50 ff. GG, Singer 2003, Singer 2004.

²⁸⁵ Vgl. Singer 2003.

²⁸⁶ Vgl. Singer 2003.

²⁸⁷ Vgl. Singer 2003.

²⁸⁸ Vgl. Art. 65 GG.

kollektiven Handlungsbefugnissen. Es verfügt über die Gesetzesinitiative im formellen Gesetzgebungsverfahren²⁸⁹, kann Rechtsverordnungen sowie Verwaltungsvorschriften erlassen.²⁹⁰ Die Bundesminister wiederum leiten nach dem Ressortprinzip ihren Geschäftsbereich selbstständig und tragen dafür die Verantwortung.²⁹¹ Das Auswärtige Amt verantwortet dabei das Feld der auswärtigen Kulturpolitik. Seit 1951 besteht hier eine Kulturabteilung, die in der Umsetzung von auswärtigen kultur- und bildungspolitischen Programmen eng mit staatsfernen Mittlerorganisationen wie dem Goethe-Institut oder dem DAAD zusammenarbeitet.²⁹² Vor der Einrichtung des BKM liegt das Gros der innenpolitischen Aufgaben der Bundeskulturpolitik beim Ministerium für Inneres.²⁹³ Daneben verantworten auch die Ressorts Bildung, Wissenschaft, Wirtschaft, Entwicklungszusammenarbeit und Bau- und Wohnungswesen kulturbezogene Maßnahmen. Mit der Einrichtung des BKM im Jahr 1998 werden diverse Kompetenzen der inneren Bundeskulturpolitik auf diesen neuen Akteur verlagert²⁹⁴:

- Aus dem Geschäftsbereich des Bundesministeriums des Innern werden dem BKM die Zuständigkeiten für Kultur und Medien sowie die Gedenkstätten übertragen, weiter die Pflege des Kulturguts für Vertriebene und Flüchtlinge sowie die kulturelle Betreuung für heimatlose Ausländer und fremde Volksgruppen.
- Aus dem Geschäftsbereich des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie erhält der BKM das Gebiet der Medien- und Filmwirtschaft sowie des Verlagswesens.
- Aus dem Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen kommen die Verantwortlichkeit für die Hauptstadtkulturförderung in Berlin sowie die kulturellen Angelegenheiten der Bundesstadt Bonn zum BKM.
- Vom Geschäftsbereich des Bundesministeriums für Bildung und Forschung übernimmt der BKM die Zuständigkeit für die Medienpolitik.
- Der BKM vereinbart mit dem Auswärtigen Amt, dass er die Bundesregierung im europäischen Ministerrat für Kultur und Medien repräsentiert und die deutsche Verhandlungsführung übernimmt, in enger Kooperation mit den Ländern.²⁹⁵ Er muss zudem gehört werden, wenn wichtige Veränderungen im Bereich der Auswärtigen KP anstehen.²⁹⁶

Zahlreiche bundeskulturpolitische Kompetenzen verbleiben allerdings bei anderen Ressorts. Das Innenministerium verantwortet weiterhin den Schutz des deutschen kulturellen Erbes sowie die Angelegenheiten von Religion und Kirchen.²⁹⁷ Die Auswärtige Kulturpolitik sowie die Rückführung kriegsbedingt verbrachter Kulturgüter aus Polen und der Ukraine liegen weiter in der Zuständigkeit des Auswärtigen Amtes²⁹⁸, das Kanzleramt behält sich die Rückführung kriegsbedingt verbrachter Kulturgüter aus Russland vor.²⁹⁹ Das Bundesministerium für Bildung und Forschung ist nach wie vor für die Ausbildung in künstlerischen Berufen, für die kulturelle Bildung, den kulturwissenschaftlichen und kulturpolitischen Erfahrungsaustausch zuständig.³⁰⁰ Das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung behält das Feld

²⁸⁹ Vgl. Art. 76 GG.

²⁹⁰ Vgl. Art. 80 GG.

²⁹¹ Vgl. Art. 65 GG.

²⁹² Vgl. Abelein 1968.

²⁹³ Vgl. Abelein 1970, S. 200 f.

²⁹⁴ Vgl. O. V. 1998, S. 3288.

²⁹⁵ Vgl. o. V. 1998a, S. 5.

²⁹⁶ Vgl. o. V. 1998a, S. 5.

²⁹⁷ Vgl. Wagner 2002, S. 44.

²⁹⁸ Vgl. Wagner 2002, S. 44.

²⁹⁹ Vgl. Boss, Poschardt 2001.

³⁰⁰ Vgl. Wagner 2002, S. 44.

der sozialen und beruflichen Sicherung der Künstler. Das Bundesministerium für Justiz verantwortet weiter die juristische Festschreibung rechtlicher Rahmenbedingungen, etwa im Urheberrecht. Das Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit verantwortet die kulturelle Jugendbildung.³⁰¹ Das kulturbezogene Steuerrecht und das haushaltspolitisch letzte Wort verbleiben beim Bundesministerium für Finanzen. Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung bearbeitet weiterhin entwicklungspolitische Aspekte der Auswärtigen Kulturpolitik.³⁰²

Auf Bundesebene verteilen sich die kulturbezogenen Kompetenzen somit auf diverse legislative, exekutive und judikative Organe. Die Bundesregierung ist dabei vor allem für die programmatische Führung und legislative Initiativen, darunter regulatorische und haushaltspolitische Maßnahmen zuständig. Innerhalb der Bundesregierung werden mit der Einrichtung des BKM zahlreiche Kompetenzen in diesem Amt gebündelt. Dem BKM obliegt damit primär die Förderung künstlerischer Einrichtungen in Ostdeutschland sowie der ehemaligen und aktuellen Hauptstadt, die Erinnerungspolitik (Gedenkstätten und Vertriebenen), das Gestalten ordnungspolitischer Rahmenbedingungen für die privatwirtschaftliche Kulturbranche, insbesondere den Film, die Verlage und Medien, sowie die Verhandlungsführung im europäischen Kulturministerrat seitens des Bundes. Doch vergleichbar zahlreiche Aufgabengebiete wurden bei anderen Ministerien belassen. So ist der BKM auch in den Kompetenzen, die der Bundesregierung in der Kulturpolitik zukommen, stark beschnitten.

In repräsentativer Sicht teilt der BKM Aufgaben mit anderen Bundesorganen, wobei aber nach Aussage der Amtsträger wenig Konfliktpotenzial besteht.

Nida-Rümelin: „Solange es sich um einen Staatsminister beim Bundeskanzler handelt, kann der Bundeskanzler natürlich immer die einzelnen repräsentativen Aufgaben an sich ziehen, wie bei jedem seiner Mitarbeiter im Bundeskanzleramt. Schröder und nach meinem Eindruck auch Merkel haben es so gehandhabt, dass der Staatsminister, obzwar ein Staatsminister beim Bundeskanzler eine gänzlich andere Rolle spielte als die anderen Staatsminister beim Bundeskanzler, die ja in der Öffentlichkeit auch wenig bekannt sind. Das heißt, dem Kulturstaatsminister wurden ganz andere Gestaltungs- und Repräsentationsmöglichkeiten gelassen und das war letztlich ja auch der Sinn der ganzen Aktion. Sonst hätte man das alte Modell, das Helmut Kohl mit Staatssekretär Pfeiffer praktizierte, einfach fortführen können.“³⁰³

Wimmer: „Wie beurteilen Sie das Verhältnis des Kulturstaatsministers zum Bundespräsidenten: Gibt es ein Konkurrenzverhältnis mit Blick auf repräsentative Aufgaben?“

Naumann: „Da gab es sicherlich keine Konkurrenz.“³⁰⁴

6.3.3.5 Organisationsrechtliche Einbettung des BKM

Auch die organisationsrechtliche Einbettung des BKM bestimmt seine kommunikativen Kompetenzen: Bundeskanzler Schröder hat qua Organisationserlass vom Oktober 1998 einen „Beauftragte(n) für Angelegenheiten der Kultur und der Medien“³⁰⁵ eingesetzt. Häufig finden sich auch andere Bezeichnungen, etwa der „Beauftragte der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien beim Bundeskanzler“³⁰⁶. Wie Hefty herausarbeitet, ist der BKM organisationsrechtlicher Zwitter³⁰⁷: Einerseits leitet der BKM eine **oberste Bundes-**

³⁰¹ Vgl. Singer 2003.

³⁰² Vgl. Singer 2003.

³⁰³ Kapitel VII.B.2.2 „Transkript Interview mit Prof. Julian Nida-Rümelin“.

³⁰⁴ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Naumann“.

³⁰⁵ O. V. 1998, S. 3288. Wohlgermerkt keinen Bundesbeauftragten wie Bundesbeauftragten für den Datenschutz und die Informationsfreiheit, der auf gesetzlicher Grundlage eingerichtet wird.

³⁰⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2000a.

³⁰⁷ Vgl. Hefty 2005.

behörde, die gleichfalls „(d)er Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien“³⁰⁸ genannt wird. Im Organisationserlass der Bundesregierung wird dem Amtsträger diese Behörde direkt unterstellt³⁰⁹, er wird mit umfassenden Kompetenzen ausgestattet: „Der Beauftragte führt seine inneren Verwaltungsangelegenheiten selbstständig. In seinem Geschäftsbereich vertritt er die Bundesrepublik Deutschland gerichtlich und außergerichtlich.“³¹⁰

Andererseits wird der BKM als **parlamentarischer Staatssekretär** aufgesetzt. Laut Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Parlamentarischen Staatssekretäre (1967) ist dieses Amt wie folgt ausgestaltet: Ein parlamentarischer Staatssekretär wird auf Vorschlag des Bundeskanzlers im Einvernehmen mit dem entsprechenden Bundesminister vom Bundespräsidenten ernannt.³¹¹ Voraussetzung dafür ist eine Mitgliedschaft im Deutschen Bundestag. Der Amtsinhaber steht in einem öffentlich-rechtlichen Amtsverhältnis, eine Entlassung ist auf eigenes Verlangen oder auf Verlangen des zuständigen Ministers hin möglich.³¹² Der Kompetenzbereich parlamentarischer Staatssekretäre unterliegt der Definition des zuständigen Ministers.³¹³ In erster Linie stellen diese Staatssekretäre, wie Hefty ausführt, ein Bindeglied zwischen Regierung und Parlament dar.³¹⁴ So vertreten sie den Minister bei Erklärungen im Bundestag und im Bundesrat, pflegen Kontakte zu Interessenverbänden und übernehmen äußere Repräsentationspflichten. Allerdings haben sie kein Stimmrecht im Kabinett, sie dürfen keine Rechte der Bundesregierung wahrnehmen, also etwa keine Gesetze in den Bundestag einbringen.³¹⁵ Im Ministerium intern wird der Minister von beamteten Staatssekretären vertreten³¹⁶, parlamentarische Staatssekretäre haben nur auf Weisung des Ministers selbst ein Weisungsrecht³¹⁷. Im Bundeskanzleramt haben Staatssekretäre eine Sonderrolle, denn: „Der Bundeskanzler verwaltet kein Ressort, die Vertretung wird nach Art. 69 GG vom Vizekanzler wahrgenommen, außer dem Bundeskanzler, dem/den Parlamentarischen Staatssekretär(en) und dem/den beamteten Staatssekretär(en) steht an der Spitze des Bundeskanzleramts oftmals auch noch ein Bundesminister für besondere Aufgaben als Chef des Amtes.“³¹⁸ Statt der Vertretung des Ministers übernehmen parlamentarische Staatssekretäre hier regelmäßig besondere Aufgabengebiete.³¹⁹ Nach einer Gesetzesänderung im Jahr 1974 darf der Staatssekretär den Titel des Staatsministers führen, wenn dies protokollarisch sinnvoll ist oder er einen besonders großen Aufgabenbereich verantwortet.³²⁰ Staatsminister sind wiederum Mitglieder des Kabinetts.³²¹

Im Rahmen der Einrichtung des BKM entscheidet sich die Regierung Schröder dafür, das Amt als parlamentarischen Staatssekretär einzurichten, obwohl der designierte erste Amtsträger Naumann nicht Mitglied des Deutschen Bundestags ist. Dazu muss das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Parlamentarischen Staatssekretäre novelliert werden, Kritiker sprechen von der „Lex Naumann“³²². Der BKM erhält damit – unabhängig davon, ob er Bundestagsmitglied ist und gleichwohl er eine Behörde leitet – den Status des parlamentarischen

³⁰⁸ Bundesregierung 2007.

³⁰⁹ Vgl. O. V. 1998, S. 3288, Hefty 2005.

³¹⁰ O. V. 1998, S. 3288.

³¹¹ Vgl. Hefty 2005, S. 34.

³¹² Vgl. Hefty 2005, S. 35.

³¹³ Vgl. Hefty 2005, S. 70.

³¹⁴ Vgl. Hefty 2005, S. 15.

³¹⁵ Vgl. Hefty 2005, S. 37, S. 53.

³¹⁶ Vgl. Hefty 2005, S. 58.

³¹⁷ Vgl. Hefty 2005, S. 70.

³¹⁸ Hefty 2005, S. 90.

³¹⁹ Vgl. Hefty 2005, S. 90.

³²⁰ Vgl. Hefty 2005, S. 39.

³²¹ Vgl. Hefty 2005, S. 42.

³²² Hefty 2005, S. 122 ff.

Staatssekretärs zugesprochen. Er ist dabei dem Bundeskanzleramt zugeordnet und untersteht dem Bundeskanzler unmittelbar. Weiter darf der BKM den Titel Staatsminister tragen, womit er Kabinettsmitglied ist.³²³

Der BKM ist also ein Zwitterwesen: Er ist quasi-ministerieller Ressortleiter der obersten Bundesbehörde BKM, die er selbstständig verwaltet, er ist als weisungsgebundener parlamentarischer Staatssekretär dem Bundeskanzler unmittelbar unterstellt und hat als Staatsminister einen Sitz im Kabinett. So lässt sich der BKM wohl als Hilfsorgan der Bundesregierung bezeichnen.³²⁴ Rossmann spricht von einem „Mini-Ministerium“³²⁵.

6.3.3.6 Fazit: Rechtliche Ressourcen

Zusammenfassend können wir festhalten, dass dem BKM auf Basis des demokratischen Publizitätsgebots sowie aus dem rechtsstaatlichen Informationsgebots grundsätzlich das Recht, wenn nicht gar die Pflicht zukommt, öffentlich über kulturpolitische Programme, Vorhaben und Issues zu informieren und aufzuklären. Werturteile sind dabei in Maßen erlaubt, unzulässige Wahlwerbung verboten. Der inhaltliche kommunikative Spielraum hängt dabei von der kommunikations- und organisationsrechtlichen Einbettung des Amtes ab. Die kulturpolitischen Kompetenzen im Kulturstaat Deutschland verteilen sich dabei im Rahmen des Kulturföderalismus und der Kompetenzverteilung auf Bundesebene auf viele Schultern. Mit der Kulturhoheit der Länder liegt das Gros der legislativen, administrativen und finanzpolitischen Kompetenzen auf Landesebene. Die kulturpolitischen Zuständigkeiten des Bundes sind trotz Einrichtung des BKM teils bei anderen Ministerien verblieben, so dass dem BKM zur Amtszeit Prof. Nida-Rümelins folgende Verantwortungsbereiche bleiben: die Förderung künstlerischer Einrichtungen in Ostdeutschland und der ehemaligen und aktuellen Hauptstadt, die Erinnerungspolitik (Gedenkstätten und Vertriebenen), das Gestalten ordnungspolitischer Rahmenbedingungen für die privatwirtschaftliche Kulturbranche, insbesondere den Film, die Verlage und Medien, sowie die Verhandlungsführung im europäischen Kulturministerrat seitens des Bundes. Was den organisationalen Zuschnitt angeht, ist der BKM ein Zwitter: Er leitet als ‚Mini-Minister‘ die oberste Bundesbehörde BKM selbstständig, gleichzeitig ist er als weisungsgebundener parlamentarischer Staatssekretär dem Bundeskanzler unmittelbar unterstellt und hat als Staatsminister einen Sitz im Kabinett.

6.3.4 Fazit: Ressourcen des BKM

Der BKM verfügt über eine solide Ausstattung an grundlegenden finanziellen, dinglichen, räumlichen und personellen Ressourcen, die die Abwicklung des Tagesgeschäfts der Behörde BKM ermöglichen. Damit ist der BKM imstande, öffentlich zu interpretieren und zu kommunizieren. Gegenüber dem einfachen Bürger ist die Korporation jedenfalls deutlich im Vorteil, was ihre Ressourcenausstattung angeht. Der BKM verfügt über einen eigenen, rechtlich definierten Kompetenzbereich, in dem er zur repräsentativen Stellungnahme und zu Policy-Konzeptionen befugt ist. Allerdings sind seine rechtlichen Ressourcen durch die kulturpolitische Kompetenzverteilung insbesondere mit Blick auf Regulierungs- und Finanzierungs-kompetenzen im Vergleich zu ‚echten‘ Bundesministern durchaus beschränkt. Der BKM ist in Kulturpolitik und -branche bestens vernetzt, sein Amtsträger genießt einen tendenziell prominenten Status, der BKM ein gewisses Renommee. Damit kann er seine kommunikativen

³²³ Vgl. Hefty 2005, S. 39 f. und S. 124.

³²⁴ Vgl. Hefty 2005, S. 43.

³²⁵ Rossmann 1998.

Botschaften an politische Führungskräfte und Bundesbürger verbreiten und darf auf gewisse Geltungschancen hoffen.

6.3.5 Politische Regulierung und Allokation von Ressourcen

Der BKM wirkt in seinem kulturpolitischen Kompetenzbereich an der Regulierung des Zugangs zu Ressourcen im Zeichengebrauch mit. Folgende Meilensteine können wir dabei aufführen³²⁶:

- In der Mitwirkung an der Novellierung des Urhebervertragsrechts reguliert der BKM den Zugang und den Gebrauch zu künstlerischen, innovativen Signifikanten.
- Im Rahmen des Hauptstadtkulturvertrags und der Bonn-Förderung finanziert der BKM Kultureinrichtungen in der ehemaligen und aktuellen deutschen Hauptstadt. Damit erlaubt er die Bewahrung von Kulturgütern für die künftige Rezeption sowie den laufenden Betrieb dieser Einrichtungen, was die Rezeption des künstlerischen Zeichengebrauchs zu subventionierten Preisen ermöglicht.
- In der Finanzierung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, des Programms Kultur in den neuen Ländern, der Stiftung Weimarer Klassik, beteiligt sich der BKM am Erhalt von national bedeutsamen Kulturgütern.
- In der Mitarbeit an der Novelle des Künstlersozialversicherungsgesetzes optimiert er die finanziellen Ressourcen der Künstler in Deutschland.
- In der Regulierung der Buchpreisbindung verteilt er finanzielle und dingliche Ressourcen zwischen Buchkäufern und Verlagsbranche.
- Er befördert das künstlerische filmische Kommunizieren, indem er mit Stipendien finanzielle und soziale Ressourcen an Filmschaffende vergibt. Er nutzt seine sozialen Kontakte und seine sozialstrukturelle Position, um durch Verhandlungen mit der Filmbranche finanzielle Ressourcen fair umzuverteilen.
- Er finanziert räumliche Ressourcen für Künstler, etwa im Rahmen der Förderung der Villa Massimo in Rom oder der Villa Romana in Florenz.
- Mit der finanziellen Förderung von Kultureinrichtungen, die künstlerische Signifikanten wie Bücher, kinematographische Werke oder Kunstwerke bewahren, trägt er zur Tradierung künstlerischer Signifikanten bei und ermöglicht die Fortführung ihrer Rezeption, was wiederum zur künstlerischen Sozialisation beiträgt.
- In der Finanzierung von Kultureinrichtungen von Vertriebenen sowie der Opfer des Nationalsozialismus und des DDR-Unrechts trägt er zur Tradierung des Zeichengebrauchs im Kontext der beiden deutschen Diktaturen bei.
- Mit der Konzeption des ‚Humboldt-Forums‘ macht der BKM einen Vorschlag für die Nutzung der räumlichen Ressource des Berliner Schlossplatzes.
- In der finanziellen Förderung von Festspielen fördert er Zeichengebrauch im Kontext von Theater oder Film und trägt damit zum künstlerischen Kommunizieren der Emittenten bei und auch zur Sozialisation der Rezipienten dieser Werke.
- Er richtet mit der Bundeskulturstiftung dauerhaft eine personelle und finanzielle Ressource ein, die der Förderung von künstlerischen Projekten zugutekommt.

³²⁶ Vgl. im Folgenden soweit nicht anders angegeben: Nida-Rümelin 2002, Nevermann 2005, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, Kulturpolitische Gesellschaft 2007.

- Indem er bei Buchmessen, Theaterpremierer, Gedenkfeiern oder Filmfestspielen auftritt, teilt er den entsprechenden Protagonisten und den von ihnen repräsentierten Branchen, Unternehmen, Organisationen die Ressource sozialer Kontakte zu und wertet durch interpretative Kombination deren Renommee, Reputation oder Prominenz auf. Damit steigert er wiederum die persuasive Kraft dieser Akteure.
- Indem er den internationalen Kulturaustausch, die Deutsche Welle fördert und die Besteuerung ausländischer Künstler weniger restringierend fasst, regt er zum transnationalen zeichenhaften Interagieren an.

Allerdings verbleiben aufgrund der Kompetenzverteilung auf Bundesebene diverse kultur- und medienpolitischen Zuständigkeiten in der Zuteilung von Ressourcen bei anderen Ministerien: Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales ist verantwortlich für die soziale und berufliche Sicherung der Künstler. Die Zuständigkeit für das kulturbezogene Steuerrecht liegt beim Bundesminister für Finanzen.

Zusammenfassend können wir sagen, dass dem BKM eine zentrale Aufgabe mit Blick auf die Regulierung und Förderung der Ressourcen im Zeichengebrauch obliegt, der gemeinhin mit Signifikaten wie der bundesdeutschen Kultur und Kunst verknüpft wird. Konkret teilt er finanzielle, personelle, räumliche und soziale Ressourcen zu. Damit ermöglicht er künstlerischen, innovativen Zeichengebrauch genauso, wie er zur Tradierung bestehenden Zeichengebrauchs, etwa im Kontext des nationalsozialistischen Unrechts be trägt.

6.4 Fazit: Ressourcen im Zeichengebrauch

Ressourcen sind im Patchwork-Modell aufs Engste mit dem Interpretieren und Kommunizieren verbunden. Im Zeichengebrauch greifen wir auf Tinte und Papier zurück, kaufen ein Buch und zahlen Eintritt fürs Kino, wir nutzen das Faxgerät, spielen auf der Klaviatur unserer sozialen Kontakte, veranstalten eine Pressekonferenz im Kanzleramt und bereiten sie zeitintensiv vor. Wir unterscheiden damit dingliche, rechtliche, personelle, finanzielle, soziale, zeitliche und räumliche Ressourcen. Als Zeichenkonstruktivisten können wir nicht wissen, ob Ressourcen dort draußen wirklich existieren. Wir fassen sie aber im Zeichengebrauch als solche auf. Interpretierende und Kommunizierende bewerten die jeweilige Ressourcenlage und richten ihre Pläne darauf aus. Wenn eine viable Interpretation vorliegt, können die entsprechenden Ressourcen dann im konkreten emissiven oder rezeptiven Akt eingesetzt werden. So wirken Ressourcen in Vorbereitung und Umsetzung des Zeichengebrauchs ermöglichend, fördernd, restriktiv oder auch gänzlich ver hindernd. Je nach Ressourcenart bezieht sich diese Wirkung auf Quantität und Qualität der Interpretation, auf die historische, geographische oder zahlenmäßige Reichweite des Kommunizierens sowie auf das Interesse an der Äußerung oder die persuasive Kraft erhobener Geltungsansprüche. Daher sind Ressourcen im politischen Zeichengebrauch ausschlaggebend für die Partizipationschancen der Bürger.

Ressourcen sind knappe Güter. In der Regel sind sie nicht allen zugänglich, die Zeichennutzer konkurrieren um sie. Ihre Allokation erfolgt über Regulierung, etwa durch Marktmechanismen oder durch rechtliche Normierung. Einzig die sozialen Ressourcen vergeben die Zeichennutzer direkt selbst durch ihre Interpretationen.

Summa summarum sind Ressourcen im Zeichengebrauch durchaus ungleich verteilt. Dabei spielen die Einkommens- und Vermögensverteilung, die sozialen Ranggefüge und auch die Massenmedien eine ausschlaggebende Rolle. Die Ressourcenlage unterscheidet sich auch stark zwischen individuellen Personen und komplexen Akteuren. Letztere sind ja zumeist mit

erheblichen technischen, rechtlichen, personellen und finanziellen, räumlichen Ressourcen ausgestattet und daher im Zeichengebrauch im Vorteil gegenüber einfachen Akteuren.

Es ist eine zentrale Aufgabe der Politik, durch Regulierung den Zugang zu rechtlichen, finanziellen oder räumlichen Ressourcen zu definieren sowie durch fiskalische und sozial- und bildungspolitische Maßnahmen die Ungleichheit der Ressourcenallokation abzumildern und mehr Chancengleichheit im Zeichengebrauch herzustellen.

Ressourcen spielen im Kommunizieren des BKM eine Schlüsselrolle. Nur aufgrund rechtlicher, finanzieller, dinglicher, personeller, zeitlicher, räumlicher und sozialer Ressourcen ist er in der Lage, öffentlich kulturpolitisch zu interpretieren und zu kommunizieren. Aufgrund seiner Rechte ist er imstande, repräsentative Stellungnahmen und Policy-Konzeptionen zu äußern, allerdings aufgrund der Kompetenzverteilung im deutschen Kulturföderalismus in eher begrenztem Umfang. Die tragfähige soziale Vernetzung hilft dem BKM dabei, seine kulturpolitischen Botschaften der politischen Spitze der Bundesrepublik und den deutschen Bürgern mitzuteilen.

Gleichzeitig obliegt dem BKM die Regulierung und Förderung von Ressourcen im künstlerischen und kulturellen Zeichengebrauch in Deutschland. Er erfüllt diese Aufgabe beispielsweise durch ordnungspolitische Maßnahmen, etwa im Kontext des Urheberrechts oder des Stiftungsrechts. Er engagiert sich in der Finanzierung des künstlerischen Kommunizierens im Rahmen von Filmfestspielen oder in der Förderung von Kultureinrichtungen, die besondere Signifikanten aufbewahren, oder auch in der Zuteilung sozialer Ressourcen durch persönliche Präsenz des Amtsträgers. So unterstützt der BKM künstlerischen, innovativen Zeichengebrauch und trägt gleichermaßen zur Tradierung bestehenden Zeichengebrauchs, etwa mit Blick auf den Umgang mit dem nationalsozialistischen Unrecht, bei.

7 Gelingen und Misslingen von Interpretieren und Kommunizieren

BKM Nida-Rümelin hat sich in seiner Amtszeit in rund 1.500 Texten geäußert. Doch war er dabei letztlich interpretativ bzw. kommunikativ erfolgreich? Was macht Äußerbarkeit aus, wovon hängt sie ab? Können Sie und ich oder Pyramidenbauer aus dem alten Ägypten und die chinesischen Reisbauern verstehen, was der BKM äußert? Können wir die Geltung des von ihm geäußerten Sinns akzeptieren? Unter welchen Umständen gelingen intersubjektives Verstehen und Verständigung? Und wann endet Kommunizieren im Missverstehen und im Dissens?

7.1 Verstehen und Missverstehen

7.1.1 Entwürfe der Literatur

Lassen Sie uns zum Einstieg kurz aufwärmen, was wir schon in Teil II über das individuelle und intersubjektive Verstehen herausgearbeitet haben.

Universelles, eher eindeutiges Verstehen

Autoren wie Plato³²⁷, die Signifikate und Signifikanten in eine essentialistische Identität³²⁸ einfügen, bereitet die Erklärung des individuellen und intersubjektiven Verstehens wohl die geringsten Probleme. Durch die Wesens-Nachahmung im Rahmen der zeichenhaften Relationierung scheinen im Interpretieren die Ideen durch.³²⁹ Der Einzelne hat damit, sofern er zur Schau der Ideen fähig ist³³⁰, die Möglichkeit, substanzielle, eindeutige Ideen zu verstehen und sie intersubjektiv verständlich mitzuteilen.³³¹

Kritik: Die Schwäche dieses Ansatzes liegt auf der Hand: Er kann Missverstehen nur aus der epistemologischen Kompetenz des Einzelnen erklären und nicht Zeichenkompetenz selbst. Weiter muss er zur Erklärung des Verstehens die Metaphysik bemühen, Sozialisationsprozesse tun es meines Erachtens auch.

Partikulares, gemäßigt vages kommunikatives Verstehen

Autoren³³², die betonen, dass Menschen im Zeichengebrauch primär auf gruppenweit institutionalisierte Zeichen zurückgreifen, tun sich ebenfalls recht leicht mit der Erklärung des individuellen und intersubjektiven Verstehens, zumindest im Anwendungsgebiet dieser Institutionen. Hier können Signifikanten individuell geäußert und verstanden werden. Gruppenweit ist intersubjektives Verstehen zumindest vage möglich. Individuelle und gruppeninterne Missverständnisse ergeben sich in diesem Rahmen aus inadäquater Interpretation, aus mehrdeutigen zeichenhaften Institutionen oder lückenhafter Sozialisation. Fremde Zeichen lassen sich in diesem Cluster allerdings kaum oder gar nicht verstehen, der gruppenübergreifende Austausch gestaltet sich schwierig. Zu diesem Cluster lassen sich etwa die Zeichentheorien von Aristoteles, Saussure, Cassirer, Eco, Wittgenstein, Austin und Searle, Habermas, Brandom, Foucault zählen.³³³

³²⁷ Vgl. Kapitel II.3 „Prozessierungsregeln“.

³²⁸ Vgl. Jungen, Lohnstein 2007, S. 35.

³²⁹ Vgl. Jungen, Lohnstein 2007, S. 35 f.

³³⁰ Vgl. Plato 2004a.

³³¹ Vgl. Plato 2004, 438d.

³³² Vgl. Kapitel II.3 „Prozessierungsregeln“.

³³³ Vgl. Kapitel II.3 „Prozessierungsregeln“.

Kritik: Diese Autoren können individuelles und intersubjektives Verstehen wie Missverstehen nachvollziehen. Sie liefern mit den wie auch immer gearteten Institutionen des Zeichenhaften eine zielführende Erklärung für den interpretativen Erfolg und Misserfolg.

Individuelles und intersubjektives Missverstehen als Normalfall

Wo hingegen Signifikanten innovativ hergestellt werden, wo Signifikate höchst eigene denkerische Kreationen sind, wo Interpretationen wenig regelhaft, äußerst vage und fehleranfällig sind und extremer pragmatischer Dynamik unterliegen, wo die Institutionen und die strikten Sozialisationsprozesse fehlen, da ist das individuelle und intersubjektive Verstehen quasi ein Wunder. Missverstehen wird zur Normalität. Die hermeneutische Differenz tut sich auf als unüberwindbare interpretative Kluft. Dieses Szenario zeichnet beispielsweise Derrida.³³⁴

Kritik: Diese Richtung ist nicht in der Lage, das intuitive Verstehen im Familien- oder Berufsalltag zu erläutern. Weiter bleibt unklar, wieso Kommunizieren überhaupt noch praktiziert wird, wenn es, des Verstehens beraubt, keinen Zweck mehr erfüllt. Allerdings sensibilisieren diese Autoren für die Vagheit des Kommunizierens, für die permanenten pragmatischen Sinnverschiebungen, die hermeneutischen Differenzen.

7.1.2 Beschreibung von Verstehen und Missverstehen im Patchwork-Modell

7.1.2.1 Individuelles Verstehen, individuelle Äußerbarkeit

Im Patchwork-Modell können wir das individuelle Verstehen und die individuelle Äußerbarkeit folgendermaßen beschreiben.

Individueller interpretativer Erfolg

Von individuellem interpretativen Erfolg können wir sprechen, wenn der Interpretierende mindestens eine stimmige Interpretation, also Relationierung zwischen Signifikant und Signifikat zustande bringt. Im rezeptiven Bereich versteht der Interpretierende folglich, wenn er Geltung zuschreiben kann, die sich einigermaßen reibungsfrei in vorhandenes semantisches Potenzial und in vorhandene Prozessierungsregeln, insbesondere Rationalitätsmaßstäbe, einfügen lässt, damit konsistent oder kohärent ist. Im emissiven Bereich heißt Äußerbarkeit, dass der Interpretierende mindestens eine passende Form gestalten konnte, die den angedachten Sinn für ihn adäquat ausdrückt, also wenn die Intuierung des Gemeinten im Gesagten ungefähr gelingt. Das individuelle Verstehen und die individuelle Äußerung sind also ein vages Geschäft. Als Maßstab für die individuelle Plausibilität des Interpretierten können wir jedenfalls nur das persönliche Stimmigkeitsgefühl des Interpretierenden sowie etwaige Rückmeldungen der natürlichen und sozialen Umwelt heranziehen. Ein objektiver Prüfstein wie das Referenzobjekt oder das Wesen der Dinge liegt uns nicht vor.

Interpretieren kann mangels geeigneter Komponenten des Zeichenhaften nichtssagend, irreführend, widersprüchlich und mehrdeutig sein. Je unbekannter, außergewöhnlicher, kreativer die Signifikate oder Signifikanten, desto wahrscheinlicher das interpretative Scheitern.

Bedingungen individuellen interpretativen Erfolgs

Wovon hängt es nun ab, ob ein Signifikant verstanden oder geäußert werden kann? Verstehen setzt voraus, dass ein Signifikant durch Sinnesorgane wahrgenommen werden kann, dass Prozessierungsregeln und semantisches Potenzial mental verfügbar sind oder eben

³³⁴ Vgl. Kapitel II.3 „Prozessierungsregeln“.

kreativ erdacht werden können. Eine zeichenhafte Äußerung impliziert, dass ein Sinn mental angedacht werden kann, dass eine Prozessierungsregel vorliegt oder experimentell konzipiert werden kann sowie dass auf dieser Basis ein materieller Signifikant geäußert oder gebraucht werden kann.

Somit hängen Verstehbarkeit und Äußerbarkeit auf Gedeih und Verderb von den Fähigkeiten im Zeichengebrauch ab³³⁵: Um erfolgreich interpretieren zu können, müssen entsprechende körperlich-organische, mentale und psychische Grundfähigkeiten sowie die zeichenbezogenen Kompetenzen vorliegen. Kreativität kann dabei Wissen ersetzen. Weiter spielen die Ressourcen eine entscheidende Rolle für den interpretativen Erfolg³³⁶: Nur wenn unabdingbare Rohstoffe, Werkzeuge, finanzielle Mittel, Räume und Zeitkontingente etc. vorliegen, kann der Einzelne seinen Zeichengebrauch in die Tat umsetzen. Schließlich fungieren die Maßstäbe der Rationalität³³⁷ als ‚realistischer Adapter‘ im interpretativen Prozess: Sie garantieren, dass die Konzeption der Intention individuell und kollektiv rational, moralisch verallgemeinert oder auch wohlbegründet ist. Sie leiten die effiziente Umsetzung an. Das Anlegen der Rationalitätsmaßstäbe erhöht also die Viabilität im Umgang mit sich selbst und mit der natürlichen und sozialen Umwelt.

Reichweite des individuellen Interpretierens

Nur wenige angeborene oder massenmedial sozialisierte zeichenbezogene Fähigkeiten³³⁸ sind weltweit, epochenübergreifend verbreitet. Nur wenige global zeichenbezogene Ressourcen sind global verfügbar und zugänglich.³³⁹ Und ob es universelle Rationalitätsmaßstäbe, etwa logische Prinzipien oder moralische Gebote wie die Beachtung der Menschenrechte, gibt, ist hoch umstritten. Jedenfalls können wir nur in diesen Ausnahmefällen von universeller Interpretierbarkeit sprechen.

Der Großteil der zeichenbezogenen Fähigkeiten ist jedoch, wie in Kapitel III.5.2.2.3 ausgeführt³⁴⁰, nur in bestimmten Gruppen institutionalisiert. Viele Ressourcen stehen nur partikularen Schichten, Milieus, Nationen o. Ä. zur Verfügung.³⁴¹ Bestimmte Rationalitätsmaßstäbe gelten ausschließlich in bestimmten Gruppen. Das entsprechend Zeichenhafte ist damit nur von den Gruppenmitgliedern, die die erforderlichen Fähigkeiten, Rationalitätsmaßstäbe und Ressourcen besitzen, äusserbar und verstehbar. Die Art World weiß so die Bilder von Damien Hirst zu interpretieren, Kunstmäzene können sie sogar für sich herstellen lassen und dann im Wohnzimmer privat gebrauchen. Sie können beurteilen, ob der Kaufpreis rational ist oder ob es moralisch geboten wäre, die Summe lieber in die Förderung des Kunstunterrichts in der Schule zu investieren.

Mit dem fremden Zeichenhaften tun sich Gruppenmitglieder aufgrund fehlender Fähigkeiten, Ressourcen und Rationalitätsmaßstäbe schwer. Eine taiwanische Bäuerin weiß nicht, wie man eine Pizza bäckt, im Supermarkt gibt es keinen Mozzarella-Käse zu kaufen, sowieso leuchtet ihr nicht ein, warum man die Pizza der Ramen-Suppe vorziehen sollte. Der Musikprofessor hat noch nie von Damien Hirst gehört und hat auch keine Zeit, sich mit ihm auseinanderzusetzen, er präferiert die Musik.

³³⁵ Vgl. Kapitel III.5 „Fähigkeiten im Zeichengebrauch“.

³³⁶ Vgl. Kapitel III.6 „Ressourcen im Zeichengebrauch“.

³³⁷ Vgl. Kapitel III.4 „Rationalität im Zeichengebrauch“.

³³⁸ Vgl. Kapitel III.5 „Fähigkeiten im Zeichengebrauch“.

³³⁹ Vgl. Kapitel III.6 „Ressourcen im Zeichengebrauch“.

³⁴⁰ Vgl. Kapitel III.5 „Fähigkeiten im Zeichengebrauch“.

³⁴¹ Vgl. Kapitel III.6 „Ressourcen im Zeichengebrauch“.

Einige wenige Fähigkeiten und Ressourcen im Zeichengebrauch sind, wie in den Kapiteln III.5.2.2.3 und III.6.2 erläutert, einem Einzelnen vorbehalten. Dieses kreative Genie, der Superreiche ist dann in der Lage, diesbezüglich zu interpretieren. Alle anderen, die nicht Einstein oder Bill Gates heißen, sind dann von Äußerung und Verstehen ausgeschlossen.

7.1.2.2 Intersubjektive Äußerbarkeit und intersubjektives Verstehen

Kommunikativer interpretativer Erfolg

Im intersubjektiven Bereich verdoppeln sich die Probleme. Erstens benötigen wir eine plausible Emission. Dem Emittenten muss es gelingen, den gemeinten Sinn, den entsprechenden Geltungsmodus, die primäre und ggf. sekundäre Geltungsabsicht adäquat im geäußerten Signifikanten auszudrücken und an den gewünschten Rezipienten zu richten. Sonst äußert er sich missverständlich.

Zweitens muss die Rezeption gelingen, der Rezipient muss eine für ihn plausible semantische Relationierung des an ihn gerichteten Signifikanten vornehmen. Er muss Sinn und idealerweise auch Geltungsmodus und Geltungsabsichten, auch auf Basis der Zuschreibung von Prozessierungsregeln, verstehen.

Drittens, und das macht das intersubjektive Verstehen aus, müssen diese beiden Interpretationen gleichschwingen. Woran machen wir dies nun fest? Müssen exakt gleiche Signifikate in den beiden Gehirnen aktiviert worden sein? Reichen ähnliche Signifikate? Soll ein weiterer Zeichengebrauch anschließbar sein? Wer beurteilt überhaupt, dass interpretatives Verstehen vorliegt? Einer oder beide Kommunizierende? Oder ein äußerer Beobachter, der wiederum beide Interpretationen interpretiert und auf Basis der Interpretation sichtbarer Folgen intersubjektives Verstehen attestiert? Müssen die gleichen Rationalitätsmaßstäbe angewendet werden?

Möglichkeit und Grenzen des intersubjektiven Verstehens

Ich denke, dass hundertprozentiges intersubjektives Verstehen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Erstens, weil die Köpfe der beiden Kommunizierenden ohne direkte Verbindung sind, sie haben keine mentale USB-Schnittstelle, um Gemeintes und Verstandenes technisch perfekt abzugleichen. Kommunizieren ist deswegen ja überhaupt erst erforderlich: Die Emission und Rezeption von Signifikanten versucht, die Isolation des einzelnen Gehirns zu überwinden. Weiter werden gemeinter Sinn und beanspruchte Geltung im Signifikanten nicht absolut transparent.

Pragmatische Differenzen bringen es außerdem mit sich, dass schon ein Einzelner keine zwei gleichen Interpretationen vornehmen kann. Die erste verändert die interpretative Ausgangslage für die zweite; Ort, Zeit, Selbst sind per se verändert. Wenn ich das Pressebild mit Udo Lindenberg heute Nachmittag im Englischen Garten in bestimmter Weise verstanden habe, verändern sich meine Signifikate und Prozessierungsregeln, bestimmte Bearbeitungsweisen gehen nun schneller, langsamer, werden wahrscheinlicher, neue Überlegungen halten Einzug. Selbst wenn ich nun das gleiche Bild einen Tag später nochmals bei Regen am Schreibtisch interpretiere, werde ich daher leicht modifiziert interpretieren. Im intersubjektiven Bereich ist die Herausforderung doppelt gemoppelt: Emittent und Rezipient befinden sich per se in verschiedenen Situationen. Sie können nicht den gleichen Raum einnehmen und besitzen aufgrund ihrer individuellen und sozialen Lage mehr oder weniger divergierende Fähigkeiten, Rationalitätsmaßstäbe und Ressourcen. Sogar biologische und sozialisati-

onsbezogene ‚Zwillinge‘ kommen aufgrund der Vagheit des Interpretierens, seiner kreativen, experimentellen, zufälligen Bestandteile höchstens zufällig zur identischen Aktivierung. Was bleibt, ist die hermeneutische Differenz zwischen dem Gemeinten und dem Verstandenen, sie ist dem Kommunizieren eigen. Tatsächlich erleben wir im alltäglichen Kommunizieren, insbesondere im gruppenübergreifenden Kommunizieren, ein mehr oder weniger heftiges Stirnrunzeln. Missverstehen ist durchaus an der Tagesordnung, etwa wenn sich ein ausschließlich türkisch sprechender Bürger im deutschen Verwaltungsdschungel zurechtfinden muss.

Nichtsdestotrotz ist kommunikatives Verstehen möglich. Die grundsätzliche Weiterführung der Tätigkeit des Kommunizierens spricht dafür. Intuitiv meinen wir zudem, uns selbst, die anderen, ja sogar die alten Römer annähernd, vage, rudimentär zu verstehen. Wir glauben wahrzunehmen, dass passende Folgen an unsere Akte anschließen, dass wir an der Universität lehren können, wir Ciceros Schriften und die Pressemitteilungen des BKM lesen können, wir sind überzeugt, dass Huhn nicht Bayreuth meint und dass das Kreuzworträtsel eine richtige Lösung hat.

Wir können intersubjektives Verstehen somit also als vage semantische Näherung, als Aktivierung ähnlicher, zumindest anschlussfähiger Signifikate bei kommunikativen Emittenten und Rezipienten. Kommunikation kommt auch grundsätzlich gut mit ihrer Vagheit zurecht, vielleicht erleichtert die vage Art der kommunikativen Koordination sogar das soziale Zusammenleben, weil sie weniger Widerstand erzeugt – jeder kann interpretieren, wie es ihm beliebt. Die Diagnose des intersubjektiven Verstehens ist wiederum kein objektiver Sachverhalt, sondern eine plausible Interpretation der Teilnehmer selbst oder auch eine Zuschreibung von einem äußeren Beobachter des Kommunikationsprozesses. Damit der Einzelne glaubt, er habe verstanden, ist nur Sinnverstehen erforderlich; damit intersubjektiv die Interpretationen gleichschwingen, müssen Geltungsmodus und Geltungsabsichten nachvollzogen werden.

7.1.2.3 Reichweite des intersubjektiven Verstehens

Rein individuelle zeichenbezogene Fähigkeiten, Ressourcen oder vermeintlich persönliche Rationalitätsmaßstäbe unterminieren das intersubjektive Verstehen. Im künstlerischen, höchst experimentellen Kontext sind Missverstehen und Sprachlosigkeit an der Tagesordnung.

Universelles Verstehen könnte in Ausnahmefällen möglich sein, wenn die Fähigkeiten, Ressourcen, Rationalitätsmaßstäbe global, zu allen Zeiten verbreitet sind.

Der Standardfall des intersubjektiven Verstehens basiert aber auf den gruppenbezogenen Institutionen des Zeichenhaften. Sie verleihen trotz aller Vagheit im Detail dem Interpretieren gruppenintern einen gewissen intersubjektiven Gleichklang. Der Bundesbürger versteht so die Wahlkampagne der FDP, Guido Westerwelle kann mit seinem Lebenspartner telefonieren, die Kulturjournalisten verstehen die Pressebilder des BKM. Wenn gruppenintern Missverstehen auftritt, besteht in dialogischen kommunikativen Situationen die Möglichkeit der Rückfrage und der Explikation, der näheren Ausführung, Erläuterung und Paraphrasierung des Sinns.³⁴² In rein monologischen Situationen bricht der kommunikative Prozess beim Missverstehen ab, ein Anschluss – sei es als Antwort oder als Verständigung – ist nicht mög-

³⁴² Die häufig gewählte Bezeichnung als „Aushandeln“ von Sinn scheint mir an dieser Stelle aber irreführend. Zwei Kommunikationsteilnehmer verhandeln nicht frei über Sinn, sondern sie sind eingebunden in ihre Sozialisationsbezüge und können nicht davon losgelöst beliebige Verhandlungsergebnisse zulassen. Der Aushandlungscharakter passt darüber hinaus besser in die argumentative Verständigung.

lich. Mit der Hermeneutik ist eine wissenschaftliche Disziplin auf die Methode der Auslegung signifikanter Texte spezialisiert. Gruppenmitglieder, die permanent für andere unverständlich kommunizieren, werden gemeinhin therapiert, in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen oder als Genie, Künstler eingruppiert.

Bereits der Einzelne ist Mitglied verschiedener Zeichennutzergruppen, er ist Bauarbeiter, Abiturient, Einwohner Dortmunds, Heavy-Metal-Fan usw. Somit können sich für ihn überlappende, widersprüchliche Interpretationen, Intentionen ergeben, die der einzelne Emittent oder Rezipient für sich lösen muss. Jedenfalls ist bereits das zeichenhafte Wissen, die Erfahrung des einzelnen Menschen recht einzigartig. Er unterscheidet sich damit von seinen Mitmenschen, die ja in anderen Familien geboren, in anderen Schulen unterrichtet wurden, andere Berufswege eingeschlagen und andere Zeitungen gelesen haben, andere Freundschaften pflegen etc.

Je mehr Menschen miteinander interagieren, je mehr Varianz ihre persönlichen Erfahrungen, ihre Sozialisationswege aufweisen, desto vielfältiger sind ihre Interpretationen und Intentionen. Nun mag es Staatsgebiete, Schulen, Städte geben, in denen Menschen leben, die einen Großteil ihrer interpretativen und kommunikativen Kompetenzen teilen. Diese homogenen, integrierten Gruppen tun sich leicht, was Verstehen und Verständigung angeht.³⁴³ In fragmentierten modernen Gesellschaften, deren Zeichennutzergruppen kreuz und quer übereinanderliegen, ist dies eine echte Herausforderung. Den meisten Konfliktstoff bietet eine Situation, in der zwei im Inneren eher homogene Gruppen aufeinandertreffen, die miteinander umgehen müssen. Typische Beispiele finden sich in Kontext interkultureller Migration oder religiöser Fragen. Lösungsansätze liegen zum Beispiel in Übersetzern, in Mediatoren, in interkulturellen Diskursen. Eine wichtige Frage ist in diesem Rahmen, inwieweit die Übernahme des mehrheitlichen Zeichengebrauchs, die Pflicht zur Sozialisation und Integration gerechtfertigt ist. Soll mit Alice Schwarzer schon das Kopftuch in der Schule verboten werden oder erst die Burka?

Über Grenzen von Gruppen hinweg, über die Grenzen von Institutionen des eigenen Zeichenhaften hinweg wird intersubjektives Verstehen vollends prekär. Die Fähigkeiten, die Ressourcen, die Rationalitätsmaßstäbe scheinen fremd, und je fremder, desto unverständlicher. Arabische Frauen können die Wahlkampf slogans der FPD nicht lesen, die SPD-Anhänger suchen vergeblich nach der moralischen Begründung von Steuersenkungen, das Werk Niklas Luhmanns ist mir ein Rätsel und dem Rentner bleiben Sinn und Nutzen von YouTube verborgen. Im gruppenübergreifenden Kommunizieren hat sich zur Aufhebung des Missverstehens die Übersetzung eingebürgert, beispielsweise durch den Ethnologen, den Literaturübersetzer, den Dolmetscher.

Im Zuge von technologischen Innovationen wie dem Internet und Globalisierungsprozessen steigt der gruppenübergreifende Austausch von Menschen – weltweit besteht so die Notwendigkeit des Verstehens und der Verständigung. Hier kommt die Integrationspolitik ins Spiel, an dem auch der BKM teilnimmt und noch stärker teilnehmen könnte, wie ich im Schlusskapitel vorschlage. Jedenfalls ist es durchaus vorstellbar, dass bislang gruppenbezogene Institutionen des Zeichengebrauchs durch Globalisierungseffekte stärker harmonisiert werden. Bereits jetzt wird Englisch als globale Tourismus- und Wirtschaftssprache gebraucht, Dolmetscher, Berater für Unternehmenskulturen, Diplomaten bauen Brücken in die fremden Gruppen. Doch der Gegentrend steckt, wie die Sarrazin-Debatte³⁴⁴ zeigt, schon in

³⁴³ Vgl. Kapitel IV.2.10 „Kulturelles Verstehen und kulturelle Verständigung“.

³⁴⁴ Vgl. Sarrazin 2010.

den Startlöchern: Gerade der Kontakt mit den Interpretationen der anderen kann zur trotzi- gen Pflege eigener Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln führen.

Universelle Anteile und Übersetzungsmöglichkeiten bilden die Basis für eine grundlegende **Kommensurabilität** von ‚Sprachspielen‘. Die gruppenspezifische Sozialisation und erst recht die idiosynkratischen Entwicklungen wirken dem stark entgegen.

7.1.3 Empirische Annäherungen

Ich möchte Ihnen anhand eines Pressefotos aus dem empirischen Datenkorpus ein Beispiel geben für das intersubjektive Verstehen, seine Möglichkeiten und Grenzen sowie seine Reichweite.



Grafik III.4: Pressefoto des BKM am Tag der offenen Tür?³⁴⁵

Das Foto richtet sich in der Amtszeit des BKM an Zeitungsredakteure. Ob die ursprünglichen Rezipienten in der originären Kommunikationssituation dieses Bild verstehen konnten, weiß ich nicht, denn ich habe ja keine empirischen Daten zur Rezeption erhoben. Ich werde daher exemplarisch überlegen, ob und wie ich es verstehe.

Meines Erachtens hat das Bild folgenden Sinn: Ich erkenne ein Zelt, vielleicht handelt es sich um eine Art Volksfest oder Festival. Im Vordergrund sehe ich drei Alu-Stehische mit Mikrofonen, bunten Kabeln und einen Stehsammler mit einigen Unterlagen. Hinter einem Tisch stehen der Amtsträger Nida-Rümelin, eine Frau, zwei Mädchen und ein Junge. Nida-Rümelin trägt einen schwarzen Anzug, das weiße Hemd ist oben aufgeknöpft. Die Kleidung wirkt auf mich förmlich, mit einer legeren Note. Der Amtsträger hält ein Mikrofon, er gestikuliert ausladend mit der linken Hand. Also wird er wohl eine Rede vortragen oder ein Gespräch moderieren. Vom Mikrofon schließe ich, dass die Szene medial aufgezeichnet wird oder vor einem großen Publikum stattfindet. Die Frau neben dem Amtsträger hält ebenfalls ein Mikrofon in der Hand, sie trägt einen beige Hosenanzug, ihre Lippen sind geschlossen. Auf mich wirkt sie etwas desinteressiert. Vielleicht handelt es sich um die Lehrerin der Jugendlichen, die Moderatorin der Veranstaltung oder um eine Mitarbeiterin des BKM. Ein Jugendlicher trägt szenemäßige Kleidung, einen Hip-Hop-Pullover, eine schwere Silberkette, er hält die Arme verschränkt. Die beiden Mädchen tragen Freizeitkleidung, ihre Gestik scheint mir leicht verschüchtert. Alle Jugendlichen tragen gelbe Ausweise. Ein Mikrofon liegt vor ihnen auf dem Tisch. Die Jugendlichen könnten Mitglieder einer Hip-Hop-Band sein, Schüler oder einfach Nachwuchsbürger. Sie müssen Ausweise tragen, sie sind vermutlich Gäste an diesem Ort. Das Mikrofon lässt darauf schließen, dass sie auch sprechen, befragt werden. An einer Zelt-

³⁴⁵ Bundesbildstelle o. J.

plane hängt ein grünes Plakat mit poppigen, nicht leserlichen Buchstaben. Von oben ragen Scheinwerfer ins Bild. Hinter der Gruppe steht ein rotes Schlagzeug am Boden. Das deutet auf ein Rockkonzert hin.

Nun habe ich also diverse Signifikanten in für mich plausibler Weise verstanden, einige Zusammenhänge hergestellt. Den Sinn dieses Fotos habe ich aber mitnichten begriffen. Anhand des Terminkalenders des BKM könnten wir darauf schließen, dass es sich um einen Auftritt des Amtsträgers beim Tag der offenen Tür handeln könnte. Doch wer weiß? Es ist hier kaum möglich, den Sinn im Detail und zur Gänze zu erfassen und entsprechende Geltungsansprüche nachzuvollziehen.

Wenn wir einmal annehmen, dass es sich um den Tag der offenen Tür handelt, lässt sich interpretieren, dass der BKM ein Pressefoto verschickt, das ihn mit einigen exemplarischen Jungwählern oder Nachwuchsmusikern in lockerer Diskussion in einem Zelt im Bundeskanzleramt zeigt. Damit zeigt er wohl an, dass sein Auftritt beim Tag der offenen Tür, seine Gespräche mit den Jungbürgern oder dem Nachwuchs der Kulturbranche als wahr gelten sollen. Wir könnten dem BKM die primäre Absicht zuschreiben, dass er die Rezipienten von der Bürgernähe des Amtes und seines Trägers und seiner Offenheit für Fragen und Kritik überzeugen möchte. Damit könnte er die sekundären Absichten verfolgen wollen, zu zeigen, dass er den demokratischen Normen der Transparenz und der öffentlichen Diskussion genügt. Weiter möchte er vielleicht untermauern, dass er einen guten Draht zum kulturellen Nachwuchs, zur Musik überhaupt hat. Damit könnte er als rationaler Akteur ein positives Urteil über seine Fachkompetenz anstreben. Wir können aber in diesem Fall ganz und gar nicht sicher sagen, welche Absichten der BKM, der Amtsträger, der Fotograf, der Pressechef etc. konkret verfolgen. Manchmal deuten Signifikantenkomplexe gar auf Geltungen hin, die vom Emittenten gar nicht beabsichtigt waren. In unserem Fall etwa, dass die Frau so desinteressiert und pikiert in die Kamera guckt und damit für mich ein negatives Urteil über die Situation impliziert.

Ich kann mit Blick auf unser Beispielfoto den Großteil einzelner Signifikanten sowie rudimentäre Zusammenhänge und damit verfolgte Absichten nachvollziehen, weil ich bestimmte individuelle Erfahrungen mitbringe. Wenn ich als Doktorandin von Prof. Nida-Rümelin den Signifikanten Nida-Rümelin sehe, weiß ich, wen ich vor mir habe. Vor allem aber gelingt das Interpretieren ansatzweise, weil ich gruppenbezogene Sozialisationsprozesse durchlaufen habe und damit institutionell Zeichenhaftes plausibel interpretieren kann. Wenn ich als Alpenvereinsmitglied einen Zeltsignifikanten sehe, verstehe ich ‚Zelt‘. Wenn ich als regelmäßiger Zuschauer der Pro-Sieben-Sendung ‚Popstars‘ einen jungen Typen mit schwerer Silberkette und zu weiten Hosen sehe, glaube ich, dass er ein Hip-Hopper ist. Wenn ich als Politikwissenschaftlerin sehe, dass ein Politiker auf einer Bühne mit Bürgern spricht, vermute ich eine Demonstration von Bürgernähe usw. Ein Mongole würde das Zelt ebenfalls erkennen, weil er auch zur Gruppe der Zeltnutzer gehört. Der Hip-Hopper, das Schlagzeug und die Scheinwerfer wären ihm wahrscheinlich rätselhaft. Ich gehe davon aus, dass die Interpretationen von mir und dem BKM nicht so unendlich weit auseinanderliegen. Denn ich und der Amtsträger bzw. seine Mitarbeiter haben zahlreiche ähnliche Sozialisationsprozesse durchlaufen, wir gehören gemeinsam bestimmten Gruppen an, etwa den Deutschen, den kulturpolitisch Informierten, den Praktikern der politischen Kommunikation, den Menschen, die im 21. Jahrhundert leben. Weiter habe ich persönliche Erfahrungen mit dem Amtsträger, schließlich betreut er meine Dissertation, ich habe ein längeres Interview zu seiner Amtszeit mit ihm geführt. Die Interpretation der Fotos zeigt aber doch recht deutlich, wie vage der Zeichengebrauch letztlich sogar für Kommunizierende bleibt, die ähnlichen Gruppen angehören. Zu-

mindest der bildhafte Signifikantenkomplex verbirgt seinen Sinn vor uns. Wenn es sich um schriftsprachliche Pressemitteilungen handeln würde, würden wir uns wohl leichtertun. Gleiches gilt für den Fall, dass wir den BKM jetzt fragen könnten, was er mit dem Foto meinte.

7.2 Kommunikative Verständigung und kommunikativer Dissens

Wenn wir verstehen, was der BKM sagt und was er will, verstehen wir, was er sagt und was er will. Weiterreichende Folgen ergeben sich daraus erst einmal nicht. Wie kommt es nun dazu, dass eine Emission manchmal zum Auslöser einer Veränderung unseres Denkens, Fühlens, Verhaltens und Handelns wird, wieso akzeptieren wir sie manchmal als Grund für eine Veränderung unserer Überzeugungen oder für künftige Handlungen? Wie kann der BKM also Verständigung, Einverständnis erzielen, in welchem Fall kommt es zum Dissens?

Wir werden zuerst einen kurzen Blick in die Literatur werfen und anschließend darlegen, was es heißt, Geltung zu akzeptieren oder abzulehnen.

7.2.1 Blick in die Literatur

In der einschlägigen Literatur betonen manche Autoren das Verständigungspotenzial des Kommunizierens, andere schlagen sich auf die Seite des Dissenses, gar Konflikts.

Habermas arbeitet exemplarisch das Verständigungspotenzial, das dem Kommunizieren innewohnt, heraus. Er nimmt an, dass in der Sprache das Telos der Vernunft angelegt sei. Im kommunikativen Diskurs, also der Metakommunikation über das kommunikative Handeln in idealen, herrschaftsfreien Kommunikationssituationen, kann es sich vollends entfalten.³⁴⁶

Der Diskurs erlaubt nämlich Habermas zufolge die rationale Verständigung über strittige Geltungsansprüche, indem unverständliche symbolische Ausdrücke expliziert, die Wahrheit von Situationsdeutungen an der Außenwelt geprüft und die Richtigkeit sozialer Normen argumentativ abgewogen und praktisch geprüft werden.³⁴⁷ Der Autor führt aus: „*Argumentation* nennen wir den Typus von Rede, in dem die Teilnehmer strittige Geltungsansprüche thematisieren und versuchen, diese mit Argumenten einzulösen oder zu kritisieren. Ein *Argument* enthält Gründe, die in systematischer Weise mit dem *Geltungsanspruch* einer problematischen Äußerung verknüpft sind. Die ‚Stärke‘ eines Arguments bemisst sich, in einem gegebenen Kontext, an der Triftigkeit der Gründe.“³⁴⁸ Die Zivilgesellschaft sollte sich also die „Produktivkraft Kommunikation“³⁴⁹ zur deliberativen Lösung politischer Streitfragen und zur Koordination von Handlungsplänen zunutze machen und solche herrschaftsfrei gebildeten Urteile durch eine kritische Öffentlichkeit in das politisch-administrative System einspeisen. Im politischen Bereich unterscheidet Habermas dabei pragmatische Diskurse über Ziele und Mittel, ethisch-politische Diskurse über Ideale, moralische Diskurse über das gute Zusammenleben und rechtliche Diskurse über die Anwendung von juristischen Regeln auf konkrete Problemlagen.³⁵⁰ Verständigung auf Handlungsnormen setzt in Habermas' Entwurf also Konsens voraus, er erfordert die „Zustimmung derer, die als Betroffene ‚an rationalen Diskursen‘ teil-

³⁴⁶ Vgl. Habermas 1984, S. 130.

³⁴⁷ Vgl. Habermas 1984, S. 137.

³⁴⁸ Habermas 1981, I, S. 38.

³⁴⁹ Habermas 2009, S. 36.

³⁵⁰ Vgl. Habermas 2001.

nehmen³⁵¹. Grundlage konsensueller Einigung ist dabei eine geteilte Lebenswelt, die ein semantisches Reservoir für die Diskurse bereitstellt.³⁵²

Kritik: Einerseits erleben wir im Alltag häufig Debatten, wir lassen uns von guten Gründen überzeugen, wir lösen Streitfragen durch Kommunizieren konsensuell. Dies spricht für eine praktische Relevanz des Entwurfs von Habermas. Doch erfahren wir manchmal auch Fälle des unauflösbaren Konflikts, in denen der „eigentümlich (zwanglose) Zwang des besseren Arguments“³⁵³ leider keine Wirkung entfaltet. Die geteilte Lebenswelt als Reservoir für Verständigungspotenzial kann dies jedenfalls nur kulturübergreifend erklären. Da Habermas strategisches Kommunizieren, die instrumentelle Einflussnahme aus der Zivilgesellschaft in die Systeme verweist, gerät die Konflikthaftigkeit des alltäglichen Interagierens genauso aus dem Blick wie das Konsenspotenzial der Systeme, allen voran des politisch-administrativen.

Bourdieu hingegen betont die schwelende, unauflösbare Konflikthaftigkeit des Zeichengebrauchs.³⁵⁴ Er spricht von politischen Kämpfen um die „Durchsetzung der legitimen Welt-sicht“³⁵⁵, um die „Erkenntnis von sozialer Welt und, genauer, die sie ermöglichenden Kategorien“³⁵⁶. Es gehe um die „Macht zum Erhalt oder zur Veränderung der herrschenden sozialen Welt durch Erhalt oder Veränderung der herrschenden Kategorien zur Wahrnehmung dieser Welt“³⁵⁷. Mit symbolischen Strategien fechten die rivalisierenden Spieler daher in den verschiedenen sozialen Feldern ihre Positionskämpfe um Kapital aus und versuchen die herrschende Kapitalverteilung zu legitimieren oder subversiv zu durchbrechen.³⁵⁸

Kritik: Bourdieu lässt das Pendel in die andere Richtung ausschlagen, er konzipiert Zeichengebrauch als konfliktive Praxis. Damit lassen sich Situationen strategischen Kommunizierens in einem vom Dissens geprägten, machtdurchwirkten Umfeld durchaus erfassen. Das Konsenspotenzial des Zeichengebrauchs, seine mögliche moralische Grundierung können allerdings nicht nachvollzogen werden. Die kommunikative Einigung, die besseren Argumente unterstehen hier pauschal dem Verdacht der Durchsetzung einer hegemonialen Weltsicht.

7.2.2 Nützliche Beschreibung von kommunikativer Verständigung und Dissens

Kommunikative Verständigung und kommunikativen Dissens können wir im Rahmen des Patchwork-Modells damit folgendermaßen beschreiben:

7.2.2.1 Verständigung und Dissens

Im kommunikativen Handeln verfolgt der Emittent die Absicht, das semantische Potenzial oder die Prozessierungsregeln des Rezipienten normativ oder auch kausal zu beeinflussen und damit das künftige Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln zu lenken. Zu diesem Zweck äußert er Sinn, Geltungsmodus und Absicht in einem Signifikantenkomplex in einer bestimmten Situation und richtet diesen an einen Rezipienten.

³⁵¹ Habermas 2001, S. 196.

³⁵² Vgl. Precht et al. 1999, Eintrag: Kommunikatives Handeln, S. 289 f.

³⁵³ Habermas 1984, S. 137.

³⁵⁴ Vgl. Bourdieu, Schwibs 1992, S. 49 f.

³⁵⁵ Bourdieu, Schwibs 1992, S. 147.

³⁵⁶ Bourdieu, Schwibs 1985, S. 18 f.

³⁵⁷ Bourdieu, Schwibs 1985, S. 18 f.

³⁵⁸ Vgl. Bourdieu, Schwibs 1985, S. 23.

Der Rezipient wiederum wird aufmerksam, schreibt Sinn, Geltungsmodus und Geltungsabsichten auf Basis von Prozessierungsregel – dabei insbesondere den Rationalitätsmaßstäben – zu. Nun kommt es auf seine Reaktion an: Entweder er akzeptiert die Sinngeltung, ändert also sein semantisches Potenzial, seine Prozessierungsregeln und sein künftiges Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln dementsprechend, dann können wir von Verständigung sprechen. Im bewussten Fall besteht damit Konsens zwischen dem Emittenten und dem Rezipienten über die wahre Repräsentation der Welt, über die Richtigkeit von Normen, über die Wahrhaftigkeit einer expressiven Aussage über das eigene Innenleben und über die entsprechenden Folgen für Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln. Wenn der Rezipient Geltung ablehnt, dann besteht Dissens zwischen den Kommunizierenden.

Auch hier gilt: Verständigung ist kein objektives Faktum, sondern selbst wiederum interpretative Zuschreibung von intersubjektivem Konsens durch die Interaktionsteilnehmer oder Dritte.

7.2.2.2 Auslöser für Verständigung

Woran liegt es nun, dass Geltungsabsichten Wirkung beim Rezipienten entfalten? Zunächst einmal müssen Sinn, Geltungsmodus und erwartete Reaktion verstanden worden sein. Dann können wir zwei idealtypische Fälle unterscheiden:

Erstens die freiwillige, bewusste Entscheidung für die Akzeptanz von Geltung. Diese hängt vom Sinnpotenzial und den Prozessierungsregeln, insbesondere denen, die der Rezipient für sich selbst gebraucht, und denen, die er dem Emittenten zuschreibt, ab. Je besser sich der verstandene Sinn hier mental einpassen lässt, also je näher er dem bestehendem Wissen, der ‚wahren‘ Realität, Überzeugungen, Einstellungen, Erfahrungen, den moralischen Urteilen, den Präferenzen, den legitimen Wünschen, logischen Erwägungen, Gefühlslagen, ‚richtigen‘ Handlungsweisen etc. liegt, desto eher ist er akzeptabel. Konsistenz zwischen rezipierter Botschaft und vorhandenem semantischem Potenzial, vorhandenen Prozessierungsregeln, dabei insbesondere Rationalitätsmaßstäben, ist also die Basis von Geltungsakzeptanz. Wenn ich als mittelalterlicher Christ überzeugt bin, dass die Erde eine Scheibe ist, werde ich mich nicht spontan von irgendeinem Galileo Galilei von einer anderen Einschätzung überzeugen lassen, vor allem wenn mir diese neue Auffassung nichts bringt und ich dem Galilei unterstelle, dass er von einer nichtchristlichen Sekte instrumentalisiert worden ist. Auf meine Leibspeise Kutteln werde ich nicht verzichten, nur weil ein Arzt dies vorschlägt, insbesondere wenn ich ihm unterstelle, dass er dies nicht aus gesundheitlichen Gründen, sondern aus militantem Veganismus empfiehlt.

Daneben sehe ich einen zweiten Pfad für Verständigung, der natürlich der normativen Implikation dieses Terminus nicht gerecht wird. Ich würde ihn als unbewussten, eher determinierenden Auslöser für Geltung beschreiben. Diese Geltung etabliert sich unbewusst, spontan, ohne größere Reflexion, etwa wenn einer kommunikativ überrumpelt oder Opfer unerschweiliger Propaganda wird und so gar nicht merkt, dass eine Interpretation oder Geltungsabsichten seiner Auffassung von Wahrheit, seinem Nutzen, seinen moralischen Vorstellungen zuwiderlaufen. Dennoch können wir meines Erachtens insgesamt von Verständigung sprechen, denn wie in Kapitel III.3 ausgeführt haben, bleibt im kommunikativen Tun immer ein Rest an bewusster, selbstbestimmter Prozessierung. Der Rezipient kann im kommunikativen Kontext schließlich nicht zur Akzeptanz von Signifikaten und Prozessierungsregeln gezwungen werden. Allerdings binde ich Verständigung nicht an normative Voraussetzungen, etwa rationale Gründe. Worauf die Akzeptanz von Geltung beruht, ist für mich kein Definitivonskriterium von Verständigung, sondern eine interessante ethische Frage.

Freiwillige, bewusste Akzeptanz von Geltung ist also erstens möglich, wo ein Akteur aufrichtig Sinn, Geltungsmodus und Geltungsmodus äußert, der den Sinnpotenzialen, Prozessierungsregeln, dabei insbesondere den Rationalitätsmaßstäben des Rezipienten entspricht. Diese Entsprechung beruht also auch auf gleichschwingenden Überzeugungen, Wünschen, Gewohnheiten, Legitimitätsvorstellungen, Präferenzen etc. zwischen Emittent und Rezipient. Verständigung kann aber auch strategisch hergestellt werden, etwa indem der Rezipient den eigentlichen, ablehnungsgefährdeten Geltungsabsicht für den Rezipienten in ein akzeptables Paket verpackt oder auf diesem Geltung auf einem unbewussten Pfad unterjubelt.³⁵⁹ Die Chance auf Verständigung spiegelt somit auch das Machtverhältnis des Emittenten und des Rezipienten. Physische und persuasive Macht kann den Rezipienten im Extremfall zur Akzeptanz von Geltung wider sein persönliches Interesse veranlassen. Weiter ist die Chance auf Verständigung damit der Macht des Zeichenhaften geschuldet, die wiederum das Sinnpotenzial und die denkerischen Prozessierungsregeln beider Kommunizierenden prägt.

Jedenfalls ist Verstehen leichter möglich als Verständigung. Denn für Verstehen muss Sinn und Geltung nur einmal nachvollzogen werden, für Verständigung muss der Rezipient möglicherweise seine Signifikate und Prozessierungsregeln dauerhaft verändern, Folgen tragen, Gründe akzeptieren.

7.2.2.3 Reichweite der Verständigung

Das Ausmaß von Verständigung und Dissens hängt davon ab, wer miteinander spricht. Auch die Akzeptabilität von Geltungsabsichten beruht also auf dem Gebrauch universeller Sinnpotenziale und Prozessierungsregeln oder auch auf gruppenbezogenen Institutionen des Zeichenhaften, die beide Kommunizierende teilen. Dissens, Konflikt entsteht somit primär im gruppenübergreifenden und experimentellen Zeichengebrauch.

Falls Verständigung Hürden begegnet, können persuasive Mittel wie die Argumentation Abhilfe schaffen. Auch diverse Institutionen, etwa die Methode der gewaltfreien Kommunikation, die Mediation, die Gerichte widmen sich der Beilegung von Dissens.

Mit Blick auf die unbewusste und determinierende Einflussnahme auf den Rezipienten gilt hingegen: Je größer das Ungleichgewicht physischer und persuasiver Macht zwischen den beiden Kommunizierenden, desto höher die Chance auf Verständigung zugunsten des Stärkeren.

Verstehen ist gruppenübergreifend, als Fremdverstehen, als vager Nachvollzug von Sinn leichter möglich als Fremd-Verständigung. Wir verstehen auch die unwahren Lügen oder das unwahrhaftige Schauspiel, die unrichtigen Normen. Mir ist klar, was Mädchenbeschneidung meint, aber die dahinterstehenden Gründe und Folgen kann ich auf keinen Fall als rational akzeptieren.

7.2.3 Empirische Bruchstücke

Ziehen wir als empirisches Beispiel noch einmal das Pressefoto vom mutmaßlichen Tag der offenen Tür heran. Ob die ursprünglichen Rezipienten die Geltungsabsichten des BKM akzeptiert haben, können wir mangels empirischer Erhebung nicht wissen. Aber ich kann für Sie explizieren, ob ich die vermuteten Geltungsansprüche akzeptieren würde oder nicht.

³⁵⁹ Vgl. Kapitel III.13 „Strategisches Kommunizieren“.

Mit Blick auf den Geltungsmodus würde ich annehmen, dass das Bild die Wahrheit darstellt, dass der BKM tatsächlich mit Bürgern oder Nachwuchsmusikern ein Gespräch geführt hat. Fotos sind schier überwältigend in ihrer Evidenz. Da müsste schon die Vermutung einer Fotomontage herhalten, damit wir die Wahrheit des Dargestellten negieren könnten. Schwieriger gestaltet sich – auch wegen der Probleme, denen wir bei der Interpretation von Sinn, Geltung und Geltungsabsichten des Bildes begegnet sind – die Frage der Akzeptanz oder Ablehnung von Geltung, die ich mir jetzt bewusst mache. Das Bild scheint tatsächlich für Bürgernähe und Transparenz zu sprechen. Als überzeugte Demokratin beurteile ich die Signifikate ‚Bürgernähe‘ und ‚Transparenz‘ positiv. Nun überlege ich vielleicht, warum tut der BKM das? Weil er sich dem demokratischen Gebot der Publizität verpflichtet fühlt und auf die Stimme des Volkes Wert legt? Dann akzeptiere ich seine sekundäre Geltungsabsicht gerne. Wenn ich hingegen mutmaße, dass er sich als alter Stratege bürgernah gibt, um die Wahlchancen der SPD zu steigern, würde ich künftig das Signifikat BKM wohl eher als ‚interessegeleitet, typisch Politiker‘ interpretieren und das Foto nicht als Grund nehmen, die SPD zu wählen. Als arabischer Mann würde ich vielleicht sogar entrüstet sein über dieses Foto, das einen Spitzenpolitiker in der Interaktion mit fremden, unverschleierte Frauen zeigt.

7.3 Fazit: Verstehen und Verständigung

Individueller interpretativer Erfolg ist dem Rezipienten bzw. Emittenten beschieden, der mindestens eine vage plausible zeichenhafte Relationierung zustande bringt. Diese individuelle Äußerbarkeit und Verstehbarkeit hängt erstens von verfügbaren Ressourcen ab, zweitens von den allgemeinen und zeichenbezogenen Fähigkeiten des Interpretierenden, wie der Kenntnis von Prozessierungsregeln, dem Wissen über Signifikaten, dem Vorliegen geeigneter Rationalitätsmaßstäbe. Beim seltenen universell Zeichenhaften und den seltenen global verbreiteten Ressourcen können so alle Interpretierenden Erfolge verbuchen, bei den überaus häufig gruppenbezogenen Institutionen und Ressourcen nur die Mitglieder der Gruppe, bei raren individuellen Zeichenkreationen und Ressourcen nur die Einzelnen.

Dafür, dass intersubjektives Interpretieren möglich ist, spricht unsere alltägliche Intuition und universelle und gruppenweit institutionalisierte, standardisierte Zeichen, die wir zum Kommunizieren gebrauchen können. Doch ist hundertprozentiges zwischenmenschliches Verstehen aufgrund der bisher³⁶⁰ unüberbrückbaren Distanz der Gehirne sowie der diversen pragmatischen Differenzen und auch der divergierenden Erfahrungen der Kommunizierenden eine Unmöglichkeit. So können wir kommunikatives Verstehen als vage semantische Näherung, als Aktivierung ähnlicher, zumindest anschlussfähiger Signifikate bei kommunikativen Emittenten und Rezipienten auffassen. Ich hoffe, Sie verstehen dies. Wenn nicht, könnte ich jetzt den Sinn nochmals für Sie explizieren. Verstehen ist dabei leichter möglich als Verständigung. Denn für Verstehen muss Sinn nur einmal nachvollzogen werden, für Verständigung muss der Rezipient möglicherweise seine Signifikate und Prozessierungsregeln dauerhaft verändern, Folgen tragen, Gründe akzeptieren. Dies kann daran liegen, dass er sowieso genauso dachte wie der Kommunizierende oder weil er sich von ihm hat überzeugen lassen.

Verständigung und Dissens – beides ist dem Kommunizieren inhärent. Verständigung heißt, dass der Rezipient primäre und ggf. sekundäre Geltungsabsichten des Emittenten akzeptiert, im Falle des Dissenses lehnt er ihn ab. Ausschlaggebend dafür sind in erster Linie universelle, gruppenbezogene und individuelle Signifikate und Prozessierungsregeln, insbesondere Rationalitätsmaßstäbe, die den Kommunizierenden einen Maßstab an die Hand geben für

³⁶⁰ Vielleicht können die Neurowissenschaften diesen ‚Geburtsfehler‘ des Menschen beheben.

das, was als wahr, richtig, moralisch, nützlich, logisch gilt. Je näher die Interpretationen und Intentionen der Kommunizierenden beieinander liegen, desto wahrscheinlicher ist Verständigung. Genauso relevant sind aber die relativen physischen und persuasiven Machtverhältnisse der Kommunizierenden.

Kommunizieren kann also zu Konsens genauso wie zu Dissens führen. Ersteres deutet auf Einverständnis, Frieden, Handlungskoordination hin, Letzteres auf Konflikt, Krieg, Stagnation. Somit etabliert Kommunizieren eminent politische bzw. politikwissenschaftliche Phänomene. Gleichmaßen ist Kommunizieren qua Konsens und Konflikt eine originär politische wie politikwissenschaftliche Größe. Durch persuasive Strategien lässt sich dabei Verstehen und Verständigung befördern. Letztlich ist dies deckungsgleich mit dem, was wir unter politisch-kommunikativer Führung verstehen.³⁶¹

Politisches Verstehen, politische Äußerbarkeit

Politisches Verstehen und politische Äußerung sind also individuell möglich, wenn dem Interpretierenden eine plausible Relationierung gelingt. Im politischen Kommunizieren ist intersubjektives Verstehen möglich, wenn beide so ähnlich interpretieren, dass sie im folgenden Interagieren daran anschließen können. Voraussetzung von politischem Verstehen und politischer Verständigung sind gemeinsam gebrauchte Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln, insbesondere Rationalitätsmaßstäbe. Im Fall des universell Zeichenhaften ist das politische Verstehen und die politische Verständigung also kein Problem, Gleiches gilt für den Gebrauch von institutionalisierten Zeichen innerhalb der Gruppen, in denen diese Institution gilt. Über Zeichennutzergruppen hinaus und im kreativen Fall des Zeichengebrauchs sind politisches Verstehen und politische Verständigung gefährdet. Hier können politische Übersetzung und persuasive Techniken wie politische Argumentation Brücken bauen oder auch Verständigung durch Manipulation herstellen.

Letztlich ist jedes Kommunizieren politisch in dem Sinn, dass es von Verständigungs- und Konfliktpotenzial durchzogen ist. Kommunizieren verhandelt eminent politische Aspekte wie Konsens, Frieden, Handlungskoordination oder Konflikt, Krieg, Stagnation.

7.4 Exkurs: Verfahren und Möglichkeit wissenschaftlichen Interpretierens und Kommunizierens

Da wir nun eine solide Beschreibung von intersubjektivem Verstehen und kommunikativer Verständigung im Rahmen des Patchwork-Modells ausgearbeitet haben, können wir in einem kurzen Exkurs den Spezialfall des wissenschaftlichen Interpretierens und Kommunizierens behandeln. Damit können wir die Methode dieser Arbeit präzisieren.³⁶²

7.4.1 Reformulierung der Formen des wissenschaftlichen Interpretierens im Patchwork-Modell

Wie können wir uns das wissenschaftliche Interpretieren also im Patchwork-Modell vorstellen?

Im **quantitativen Paradigma** meint wissenschaftliches Interpretieren typischerweise Folgendes: Ein Wissenschaftler entwirft eine Hypothese auf Basis seines semantischen Potenzials, er prozessiert also vorhandene Signifikate, konzipiert kreative Sinneinheiten, verknüpft diese

³⁶¹ Vgl. Kapitel III.13 und III.14.

³⁶² Vgl. Kapitel I.3 „Methodische Vorgehensweise“.

mental auf Basis bestehender oder experimenteller Prozessierungsregeln. Diese Hypothese soll einen Weltausschnitt mental darstellen, im naturwissenschaftlichen Kontext einen Teil der natürlichen Umwelt, im sozialwissenschaftlichen einen Teil des sozialen Lebens. Dabei zielt sie auf bestimmte typische Ereignisse oder Ereigniszusammenhänge in diesem Ausschnitt, meist geht es um die Erklärung von deterministischen oder probabilistischen Kausalitäten und um ihre prognostische Fortschreibung in die Zukunft.

Der quantitative Wissenschaftler operationalisiert nun seine Vorannahme. In unserem Modell gesprochen heißt das, er prozessiert mental, wie sich seine hypothetischen Signifikantenkomplexe an der Empirie prüfen lassen. Er überlegt, welche Signifikanten den entsprechenden Weltausschnitt repräsentativ abbilden, welche Variablen in welchen Merkmalsausprägungen den Gegenstand erfassen, mit welcher Methode und welchem Instrument sie zu messen sind.

In der Phase der Datenerhebung werden nun die ausgewählten Signifikantenkomplexe – entsprechend den von der Operationalisierung vorgegebenen Prozessierungsregeln – rezipiert und analysiert. Im naturwissenschaftlichen Bereich wird z. B. die chemische Zusammensetzung von Wasser mittels technischer Messgeräte in einer Skala erfasst. Im sozialwissenschaftlichen Bereich wird etwa das Agieren von Versuchspersonen im künstlichen Setting eines Experiments rezipiert und parallel im Text eines Protokolls geäußert, Interviewer kommunizieren mit Versuchspersonen auf Basis strikter Interviewanleitungen, sie rezipieren die Antworten und ordnen sie bestimmten Kategorien zu. Alternativ füllen beforschte Akteure selbst standardisierte Fragebögen aus, äußern Sinn, indem sie ankreuzen. Die so erfassten Daten werden anschließend auf Basis statistischer Methoden zahlenmäßig analysiert, also in Häufigkeit, Mittelwert, Korrelation etc. berechnet. Die entsprechenden Ergebnisse werden vom Wissenschaftler interpretiert und in einem Forschungsbericht niedergeschrieben und veröffentlicht. Als erreichbare Gütekriterien werden hier Objektivität, Reliabilität und Validität genannt.

Wir kommen zur Kritik: Es scheint mir prinzipiell eine gute Sache, typische natur- und sozialwissenschaftliche Phänomene und ihre typischen Zusammenhänge in unserer natürlichen Umwelt zu erkennen. Genauso nützlich scheint es mir, typische Signifikanten, ihre typischen Kontexte und ihr Aufeinanderfolgen zu beschreiben. Im Alltag gehen wir ja auch von derartigen Wiederholungen, Regelmäßigkeiten, Kalkulierbarkeiten aus. Im sozialen Bereich stützen die angeborenen und institutionalisierten Regeln die Möglichkeit dieses Unterfangens. Im Zeichengebrauch besteht ja mitnichten ein absolutes Chaos. Jedoch von deterministischer Kausalität, von Kausalität überhaupt zu sprechen scheint mir im Rahmen des Patchwork-Modells aus mehreren Gründen problematisch: Erstens können wir als zeichenhafte Konstruktivistinnen nicht sicher wissen, ob die natürlichen und sozialen Signifikantenkomplexe wirklich existieren, wir nehmen sie nur viabel als solche wahr. Sie zu erkennen bedeutet, sie zu interpretieren, womit ihre Erkenntnis immer an die körperlich-organischen, mentalen, psychischen sowie an die universellen, gruppenbezogenen und individuellen zeichenhaften Fähigkeiten gebunden ist. Konstante Viabilität in der Vergangenheit sollte uns nicht in falscher Sicherheit mit Blick auf die Zukunft wiegen. Wie Russel sagt: „Das Füttern festigt in dem Truthahn ein Weltbild, das an Weihnachten plötzlich revidiert werden muss“³⁶³. Von der allzu siegessicheren Fortschreibung von Annahmen auf Basis quantitativer wissenschaftlicher Interpretationen würde ich abraten. Zweitens sind, wie wir im Rahmen des Kapitels zu Freiheit und Determinierung herausgearbeitet haben, zumindest im sozialwissenschaftlichen

³⁶³ Zit. nach Illinger 2010.

Bereich die Forschungsgegenstände eher Forschungssubjekte, sie können sich auch anders entscheiden, als eine vermeintliche Determinierung vorgibt. Mit Winch³⁶⁴ glaube ich also, dass das menschliche Handeln im Kern nicht vorhersagbar ist, weil es intentionale Spielräume besitzt.

Das Patchwork-Modell liegt im Clinch mit weiteren quantitativen Gütekriterien: Beobachterobjektivität kann demnach im Forschungsprozess höchstens phasenweise und mit Blick auf bestimmte Forschungsgegenstände gegeben sein, nämlich in der maschinellen Erfassung von Variablen (die aber wiederum auf menschlicher, damit subjektiver Programmierung beruhen), in der statistischen Auswertung (die ebenfalls auf menschlicher Vorstellung von mathematischen Prozessierungsregeln basiert) sowie bei den wenigen Signifikantenkomplexen, die mit universellen Signifikaten auf Basis universeller Prozessierungsregeln verknüpft werden. Andere Phasen, von der Hypothesenfindung über die Zuordnung von Signifikaten zu Kategorien bis hin zum Verfassen des Forschungsberichts, sind aber an die höchst subjektiven, individuellen oder gruppenbezogenen Interpretationsweisen gebunden³⁶⁵, womit zeichenbezogene Rationalitätsmaßstäbe, Ressourcen, Kompetenzen und Machtverhältnisse hineinspielen.

Auch die Retest-Reliabilität ist problematisch. Die identische Wiederholung eines maschinellen Verfahrens ist aufgrund des Fließens der Zeit unmöglich, die identische Wiederholung eines Zeichengebrauchs ist aufgrund der Veränderung von Signifikaten und Prozessierungsregeln durch den ersten Forschungsablauf nicht realisierbar.

Validität sehe ich ebenfalls kritisch: Woher nehmen wir die Gewissheit, dass unser Konstrukt, unsere Operationalisierung adäquat ist? Uns fehlt schließlich der transparente Zugang zur Empirie. Viabilität kann sich so nur darauf beziehen, dass die natürliche und soziale Umwelt bisher konstant den Eindruck vermittelt, dass wir dieses oder jenes so und so messen und ggf. vorhersagen können und vielleicht, dass wir die Ergebnisse anderer Studien als konsistent mit diesen Ergebnissen interpretieren.

Fraglich ist auch, ob die Künstlichkeit und Standardisierung der quantitativen Datenerhebung im sozialwissenschaftlichen Bereich überhaupt zu extern validen Ergebnissen führen kann. Denn die Versuchspersonen äußern sich im Experiment, im Ausfüllen eines Fragebogens, in der Interviewsituation etc. in einem künstlichen Kontext. Vielleicht würden sie diese Interpretation ansonsten gar nicht vornehmen, vielleicht würden sie in einer Alltagssituation andere Prozessierungen vornehmen. Außerdem werden ihnen Antworten strikt vorgegeben, die ihre sonstigen Interpretationen womöglich gar nicht abdecken. Dieses künstliche Herauslocken von standardisierten Äußerungen hat allerdings den Vorteil, dass der Forscher hier an der Äußerungssituation partizipiert, dass die Ergebnisse direkt auf seine Fragen einzahlen und einfach auszuwerten sind.

Sowieso ist auch die Zuschreibung der Erfüllung oder Verfehlung quantitativer Gütekriterien wiederum selbst ein interpretativer Akt.

Der Wissenschaftler äußert seine Thesen schließlich in der Absicht, dass seine Interpretation als wahr akzeptiert werde. Die Scientific Community rezipiert und beurteilt den erhobenen Geltungsanspruch auf Basis ihrer zeichenbezogenen Signifikate und Prozessierungsregeln, womit wiederum Rationalitätsmaßstäbe, Ressourcen, Fähigkeiten, Machtverhältnisse hinein-

³⁶⁴ Vgl. Winch 1958, S. 120.

³⁶⁵ Möglicherweise könnte die Gehirnforschung alternativ auch naturwissenschaftliche Untersuchungen der materiellen mentalen Strukturen vornehmen und so zu Wissen über Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln kommen.

spielen. Geltung als Wahrheit basiert somit nicht unbedingt auf intersubjektiver Plausibilität und Nützlichkeit, sie kann auch auf hegemonialen Institutionen basieren.

Im **qualitativen Paradigma** nimmt sich ein Wissenschaftler typischerweise einen kleinteiligen Ausschnitt des sozialen Lebens vor. Als teilnehmender Beobachter setzt er an einem Signifikantenkomplex in seinem originären Kontext an, als Interviewer versucht er die Äußerung der Beforschten direkt in ihrer originalen emissiven Situation ‚abzufischen‘, ansonsten rezipiert er originale Bild- oder Textdokumente und rekonstruiert den entsprechenden Kontext. Sein Ziel ist, entsprechende interpretative und kommunikative Prozesse nachzuvollziehen. Er spürt dem Sinn, den Geltungsmodi, den primären und sekundären Geltungsabsichten sowie den Prozessierungsregeln nach, die die ursprünglichen Interpretierenden mit dem Signifikantenkomplex in seinem spezifischen Kontext verknüpft haben. In Soziologie, Politikwissenschaft, Geschichtswissenschaft steht dabei eher der in der entsprechenden Gruppe institutionalisierte Sinn im Vordergrund. Kunstgeschichte und Musikwissenschaft beschäftigen sich gern mit den idiosynkratischen Interpretationen eines Einzelnen, etwa eines Musikers, eines Künstlers. Auch hier ist das Verstehen also weitgehend ein Erklären, denn schließlich wird vom Signifikantenkomplex auf die Weltsicht, die Moral, die Selbstsicht, die Logik, den Nutzen geschlossen, der zur Äußerung, zur Rezeption, zum Vorbringen oder Akzeptieren einer Geltungsabsicht geführt hat. Jedenfalls werden dabei zur Analyse qualitative Methoden, etwa die qualitative Inhaltsanalyse, die dokumentarische Methode, die dichte Beschreibung, verwendet, manchmal werden auch hermeneutische Verfahren gebraucht. Letztlich versuchen die qualitativen Methoden den abduktiven Sprung³⁶⁶ qua plausible Prozessierungsregeln auf plausible Signifikate wissenschaftlich zu systematisieren und abzusichern. Sie schreiben zum Beispiel vor, die Signifikanten im umfassenden Kontext detailliert zu beschreiben, am Alltag der Menschen teilzunehmen, eigene Interpretationen zu paraphrasieren und mit den Beforschten zu diskutieren sowie sämtliche Schritte des Forschungsprozesses zu reflektieren und zu dokumentieren. Als Gütekriterien werden hier kommunikative Validierung, Konsistenz, Kohärenz, Reflexivität, Offenlegung von Forscherinteressen, Offenheit in der Annäherung an den Gegenstand genannt.

Auch hier stechen einige Kritikpunkte ins Auge: zuallererst, ob wissenschaftliches Verstehen von Sinn und Geltung überhaupt möglich ist. Ich würde sagen, es ist prinzipiell machbar, und zwar ungefähr in dem Rahmen, in dem Verstehen überhaupt möglich ist. Dabei können nur wenige universelle Prozessierungsregeln, Sinnbezüge und Geltungsabsichten alle Menschen nachvollziehen, die zahlreichen gruppenbezogenen Institutionen erschließen sich nur den Mitgliedern der Gruppe und die idiosynkratischen Geniestreiche wohl nur dem Einzelnen. Wissenschaftliches Verstehen ist damit vor allem eine Frage der Gruppenzugehörigkeit. Je mehr der Forscher also die zeichenhaften Institutionen der Gruppe teilt, die er untersucht, desto einfacher das Verstehen. Politikwissenschaftler, die die deutsche Politik untersuchen, haben leichtes Spiel, Ethnologen sind – mit Verlaub – arme Schweine. Ihre Methoden sind logischerweise darauf gerichtet, durch Teilnahme am sozialen Leben der Beforschten nachträgliche Sozialisationsprozesse zu durchlaufen. Doch selbst für den Kenner der institutionalisierten Zeichenprozesse kann das Verstehen vage bleiben, denn die Institutionen sind häufig wenig strikt, sie lassen Raum für Kreativität und Subversion. Sie sind häufig mehrdeutig, widersprüchlich, von Unbewusstem durchzogen.

Aus einem weiteren Grund steht das wissenschaftliche Interpretieren auf tönernen Füßen: Es addiert sich nämlich zum originären sozialen Geschehen, ist ihr als sekundäre Konstruk-

³⁶⁶ Vgl. Fn. II.306.

tion³⁶⁷ nachgelagert. Der Wissenschaftler ist den Prozessierungen möglicherweise fremder als die ursprünglichen Teilnehmer, er muss womöglich eine abduktive Gleichung mit zwei Unbekannten wagen und dabei das Kreative vom Institutionellen scheiden. Der Forscher muss daneben seine eigenen Rationalitätsmaßstäbe, Ressourcen, Fähigkeiten und Machtverhältnisse reflektieren und von ihnen abstrahieren, um einen neutralen Blick auf die Rationalitätsmaßstäbe, Ressourcen, Fähigkeiten und Machtverhältnisse der Beforschten zu gewinnen. Die „Krise der Repräsentation“³⁶⁸ ist dennoch unvermeidlich. Denn Schweigen kann ja wohl nicht die Lösung sein.

Kommunizieren ist in der Analyse dabei insofern problematischer als das Interpretieren, weil es eine komplexe Interaktionssituation mit sich bringt, an das nachgelagerte Interpretieren anknüpfen muss und so Fehlerquellen multipliziert. Vielleicht orientiert sich hier aber auch der Zeichengebrauch der ursprünglichen Teilnehmer wegen des Wunsches auf Verstehen und Verständigung stärker am Institutionellen oder das zweiseitige Interagieren arbeitet Sinngeltung klarer heraus, womit es leichter nachzuvollziehen wäre.

Die qualitative Wissenschaft strebt die klassischen Gütekriterien der Beobachterobjektivität und Reliabilität nicht an. Diese Schwächen sind aber wohl kaum dem qualitativen Forschen anzulasten, sondern eher dem Zeichengebrauch und der Welt überhaupt. Interpretieren und Kommunizieren sind einfach aufgrund partikularer Komponenten des Zeichenhaften letztlich subjektiv, sie unterliegen allerlei pragmatischen Differenzen. Der Mensch hat per se keinen unabhängigen Beobachterstandpunkt. Meine Sympathie für das qualitative Paradigma ist seiner Ehrlichkeit in dieser Frage geschuldet.

Die qualitative Wissenschaft doktert am Einzelfall, sie trifft keine verallgemeinerbaren Aussagen, keine Prognosen. Es stellt sich also die Frage nach dem Alleinstellungsmerkmal dieser Form von Wissenschaft und nach ihrem Nutzen, gerade im Vergleich zu alltäglichen oder künstlerischen Interpretationen. Meines Erachtens ist die qualitative Wissenschaftlerin einfach eine besondere Interpretierende, die sich durch tiefe Reflexion und etwas höhere Systematik auszeichnet. Sie hebt das Eigene, das für Menschen im Alltag häufig unbewusst, implizit verbleibt, unterzieht es der Reflexion, vergleicht es mit anderen Prozessierungen und kann so kreative Innovationen vorschlagen. So kann sie die Herrschaft des Zeichenhaften³⁶⁹ sichtbar machen und damit illegitime Formen kritisieren, sie kann hegemonialen Zeichengebrauch aufdecken und den Raum für Subversion öffnen. Oder sie nähert sich dem Fremden an, versucht es in die eigenen Interpretationen zu übersetzen. Außerdem ist das Verstehen des vergangenen Einzelfalls letztlich auch hier relevant für andere oder künftige Fälle gedacht. Das historische Interesse impliziert wohl immer eine Relevanz für das künftige Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln, und sei es nur als eine Art Aufräumaktion in bestehenden Signifikaten und Prozessierungsregeln.

Ob die qualitative Wissenschaft nun ein Abgleiten in die Kunst darstellt oder ob diese Forschungsweise richtig ist, ob ihre Ergebnisse viabel sind, wird kommunikativ entschieden, entweder seitens der Beforschten oder der Scientific Community. Der Wahrheitsanspruch ist ein diskursiver, seine Akzeptanz hängt wiederum von den zeichenbezogenen Kompetenzen, Ressourcen und Machtverhältnissen der Kommunizierenden ab.

³⁶⁷ Vgl. Lamnek 2005.

³⁶⁸ Bachmann-Medick 2006, S. 39.

³⁶⁹ Vgl. Kapitel IV.2.6 „Kulturelle Herrschaft“.

7.4.2 Die Interpretierbarkeit des bundeskulturpolitischen Kommunizierens

Ist es nun möglich, dass ich die Signifikantenkomplexe interpretiere, die der BKM in der Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin geäußert hat, und dabei nachvollziehe, wie dieser korporative Akteur interpretiert hat? Ich denke, dass ich eine bestimmte Art der Prozessierungen, Sinn und Geltungsabsichten nachvollziehen, ähnlich verstehen kann. Und zwar handelt es sich dabei um die institutionalisierten Prozessierungsregeln und die entsprechenden Signifikate, auf die die geäußerten Signifikanten hindeuten. Denn ich und die personalen Akteure im BKM haben zahlreiche gemeinsame Sozialisationsprozesse durchlaufen, wir sind zusammen Mitglieder diverser Gruppen, die bestimmten Zeichengebrauch institutionalisiert haben, etwa Absolventen deutscher Schulen und Unis, die Rezipienten kulturpolitischer Medienberichterstattung, die philosophisch und politisch Interessierten etc. Hier zeigt es sich, wie zielführend die Wahl des Doktorvaters als Forschungsgegenstand ist, nur so kann ich die interpretative Nähe herstellen, die plausible Interpretationen möglich macht. Explikation ist auf kurzem Wege möglich.

Dennoch bremsen mich im Interpretieren diverse Merkmale interpretativer Prozesse aus: Ich konnte nicht bei der Äußerung dabei sein, daher könnten einige deiktische, situative Prozessierungen verloren gehen. Weiter gehören BKM Nida-Rümelin und seine Mitarbeiter auch zahlreichen Gruppen an, deren Sozialisationsprozesse ich nicht durchlaufen habe, womit ich ihre zeichenhaften Institutionen nicht kenne, nicht teile. Zudem könnten die Signifikantenkomplexe auch auf idiosynkratischen Interpretationen des BKM beruhen, diese kann ich nicht oder höchstens durch experimentelle Schlüsse nachvollziehen. Oder ich selbst lasse mich zu Kreativität hinreißen, wo eine institutionelle Interpretation vorliegt. Hinderlich wirken ebenfalls die grundlegende Vagheit interpretativer Prozesse, die prinzipielle Erforderlichkeit abduktiver Schlüsse mit zwei Unbekannten, die mehrdeutigen Signifikanten. Als Konstruktivistin im Patchwork-Modell kann ich nicht einmal mit Gewissheit sagen, ob die Signifikanten des BKM wirklich existieren.

Ob meine Interpretation des bundeskulturpolitischen Kommunizierens für Sie Sinn macht, ob Sie sie verstehen und ihre Geltung als wahr, logisch, plausibel, nützlich etc. befürworten und ob Sie meinen Anspruch auf gute Benotung akzeptieren wollen, müssen Sie selbst auf Basis Ihrer persönlichen Interpretationen, auf Basis Ihrer eigenen Prozessierungsregeln und semantischen Potenziale entscheiden.

7.4.3 Fazit

Quantitative und qualitative Forschung lässt sich als nachgelagertes, methodengeleitetes Interpretieren von Signifikantenkomplexen beschreiben. Die quantitative Zielsetzung des Herausarbeitens typischer Signifikanten und das Erklären typischer Zusammenhänge ist aufgrund der Viabilität institutioneller Prozessierungsregeln machbar und nützlich im Umgang mit der natürlichen und sozialen Umwelt. Im Rahmen des Patchwork-Modells sollten wir aber unbedingt Abstand nehmen von der Annahme deterministischer Kausalität und auch weitgehend auf die Gütekriterien der Beobachterobjektivität und Retest-Reliabilität verzichten. Denn auch die Wahrheiten der quantitativen Forschung unterliegen größtenteils partikularen und immer vagen Interpretationen.

Das qualitative Paradigma hat den Verzicht auf diese Gütekriterien bereits umgesetzt und zeigt, dass Wissenschaft auch ohne certistische Fundamente nützliche Beiträge leisten kann. Die qualitative Wissenschaft will interpretative Prozesse nachzeichnen. Sie setzt an

Signifikanten im Kontext an und versucht durch abduktive Sprünge die Prozessierungsregeln und Signifikate der ursprünglichen Interpretierenden zu verstehen. Dabei begegnet auch sie der gruppenbezogenen und individuellen Partikularität und der Vagheit des Interpretierens. Ihre Methoden richten sich daher darauf, die wissenschaftlichen Interpretationen zu reflektieren, zu systematisieren, sie intersubjektiv anschlussfähig zu machen. Je traditioneller und konformer sich die Untersuchungsperson äußert, je mehr Patches sie mit dem Forscher teilt, desto besser kann der Forschende Intention, Geltungsanspruch, Sinn, Prozessierungsregeln verstehen. Wenn der ursprüngliche Interpretierende oder Kommunizierende ein kreativ-genialer Nonkonformist und Mitglied fremdster Zeichennutzergruppen ist, dann sinkt die Interpretationsfähigkeit des Forschers gravierend. Daher sollte es mir gelingen, einigermaßen plausible Interpretationen des Kommunizierens des BKM in der Amtszeit Nida-Rümelin zu entwerfen. Schließlich gehören wir vergleichbaren Gruppen an und öffentliches politisches Kommunizieren tendiert nicht zur überbordenden Kreativität oder Subversion, es will schließlich verstanden und in seinen Geltungsabsichten akzeptiert werden.

Maßstab wissenschaftlicher Wahrheit kann im quantitativen und qualitativen Fall nur die kommunikative Akzeptanz der Geltungsabsicht der Wahrheit sein, damit ist sie wiederum eine zeichengebundene Zuschreibung.

8 Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch

Wir kommen zu einer weiteren politikwissenschaftlich höchst relevanten Frage: Übt der BKM selbst Macht und Herrschaft im Kommunizieren aus? Stellt das Kommunizieren die Macht und Herrschaft des BKM erst her oder dar? Wird der BKM von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in seinem Kommunizieren beeinflusst?

Lassen Sie uns also erst aufarbeiten, welche Vorschläge die Literatur zur Thematik anbietet, um daraus einen plausiblen Vorschlag zu Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch zu destillieren. Vielleicht gelingt es uns so, das weiche Thema des Zeichengebrauchs der Hard-Facts-orientierten Politikwissenschaft schmackhaft zu machen.

8.1 Theoretischer Streifzug

8.1.1 Personale Macht und Herrschaft

Weber bezeichnet Macht als „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Chance beruht“³⁷⁰. Macht versteht der Soziologe also als handlungsbezogene Chance, seine Intention in einer sozialen Interaktionssituation einem anderen gegenüber durchzusetzen. Die Chance kann Weber zufolge beispielsweise auf physischer Gewaltanwendung beruhen oder auch auf sozialer Ehre, auf Prestige. Letzteres betrachtet er als „Echo“ der Ersteren.³⁷¹ Der Handelnde kann somit physischen Zwang ausüben, um seine Intentionen umzusetzen, oder eben freiwillige Gefolgschaft auf Basis sozialer Anerkennung induzieren.

Herrschaft begreift Weber als „Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden.“³⁷² Anders als die amorphe Macht setzt Herrschaft dem frühen Soziologen zufolge eine institutionalisierte, dauerhafte Form der Über- und Unterordnung voraus. Weber unterscheidet drei Idealtypen legitimer Herrschaft: die rational-legale, die auf rationalen Rechtsbeziehungen gründet und beispielsweise im Rahmen bürokratischer Verwaltung umgesetzt wird. Die traditionale, die auf traditionellen Herrschafts- und Ordnungsvorstellungen beruht und sich zum Beispiel in einer Gerontokratie findet. Und drittens die charismatische Herrschaft, die auf dem Glauben an eine außergewöhnliche, gar übernatürliche Führungsstärke des Herrschers basiert.

Kritik: Webers Definitionen gelten als Klassiker der akteursbezogenen Forschung zu personaler Macht und Herrschaft. Der Autor differenziert Macht von Herrschaft, den Unterschied situiert er im Institutionalierungsgrad. Er arbeitet die Quellen von Macht, nämlich den Zwang durch physische Stärke und freiwillige Gefolgschaft durch die soziale Anerkennung, eingängig heraus. Auch die idealtypischen Formen der anerkennungswürdigen Herrschaft geben uns ein nützliches analytisches Instrumentarium an die Hand. Allerdings bindet Weber Macht an intentionales Handeln – wir werden später analysieren, ob dies erforderlich ist. Auch scheint mir die physische Macht als Basis von sozialer Anerkennungsmacht nicht zwingend. Der Papst hat keine Truppen.

³⁷⁰ Weber 2005, S. 38.

³⁷¹ Vgl. Sukale 2006.

³⁷² Weber 2005, S. 38.

8.1.2 Macht als Veränderungsvermögen

Giddens bezeichnet Machtausübung als „als umgestaltendes Vermögen“³⁷³. Macht erlaubt also Handeln, verändert damit Strukturen. Gleichzeitig hängt sie von den Strukturen ab, indem sie auf materiellen, also allokativen und autoritativen, also subjektbezogenen Ressourcen basiert.³⁷⁴ Die Macht durchwirkt also die Dualität von Struktur und Handeln, sie wirkt auf Interpretationen: „Was sich als gesellschaftliche Realität durchsetzt“, steht in unmittelbarer Beziehung zur Machtverteilung, nicht nur auf den mundansten Ebenen alltäglicher Interaktion, sondern auch auf der Ebene umfassender Kulturen und Ideologien, deren Einfluß tatsächlich in jedem Winkel des Alltagslebens gespürt werden kann.“³⁷⁵ Zwischen Macht und Herrschaft besteht nun eine zweite Dualität: Die „Machtausübung auf Interaktionsebene bedeutet gleichzeitig Reproduktion der Herrschaftsordnung auf der Strukturebene“³⁷⁶.

Kritik: Macht basiert für Giddens auf materiellen und personalen Ressourcen. Sie geht vom Handeln der Akteure aus, wirkt aber gleichzeitig auf die normativen, semantischen und materiellen Strukturen, verändert also die Institutionen des Zeichenhaften genauso wie die Ressourcenverteilung. Damit reproduziert und verändert sie Herrschaft. Die Details bleiben hier aber im Unklaren. Wie wird Macht ausgeübt, wie wirkt sie auf den anderen, wie hinterlässt sie Spuren in der Herrschaftsordnung?

8.1.3 Herrschaft und Macht im politisch-administrativen System

Im Rahmen seiner normativen Demokratietheorie teilt Habermas den politischen Bereich in zwei Sphären: Das zentrale politisch-administrative System dient der Rechtsanwendung und -durchsetzung, dabei dominiert eine strategische, instrumentelle Logik, die Strukturen sind vermachtet, Integration erfolgt über Machtmechanismen.³⁷⁷ In der Lebenswelt hingegen können die Bürger einen macht- und herrschaftsfreien kommunikativen Diskurs³⁷⁸ führen, sich rational, also durch den „zwanglose(n) Zwang des besseren Arguments“³⁷⁹ auf die Geltung des Wahren und Richtigen verständigen.

In Habermas' deliberativer Demokratie wird nun „Volkssouveränität prozeduralisiert“³⁸⁰: Die öffentliche, diskursive Meinungs- und Willensbildung wird so reguliert, dass die Ergebnisse der Vermutung praktischer Vernunft entsprechen.³⁸¹ Das Bindeglied zwischen beiden Sphären ist dabei die „kritische Publizität“³⁸²: Durch diesen Mechanismus sollen die zivilgesellschaftlichen, vernünftigen Geltungsansprüche in das politisch-administrative System (PAS) diffundieren und die Kontrolle der politischen Herrschaft wahrnehmen.³⁸³ Nur mittels dieser Rückbindung des PAS an die zivilgesellschaftlichen Meinungs- und Willensbildungsprozesse ist Habermas zufolge demokratische Legitimität denkbar.³⁸⁴

Kritik: Die feinsäuberliche Trennung des Kommunizierens in eine zivilgesellschaftliche, macht- und herrschaftsfreie Sphäre und die vermachtete Herrschaftssphäre des PAS mutet

³⁷³ Giddens 1986, S. 66.

³⁷⁴ Vgl. Iványi 1999.

³⁷⁵ Giddens 1984, S. 138.

³⁷⁶ Iványi 1999, S. 147-167.

³⁷⁷ Vgl. Habermas 1981, II, S. 455 ff.

³⁷⁸ Vgl. Habermas 1984, S. 130.

³⁷⁹ Habermas 1984, S. 137.

³⁸⁰ Habermas 2001, 628 f.

³⁸¹ Vgl. Bermbach 1995.

³⁸² Habermas 2009, S. 357.

³⁸³ Vgl. Habermas 1962, S. 274.

³⁸⁴ Vgl. Habermas 1995, S. 275.

allzu schematisch und praxisfremd an. Denn Kommunizieren ist vom Anspruch her persuasiv angelegt, es findet sich damit immer in einem Gefüge aus Machtrelationen wieder, sei es in Politik oder in Lebenswelt. Doch Praxisferne darf man dem erklärten Utopisten Habermas ja nicht vorwerfen. Auch in der Konzeption Habermas' bleibt letztlich unklar, was Macht und Herrschaft eigentlich ausmacht, worauf sie gründen und was sie bewirken.

8.1.4 Macht durch interpretative Hegemonie und Subversion

Die **Cultural Studies** setzen sich explizit mit zeichenhafter Macht auseinander, diese wird verpackt in Hegemonie und Subversion. In Anlehnung an den Neomarxismus Gramscis³⁸⁵ beschreibt Hegemonie für Hall die Fähigkeit, „Konsens und Zustimmung bezüglich der Grenzen legitimer Denkweisen und formulierbarer Bedeutungen herzustellen“³⁸⁶. Hegemonie wird dabei von Gruppen ausgeübt, die definitionsmächtig und ressourcenstark sind, etwa Männer, Heterosexuelle, Einheimische. Gleichzeitig ist Hegemonie immer umkämpft, sie wird von subversiven Kräften unterminiert. Somit sind auch die semantisch unterdrückten, ressourcenarmen Gruppen, etwa die Frauen, Homosexuellen oder Migranten, potenziell mächtig, ihre oppositionellen Lesarten durchzusetzen.³⁸⁷ Konventionelle Politik sieht Hall dabei als eine Modalität des „Spiels der Macht“³⁸⁸, eine „spezifische institutionelle Verdichtung sozialer Machtpraxen“³⁸⁹.

Kritik: Macht ist für die Cultural Studies die Fähigkeit, Interpretationen zu fixieren, den legitimen, normalen Zeichengebrauch zu bestimmen. Die ursprüngliche Polysemie des Zeichenhaften wird durch hegemoniale Bestrebungen auf eine dominante Lesart, die im Interesse der Mächtigen liegt, reduziert. Gleichzeitig erkennen die Cultural Studies das subversive Potenzial der unterdrückten Gruppen an. Macht ist hier in erster Linie ein soziales Phänomen, sie ist an das Gruppeninteresse gebunden.

8.1.5 Macht durch Verteilung von Kapital, Herrschaft durch symbolische Legitimität

Für **Bourdieu** sind soziale Machtpositionen umkämpft.³⁹⁰ Der Einsatz in diesen Kämpfen heißt Kapital. Die objektive Machtverteilung spiegelt schließlich die Verteilung von ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital in einem Feld.³⁹¹ Subjektiv werden Machtverhältnisse über Kapitalformen im Habitus der Akteure inkorporiert.³⁹² Zudem erkennt Bourdieu eine symbolische Facette der Macht, diese legitimiert den Status quo im Feld: Symbolisch nennt der Autor damit „eine (ökonomische, politische, kulturelle oder sonstige) Macht, die in der Lage ist, sich Anerkennung zu verschaffen; das heißt, die in ihrer Wahrheit als Macht, als willkürliche Gewalt verkannt werden kann“³⁹³.

³⁸⁵ Gramsci liefert eine „marxistische Auslegung der Hegemonie als die Dominanz einer bestimmten kulturellen oder ideologischen Auffassung in einer Gesellschaft, die nicht durch Zwang, sondern durch das ‚Einverständnis‘ ihrer, durch die Intellektuellen der ‚zivilen‘ Gesellschaft bereits überzeugten Mitglieder herrscht“ (Ghosh-Schellhorn 2005, S. 62 f.).

³⁸⁶ Marchart 2008, Hall 1979, S. 346.

³⁸⁷ Vgl. Grossberg 2006.

³⁸⁸ Marchart 2008, Hall 1988, S. 3.

³⁸⁹ Marchart 2008, Hall 1988, S. 3.

³⁹⁰ Vgl. Bourdieu, Schwibs 1985, S. 74.

³⁹¹ Vgl. Bourdieu, Schwibs 1985, S. 10.

³⁹² Vgl. Bourdieu, Seib 1987, S. 113.

³⁹³ Bourdieu 1989, 42.

Kritik: Für Bourdieu sind Macht und Kapital das heftig umkämpfte Ziel der Spieler im sozialen Feld. Macht ist dabei an die Kapitalverteilung gebunden, sie durchfließt so die objektive Struktur des Feldes und den Habitus der Spieler. Sie konserviert zudem Macht- und Herrschaftspositionen durch symbolisches Anerkennen und Verkennen. Legitimität ist damit immer verbunden mit Manipulation durch Herrschende. Dennoch lässt Bourdieu auch Raum für die Subversion von Macht- und Kapitalverteilung durch neue, mächtige Kämpfer. Insgesamt bleibt aber unklar, was Macht eigentlich vom Kapital unterscheidet, wie sie konkret wirkt, wie sie mit dem Habitus zusammenspielt. Eine befriedende, ermöglichende Facette von Macht und Herrschaft zieht Bourdieu nicht in Erwägung.

8.1.6 Restriktive und produktive Macht der Diskurse

Foucault beschäftigt sich in seiner genealogischen Phase mit den äußeren Entstehungsbedingungen des Diskurses und der Dispositive³⁹⁴, dabei spielt Macht eine zentrale Rolle. Sie ist dabei einerseits „Gesamteffekt“³⁹⁵ der personellen Kräfteverhältnisse, andererseits ist sie „nicht so sehr etwas, was jemand besitzt, sondern vielmehr etwas, was sich entfaltet“³⁹⁶. Macht ist dabei für Foucault ein gleichermaßen restriktiver und ermächtigender, produktiver Mechanismus, wobei das eine das andere bedingt³⁹⁷: „Eher ist wohl anzunehmen, daß die Macht Wissen hervorbringt (und nicht bloß fördert, anwendet, ausnutzt); daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert.“³⁹⁸ Durch den Ausschluss des alternativ Sagbaren bringt der Diskurs Ereignisse, Äußerungen, Kategorisierungen, Selbsttechniken, Wirklichkeitsinterpretationen nämlich erst hervor.³⁹⁹ Am Beispiel von Sexualität oder Strafvollzug⁴⁰⁰ zeigt Foucault, wie diskursive Ausschließungen und Produktionen das Normale vom Anormalen scheiden, wie sie „Normativitätstypen und Subjektivitätsformen“⁴⁰¹ begründen und wie aus äußerem Zwang innere Selbstdisziplinierung wird.⁴⁰² Ein besonderer diskursiver Macht- und Herrschaftsmechanismus ist dabei die „Gouvernementalität“.⁴⁰³ Gesellschaftliche Regierung erfolgt demnach nicht nur von oben, seitens der Herrscher, sondern sie ist gleichzeitig Technik der Selbstformung des Subjekts. Die Subjekte passen sich Foucault zufolge also an legitime Subjekt- und Lebensformen an, bilden eine Mentalité aus, regieren sich damit selbst.⁴⁰⁴ Jedenfalls wird die Herrschaft des Diskurses durch seine machtvollen Mechanismen begründet, er ist übergeordnet, die Subjekte sind untergeordnet. Parallel erzeugt diskursive Macht aber auch subversiven Widerstand und Kampf.⁴⁰⁵

Kritik: Foucault situiert die Macht primär im Diskurs, sie durchwirkt die zeichenhaften Prozesse, daneben ist sie personale, strategische Größe. Macht ist das zentrale Funktionsprinzip des Diskurses: Sie stellt Sagbarkeit durch kontingenten Ausschluss von Alternativen her. Sie ist produktiv, weil sie restriktiv ist. Um das normale Wissen, das normale Sagbare vom Anderen abzugrenzen, bedienen sich die Diskurse zahlreicher machtvoller Strategien: Einige

³⁹⁴ Vgl. Foucault 1978, S. 119 f.

³⁹⁵ Foucault 1977, S. 114-15.

³⁹⁶ Foucault 1976, S. 38.

³⁹⁷ Vgl. Foucault 2006, S. 106.

³⁹⁸ Foucault, Seitter 1976, S. 39.

³⁹⁹ Vgl. Foucault et al. 2010, S. 16.

⁴⁰⁰ Vgl. Foucault 2010, Foucault 2006, Foucault 1976.

⁴⁰¹ Foucault et al. 2008, S. 19.

⁴⁰² Vgl. Foucault, Seitter 1976, S. 38.

⁴⁰³ Foucault 2004.

⁴⁰⁴ Vgl. Lavagno 2006.

⁴⁰⁵ Vgl. Foucault 1977, S. 117 f.

sind körperlich zwanghaft, wie die peinliche Strafe für ein Vergehen gegen die diskursive Normalitätserwartung; andere sind subtiler, wirken durch Internalisierung bestimmter Formen von Normativität oder Subjektivität. Die Subjekte unterliegen dieser diskursiven Macht, lassen sich von ihr äußerlich und innerlich regieren. Ihr Denken, ihr Tun wird davon begrenzt und somit hervorgebracht.

8.2 Darlegung: Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch

Die Entwürfe der Literatur legen nahe, dass Macht und Herrschaft eng mit dem Zeichengebrauch zusammenhängen. Die Integration beider Komponenten in das Patchwork-Modell eröffnet die Chance, Interpretieren und Kommunizieren mit ‚harten‘ politikwissenschaftlichen Kategorien zu verbinden und den Zeichengebrauch auf ‚realistische‘ Beine zu stellen. Aus den vielfältigen Denkweisen über Macht und Herrschaft möchte ich zwei Varianten in unser Modell des Zeichenhaften integrieren: einerseits die personale Macht und Herrschaft derer, die Zeichen kommunikativ gebrauchen, andererseits die Macht und Herrschaft, die die Institutionen des Zeichenhaften durchwirken.

8.2.1 Macht und Herrschaft von Akteuren

Die kommunikative Macht eines personalen oder komplexen Akteurs lässt sich mit Weber als Chance bezeichnen, seine kommunikative Geltungsabsicht gegenüber auch widerständigen anderen Menschen durchzusetzen. Die kommunikative personale Macht des Emittenten können wir dabei als Chance bezeichnen, den Rezipienten durch Äußerung eines Signifikanten zum Verstehen eines bestimmten Sinns und zur Verständigung auf dessen Geltung zu veranlassen. Die kommunikative Macht des Emittenten bewirkt so, dass der Rezipient seine Signifikate und Prozessierungsregeln und damit sein Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln gemäß der Absicht des Emittenten verändert. Verändern heißt dabei nicht unbedingt anders werden, es könnte sich auch um eine Verstärkung des Bestehenden, etwa eine bessere Erinnerbarkeit eines Signifikats handeln. Der Emittent könnte durch kommunikative Machtausübung zum Beispiel durchsetzen, dass die bayerischen Wähler Horst Seehofer und die CSU in der Mehrheit für so sympathisch und kompetent halten, dass sie bei der Landtagswahl 2013 für diese Partei stimmen. Kommunikative Macht ermöglicht also dem Emittenten, sozial gerichtete Intentionen durch Äußerung von Signifikanten umzusetzen. Macht ist eine persuasive Kraft, sie ist Chance auf Persuasion.

Der Rezipient wiederum ist mächtig im kommunikativen Widerstand. Also, wenn er angesichts eines an ihn gerichteten Signifikanten seine eigenen Intentionen umsetzt, was das Verstehen von Sinn und die Akzeptanz bzw. Ablehnung von Geltung angeht. Als bayerischer Wähler ignoriert er vielleicht die CSU-Wahlplakate oder er interpretiert sie als ‚nett aufgemacht‘, wählt aber trotzdem seelenruhig die SPD. Die Macht des Rezipienten ist die widerständige Freiheit in der Interpretation von Sinn und dem Umgang mit Geltungsansprüchen.

Wie weit reicht nun die personale kommunikative Macht? Zunächst ist nicht alle personale Macht kommunikativ. Denn der Einsatz physischer Stärke kann andere zu einem bestimmten Verhalten zwingen. Wie wir im Kapitel zu Freiheit und Determinierung im Zeichengebrauch herausgearbeitet haben, lässt kommunikative Einflussnahme dem Menschen tendenziell einen gewissen Freiheitsspielraum, was das Verstehen und die Verständigung auf Geltungsansprüche angeht. Das Humane am Kommunizieren liegt somit wohl erstens darin, dass man dem anderen Rationalität attestiert. Man geht davon aus, dass der Rezipient sein Gehirn benutzen kann, sich von guten Gründen affizieren lässt, Vernunft und Urteilskraft besitzt.

Zweitens bekundet der Emittent so Respekt vor dem freien Willen des Rezipienten, er überlässt ihm die freie Entscheidung über die Folgen des Kommunizierens. Der Emittent vertraut weiter auf zentrale Errungenschaften des menschlichen Zusammenlebens, etwa die rationale Argumentation, das gegenseitige Vertrauen, die moralischen Grundregeln, die Evidenz des Zeichenhaften etc.

Allerdings ist auch Kommunizieren fähig zur Ausübung von Gewalt und Zwang, etwa in manipulativen Sekten oder Diktaturen. Wenn Goebbels nach jahrelanger Persuasion überzeugte Nationalsozialisation im Berliner Sportpalast auffordert: „Wollt ihr den totalen Krieg“, kann sich der Einzelne dieser Gruppendynamik kaum mehr entziehen. Wo man sich im physikalischen Kräfteressen also durch physische Stärke behaupten kann, zählt im kommunikativen Bereich die subversive, widerständige Gegenmacht. Die jeweiligen Freiheitsspielräume hängen damit davon ab, was dem Einzelnen besser liegt. Ein Kraftprotz ist vielleicht mit dem Versuch physikalischer Zwangseinwirkung besser bedient als mit der kommunikativen Manipulation. Wir können also unterscheiden zwischen der freiwilligen, rationalen Aufgabe von ursprünglichen Intentionen, z. B. weil der andere die besseren Argumente auf seiner Seite hat oder zu Machtausübung berechtigt ist, und der unfreiwilligen Überbordwerfen von ursprünglichen Intentionen aufgrund manipulativer Zwangsmacht. Kommunizieren ist also nicht immer die feine Art des Interagierens.

In jeder kommunikativen Situation ergibt sich ein kommunikatives, soziales Machtgefüge. Macht ist keine absolute Größe, sie bemisst sich relativ. Sie setzt die persuasive Macht des Emittenten in Bezug zur widerständigen Macht des Rezipienten. In der Praxis sind dabei je nach Themenfeld, Persönlichkeit, politischem System alle Kombinationen vorstellbar: Vielleicht ist der Emittent eine totalitäre Supermacht, er dominiert die Interpretation von Sinn und die Akzeptanz von Geltung durch die Bürger weitgehend. Vielleicht steht der unternehmerische Emittent in der freien Marktwirtschaft dem Widerwillen des Rezipienten, seine Produkte zu erwerben, völlig machtlos gegenüber. Vielleicht läuft die Macht des Emittenten auch ins Leere, weil der Rezipient sowieso akzeptanzwillig ist, das Produkt sowieso erworben hätte. Der Emittent kommt jedenfalls immer in den Genuss des Machtvorteils des kommunikativen ‚First Movers‘.

Was bestimmt nun das Machtgefüge? Zuerst einmal sind es die relativen Ressourcen, die Emittent und Rezipient in den Zeichengebrauch einbringen, sowie ihre relativen zeichenbezogenen Fähigkeiten, darunter insbesondere die persuasiven und widerstandsbezogenen Strategien. Diese entfalten Machtwirkung über ihre interpretative Evaluierung in der Planung des Zeichengebrauchs sowie in ihrem Einsatz im konkreten kommunikativen Akt. Dabei müssen die Fähigkeiten und Ressourcen effektiv gebraucht werden: Die Ausbildung an der Kunsthochschule trägt nur Früchte, wenn sie zur Gestaltung eines politischen Plakats genutzt wird. Die Spende in Höhe von einer Million Euro befördert die Wahlchancen der CSU nur, wenn sie ins Budget eingestellt und zur Schaltung von Werbeanzeigen verwendet wird. Weiter ist die wechselseitige Interpretation der Machtkonstellation ausschlaggebend. Emittent und Rezipient beurteilen sich hier gegenseitig als mächtig oder ohnmächtig, wozu sie wiederum eine Interpretation von ihren jeweiligen Ressourcen und Fähigkeiten vornehmen. Je mächtiger also der andere scheint, desto wahrscheinlicher ist die Chance, dass er tatsächlich kommunikative Macht ausübt. Doch die Interpretation eines Akteurs als mächtig kann auch Widerstand hervorrufen: Der Medienkonzern Google löst als machtvoll perzipierter Player vermehrt Reaktanz bezüglich kommunikativer Botschaften aus. Diese wechselseitige Interpretation muss aber nicht mit der faktischen empirischen Verteilung oder dem kon-

kreten Einsatz von Ressourcen und Kompetenzen einhergehen. David wird durch Fehleinschätzung zum Goliath.

Dadurch, dass das Machtgefüge wechselseitig interpretiert wird, lässt sich Macht durch kommunikative Darstellung performativ herstellen. Wer seine Fähigkeiten, seine Ressourcen geschickt ausspielt, wird vom Gegenüber als dominant interpretiert und somit als relativ mächtig erachtet. Wer als Einziger mit Chauffeur und Limousine anreist, gilt als sozial und ökonomisch mächtig. Die vermeintlich unpolitische Inszenierung von zeichenbezogenen Ressourcen und Fähigkeiten wird so zur Politics-Maßnahme, die der politischen Regulierung von Machtverhältnissen dient. Macht entsteht also auch durch Performanz von Macht, sie vergeht durch Unsichtbarkeit. Dennoch ist Macht keine rein kommunikative Größe, denn über Ressourcen und Fähigkeiten wirken Faktoren auf sie ein, die wiederum auf viable Interpretationen natürlicher und sozialer Umwelt angewiesen sind. Hochstapelei fliegt auf.

Die persuasive Macht steht immer in Relation zur Distanz der Intentionen der Akteure. Je weiter die Sinnpotenziale und Geltungsabsichten von Emittent und Rezipient auseinanderliegen, desto mehr Macht ist erforderlich, um kommunikativ zu reüssieren.

Kommunikative personale Macht ist aufgrund ihrer Relativität und ihrer Gestaltungspotenziale umkämpft, sie wirkt aber auch befriedend, wenn Konflikte durch freiwillige Machtakzeptanz gelöst werden.

Personale oder komplexe Akteure üben **kommunikative Herrschaft** aus, wenn ihnen eine dauerhafte Überordnung zukommt, also wenn sie über einen längeren Zeitraum hinweg persuasiven Einfluss auf untergeordnete Rezipienten ausüben können. Dabei kann Herrschaft auf dem konkreten Einsatz kommunikativer Ressourcen und Kompetenzen beruhen oder in den Interpretationen der kommunikativ Herrschenden und Beherrschten ein Eigenleben führen, das empirische Persuasionskraft nicht konkret nachweist oder nachweisen muss.

Legitime Herrschaft heißt, dass Rezipienten freiwillig ihre konträren kommunikativen Intentionen aufgeben, weil sie die institutionalisierte Macht des Herrschers anerkennen. In der Adaption von Webers Typologie können wir folgende Gründe für die Legitimität von Herrschaft vorbringen: Im rational-legalen Fall ist der kommunikative Herrscher durch eine besondere Rechtsposition zur Herrschaft befugt, etwa weil er ein Amt oder Mandat innehat; er verfügt also über sozialstrukturelle und rechtliche Ressourcen. Die traditionale Begründung legitimiert das kommunikative Herrschen durch die Tradition. Es war quasi schon immer so, dass dieser Kommunizierende oder seine Familie, etwa das britische Königshaus, kommunikative Vorrechte besaßen. Hier basiert Herrschaft einerseits auf sozialstrukturellen Ressourcen, andererseits auf gruppenweit verbreiteten Interpretationen der Historie. Die charismatische Herrschaft findet ihre Legitimation schließlich in der Persönlichkeit, im Charisma des kommunikativen Herrschers. Sie beruht damit ebenfalls auf sozialen Ressourcen, konkret dem Renommee, der Prominenz bzw. der Interpretation dieser Ressourcen als legitime Gründe von Herrschaft. Insbesondere diese Variante ist von Grund auf performativ ausgelegt. Sie setzt das kommunikative Inszenieren von herausragenden Talenten, etwa Heldentaten, magischen, gottähnlichen Kräften voraus. Kommunizieren begründet die Legitimität der charismatischen Herrschaftsbeziehung erst.

8.2.2 Selektive und produktive Macht und Herrschaft des Zeichenhaften

Eine zweite Form von Macht und Herrschaft ist dem Zeichenhaften selbst immanent. Sie wird nicht von einem personalen Akteur ausgeübt, sondern vom Zeichenhaften selbst. Somit

ist diese Macht in den Gehirnen der Menschen situiert: Sie durchwirkt das semantische Potenzial und die Prozessierungsregeln, die die Menschen aufgrund angeborener Mechanismen, biographischer Erfahrung oder gruppenbezogener Institutionen gebrauchen. Daneben manifestieren sich Macht und Herrschaft des Zeichenhaften in geäußerten Signifikanten, so werden sie sinnlich wahrnehmbar. Die Macht des Zeichenhaften wirkt auf das Denken, auf das Interpretieren und Kommunizieren. Sie entfaltet sich in der Vorselektion, im Ausschluss von Alternativen und in der Nahelegung bestimmter Interpretationen, Geltungsansprüche und Absichten. So erhöht sie die Chance des einen Zeichengebrauchs und senkt die Chance aller anderen.

Wie dominant Macht des Zeichenhaften im Zeichengebrauch operiert, hängt ganz vom Zeichenhaften ab. Im Fall der wenigen angeborenen Komponenten wirkt sie zwingend, im Fall der Institutionen des Zeichenhaften oder der individuellen biographischen Erfahrungen kann sie offen postulieren, gewohnheitsmäßig nahelegen oder locker suggerieren, sie kann eine, mehrere oder plurale Optionen erlauben. Ist diese Machtwirkung permanent, bestimmt das Zeichenhafte also auf Dauer den Zeichengebrauch des untergeordneten Subjekts, können wir von der **Herrschaft des Zeichenhaften** sprechen. Dies ist insbesondere bei den Institutionen des Zeichengebrauchs der Fall, die erstens Dauerhaftigkeit und zweites auch die mehr oder weniger strikte Verpflichtung des Zeichennutzers implizieren. Die Macht bzw. Herrschaft der Institutionen des Zeichenhaften beruht auf stringenten Sozialisationsprozessen. Wenn bei allen Zeichennutzern nur noch eine Interpretation, eine Absicht vertretbar scheint, können wir in Anlehnung an die Cultural Studies von der Hegemonie eines Zeichengebrauchs sprechen. Auch dies können wir als Gewalt bezeichnen, denn die Macht des Zeichenhaften lässt dann, wie der physische Zwang, keinen Freiheitsspielraum übrig, ohne sich um die Intentionen der Akteure zu kümmern. Subversion im Zeichengebrauch macht sich daran, diese institutionelle Hegemonie zu brechen. Subversiver, kreativer Zeichengebrauch bietet der Macht des Zeichenhaften die Stirn. Er ignoriert ihre Ausschlüsse und Einschlüsse, ihre Normalitätserwartungen, ihre Rationalitätsmaßstäbe, ihre Rechte, Pflichten und Sanktionen. Subversion und Kreativität sind aber wiederum Ausfluss personaler Macht.

Die Macht und Herrschaft des Zeichenhaften beschränkt also einerseits – als tendenziell determinierende Kraft – die Freiheit des menschlichen Denkens, Fühlens, Verhaltens und Handelns. Andererseits ermöglicht diese restriktive Begrenzung den Zeichengebrauch erst, der angesichts der sonstigen Fülle der Optionen und Alternativen hoffnungslos überfordert wäre, kein Ergebnis produzieren könnte. Macht macht Zeichengebrauch mental machbar, vermeidet die Wissensflut des ‚Anything goes‘, entlastet das Gehirn. Die restringierende Macht und Herrschaft des Zeichenhaften bereiten durch die Einschränkung der Wahlmöglichkeit auch den Boden für Verstehen und Verständigung.

Die Macht und Herrschaft des Zeichenhaften existieren dabei nicht irgendwo ‚dort draußen‘, sie liegen nicht im Wesen der Zeichen. Sondern sie sind als Ergebnis des So-Seins des Interpretierens und Kommunizierens im historischen Verlauf entstanden. Sie haben sich im Pfad des Zeichengebrauchs entwickelt, der nachhaltige Wirkungen auf materielle Formen, Kontexte, Signifikate und Prozessierungsregeln hatte. Doch entstehen derartige machtvollen Zeichen aber nur selten rein zufällig, sie bürgern sich ja erst auf Basis von personalen Machtverhältnissen und kommunikativen Akten ein, die ihre persuasive Kraft aus den Kompetenz- und Ressourcenverhältnissen beziehen. Das Tragen eines Kopftuchs oder eines Gesichtsschleiers im Islam wäre – so verstanden – eine machtvolle, vielleicht gar hegemoniale Institution des Zeichengebrauchs in bestimmten Gruppen islamischer Religionsangehöriger. Das Zeichen übt durch Institutionalisierung mehr oder weniger intensive Macht auf die

Interpretationen muslimischer Frauen und Männer aus. Im fundamentalistischen Iran besteht beispielsweise Verschleierungszwang unter Androhung von Sanktionen, in der gemäßigten Türkei ist das Kopftuch Teil des selbstverständlichen Brauchtums. Eine Muslima interpretiert dabei vielleicht gar nicht alle Tage, dass es sich um ein religiöses oder gar unterdrückendes Kleidungsstück handelt, sondern sie zieht es einfach über, weil sie es intuitiv für richtig hält, wie wir Europäerinnen eine Hose. Die Macht des Zeichenhaften selbst ist nicht intentional, es geht nicht um Entscheidungsstärke, es geht nicht um Durchsetzung. Diese Macht wirkt schlicht und einfach. Es braucht somit weder einen islamischen noch einen christlichen Unterdrücker, der die Frauen zum Tragen von Kopftuch oder Hose nötigt (außer vielleicht jenen, die sich zu Garanten der zeichenhaften Institutionen berufen fühlen). Diese vordergründige Kontingenz darf aber nicht den Blick darauf trüben, wie der Brauch, die Norm der Gesichtverschleierung zustande kam. In der Institution des Kopftuchtragens spiegelt sich also durchaus die historische Schwäche der Frau gegenüber dem Mann im Islam, genauso wie die religiöse Überzeugung, dass es unverschämt wäre, Gott unbedeckten Kopfes gegenüberzutreten, und die praktische Erwägung, dass in Wüstenregionen der Kopf idealerweise gegen Sonne und Wind geschützt ist. Wer die Legitimität der Macht des Zeichenhaften ethisch beurteilen will, muss also immer die produktiven Leistungen dieser Macht ihrer Quelle, ihrer Art und dem Ausmaß ihrer Restriktionen gegenüberstellen.⁴⁰⁶

Jeder neue Gebrauch des machtvollen Zeichenhaften trägt zum tieferen Einschleifen der Institutionen und ihrer Macht bei. Jede kreative Subversion schmälert die Selbstverständlichkeit, Gewohnheit, Normativität dieser Institution. Doch tut sich der, der gegen eine bestimmte Macht des Zeichenhaften anrennen will, aufgrund der Pfadabhängigkeit und der Institutionalisierung des Zeichengebrauchs schwer: Er muss es mit den Garanten dieser zeichenhaften Macht aufnehmen und mit allen, die diese Institution gebrauchen. Wer selbst nicht der Macht des Zeichenhaften unterliegt, das Zeichenhafte gar nicht versteht, sollte meiner persönlichen Meinung nach nicht als Moralapostel auftreten, sondern als respektvoller Ethnologe. Schließlich lässt sich diese Macht nicht einem personalen Kommunizierenden zuordnen, sie ist durch das Zutun vieler, insbesondere mächtiger, ressourcenstarker und kompetenter Menschen und auch durch Zufall über die historischen Zeiträume entstanden. Sie sind so legitim oder illegitim, wie Kultur sein kann. Sie ist legitimiert durch Tradition, Konvention, Logik, Normalität, Common Sense und Gewohnheit, vielleicht sogar rechtlich institutionalisiert und übt damit eine Art legale Herrschaft aus.

Die Macht bzw. Herrschaft des Zeichenhaften und personale Handlungsmacht im Zeichengebrauch greifen ineinander: Je hegemonialer die Interpretation eines Zeichenkomplexes, desto geringer die erforderliche personale Macht oder Herrschaft, um entsprechende Geltungsabsichten durchzusetzen. Je absurder, kreativer, abseitiger eine Interpretation, desto höher die erforderliche Macht und Herrschaft, um entsprechende Intentionen durchzusetzen. Da Macht, Herrschaft, Ressourcen, gar Gewalt den Zeichengebrauch durchwirken, halte ich es übrigens nicht für angemessen, vom kommunikativen Spiel zu sprechen. Zeichengebrauch ist bisweilen bitterer Ernst.

⁴⁰⁶ Vgl. Kapitel IV.2.6 „Kulturelle Herrschaft“.

8.3 Empirisches Schlaglicht: Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch des BKM

Das Kommunizieren des BKM ist folglich ebenfalls von Macht und Herrschaft durchwirkt.

8.3.1 Korporative Macht des BKM

Der BKM ist selbst ein machtvoller Akteur, wenn wir seine zeichenbezogenen Fähigkeiten, seine Ressourcen und Rechte, die wir in den Kapiteln III.5 und III.6 herausgearbeitet haben, als Anhaltspunkt heranziehen. Die Korporation bzw. der Amtsträger verfügen über wertvolle rechtliche, personelle, ökonomische und soziale Ressourcen, die sie im Zeichengebrauch einsetzen können. Dem BKM werden durch rechtliche Normen Kompetenzen in der Formulierung des bundeskulturpolitischen Rechts sowie in der Finanzierung kultureller Einrichtungen eingeräumt. Amtsträger und Personal verfügen über zeichenbezogene Expertise, etwa mit Blick auf Regierungskommunikation oder kulturpolitische Interpretationen.

Der BKM kommuniziert in vielfältigsten Machtgefügen: Ob der BKM mächtiger oder weniger mächtiger ist als die Rezipienten, hängt dabei von der relativen Verfügbarkeit von Ressourcen und Fähigkeiten, ihrem effektiven und persuasiven Einsatz sowie von der Distanz der semantischen Potenziale und Geltungsabsichten der beteiligten Akteure ab. Den Fähigkeiten und Ressourcen nach zu urteilen ist der BKM sicherlich im Zeichengebrauch mächtiger als der Durchschnittsbürger, der einzelne Theaterchef oder Verbandsvertreter; hier sollte er adäquate kommunikative Intentionen im Grunde durchsetzen können. Er ist allerdings weniger mächtig als der Bundeskanzler, die Bundesminister und wohl auch als die Kultusministerkonferenz; hier wird er sich vermutlich eher deren Absichten fügen müssen. Da ich keine empirischen Daten zur Rezeption des Kommunizierens erhoben habe, können wir empirische Machtverhältnisse bzw. deren Perzeptionen und Wirkungen nicht im Einzelnen nachvollziehen. Die persuasiven Strategien des BKM werden wir im gleichnamigen Kapitel⁴⁰⁷ gesondert behandeln.

Auf Basis rechtlicher Institutionalisierung kommt dem BKM im bundeskulturpolitischen Bereich eine kommunikative Herrschaftsposition zu. Er kann so theoretisch auf Dauer seiner Amtszeit persuasive Macht auch gegen das Widerstreben der Politik, der Bürger oder der Kulturbranche ausüben. Auf eine lange Tradition, die wiederum das kulturpolitische Engagement der Länder legitimiert, kann der BKM nicht zurückblicken. Aber die diversen öffentlichen Auftritte des Amtsträgers Prof. Nida-Rümelin scheinen durchaus geeignet, ein kulturpolitisch-philosophisches Charisma, eine gewisse Prominenz oder Reputation zu generieren. Durch die Darstellung dieser sozialen Ressourcen wird Macht performativ ausgespielt und damit hergestellt. Schauen wir uns an einem konkreten Beispiel an, wie sich Machtverhältnisse ins Kommunizieren einschreiben und kommunikativ generieren lassen.

Exemplarische Analyse von Machtrelationen am Beispiel einer kulturpolitischen Veranstaltung in der Skylobby des Bundeskanzleramts

Als exemplarischen Signifikantenkomplex greife ich aus der Reihe der Kulturveranstaltungen, die in der Amtszeit des BKM in der Skylobby des Berliner Bundeskanzleramts stattfanden, eine Lesung heraus. Der Event lässt sich wie folgt rekonstruieren⁴⁰⁸:

⁴⁰⁷ Vgl. Kapitel III.13.3.3 „Persuasive Strategien in der operativen Umsetzung“.

⁴⁰⁸ Basis sind diverse Zeitungsartikel und Fotos aus dem Archiv der SPD Bundeszentrale Berlin.

Ende September 2001 lädt die Bundesregierung in die Skylobby ein, ein kleines, elegantes Amphitheater mit Podium, das sich auf der siebten Etage des Bundeskanzleramts befindet. Geladen sind rund 150 renommierte Vertreter der Kulturszene sowie Politiker mit kulturpolitischem Interesse, darunter Günter Gaus, Volker Schlöndorff, Mario Adorf, Moritz Rinke, Gesine Schwan, Katharina Rutschky, Michael Ballhaus, F. C. Delius, Heinz Berggruen. Sie sitzen während des Vortrags auf Kissen in den Ringen des Amphitheaters. Einige wenige Fotografen und Feuilletonjournalisten wurden zugelassen, Fernsehteams sind ausdrücklich nicht erwünscht. Als Protagonisten treten Literaturnobelpreisträger Günter Grass, die Schriftstellerinnen Christa Wolf und Sevgi Özdamar auf. Die Rolle des Gastgebers und Hausherrn übernimmt Bundeskanzler Schröder höchstpersönlich. Der Amtsträger Prof. Nida-Rümelin unterstützt ihn dabei, er wird von seiner Ehefrau begleitet.

Das Programm beginnt mit einer literarischen Lesung: Günter Grass trägt aus seinem Gedichtband „Novemberland“ vor, Christa Wolf rezitiert das Tagesprotokoll des 27.9.2001, Sevgi Özdamar liest aus ihrem autobiographischen Roman „Die Brücke vom goldenen Horn“. Anschließend findet ein Stehempfang statt. Es gibt Würstchen und Kartoffelsalat an Stehtischen. Gerhard Schröder spielt die Rolle des Gastgebers formvollendet: Er begrüßt die Gäste, dankt den Literaten für ihren Vortrag, überreicht Blumen an die beiden Schriftstellerinnen, Wein an Grass. Beim Stehempfang schenkt er Gästen Wasser nach, trägt Weingläser hinterher. Amtsträger Nida-Rümelin ist während der Veranstaltung präsent, er übernimmt allerdings, soweit auf Basis der empirischen Quellen erkennbar, keinen offiziellen Part.

Wie können wir diesen Zeichengebrauch nun aus einer personalen Machtperspektive interpretieren? Ein Machtgefüge interpretiere ich erstens zwischen denen, die geladen sind, und denen, die leider draußen bleiben müssen. Basis dieser Machtrelation sind die sozialen und räumlichen Ressourcen: Prominente, renommierte, vernetzte, rechtlich und sozialstrukturell einflussreiche Personen der Kulturbranche und der Bundespolitik zähle ich zum machtvollen Inner Circle. Die anderen, die Bürger, die kleinen Fische der Kulturbranche, die politischen Hinterbänkler und zweitklassigen Journalisten, sind nicht in die schicke Skylobby über den Dächern Berlins geladen und damit meiner Interpretation nach weniger mächtig. Die präsenten Akteure selbst kennen sich dabei gegenseitig an, schätzen sich wert, interpretieren sich selbst als ‚zugehöriger‘, ‚wichtiger‘, ‚renommierter‘, ‚mächtiger‘ als die Nichtgeladenen. Außenstehende begreifen diese Gruppe als mächtig, was die sozialen und räumlichen Ressourcen angeht, und sich selbst im Vergleich als weniger mächtig. Die soziale Macht der sehr Mächtigen färbt dabei interpretativ durchaus auf die weniger Mächtigen ab. Wer den BKM neben dem Bundeskanzler interpretiert, verknüpft aufgrund des gleichen Kontextes beide semantisch, das machtvolle Image färbt ab. Im Umkehrschluss wird parallel die Machtrelation BK-BKM interpretiert, wobei der BKM im Vergleich mit der Macht und den sozialen Ressourcen des Bundeskanzlers wiederum als relativ machtlos eingestuft wird. Dadurch, dass die illustren Gäste miteinander kommunizieren und sich nach außen als exklusive Gruppe darstellen, steigt also ihre perzipierte Macht. Performativ zur Schau gestellte Exklusivität generiert so soziale Macht. Kommunikative Inszenierungen von sozialen Ressourcen und Machtrelationen können soziale Ressourcen und Machtrelationen performativ herstellen. Ein besonderer Machtclou ist in diesem Rahmen der Ausschluss von Fernsehteams. Er suggeriert, dass die Elite, die hier zusammenkommt, gar keine breite Berichterstattung benötigt. Damit wird einerseits der Verdacht widerlegt, dass es sich tatsächlich um eine performative Darstellung und Herstellung von Macht auf Basis sozialer Ressourcen handeln könnte. Und andererseits wird die Exklusivität als Machtfaktor noch einmal verstärkt.

Trotz aller Machtinszenierung gibt es – und das ist, denke ich, üblich für demokratische Systeme – eine gewisse Grenze des dargestellten Gefälles zwischen dem Inner Circle und denen, die die Veranstaltung von außen rezipieren. Sie zeigt sich in den Würstchen mit Kartoffelsalat. Hier wird durch betonte Bodenständigkeit, durch Normalität, fast schon ‚Piefigkeit‘ das Machtgleichgewicht zwischen Innen und Außen wieder hergestellt, gleichzeitig wird die Botschaft der Nähe zwischen der Politik, vor allem Gerhard Schröders, und der Intellektuellenszene konterkariert, der entsprechende Imagetransfer wird abgebremst. Letztlich passt der Kanzler halt doch besser zur Würstchenbude als zu literarischen Höhenflügen.

Ein weiteres, komplexes Machtgefüge zeichnet sich für mich in der Veranstaltung zwischen Künstlern und Politikern ab: Hier treffen hochkarätige Machtpositionen aufeinander, die auf unterschiedlichen Quellen beruhen, auf literarischen Fähigkeiten und sozialstrukturellen, politischen Ressourcen. Die höchst renommierten literarischen Protagonisten demonstrieren ihre Machtposition im Vortrag. Sie sprechen, keiner unterbricht. Durch ihre Einladung ins Kanzleramt und ihren Vortrag stellen sie ihre nationale Bedeutsamkeit als Literaten dar und performativ her. In der Anerkennung durch die Politiker wachsen ihre sozialen Ressourcen. Andererseits drängt sich der Verdacht auf, dass sie vielleicht gar ohnmächtig sind, sich instrumentalisiert lassen von der Politik, ihre künstlerische Freiheit nicht aufrechterhalten können. Missachtet die Bundesregierung etwa die Autonomie der Kunst, versucht sie eine Instrumentalisierung? Handelt es um einen Akt der machtvollen Hofhaltung? Sind die Künstler die modernen Hofnarren, die dem Amüsement ihrer mächtigen Gönner dienen?

Gerhard Schröder bringt als Bundeskanzler und Hausherr eindeutig die höchsten sozialen Ressourcen mit, er ist das Alpha-Tier der Veranstaltung. Das Überraschende ist, dass er seine Machtposition kommunikativ kaum ausagiert: Er spielt mit dieser Macht, bricht sie ironisch. Er gibt sich unterwürfig, trägt allürenfrei Wein- und Wassergläser hinterher. Damit erweist er den überragenden zeichenbezogenen, kreativen Fähigkeiten der Literaten seine Referenz und belegt damit seine Nähe zur intellektuellen Szene. Seine Rolle ist ja nur bemerkens- und berichtenswert in der laufenden Konterkarierung. Gleichzeitig bleibt, gerade in der Aufmerksamkeit für das spielerisch gebrochene Machtgefüge, die politische Hierarchie im körperlichen Signifikanten ‚Gerhard Schröder‘ allzeit präsent. Durch diese spielerische Machtinszenierung steigert er die persuasive Kraft der wohl intendierten Sinngeltung der Veranstaltung: Gerhard Schröder, die Bundesregierung, die SPD wollen hier meines Erachtens ihre Nähe zur Kunstszene, zur Literatur, zu Intellektuellen und Künstlern inszenieren und an den historischen Signifikatskomplex ‚Brandt, Grass, Literatur, SPD, intellektuelles Flair‘ anknüpfen. Der Kanzler und die Künstler treten als interpretativer Anlass in einem Raum gemeinsam auf, so lassen sie sich semantisch verknüpfen. Sie interagieren, schenken sich Gehör, zeigen persönliches Interesse. Brandt-Freund Grass bildet den interpretativen Hebel, an dem sich die Verknüpfung der Brandt-Ära mit der Schröder-Amtszeit andocken lässt. Der intellektuelle, kunstbezogene und traditionelle Anspruch der Veranstaltung wird dabei gestützt vom räumlichen Kontext des klassisch griechisch anmutenden Amphitheaters.

Der BKM ist so in einer komplizierten Rolle. Als Gastgeber spielt er die zweite Geige. Doch in kulturpolitischen Fragen ist er der eigentlich Zuständige, der Ranghöchste im Kreis der Veranstaltung. Was ihm fehlt, ist der offizielle Part. So könnte er seine Machtposition darstellen und ggf. ausbauen. Im Experteninterview beschreibt der Amtsträger die repräsentative Gemengelage auf bundeskulturpolitischer Ebene wie folgt:

KW: „Wie würden Sie theoretisch und auch aus Ihrer Erfahrung heraus die repräsentativen Aufgaben des Kanzlers, des Bundestagspräsidenten und des Bundespräsidenten von denen des BKM abgrenzen? Stiehlt man sich da die Show?“

NR: „Das habe ich nicht so empfunden. Solange es sich um einen Staatsminister beim Bundeskanzler handelt, kann der Bundeskanzler natürlich immer die einzelnen repräsentativen Aufgaben an sich ziehen, wie bei jedem seiner Mitarbeiter im Bundeskanzleramt. Schröder und nach meinem Eindruck auch Merkel haben es so gehandhabt, dass der Staatsminister, obzwar ein Staatsminister beim Bundeskanzler eine gänzlich andere Rolle spielte als die anderen Staatsminister beim Bundeskanzler, die ja in der Öffentlichkeit auch wenig bekannt sind. Das heißt, dem Kulturstaatsminister wurden ganz andere Gestaltungs- und Repräsentationsmöglichkeiten gelassen und das war letztlich ja auch der Sinn der ganzen Aktion. Sonst hätte man das alte Modell, das Helmut Kohl mit Staatssekretär Pfeiffer praktizierte, einfach fortführen können.“⁴⁰⁹

8.3.2 Zeichenhafte Macht und der BKM

Wir können weiter davon ausgehen, dass der BKM, wie alle anderen Zeichennutzer auch, der Macht und Herrschaft des Zeichenhaften unterliegt. Dieses Thema werden wir – soweit es im Kulturellen aufgeht – in Teil IV.2 sehr ausführlich behandeln. Vorerst sei gesagt, dass der BKM – soweit ersichtlich – in seinem Kommunizieren sehr wenige subversive oder kreative Signifikantenkomplexe gebraucht. Der BKM hält sich – und das ist naheliegend, wenn er mit breiten Zielgruppen öffentlich kommunizieren möchte – fast ausschließlich an das üblich Zeichenhafte. Nur beim Thema Bioethik versucht er mit wenig Erfolg, geltende Interpretationen zur Zuständigkeitsverteilung zu durchbrechen.⁴¹⁰

Der BKM ist als politischer Verantwortungsträger selbst an der Institutionalisierung des Zeichengebrauchs beteiligt. Klassisch für den politischen Bereich ist dabei die rechtliche, auch sanktionsbewährte Normierung von Prozessierungsregeln. Der BKM beteiligt sich beispielsweise an Vorgaben für preisbezogene Interpretationen im deutschen Buchhandel, er wirkt mit an der Normierung von interpretativen Rechten und Pflichten von Urhebern in Deutschland.⁴¹¹ Weiter ist der BKM mit der Institutionalisierung von interpretativen Regeln für Stifter, Spendengeber und der Gestaltung der politischen Rahmenbedingungen für den Zeichengebrauch der Medien- und Filmwirtschaft befasst.⁴¹² Daneben teilt der BKM durch fiskalische Maßnahmen Ressourcen im Zeichengebrauch zu.⁴¹³ Insgesamt kommen dem BKM aufgrund des organisationalen Zuschnitts des Amtes im ordnungspolitischen Kontext allerdings eher begrenzte Befugnisse zu. So wirkt er primär durch informelles öffentliches Kommunizieren auf die Institutionen des Zeichengebrauchs ein, etwa in Form von Orientierungsreden, symbolisches Repräsentieren, rituelle Handlungen, die bestimmte Interpretationen sanft einschleifen.⁴¹⁴ Damit institutionalisiert er die Macht des Zeichenhaften und übt über die Herrschaft des Zeichenhaften implizit personale Macht auf die Politikbetroffenen aus.

Gleichermaßen beeinflusst der BKM – in für einen politischen Akteur einzigartiger Weise – die Kreativität im Zeichengebrauch. Als Instanz der Kunstförderung und -regulierung ermöglicht er durch ordnungs- und fiskalpolitische Maßnahmen, wie die Einrichtung der Kulturstiftung des Bundes, Künstlern experimentell zu interpretieren.⁴¹⁵

⁴⁰⁹ Kapitel VII.B.2.2 „Transkript Interview mit Prof. Julian Nida-Rümelin“.

⁴¹⁰ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001u.

⁴¹¹ Vgl. Nida-Rümelin, Verantwortung, 2002, Nevermann 2005, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c.

⁴¹² Vgl. Nida-Rümelin, Verantwortung, 2002, Nevermann 2005, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c.

⁴¹³ Vgl. Kapitel III.6.3. „Empirische Daten: Ressourcen des BKM“.

⁴¹⁴ Vgl. Kapitel III.10-15.

⁴¹⁵ Vgl. Nida-Rümelin, Verantwortung, 2002, Nevermann 2005, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c.

8.4 Fazit: Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch

Kommunizieren ist von Macht und Herrschaft durchwirkt. Dabei lässt sich unterscheiden zwischen der personalen Macht der Akteure und der Macht des Zeichenhaften selbst. Als personale Macht des Emittenten können wir die Chance bezeichnen, seine kommunikative Intention gegenüber einem widerständigen Rezipienten durchzusetzen, diesen also zum Verstehen eines bestimmten Sinns und zur Akzeptanz einer Geltung zu veranlassen, womit seine Signifikate und Prozessierungsregeln und damit sein Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln beeinflusst werden. Der Rezipient wiederum ist mächtig im kommunikativen Widerstand: also wenn er angesichts des an ihn gerichteten Signifikanten seine eigenen Intentionen umsetzt, was das Verstehen von Sinn und die Akzeptanz von Geltung angeht. Die kommunikative Macht ist zwischen Emittent und Rezipient immer relativ verteilt. Das Machtgefüge ist dabei abhängig von der relativen Verteilung und dem Einsatz kommunikativer Kompetenzen und Ressourcen. Zudem wirkt es über die wechselseitigen Machtzuschreibungen der Kommunizierenden. Kommunikative Herrschaft besteht, wenn Machtgefüge sich langfristig stabilisieren und dabei den Kommunizierenden bestimmte Rollen im Zeichengebrauch zuweisen.

Zweitens durchwirken Macht und Herrschaft das Zeichenhafte selbst. Es ist die Macht der angeborenen Mechanismen, der gruppenbezogenen Institutionen und der individuellen biographischen Erfahrungen, die bestimmte Signifikate, Prozessierungsregeln, Signifikanten, Absichten formen und aktivieren und andere ausschließen, selektieren. Diese Macht wirkt restriktiv auf die interpretative und kommunikative Freiheit, womit sie aber das Interpretieren und Kommunizieren erst ermöglicht, überschaubar, handhabbar macht. Die machtvollen Selektionen des Zeichenhaften gehen weit in die Geschichte einer Gruppe zurück; manche davon sind zufällig, andere kamen durch personale Machtausübung oder Anforderungen der natürlichen Umgebung zustande. Die Macht angeborener Mechanismen zwingt, die Macht gruppenbezogener Institutionen oder individueller Erfahrungen kann verschiedenste Intensitätsgrade annehmen, etwa sanktionsbewährt normativ wirken oder einfach nur eine lockere Gewohnheit darstellen. Wo nur noch eine Interpretation möglich und diese zwingend ist, können wir von der Hegemonie eines Zeichengebrauchs sprechen. Manchmal ist die Macht des Zeichenhaften eng mit personalen Machthabern verknüpft, die durch ihre Machtausübung die zeichenhaften Institutionen schützen, normieren, verstärken, kontrollieren.

Politische Macht im Zeichengebrauch, Macht im politischen Zeichengebrauch

Interpretieren und Kommunizieren sind, wie die obigen Ausführungen zeigen, von Macht und Herrschaft durchzogen. Nur durch Macht und Herrschaft ist Kommunizieren möglich und nützlich. Wenn wir Macht und Herrschaft als politische Größen interpretieren, ist alles Kommunizieren, jeder Zeichengebrauch politisch!

Gleichzeitig ist die kommunikative Ausübung von Macht und Herrschaft in Demokratien und Rechtsstaaten normativ geboten, denn Kommunizieren lässt – zumindest abseits von Propaganda und im Gegensatz zu physischer Zwangseinwirkung – Freiräume in der Akzeptanz von Sinn und Geltung, es impliziert die Gleichheit der Interagierenden.

Kommunikative personale Macht können wir dem politikwissenschaftlichen Politics-Bereich zuordnen. Sie ist als Macht politischer Emittenten die Chance, über eine Äußerung auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln politischer Rezipienten persuasiv Einfluss zu nehmen. Als Macht politischer Rezipienten entspricht sie seiner Chance, seine kommunikativen Intentionen im Widerstand gegen die des politischen Emittenten aufrechtzuerhalten. Poli-

tisch-kommunikative personale Macht entscheidet so über kommunikative Freiheit, über Führungserfolg, über das, was im Zeichengebrauch verstanden wird, was als gültig akzeptiert wird. Politische Machtgefüge beruhen auf Perzeptionen der zeichenhaften Ressourcen, insbesondere sozialstruktureller und rechtlicher Art, sowie auf Einschätzungen der zeichenbezogenen Fähigkeiten des eigenen und gegnerischen Lagers. Letztere lassen sich durch performative Darstellung beeinflussen. Politische Macht ist durchaus konfliktiv angelegt. Macht und Herrschaft lassen sich sogar, wie unsere empirische Analyse der Skylobby-Veranstaltung im Bundeskanzleramt zeigt, durch Kommunizieren performativ herstellen. Kommunizieren ist damit eine eminent politische Angelegenheit, denn es hat mit sozialer Macht zu tun. Insbesondere politische Korporationen besitzen aufgrund diverser korporativer und personaler Ressourcen und Kompetenzen eine beachtliche kommunikative Machtfülle, sie üben kommunikative Herrschaft über den Bürger aus. So sind sie in der Lage, in ihrem Sachgebiet umfangreiche, tiefgreifende Intentionen zu entwickeln und mit hoher Durchschlagkraft verbindlich zu kommunizieren. Allerdings ist die kommunikative Macht- und Herrschaftsausübung des politischen Akteurs in Demokratie und Rechtsstaat eng begrenzt, etwa durch Wahlen, die horizontale und vertikale Gewaltenteilung oder das Medienrecht.

Die Macht und Herrschaft des politisch Zeichenhaften wirken restriktiv und produktiv auf das politische individuelle Denken, Interpretieren und Kommunizieren. Die Macht und Herrschaft des politisch Zeichenhaften legen fest, was sich wie von wem politisch äußern und rezipieren lässt und was als gültig, legitim zu beurteilen ist.

Politische Entscheidungsträger sind gleichzeitig befugt, die gruppenbezogenen Institutionen des Zeichenhaften allgemeinverbindlich zu gestalten. Politische Gremien führen derartige Institutionen ein, sie wirken an ihrer Tradierung, ihrer Reformierung und ihrer Sanktionierung mit. In Rechtsstaaten bedienen sie sich dabei meist des rechtlichen Instruments. So bestimmt die Politik über die Macht und Herrschaft des Zeichenhaften und wird gleichzeitig sanft von ihr gelenkt.

Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch des BKM

Der BKM ist eine kommunikativ machtvolle Korporation, er verfügt über professionelle zeichenbezogene Kompetenzen, er kann auf umfangreiche Ressourcen zugreifen. So besitzt er im bundeskulturpolitischen Feld eine relativ hohe Chance, seinen Interpretationen zur Geltung zu verhelfen. Das konkrete Machtgefälle hängt natürlich davon ab, mit wem der BKM kommuniziert. Der BKM kann soziale Ressourcen kommunikativ herstellen und damit seine Macht steigern.

Weiter ist er befugt, Institutionen des kulturpolitischen Zeichengebrauchs zu etablieren. Damit kann er die Macht und Herrschaft des Zeichenhaften selbst mitgestalten.

Gleichzeitig unterliegt der BKM selbst der Macht des Zeichenhaften, seine Prozessierungen werden von angeborenen Mechanismen determiniert, weiter legen ihm die zeichenhaften Institutionen und individuelle zeichenhafte Erfahrungen bestimmte Weisen des Zeichengebrauchs nahe.

9 Basale Wirkungen des Zeichengebrauchs

Welche Wirkungen bringt der Zeichengebrauch nun mit sich? Wie wirkt er auf den BKM selbst, auf seine Rezipienten, auf die Gesellschaft? Diese Effekte werden wir nun nachzeichnen. Dabei konzentrieren wir uns auf die Basiswirkungen des Interpretierens und Kommunizierens, in den folgenden Kapiteln beschäftigen wir uns mit den besonderen Wirkeffekten spezieller Arten des Kommunizierens.

9.1 Was die Literatur dazu sagt

Die Literatur zur Wirkung des Zeichengebrauchs ist recht zerklüftet, sie liegt teils unter anderen Deckmänteln verborgen. Wir werden nun anhand unserer detaillierten Analysen in Teil II einige Kernannahmen herausarbeiten:

Die individuelle **rezeptive Interpretation** schwirrt zwar in der Geschichte der Philosophie fast durchgängig im Kontext von Wahrnehmung und Erkennen herum. Doch sind diese Prozesse selbst entweder zeichenfrei angelegt oder im sozialen Gespräch situiert.⁴¹⁶ Erst Cassirer setzt Erkennen und zeichenhaftes Interpretieren gleich: In den „symbolischen Formen“⁴¹⁷ erschließt sich die Welt: „Denn das Zeichen ist keine bloße zufällige Hülle des Gedankens, sondern sein notwendiges und wesentliches Organ. Es dient nicht nur dem Zweck der Mitteilung eines fertiggegebenen Gedankeninhalts, sondern ist ein Instrument, kraft dessen dieser Inhalt selbst sich herausbildet und kraft dessen er erst seine volle Bestimmtheit gewinnt.“⁴¹⁸

Die Tätigkeit, die wir im Patchwork-Modell als **emissives Interpretieren** bezeichnen, wird in der Philosophie primär unter den Terminus des Herstellens bzw. des Umgangs mit Dingen der Außenwelt erfasst.

Als Basiseffekt des **kommunikativen Interagierens** wird quer durch die Literatur die Möglichkeit der intersubjektiven Mitteilung von Gedanken oder auch Gefühlen erwähnt.⁴¹⁹ Schulz von Thun verortet die mitteilbare Information dabei auf der Sachebene, der Beziehungsebene, der Appellebene und der Selbstoffenbarungsebene⁴²⁰ – was wohl in eine ähnliche Richtung geht, wie unsere Geltungsmodi und Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit durch ein phatisches Element ergänzen. Der Basiseffekt des Kommunizierens wird ganz unterschiedlich weiterverarbeitet:

Austin arbeitet in seiner Sprechakttheorie heraus, wie sich durch sprachliche Äußerungen Handlungen, etwa Warnungen, Empfehlungen, Versprechen, Drohungen, vollziehen lassen.⁴²¹ Die intentionalistischen Ansätze betonen die instrumentelle Verwirklichung individueller Intentionen, die machtvolle Einflussnahme auf den anderen, das Auslösen sozialer Konsequenzen.⁴²²

Die vernunftorientierten und normativen Ansätze erkennen hingegen Potenziale für rationale, intersubjektive Verständigung auf Wahrheit und Geltung. Schon in der Antike ebnet die

⁴¹⁶ Vgl. Kapitel II.2 Signifikate.

⁴¹⁷ Cassirer 1923, S. 175.

⁴¹⁸ Cassirer 1923, S. 18.

⁴¹⁹ Vgl. Locke 1988, III, 9, 1 ff., III, 10, 23.

⁴²⁰ Vgl. von Schulz Thun 2010.

⁴²¹ Vgl. Austin, von Savigny 2010, S. 115.

⁴²² Vgl. Grice 1982.

sprachliche Praxis, die dialogische Maieutik⁴²³ den Weg zu Vernunft und Wesensschau. In Platons Kratylos-Dialog äußert Sokrates, dass sich, wer die Wörter verstehe, mit den Dingen auskenne; im Medium der Sprache werde die Welt erkannt.⁴²⁴ Auch Aristoteles verknüpft Sprache und Logik eng. Im Zeichengebrauch zeigt der Mensch so sein wahres Wesen als ‚Zoon Logon Echon‘.⁴²⁵ Im sprachlichen Dialog, im Habermas'schen Diskurs können Konflikte so argumentativ und rational behoben werden.⁴²⁶ Durch sprachliche Praxis wird der Mensch zum ‚Zoon Politikon‘⁴²⁷, der Sprachgebrauch ist damit zentrale Voraussetzung des sozialen Zusammenlebens⁴²⁸. Die Sozialpsychologen Mead⁴²⁹ und Blumer⁴³⁰ weisen weiter darauf hin, dass sich durch Symbolgebrauch Handlungen koordinieren lassen und Identitäten ausgebildet werden. Wissenssoziologen wie Schütz⁴³¹, Berger und Luckmann⁴³² arbeiten heraus, wie auch im zeichenhaften Interagieren gemeinsame Wissensbestände konstruiert und gesellschaftsweit sozialisiert werden. Habermas fasst die Funktion des kommunikativen Handelns aus der Perspektive der Verständigung folgendermaßen zusammen: Es diene „der Tradition und der Erneuerung kulturellen Wissens; unter dem *Aspekt der Handlungskoordination* dient es der sozialen Integration und der Herstellung von Solidarität; unter dem *Aspekt der Sozialisation* schließlich dient kommunikatives Handeln der Ausbildung von personalen Identitäten. Die symbolischen Strukturen der Lebenswelt reproduzieren sich auf dem Wege der Kontinuierung von gültigem Wissen, der Stabilisierung von Gruppensolidarität und der Herausbildung zurechnungsfähiger Akteuren.“⁴³³

9.2 Beschreibung: Basale Wirkung des Zeichengebrauchs im Patchwork-Modell

Diese grundlegenden Wirkungen können wir dem Zeichengebrauch im Patchwork-Modell zuweisen:

9.2.1 Wirkungen des Interpretierens

9.2.1.1 Interpretative Rezeption

Im Rahmen interpretativer Rezeption nimmt ein Mensch die Welt wahr, schenkt ihr Aufmerksamkeit.⁴³⁴ Anhand von Signifikanten kann Materielles unterschieden und erkannt werden.

⁴²³ Die dialogische Technik der Maieutik, alias Hebammenkunst, soll im Werk Plato der essentiellen Wahrheit zur Geburt verhelfen (vgl. Horn et al. 2009).

⁴²⁴ Vgl. Plato 2004, 438d.

⁴²⁵ Vgl. Aristoteles, Schwarz 2007.

⁴²⁶ Vgl. Habermas 1984, S. 130.

⁴²⁷ Aristoteles, Schwarz 2007, S.4.

⁴²⁸ Vgl. Locke 1988, III, 1,1.

⁴²⁹ Vgl. Mead 1973.

⁴³⁰ Vgl. Blumer 2007.

⁴³¹ Vgl. Schütz, Endreß 2004.

⁴³² Vgl. Berger, Luckmann 2004.

⁴³³ Habermas 1995, II, S. 208 f.

⁴³⁴ Der Kontakt mit der Außenwelt unterscheidet das Interpretieren und Kommunizieren vom Denken. Denn wenn der Mensch denkt, prozessiert er Signifikate. Dies erlaubt es ihm, mentale Erfahrungen zu verarbeiten, Pläne für die Zukunft zu schmieden. Das zeichenhafte Denken schafft Ordnung im Wissen und im Gefühls-haushalt. Der Denkende trainiert Prozessierungen ein und lässt sie damit schneller und wahrscheinlicher ablaufen. Denken ist gleichzeitig die Quelle jeglicher Kreativität. Im Denken werden innovative Zeichen ausgeheckt. Diese denkerische Leistung begründet vielleicht ein Gefühl von Selbstwirksamkeit. Dabei ist das Denken an den Bestand von Signifikaten und die mentale Leistungsfähigkeit gebunden: Je mehr der Einzelne weiß und verarbeiten kann, desto elaborierter seine Denkprodukte. Im Rahmen von Sozialisierungsprozessen erlernte Signifikate bereichern also das Denken inhaltlich, mit Hilfe des Computers lässt sich die Rechenleistung hochsetzen.

Der Interpretierende schreibt Sinn zu, ordnet die materiellen Dinge mental ein. So glaubt er, die Welt dort draußen zu verstehen, eine sinnhafte Ordnung wahrzunehmen. Der Einzelne erkennt einen Signifikanten wieder und erfährt so eine gewisse Stabilität, die ihm wohl auch Sicherheit im Umgang mit der Außenwelt gibt. Sobald der Interpretierende die Welt verstanden hat, kann er auf sie reagieren, mit ihr interagieren, z. B. kann er einen Signifikanten äußern, auf materielle Objekte dort draußen einwirken oder seine Mitmenschen ansprechen. Dies gelingt umso besser, je ausgeprägter die zeichenbezogenen Fähigkeiten des Interpretierenden sind.

Indem der Interpretierende seine Wahrnehmungsorgane beansprucht und geistig aktiv ist, trainiert er weiter seine Prozessierungskapazitäten. Gleichartige Interpretationen werden durch Lerneffekte damit schneller und leichter möglich und auch wahrscheinlicher. Falls der Interpretierende kreativ vorgeht, trainiert er auch diese Fähigkeit. Wieder erfährt er sich selbstwirksam, kompetent im Umgang mit seiner Welt.

9.2.1.2 Interpretative Emission

Emissive Interpretation erlaubt es dem Einzelnen, sich mit einem Signifikanten zu äußern. Als Handelnder konzipiert er eine Intention, macht einen Plan zu ihrer Umsetzung, bezieht Ressourcen, Fähigkeiten und Machtverhältnisse ein. So ordnet er seine Gedanken und Möglichkeiten. Die Äußerung eines Signifikanten erlaubt es ihm nun, mit Objekten der Außenwelt individuell umzugehen, auf diese physikalische Kraft auszuüben. Der Interpretierende ist tatkräftig, ist handlungsfähig. Er unternimmt es, seine Umgebung wunschgemäß zu gestalten. Dies wiederum wirkt vielleicht auf sein interpretatives Selbstvertrauen: Er traut sich etwas zu, fühlt sich zum Interpretieren berechtigt, in der Lage.

Der Emissionsprozess selbst wirkt wiederum auf seine interpretative Kompetenz zurück: Der Interpretierende führt die Äußerung von Signifikanten selbst körperlich aus, spürt dies, hört sich selbst sprechen, liest Zeichen, während er schreibt. Derartige Körpererfahrungen in Zeit und Raum sind besser erinnerbar als Gedanken. Sie trainieren derartige Emissionen und machen sie schneller und leichter möglich und steigern damit die Wahrscheinlichkeit der Wiederholung dieses Interpretierens. Die körperliche Erfahrung und die Fixierung im äußeren Signifikanten zementieren zudem die jeweilige Interpretationsweise materiell: Sie ist sichtbar, hörbar, anfassbar. Sie ist ein für alle Mal hergestellt, in der Welt. Im dauerhaft geäußerten Signifikanten kann der Interpretierende so auch Sinn speichern. Er lagert so einen Teil seiner Erinnerungslast aus und kann sich auf anderes konzentrieren. In der produktiven Interpretation nutzt und verbraucht der Interpretierende allerdings auch materielle Ressourcen.

9.2.2 Wirkungen des Kommunizierens

9.2.2.1 Wirkungen auf den kommunikativen Rezipienten

Auf den Rezipienten in einem kommunikativen Prozess wirken zuerst einmal die gleichen Faktoren wie auf seinen Kompagnon im interpretativen Prozess. Allerdings offerieren hier nicht nur materielle Gegenstände Hinweise auf Sinngebung, sondern andere Menschen. Der Rezipient riskiert damit einen Blick in den Kopf des anderen: Die signifikante Botschaft liefert ihm Anhaltspunkte, was der Emittent denkt, fühlt, was er für wahr, richtig und wahrhaftig hält, was er von ihm will. Er ist damit nicht mehr allein, isoliert, sondern er nimmt Verbindung auf zu einem anderen Menschen. Kommunizieren entfacht also phatische Wirkungen. Wenn der

Rezipient mit dem Emittenten geltungsmäßig auf einer Linie liegt, wird er sich verstanden, in seiner persönlichen Interpretation bestätigt fühlen. Er erfährt Gemeinschaft, Harmonie. Wenn der Rezipient sich von den Geltungsansprüchen des Kommunizierenden überzeugen lässt, passt er seine Signifikate und Prozessierungsregeln entsprechend an. Wenn gute Gründe dafür vorliegen, besitzt er nun plausibleres Wissen, bessere Handlungspläne. Vielleicht ist er deswegen froh. Wenn er allerdings manipuliert wurde, ist er schlechter dran als zuvor und deswegen vielleicht unglücklich oder wütend. Falls die erhobenen Geltungsansprüche von seiner Interpretation stark abweichen, er sie keineswegs akzeptieren will, die Gründe nicht teilt, die Folgen nicht tragen will, dann fühlt er sich vom Emittenten vermutlich verunsichert oder gar herausgefordert. Er wird vielleicht seinen Standpunkt mit Argumenten untermauern, passiv Widerstand leisten oder sich gar nicht-kommunikativ wehren. In diesem Fall sorgt Kommunizieren für Konflikt, Disharmonie. Jedenfalls trainiert der Rezipient in diesem Prozess seine kommunikative Kompetenz, seine sozialen Interaktionsfähigkeiten.

9.2.2.2 Wirkungen auf den kommunikativen Emittenten

Im Kommunizieren nimmt der Emittent zunächst eine Interpretation vor, die entsprechenden Wirkungen finden sich also auch bei ihm. Zudem wird er als kommunikativ Handelnder eine sozial gerichtete Intention konzipieren, er wird absichtsvoll planen, dabei Machtverhältnisse, Ressourcen einbeziehen. So macht er eine Art Bestandsaufnahme, ordnet seine Gedanken, seine Rahmenbedingungen. Im Kommunizieren richtet er sich sozial an einen anderen, nimmt Kontakt auf, teilt seine Gedanken, seine Gefühle, seine Handlungspläne mit. Auch für den emissiv Kommunizierenden ergibt sich so eine phatische Wirkung. Indem er kommuniziert, erkennt er den anderen als Mitmenschen an, er ist nicht mehr allein.

Gleichzeitig nimmt er auf ihn Einfluss: Er postuliert Geltung, hat die Absicht, dass andere seine Interpretationen teilen, die Folgen daraus umsetzen sollen. Der Rezipient soll sein Verständnis von innerer und äußerer Welt als wahr akzeptieren, seine Ziele und Normen als richtig anerkennen, seine Äußerung als wahrhaftig auffassen. Falls die Rezipienten seine Geltungsansprüche von Anfang an teilen, fühlt sich der Emittent verstanden, bestätigt. Damit etabliert sich zwischenmenschliche Harmonie und Gemeinschaft. Falls die Rezipienten sich von seinen Geltungsansprüchen überzeugen lassen, übt er persuasive Macht auf deren Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln aus. Über das Verändern von Signifikaten und Prozessierungsregeln ermöglicht Kommunizieren, anders als die physische Krafteinwirkung, die Reinterpretation von Vergangenheit und die Einflussnahme auf künftiges Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln. Über detaillierte Botschaften können Rezipienten fein gelenkt werden, auch Abstrakta, Phantasien, Künftiges und Vergangenes ist mitteilbar. Damit fühlt sich der Kommunizierende sozial mächtig und durchsetzungsstark. Der soziale Friede wird durch die gegenseitige Anerkennung, durch Explizieren und Argumentieren und die physische Gewaltlosigkeit gewahrt.

Gleichermaßen kann der Rezipient Geltung aber auch ablehnen. In diesem Fall fühlt sich der Kommunizierende wohl machtlos, unfähig. Er konnte sich nicht durchsetzen, sein Versuch, Verstehen und Verständigung herzustellen, ist gescheitert. Konflikt, Dissens etablieren sich.

Des Weiteren erlaubt Kommunizieren Geltungsansprüche umzusetzen, ohne körperlich auf das Gegenüber einzuwirken, ohne physische Kraft auszuüben. Es erlaubt also Delegation in dem Sinn, dass der andere nicht durch eigene Körperkraft hingeführt werden muss, sondern eigenständig tätig sein kann – so werden somit körperliche Ressourcen gespart.

Eine besondere Wirkungsdimension besitzen die performativen Äußerungen Austins. Zum Beispiel: „Hiermit ernenne ich Angela Merkel zur Bundeskanzlerin.“ Der Clou ist hier, dass der Sprecher seine Intention bereits indem er kommuniziert, umsetzen und die entsprechenden Folgen auslösen kann. Er ist auf das Verstehen und die Akzeptanz seiner Äußerung durch den Rezipienten nicht angewiesen. Letztlich entfalten aber auch die performativen Äußerungen Austins nur Breitenwirkung, wenn sie von anderen rezipiert werden. Interessant ist dieser Spezialaspekt v. a. im Kontext ritenhafter und ritueller Handlungen, hier wird der Körper des Kommunizierenden selbst zum Signifikanten. Er verkörpert dann bestimmte ritenhafte Formen und erlebt sie am eigenen Leib, ist Akteur und Rezipient seines signifikanten Tuns in einem.⁴³⁵ Rituale sind also performativ angelegt, die Teilnehmer vollziehen das Ritual und begründen damit für sich selbst und Dritte entsprechende Folgen.

Im emissiven Kommunizieren werden diverse kommunikative Ressourcen gebraucht bzw. verbraucht und kommunikative Fähigkeiten trainiert.

9.2.2.3 Politische Wirkungen in der sozialen Gruppe

Die gruppenbezogenen Wirkungen sind im Kern politisch relevant. Folgende Aspekte lassen sich unterscheiden:

Kommunizieren erlaubt den Akteuren komplexe Interpretationen über das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln abzustimmen. Nicht nur Körperliches ist beeinflussbar, sondern eben auch die vielfältigen Nuancen des Denkens und Fühlens, beispielsweise komplexe Handlungspläne, die auch zeit- und ortsversetzt umgesetzt werden können. Abstraktes, Phantastisches, das keine Entsprechung in der materiellen Umwelt finden lässt, kann thematisiert werden. Die Abstimmung ist aufgrund der Vagheit des Zeichenhaften vielleicht nur ungefähr, doch dies reicht im Schnitt völlig aus, um den kommunikativen Anschluss zu finden.

Im Kommunizieren können die Akteure gemeinsam die besten interpretativen und kommunikativen Lösungen im Umgang mit sich selbst, der sozialen und natürlichen Welt ausfindig machen, sie sozusagen durch Explikation und rationale Argumentation mit mehrfacher Intelligenz und mehrfacher Erfahrung gemeinsam beurteilen.

Die Gruppe kann durch kommunikative Koordination von Handlungsplänen als Team zusammenarbeiten, sie wird kollektiv strategiefähig, ist in der Lage, Intentionen mit geballter physischer oder zeichenbezogener Manpower umzusetzen.

Kommunizieren wirkt zudem befriedend, denn durch die regelmäßige soziale Interaktion werden die anderen berechenbarer, verlieren an Bedrohlichkeit. Sowieso lässt Kommunizieren vom Grundgedanken her dem Einzelnen einen interpretativen Freiheitsspielraum. Wer kommuniziert, akzeptiert diesen Spielraum als legitim und setzt sich selbst eine Grenze der Einwirkung. Somit respektiert er die Eigenständigkeit und das Freiheitsrecht des Gegenübers. Er ist bereit, Konflikte kommunikativ anzugehen, verzichtet auf physische Zwangseinwirkung. Kommunikation befriedet weiter, indem sie Explikation und Argumentation und Metakommunikation ermöglicht und damit die Konfliktlösung befördert.

Kommunizieren ist der Weg, den Sozialisationsprozesse für gewöhnlich einschlagen. Wissen, Erfahrungen, Normen können durch kommunikativen, sozialisationsmäßigen Austausch weitergegeben werden, ohne dass sie vom Rezipienten eigenständig körperlich erlebt werden müssten. Für die Gemeinschaft als Ganzes ergibt sich daraus der Effekt, dass Einzel-

⁴³⁵ Zu Ritual und Ritus vgl. Kapitel Performative Turn, in: Bachmann-Medick 2006, S. 104 ff.

wissen in der Gruppe geteilt werden kann. Die Kompetenzbasis der Gruppe multipliziert sich damit, alle sind auf gleicher Höhe.

Durch kommunikative Sozialisation, durch gemeinsame Nutzung des Zeichenhaften, durch Anerkennung des Gegenübers im Kommunizieren sowie durch Konsensherstellung über das Wahre, Wahrhaftige und Richtige intensivieren und institutionalisieren sich die sozialen Bindungen der Kommunizierenden. Sie verstehen sich als Gruppe, der ähnliche Gebrauch des Zeichenhaften wird zur Gruppenidentität. Die soziale, politische Gruppe integriert sich zunehmend. In kommunikativen Ritualen wird dies dargestellt und hergestellt.

Der Zeichengebrauch tradiert den Zeichengebrauch, schleift seine Institutionen tiefer ein, macht sie leichter erinnerbar, trainiert ihre Anwendung. Doch können in der sozialen Interaktion auch neue Gebrauchsweisen aufblitzen und schließlich institutionalisiert werden. So ist der kommunikative Zeichengebrauch auch Grundlage seiner kreativen Innovation.

Die Wirkung des Kommunizierens der Politiker

Der demokratische Politiker erhebt im Kommunizieren Führungs- und Geltungsansprüche, er teilt seine Sicht des Wahren, Wahrhaftigen und Richtigen mit. Der demokratische Rezipient stellt diese Geltungsabsichten prinzipiell auf den Prüfstand. Ihre Geltung ist nicht per Dekret garantiert, die Folgen treten, anders als bei körperlicher Einwirkung, nicht automatisch zugunsten des Stärkeren ein, sondern sie hängen von Verständnis und Einsicht des Rezipienten ab. Politiker müssen sich in Demokratien erklären, sie werben durch Kommunizieren also um Zustimmung, um Konsens, um Konfliktlösung. Transparenz muss hergestellt werden, der Bürger beobachtet die politische Führung. So erkennen sie im Kommunizieren den Bürger als Kommunikationspartner und damit als kompetenten, intelligenten Menschen mit gewissen Rechten und Pflichten an. Sie erklären sich also allein durch die Wahl des Kommunizierens anstelle der körperlichen Einwirkung bereit, dem Bürger als Rezipienten einen gewissen Freiheitsspielraum zu gewähren, er darf sich prinzipiell gegen die Geltungsabsichten entscheiden, auch wenn dies im zweiten Schritt ggf. Sanktionen nach sich zieht.

In autoritären Systemen sind das Verstehen und die (freiwillige) Akzeptanz der Bürger hingegen kaum erforderlich. Körperliche Einwirkung kann Kommunizieren ersetzen, Propaganda nihilisiert den kommunikativen Freiheitsspielraum des Bürgers. Absolute kommunikative und körperliche Macht ersetzen Erklärung und Argumentation.

9.3 Empirischer Nachvollzug: Wirkungen des Kommunizierens des BKM

Wir können aufgrund fehlender Introspektionsmöglichkeit und empirischer Daten zur Rezeption nicht sagen, wie das öffentliche Kommunizieren des BKM auf diese selbst bzw. auf Rezipientengruppen wie die Bundesbürger oder Vertreter der Kulturbranche wirkt. Stattdessen möchte ich kurz skizzieren, welche Wirkungen wir dem Zeichengebrauch des BKM im Rahmen des Patchwork-Modells unterstellen können:

Der BKM agiert als kommunikativer Emittent. Bei jedem einzelnen Akt muss er Sinn und Geltungsabsicht konzipieren. Dabei nimmt er Interpretationen der natürlichen und sozialen Welt vor, bewertet insbesondere Ressourcen, Fähigkeiten und Machtgefüge und gebraucht Rationalitätsmaßstäbe, um eigene Intentionen und die Haltungen der Rezipienten zu konkretisieren. So orientiert er sich, verschafft sich Klarheit. In der Umsetzung des Zeichengebrauchs nutzt er Ressourcen, verbraucht oder erhöht sie damit, er wendet Fähigkeiten an,

die er damit trainiert. Der Protagonist äußert sich und erfährt damit, etwa bei Veranstaltungen, phatische Wirkungen. Er will im Kommunizieren Einfluss nehmen auf die Rezipienten, etwa die Kulturbranche, die Bundesbürger insgesamt. Im Fall von Geltungsakzeptanz kann er sich bestätigt, mächtig fühlen. Er hat seine Intention durchgesetzt, ohne physische Gewalt aufgewendet zu haben. Im Fall der Ablehnung seiner Geltungsabsicht erfährt er Widerspruch, Konflikt, er erlebt sich als machtlos. Jedenfalls zeigt der BKM im Kommunizieren, dass er den Bürger als freien, intelligenten Gesprächspartner anerkennt.

Der BKM kann nun als repräsentative bundeskulturpolitische Korporation mit rechtlich definiertem Wirkungsspielraum starke gruppenbezogene Wirkungen avisieren: Er kann Konflikt kommunikativ lösen oder sich zumindest am Wettbewerb um die besten Argumente beteiligen, er kann Wissen und Normen in seiner Gruppe verbreiten, er kann zur Genese der Gruppenidentität beitragen. Er kann die Handlungen der Gruppenmitglieder koordinieren oder sich selbst mit ihnen abstimmen. Er kann zur Tradierung des Zeichengebrauchs beitragen oder kreative Neuerungen vorschlagen oder gar institutionalisieren. Diese Repräsentations- und Führungsfunktion und ihre konkreten strategischen Methoden arbeiten wir in Kapitel III.13-15 heraus. Derartige Wirkungen ergeben sich natürlich nicht aus dem einzelnen Akt, sondern höchstens aus der Summe des Zeichengebrauchs.

9.4 Fazit: Basale Wirkungen des Kommunizierens

Im Rezipieren nimmt der Interpretierende seine Umwelt wahr, er unterscheidet und erkennt (wieder). So versteht er seine Welt, fühlt sich von Sinn, Ordnung und Stabilität umgeben. Dabei übt sich der Interpretierende in Kreativität oder er trainiert bestehende Prozessierungen. Als produktiv Interpretierender äußert er einen Signifikanten. Als Handelnder muss er dazu planen, organisieren, Ressourcen verbrauchen. Er geht so mit der Außenwelt um, fühlt sich kompetent und handlungsmächtig. Er nimmt wahr, was er geäußert hat, und seine Interpretation verankert sich umso tiefer.

Im kommunikativen Prozess kommen folgende Wirkungen hinzu:

Der Rezipient prozessiert im Kommunizieren, was ein anderer mutmaßlich denkt, fühlt, zu tun plant und von ihm will. Er erfährt phatische Verbundenheit. Die Akzeptanz von Geltungsabsichten kann sein eigenes Denken, Fühlen, Tun optimieren oder im manipulativen Fall beeinträchtigen. Jedenfalls erfährt er so Konsens. Wenn er hingegen Geltung ablehnt, ist ein Konflikt etabliert. Jedenfalls trainiert der Rezipient in diesem Prozess seine kommunikative Kompetenz, seine sozialen Interaktionsfähigkeiten.

Der kommunikativ Handelnde konzipiert eine sozial gerichtete Intention, einen Handlungsplan, was mit Orientierungseffekten verbunden ist. In seiner Äußerung nimmt er Kontakt auf, erfährt ebenfalls phatische Verbundenheit. Gleichzeitig nimmt er auf den Rezipienten Einfluss: Er postuliert Geltung, hat die Absicht, dass andere seine Interpretationen teilen, die Folgen daraus umsetzen sollen. Im Fall von Akzeptanz darf er sich bestätigt, machtvoll fühlen und kann seine Intention durchsetzen, ohne physische Gewalt aufgewendet zu haben. Im Fall der Ablehnung seiner Geltungsabsicht erfährt er Widerspruch, Konflikt, er erlebt sich als machtlos. Im emissiven Kommunizieren werden diverse kommunikative Ressourcen gebraucht bzw. verbraucht und kommunikative Fähigkeiten trainiert.

Die gruppenbezogenen Wirkungen des Kommunizierens sind politisch höchst relevant: Inter-subjektives Verstehen und intersubjektive Verständigung erlaubt komplexe Abstimmungsprozesse, wobei auch Abstrakta und vergangene und künftige Interpretationen des Denkens,

Fühlen und Tuns thematisierbar sind. In der kommunikativen Diskussion können sich die besten interpretativen und kommunikativen Lösungen im Umgang mit sich selbst, der sozialen und natürlichen Welt durchsetzen, sie lassen sich qua Explikation und Argumentation mit mehrfacher Intelligenz und Erfahrung beurteilen. Die Gruppe kann durch kommunikative Koordination von Handlungsplänen als Team zusammenarbeiten, sie wird kollektiv strategiefähig, ist in der Lage, Intentionen mit geballter physischer oder zeichenbezogener Manpower umzusetzen. Kommunizieren wirkt zudem befriedend, denn durch die regelmäßige soziale, wertschätzende Interaktion steigt die Berechenbarkeit, Aggressivität sinkt und Konflikte können durch Persuasion statt durch physische Gewalt gelöst werden.

Durch Kommunizieren erfolgen weitere Sozialisationsprozesse. Wissen, Erfahrungen, Normen können durch kommunikativen, sozialisationsmäßigen Austausch weitergegeben werden, ohne dass sie vom Rezipienten eigenständig körperlich erlebt werden müssten.

Durch die oben genannten Aspekte institutionalisieren und intensivieren sich die sozialen Bindungen der Kommunizierenden. Sie verstehen sich als Gruppe, der ähnliche Gebrauch des Zeichenhaften wird zur Gruppen-, Identität'. Die soziale, politische Gruppe integriert sich zunehmend.

Der Zeichengebrauch tradiert die Institutionen des Zeichenhaften, macht sie leichter erinnerbar, trainiert ihre Anwendung. Doch können in der sozialen Interaktion auch neue Gebrauchsweisen aufblitzen und schließlich institutionalisiert werden.

Indem der Politiker kommuniziert, erklärt er sich zum Verzicht auf physische Gewalt bereit, er respektiert die Bürger als freie, gleiche Rezipienten, denen in Interpretation und Beurteilung von Geltungsabsichten bestimmte Freiheitsspielräume zukommen. Der Politiker erhebt im Kommunizieren Führungs- und Geltungsansprüche, er teilt seine Sicht des Wahren, Wahrhaftigen und Richtigen mit. Damit hofft er gruppenbezogene Wirkungen des Kommunizierens, etwa die Konfliktlösung, die Handlungskoordination, die Identitätsbildung, die Sozialisation, auszulösen.

Wirkung des politischen Zeichengebrauchs

Im politischen Interpretieren erkennen, verstehen die politischen Akteure die Welt, sie gehen mit ihr um. Im politischen Kommunizieren erheben sie kommunikative Führungsansprüche, teilen sich Interpretation mit, postulieren Geltungsabsichten, sie erfahren Übereinstimmung, koordinieren ihre Deutungen und Pläne und lösen Konflikte. Schritt für Schritt bauen sie so soziale Beziehungen auf. Politisches Kommunizieren ist das Paradebeispiel für die gruppenbezogenen Wirkungen des Kommunizierens: Es erlaubt komplexe politische Abstimmungsprozesse unter allen Bürgern und mit den politischen Entscheidungsträgern. In der Diskussion um politische Interpretationen können sich die besten Lösungen entfalten. Politische Deutungen und Handlungen lassen sich auf staatlicher Ebene allgemeinverbindlich koordinieren. Kommunizieren wirkt befriedend auf das Zusammenleben der Bürger, indem es den Schauplatz der politischen Auseinandersetzung weg vom physischen Kämpfen hin zum Kommunizieren verlagert. Es erlaubt Sozialisationsprozesse auszurollen und damit Erfahrungen, Normen und Werte gruppenweit zu verankern. Schließlich basieren politische Identitäten auf kommunikativem Interagieren, die politische Gemeinschaft integriert sich. Im politischen Kommunizieren werden die Institutionen des Zeichengebrauchs tradiert, Neuerungen vorgebracht und auf Dauer gestellt.

Aufgrund seines rechtlich definierten Wirkungsspektrum kann auch der BKM im Kommunizieren starke gruppenbezogene Wirkungen verfolgen, darunter die Koordination kulturpoliti-

scher Handlungspläne, die kommunikative Lösung kulturpolitischer Konflikte, die Abstimmung kulturpolitischer Deutungen, die Vermittlung kultureller Werte, Normen und Erfahrungen, die Einwirkung auf kulturelle Identitäten und die kulturelle Integration der Bürger, er kann sich an der Etablierung, Tradierung und Reform kultureller Institutionen des Zeichengebrauchs beteiligen.

10 Kommunizieren bei Kopräsenz

In den nächsten Kapiteln beschäftigen wir uns mit speziellen Formen des Zeichengebrauchs, darunter das Kommunizieren bei Kopräsenz, über Medien und Massenmedien und in der Öffentlichkeit sowie das Repräsentieren und das persuasive Führen.

Die explizit so genannte politische Kommunikationsforschung konzentriert sich ja weitgehend auf medienvermitteltes politisches Kommunizieren. Doch wie steht es mit der guten alten präsenzhafte kommunikativen Interaktion? Greift der BKM darauf zurück und wenn ja, in welchem Ausmaß? Wen spricht er dabei wo an, welche Formate nutzt er und wie wirkt sich das auf die kommunikative Emission, den BKM und die Rezipienten aus?

Lassen Sie uns – diesmal ohne theoretisches Vorgeplänkel, denn das Thema wird wie gesagt in der Literatur recht stiefmütterlich behandelt – einige Aspekte diskutieren und sie durch eine empirische Analyse des Kommunizierens des BKM anreichern.

10.1 Theoretische Beschreibung des präsenzhafte Kommunizierens

10.1.1 Charakterisierung des präsenzhafte Kommunizierens

Relevanz

Im Alltag, auch im Berufsleben, ist das Kommunizieren mit kopräsenten Akteuren der Normalfall. Wir sitzen uns beim familiären Abendessen gegenüber, hören gemeinsam die Vorlesung im Uni-Hörsaal, wir stehen vor dem Richter. Die Belegschaft versammelt sich in der Aula des Betriebs, die Fans jubeln vor der Bühne des Popkonzerts und die Kirchgänger lauschen der Heiligen Messe in der Dorfkirche. Auch im politischen Kontext ist trotz der Vernachlässigung seitens der Politikwissenschaft das Präsenzkommunizieren an der Tagesordnung, denken Sie nur an Besprechungen von Politikern mit Lobbyisten, Feier- oder Gedenkzeremonien, Parlaments- und Kabinettsitzungen, das Vorsprechen des Bürgers in der Behörde oder Wahlkampfveranstaltungen auf Dorfplätzen.

Merkmale

Die puristische Form des kommunikativen Interagierens lässt sich primär durch ihre Direktheit charakterisieren, sie erfolgt ohne Zwischenschaltung von weiteren Personen oder technischen Medien. Dies setzt Kopräsenz voraus. Denn nur, wenn sich die Kommunizierenden zur annäherungsweise gleichen Zeit geographisch nahe sind, reichen die menschlichen Fähigkeiten in der Produktion und Rezeption von Signifikanten aus, um die Distanz zwischen Emittent und Rezipient zu überwinden. Zum Beispiel erreichen die Schallwellen dessen, was der Emittent sagt, im Präsenzkommunizieren direkt das Ohr des Rezipienten. Die Sehfähigkeit des Rezipienten erlaubt eine Face-to-Face-Wahrnehmung der Gesten des Emittenten. Die Teilnehmerzahl liegt im Präsenzkommunizieren also zwischen zwei Personen und einem quasi massenhaften, aber eben nicht dispersen Publikum. Gerade für politische Wahlkämpfe in bevölkerungsreichen politischen Systemen ist dies ein limitierender Faktor. Die Kandidaten versuchen dies gemeinhin durch flächendeckende Präsenz zu kompensieren, sie putzen alle Klinken im Wahlkreis oder gehen auf Tour, um bei Kundgebungen auf sämtlichen Stadt- und Dorfplätzen gute Stimmung zu machen.

Die Teilnehmer können im präsenzhafte Kommunizieren von gleich zu gleich bidirektional miteinander kommunizieren oder sich in monologisch agierende Protagonisten und ein rezi-

pierendes Publikum aufteilen. Für die kommunikative Interaktion eignen sich hier sämtliche vom menschlichen Körper äußerbaren und rezipierbaren Signifikantengattungen.

Einfaches präsenzhaftes Kommunizieren ist weit weniger voraussetzungsvoll als das medial und massenmedial vermittelte. Zum Zwiegespräch, zum spontanen Plaudern auf der Straße oder an der Uni sind bis auf etwas Freizeit und ggf. Anreisekosten zum Treffpunkt keine Ressourcen erforderlich. Auch sind neben den allgemeinen zeichenbezogenen Kompetenzen nur wenige spezifisch präsenzkommunikative Kenntnisse gefragt, wie das Wissen, dass man sich im öffentlichen Raum eher distanziert gegenüber Passanten verhält. Anspruchsvoll sind hingegen die Voraussetzungen in den veranstaltungsmäßigen Varianten des präsenzhaften Kommunizierens. Für die Organisation einer Podiumsdiskussion, einer Großkundgebung, eines Galadiners, einer Pressekonferenz müssen beträchtliche Ressourcen aufgewendet werden: Ein geeigneter Veranstaltungsraum ist anzumieten, Ton- und Lichttechnik müssen aufgeföhren werden, die Einladung eines illustren Keynote-Speakers setzt soziale Kontakte voraus, ein kleiner Mitarbeiterstab sollte sich in Vollzeit um die Organisation kümmern usw. Zudem sind umfangreiche veranstaltungsbezogene Kompetenzen erforderlich, etwa das Wissen um feuerpolizeiliche Genehmigungen, um die grafische Gestaltung von Einladungskarten, um die Dramaturgie des Events, um gute Catering-Anbieter. Diese Kenntnisse sind derart komplex, dass sich mit dem Eventmanager gar eine Profession auf ihre Anwendung spezialisiert hat.

10.1.2 Stärken und Schwächen des präsenzhaften Kommunizierens

Das Kommunizieren in Kopräsenz wartet im Unterschied zum indirekten, medienvermittelten Kommunizieren mit spezifischen Stärken und Schwächen auf:

Der Emittent ist hier nicht auf technische oder personelle Mittler angewiesen, er muss seine Botschaft daher nicht an deren Bedingungen adaptieren und kann sie eigenständig gestalten. Die Chancen auf intersubjektives Verstehen und Verständigung liegen höher, denn Emittent und Rezipient können sich ein Bild voneinander machen und so Sinn und Geltungsabsicht geäußerter Signifikanten emissiv aufeinander zuschneiden und rezeptiv besser einschätzen. Zudem sind die Signifikanten des situationellen Umfeldes gleich, womit sie je nach zeichenhafter Kompetenz der Kommunizierenden ähnliche situationelle Interpretationen implizieren. Die Kommunizierenden können so deiktische Sinnkomponenten bei Kopräsenz leichter entschlüsseln. Überdies ist wahrscheinlich, dass zumindest einige anschlussfähige interpretative Erfahrungen vorliegen, schließlich leben die Kommunizierenden zur gleichen Zeit, sie befinden sich am gleichen Ort. Auch die Gelegenheit zur Folgeinteraktion erhöht das Verstehens- und Verständigungspotenzial: Sinn kann expliziert, Feedback zu vorgebrachten Geltungsabsichten gegeben werden. Kommunizieren in Kopräsenz ist dabei eine vergleichsweise intensive Erfahrung für die Teilnehmer, sie nehmen sich gegenseitig wahr, interpretieren sich, fokussieren ihre Aufmerksamkeit auf den anderen, sie erkennen sich im Kommunizieren gegenseitig an und bauen so vielleicht Vertrauen auf. Präsenzkommunizieren mit mehreren Teilnehmern begegnet darüber hinaus gruppensdynamischen Effekten: Wie LeBon⁴³⁶ und die moderne Sozialpsychologie⁴³⁷ ausführen, können sich bei Kopräsenz Emotionen auf andere Teilnehmer übertragen, sich sogar gruppenintern aufschaukeln.

Andererseits können beim kopräsenten Kommunizieren schon durch die Belegung geographisch naher Plätze nur verhältnismäßig wenige mitmachen. Alle, die geographisch oder

⁴³⁶ Vgl. LeBon, Dingeldey 1951.

⁴³⁷ Vgl. Aronson et al. 2004.

zeitlich zu weit entfernt sind, um von Schallwellen erreicht zu werden oder zuzuschauen, sind ausgeschlossen. Zudem ist der präszenzkomunikativ emittierte Signifikant flüchtig, er kann ja allein mit den Möglichkeiten des menschlichen Körpers nicht gespeichert werden.

10.2 Empirische Betrachtungen: Das präszenzhafte Kommunizieren des BKM

10.2.1 Präszenzhafte Kommunizieren des BKM im Überblick

Intensität des präszenzhaften Kommunizierens des BKM

Der BKM nutzt das präszenzhafte Kommunizieren intensiv: Mit rund 800 direkten kommunikativen Akten können wir über etwa die Hälfte des öffentlichen Kommunizierens primär dieser Kategorie zuordnen.⁴³⁸ Auch wenn das präszenzhafte Kommunizieren eine geringere Reichweite erzielt als das massenmedial vermittelte, spricht diese Relation doch eindrücklich für eine immense Relevanz des direkten politischen Kommunizierens und legt eine stärkere Fokussierung der politikwissenschaftlichen Kommunikationsforschung auf diese Form nahe. Bemerkenswert ist auch, dass die öffentlichen Veranstaltungen angesichts ihrer Relevanz im politischen Kommunizieren keiner demokratiebezogenen Regulierung unterliegen. Nur veranstaltungsrechtliche Vorgaben greifen hier.

Ressourcen und Kompetenzen des BKM

Der BKM verfügt im präszenzhaften Kommunizieren durchaus über gewisse Ressourcen. Er kann für Pressestermine die Räumlichkeiten und die technische Ausstattung der Bundespresskonferenz sowie des Bundeskanzleramts nutzen. Er verfügt über Personal, das in der Organisation derartiger Veranstaltungen versiert ist. Aufgrund der Reputation von Amt und Amtsträger ist der BKM in der Lage, hochrangige Mitprotagonisten für einen gemeinsamen Auftritt zu gewinnen. Er wird auch zu exklusiven kulturpolitischen Veranstaltungen eingeladen. Allerdings richtet der BKM abgesehen von Pressesterminen für Journalisten keine eigenen Veranstaltungen aus. Stattdessen tritt er bei öffentlichen Veranstaltungen anderer Träger auf. Nida-Rümelins Nachfolgerin im Amt, Christina Weiss, beschreibt die Einladungssituation näher:

„Es war für mich sehr einfach, teilzunehmen oder eingeladen zu werden, weil ich aus dem Kunstbereich komme und diese Leute, die die künstlerische Arbeit machen, kannte, auch aus früheren Zusammenhängen. Einladungen zu erhalten war also leicht, gehört zu werden war auch leicht; schwierig ist dann, wie man über diese Kunstöffentlichkeit hinaus an eine größere Öffentlichkeit kommt. Das heißt, ich habe versucht darauf zu achten, dass dazwischen immer Veranstaltungen waren, die nicht auf die Kunst beschränkt waren, sondern eine größere Öffentlichkeit erreicht haben. Sehr gerne eben live, ich halte dieses Auftreten als Person mit der eigenen Überzeugungskraft, mit der eigenen Sprache, mit der eigenen Leidenschaft für die Sache sehr wichtig.“⁴³⁹

Mit dem Verzicht auf eigene Eventplattformen verschenkt der BKM jedenfalls den Vorteil der unabhängigen Gestaltung der präszenzhaften Emission. Er muss sich so an die Vorgaben der Veranstalter halten, etwa was das Programm, die Rednerliste, den Stil etc. angeht. Die Auswahl der entsprechenden fremden Plattformen ist dabei durchaus von Diversität gekennzeichnet: Es finden sich etwa kulturbezogene Verbände wie der Börsenverein des Deutschen Buchhandels, kulturpolitische interessierte Unternehmen wie Bertelsmann und die Deutsche Bank, politische Akteure wie Bundespräsident, Bundeskanzler, Landesvertretun-

⁴³⁸ Insgesamt haben wir rund 1.530 öffentliche kommunikative Akte erfasst.

⁴³⁹ Kapitel VII.B.2.2.3 „Transkript Interview mit Prof. Weiss“.

gen und Botschaften sowie diverse Leitmedien, etwa der Tagesspiegel, und parteipolitische Einrichtungen wie das Kulturforum der Sozialdemokratie.

Wenn der BKM bei einer Veranstaltung körperliche Präsenz zeigt, erkennt er den ausrichtenden Akteur und sein Publikum, deren Branche und Thematik kommunikativ an⁴⁴⁰, während Veranstalter und Publikum den BKM durch Einladung, Präsenz und Aufmerksamkeit wertschätzen. Teilnehmer und Beobachter des Präsenzkommunizierens können dabei einen semantischen Transfer zwischen dem Signifikatskomplex des Veranstalters und dem des BKM vornehmen.⁴⁴¹

Publikum

Die Veranstaltungen, an denen der BKM teilnimmt, richten sich primär an folgendes Publikum: Fast 700 präsenzkommunikative Akte des BKM richten sich an die Kulturbranche, rund 100 Veranstaltungen sprechen primär Journalisten an.

Häufig kommuniziert der BKM dabei mit einem kleineren Publikum, etwa bei Museumsrundgängen in kleinen Städten, bei Pressekonferenzen oder bei den Lesungen in der Skylobby des Bundeskanzleramts. Besonders zahlreich sind präsenzkommunikative Akte mit mittelgroßem Publikum, beispielsweise Festakte oder Podiumsdiskussionen.⁴⁴² Seltener werden Großpublika adressiert, etwa bei einem Wahlkampfevent am Brandenburger Tor oder bei der Eröffnung des Jüdischen Museums in Berlin. Ein Massenpublikum kann der BKM aber durch die oben genannten physischen Limitationen des präsenzhaften Kommunizierens sowieso nicht erreichen.

Das Publikum setzt sich in erster Linie aus kulturpolitischen Multiplikatoren zusammen, darunter Entscheidungsträger der öffentlich-rechtlichen und privaten Kulturbranche, sowie Kulturprominenz, etwa berühmte Filmregisseure, Schauspieler, Literaten, Künstler. Regelmäßig treten hier auch Politiker mit und ohne kulturpolitische Kompetenzen sowie kulturpolitisches Verwaltungspersonal und Vertreter der Diplomatie auf. Einige Beispiele: Bei der Filmpreisverleihung sitzen die Filmszene, die prominenten Regisseure, Schauspieler, Produzenten und die Verbandsvertreter sowie Politiker aus den Ressorts Wirtschaft und Kultur im Publikum. Bei der Premiere im Berliner Theater findet sich das gehobene Bürgertum ein, zudem Theaterinteressierte aus Politik und Wirtschaft und Feuilletonjournalisten. Beim Rundgang des BKM auf dem art forum der art cologne treffen Galeristen, Vertreter der Kunstverbände, Mäzene aus der Wirtschaft, Künstler und Journalisten aufeinander. Beim Rundgang durch ein regionales Museum finden sich Vertreter der Kommunen, Museumspersonal, Vertreter der lokalen Kulturszene sowie SPD-Politiker und Lokaljournalisten. Das Who's who der deutschen Kulturbranche, Politik und Wirtschaft findet sich auf der Gästeliste zur Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin. Bei einer Rede im Bundestag steht der BKM vor dem Plenum der Abgeordneten und einigen bunt gemischten Besuchergruppen. Bei einer Podiumsdiskussion des SPD-Kulturforums setzen sich die Rezipienten aus SPD-Funktionären, SPD-Mitgliedern sowie SPD-nahen Kulturschaffenden und Journalisten zusammen. Bei einer Wahlkampfkundgebung finden sich SPD-Parteimitglieder, interessierte Bürger und Journalisten ein.

Es handelt sich bei Veranstaltungsrezipienten also primär um kulturpolitische Kompetenzträger, Multiplikatoren sowie intellektuelle, ‚schöngestige‘, prominente Meinungsführer. Der

⁴⁴⁰ Vgl. Kapitel III.9 „Basale Wirkungen des Zeichengebrauchs“.

⁴⁴¹ Vgl. Kapitel III.13.3.3 „Persuasive Strategien in der operativen Umsetzung“.

⁴⁴² Vgl. Codierung von Publikumsgrößen im Kapitel VII.A „Codebook“.

direkte Kontakt mit dem Bürger ist jedenfalls eher den Wahlkampfzeiten vorbehalten – abseits von Wahlkampfveranstaltungen bleibt die kulturpolitische Szene eher unter sich. Das Präsenzpublikum ist somit zwar womöglich kleiner als das mediale, aber es ist durch hochkarätige Redner und Gästelisten fachspezifischer ausgerichtet. Der Zugang beruht dabei auf der Zugehörigkeit zur kulturpolitischen Elite, die wiederum auf bestimmten sozialen und finanziellen Ressourcen sowie auf kommunikativen Kompetenzen beruht – Bourdieu arbeitet das entsprechende kulturelle Kapital in „Die feinen Unterschiede“⁴⁴³ ja sehr deutlich heraus. Natürlich ist die Kulturbranche auch Hauptbetroffene der Bundeskulturpolitik, was ihre exklusive Präsenz wiederum rechtfertigt. Es ist dabei wohl die sozialstrukturelle Ressource des politischen Rangs des Staatsministers bzw. Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, die dem BKM den Zugang zu dieser kulturpolitischen Elite eröffnet, weiter auch vorhandene soziale Kontakte und intellektuelle, rhetorische Fähigkeiten des Amtsträgers.

Die öffentlichen Veranstaltungen des BKM sind dem Präsenzpublikum gegenüber überwiegend monologisch ausgerichtet. Der BKM tritt als unidirektionaler Emittent auf, das Publikum übernimmt die Rezipientenrolle, es schweigt, es ist aufmerksam. Reden und Grußwörter werden unidirektional vorgetragen, rituelle Handlungen top-down vollzogen. Das Publikum hat so nur selten die Chance, aktiv zu kommunizieren, etwa in einer Fragerunde. So nimmt der Amtsträger eine kommunikative Führungsrolle wahr, entsprechende kommunikative Machtverhältnisse werden ausagiert und bestärkt. Da kein Dialog mit dem Veranstaltungsgast stattfindet, manifestieren sich Missverstehen und Konflikt nicht öffentlich. Dies stärkt einerseits die persuasive Kraft des BKM zusätzlich, andererseits werden schwelende Widersprüche nicht ausgetragen, keinem Konsens zugeführt. Debatten finden in diesem Rahmen höchstens als Schlagabtausch zwischen dem BKM und seinen Mitprotagonisten vor Publikum statt.

Da ein Achtel der präsenzhafte Akte primär Medienvertreter anspricht und zudem mindestens 130 der primär branchenorientierten Events auch von Journalisten begleitet werden, erreicht über ein Viertel der Botschaften im zweiten Schritt – entsprechende Berichterstattung vorausgesetzt – dann doch ein Massenpublikum ohne Zugangsbeschränkung. Damit steht die Frage im Raum, ob es sich überhaupt um originär präsenzkommunikative Veranstaltungen handelt oder ob diese Akte nur auf die massenmediale Verbreitung schießen, ob sie nur zu diesem Zweck inszeniert worden sind. Letztlich geht es dabei um die Frage, wer wen anzieht – der BKM die Journalisten oder die Journalisten den BKM. Wenn Massenmedien über Präsenzveranstaltungen berichten, multipliziert sich jedenfalls das Publikum, zu den Veranstaltungsgästen addieren sich die Medienrezipienten. Einige wenige erleben den BKM live, erfahren seine Botschaften aus erster Hand, der Rest rezipiert das Geschehen über das Schaufenster der Massenmedien. Das Präsenzpublikum ist geladen, live mit dabei, es interagiert auf Augenhöhe mit dem BKM und gehört damit zum Inner Circle der Kulturpolitik. Das Medienpublikum nimmt nur passiv auf, was in der Berliner Republik passiert. Die Massenmedien binden so einerseits die Bürger ins Geschehen ein, sorgen für Transparenz. Andererseits etablieren sie ein Machtgefälle zwischen den Bürgern und der Kulturbranche, indem sie die soziale Ressourcenverteilung ins Bild setzen.

Protagonisten: ‚Soli‘ und gemeinsame Auftritte

In manchen Veranstaltungen bestreitet der BKM bestimmte Programmparts alleine, in anderen tritt er gemeinsam mit weiteren Protagonisten auf. In Veranstaltungen sitzen diese bei-

⁴⁴³ Bourdieu 1982.

spielsweise mit auf dem Podium, treten als fachliche Experten auf oder halten ebenfalls Reden.

Die Mitprotagonisten des BKM bekleiden fast durchweg einen hohen kulturpolitischen Rang: Es handelt sich um Spitzenpolitiker, um führende Funktionäre von Kulturverbänden, um Chefs kultureller Einrichtungen und Unternehmen, um Stars der Kulturbranche, um wissenschaftliche Experten im Kulturbereich. Ins Auge fällt ein hoher Anteil von Ministerpräsidenten ostdeutscher Bundesländer. Auch die Exekutive des Bundes ist gut vertreten. Bundeskanzler Gerhard Schröder taucht fast schon regelmäßig auf, daneben finden sich je nach Themenfeld diverse weitere Kabinettsmitglieder, etwa Bodewig, Buhlmann, Schily und auch Bundespräsident Rau. Auch die Legislative auf Bundesebene ist als Protagonist präsent, vor allem in Gestalt von hochrangigen Vertretern, wie dem Bundestagspräsidenten Thierse oder führenden Mitgliedern des Bundestagsausschusses für Kultur und Medien. Im Wahlkampf kommen auch weniger prominente oder kulturnahe Bundestagsmitglieder zum Zug, wenn eine Veranstaltung in ihrem Wahlkreis stattfindet. Bemerkenswert ist im Gegensatz dazu die Unterrepräsentation der Landtage der Länder. Deren Vertreter sind höchstens im Wahlkampf in Form von Wahlkreisabgeordneten vertreten. Kommunen sind vor allem über den Verband des Deutschen Städtetags repräsentiert, daneben sind Vertreter der kommunalen Exekutive zu Veranstaltungen geladen, die in ihrer Kommune stattfinden. Kleinere Kommunen werden dabei nur im Wahlkampf bedient. Interessant ist weiter der hohe Anteil an europäischen und internationalen Akteuren, darunter Kultur- und Medienminister anderer EU-Staaten oder kulturelle und medienpolitische Repräsentanten internationaler Delegationen, etwa der Russischen Föderation oder Polens.

Die Mitprotagonisten aus der Kulturbranche verteilen sich schließlich recht gleichmäßig auf die öffentlichen und privaten Kultureinrichtungen, ihre Verbände und einzelne Kunstgattungen wie Literatur, Film, bildende Kunst, Architektur: Präsenz zeigen hier etwa der Deutsche Kulturrat, der Börsenverein, die Kulturpolitische Gesellschaft, der Börsenverein des Deutschen Buchhandels, die Bundesarchitektenkammer, der Zentralrat der Juden in Deutschland, der Deutsche Musikrat, der Deutsche Journalistenverband. Es finden sich weiter Repräsentanten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, der Kulturstiftung des Bundes, der Deutschen Welle, des Jüdischen Museums in Berlin sowie diverser Festspiele. Bei den privatwirtschaftlichen Kulturunternehmen treten führende Köpfe der Buchverlage, der Filmwirtschaft, der privaten Fernsehanstalten und des Kunstmarktes auf. Auch einzelne Künstler interagieren direkt mit dem BKM, hier findet sich eine bunte Mischung von Stars und Sternchen aus Hoch- und Popkultur, etwa Dirigent Kent Nagano, die Popgruppe Bro'Sis, der Schauspieler Kirk Douglas. Sämtliche Kunstsparten sind dabei vertreten.

Recht häufig kommunizieren auch Vertreter spezieller korporatistischer Gremien wie Verwaltungs- und Aufsichtsräte, Kuratorien, Jurys mit dem BKM. In diesem Rahmen ist auch eine Reihe wissenschaftlicher Berater engagiert. Weitere Wissenschaftsvertreter kommen bei geisteswissenschaftlichen Veranstaltungen ins Spiel, etwa Jürgen Habermas, Martha Nussbaum.

Einfache Bürger sind als öffentliche Mitprotagonisten wohlgerne nicht präsent. Die Vertreter der ‚Art World‘ bleiben also auch beim bundeskulturpolitischen präsenzhafte Gespräch weitgehend unter sich. Dabei sind hochrangige Repräsentanten der Kulturpolitik, öffentlicher und privater Kultureinrichtungen, der Kulturwirtschaft, der Kunstschaffenden recht gleichmäßig vertreten. Die auffallend häufige Präsenz der Ministerpräsidenten der Länder bildet wohl eine zentrale Konfliktlinie im Kommunizieren des BKM ab, nämlich die des kulturpolitischen Föderalismus, sie lässt sich als Persuasionsversuch interpretieren: Die ostdeutschen Minis-

terpräsidenten, die in dieser Debatte ja durchaus als Verbündete des BKM gelten dürfen, werden ins Boot geholt, sie können öffentlich bestätigen, zustimmen, während die westdeutschen Opponenten an dieser Stelle zwangsläufig stumm bleiben. In der relativ geringen Präsenz der Vertreter der Landtage könnten wir einen Beleg für deren schleichenden Kompetenzverlust zugunsten der Exekutive sehen. Das regelmäßige Interagieren des BKM mit Vertretern der europäischen und internationalen Kulturpolitik deutet eine transnationale Verflechtung im kulturpolitischen Kontext, in der kulturpolitischen Führung, Repräsentation und Debatte an.

Allerdings kann man dem BKM wohl nicht die Verantwortung für seine Gesprächspartner in die Schuhe schieben. Er nimmt zwar gezielt Veranstaltungseinladungen an, aber, wie oben ausgeführt, muss er sich dabei durchaus an die Wünsche der Organisatoren entsprechender Plattformen anpassen.

Effekte der Soli und gemeinsame Auftritte

Wenn der BKM alleine auftritt, heißt dies, dass er die Bühne für sich hat, nicht von einem anderen hinterfragt oder bestärkt wird. Er ist eine One-Man-Show, kann seine Botschaft ohne Unterbrechung, ohne Zwischenfragen an den Rezipienten bringen.

Anders gestaltet sich der Effekt einer geteilten Bühne, einem gemeinsamen Auftritt des BKM mit anderen Protagonisten: Der Amtsträger diskutiert nun mit anderen Repräsentanten, führt Gespräche, versucht zu überzeugen, handelt gemeinsam performativ etc. Die Protagonisten führen also Debatten in der Öffentlichkeit, sie vollziehen Rituale. Beide Akteure erkennen sich so gegenseitig an, sind bereit miteinander zu interagieren, halten die Position des anderen für der Argumentation wert.

Wie dieser gemeinsame Auftritt nun auf die Rezipienten wirkt, hängt von der Verständigungssituation ab: Besteht Harmonie, werden Interpretationen und Geltungsabsichten einhellig vorgetragen und wechselseitig bestätigt? Andere Auffassungen, alternative Deutungen werden in diesem Fall nicht thematisiert. Die persuasive Wirkung ist damit vermutlich intensiv, denn die hochrangigen Protagonisten summieren ihre kommunikative Macht, sie lösen eine Art „Schweigespurale“⁴⁴⁴ aus. Nicht-Verstehen und Widerspruch des Rezipienten gegen die vom BKM vertretene Interpretation werden so unwahrscheinlicher. Wenn die Protagonisten hingegen einen Konflikt austragen, Zweifel äußern, Pro- und Contra-Argumente vorbringen, erfährt der Rezipient mehrere Interpretationsalternativen. Er kann wählen, wird zu Reflexion und Meinungsbildung angeregt. Welche Interpretation er akzeptiert, hängt von seinem semantischen Potenzial und Prozessierungsregeln genauso ab wie von der relativen persuasiven Macht der Protagonisten. Im Schnitt wird die Wahl der BKM-Interpretation so unwahrscheinlicher; wenn sie allerdings akzeptiert wird, entfaltet sie in der bewussten Entscheidung tendenziell nachhaltigere Wirkungen.

Wenn der Kulturstaatsminister mit anderen Protagonisten gemeinsam auftritt, ist ein semantischer Transfer⁴⁴⁵ möglich. Rezipienten der entsprechenden Auftritte können Signifikatskomplexe, die sie mit den entsprechenden Körpern verbinden, mental dauerhaft verknüpfen. Für den BKM ergeben sich daraus je nach Interpretation seiner Mitprotagonisten diverse Effekte: Vielleicht steigt der Status des BKM im Kontakt mit seinem Gesprächspartner, vielleicht wird er dadurch aber auch interpretativ abgewertet. Vielleicht kommen neue Interpretationen zum ‚Image‘ des BKM hinzu: Ein wissenschaftlicher Experte kann Fachkom-

⁴⁴⁴ Noelle-Neumann 1982 und Kapitel III.12.2.5 „Öffentliche Meinung“.

⁴⁴⁵ Vgl. Kapitel III.13.3.3 „Persuasive Strategien in der operativen Umsetzung“.

petenz beisteuern, ein Popstar Sympathie und Glamour, ein Verbandsvertreter Branchenkompetenz. Ein einfacher Bürger kann Bürgernähe suggerieren.

Orte des Kommunizierens

Wir kommen zu den Orten, an denen der BKM im präsenzhafte Kommunizieren auftritt. Veranstaltungen für Journalisten, etwa Pressekonferenzen, Fototermine und Pressegespräche, konzentrieren sich auf Berlin, etwa ein Drittel der Events fand hier statt. Andere Bundesländer und das Ausland waren zusammen etwas mehr als jedes dritte Mal Veranstaltungsort. Dabei liegen die Bundesländer Bayern, Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Hessen mit vorn. Sachsen, Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern, Thüringen, Brandenburg, das Saarland und Baden-Württemberg werden seltener bedient. Einige Termine fanden auch im Ausland statt, die meisten davon in Frankreich. Auch Schweden, Belgien, Spanien, Italien und Russland kommen hier zum Zug.

Bei den Veranstaltungen für ein allgemeines Publikum zeichnet sich ein ähnliches Bild ab: Rund die Hälfte der Events fand in Berlin statt. Etwa Drittel der Veranstaltungen entfällt auf Westdeutschland. Das restliche Fünftel verteilt sich auf ostdeutsche Bundesländer ohne Berlin und das europäische Ausland. Die meisten dieser Veranstaltungen sind dabei in Großstädten wie München, Frankfurt, Hamburg oder Köln situiert. Nur Veranstaltungen mit parteipolitischem Bezug sind dezentraler angesiedelt, gerade im Wahlkampf werden dabei auch kleine Orte wie Troisdorf, Esslingen und Bad Windsheim aufgesucht.

Für nicht-parteilpolitische Veranstaltungen des BKM ist Berlin also der zentrale Austragungsort. Der dortige Hauptsitz des BKM und des BPA legen diese Schwerpunktsetzung wohl nahe. Zudem bedingt der Hauptstadtstatus Berlins, dass sich die politische, kulturelle und journalistische Szene hier konzentriert. In Berlin finden sich schließlich die Hauptstadtrepräsentationen der kulturpolitischen Verbände und der Kulturunternehmen, die Sitze der Bundesorgane, die Büros und Korrespondenten der Massenmedien. Der Emittent und ein Großteil des Publikums sind also vor Ort. Andere Bundesländer sind weniger stark vertreten. Sie werden dabei relativ gleich behandelt, nur Schleswig-Holstein und einige Stadtstaaten fallen aus dem Raster. Dabei konzentriert sich das Kommunizieren überwiegend auf die Großstädte. Nur im Wahlkampf werden auch kleine Kommunen eingebunden. Hier ist der BKM wirklich dezentral für die Rezipienten vor Ort erfahrbar. Auch einige ausländische europäische Staaten werden zum Schauplatz von BKM-Auftritten. Dies spricht durchaus für die Ansprache einer europäischen Öffentlichkeit und lässt sich als Internationalität, Weltläufigkeit des BKM interpretieren – insbesondere weil es sich dabei häufig um renommierte Veranstaltungen, Festivals handelt.

Die geographische Verteilung der Orte des Präsenzkommunizierens des BKM ist durchaus von Relevanz. Denn nur wer vor Ort ist, kann leicht rezipieren. Wer nicht vor Ort ist, ist gänzlich ausgeschlossen oder muss Ressourcen wie Reisekosten und Zeit aufwenden, um zum Emissionsort zu gelangen. Im kulturpolitischen Föderalismus sollten wohl alle Bundesländer, alle Gebiete gleich behandelt werden, so dass auch lokale Journalisten, die regionale Kulturszene, die Bürger vor Ort gleiche Chancen auf Veranstaltungsteilnahme und Rezeption der Botschaften des BKM besitzen. Andernfalls sind wohl ressourcenschwächere Teilnehmer ausgeschlossen, womit sich Machtungleichgewichte verstärken. Im Kommunizieren sorgen vor allem parteipolitische Maßnahmen im Wahlkampf für eine Dezentralisierung der Auftritte des BKM.

Präsenzkommunikative Formate und Stile

Sehen wir uns an, welche Formate der BKM nutzt, wenn er öffentlich präsenzhafte kommuniziert.⁴⁴⁶

Typisch ist erstens, dass der Amtsträger spricht: In fast allen präsenzhafte Akten äußert der Amtsträger mündliche Signifikantenkomplexe. Bei rund 60 Prozent der Veranstaltungen finden sich offizielle Redeparts, darunter zahlreiche monologische Vorträge, etwa ein Grußwort, eine Eröffnungsrede, eine Bundestagsrede, eine Laudatio. Häufig sind die offiziellen Redeparts auch in einer Diskussion mit anderen Protagonisten vor Publikum situiert. Hier übernimmt der BKM meist die Rolle des Podiumsgastes, selten interviewt er andere Protagonisten oder tritt als Moderator auf. Daneben finden sich bei fast allen Veranstaltungen informelle, dialogische Gesprächsanteile, also Smalltalk am Rande von Dinners, Rundgängen oder Sitzungen. Nur sehr wenige Veranstaltungen wie Kunstdarbietungen oder Gottesdienste kommen ganz ohne Redeanteil des BKM aus. Durch seine Redebeiträge übernimmt der BKM Führung: Er thematisiert, stellt seine Überzeugungen dar, setzt persuasive Strategien ein, argumentiert für seine Positionen. Insbesondere der Monolog spiegelt diesen kommunikativen Führungsanspruch, wobei sich der ranghohe Status des BKM im Sprechen und der untergeordnete Status des Publikums im Schweigen spiegeln.⁴⁴⁷

Zweitens ist der BKM per Definition in den Präsenzveranstaltungen präsent, und zwar in Form des Amtsträgers Nida-Rümelin. Der Amtsträger besucht beispielsweise eine Kunstausstellung, eine Vernissage, ein Museum, er begeht Kirchen und Baudenkmäler und schreitet über rote Teppiche. Seltener tritt der BKM im Rahmen einer Theater- oder Film Premiere auf. Rar macht er sich hingegen bei Konzert-, Opern-, Ballett-, Musical- und Kabarett Darbietungen sowie bei Lesungen. Auch an einigen öffentlichen Trauerfeiern nimmt er teil. Der BKM agiert hier demonstrativ als Stargast im Publikum. Dabei setzt er seinen Körper, seine Mimik, seine Gestik als Signifikanten ein, das Publikum rezipiert dies visuell. Als symbolischer Repräsentant der Bundeskulturpolitik adelt er entsprechende Veranstaltungen, ihre Protagonisten, ihr Publikum mit nationalem kulturpolitischem Rang. Andererseits beweist der Amtsträger so augenfällig seine Kunstsinnigkeit und Intellektualität. Seine Präsenz bei derartigen Events stellt den Kulturbezug seines Amtes demonstrativ dar. Weiter gibt der körperliche Auftritt Anstoß zu einem semantischen Transfer, Rezipienten können interpretativ den Glamour, die Solennität der Inszenierung mit dem Signifikatskomplex ‚BKM‘ verknüpfen. Auffällig ist dabei die Tendenz zur Vernissage und zum Premierenbesuch. Der Status des BKM als erster Mann der Kulturpolitik wird durch die Gelegenheit des exklusiven Erstbesuchs in Szene gesetzt.

Typisch ist weiter die Ausführung bestimmter Gesten: Fast 30 Mal überreicht der BKM einen gegenständlichen Preis. Weiter werden Orden, Kunstwerke, Geschenke, Schlüssel an andere Protagonisten übergeben, Kränze niedergelegt. Gängig ist auch das öffentliche Unterzeichnen: Der BKM unterschreibt zum Beispiel einen Vertrag, eine gemeinsame Erklärung, signiert ein Buch oder trägt sich ins Goldene Buch einer Stadt ein. Eher selten findet sich die Form der Grundsteinlegung per öffentlichen Spatenstich.

⁴⁴⁶ Im Bereich des nicht-öffentlichen Kommunizierens finden sich Formen wie Vier-Augen-Gespräche, Antrittsbesuche von Verbänden und Lobbyisten, Sitzungen des Kabinetts, der SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag, von Expertenkommissionen, von Beiräten, von Kuratorien.

⁴⁴⁷ Vgl. Kapitel III.10.2.1 „Präsenzhafte Kommunizieren des BKM im Überblick“.

In der körperlichen Präsenz des Amtsträgers wird der korporative Akteur BKM, ja die Bundeskulturpolitik überhaupt, symbolisch-personell repräsentiert, der BKM wird wahrnehmbar, sichtbar, hörbar, ansprechbar, erkannt und bekannt.⁴⁴⁸

Im symbolisch-gestischen Kommunizieren⁴⁴⁹ vollzieht der BKM performativ symbolische Policies, er zeichnet aus, nimmt Ehrungen vor, eröffnet Veranstaltungen, verändert Eigentumsverhältnisse, macht eine Schenkung, weiht ein Bauwerk ein etc. Einige dieser symbolischen Akte weisen gar rituellen Charakter auf, sie finden in regelmäßigen Zeitabständen statt. Der BKM spielt dabei meist die Hauptrolle, als bundeskulturpolitischer ‚Hohepriester‘ vollzieht er den entscheidenden Akt. Das präsente Publikum erlebt den performativen Akt präsenzhaf mit, es ist ins Ritual eingebunden, ist damit gruppendynamischen Effekten ausgesetzt, darf sich zugehörig fühlen. Die Zuschauer einer eventuellen massenmedialen Übertragung können dies am Bildschirm oder auf dem Pressefoto höchstens abgeschwächt nachvollziehen.

Veranstaltungsstil

Die öffentlichen präsenzhafte Auftritte des BKM sind durchgängig stark strukturiert. Spontane Zusammenkünfte finden sich nicht, ebenso wenig lockere, hemdsärmelige Veranstaltungen ohne festen Programmablauf. Insbesondere tagsüber sind die meisten Events geschäftsmäßig formalisiert, es gibt einen vorgegebenen Programmablauf, die Kleidung ist Business Casual. Ein Teil der Termine ist daneben feierlich angehaucht, hier werden festliche Vorträge gehalten, anschließend findet ein Empfang mit Prosecco und Häppchen statt. Seltenere lassen sich Events in ihrem Stil als staatlich repräsentativ und würdevoll beschreiben. Hier werden protokollarische Gepflogenheiten eingehalten, Staatssymbole wie die Deutschlandfahne sind präsent, Prof. Nida-Rümelin trägt einen schwarzen Anzug. Von Zeit zu Zeit findet sich auch ein glamouröses Event, die Protagonisten reisen in Limousinen an, sie tragen Smoking oder Frack, Champagner wird getrunken. Der BKM bewegt sich also vorwiegend in einem politisch-geschäftlichen Umfeld. Doch lässt sich dem Amt ein gewisser Glamourfaktor, ein staatsrepräsentativer und kultur- und medienbezogener Glanz nicht ganz absprechen.

10.2.2 Präsenzhafte Akte aus der Nähe

Wir betrachten nun zwei typische Gattungen im präsenzhafte Kommunizieren des BKM aus der Nähe, nämlich die Reden und die körperlich-gestischen Akte.

Die Reden des BKM lassen sich mit dem Holzhammer in zwei Varianten einteilen: die weitläufigen kulturellen Orientierungsreden und die konkreten policybezogenen Reden. Arbeiten wir anhand exemplarischer Dokumente⁴⁵⁰ jeweils überblicksweise heraus, was diese Reden kennzeichnet und welche Wirkungen sie gemäß dem Patchwork-Modell entfalten können.

⁴⁴⁸ Vgl. Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“.

⁴⁴⁹ Vgl. Kapitel III.13.3.4.12 „Symbolisches Kommunizieren“.

⁴⁵⁰ Als typische Vertreter der Orientierungsrede habe ich ausgewählt: Presse- und Informationsamt des Bundes 2001v, Presse- und Informationsamt des Bundes 2001w, Presse- und Informationsamt des Bundes 2002x, Presse- und Informationsamt des Bundes 2001x, Presse- und Informationsamt des Bundes 2001y, Presse- und Informationsamt des Bundes 2001z.

10.2.2.1 Kulturelle Orientierungsreden

Den Großteil der öffentlichen Reden des BKM würde ich zur Gattung der Orientierungsreden zählen. Anlässe für Äußerung dieser primär mündlich-sprachlichen Texte sind beispielsweise Preisverleihungen, Festakte, Eröffnungen künstlerischer Einrichtungen, Übergaben von Kulturgütern sowie künstlerische Festivals. Die monologischen Vorträge dauern zwischen 15 und 30 Minuten. Das Publikum besteht primär aus Repräsentanten der Kulturbranche.

Themen der Orientierungsreden

Der Amtsträger Nida-Rümelin bezieht sich in diesem Rahmen häufig auf grundlegende kulturpolitische Diskurse: Thematisiert wird dabei z. B. die deutsche Sprache, die kulturelle Identität, die kulturelle Integration, die nationale Geschichte, die kulturelle Bildung, die kulturellen Werte und das Verhältnis von Kultur und Politik. Seine policybezogenen und normativen Themen verpackt der BKM in ein Big Picture, er stellt die ganz großen historischen, politischen, ökonomischen, sozialen, insbesondere auch philosophischen Zusammenhänge her. Einige Beispiele:

„Es ist bemerkenswert, dass in Europa jeder Versuch der kulturellen Hegemonie in einer Katastrophe geendet hat. Und die Deutschen haben dabei eine besondere historische Schuld.“⁴⁵¹

„In der modernen industriellen und postindustriellen Gesellschaft, die durch raschen technischen Wandel, hohen Objektverschleiß und schwindendes Traditionsbewusstsein gekennzeichnet ist, entsteht das paradoxe Phänomen, dass sie trotzdem Sinn für historische Objekte entwickelt und Einrichtungen wie das Museum schafft, denen die Sicherung des kulturellen Erbes aufgetragen wird.“⁴⁵²

„Ich möchte – vor dem Hintergrund der aktuellen weltpolitischen Lage – noch ein anderes Thema ansprechen. In der Diskussion um die Beteiligung der Bundeswehr an militärischen Einsätzen im Kampf gegen den Terrorismus wird mitunter – jedenfalls in manchen Zwischentönen – historisch argumentiert.“⁴⁵³

„Schon seit einigen Dekaden besteht eine Kluft: Einerseits ist die Vermarktung von künstlerischen und publizistischen Leistungen durchaus lukrativ, andererseits ist die ökonomische Lage der Urheber dieser Leistungen nicht selten prekär. In den letzten Jahren hat sich diese Kluft vergrößert. Neue Medien haben zu Erweiterungen der Wertschöpfungsketten geführt, ohne dass sich dies in einer signifikanten Verbesserung der Situation von Schriftstellern, Publizisten und Übersetzern niedergeschlagen hätte.“⁴⁵⁴

Besonders häufig sind hier philosophische Bezüge:

„Zunächst möchte ich einen Schritt zurück gehen und generell etwas zum Verständnis von Sprache sagen. Es gibt von Ludwig Wittgenstein die These, dass die Sprache eine Lebensform sei. Wittgenstein und einige andere Philosophen dieser Zeit – Gilbert Ryle und John Langshaw Austin gehören ganz wesentlich dazu – haben eine Revolution eingeleitet, wie Sprache analysiert und verstanden werden kann. Diese Revolution hat Vorläufer übrigens interessanterweise gerade in der deutschen oder deutschsprachigen Philosophie. Aber sie hat sich erst in den 30-iger, 40-iger Jahren dieses Jahrhunderts wirklich durchgesetzt.“⁴⁵⁵

Charakteristisch für die Orientierungsreden des BKM sind weiter ethische Postulate, sind vage Vorgaben für ein kulturbezogenes Sollen und Dürfen:

„Der Terror des 11. September ist ein Anschlag auf die offene Gesellschaft. Aber die offene Gesellschaft darf nicht mit dem american way of life, darf auch nicht mit dem globalen Markt, ja nicht einmal mit christlich-abendländischer Kultur identifiziert werden. Die offene Gesellschaft ist die Grundlage einer

⁴⁵¹ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001z.

⁴⁵² Presse- und Informationsamt des Bundes 2002x.

⁴⁵³ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001x.

⁴⁵⁴ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001w.

⁴⁵⁵ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001z.

zivilen Ordnung des menschlichen Zusammenlebens und in ihrem Mittelpunkt steht ein humanistisches Ethos des Respekts und der Toleranz.“⁴⁵⁶

„Es sollte zur normalen Schul-Biographie aller gehören, in frühen Jahren zusammenhängend einige Monate – besser wäre ein ganzes Jahr – im europäischen Ausland gelebt und gelernt zu haben.“⁴⁵⁷

Regelmäßig streicht der BKM die Relevanz verschiedener Kunstformen für Wirtschaft, für Politik, für Gesellschaft, für die Kultur, das menschliche Leben überhaupt heraus:

„Dies mag erklären, dass das bleibende, das was in Traditionen verwurzelt ist, das was zur eigenen Identität beiträgt, das was aus der Vergangenheit bis heute Bestand hat, auch in den Museen gesucht und aufgefunden wird.“⁴⁵⁸

„Das Kino trägt dazu bei, Identitäten zu konstituieren – auf individueller wie kollektiver Ebene. Es trägt dazu bei, uns zu dem zu machen, was wir sind, indem es Weltmodelle und Menschenbilder kommuniziert, aber auch spezifische Themen und Probleme anspricht, die unsere Gesellschaft beschäftigen. Filme prägen Wahrnehmungen und Gefühle, Werte und Meinungen, Wünsche und Ängste. Sie bieten Orientierungen an, modellieren Verhaltensweisen, stiften Sinn und entwickeln Zukunftsvisionen.“⁴⁵⁹

„Filme haben nicht nur die Macht, zumindest für kurze Zeit Träume zu erfüllen und Traumata zu bewältigen. Sie bieten die Chance, über die eigene Situation und die anderer zu reflektieren; die Perspektiven und Lebensweisen anderer Menschen zu imaginieren, ihre Ängste und Wünsche kennen zu lernen – und dadurch auch die eigenen besser zu verstehen.“⁴⁶⁰

Der BKM flicht hier Stellungnahmen zu aktuellen kulturpolitischen Fragestellungen ein und erläutert Policy-Pläne:

„Ich weiß, meine sehr verehrten Damen und Herren, dass viele von Ihnen anlässlich dieser Preisverleihung nicht nur hören wollen, welche Erwartungen der Beauftragte der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien an den deutschen Film im allgemeinen und an die Drehbuchautoren im besonderen hat. Sie möchten erfahren, was die Bundesregierung tun wird, um Ihre Rechte als Autoren und Produzenten weiter zu stärken.“⁴⁶¹

„Die Bundesregierung wird engagierte Filme und Drehbücher, die den Balanceakt zwischen Ökonomie, Unterhaltung, Kunst und Kultur wagen, durch ihre Förderung weiter intensiv unterstützen. Der Deutsche Drehbuchpreis soll ein Anreiz sein, sich der Herausforderung zu stellen. Er ist eine Anerkennung für diejenigen, die dies so erfolgreich gewagt haben wie unsere Preisträger.“⁴⁶²

Weiter bezieht er Stellung in kunst- und kulturpolitischen Kontroversen, allerdings wird der Konflikt eher gediegen gehandhabt:

„Ich kann diese scheinbare Alternative, die sammelnde, bewahrende und forschende Funktion auf der einen und die präsentierende und vermittelnde auf der anderen nicht teilen, sie sind vielmehr einzelne Faktoren eines Funktionszusammenhanges, der als ganzes das Museumswesen definiert. Nur durch mutige und spektakuläre Ausstellung erhält das Museum die Resonanz und Akzeptanz, die (die, KW) Bereitstellung neuer Mittel, sei es der öffentlichen Hand, sei es von privaten Förderern und Sponsoren, möglich macht, mit denen wiederum Modernisierungen, Erweiterungen oder Neubauten von Gebäuden, aber auch die Einführung moderner Konservierungs- und Restaurierungstechniken oder der Ankauf neuer Sammlungsbestände realisiert werden können.“⁴⁶³

Die begrenzten rechtlichen und fiskalischen Kompetenzen des BKM spiegeln sich dabei durchaus im Redetext, etwa wenn der BKM von „mitwirken“ spricht:

„Meine Aufgabe sehe ich darin, maßgeblich daran mitzuwirken, einen vernünftigen, fairen Interessenausgleich zwischen allen Beteiligten herbeizuführen. In diesem Sinne bin ich mit der Bundesjustizminis-

⁴⁵⁶ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001y.

⁴⁵⁷ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001z.

⁴⁵⁸ Presse- und Informationsamt des Bundes 2002x.

⁴⁵⁹ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001v.

⁴⁶⁰ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001v.

⁴⁶¹ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001v.

⁴⁶² Presse- und Informationsamt des Bundes 2001v.

⁴⁶³ Presse- und Informationsamt des Bundes 2002x.

terin verblieben. Und ich bin zuversichtlich, dass die Lösung sowohl die Autoren als auch die Produzenten zufrieden stellen wird.“⁴⁶⁴

Eine zentrale Rolle spielt schließlich, die Leistungen der Bundeskulturpolitik für das Publikum in positivem Licht darzustellen:

„In einigen Bereichen sind hier durchaus bemerkenswerte Fortschritte gelungen. Ich habe mich dazu heute Nachmittag ausführlicher geäußert und beschränke mich deshalb hier auf drei Stichworte: Die Verbesserung des Urheberrechts durch den Entwurf eines Gesetzes zur Stärkung der vertraglichen Stellung von Urhebern und ausübenden Künstlern gehört zu den wichtigen kulturpolitischen Vorhaben der Bundesregierung in dieser Legislaturperiode“⁴⁶⁵.

„Vor rund dreißig Jahren begannen Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in den Städten eine neue Kulturpolitik. Ziel war es, die großen Kunst- und Kulturinstitutionen zu öffnen, Schranken, die durch unterschiedliche Bildungsvoraussetzungen errichtet wurden, einzureißen, die kulturelle Partizipation und ästhetische Erfahrung auch für diejenigen zu ermöglichen, deren Bildungshintergrund dies bislang erschwerte. Diese neue Kulturpolitik war über alle Maßen erfolgreich.“⁴⁶⁶

Stil der Orientierungsreden

Die Orientierungsreden des BKM lassen sich fast immer als förmlich-seriös oder intellektuell-philosophisch beschreiben. Regelmäßig werden anspruchsvolle geistreiche, künstlerische Zitate eingeflochten:

„ ‚Film is – in one word – emotion‘, verkündet Samuel Fuller in Godards ‚Pierrot le fou‘ apodiktisch.“⁴⁶⁷

„Und die Bereitschaft, auch die notwendigen Quälereien des Schreibprozesses bis zum Ende durchzustehen, wie es Patrick Süskind für das Buch zu ‚Rossini‘ beschrieben hat“.⁴⁶⁸

„Oder wie Reinhart Koselleck es ausgedrückt hat: Die Desorientierung in einer sich immer stärker verändernden Gegenwart, das Schrumpfen des ‚Erfahrungshorizontes‘ und die damit einhergehende Verkürzung des ‚Erwartungshorizontes‘, also der perspektivierenden Zukunftserwartung, befördern die Ausbildung eines historischen Bewusstseins als Medium kultureller Identitätsvergewisserung.“⁴⁶⁹

„Walter Benjamins Theorie der ‚Aura des Objektes‘ ist für das Verständnis des Museums von grundlegender Bedeutung.“⁴⁷⁰

Manchmal findet sich Pathos:

„Die Öffnung der Europäischen Union nach Osten hin, zu den Nachbarkulturen, mit denen die deutsche Kultur historisch so eng verwoben ist, bietet die Chance, eine Atmosphäre der Neugier, der Verständigung und des Austausches zu schaffen, wie sie sich beispielsweise zwischen Frankreich und Deutschland entwickelt hat. Es ist eine faszinierende Aufgabe, das nachzuholen und Europa in seinen neuen Konturen, die insbesondere Richtung Osten unscharf sind, kulturell erfahrbar zu machen.“⁴⁷¹

Von Zeit zu Zeit läuft der Text auf humorvolle Pointen hinaus:

„Wenn sich die runde Spule des Films im Projektor dreht, zeichnen sich im Kino-Dunkel leuchtende Bilder auf dem Rechteck der Leinwand ab. Das könnte uns in der Hoffnung bestärken, dass man diesem Medium sogar die Quadratur des Kreises zutrauen kann. Umso mehr, als sich die Filmrolle bereits in einer – wie Sie wissen sehr komplexen – Metamorphose aus einem zweifingerdicken, rechteckigen Stapel Papier entwickelt hat: dem Drehbuch.“⁴⁷²

⁴⁶⁴ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001v.

⁴⁶⁵ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001w.

⁴⁶⁶ Presse- und Informationsamt des Bundes 2002x.

⁴⁶⁷ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001v.

⁴⁶⁸ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001v.

⁴⁶⁹ Presse- und Informationsamt des Bundes 2002x.

⁴⁷⁰ Presse- und Informationsamt des Bundes 2002x.

⁴⁷¹ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001z.

⁴⁷² Presse- und Informationsamt des Bundes 2001v.

„Jahr für Jahr gehen unterdessen zehn mal so viele Menschen in Museen und Ausstellungen als in Fußballstadien. Das kulturelle Interesse an kulturellen Ausstellungen überschreitet das sportliche Interesse am Fußball um das zehnfache.“⁴⁷³

Persönliche Anekdoten, Erfahrungen brechen manchmal das hohe stilistische und inhaltliche Niveau, machen die Person Nida-Rümelin greifbar und seine politischen Forderungen plausibel:

„Ich habe auf einem Münchner humanistischen Gymnasium mein Abitur gemacht. Da ging es nicht so sehr darum, ob das Lateinische überlebt, was heute schon diskutiert wird, sondern ob das Griechische überlebt oder ob Französisch als Alternative zu Griechisch zugelassen wird. Ich gehörte zu den letzten Jahrgängen, für die der komplette Fächerkanon vorgesehen war, habe also vor der Kollegstufen- oder Oberstufenreform in Griechisch mein Abitur gemacht.“⁴⁷⁴

Oder:

„Mein fünfjähriger Neffe spricht jetzt gut Italienisch, Französisch und Deutsch fast fließend. Einfach weil seine Eltern zufällig in Fribourg leben und dieses spielerische Sprachenlernen fördern.“⁴⁷⁵

Die Reden zeichnen sich dabei durchgängig durch eine hohe Wertschätzung des Publikums aus: Freundliche Begrüßungen und Verabschiedungen, direkte Anreden des Publikums sorgen für einen freundlichen Rahmen. Der Staatsminister schreckt vor der *Captatio Benevolentiae* nicht zurück:

„Diese Fortschritte wären ohne die Fachkompetenz des Verbandes Deutscher Schriftsteller nicht möglich gewesen. Er ist der Motor, der die Entwicklungen vorantreibt und der für die Lösung vieler und komplexer Einzelfragen unverzichtbar ist.“⁴⁷⁶

Wirkung

Im Vortrag von Orientierungsreden gegenüber einem Präsenzpublikum übernimmt der BKM kommunikative Führung. Er gibt seine Interpretation bezüglich der großen Linien der kulturpolitischen Debatten vor. So nimmt er auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Rezipienten im Kontext von kultureller Identität, nationaler Geschichte, kultureller Bildung, kulturellen Werten sowie kultureller Integration Einfluss. Der BKM ist aufgrund seiner rechtlichen Befugnis, seiner philosophischen Kompetenzen, seiner sozialstrukturellen Ressourcen quasi Chef-Interpretierender des kulturellen Lebens in Deutschland. Er gibt federführend ein Verständnis der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft vor, definiert öffentlich, welche Prozessierungen im kulturpolitischen Bereich er unter Sollen und Dürfen fasst. Durch diese machtvollen Vorgabe suggeriert er den Rezipienten gleichschwingende Interpretationen, gibt so Anstoß zur gruppenbezogenen Identitätsgenese und Integration. Indem er die Bundeskulturpolitik, die Kulturbranche, die Bundespolitik, die Bundesrepublik repräsentiert, macht er diese wahrnehmbar, erfahrbar, hörbar, somit existent in den Interpretationen der Rezipienten. Weiter streicht der BKM die Leistungen einzelner Kunstgattungen heraus, lobt ihre Akteure. So erhalten diese Gattungen öffentliche Aufmerksamkeit, Wertschätzung. Weiter informiert er über konkrete Policies in diesem Kontext, erläutert diese. So stellt er Transparenz her, rechtfertigt Pläne in demokratischer Manier und sorgt durch Kommunizieren für implementativen Erfolg. Er stellt zudem seine Leistungen als Politiker, als Korporation BKM, als Parteimitglied der SPD heraus und trägt den Rezipienten so eine positive Beurteilung seiner politischen Leistung an. Auch der elaborierte, feinsinnige, intellektuelle Stil seiner Re-

⁴⁷³ Presse- und Informationsamt des Bundes 2002x.

⁴⁷⁴ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001z.

⁴⁷⁵ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001z.

⁴⁷⁶ Presse- und Informationsamt des Bundes 2001w.

den signalisiert dem Rezipienten, dass der Amtsträger aufgrund Fachkompetenz und ästhetischer Adäquatheit der richtige Mann am richtigen Platz ist.

10.2.2.2 Policybezogene Reden

Den kleineren Teil der Redebeiträge, darunter vor allem Bundestagsreden von BKM Nida-Rümelin, können wir als primär policybezogen auffassen. Auch diese Vorträge werden mündlich, weitgehend monologisch geäußert. Das Präsenzpublikum setzt sich hier z. B. aus Mitgliedern des Deutschen Bundestags zusammen.

Anlässe und Themen

Anlass dieser Reden ist häufig eine Bundestagssitzung. Der BKM nimmt hier Stellung zu kulturpolitischen Anträgen, einige Male spricht er im Rahmen einer Großen Anfrage oder einer Befragung der Bundesregierung, im Ausnahmefall auch zu einem Gesetzesentwurf, bei einer aktuellen Stunde oder zu einem Ausschussbericht. Interessanterweise tritt der BKM hier nicht im Rahmen der Haushaltsberatungen auf.

Hier dominieren die aktuellen, Hard-Policy-bezogenen Sachfragen. Es geht z. B. um den Kulturföderalismus, die architektonische Gestaltung des Berliner Schlossplatzes, die Medienpolitik, um Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus, den Hauptstadtkulturvertrag, die Kultureinrichtungen von Vertriebenen, die Buchpreisbindung usf. Dabei formuliert der BKM konkreten Handlungsbedarf, definiert Ziele, stellt politische Pläne vor und präsentiert Policy-Lösungen. Komplexe rechtliche und ökonomische Details werden vorgebracht:

„Es gab das Bemühen, dies über das Sammelrevers 2000 zu tun. Es hat sich aber erwiesen, dass es zumindest zweifelhaft ist, ob dieses Instrument angesichts der EU-Bedingungen und insbesondere der kartellrechtlichen Beurteilungen vonseiten der Europäischen Union zuverlässig ist.“⁴⁷⁷

„Der von uns vorgelegte Gesetzesentwurf ist europarechtlich abgesichert: 1985 gab es die Entscheidung Leclerc des Europäischen Gerichtshofes und es entspricht der ständigen Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes, dass nationale Buchpreisbindungen mit dem EU-Kartellrecht kompatibel sind.“⁴⁷⁸

„Es gibt ein Plus von 30 Prozent zwischen 1994 und 1998 auf 22 Millionen Besucher und eine Gesamtförderung in Höhe von 160 Millionen DM.“⁴⁷⁹

„Das Interessante ist, dass 50 Prozent der Besucher soziokultureller Einrichtungen zwischen 15 und 30 Jahre alt sind.“⁴⁸⁰

Die Argumente des Amtsträgers spiegeln häufig einen pragmatischen Mittelweg, eine Common-Sense-Logik:

„Jetzt geht es um eine in meinen Augen pragmatisch zu lösende Frage, spezifisch in Berlin, weil es dort zwei Einrichtungen gibt, die der Bund in seine alleinige Verantwortung übernommen hat: ein großes internationales Museum, das Jüdische Museum für 2 000 Jahre deutsch-jüdischer Geschichte, und das Mahnmal.“⁴⁸¹

Auch hier spiegeln die Texte, dass der BKM vergleichsweise geringe rechtliche und ökonomische Kompetenzen federführend für sich beanspruchen kann: Häufig „wirkt er mit“, „plädiert“, „kann sich vorstellen“, „hält für wichtig“:

„Dafür müssen wir natürlich auch noch bei den Haushaltspolitikern werben. Ich denke, dass das Land Berlin ebenfalls in seiner Verantwortung für diese Einrichtung bleibt. Das war die Basis der bisherigen

⁴⁷⁷ Deutscher Bundestag 2002b.

⁴⁷⁸ Deutscher Bundestag 2002b.

⁴⁷⁹ Deutscher Bundestag 2001.

⁴⁸⁰ Deutscher Bundestag 2001.

⁴⁸¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002y.

Beratungen. Deswegen plädiere ich dafür, bei dem zu bleiben und insofern der Beschlussempfehlung des Kulturausschusses zu folgen.“⁴⁸²

„Deswegen halte ich es für ganz wichtig, dass man die soziokulturellen Zentren angesichts dieser Konkurrenz stärkt.“⁴⁸³

„Ich glaube, die zentrale Aufgabe des Bundes im Bereich der Kultur ist es, den Ordnungsrahmen, in dem sich die kulturelle Entwicklung dieses Landes gestaltet, zu bestimmen, Rahmendaten zu setzen, die kunst- und kulturfreundlich sind. Von daher war es ein wichtiges Signal, dass der Bund diese Aufgaben, die übrigens auch von der Verfassung her Aufgaben des Bundes sind, übernommen hat.“⁴⁸⁴

„Meiner persönlichen Auffassung nach müssen wir in der nächsten Legislaturperiode eine Kraftanstrengung unternehmen, um sicherzustellen, dass sich die Einnahmesituation der Kommunen stabilisiert und dass sie in Zukunft nicht mit solch starken Schwankungen rechnen müssen, wie es gegenwärtig der Fall ist.“⁴⁸⁵

Die konkreten Entscheidungsträger sitzen also deutlich anderswo. Selbst bei der Buchpreisbindung, wo der BKM mit federführend agiert, betont er die Zustimmung anderer Akteure:

„Besonders erfreulich finde ich im Übrigen, dass das Bundeswirtschaftsministerium, das ebenfalls federführend war – der Vertreter des Bundeswirtschaftsministeriums kann heute wegen Krankheit nicht zugegen sein –, das Gesetz mit uns zusammen vorbereitet hat. Dieser Gesetzentwurf ist auch mit dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels als Vertreter der Buchbranche eng abgestimmt worden. Von daher haben in diesem Fall alle drei Akteure an einem Strang gezogen. Danke schön.“⁴⁸⁶

Auch hier streicht der BKM die Leistungen der Bundeskulturpolitik und der Kultur generell heraus:

„Das ist erst mal ein toller Erfolg, ein Erfolg der Kulturpolitik insgesamt in Deutschland.“⁴⁸⁷

„Wir haben in diesem Zusammenhang im Dezember des vergangenen Jahres ein Problem gut gelöst, nämlich die für den Kulturaustausch verheerende hohe Besteuerung ausländischer Künstler.“⁴⁸⁸

„Das heißt, wir haben mit dem Buchpreisbindungsgesetz eine Kulturfördermaßnahme beschlossen, die (keine) der drei Ebenen etwas kostet, wenn man einmal von den Arbeitsstunden unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Ausschuss absieht.“⁴⁸⁹

„Ich will nur eine einzige Zahl nennen. Die Hälfte aller Theater(-) und Opernbühnen der Welt befindet sich – man glaubt es kaum – in den drei deutschsprachigen Ländern Mitteleuropas. Wenn das keine Leistungsbilanz ist!“⁴⁹⁰

Stil

In seinen policybezogenen Reden tritt der BKM insgesamt seriös, formell, sachlich-nüchtern auf. Pathetische Gefühle, opulente Stilfiguren sucht man in seinen Ausführungen vergebens, auch werden die Policy-Details kaum in das Big Picture historischer, philosophischer, kultureller Debatten eingeordnet. Seine Sprache strotzt stattdessen von juristischen Fachtermini, fiskalischen Zahlen, von nicht näher erklärten Politikernamen. So richtet sich die policybezogene Rede wohl kaum direkt an den Bürger, sie ist nur den alten Hasen des kulturpolitischen Betriebs verständlich.

⁴⁸² Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002y.

⁴⁸³ Deutscher Bundestag 2001.

⁴⁸⁴ Deutscher Bundestag 2002a.

⁴⁸⁵ Deutscher Bundestag 2002a.

⁴⁸⁶ Deutscher Bundestag 2002b.

⁴⁸⁷ Deutscher Bundestag 2001.

⁴⁸⁸ Deutscher Bundestag 2002a.

⁴⁸⁹ Deutscher Bundestag 2002a.

⁴⁹⁰ Deutscher Bundestag 2002a.

Das zentrale Merkmal der Bundestagsdebatten ist nun auch im kulturpolitischen Kontext die Klärung politischer Fragen durch Argumentation, die Findung von Konsens als Lösung von Dissens. Der BKM hat meines Erachtens eine ganz spezielle Art, mit Konflikt umzugehen: Indem er ständig den Konsens beschwört, stellt er seine Existenz interpretativ her, während der Konflikt in der Nichtwahrnehmbarkeit versinkt oder der Vergangenheit angehört.

„Die erste Bemerkung ist die, dass wir, wie ich denke, nicht das große Ausmaß von grundsätzlicher kulturpolitischer Gemeinsamkeit, das nach meinem Eindruck in diesem Hause hinsichtlich des sensiblen Themas der Gedenkstättenarbeit und der Erinnerungskultur besteht, verdecken sollten.“⁴⁹¹

„Ich will dazu nur sagen: Wir, Bund, Länder und Gemeinden, haben eine gemeinsame Verantwortung für die kulturelle Entwicklung dieses Landes.“⁴⁹²

„Frau Präsidentin! Meine sehr geehrten Damen und Herren! Herr Kampeter, wir waren in den vergangenen Monaten nicht immer einer Meinung. Ausweislich dessen, was Sie hier vorgetragen haben, sind heute die Übereinstimmungen groß.“⁴⁹³

Euphemistisch formuliert er:

„Wir haben mit den Ländern die eine oder andere Differenz auszuräumen. Das haben wir uns bis Dezember vorgenommen. Ich will aber doch anmerken, dass wir uns aufeinander zu bewegt haben.“⁴⁹⁴

„Ich meine, dass wir eine Lösung finden können. Meine Hoffnung ist, dass diese kooperative Grundhaltung, die ich auch gegenüber den Ländern und den Kommunen in den vergangenen Monaten festgestellt habe und die unsere Beratungen hier im Hause – vor allem im Kulturausschuss und zwischen Exekutive und Parlament insgesamt, aber auch im Haushaltsausschuss und den anderen in Kulturangelegenheiten mitberatenden Ausschüssen – geprägt hat, fortbesteht.“⁴⁹⁵

Manchmal nimmt der BKM Konflikte humorvoll auf die Schippe:

„(D)er preußische König Wilhelm (wurde, KW) in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen. Das war erst möglich, nachdem der bayerische König ihm die Kaiserwürde angetragen hat. Ich halte das für eine ganz gute Verbindung und – verstehen Sie die Tendenz, dass sich Bayern offensichtlich in Berlin zunehmend Berliner oder – wenn Sie so wollen – preußischen Dienstherrn unterstellen, nicht falsch – Bayern und Preußen für unterdessen gleichberechtigt. Das wird auch – so habe ich es verstanden – durch die Anwesenheit des Staatsministers aus Bayern, dort zuständig für Kunst und Wissenschaft, unterstrichen.“⁴⁹⁶

Deeskalierend wirkt auch das Entgegenkommen des BKM den Ländern und Kommunen gegenüber:

„Ich persönlich bin der festen Überzeugung, dass es ein Irrweg in der Debatte um die Systematisierung der Kulturaufgaben von Bund und Ländern wäre, wenn dieser Bereich ganz dem Bund zugeschrieben würde, (...) weil damit die nahe an der Bevölkerung orientierte Arbeit ins Hintertreffen geriete. Wir brauchen die Kommunen und wir brauchen die Länder in der Verantwortung.“⁴⁹⁷

„Gerade als Vertreter der Kulturpolitik des Bundes sollten wir deswegen immer darauf hinweisen, dass die kulturpolitische Gestaltungskraft in Deutschland nach unserer Auffassung bei den Kommunen und den Ländern angesiedelt sein sollte.“⁴⁹⁸

Fraglich ist, ob sich diese quasi performative Deeskalationsstrategie als persuasiv erweist. Zumindest geht sie meist reibungslos über die Bühne des Bundestags. Nur einmal funkt der FDP-Abgeordnete Hans-Joachim Otto dazwischen:

⁴⁹¹ Deutscher Bundestag 2002e.

⁴⁹² Deutscher Bundestag 2002a.

⁴⁹³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002y.

⁴⁹⁴ Deutscher Bundestag 2002a.

⁴⁹⁵ Deutscher Bundestag 2002a.

⁴⁹⁶ Deutscher Bundestag (Hg.): Plenarprotokoll 14/063,143. Sitzung. Berlin, 18. Januar 2001

⁴⁹⁷ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002y.

⁴⁹⁸ Deutscher Bundestag 2002a.

„Mit Bezug auf Ihre Gespräche mit den Ministerpräsidenten sagten Sie: ‚bei allen Übereinstimmungen im Detail‘. Mir geht es jetzt eher um die Übereinstimmung im Grundsatz.“⁴⁹⁹

Nun wird auch der Staatsminister etwas konfliktfreudiger:

„Herr Otto, da irren Sie sich, und zwar in beiden Punkten. Die Kultusminister der Länder haben den Wunsch geäußert, dass diese Stiftung ihre Arbeit nur in Fusion mit der Kulturstiftung der Länder aufnimmt. Entgegen dem, was ich etwa im Mai vorgeschlagen habe, haben sie keine getrennten Verantwortlichkeiten unter einem gemeinsamen Dach, sondern eine vollständige Integration gewollt.“⁵⁰⁰

Zwei Vergleiche

Lassen Sie uns die policybezogene Konsensstrategie von BKM Nida-Rümelin kurz mit seinem Vorgänger und seiner Nachfolgerin im Amt vergleichen:

Vorgänger Michael Naumann entspricht wohl durchaus eher dem Typ Scharfmacher. Er fährt direkte Angriffe auf die Opposition und einzelne Mitglieder des Deutschen Bundestags, seine Spitzen sind zynisch, ironisch und rhetorisch ausgefeilt:

„(...) dieser Antrag ist zweifellos der merkwürdigste Abspann zu einem sehr lange dauernden, 16-jährigen Film, den ich je gelesen habe. Was Sie in Wirklichkeit hier vorgelegt haben, womit ich *cum grano salis* übereinstimme, ist die Reparaturanleitung zu der vergangenen Filmförderungs politik Ihrer Legislaturperioden.“⁵⁰¹

„Ich stelle fest: Die F.D.P. kritisiert die Erhöhung der Fördergelder im kulturellen Bereich, die vor allem Kinder- und Dokumentationsfilmen zugute kommt.“⁵⁰²

„Herr Abgeordneter, ad 1: Die Bundesregierung ist durchaus zufrieden und stolz darauf, dass sie in einem wesentlich höheren Maße, als das die vorige Regierung vorgesehen hatte, nach den damals anstehenden und jetzt fast abgeschlossenen gesetzlichen und auch politischen Sanierungsmaßnahmen an dem bekanntermaßen in nicht gerade solidestem Zustand übergebenen Bundeshaushalt in der Lage war, die Stadt Bonn – sowohl hinsichtlich ihrer Bevölkerungszahl als auch hinsichtlich des Sachverhalts, dass die berühmte Museumsmeile ganz vom Bund finanziert wird – zur vollen Zufriedenheit sowohl der Oberbürgermeisterin, Frau Dieckmann, wie auch des Kulturreferenten, Herrn von Uslar, mit Mitteln auszustatten.“⁵⁰³

„Das ist eine legitime Frage. Ich beantworte sie zur Hälfte.“⁵⁰⁴

„Diese Regierungskoalition hat mit dem vorliegenden Gesetzentwurf nach jahrelangem Stillstand auf diesem Feld einen Durchbruch geschafft. Bekanntlich war das nicht unser Stillstand.“⁵⁰⁵

„Herr Otto, das schöne Erlebnis war ja, dass im Grunde genommen alle Kulturpolitiker im Kulturausschuss in dieser Sache einer Meinung waren. Es ist natürlich auch klar, dass Sie mehr gefordert haben, als Sie in den vergangenen 16 Jahren auch nur ansatzweise haben erfüllen können. Wir alle gemeinsam haben ja den Widerstand erfahren.“⁵⁰⁶

Im Experteninterview im Rahmen dieser Dissertation beurteilt Naumann die deutsche Streitkultur als ‚agonal‘ – eine Eigenschaft, die ihm nicht unbedingt missfällt:

„Das heißt, in Deutschland wird politisch immer gewissermaßen unter dem Aspekt ‚Sieger und Besiegte‘ diskutiert. Ich habe nicht den Eindruck, dass sich die öffentliche politische Diskussion in Deutschland (...) von diesem geradezu Shakespeareschen Grundmuster entfernt hätte. Wir diskutieren immer auf Leben und Tod und immer in der Absicht, den anderen argumentativ zu besiegen und weniger in der Absicht – da schließe ich mich selbst nicht aus – in der Diskussion eine vernünftige Antwort auf das jeweilige Thema zu finden. Man kann es auch so sagen: Die deutsche politische Diskussion ist immer ei-

⁴⁹⁹ Deutscher Bundestag 2002.

⁵⁰⁰ Deutscher Bundestag 2002.

⁵⁰¹ Deutscher Bundestag 2000b.

⁵⁰² Deutscher Bundestag 2000b.

⁵⁰³ Deutscher Bundestag 2000a.

⁵⁰⁴ Deutscher Bundestag 2000b.

⁵⁰⁵ Deutscher Bundestag 2000.

⁵⁰⁶ Deutscher Bundestag März 2000.

ne Rechthaberdiskussion gewesen, das macht auch ihren Reiz aus. Bei uns geht es eben etwas dramatischer zu.“⁵⁰⁷

Christina Weiss, die Nachfolgerin von Prof. Nida-Rümelin, packt die Abgeordneten ebenfalls nicht unbedingt mit Samthandschuhen an, wie z. B. ihre Rede zum Antrag zur Stiftung Staatsoper unter den Linden zeigt:

„Frau Präsidentin! Meine Damen und Herren! Als ich das erste Mal von diesem Antrag hörte, über den wir heute befinden, glaubte ich, irgendjemand hätte die Zeit zurückgedreht.“⁵⁰⁸

„Man hat ein wenig den Eindruck, dass Sie die ganze Diskussion dieses Jahres verpasst haben und dass Sie sich nun vor den Karren von Einzelinteressen spannen lassen, (...) um im letzten Moment durcheinander zu bringen, was längst auf einem guten Wege ist.“⁵⁰⁹

„Die Opposition verlangt, in diesen schwierigen Zeiten ein Mehrfaches auszugeben. Dass das nicht möglich ist, ist nicht nur für diejenigen leicht zu erkennen, die sich mit dem Haushalt befassen. Der Vorschlag der Union, für die Staatsoper eine andere Institution zu opfern, ist fahrlässig und unausgegrenzt.“⁵¹⁰

Die konsensuelle Strategie des BKM ergibt sich also nicht zwangsweise aus der vergleichsweise begrenzten Kompetenzausstattung. Dennoch mag eine moderierende Rolle in diesem Kontext erfolversprechender sein als eine dominante. Zudem betritt Nida-Rümelin die Bühne des Bundestags, als sein konfliktfreudiger Vorgänger im Zusammenhang mit spitzen Thesen zum Kulturföderalismus sein Amt niedergelegt hatte.⁵¹¹ Im Experteninterview weist Nida-Rümelin selbst darauf hin, dass seine Konsensbetonung dem Glätten von Wogen und der Kompetenzverteilung im Kulturföderalismus geschuldet sei:

„Das Gros der staatlichen Leistungen für die Kultur wird von den Kommunen erbracht – einschließlich der Stadtstaaten handelt es sich um einen satten zwei Drittel-Anteil – und gerade die Bundesebene sollte sich dieser Aufgabenteilung immer bewusst sein. Es wäre sicher falsch, den Eindruck zu erwecken, die kommunale und die Länderzuständigkeit seien nur noch marginal und die nationale Kulturpolitik sei das Entscheidende. Ich selbst habe in meiner Amtszeit versucht, die Konflikte, die in den ersten Monaten und Jahren noch zwischen Ländern und Bundeskulturpolitik bestanden, zu moderieren, im Wortsinne, also abzuschwächen, abzumildern, ohne aber zentrale Projekte wie die hochumstrittene Bundeskulturstiftung aufzugeben. Ich habe die Bundeskulturstiftung am Ende ja auch mit den Ländern durchsetzen können, gegen deren Widerstand wäre es sowieso gar nicht durchsetzbar gewesen. (...) Auf der anderen Seite besteht die Gefahr, dass das größere Medieninteresse an der nationalen Kulturpolitik, die ja grundsätzlich spannender ist als die sächsische oder die rheinland-pfälzische, nicht genutzt wird. Man wirkt in diesem Fall zwar nicht zu massiv und dominant gegenüber Kommunen und Ländern, aber das Amt wird zu einem normalen, administrativen, rein politischen Amt, das keine Diskurse mehr vermittelt, keine Brücken schlägt, sondern sich in erster Linie für bestimmte institutionelle Rahmenbedingungen, für Geldflüsse verantwortlich hält. Das entspricht jedenfalls nicht der ursprünglichen Intention, die dieses Amt nach Schröders Vorstellungen hatte.“⁵¹²

Wirkungen policybezogener Reden

Der BKM übernimmt in seinen policybezogenen Reden die kommunikative Führung. Er stellt Handlungsbedarf, konkrete Policies dar und erläutert sie. Er will so die Bundestagsabgeordneten und damit die Bürgerschaft von der Geltung dieser Policies als wahr bzw. richtig überzeugen und auch sein Amt und sich selbst als Amtsträger positiv darstellen. Seine eher geringen policybezogenen Rechte spiegeln sich im Redetext durch Formulierungen wie „Mitwirken“ oder „Vorschlagen“. Die Machtstrategie von BKM Nida-Rümelin ist daher der ‚Schmusekurs‘: kommunikatives Beschwören von Konsens und damit performatives

⁵⁰⁷ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Naumann“.

⁵⁰⁸ Deutscher Bundestag 2003.

⁵⁰⁹ Deutscher Bundestag 2003.

⁵¹⁰ Deutscher Bundestag 2003.

⁵¹¹ Im Interview hatte Naumann geäußert: „Der Begriff der ‚Kulturhoheit‘ taucht im Grundgesetz nicht auf. Er gehört zur Verfassungsfolklore“ (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2000b).

⁵¹² Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Naumann“.

Verschwindenlassen von Konflikt. Andere Amtsträger sind hier weniger dezent, insbesondere sein Vorgänger Naumann lässt es rhetorisch krachen.

Weiter zeigt sich in dem argumentativen Werben für die Policies, gerade im Deutschen Bundestag, ein Bekenntnis zur parlamentarischen Demokratie. Der BKM erweist dem Parlament als zentralem Ort der demokratischen Auseinandersetzung seine Referenz, indem er anwesend ist, sich gar von ihm herbeizitiert lässt, Rede und Antwort steht, sich von den Abgeordneten kritisieren lässt und seine politischen Maßnahmen rechtfertigt. Anders als ein absolutistischer Machthaber schweigt er nicht und befiehlt er nicht. Sondern er stellt seine Positionen und Gründe zur Debatte, interagiert voller Wertschätzung mit den Volksvertretern, bemüht sich sichtbar um ihre Zustimmung und damit auch um die Akzeptanz der von ihnen Repräsentierten. So wird das Machtverhältnis zwischen Bundestag und BKM, zwischen Regierungs- und Oppositionsfraktion, zwischen souveränem Volk und seinen Repräsentanten sichtbar ausagiert. Die performative Herstellung von Demokratie, das rituelle Kommunizieren ‚zum Fenster hinaus‘⁵¹³ ist wohl der Kern des Redeparlaments. Echte Verständigung über interpretative Geltung erfolgt hier schließlich wegen des meist starren Dualismus von Regierung und Opposition sowie der Vorabstimmung in Fraktionen und Ausschüssen kaum.

10.2.2.3 Körperlich-gestische Äußerungen

Im Folgenden zeichne ich exemplarisch einige körperliche, gestische Äußerungen im Präsenzkommunizieren des BKM nach und versuche eine persönliche Deutung, die sich möglichst nahe an institutionalisierten Prozessierungsregeln entlangbewegt. Sie werden sehen, dass sich mit Gesten und Körpern fast genauso viel sagen lässt wie mit Worten.

Kranzniederlegung

Der BKM legt im Oktober 2001 einen Blumenkranz in der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg nieder.⁵¹⁴ Vor Ort sind diverse Mitarbeiter der Gedenkstätten sowie Politiker und ein Journalistentross. Die Gedenkstätte in Flossenbürg interpretiere ich als Erinnerungsstätte an das Leid und den Tod der Opfer, die der nationalsozialistische Terror hier zwischen 1939 und 1945 forderte. Den Blumenkranz verstehe als Ring für Verbindung von Anfang und Ende, er besteht aus letztlich vergänglichen Materialien, aus Blumen, Blättern, Zweigen. Er steht gemeinhin für das Gedenken an die Toten. Wenn der BKM also in Flossenbürg einen Kranz niederlegt, trauert er als symbolischer Repräsentant für die Bundeskulturpolitik, für die Bundesregierung, für die Bundesrepublik und ihre Bürger. Ich würde meinen, dass er damit die Erinnerung an die Verbrechen lebendig halten, öffentliche Aufmerksamkeit für die Gräueltaten und das Leiden der Opfer schaffen will. Indem er den Kranz niederlegt, bestätigt er die Geltung der deutschen Schuld, übernimmt Verantwortung, trauert öffentlich. Er agiert hier mit seinem Körper, vollzieht eine physische Handlung, verstummt also vor dem Grauen dieser Taten.

Entgegennahme eines kriegsbedingt verbrachten Kunstwerks

Im Juni 2002 nimmt der Staatsminister für Kultur und Medien in Frankfurt a. d. Oder, am Südportal der Marienkirche kriegsbedingt verbrachte Kirchenfenster entgegen, die mit einem Lkw angeliefert werden.⁵¹⁵ Die Fenster gelten als bedeutende Kirchenkunst, als „gläserne

⁵¹³ Burkhardt 1995.

⁵¹⁴ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001k.

⁵¹⁵ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001k.

Bilderbibel“⁵¹⁶: Die „Glasmalereien bilden den bedeutendsten und umfangreichsten zusammenhängenden Bestand mittelalterlicher Glasmalereien im Land Brandenburg.“⁵¹⁷ Sie wurden kriegsbedingt nach Russland verbracht, galten lange als verschollen. Der Amtsträger spricht im Rahmen der Entgegennahme ein Grußwort vor einer Reihe von Journalisten, regionalen Politikern, Bürgern und Journalisten. Der Lkw wird offiziell geöffnet.

Die Kirchenfenster würde ich persönlich folgendermaßen interpretieren: Sie stehen für die deutsche Kultur, die im Zweiten Weltkrieg von den Siegermächten ins Ausland verbracht wurde, „Beutekunst“ also. Sie steht für die Kulturschätze der Deutschen, die aus eigener Schuld verloren sind. Sie repräsentieren auch die christliche Kunst in Deutschland, die Schätze der christlichen Kirchen.

Mit der zeremoniellen Entgegennahme vollführt der BKM hier einen performativen Akt: Wenn er dieses Kunstwerk in Empfang nimmt, der Kirche zurückgibt, heilt er quasi Kriegsschäden. Ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende ist das Kunstwerk endlich wieder am angestammten Platz, auf deutschem Boden, in einer deutschen Kirche. Der Amtsträger übt gleichzeitig auch eine notarielle Funktion aus, indem er durch die Übergabe beglaubigt, dass die Kunst in ordnungsgemäßem Zustand restituiert wurde.

Der BKM hat im Vorfeld mit der russischen Regierung über die Restitution dieser Kunstwerke verhandelt und eine Einigung erzielt. Diese sah die Rückführung der Kirchenfenster von russischer Seite im Gegenzug für die finanzielle Beteiligung deutscher Unternehmen an der Restaurierung einer im Zweiten Weltkrieg zerstörten russischen Kirche vor.⁵¹⁸ Dass der BKM dieses Kunstwerk rückführen kann, impliziert meiner Interpretation nach, dass er belastbare Kontakte ins Ausland besitzt, dass er sich versiert auf dem diplomatischen Parkett bewegen kann, dass er mächtig ist, sich gegenüber den ehemaligen Siegermächten durchsetzen kann.

Ist diese Restitution überhaupt berechtigt? Die damaligen Siegermächte scheinen jedenfalls bereit zur Verhandlung, zur Vergebung. Gleichzeitig interpretiere ich sie im Akt der Entgegennahme von Beutekunst nach wie vor als „Siegermächte“, die lange Phase der Feindschaft schwingt noch immer mit. Russland ist so Freund und Feind zugleich. Russische Vertreter sind interessanterweise auch nicht anwesend. So ist die Übergabe seltsam distanziert und irgendwie einseitig.

Der Lkw, in dem das Kunstwerk aniefert wird, bricht den geschichtsträchtigen Akt: Er profanisiert ihn durch interpretative Verknüpfung mit schnöden, wenig stilvollen Transporterfordernissen. Feierliche Stimmung kommt so nicht auf.

Premierenbesuch im Theater

Der Amtsträger besucht im April 2001 mit privater Begleitung die Premiere des Stücks „Gespenster“ in der Berliner Volksbühne.⁵¹⁹ Der Schauplatz ist ein geschichtsträchtiger Ort mit sozialdemokratischen Bezügen: Die Volksbühne steht am Rosa-Luxemburg-Platz, sie propagierte in ihrer Historie eine realistische Bühnenkunst mit dem Anspruch der kulturellen Bildung des Proletariats. Prof. Nida-Rümelin tritt hier als symbolischer Repräsentant der nationalen Kulturpolitik, der Bundesrepublik insgesamt auf.

⁵¹⁶ Bederke 2007.

⁵¹⁷ Soziokulturelles Zentrum St. Marien Frankfurt o. J.

⁵¹⁸ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001j.

⁵¹⁹ Vgl. Terminkalender Nida-Rümelin 2001.

Indem der Kulturstaatsminister einer Premieren-Inszenierung beiwohnt, erkennt er das Theater als kulturelle Einrichtung von nationalem Rang an. Er verschafft ihm öffentliche Aufmerksamkeit und Wertschätzung seitens der Politik. Er legt den Rezipienten eine interpretative Aufwertung dieser Einrichtung nahe. Abgeschwächt gilt dies auch für die Kunstform des avantgardistischen Theaters bzw. des Theaters überhaupt.

Der Kulturstaatsminister wiederum lässt sich damit als interessiert an niveaувollen, kunstsinnigen Theaterinszenierungen interpretieren. Dabei beweist er Geschmack: Er sucht eine Aufführung aus, die später von Kritikern hochgelobt wird, sie wird sogar vom Sender Arte verfilmt. Die private Begleitung betont den teils privaten Charakter der Präsenz, das genuin persönliche Interesse des Staatsministers am Kulturpolitischen auch nach Feierabend. Zudem werden so Einblicke in das Familienleben des Staatsministers gewährt, eine dynastische Assoziation liegt nicht fern. In der Auswahl einer der Arbeiterbewegung verbundenen Einrichtung wiederum beweist der Amtsträger sozialdemokratischen Stallgeruch. Indem der BKM hier auftritt, legt er den Rezipienten letztlich nahe, seine sozialen Ressourcen und künstlerisch-zeichenbezogenen Fähigkeiten höher zu bewerten.

Während der Premiereninszenierung steht allerdings nicht der BKM im Mittelpunkt, sondern die Schauspieler auf der Bühne. Der Amtsträger nimmt sich hier zurück, rezipiert schweigend, im Dunkel des Zuschauerraums. So erweist er der Kunst seine Referenz, nimmt seinen Machtanspruch zurück. Gleichermaßen untermauern aber der Besuch der Premiere und die guten Sitzplätze den ranghohen Status des BKM, als nationaler Repräsentant bewegt er sich selbstverständlich in diesen exklusiven Zirkeln, nimmt sein Recht wahr, unter den Ersten zu sein, die die Inszenierung sehen dürfen. Die ‚linke‘ Location, das hehre Gleichheitsideal wird also durch das Theater-Establishment und bildungsbürgerlichen Habitus konterkariert. Das Theaterpublikum selbst fühlt sich aufgewertet, schließlich ist es in der Nähe der Macht, gehört zum künstlerischen Inner Circle des Premierenpublikums. Das mediale Publikum hingegen partizipiert erneut nur aus der Distanz am TV-Bildschirm, durch die mediale Inklusion erfährt es erst die reale Exklusion.

10.3 Fazit: Kommunizieren bei Kopräsenz

Präsenzkommunizieren

Präsenzhaftes Kommunizieren erfolgt einstufig, also ohne Zwischenschaltung von dritten Personen oder technischen Medien. Die Interagierenden müssen kopräsent sein. Nur so reichen ihre körperlichen Fähigkeiten aus, um geäußerte Signifikanten wahrzunehmen. Das Präsenzkommunizieren erleichtert das Verstehen, denn Emittent und Rezipient kennen die situativen Bedingungen, können ihre Äußerungen aufeinander zuschneiden und dementsprechend interpretieren. Außerdem leben sie zur gleichen Zeit, befinden sich am gleichen Ort, womit die Wahrscheinlichkeit höher ist, dass sie bestimmte Institutionen des Zeichenhaften teilen. Weiter sind reziproke Rückfragen zum Sinn und Diskussionen über Geltung möglich. Auch die gegenseitige Aufmerksamkeit ist höher als im massenmedial vermittelten Kommunizieren, weil sich die beiden eher persönlich angesprochen fühlen, bei einer Veranstaltung sind sie vielleicht extra wegen einander gekommen. Gruppendynamische Effekte sind zudem möglich. Allerdings ist beim kopräsenten (politischen) Kommunizieren die quantitative, historische und geographische Reichweite strikt begrenzt.

Der BKM

Rund die Hälfte der öffentlichen kommunikativen Akte des BKM sind präsenzhaft. Auch wenn diese Form des Zeichengebrauchs nicht die Reichweite des massenmedialen erzielen kann, sollten wir sie von politikwissenschaftlicher Seite aus wohl nicht links liegen lassen. Auch Nida-Rümelins Nachfolgerin im Amt des BKM, Christina Weiss, betont im Experteninterview im Rahmen dieser Dissertation die Relevanz des präsenzhaften Kommunizierens:

„Es ist mit das Wichtigste, dass die öffentliche Kommunikation auch leibhaftig ist. Die Vermittlung über die Medien ist nur eine Seite, die zudem immer sehr verengt ist. Ich halte es für überaus wichtig, dass Politikerinnen und Politiker in der Öffentlichkeit sehr präsent sind, dass sie da sind, dass sie zum Anfassen sind, dass sie Gesprächspartner werden.“⁵²⁰

Der BKM Nida-Rümelin tritt dabei im Rahmen von durchstrukturierten Veranstaltungen auf. Er zeigt Körperpräsenz, meist übernimmt er zudem offizielle, monologische Sprecherparts oder diskutiert mit anderen Protagonisten vor Publikum. Daneben führt der Amtsträger diverse körperliche Handlungen aus, die sich häufig symbolisch oder performativ verstehen lassen. Er tritt beispielsweise demonstrativ als Besucher, Zuschauer, Zuhörer von Kulturdarbietungen auf, überreicht Preise und unterschreibt als Repräsentant der Bundeskulturpolitik bestimmte Verträge und trägt sich in Goldene Bücher ein. Dabei agiert der BKM teils als alleiniger Protagonist, teils teilt er sich die Bühne mit anderen hochrangigen Akteuren. Meist handelt es sich um exekutive Spitzenakteure aus der Europa-, Bundes- und Landespolitik und um Repräsentanten der Medien- und Kulturbranche. Bürger spielen als Mitprotagonisten keine Rolle. Im öffentlichen präsenzhaften Kommunizieren erreicht der BKM in der Regel ein mittelgroßes, fachspezifisches Publikum, Gäste sind dabei häufig Meinungsführer und Multiplikatoren aus der Kulturszene und der Politik. Außerhalb von Wahlkampfveranstaltungen sind Menschen wie du und ich meist nicht mit von der Partei. Der BKM kommuniziert mit seinem Publikum fast ausschließlich monologisch. Eine Debatte findet höchstens zwischen den Protagonisten auf dem Podium statt. Der Stil der Veranstaltungen mit BKM-Präsenz changiert, er reicht vom formalisierten politischen Tagesgeschäft hin zu staatlich-repräsentativen Feierlichkeiten bis zu glamourösen Events. Grundsätzlich verleihen die Auftritte bei Kultur- und Medienevents dem BKM mehr Glanz, als etwa die Bundesminister für Landwirtschaft oder Entwicklungshilfe erfahren dürfen.

In der öffentlichen körperlichen Präsenz symbolisiert der Amtsträger den BKM, er postuliert kommunikativ Geltung als Repräsentant der Bundeskulturpolitik, der Kulturbranche, der Bundesbürger, der Kulturnation Deutschland. Damit macht er diese Signifikatskomplexe für die Rezipienten sinnlich erfahrbar, verstehbar. Sie können von zahlreichen Rezipienten etwa der Kulturbranche, der Bürgerschaft in ihrer Geltung als existent, wahr, richtig, legitim akzeptiert werden und so integrative Wirkung entfalten. Weiter kann der BKM im symbolisch-repräsentativen Kommunizieren an Stelle der Repräsentierten performativ Handlungen, Rituale vollziehen. So wird die Bundeskulturpolitik handlungsfähig. Im Vollzug nimmt der BKM Einfluss auf bestimmte Deutungen, die eng mit dem historischen, kulturellen Selbstverständnis der Bürger zusammenhängen. So übernimmt er Führung mit Blick auf Identitäten und Integration oder teilt soziale Ressourcen wie Anerkennung durch symbolische Präsenz zu. Schließlich verleiht Prof. Nida-Rümelin der Bundeskulturpolitik seine Stimme. Als ressourcenstarker, machtvoller Repräsentant kann er einerseits kommunikativ monologisch führen, etwa im Kontext policybezogener Maßnahmen, andererseits kann er sich so in argumentative Getümmel werfen, seine Haltung rechtfertigen, Konflikte durch Argumentation oder sonstige persuasive Strategien lösen, Konsens herstellen. Damit erweist er den Diskussionspart-

⁵²⁰ Kapitel VII.B.2.3 „Transkript Interview mit Prof. Weiss“.

nern seinen Respekt, schätzt sie wert, bekennt sich zur demokratischen Form. Scherer, Geschäftsführer des SPD-Kulturforums, beschreibt im Experteninterview diese Redner-Rolle des BKM wie folgt:

„Insbesondere durch kulturpolitische Reden haben die drei ersten Kulturstaatsminister versucht, die politische Kultur zu interpretieren, unsere Herkunft und unsere Zukunft zu beschreiben. Die Kunst bestand darin, eine Brücke zu bauen zwischen langfristigen kulturellen Entwürfen und konkreten politischen Maßnahmen.“⁵²¹

„Mit den öffentlichen Reden von Johannes Rau als Bundespräsident, Wolfgang Thierse als Bundestagspräsident und Julian Nida-Rümelin als Kulturstaatsminister ist der öffentliche Diskurs nach links gerückt, Gerechtigkeit wurde zum roten Faden, der die öffentlichen Debatten verknüpfte.“⁵²²

⁵²¹ Kapitel VII.B.2.4 Transkript Interview Dr. Scherer“.

⁵²² Kapitel VII.B.2.4 Transkript Interview Dr. Scherer“.

11 Medien und Massenmedien im Zeichengebrauch

Welche Rolle spielen Medien und Massenmedien im Kommunizieren des BKM? Verfügt der politische Akteur über eigene mediale Plattformen oder greift er auf externe zu? Wer hat im Verhältnis Massenmedien und BKM die Hosen an? Welche Effekte zeitigt das mediale Kommunizieren?

Reflektieren wir zu Beginn, wie sich Medien und Massenmedien beschreiben lassen, was sie leisten und wie sie mit dem Bereich des Politischen zusammenhängen. An geeigneter Stelle lassen wir dabei Erkenntnisse der Medientheorie einfließen. Parallel nehmen wir uns das mediale und massenmediale Kommunizieren des BKM vor.

11.1 Relevanz des Medialen

Mit den Medien und Massenmedien integrieren wir einen überaus zentralen Baustein in das Patchwork-Modell. Seit jeher ist politisches Kommunizieren an Medien gebunden: Die ägyptischen Pharaonen ließen ihr Vermächtnis in Hieroglyphen auf die Wände ihrer Grabkammern kritzeln, der römische Kaiser Trajan stellte seine erfolgreichen militärischen Operationen auf einer Siegestsäule bildhaft zur Schau.⁵²³ Im 16. Jahrhundert fixierten die Reichsstände ihre Einigung auf die Formel ‚Cuius regio, eius religio‘ schriftlich im ‚Augsburger Reichsabschied‘.⁵²⁴ Im 19. Jahrhundert taktiert Reichkanzler Bismarck geschickt mit Depesche, Flugblatt und Zeitung, um seine außenpolitischen Ziele zu erreichen.⁵²⁵ Das nationalsozialistische Regime schließlich verbreitet seine politische Ideologie während des Zweiten Weltkriegs per Volksempfänger an die deutschen Haushalte⁵²⁶ und in den 1960er Jahren machen die Kandidaten Kennedy und Nixon das TV-Duell zum Höhepunkt des amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfes.⁵²⁷ Mit der digitalen Wahlplattform ‚myBarackObama.com‘⁵²⁸ tritt das Internet seinen medialen Siegeszug im politischen Kommunizieren an.⁵²⁹

Der technologische Fortschritt des letzten Jahrhunderts hat zur steten Ausdifferenzierung des Medienangebots geführt, globale kommerzialisierte Medienmärkte sind entstanden⁵³⁰, die Mediennutzung hat sich vervielfacht⁵³¹. Damit haben die Medien den Alltag, die Freizeitgestaltung, die Berufswelt und – entscheidend für uns – die Politik tiefgreifend verändert. Münch konstatiert gar die „kommunikative Revolution im globalen Maßstab“⁵³², eine „ungeheure Vermehrung, Beschleunigung, Verdichtung und Globalisierung von Kommunikation“⁵³³. Die Medien sind also das Gewand, das politisches Kommunizieren für die allermeisten Rezipienten heute trägt – ungeachtet der oben festgestellten Relevanz der präsenzhafte Form.

⁵²³ Vgl. Bennett 2001.

⁵²⁴ Vgl. Internet-Portal Westfälische Geschichte 2011.

⁵²⁵ Vgl. Kunczik 2002.

⁵²⁶ Vgl. Mühlenfeld 2006.

⁵²⁷ Vgl. Maurer et al. 2007.

⁵²⁸ Wimmer 2009.

⁵²⁹ Vgl. o. V. (o. J.).

⁵³⁰ Jarren konstatiert einen Strukturwandel des Mediensystems, der durch Ökonomisierung, Internationalisierung, technischen Wandel, neue Medientypen und den Wandel der Medienkultur gekennzeichnet sei (vgl. Jarren 1998).

⁵³¹ Im Jahr 2005 hat jeder Bundesbürger im Schnitt täglich zehn Stunden lang Medienangebote konsumiert (vgl. Ridder 2005).

⁵³² Münch 1992, S. 13.

⁵³³ Münch 1992, S. 13.

Auch der BKM nutzt im öffentlichen Kommunizieren die Medien und Massenmedien intensiv: Knapp 60 Prozent der erfassten 1.630 Kommunikationsakte werden primär medial vermittelt oder richten sich an Massenmedien.⁵³⁴ Daneben wird ein Teil der präsenzkommunikativen Akte, wie oben vermerkt, von Journalisten begleitet. Insgesamt steht so mit rund 1.060 Akten der Großteil des Kommunizierens des BKM in Bezug zu Medien oder Massenmedien und richtet sich damit indirekt an deren Rezipienten.

11.2 Basale Leistungen von Medien

Im Lateinischen meint Medium „in der Mitte Befindliches“⁵³⁵. Bis ins 18. Jahrhundert dienen Medien nach Mersch als durchscheinende, fluide Stoffe, in denen Wahrnehmung erfolgt.⁵³⁶ Anschließend wird das Medium zunehmend als „Mittel, vermittelndes Element“⁵³⁷ begriffen, als neue Funktion etabliert sich die Darstellung sprachlicher Repräsentationen. Im 20. Jahrhundert werden die nunmehr technologischen Medien schließlich als Mittel zur Übertragung, Speicherung und Vervielfältigung aufgefasst.⁵³⁸

Im Patchwork-Modell können wir den Medien im Kern drei Leistungen überantworten: Sie vermitteln Signifikanten zwischen Zeichennutzern über geographische und zeitliche Distanzen, die bei bloß körperlicher Emission und Rezeption nicht überbrückbar wären. McLuhan versteht Medien daher als „Prothesen“, sie seien „Erweiterungen bestimmter menschlicher Anlagen – seien sie psychisch oder physisch“⁵³⁹. Mediales Kommunizieren führe schließlich zum „global village“⁵⁴⁰, indem Ort und Zeit in sich zusammenfallen. Weiter vervielfältigen und vermittelten Medien Signifikanten an ein großes, gar disperses Publikum, was der Körper des Emittenten ebenfalls nicht hätte bewerkstelligen können. Habermas zufolge heben Medien das Kommunizieren so aus der „Provinzialität raumzeitlich beschränkter Kontexte“⁵⁴¹. In einem Satz: Medien erweitern den Rezipientenkreis geographisch, historisch oder zahlenmäßig über die Reichweite des körperlichen Vermögens der Interpretierenden bzw. Kommunizierenden hinaus.

Medien, die geographische Distanz überwinden, können wir dabei Transportmedien nennen. Wenn Medien Zeiträume überbrücken, nennen wir sie Speichermedien und wenn sie die Zahl der Rezipienten multiplizieren, heißen sie Vervielfältigungsmedien. Den so genannten Massenmedien gelingt üblicherweise ein zusätzliches Kunststück: Dank der Kombination der Transport-, Speicherungs- und Vervielfältigungsleistung sprechen sie ein disperses, also unbegrenztes, unbegrenzbares, anonymes Publikum, eine ‚Masse‘ an Rezipienten an.⁵⁴² „Ein Massenmedium ist ein Mittel, mit dem ein Adressant einer großen Menge von Adressaten eine (prinzipiell beliebige) Botschaft (*message*) oder Summe von Botschaften ausrichtet, unabhängig davon, ob die Erwartungen der Adressaten darin berücksichtigt sind oder nicht“⁵⁴³, formuliert Große.

⁵³⁴ Überschneidungen ergeben sich hier aus Präsenzveranstaltungen für Journalisten, die wir sowohl zum massenmedialen Kommunizieren wie auch zum kopräsenten Kommunizieren zählen.

⁵³⁵ Beck 2006, S. 165.

⁵³⁶ Vgl. Mersch 2006, S. 13, 19.

⁵³⁷ Große 2005.

⁵³⁸ Vgl. Mersch 2006, S. 13 ff.

⁵³⁹ McLuhan 1969, S. 26

⁵⁴⁰ McLuhan 1970, 115.

⁵⁴¹ Habermas 1981, I, S. 573.

⁵⁴² Vgl. Kritik am Terminus der Masse im Kapitel III.2.1.3 „Größe kommunizierender Gruppen“.

⁵⁴³ Große 2005, S. 137.

Zwischen der Emission der ‚Nikomachischen Ethik‘ von Aristoteles und ihrer Rezeption heute liegen zum Beispiel über 2.300 Jahre, ein schriftliches Speichermedium ermöglicht die Lektüre unseren Zeitgenossen. Zwischen dem Truppenbesuch Barack Obamas in Afghanistan und der Rezeption durch den deutschen Fernsehzuschauer liegen knapp 5.000 Kilometer, was die TV-Berichterstattung locker überwindet. Moderatorin Anne Will erreicht im Jahr 2010 mit ihrer TV-Talk-Sendung pro Folge im Schnitt 4,2 Mio. Fernsehzuschauer.⁵⁴⁴ Die für Kommunikationsmodelle typische Momentaufnahme eines Signifikanten, der gerade *on the fly* vom Emittenten zum Rezipienten ist, führt also in die Irre. So manches Mal liegen tausend Jahre oder 10.000 Meilen zwischen der produktiven und der rezeptiven Interpretation.

Überhaupt vermitteln Medien meines Erachtens nicht immer kommunikativ gerichtete Signifikanten, sie können auch bloß der nachgelagerten individuellen Interpretation dienen wie das Tagebuch oder das private Post-it. Interpretative Medien stehen daher entweder zwischen Emittent und Emittent in einem anderen Kontext oder – im Normalfall als kommunikativ genutzte Medien – zwischen Emittent und Rezipient.

11.3 Stoff der Medien

Doch aus welchem Stoff sind Medien überhaupt? Der Medientheoretiker McLuhan führt über 20 verschiedene Einzelmedien auf, darunter Waffen, Kleidung, Uhren, Geld, Brillen, Häuser.⁵⁴⁵ Der Systemtheoretiker Luhmann zählt Massenmedien, Geld, Liebe und Kunst⁵⁴⁶ zu den Medien, Baudrillard die „Konsum-Güter“⁵⁴⁷ und Virilio Fahrzeuge, Kutschen und Flugzeuge.⁵⁴⁸ Im alltäglichen Sprachgebrauch nennen wir Musik-CDs, die ARD, Pro 7, das Buch, das Internet, den MP3-Player, die Süddeutsche Zeitung und den Hollywood-Film ‚Medien‘. Mersch konstatiert so in seiner Analyse von Medienkonzepten eine Vielfalt an Materialien, Technologien, Funktionen und Organisationsformen.⁵⁴⁹ Gadamer zufolge macht diese Heterogenität das Medium zu einem „interessanten Wort“⁵⁵⁰.

Im Patchwork-Modell können wir eine erste Grenze des Medialen entlang der in Kapitel III.11.1 konstatierten Grundleistungen ziehen: Für uns sind nur Medien im Zeichengebrauch relevant, damit also solche, die durch Vermittlung eines Signifikanten den Rezipientenkreis geographisch, historisch oder zahlenmäßig über die Reichweite des körperlichen Vermögens des Zeichennutzers hinaus erweitern. Im alltäglichen Sprachgebrauch verwenden wir sogar das Wort Medium meist nur für etwas, das sprachliche, visuelle und akustische Signifikantengattungen verbreiten hilft. Olfaktorische, gustatorische oder gar dingliche Gattungen kommen zumindest in unserem Sprachgebrauch ohne ‚Medien‘ aus. Einen Parfumflakon, eine Weinflasche oder einen Werkzeugkasten würden wir wohl nicht als solches bezeichnen. Andere Dinge wiederum erfüllen die Voraussetzung der Signifikantenvermittlung nicht vollständig: Geld würde ich jedenfalls nicht als Medium bezeichnen. Denn eine Münze, ein Geldschein und ein Kontostand sind zwar zeichenhaft, sie lassen sich als Signifikanten für einen bestimmten finanziellen Wert interpretieren. Doch vermittelt, transportiert, speichert, vervielfältigt Geld über seine eigene Zeichenhaftigkeit hinaus keinen Sinn. Gleiches gilt für Autos, Flugzeuge, Konsumgüter, Waffen und Häuser. Typisch für das Mediale ist meines Erachtens die Huckepack-Situation: Medien nehmen andere Signifikanten auf die Schultern

⁵⁴⁴ Vgl. Handelsblatt 2010.

⁵⁴⁵ Vgl. McLuhan 1970.

⁵⁴⁶ Vgl. Luhmann 2007, 156 ff.

⁵⁴⁷ Baudrillard 1978, S. 100 f.

⁵⁴⁸ Vgl. Virilio 2008.

⁵⁴⁹ Vgl. Mersch 2006, S. 11.

⁵⁵⁰ Gadamer 1989, S. 715.

und vermitteln sie so über Zeit, Raum und an viele.⁵⁵¹ Ohne dieses Huckepack-Nehmen würde es reichen, von Signifikanten zu sprechen. Auch Macht würde ich im Patchwork-Modell nicht als Medium verstehen, denn sie ist ein Maß für die Chance auf Persuasion oder den Einfluss zeichenhafter Institutionen auf den Zeichengebrauch, auch sie vermittelt nichts Sinnhaftes.

Mit Blick auf den Stoff des Medialen würde ich weiter folgende Komponenten unterscheiden: erstens das Trägermedium, das als materieller Transporteur oder Speicher für Signifikanten daherkommt, etwa ein Blatt Brief- oder Zeitungspapier, ein CD-Rohling. Zweitens eine spezielle Transport-, Speicher oder Vervielfältigungstechnik, die mediale Vermittlung erlaubt, etwa das Schreiben auf dem Briefpapier, das Drucken auf das Zeitungsblatt, das Pressen von Daten auf die CD-ROM, die Rundfunktechnik. Diese Technik setzt sich dabei aus bestimmten materiellen Ressourcen und mentalen Kompetenzen zusammen. Drittens eine massenmediale Korporation, die umgangssprachlich häufig als Massenmedium bezeichnet wird.⁵⁵²

Bestimmte Medien eignen sich dabei zum Transport, zur Speicherung und zur Vervielfältigung bestimmter Signifikanten. Die Zeitung etwa bildet Schrift und Bild ab, der TV-Film schafft Raum für audiovisuelle Signifikanten, im MP3-Format lässt sich Akustisches speichern.

Trägermedium, Empfangsgerät	Medialer Emittent	Mediale Emissionstechnik	Mediale Rezeptionstechnik	Geeignet für Signifikanten	Geografische Distanz zwischen medialer Emission und medialer Rezeption	Zeitabstand zwischen medialer Emission und medialer Rezeption ⁵⁵³
Brief	Jeder Schriftkundige	Schreiben auf Briefpapier, Postsystem	Sehen, Lesen	Meist Schrift	Ja	Ja
Buch	Verlag, Autor	Bucherstellung, Buchdruck	Sehen, Lesen	Meist Schrift	Ja	Ja
Zeitung	Verlag, Journalist	Journalistische Redaktion, Zeitungsdruck	Sehen, Lesen	Meist Schrift	Ja	Ja
Radiogerät	Radio-station, Moderator	Hörfunkproduktion, Funk oder Internet	Radiogerät, Hören	Auditiv: Sprache, Musik	Ja	Live: nur technische Verzögerung. Aufzeichnung: Ja
TV-Gerät	TV-Station, Moderator, Schauspieler	TV-Produktion, Funk oder Internet	TV-Gerät, Sehen, Hören	Audiovisuell	Ja	Live: nur technische Verzögerung. Aufzeichnung: Ja
Telefon	Jeder Sprachfähige	Telefontechnik	Telefon, Hören	Akustisch: Sprache	Ja	Nein

⁵⁵¹ Vgl. Kapitel III.11.6.2 „Skizze: Wirkung des Mediums bzw. Massenmediums auf die Gestaltung der Emission“.

⁵⁵² Vgl. Kapitel III.11.4 „Typische Prozesse medialen Kommunizierens“.

⁵⁵³ Speichermedien überwinden die Zeit nach rückwärts, vorwärts blickt nur das wahrsagerische „Medium“.

DVD-Film	Filmproduktionsfirma, Schauspieler	Filmproduktion, DVD-Vertrieb	DVD-Player, Sehen, Hören	Audiovisuell	Ja	Ja
E-Mail-Datei	Jeder E-Mail-Kundige	PC- und Internettechnik, Blackberry	PC, Laptop, Mobiltelefon, Lesen	Meist Schrift	Ja	Ja, Echtzeit annäherungsweise möglich
Homepage	Jeder Programmierkundige	PC- und Internettechnik	PC, Laptop, Mobiltelefon, Sehen, Lesen, Hören	Alle	Ja	Ja
Chatroom	Jeder Chatkundige	PC- und Internettechnik	PC, Laptop, Mobiltelefon, Sehen, Lesen	Meist Schrift	Ja	Echtzeit annäherungsweise möglich
Handy	Jeder Sprachfähige ⁵⁵⁴	Mobilfunktechnik	Mobilfunktechnik, Hören	Meist akustisch	Ja	Bei Internet: Ja

Grafik III.5: Überblick über exemplarische Medienarten

Politische Medien

Es fällt ins Auge, dass für den politischen Bereich keine spezifische Medienart reserviert ist, vielmehr bedienen sich politisch Interpretierende und Kommunizierende gängiger Trägermedien und medialer Techniken. Besonders eignen sich dabei Medien, die den in der Politik häufig gewählten Gattungen sprachlicher, visueller und körperlich gegenständlicher Signifikanten Raum bieten, zum Beispiel Zeitungen, Briefe, E-Mails, Pressemitteilungen, Zeitschriften, Radio- und TV-Programme, Dossiers, Internetseiten, Kinofilme, Bücher, Videobotschaften. Einzelne massenmediale Emittenten beschäftigen sich allerdings vornehmlich oder ausschließlich mit dem politisch Zeichenhaften, etwa politische Nachrichtenmagazine wie ‚Der Spiegel‘ oder die TV-Talksendung ‚Anne Will‘.

11.4 Typische Prozesse medialen Kommunizierens

11.4.1 Individuelles Emittieren über Medien mit begrenzter Rezipientenzahl

Manche Medien, etwa der Brief, das Telefon, erlauben es dem individuellen Kommunizierenden, selbst in die Rolle des medialen Emittenten zu schlüpfen. Der Rezipientenkreis ist dabei eng beschränkt. Liebesbriefe, politische Telefonate, E-Mails oder Dossiers lassen sich vom Emittenten selbstständig als technisches Werkzeug nutzen, um Raum und Zeit zu überbrücken. Das Bundes- und Informationsamt verschickt beispielsweise eine Präsentation zur Atompolitik der Regierung an ausgewählte Lobbyisten, Bundestagsreferenten erstellen Dossiers für das On-Site-Briefing von Abgeordneten während einer Informationsreise nach Belgien und Kanzlerin Merkel telefoniert mit Bundespräsident Wulff zwecks der Entlassung von Thilo Sarrazin.

Der Emittent nimmt dabei eine produktive Interpretation vor, die medial erweitert wird. Er verknüpft also Signifikate auf Basis bestimmter Prozessierungsregeln mit bestimmten Signi-

⁵⁵⁴ Die Mobilfunktechnik erlaubt seit kurzem nicht nur die Überwindung des Raums zwischen einem stationären Emittenten und Rezipierenden, sondern auch die dynamische Bewegung beider Kommunizierender mittels mobiler Endgeräte.

fikanten, die er wiederum auf Basis bestimmter Prozessierungsregeln in ein Medium packt und sozial ausgerichtet emittiert. Da derartige Medien keine massenhafte Vervielfältigung der Botschaft vornehmen, richtet sich die Botschaft letztlich an wenige, recht klar definierte Rezipienten. Es handelt sich also um eine mediale One-to-one- oder One-to-few-Interaktion. Der Rezipient geht im Rahmen der Interpretation den umgekehrten Weg: Er prozessiert die medial transportierten/gespeicherten Signifikanten auf Basis spezifischer medialer sowie signifikantenbezogener Regeln mit adäquaten Signifikanten. Einige Medien, wie das Telefon, erlauben den beiden Akteuren dabei einen Ad-hoc-Dialog, andere sehen zumindest längerfristig einen Rollentausch zwischen Emittent und Rezipient vor, etwa E-Mail und Brief.

Diese Form des medialen Interagierens stellt Emittenten und Rezipienten vor einige Herausforderungen, die Kommunizierende in Staaten wie Deutschland aber durchaus bewältigen können⁵⁵⁵: Der Zugriff auf materielle Ressourcen wie einen Telefonanschluss, einen internetfähigen PC oder Briefpapier muss möglich sein. Neben kommunikativen Fähigkeiten zur Äußerung und zum Verstehen von Signifikanten sind auch medienspezifische Kompetenzen, also Wissen und Fertigkeiten im Umgang mit dem jeweiligen Medium erforderlich. Dazu gehören etwa das Bedienen einer Maus, das Schreiben von Schriftzeichen auf Papier oder der automatische Programmschlauf im TV.

11.4.2 Kommunizieren über Massenmedien

Kommunizieren über Massenmedien erlaubt dem Emittenten die Verbreitung kommunikativer Botschaften an ein disperses, also öffentliches, zahlenmäßig unbegrenztes und anonymes Publikum.⁵⁵⁶ Klassischerweise werden Presse, Hörfunk und TV als Massenmedien bezeichnet. Aufgrund korporativer Emissionsprozesse und der dispersen Verbreitung würde ich auch Bücher, Musik-CDs, Kinofilm-DVDs mit massenhafter Auflage hierzu zählen. Dem Internet möchte ich aufgrund der möglicherweise individuellen Emission einen Sonderstatus einräumen. Wir werden dies im folgenden Kapitel näher beleuchten.

Medienart	Emittent	Zahl regulär erreicher Rezipienten	Kommunikative Richtung, Rollentausch möglich?	Push, Pull
<i>Medien mit begrenztem Rezipientenkreis</i>				
Brief	Individuum	Einer	Monolog, ja	Push
Telefon	Individuum	Einer	Dialog, ja	Push
E-Mail am PC	Individuum	Einer	Monolog, ja	Push
Unternehmensbroschüre	Korporation	Viele	Monolog	Push
Ausstellungskatalog	Korporation	Viele	Monolog	Push
<i>Massenmedien</i>				
Buch-Bestseller	Korporation	Dispers	Monolog, nein	Pull
Zeitung	Korporation	Dispers	Monolog, nein	Push und Pull

⁵⁵⁵ Vgl. nähere Ausführungen in Kapitel III.5 „Fähigkeiten im Zeichengebrauch“ und III.6 „Ressourcen im Zeichengebrauch“.

⁵⁵⁶ Vgl. Maletzke 1963, S. 32.

Medienart	Emittent	Zahl regulär erreichter Rezipienten	Kommunikative Richtung, Rollentausch möglich?	Push, Pull
Radio	Korporation	Dispers	Monolog, nein	Push
Fernsehen	Korporation	Dispers	Monolog, nein	Push
Populäre Kinofilm-DVD	Korporation	Dispers	Monolog, nein	Pull
Populäre Musik-CD	Korporation	Dispers	Monolog, nein	Pull
Internet	Individuum, Korporation	Dispers	Multilog, ja	Pull

Grafik III.6: Exemplarische Interaktionssituationen im medialen und massenmedialen Kommunizieren

Massenmediale Korporationen

Im Kommunizieren über Massenmedien ist der Emittent keine Einzelperson. Denn die Emission von massenmedialen Botschaften ist besonders voraussetzungsvoll: Die komplexe Funktionsweise und die beabsichtigte Breitenwirkung setzen hohe ökonomische Leistungskraft und technische Ressourcen voraus, weiter auch rechtlichen Sachverstand sowie kommunikative Kompetenz, insbesondere bezüglich der Signifikantengattung, die über das Massenmedium verbreitet werden soll. Auch soziale Kontakte können erforderlich sein, etwa um Lizenzen zu erhalten oder um von politischer Regulierung zu profitieren.

Um die komplexen Prozesse eines Massenmediums herum bilden sich so korporative Kommunizierende aus, die die mediale Emission übernehmen, etwa die Buch-, Zeitungs- oder Musikverlage, die TV- oder Radiosender.⁵⁵⁷ Sie verfügen über eine rechtliche Organisationsform, materielle Ressourcen, sind hierarchisch organisiert und beschäftigen professionell ausgebildetes, spezialisiertes Personal wie Journalisten und Grafiker und etablieren strukturierte Arbeitsprozesse: Im Zeitungsverlag recherchieren beispielsweise Reporter kommunikative Themen, dabei beschaffen sie Informationen aus der natürlichen und sozialen Umwelt. Die Redaktionskonferenz diskutiert unter Führung des Chefredakteurs die Relevanz der Themen für das spezielle Zeitungsformat.⁵⁵⁸ Dabei orientieren sie sich dem Gate-Keeper-Ansatz⁵⁵⁹ zufolge an individuellen Erwartungen, Einstellungen oder äußeren Bedingungen wie Zeit oder Verfügbarkeit von Platz im Medium. Oder sie wählen Themen anhand von „Nachrichtenfaktoren“⁵⁶⁰ wie Bedeutsamkeit, Konsonanz, Überraschung, Kontinuität, Varianten, Personalisierung, Negativismus, räumlicher, politischer, kultureller Nähe, Prominenz usw. aus. Redakteure produzieren nun Texte und Bilder im digitalen Redaktionssystem. Die Werbeabteilung steuert Anzeigen bei. Der Chef vom Dienst erteilt die Druckfreigabe, die Schlussredaktion prüft Formalia, die Druckerei wickelt die Herstellung ab. Das Vertriebszentrum koordiniert schließlich die Auslieferung an Kioske und Abonnenten. Der Prozess des massenmedialen Emittierens ist also ein komplexer kommunikativer Produktionsprozess – in aufwendiger Kooperation werden Signifikate auf Basis bestimmter Prozessierungsregeln mit Signifikanten relationiert und regelgemäß im Medium fixiert und emittiert.

In Deutschland lassen sich dabei zwei Organisationsformen des massenmedialen korporativen Kommunizierenden unterscheiden: die privatrechtlichen, aus Werbeeinnahmen oder Abonnements finanzierten und die öffentlich-rechtlichen, gebührenfinanzierten Massenmedi-

⁵⁵⁷ Saxer spricht in diesem Zusammenhang von der sozialen und kommunikationstechnischen „Doppelnatur“ der Massenmedien (vgl. Saxer 1999, S. 6).

⁵⁵⁸ Vgl. Schulz 1997, S. 68 ff., Jarren, Donges 2006.

⁵⁵⁹ Vgl. Manning 1950, Breed 1955.

⁵⁶⁰ Galtung, Ruge 1965, Schulz 1997, S. 68 ff.

en. Erstere sind, was die inhaltliche Gestaltung anbelangt, vergleichsweise wenig reguliert und aufgrund ihrer Gewinn- und Marketingorientierung eher am Zielgruppengeschmack orientiert. Letztere sind rechtlich an ein bestimmtes qualitatives Niveau und eine inhaltliche Vielfalt des Programms gebunden.⁵⁶¹

Einstufiges und zweistufiges Kommunizieren über Massenmedien

Der Prozess des Kommunizierens über Massenmedien kann einstufig und zweistufig erfolgen: Erstens kann das korporative Medium selbst die kommunikative Initiative ergreifen. Anders als beim individuellen Mediengebrauch sind die personalen Initiatoren hier aber in eine korporative arbeitsteilige Hierarchie eingebunden. Die Redaktion des ‚heute journal‘ recherchiert beispielsweise politische Nachrichten, bereitet sie auf, lässt sie von Moderator Claus Kleber vortragen und emittiert sie täglich um 21.45 Uhr. Hier treffen vielfältige Interpretationen und Intentionen aufeinander. Einfluss auf die Gestaltung setzt hier also korporationsinterne Macht voraus.

Weiter kann das Kommunizieren über Massenmedien zweistufig erfolgen, die Initiative liegt dann bei einem Kommunizierenden außerhalb des Massenmediums, der dieses zur Verbreitung seiner Botschaft an ein disperses Publikum anregen möchte. Hier folgen zwei kommunikative Prozesse aufeinander: Zunächst äußert ein initialer Emittent Sinn in einem Signifikantenkomplex und richtet diesen, ggf. selbst medial aufbereitet, an ein korporatives Massenmedium.

Ein Bundestagsabgeordneter schickt beispielsweise seine Botschaft per Pressemitteilung an die FAZ. Falls der korporative mediale Akteur aufmerksam wird, nimmt er eine rezeptive Interpretation vor. Falls er die Geltungsabsicht des initialen Emittenten akzeptiert, kommuniziert er die Botschaft schließlich im Wortlaut oder auch modifiziert über die eigene mediale Verbreitungstechnik an ein disperses Publikum. Die FAZ redigiert zum Beispiel die Pressemitteilung und druckt sie in der Montagsausgabe als Nachricht auf Seite 4 ab. Zwischen den initialen Emittenten und den finalen Rezipienten schaltet sich also ein komplexes Aggregat von Personal und Technik, das bestimmte operative Voraussetzungen besitzt und eigenständig rezeptiv und produktiv interpretiert und kommuniziert. Wie die beteiligten Akteure mit dieser Situation umgehen, wer letztlich am Schalthebel dieses zweistufigen Emissionsprozesses sitzt, thematisieren wir in Kapitel III.11.6.2.

Das Kommunizieren der massenmedialen Korporationen mit ihrem dispersen Publikum ist dabei weitgehend monologisch, one-to-many ausgerichtet. Der Rezipient selbst kann kaum zum Emittenten massenmedialer Botschaften werden, höchstens im Leserbrief oder auf der Studiohotline hat er Gelegenheit, Feedback loszuwerden. Massenmediales Kommunizieren erfolgt also meist top-down, es folgt dabei dem Push-Prinzip. Zeitungen, Radio- und TV-Sender verbreiten damit pauschale Botschaften an alle, senden sie aktiv aus. Der Rezipient entscheidet sich en bloc dafür oder dagegen.

Massenmediale Rezeption

Der Rezipient interpretiert also den Sinn der massenmedial transportierten, gespeicherten Botschaften und beurteilt Geltung und etwaige Folgen. Auch der Rezipient benötigt hierfür ökonomische und technische Ressourcen, die ihm den Konsum der Botschaften erlauben, weiter muss er zeichenbezogene Fähigkeiten mitbringen, die ihm die Rezeption massenmedial fixierter Signifikantenkomplexe gestatten. Emissive mediale Kompetenzen und Ressour-

⁵⁶¹ Vgl. Bundesverfassungsgericht 1986.

cen sind allerdings aufgrund der monologischen Ausrichtung massenmedialen Kommunizierens nicht erforderlich.⁵⁶²

11.4.3 Individuelles und korporatives Kommunizieren über das Internet mit dispersem Publikum

Das Web 1.0 macht den klassischen Massenmedien mit der Demokratisierung der Emission Konkurrenz: Erstmals können mittels der Technologie des Internets nun auch Unternehmen oder politische Organisationen ein disperses Publikum direkt adressieren, denn das Programmieren von Homepages oder Newslettern ist im Vergleich zum Betrieb eines Massenmediums kostengünstiger und erfordert geringere Kompetenzen im Zeichen- und Mediengebrauch. Nichtsdestotrotz übersteigen die emissiven Anforderungen aber die Ressourcen des durchschnittlichen Internet-Users, der bereits mit dem Erlernen von Recherchefähigkeiten und sonstigen Internetkompetenzen ausgelastet ist. So bleibt er der Rezipientenrolle verhaftet, während die korporativen Akteure top-down und monologisch kommunizieren. Dabei ist das Internet durch seinen netzartigen, grenzenlosen Aufbau und den Einsatz von Suchmaschinen über weite Teile ein Pull-Medium. So picken sich die User individuell interessante Inhalte heraus, die pauschale und gezielte Verbreitung von Botschaften ist hier nicht möglich.

Im Web 2.0 brechen die User schließlich aus ihrer Rezipientenrolle aus, sie übernehmen zusätzlich die Rolle des medialen Emittenten. So sitzt nun plötzlich der individuelle Akteur selbst an den Schalthebeln der potenziell dispersen Verbreitung seiner Botschaften. Durch die userfreundliche Technologie der Social Media lassen sich – zumindest theoretisch – globale Publika ohne größere materielle Ressourcen oder professionelle kommunikative und mediale Kompetenzen ansprechen. Im Videokanal Youtube kann jeder sein selbstgedrehtes Video einstellen, auf Facebook kann der einzelne Beitrag eine virale Verbreitungsspirale auslösen. In der Praxis versinkt allerdings vieles im Nirwana des Web, die Rezipienten suchen sich höchst spezifische Nischen. Ein Multilog zwischen Usern, politischen Organisationen, privatwirtschaftlichen Unternehmen und klassischen Massenmedien ist hier durchaus möglich, jeder kommentiert den anderen. Die Bundeskanzlerin spricht in einer Videobotschaft die Bürger direkt an, in Mitmachportalen organisieren sich freiwillige Wahlkampfunterstützer, die ihre Peers für die Partei begeistern. Zudem wird die Anonymität des vormals dispersen Publikums durch die User-Profile wieder aufgehoben.

11.4.4 Kommunizieren des BKM über Medien und Massenmedien

Für den BKM spielt Vermittlung von Botschaften über Medien und Massenmedien eine äußerst zentrale Rolle: 930 Akte seines Kommunizierens sind primär medial vermittelt oder richten sich in erster Linie an Massenmedien, dies entspricht knapp 60 Prozent der insgesamt analysierten Akte des BKM. Zudem begleiten Massenmedien rund 130 Veranstaltungen des BKM, womit sich der Anteil der zumindest sekundär an Massenmedien gerichteten Akte am gesamten Datenkorpus auf rund zwei Drittel erhöht.

11.4.4.1 Emission des BKM über Medien mit begrenzter Rezipientenzahl

Dabei tritt der BKM nur sehr selten als Emittent von Speicher-, Transport- und Vervielfältigungsmedien auf. Er distribuiert nur eine Handvoll Flyer und Broschüren zum Amt und den

⁵⁶² Vgl. Kapitel III.5 „Fähigkeiten im Zeichengebrauch“ und III.6 „Ressourcen im Zeichengebrauch“.

Policies des BKM, etwa die kulturpolitische Dokumentation „Im Bund mit der Kultur“⁵⁶³. Diese Materialien nutzen schriftsprachliche und bildhafte Signifikantenformen. Sie werden vom Rezipienten visuell rezipiert. Die Auflage und damit der Rezipientenkreis dieser Druckmittel sind recht begrenzt. Ihr Stil ist teils sachlich-informativ, teils werblich aufbereitet.

Nur selten veröffentlicht der BKM Akte der Korrespondenz wie ein Kondolenzschreiben, ein Glückwunschtelegramm. Dabei werden schriftliche Signifikantenkomplexe emittiert, der eigentliche Rezipient und die Öffentlichkeit rezipieren visuell. Der BKM kommuniziert in dieser Form der medialen Emission top-down und monologisch.

11.4.4.2 Initiale Emission des BKM im zweistufigen Kommunizieren über Massenmedien

Die Massenmedien spielen im medialen, ja überhaupt im öffentlichen Kommunizieren des BKM die dominante Rolle: Rund 811 kommunikative Akte des BKM richten sich im untersuchten Zeitraum primär an klassische Massenmedien wie Presse, Hörfunk, TV. Zudem werden etwa 130 Veranstaltungen, die sich ursprünglich an ein Präsenzpublikum richten, massenmedial begleitet. Knapp 60 Prozent aller kommunikativen Akte des BKM richten sich somit primär oder zumindest auch an klassische Massenmedien. Hinzu kommen rund 50 Beiträge in Jahrbüchern, Festschriften u. Ä. und einige Werbeanzeigen.⁵⁶⁴ Schauen wir uns die initiale massenmediale Emission näher an.⁵⁶⁵

11.4.4.2.1 Massenmediale Zielgruppen des BKM

An welche Massenmedien richtet nun der BKM seine Botschaften?

Größe der gesuchten massenmedialen Publika

Wie groß sind nun die Publika, die der BKM im massenmedialen Kommunizieren gesucht hat? Wir können dies aufgrund der Begrenzung des empirischen Datenkorpus auf die vom BKM geäußerten Akte nur grob anhand der Verteilergröße des primär an Massenmedien gerichteten Kommunizierens eingrenzen, zur tatsächlich erreichten Publikumsresonanz liegen ja keine Daten vor.

Etwa die Hälfte dieser Akte, darunter typischerweise Pressemitteilungen und Einladungen zu Pressekonferenzen, wurden breit gestreut, richten sich an einen Standardverteiler von insgesamt 400 Journalistenkontakten, der sämtliche Gattungen und Arten klassischer Massenmedien abdeckt. Die andere Hälfte, darunter Interviews, Namensbeiträge, Hintergrund- und Pressegespräche, Redaktionsbesuche und Talkshow-Auftritte, wurde exklusiv an einzelne oder sehr wenige ausgewählte klassische Massenmedien oder Fachpublikationen gerichtet.⁵⁶⁶

Die erzielbare Reichweite der Verbreitung divergiert damit stark nach breiter Streuung oder exklusiver Distribution, weiter hängt sie von der Reichweite der bedienten Sendungen ab: Die ZDF-Sendung „Wetten, dass“ erreicht im Jahr 2009 im Schnitt knapp über 10 Millionen

⁵⁶³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c.

⁵⁶⁴ Ich zähle diese aufgrund des zweistufigen Emissionsprozesses zum Typ des massenmedialen Kommunizierens. Zu den Auflagen dieser Broschüren liegen keine Daten vor.

⁵⁶⁵ Pressekonferenzen und Gesprächstermine für Journalisten sind als Schnittmenge sowohl in den Präsenzveranstaltungen als auch in der massenmedialen initialen Emission aufgeführt. Daher übersteigen die jeweiligen Fallzahlen die Anzahl der kommunikativen Akte der Grundgesamtheit.

⁵⁶⁶ Zur Verbreitung der Pressebilder des BKM können wir hier aufgrund fehlender Emissionsdaten keine Aussage machen.

Zuschauer⁵⁶⁷, die SZ derzeit täglich etwa 1,3 Millionen Leser⁵⁶⁸ und das SR2 KulturRadio aktuell 20.000 Hörer pro Tag⁵⁶⁹. Letztlich hängen erzielte Reichweite und Aufmerksamkeit aber von der Art und dem Umfang der Aufbereitung durch die bedienten Journalisten oder Herausgeber ab. Eine Titelstory der Bildzeitung kann dabei durchaus genauso viel Aufmerksamkeit generieren wie 100 kleine Artikel in Tageszeitungen. Diese Zahlen schärfen den Blick dafür, dass massenmediales Kommunizieren nicht gleich massenmediales Kommunizieren ist. Die möglichen und tatsächlichen Reichweiten divergieren enorm, je nachdem ob ein Medium exklusiv berichtet, ob ein kleiner Kreis beliefert wird, ob eine Botschaft vom BKM flächendeckend verbreitet wird und genauso, ob die Botschaft von allen, einigen oder wenigen oder gar keinem der bedienten Journalisten aufgegriffen wird, welche Reichweite das entsprechende Medium erzielt und in welcher Größe und Art der journalistische Beitrag aufgemacht wird.

Mediengattungen, -arten und -titel

Im Folgenden betrachten wir die kommunikativen Akte, die der BKM exklusiv an ein einziges oder eine Gruppe ausgewählter Massenmedien gerichtet hat⁵⁷⁰: Welche Mediengattungen werden angesprochen? Welcher Art gehört ein Medium an? Mit welchem Titel, welcher Redaktion wurde konkret kommuniziert?

Die Presse wird mit Blick auf die exklusiven Distributionen des BKM bevorzugt behandelt. Dabei sind es vor allem Leitmedien, also überregionale Zeitungen und große regionale Zeitungen, mit denen der BKM kommuniziert, etwa die Frankfurter Allgemeine Zeitung, die Frankfurter Rundschau, die Welt und die Süddeutsche Zeitung, der Tagesspiegel. Häufig werden dabei die Ressorts Politik und Feuilleton adressiert.⁵⁷¹ Mit Blick auf die regionale Verteilung fällt hier auf, dass die Hauptstadtresse, etwa die Berliner Morgenpost, der Tagesspiegel, die Berliner Zeitung, recht häufig in den Genuss exklusiver Belieferung kommt. Nachrichtenmagazine wie Spiegel und Stern kommen ebenfalls zum Zug. An periodische Fachzeitschriften werden eher selten exklusive Botschaften verbreitet, wenn, dann vor allem Film- und Musikzeitschriften sowie spartenübergreifende Fachmedien. Auch SPD-nahe Parteizeitschriften, etwa Vorwärts oder Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte, sind hier im Spiel. Auf Boulevardmedien wie Bild am Sonntag, Bunte, Hörzu und TV-Spielfilm verteilen sich nur wenige exklusive kommunikative Akte des BKM. Hinzu kommen die exklusive Emissionen im Rahmen von Fachpublikationen, etwa Jahrbüchern, Handbüchern, Festschriften.

Rudiosendungen und TV-Sendungen werden eher maßvoll exklusiv bedient. Im TV-Bereich richten sich die exklusiven Akte des BKM überwiegend an die Kulturformate öffentlich-rechtlicher Sender, wie Kulturzeit, Kulturjournal, Kulturreport, sowie Talkformate wie Berlin Mitte, Johannes B. Kerner, Sandra Maischberger, daneben auch die Mittags- und Morgenmagazine öffentlich-rechtlicher Sender sowie Nachrichtensendungen wie heute journal oder Tages-themen. Im Audiobereich werden exklusive Botschaften vor allem an die Nachrichten-, Kultur- und Talkformate des Deutschlandradio, SFB und Deutschlandfunk distribuiert.

⁵⁶⁷ Vgl. Focus Online 2009.

⁵⁶⁸ Vgl. Süddeutsche Zeitung 2011.

⁵⁶⁹ Vgl. Mediendaten Südwest 2011.

⁵⁷⁰ Zur breiten Distribution können wir aufgrund der fehlenden Daten des Standardverteilers nichts sagen. Ich betone daher, dass sich bei Einbezug der breiten Distribution ein ganz anderes Bild ergeben kann.

⁵⁷¹ Eine stichprobenartige Analyse in Zeit und FAZ im Zeitraum vom 1.1.2001-1.7.2002 zeigt, dass 80 Prozent der Medienresonanz zum BKM im Feuilleton situiert ist.

Presseagenturen werden relativ selten exklusiv beliefert, darunter primär die dpa. Im Onlinebereich werden vor allem Auftritte von Printpublikationen, etwa Faz.net oder spiegel online, bedient, daneben auch große Internetportale wie AOL oder T-Online.⁵⁷²

Im exklusiven medialen Kommunizieren setzt der BKM also überwiegend auf die Presse; Fernsehen und Radio liegen weit abgeschlagen auf Platz zwei und drei. Insgesamt werden meist Leitmedien angesprochen, dabei überregionale Tageszeitungen, führende Nachrichtenmagazine und öffentlich-rechtliche TV- und Radiosendungen. Boulevardmedien spielen nur eine marginale Rolle. Der These eines Trends zum Politainment können wir daher aus kulturpolitischer Sicht nur bedingt zustimmen: Einblicke ins Privatleben, Fallschirmsprünge, bunte Luftballons und Auftritte bei ‚Deutschland sucht den Superstar‘ finden sich keineswegs. Nur die Berichterstattung zur Hochzeit des Amtsträgers geht in diese Richtung. Unterhaltung findet sich im medienvermittelten Kommunizieren des BKM zumeist im Sinn schöngeistiger, philosophisch angehauchter, feuilletonistischer Beiträge. Das Feuilleton bildet nämlich die exklusive Spielwiese des BKM. Hier tritt er nicht in Konkurrenz zu anderen Bundespolitikern, die um den Platz in den Ressorts Politik und Wirtschaft kämpfen. Hier erreicht er die Kulturbranche, die Intellektuellen. Doch ist die Lage scheinbar nicht so rosig, wie Christina Weiss, die Amtsnachfolgerin von Prof. Nida-Rümelin ausführt:

„Doch die Feuilletons schaffen natürlich eine große Öffentlichkeit für dieses Amt, doch sie sind in der Wahrnehmung ihrer Aufgabe eigenartig gehemmt. Sie müssten das Amt und was davon öffentlich wird, für ihre eigene Debatte aufgreifen, doch sie tun es nicht. Sie behandeln es dann doch genauso wie andere Politik, also feindlich. Kulturpolitik ist demnach die Gegenwelt, die man zu kritisieren hat, und das finde ich sehr schade im Kulturbereich.“⁵⁷³

„In der Kulturpolitik sind die Medien ja fast immer die Feuilletons und ich habe nicht den Eindruck, dass die Feuilletons eine politische Debatte außerhalb ihrer eigenen Redaktion mögen. Sie lehnen es ab, weil es um das Machtspiel geht, wer die Definitionshoheit für Kunst und Kultur hat. Diese Definitionshoheit gestehen die Feuilletons der Politik nicht gerne zu. Insofern war meine Arbeit, die Art und Weise wie ich sie gemacht habe, sehr oft in Konfrontation mit den Feuilletons, weil ich mich inhaltlich eingemischt habe.“⁵⁷⁴

Dieses feuilletonistisch ausgerichtete Kommunizieren ist jedenfalls durchaus elitär in dem Sinn, dass wohl nur ein kleiner, gebildeter Teil der Bürger das Zeitungsfeuilleton oder die Kulturformate der öffentlichen-rechtlichen Sender rezipiert. Ausländische Medien finden sich übrigens im exklusiven Kommunizieren kaum – eine europäische Medienöffentlichkeit sucht der BKM somit nicht.

Fazit: Massenmediale Zielgruppen des BKM

Der BKM verbreitet einen Teil seiner Botschaften großflächig an diverse Mediengattungen, -arten und -titel. Gleichermäßen häufig bedient er Leitmedien und auch einige Fachmedien exklusiv. Exklusive Belieferung basiert dabei auf einem Tauschgeschäft: Der BKM begrenzt die Verfügbarkeit einer Äußerung und gewährt sie einem einzigen Medium. Dieses und die Botschaft werden durch die Exklusivität interpretativ aufgewertet. Es macht für den medialen Akteur damit Sinn, diese exklusive Botschaft groß rauszubringen, damit die Mediennutzer die Einzigartigkeit des Anbieters erkennen. Welches finale Publikum der BKM durch seine massenmediale initiale Emission erreicht, können wir aufgrund der Begrenzung des empirischen Datenkorpus nicht sagen.

⁵⁷² Diese zähle ich aufgrund der Funktionsweise dieser Akte zum massenmedialen Kommunizieren.

⁵⁷³ Kapitel VII.B.2.3 „Transkript Interview mit Prof. Weiss“.

⁵⁷⁴ Kapitel VII.B.2.3 „Transkript Interview mit Prof. Weiss“.

11.4.4.2.2 Massenmediale ‚Soli‘ und gemeinsame Auftritte

In rund einem Viertel der Emissionen, die sich an Massenmedien richten, ist der BKM gemeinsam mit anderen Protagonisten präsent. In Texten werden Mitprotagonisten als Interviewer namentlich eingebunden, sie werden mit Zitaten oder ganzen Artikeln wiedergegeben. Bei Pressekonferenzen und sonstigen Veranstaltungen für Journalisten sitzen sie mit auf dem Podium, treten als fachliche Experten auf oder halten ebenfalls Reden. Bei Pressefotos werden sie ins Bild gesetzt.⁵⁷⁵ In der Medienarbeit sind diese Mitprotagonisten überwiegend Journalisten, die ein Interview führen. Ein Überblick über Mitprotagonisten im Kontext allgemeiner Veranstaltungen mit massenmedialer Begleitung findet sich in Kapitel III.10.2.1.

Wie bei den präsenzkommunikativen Akten gilt: Wenn der BKM in seiner initialen, an Massenmedien gerichteten Emission alleine kommuniziert, kann er Sinn und Geltung äußern, ohne von anderen bestärkt, gefragt oder kritisiert zu werden. Wenn er mit Journalisten oder dritten Gesprächspartnern interagiert, so hängt es ganz von der Verständigungssituation ab, welche Botschaft initial emittiert wird: Besteht Einverständnis zwischen den Akteuren, so werden Geltungsabsichten wechselseitig bestätigt und in ihrer persuasiven Wirkung verstärkt. Besteht Dissens, so hinterfragen sich die Akteure gegenseitig, äußern Kritik, bringen alternative Deutungen aufs Tapet. Gerade das journalistische Interview ist typisch für diese kritische Befragung. Der Rezipient erfährt so verschiedene Meinungen und Dissens; ob er die Geltung einer Interpretation akzeptiert, hängt nun von der relativen persuasiven Macht der Akteure und seinem eigenen semantischen Potenzial ab.⁵⁷⁶ Auch in der initialen massenmedialen Interaktion kennen sich die Akteure im Kommunizieren an, semantische Transfers werden möglich.

11.4.4.2.3 Massenmediale Emissionsformen im Überblick

Im initialen Kommunizieren mit klassischen Massenmedien nutzt der BKM spezifische Textsorten und Handlungsformen: Interviews sind dabei am häufigsten, sie machen knapp ein Drittel dieser Äußerungen aus. Pressemitteilungen liegen in der Rangliste der Häufigkeit des initialen Kommunizierens auf Rang zwei, sie entsprechen rund einem Fünftel aller Akte. Das Pressebild belegt Platz drei mit einem Anteil von leicht über 10 Prozent.⁵⁷⁷ Am vierthäufigsten nutzt der BKM im initialen Kommunizieren mit Massenmedien das Instrument der Pressekonferenz.⁵⁷⁸ Weniger häufig finden sich Namensartikel, Fototermine, Hintergrundgespräche, Leserbriefe des BKM, Medienessen, Einladungen zu Pressekonferenzen, Pressegespräche, Redaktionsbesuche, mediale Talkrunden, ein Video-Chat sowie diverse kombinierte Formen.

Im Kontakt mit den Journalisten gebraucht der BKM also Text- und Handlungssorten, die äußerst typisch für die politische oder auch wirtschaftliche ‚Medienarbeit‘ sind.⁵⁷⁹ Dabei werden schwerpunktmäßig mündliche und schriftliche, bildhafte sowie körpersprachliche Signifikantenformen genutzt. Geschmack und Geruch spielen keine Rolle.

⁵⁷⁵ Vgl. Kapitel III.11.4.4.2.6 „Massenmediale Emissionsform: Pressebild“.

⁵⁷⁶ Vgl. Kapitel III.7 „Gelingen und Misslingen von Interpretieren und Kommunizieren“.

⁵⁷⁷ Es liegt in der Bundesbildstelle keine Dokumentation darüber vor, welche Bilder wann an Journalisten distribuiert wurden. Wir können also nicht die einzelnen Emissionen analysieren, sondern gehen vom Bestand an Pressefotos insgesamt aus.

⁵⁷⁸ Eine Darstellung des typischen Ablaufs von Pressekonferenzen finden Sie in Kapitel III.5 „Fähigkeiten im Zeichengebrauch“.

⁵⁷⁹ Vgl. Kapitel III.13.3.4.2 „Medienarbeit“.

Der BKM richtet in seinem initialen Kommunizieren schwerpunktmäßig konkrete Veröffentlichungsangebote an klassische Massenmedien. Es ist allerdings anzunehmen, dass die massenmedialen Journalisten aufgrund der gewählten Textformen und Signifikantengattungen die Emissionen des BKM eher selten im Original verbreiten. Daneben nehmen mit regelmäßigen Hintergrundgesprächen, Medienessen, Pressegesprächen und Redaktionsbesuchen die persönliche Kontaktpflege, das Socialising mit Journalisten, das Sprechen über allgemeine kulturpolitische Hintergründe durchaus breiten Raum ein. Auch organisierendes Kommunizieren findet sich häufig, etwa in den Einladungen zu Pressekonferenzen und Fototerminen, hier werden teils bereits konkrete Botschaften ausgedrückt.

Der BKM schaltet weiter eine sehr geringe Zahl von Anzeigen in Massenmedien, diese nutzen schriftsprachliche und bildhafte Signifikantenformen. Als gekaufter Platz im Massenmedium werden diese werblichen Texte von der Anzeigenabteilung genauso übernommen, wie der BKM sie gestaltet. Sie werden vom Rezipienten visuell rezipiert.⁵⁸⁰

Zudem richtet der BKM einige Geleitworte, Grußworte oder Aufsätze an Fachpublikationen wie Festschriften oder Ausstellungskataloge. Diese Beiträge des BKM in diesen Publikationen sind überwiegend schriftsprachlich gehalten, manchmal findet sich dort auch ein Foto des Amtsträgers. Auch redigieren die Herausgeber und ihre Redaktionsteams höchstens Formalia. Die Texte des BKM werden üblicherweise eins zu eins übernommen. Von den Rezipienten werden sie visuell, als Schrift gelesen.

Wir werden nun die drei häufigsten emissiven Formen genau unter die Lupe nehmen, was typische interaktive Situationen, Formen, Themen, Stile usw. angeht.

11.4.4.2.4 Massenmediale Emissionsform: Interview

Interaktive Situation nach Interviewarten

Typisch für die Textsorte des Interviews ist der Dialog zwischen dem BKM und dem Journalisten in der initialen Emissionssituation.⁵⁸¹ Die meisten dieser Interviews gibt der BKM der Presse. Er äußert sich also mündlich und körpersprachlich gegenüber einem Journalisten, manchmal gibt er seine Antworten auch in schriftlicher Form heraus. Die Journalisten rezipieren die Antworten des BKM auf visuellem oder akustischem Wege, bearbeiten sie und distribuieren sie in einer schriftsprachlichen Form an das finale Publikum. Der Leser nimmt sie schließlich visuell wahr. Manche dieser Interviews werden dabei vom Journalisten zu Reportagen verarbeitet oder fließen gar nur in die Hintergrundsignifikate des Journalisten ein, andere bleiben im Original als Interviewtext erhalten.

Interviews für Radio und TV-Sendungen sind seltener. Die entsprechenden Äußerungen werden vom BKM ebenfalls mündlich und ggf. auch körpersprachlich emittiert und vom Hörfunk- bzw. TV-Journalisten akustisch und visuell rezipiert. Sie werden schließlich in Form einer Äußerung des Hörfunk- bzw. TV-Journalisten oder als O-Ton bzw. Originalaufnahme des BKM akustisch oder audiovisuell an das Publikum übertragen.

Die Signifikantenkomplexe, die der BKM im Rahmen von Interviews äußert, erreichen den finalen Rezipienten somit nur in Form von wörtlichen Zitaten, O-Tönen und -Bildern direkt. Ansonsten bearbeiten Journalisten diese Signifikantenkomplexe redaktionell, übertragen sie,

⁵⁸⁰ Vgl. Göwert 2006.

⁵⁸¹ Die folgende Analyse basiert auf zufällig ausgewählten Interviewtexten des BKM, darunter: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002a, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001e.

je nach Mediengattung, vielleicht sogar in eine andere Signifikantengattung, einen anderen Wahrnehmungskanal, eine andere Textsorte.

Textsorte schriftliches Interview

Wenn im Printbereich die Form des Interviews beibehalten wird, wird der Signifikantenkomplex typischerweise wie folgt gestaltet: Eine prägnante Überschrift, etwa „Beteiligungsbegrenzungen schützen Medienvielfalt“⁵⁸², und ein Einführungssatz, z. B. „Kulturstaatsminister Julian Nida-Rümelin im Gespräch mit Christoph Amend und Stephan Lebert vom Berliner Tagesspiegel“⁵⁸³, weisen auf die Textsorte des Interviews hin. Im Fließtext behalten diese expliziten Interviews das Frage-Antwort-Schema bei. Die Fragen sind dann knapp in einen Satz verpackt, etwa als Behauptung, Beschreibung, Teilsatz, offene oder geschlossene Frage. Die Antworten des Amtsträgers erstrecken sich im Schnitt über 1-4 Sätze. Die gesamte Textlänge divergiert stark, es finden sich Interviews mit 4.500 Zeichen, andere sind bis zu 16.000 Zeichen lang.

Der Leser rezipiert also einen Dialog zwischen Journalist und BKM. Der Journalist stellt so Fragen an den Amtsträger, übt Kritik, er tut dies quasi stellvertretend für die Bürger, für die politische Öffentlichkeit. Der Rezipient kann sich dabei mit dem Journalisten oder mit dem BKM identifizieren, also sich entweder auf die Seite der kulturpolitischen Führung oder des kritischen Journalisten schlagen.

Interview-Themen

Das Amt selbst bildet das häufigste Thema der Interviews des BKM. Er spricht hier über seine Agenda, seine Leistungen, zieht Bilanz, stellt Bezüge zur Sozialdemokratie her. Von journalistischem Interesse ist hier auch die Persönlichkeit des Amtsträgers:

J: „Sie lachen. Herr Nida-Rümelin, mal salopp gefragt: Lebt sich's gut im Kanzleramt?“

NR: „Ich arbeite ja hier nur. Und da kann ich wirklich nicht klagen, es ist ein wunderschönes Büro. Vielleicht nicht in allem funktional. Zu wenig Regale für meine Bücher. Und ich kann keine Bilder aufhängen.“⁵⁸⁴

J: „Sie verehren die Schauspielerin Juliette Binoche.“

NR: „Ich finde es faszinierend, wie minimalistisch sie agiert, wenig Gesten, keine Grimassen. In dem Film ‚Die Farbe Blau‘ fand ich sie unglaublich gut, auch in ‚Der englische Patient‘.“⁵⁸⁵

„Ich glaube, dass eine solche Konstruktion vorbildlich ist für staatsferne Kulturförderung.“⁵⁸⁶

„Uns ist es nicht nur gelungen, Zuständigkeiten für den Jugendmedienschutz zu bündeln und Verfahrenswege in Zukunft zu beschleunigen, sondern auch Selbstkontrolle im Medienbereich zu stärken. Und das halte ich wirklich für einen erfolgreichen Schritt in der Reform der Medienordnung.“⁵⁸⁷

Intensiv werden in diesem Rahmen auch konkrete Policies thematisiert: Die Interviews drehen sich um die Filmpolitik, die Bundeskulturstiftung, die Architektur des Berliner Schlossplatzes, den Jugendmedienschutz. Tagesaktuelles spielt also eine große Rolle.

Interview-Stil

Der Stil der Interviews des BKM lässt sich insgesamt als ernsthaft, informativ, erklärend beschreiben. Ein Beispiel:

⁵⁸² Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002a.

⁵⁸³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d.

⁵⁸⁴ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d.

⁵⁸⁵ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d.

⁵⁸⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f.

⁵⁸⁷ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002a.

J: „Die Bundeskulturstiftung soll nicht nur reaktiv arbeiten, sondern auch initiative Kulturförderung betreiben. Was ist darunter zu verstehen?“

NR: „Die neue Stiftung soll sich nicht darauf beschränken, auf Förderanträge zu reagieren, die an sie herangetragen werden. Sie soll auch selbst Initiativen entwickeln, indem sie Themenschwerpunkte festlegt, die sie fördern will.“⁵⁸⁸

Die Journalisten geben sich manchmal kritisch, investigativ, der BKM bemüht sich dann um sachliche Explikation und Argumentation:

J: „Gibt eine initiative Kulturförderung den Politikern nicht ein Instrument in die Hand, eine ihnen genehme Staatskunst zu formen? (...) Nimmt eine solche initiative Kulturförderung nicht zu wenig Rücksicht auf die Eigengesetzlichkeit der Kunst. Wissen die Künstler nicht letztlich besser als Juroren, an welchen Themen sie arbeiten wollen und können?“⁵⁸⁹

NR: „Dafür hat die Stiftung ja nach wie vor die Möglichkeit, ganz traditionell auf Förderanträge zu reagieren. Dagegen liegt in den Initiativen der Stiftung zweifellos auch ein gestaltendes kulturpolitisches Moment. Und das ist ja auch der Anspruch an Kulturpolitik zu gestalten, nehmen wir zum Beispiel die Entscheidungen über Intendanten an kommunalen Theatern“⁵⁹⁰.

Die Antworten des BKM sind teils detailorientiert, mit konkreten Zahlen, Geltungsbereichen und Einschränkungen ausstaffiert:

NR: „Ich halte es für sinnvoll, dass den Ländern die Möglichkeit gegeben wird, der Internationalisierung ihres Medienmarktes Beschränkungen aufzuerlegen. Beispiele dafür gibt es genug: Die USA erlauben Ausländern eine Beteiligung von maximal 25 Prozent an Fernsehsendern, Australien 15 Prozent, Brasilien 30 Prozent. Andere Länder sind noch viel restriktiver. Innerhalb Europas haben wir eine Sondersituation, weil wir die Freizügigkeit des Kapitals innerhalb der EU-Grenzen garantieren, das heißt, eine Beschränkung dieser Art würde sich an außereuropäisches Kapital richten. Ich bin der Meinung, dass Beteiligungsgrenzen dieser Art Medienvielfalt mit schützen können. Dies hat nichts mit ‚Rassismus‘ zu tun, wie mein alter Freund Peter Glotz meint. Beschränkungen sind allerdings nur insoweit legitim, als sie nicht der staatlichen und politischen Einflussnahme auf Inhalte dienen sollen.“⁵⁹¹

Teils schlagen die Antworten auch einen weiten philosophischen, historischen Bogen, wie der folgende Textausschnitt deutlich macht:

NR: „Es gibt ein Spannungsverhältnis zwischen globalem Markt auf der einen Seite und kultureller Vielfalt einschließlich nationaler Identitäten und Besonderheiten sowie demokratischer Traditionen auf der anderen Seite. Nach meiner festen Überzeugung werden die Staaten der Europäischen Union nur dann weiter zusammenwachsen, wenn es gelingt, eine europäische Öffentlichkeit zu schaffen. Das setzt voraus, dass Medien viel stärker als bisher Themen behandeln, die die europäische Bürgerschaft angehen und diese in europäischer Perspektive darstellen. Es geht mir im Fall Kirch nicht nur um die deutsche Situation, sondern die globale Entwicklung und vor allem die europäische Perspektive.“⁵⁹²

Manchmal finden sich auch recht bildliche Ausdrücke, flapsige, emotionale, gar polemische oder aktivistische Bezüge:

NR: „Das kommt einem Europäer manchmal etwas bizarr vor. Politiker veröffentlichen selbst ihre Gesundheitszeugnisse, ihre Bankkonten, einfach alles, ganz in der puritanischen Tradition. Ich hatte immer gedacht, Amerika ist das individualistische Land par excellence, aber das ist schlicht falsch. Die Amerikaner sind viel konformistischer, wir Europäer sind da toleranter, wir lassen mehr Abweichungen zu. In Amerika musst du dich deiner Community total anpassen, sonst bist du verloren.“⁵⁹³

Am Rande finden sich auch humorvolle, ironische Anklänge:

J: „Sie lachen. Herr Nida-Rümelin, mal salopp gefragt: Lebt sich's gut im Kanzleramt? Die Wände sind bis über Kopfhöhe holzgetäfelt. Das könnte man als besonders raffinierten Angriff auf die Kunst interpretieren.“⁵⁹⁴

⁵⁸⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f.

⁵⁸⁹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f.

⁵⁹⁰ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f.

⁵⁹¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002a.

⁵⁹² Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002a.

⁵⁹³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d.

⁵⁹⁴ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d.

NR: „Der frühere französische Kulturminister Jack Lang hat einmal eine Kampagne gemacht zur Rettung des Camemberts. Für welches Lebensmittel, wäre es denn gefährdet, würden Sie sich einsetzen? Ich habe gerade gelesen, dass im Lauf der letzten Jahrzehnte immer mehr der schönen deutschen Apfelsorten verschwunden sind. Es gibt nur noch international normierte Standard-Varianten, dabei soll es früher 3000 verschiedene Sorten gegeben haben. Ja, für die deutsche Obstkultur könnte man sich einsetzen.“⁵⁹⁵

Der Stil der Interviews ist also über weite Teile sachlich, detailliert. Auf kritische Fragen geht der Amtsträger explizierend und argumentierend ein. Manchmal blitzen Humor, ironische Doppelbödigkeit auf. Insgesamt lässt sich aber mit Blick auf die Interviews des BKM sicherlich kein Trend zum Politainment feststellen, höchstens eine Tendenz zur schöngestigen, intellektuell-philosophisch angehauchten Rede.

Interpretation der Wirkung von Interviews im Patchwork-Modell

Das Interview erlaubt die direkte Interaktion zwischen dem BKM und einem Journalisten. Der BKM hat so die Möglichkeit, seine Interpretationen und Geltungsabsichten diesem Journalisten mitzuteilen, ihn von seinen Positionen, seinen Leistungen, seiner Person zu überzeugen. Letzterer kann seine Fragen stellen, kann kritisieren, provozieren.

Wenn ein Medienvertreter und ein ranghoher Politiker miteinander kommunizieren, interpretieren wir das gemeinhin folgendermaßen: Der Medienvertreter steigert seinen sozialen Status, denn er hat Zugang zu den mächtigen Politikern, er kann seine Botschaften den politisch Verantwortlichen direkt mitteilen, er darf sogar die Machthaber kritisieren. Es spricht für seine Kompetenz als Journalist und Kulturexperte, wenn er einen exklusiven Termin mit dem BKM erhält. In der Kritik kann er sich als Anwalt der Bürger, der Kultur profilieren.

Der BKM hingegen zeigt sich als wahrhaft demokratischer Repräsentant, wenn er ein Interview gewährt: Bereitwillig stellt er Transparenz her, versucht den Journalisten, die Bürger kommunikativ zu führen, sie von seinen Positionen zu überzeugen. Er lässt sich öffentlich kritisieren, hinterfragen, er steht Rede und Antwort im Gespräch mit dem Journalisten als Vertreter seiner Leser. Im Kommunizieren gesteht er zu, dass seine persuasive Macht begrenzt ist, dass er den kommunikativen Freiraum der Bürger akzeptiert. Kommunizieren stellt die Souveränität des Volkes so performativ her.

Gleichermaßen können der BKM und der Journalist sich selbst und ihre thematischen Sinngehaltungen – je nach Redaktion des Textes – den Bürgern gegenüber thematisieren. Sie erhalten Aufmerksamkeit für sich und ihre Geltungen, sie werden möglicherweise verstanden und haben die Chance, persuasiv zu wirken und ihre Geltungsansprüche dauerhaft beim Rezipienten zu verankern. So können sie auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Leser wirken, Interpretationen prägen. So lässt es sich kommunikativ führen.

Durch die massenmediale Verbreitung wird Öffentlichkeit für ein Thema geschaffen, ein disperses Publikum rezipiert die Botschaften, ihre Breitenwirkung steigt möglicherweise. Der BKM erhält Raum im Massenmedium, er ist in der Sprecherposition, die Bundeskulturpolitik zu repräsentieren, Die kommunikative Macht des BKM wird im Interview ausgetestet, dargestellt und damit hergestellt:

J: „Minister Professor Doktor Nida-Rümelin – wie möchten Sie am liebsten angesprochen werden?“

NR: „Schlicht mit ‚Herr Nida-Rümelin‘ oder auch ‚Herr Rümelin‘ ohne Professor oder Minister, außer der Rahmen ist förmlicher. Wir sind ja nicht in Österreich.“⁵⁹⁶

⁵⁹⁵ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d.

⁵⁹⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d.

Der Amtsträger stellt Statussymbole heraus und betont gleichzeitig die Schattenseiten der Macht, des Luxus:

NR: „Klar, das Schwimmbad ist zu teuer, das kann sich ein Kanzleramt nicht leisten. Aber im Weißen Haus gibt es einen Kinosaal, und der Kanzler hat neulich gesagt, er könne gar nicht ins Kino gehen, wegen des ganzen Anhangs, der Bodyguards. Man könnte durchaus sagen, aus der Sicht des Kultur-experten: Es ist sinnvoll, wenn Regierungsmitglieder mal abends ins Kino gehen.“⁵⁹⁷

Die relative Machtlosigkeit des BKM gegenüber den Ländern scheint durch:

J: „Wofür plädieren Sie? Natürlich wäre es das Beste, man hätte eine von allen Ländern gemeinsam getragene Medienanstalt. Die Verantwortung liegt bei den Ländern, der Bund kann nur beratend am Rande wirken.“⁵⁹⁸

NR: „Mein Einfluss als Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien auf die Veränderung der Sprache ist begrenzt. Wie ich schon erwähnte, benötigen wir kein Sprachschutzgesetz, eher mehr Sensibilität im Umgang mit der Sprache.“⁵⁹⁹

Allerdings wirkt das einzelne Interview im Schnitt natürlich nicht besonders stark auf den massenmedialen Rezipienten. Er liest einmal, eher flüchtig, so wie er sonst auch Zeitungslektüre konsumiert, er vergisst wieder, er lehnt ohne viel Federlesens ab etc. Die tatsächliche Wirkung hängt letztlich von der kommunikativen Macht der medialen Korporation bzw. des BKM ab sowie vom semantischen Potenzial und den Prozessierungsregeln des Rezipienten.

11.4.4.2.5 Massenmediale Emissionsform: Pressemitteilung

Interaktive Situation

Pressemitteilungen werden als schriftsprachliche Signifikantenkomplexe vom BPA für den BKM emittiert, der Journalist rezipiert sie visuell als Schrift und bereitet sie dann je nach Mediengattung schriftlich, akustisch oder auch audiovisuell für seine Leser, Hörer, Zuschauer auf.⁶⁰⁰ Der Journalist übernimmt dabei entweder den Text der Pressemitteilung direkt, oder, und das ist angesichts des kritischen Selbstverständnisses deutscher Journalisten sicherlich häufiger, er nimmt diverse redaktionelle Adaptionen vor und überträgt sie in die Signifikantengattung und den Wahrnehmungskanal seiner Mediengattung. Eine Pressemitteilung kann so in die TV-Berichterstattung einfließen oder in ein Radiofeature.

Form der Pressemitteilung

Eine typische Pressemitteilung des BKM weist folgendes Design auf⁶⁰¹: Im Kopf des Dokuments findet sich links ein schwarzer Bundesadler, daneben ein Längsstrich, der sich aus Teilen in Schwarz, Rot und Gelb zusammensetzt, rechts davon der Schriftzug ‚Presse- und Informationsamt der Bundesregierung‘. Das Wort ‚Pressemitteilung‘ ist rechtsbündig in Versalien vermerkt. Das Datum und die laufende Nummer der Pressemitteilung sind aufgeführt. Die Headline fällt zentral ins Auge, sie besteht aus ein bis zwei Zeilen. Sie bringt den Sachverhalt prägnant auf den Punkt, meist in Form einer Partizipkonstruktion. An sie schließt sich

⁵⁹⁷ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d.

⁵⁹⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002a.

⁵⁹⁹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001e.

⁶⁰⁰ Die folgende Analyse beruht auf zufällig ausgewählten Pressemitteilungen des BKM, darunter: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001c, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002j, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002h, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002u.

⁶⁰¹ Ab Mitte September 2001 wird ein neues Layout genutzt, hier findet sich eine neue Anordnung, die Elemente bleiben im Wesentlichen die gleichen.

der Fließtext an. Er beginnt mit dem Leadsatz, der die berühmten W-Fragen nach dem Wer, Was, Wie, Wo, Wann beantwortet:

„StM Nida-Rümelin, Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, hat am 29.01. 2001 in Berlin eine Luther-Bibel aus dem 16. Jahrhundert an die Stiftung Preußischer Kulturbesitz übergeben.“⁶⁰²

Häufig wird hier bereits ein Zitat des Amtsträgers eingefügt.

„Nach 30 Jahren ist nun endlich der Weg frei für eine neue Art der Förderung der Künste und der Kultur“, sagte Nida-Rümelin am 29. Januar in Halle bei der Entgegennahme der Genehmigungsurkunde für die Kulturstiftung des Bundes.“⁶⁰³

Die Ursache der Ereignisse aus dem Leadsatz wird üblicherweise im zweiten Satz angegeben:

„Die Bibel war Bundeskanzler Gerhard Schröder im Dezember letzten Jahres vom polnischen Premierminister Jerzy Buzek in Warschau überreicht worden.“⁶⁰⁴

Die weiteren Absätze stellen finanzielle, rechtliche, geschichtliche Details zum Thema dar. Die lehrbuchmäßig geforderte abnehmende Wichtigkeitspyramide⁶⁰⁵ lässt sich empirisch hier allerdings nicht vollziehen, der Journalist oder Setzer kann somit nicht einfach von unten her kürzen. Dazwischen finden sich häufig weitere Zitate des Amtsträgers. Die Textlänge schwankt zwischen zwei Absätzen und zwei Seiten. Dem Text folgen die Kontaktdaten eines BPA-Referats in kleinerer Schrift. Unten finden sich zudem Adresse und Kontaktangaben des BPA sowie ein Hinweis auf den zuständigen Chef vom Dienst in grauer Schrift.

Themen der Pressemitteilung

Die Pressemitteilungen bilden die zentralen Policy-Themen des BKM-Kommunizierens ab. Über ein Drittel der Texte bezieht sich hier auf den Film, häufig werden auch die ostdeutschen Kultureinrichtungen, die Erinnerungsstätten, die Medien, die Beutekunst behandelt. Das Amt und der Amtsträger selbst kommen hier recht selten vor, Gleiches gilt für die großen kulturpolitischen Debatten, das Thema der kulturellen Identität.

Stil der Pressemitteilung

Der Stil der Pressemitteilungen ist an zeitungsjournalistischen, nachrichtlichen Kriterien orientiert. Er changiert zwischen einem sachlich-seriösen, detailreichen und prägnanten Fließtext und tendenziell eher wertenden, affektiv interpretierbaren Zitaten des BKM.

Die erläuternden Absätze sind häufig von Zahlen nur so gespickt:

„Die Stiftung erhält einen jährlichen Zuschuss des Bundes. Vorgesehen ist ab dem Jahr 2004 eine jährliche Zuwendung von 38,3 Millionen Euro (75 Millionen Mark), die für die Förderung zur Verfügung steht. In der Aufbauphase stehen in diesem Jahr rund 13 Millionen, im kommenden Jahr rund 25 Millionen Euro zur Verfügung. Diese Ausstattung an für den Stiftungszweck verfügbaren Mitteln entspricht dem Ertrag eines Stiftungsvermögens von über 750 Millionen Euro.“⁶⁰⁶

Teils wird hier auch auf juristische Fachsprache zurückgegriffen („Paraphieren“). So setzen die Texte einen nicht unbeträchtlichen Bestand an Hintergrund- und Expertenwissen voraus. Den journalistischen Rezipienten wird diese Kompetenz scheinbar zugetraut.

⁶⁰² Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001c.

⁶⁰³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002j.

⁶⁰⁴ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001c.

⁶⁰⁵ Vgl. von La Roche, Meier 2008.

⁶⁰⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002j.

Die Erzählform des Fließtextes ist auktorial:

„Mit dem vorgesehenen Sitz der Bundesstiftung in Halle/Saale setzt die Bundesregierung ein Zeichen im Sinne eines kooperativen Kulturföderalismus und bekräftigt die besondere nationale Verantwortung gegenüber den neuen Bundesländern.“⁶⁰⁷

Über den BKM wird hier in der dritten Person erzählt. Auch über Äußerungen des Amtsträgers oder weiterer Protagonisten wird nur im direkten oder indirekten Zitat berichtet:

„Julian Nida-Rümelin hat sich entschieden, seine wissenschaftliche Laufbahn wieder aufzunehmen. Nida-Rümelin teilte am 1. Oktober 2002 in Berlin mit, dass er nicht für eine weitere Amtszeit als Kulturstatsminister zur Verfügung stehen werde. Die Universität Göttingen habe sich außerstande gesehen, seinen Lehrstuhl für Philosophie für eine weitere Amtszeit frei zu halten.“⁶⁰⁸

Die Rezipienten werden nicht direkt angesprochen. Diese sachliche, apersonale Darstellung in faktischen Aussagen gibt dem Text den Anschein von Objektivität. Alternative Interpretationen und Geltungen fallen unter den Tisch, Wertungen („bedeutend“, „sorgfältig“) sind gerade im offiziellen Gewand einer Pressemitteilung der Bundesregierung schwer als solche erkennbar.

Direkte Zitate des BKM sind hingegen etwas wertender, affektiver formuliert. Sie erstrecken sich häufig auf das Ziel oder die Begründung einer Policy, bekräftigen ihre Relevanz für Politik und Kultur oder stellen sie in einen größeren Kontext, etwa der globalen Herausforderungen. Die Leistungen der Bundeskulturpolitik werden dabei gerne positiv herausgestellt:

„Staatsminister Nida-Rümelin erklärte dazu: „Nach 30 Jahren ist nun endlich der Weg frei für eine neue Art der Förderung der Künste und der Kultur. Damit kann Deutschland den kulturellen Herausforderungen national und international besser begegnen. Die Vertiefung des internationalen Kulturaustausches wird ein besonderes Anliegen der Stiftung sein.““⁶⁰⁹

„Mit der Verabschiedung des neuen Stiftungsrechts und der Einsetzung einer Bundestags-Enquetekommission wurden im Jahr 2000 politische Wegmarken zum bürgerschaftlichen Engagement gesetzt.“⁶¹⁰

Interpretationen der Wirkung von Pressemitteilungen im Patchwork-Modell

Der BKM kommuniziert aktiv, er übernimmt so kommunikative Führung, macht auf sich und seine Themen aufmerksam, versucht Sinn verstehbar und Geltung akzeptabel zu machen, die Leistungen des Amtes und seines Trägers positiv darzustellen, er agiert persuasiv.

Die Themen, die Kultursparten, die vom BKM aufgegriffen werden, erhalten nationale kulturpolitische Relevanz. Die Öffentlichkeit wird auf sie aufmerksam gemacht, kennt die entsprechenden Probleme und Lösungen. Die Betroffenen einer Policy können sich so darauf einstellen, sich adäquat verhalten. Die Bürger erfahren ihre kulturpolitischen Repräsentanten damit als tatkräftig, aktiv, handlungsfähig, für das Richtige engagiert. So fassen sie womöglich Vertrauen.

Der BKM stellt im öffentlichen Kommunizieren freiwillig Transparenz her, wirbt um Zuspruch der Journalisten und Bürger. So stellt er erneut seine demokratische Haltung unter Beweis. Er entspricht der Norm, sein Handeln öffentlich zu machen und zu begründen, und respektiert so die interpretative Souveränität der Bürger.

In der kommunikativen Führung erhebt er einen Machtanspruch. Sein Machtstatus wird dann von den Journalisten und den Rezipienten im kommunikativen Interaktionsgeschehen beurteilt. Wenn sein Geltungsanspruch überzeugt, kann er entsprechende Konsequenzen auslö-

⁶⁰⁷ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002j.

⁶⁰⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002h.

⁶⁰⁹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002j.

⁶¹⁰ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002u.

sen. Möglicherweise wird er aber auch kritisiert, seine Macht wird damit angezweifelt, seine Geltungsabsichten bestritten. Vielleicht wird er sogar ignoriert, ihm kommt keine Aufmerksamkeit zu. Wenn er sich massenmedialen Raum erkämpft, wenn er verstanden wird und Einfluss ausübt, setzt er seinen Machtanspruch durch. Er erweist sich als mächtig, was wiederum auf künftige Interpretationen des Machtverhältnisses seitens des BKM und seiner Rezipienten wirkt.

Die einzelne Journalistin, der der BKM eine Pressemitteilung zuschickt, ist ihm auch nicht näher als ihre Kollegen. So profitiert sie nicht vom exklusiven Kontakt, kann durch semantischen Transfer nicht mächtiger interpretiert werden. Die Journalistin wählt zwar in der Redaktion geeignete Botschaften aus, sie bewertet Inhalte, kritisiert den Text des BKM. Doch wird ihre Rolle weniger offensichtlich und personalisiert ausgespielt als im Interview. Möglicherweise merkt der finale Rezipient den Einfluss der Journalistin gar nicht.

11.4.4.2.6 Massenmediale Emissionsform: Pressebild

Fotografische-bildhafte Signifikantenkomplexe werden für den BKM von der Bundesbildstelle emittiert, sie werden von einem Printjournalisten ggf. visuell rezipiert und eins zu eins, höchstens in Formalia bearbeitet, an die Leser weiterverbreitet.⁶¹¹

Bildmotive

Auf allen Motiven der Pressebilder des BKM sind Personen abgebildet! Auf fast 40 Prozent der Bilder ist der Amtsträger Prof. Nida-Rümelin als alleiniger Protagonist zu sehen. Auf den restlichen 60 Prozent ist der Amtsträger gemeinsam mit anderen Protagonisten abfotografiert, etwa mit Kanzler Schröder, mit anderen Bundes- und Staatsministern, mit prominenten Preisträgern, Ordensempfängern und Repräsentanten von Kulturinstitutionen sowie mit internationalen Staatschefs und Diplomaten.

Die Mimik der Protagonisten reicht dabei von nachdenklich über sachlich-interessiert bis zu herzlich lachend. Viele dieser Fotos sind dynamisch angelegt, die Protagonisten vollführen Handlungen im Bild, zeigen ein Buch, eine Broschüre oder ein Gemälde, verleihen einen Orden oder einen Preis, betrachten Kunstwerke, arbeiten demonstrativ am Konferenztisch, diskutieren miteinander, marschieren im Gleichschritt, schütteln sich Hände oder unterschreiben ein Dokument.

Der Bildhintergrund ist mit Gegenständen ausstaffiert, die auf Redeveranstaltungen (Stehpulte, Podien, Mikrofone), Geschäftstätigkeit (Akten, Unterschriftenmappen, Konferenztische) sowie auf Kulturbezüge (Bücherwände, Ausstellungswände, besondere Architekturen) oder politische Repräsentativität (Bundesadler, die Deutschland- oder Europa-Fahne, Preistrophäen, Orden und Urkunden) hindeuten.

Porträt- und arbeitsbezogene Fotos geben sich seriös, förmlich und statisch, sie haben keinen speziellen Themenbezug, sie sind neutral. Dynamische, handlungsbezogene Bilder sind themenspezifischer, sie dokumentieren einen bestimmten kommunikativen Akt. Manche dieser Motive sind locker, ungezwungen, andere sind festlich glamourös.

Interpretationen der Wirkung von Pressefotos im Patchwork-Modell

Die Protagonisten im Bild lassen sich durchweg als hochrangige Repräsentanten der Kulturpolitik oder Politik in Deutschland oder Europa interpretieren. Sie und die von ihnen Reprä-

⁶¹¹ Die folgende Analyse basiert auf einer Durchsicht des gesamten bildhaften Datenkorpus.

sentierten werden im Bild sichtbar, wahrnehmbar, existent.⁶¹² In der gemeinsamen Präsenz mit ranghohen Protagonisten oder politischen Symbolen stellt der BKM seinen Status zur Schau und damit in der Interpretation der Rezipienten her. Die Kopräsenz im Bild kann interpretativen Anreiz zum semantischen Transfer geben: Prof. Nida-Rümelin wirkt neben Putin und Schröder ranghöher, er bewegt sich auf globalem Parkett. Schröder wirkt neben dem BKM kulturinteressiert, schöngestiger. Im Gespräch mit der Kulturbranche wirkt der BKM gut verdrahtet, er hat ein Ohr für die Basis.

Durch die freundliche Mimik und die interaktiven Gesten, etwa das Lächeln, das Händeschütteln, das Marschieren im Gleichschritt, wird friedliche, harmonische Interpretation nahegelegt, sie setzt erfolgreiche Kooperation, gelungene Verständigung ins Bild. Die Aktivität im Bild zeigt die Handlungsfähigkeit des Protagonisten. Statik macht souverän, feierlich.

Die kommunikative Führungsrolle des BKM erstreckt sich hier also auf die Darstellung der Wahrheit und Richtung der entsprechenden kooperativen Szene und Handlungsvollzüge sowie auf die Existenz und Legitimität dessen, was die Protagonisten im Bild verkörpern. Das Foto entfaltet dabei eine starke Geltungswirkung: Durch seine realistische Anmutung lässt es sich vom Rezipienten nur schwerlich als unwahr auffassen. Das Foto tut so, als würde es Realität objektiv abbilden. Und tatsächlich ist das Foto keine freie Erfindung, schließlich projiziert der Fotoapparat einen Signifikantenkomplex im Rahmen seiner technischen Voraussetzungen recht originalgetreu auf ein zweidimensionales Bildmedium. Doch ist der entsprechende Signifikantenkomplex selektiv gewählt, er lässt sich gezielt inszenieren. So ist jede Menge Selektion, vielleicht gar strategische Persuasion in ihm versteckt.

Zudem wirken Fotos durch ihre Bildhaftigkeit kognitiv eher unbewusst, eher emotional, und unterliegen so weniger Reflexion und Prüfung, sie sind besser erinnerbar und entfalten so relativ nachhaltige Wirkung.⁶¹³ Allerdings lassen sich in der bildhaften Signifikantengattung komplexe Botschaften nicht besonders deutlich sagen, die interpretative Klarheit lässt zu wünschen übrig. Das einzelne Foto eignet sich kaum zur Verständigung über Gründe. Diese Leistung ist primär der sprachlichen Gattung vorbehalten.

11.4.4.2.7 Dialog und Monolog im massenmedialen Kommunizieren

Eine grobe Einschätzung von Monologizität und Dialogizität im massenmedialen Kommunizieren des BKM lässt sich aus den kommunikativen Formen und den Mediengattungen ableiten. Im Kommunizieren mit Journalisten sind dialogische Formen wie das Pressegespräch, das Interview an der Tagesordnung. Insgesamt ist rund die Hälfte der kommunikativen Akte, die sich an Journalisten richten, dialogisch ausgerichtet. Selbst im monologischen Kommunizieren wird hier Kontakt angeboten, in Pressemitteilungen etwa auf einen Ansprechpartner für Rückfragen verwiesen. Die Initiative für diese kommunikativen Akte kann dabei top-down vom BKM erfolgen oder auch vom medialen Akteur ausgehen.

Die empirischen Daten zum Kommunizieren des BKM und auch unsere alltäglichen Erfahrungen zeigen hingegen, dass die massenmedialen Rezipienten kaum eine Chance auf Dialog haben. Der BKM und genauso die Massenmedien kommunizieren mit ihnen top-down, monologisch. Allerdings finden sich im massenmedialen Kommunizieren des BKM teils Aufrufe, die das Publikum zum kommunikativen Interagieren motivieren sollen, etwa in Form der Bewerbung um einen Preis, der Teilnahme an einer Ausschreibung.⁶¹⁴ Zudem befragen die

⁶¹² Vgl. Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“.

⁶¹³ Vgl. Kapitel III.13.3.3 „Persuasive Strategien in der operativen Umsetzung“.

⁶¹⁴ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001t.

Journalisten den BKM im Interview stellvertretend für das Publikum, in TV-Talkshows führen die Studiogäste eine exemplarische Debatte vor den massenmedialen Rezipienten.

11.4.4.3 Emission des BKM über das Internet

Der BKM verfügt über eine Homepage im Rahmen der digitalen Präsenz des Bundeskanzleramts. Im betrachteten Zeitraum ist dieser Auftritt ganz im Geiste des Web 1.0 gehalten. Aktuelle Nachrichten zum BKM werden hier rund 70 Mal in Form eines ‚Artikels‘ veröffentlicht. Diese Textsorte wird von der Online-Redaktion des BPA für den BKM schriftsprachlich emittiert und direkt vom Internet-User visuell rezipiert. Die Texte gleichen im Stil den Pressemitteilungen. Auch im Online-Kommunizieren erfolgt das Kommunizieren weitgehend top-down. Die interaktiven Formate des Web 2.0 stecken ja zur Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin noch in den Kinderschuhen. Nur eine Anfrage-Option steht den Usern auf der BKM-Homepage offen.

11.4.4.4 Fazit: Emission des BKM im medialen und massenmedialen Kommunizieren

Insgesamt steht mit rund 1.060 Akten der Großteil des Kommunizierens des BKM in Bezug zu Medien oder Massenmedien und richtet sich damit indirekt an deren Rezipienten. Das medial und massenmedial vermittelte Kommunizieren macht damit etwa zwei Drittel des öffentlichen Kommunizierens des BKM aus.⁶¹⁵ Der überwiegende Teil dieser kommunikativen Akte richtet sich primär oder auch an klassische Massenmedien wie Presse, Hörfunk und TV. Hinzu kommen einige Beiträge in Branchenpublikationen, Werbeanzeigen, Flyer und das Kommunizieren über die Homepage des BKM.

Der BKM hat dabei etwa die Hälfte seiner Botschaften an einen breiten Medienverteiler gestreut und so ein breites Publikum gesucht. Die andere Hälfte hat er exklusiv an eines oder wenige Medien adressiert, deren selektive Rezipienten angesprochen. Dabei hat er sich überwiegend auf Leitmedien aus dem Printbereich und einige führende TV- und Radioformate konzentriert. Dabei wurde vor allem das Ressort des Feuilletons bedient.

Der BKM kommuniziert mit Massenmedien typischerweise in Form von Interviews, Pressemitteilungen, Pressebildern, Pressekonferenzen oder Namensartikeln. In Fachpublikationen veröffentlicht er Grußworte, Vorworte, Essays. Auf seiner Homepage werden regelmäßig News in Form von ‚Artikeln‘ publiziert. Der entsprechende Stil ist überwiegend journalistisch-seriös, dazwischen auch feuilletonistisch-intellektuell, manchmal blitzt geistreiche Ironie auf. Ein Trend zum boulevardesken Politainment lässt sich jedenfalls nicht konstatieren.

Das Kommunizieren des BKM über Medien und Massenmedien ist also dem finalen Rezipienten gegenüber weitgehend einseitig monologisch ausgerichtet. Bei den Massenmedien übernehmen Journalisten oder weitere Protagonisten manchmal stellvertretend für die Bürger das dialogische Fragen und Kritisieren, im Interview oder auf der Pressekonferenz üben sie ihre Kritik-, Artikulations- und Kontrollfunktion aus. Das Kommunizieren des BKM über Medien und Massenmedien ist also nicht auf kommunikative Partizipation der Bürger ausgerichtet. Höchstens wird es genutzt, um Beteiligung auf anderen Kanälen anzuregen.

⁶¹⁵ Überschneidungen mit dem präsenzhaften Kommunizieren ergeben sich hier aus der massenmedialen Begleitung von Veranstaltungen und den primär an Massenmedien gerichteten Veranstaltungen.

11.5 Ressourcen und Fähigkeiten im medialen und massenmedialen Zeichengebrauch

11.5.1 Theoretische Grundlegung

Schon im präsenzhaften Kommunizieren sind die Chancen der Akteure ungleich verteilt. Ihre kommunikative Macht hängt ja von diversen ökonomischen, technischen, personellen und sozialen Ressourcen sowie körperlich-organischen, kognitiven und zeichenbezogenen Kompetenzen ab. Im medial und massenmedial vermittelten Zeichengebrauch reißt diese Kluft noch weiter auf. Zusätzliche mediale und massenmediale Ressourcen und Kompetenzen sind erforderlich, zum Beispiel ein TV-Gerät, ein Telefonanschluss, Versiertheit an der Computertastatur, ein Filmschnittstudio, grafisches Geschick, ein Rundfunksatellit, eine journalistische Ausbildung, das Honorar für den Kameramann etc.

Weltweit werden so bildungsferne und finanzschwache Menschen vom Gebrauch von Medien und Massenmedien ausgeschlossen. Aktuell wird über die „Digital Divide“⁶¹⁶ diskutiert: Menschen in Entwicklungsländern oder auch in ländlichen Regionen können demnach aufgrund fehlender technischer Anbindung die digitalen Medien nicht nutzen, finanzschwachen Menschen fehlen die ökonomischen Ressourcen zur Anschaffung entsprechender Hard- und Software, und bildungsferne oder ältere Menschen haben die erforderlichen zeichenbezogenen und medialen Kompetenzen nie erlernt.

Die größte Ungleichheit besteht bei der Chance auf massenmediale Emission: Nur sehr wenige Medienmogule sind aufgrund ihres Vermögens in der privilegierten Lage, eine derartige Korporation zu betreiben, nur sehr wenige Kommunizierende bringen die professionelle Ausbildung und das Talent mit, um als Journalist an der medialen Emission mitzuwirken. Ebenfalls nur wenige kommen als initiale Emittenten für zweistufige massenmediale Prozesse in Frage. Nur Konzerne bringen etwa die finanziellen Mittel auf, um großangelegte Anzeigenkampagnen zu schalten, nur Spitzenpolitiker verfügen über die sozialen Ressourcen, die einen Auftritt in einer Talksendung ermöglichen. Bisher sind durchschnittliche Bürger wohl nur im Rahmen des zufälligen viralen Hypes in der Lage, ihre Botschaften an ein disperses Publikum zu verbreiten. Abzuwarten bleibt, ob die nutzerfreundliche Technologie des Web 2.0 ihr partizipatives Versprechen einlösen kann oder ob die großen Reichweiten weiterhin an umfangreiche Ressourcen und professionelle Fähigkeiten gekoppelt bleiben.⁶¹⁷

Kommunizieren über Massenmedien kann übrigens auch Ressourcen generieren. Durch persuasive Berichterstattung mit disperser Reichweite lässt sich beispielsweise Prominenz oder Reputation herstellen, wie Mediensternchen wie Daniel Küblböck zeigen.

Medienart	Anforderungen an Emittenten	Anforderungen an Rezipienten
Brief	Schreiben, Briefpapier, Stift	Brieföffner, Lesen
Buch	Autorenkompetenz (z. B. literarische Kompetenzen), Verlagskompetenz (z. B. Lektorat, Werbung, Druckerei)	Kaufen, Lesen

⁶¹⁶ Deutscher Bundestag 2002d, S. 262-277.

⁶¹⁷ Bisher kommt auch im Internet die große Aufmerksamkeit den digitalen Abligern der klassischen Massenmedien zu (vgl. Wimmer 2009).

Medienart	Anforderungen an Emittenten	Anforderungen an Rezipienten
Zeitung	Zeitungsjournalistische Kompetenz (z. B. Recherchefähigkeit, Schreibtalent), Verlagskompetenz (z. B. Redaktion, Werbung, Druckerei)	Kaufen, Lesen
Radio	Radiojournalistische Kompetenz (z. B. Recherchefähigkeit, Sprechtalent) Sendekompetenz (z. B. Redaktion, Werbung, Radiotechnik)	Gebühren zahlen, Radio-Gerät, Hören
Fernsehen	TV-journalistische Kompetenz (z. B. Recherchefähigkeit, Moderationstalents) Senderkompetenz (z. B. Redaktion, Werbung, TV-Technik)	Gebühren zahlen, TV-Gerät, Sehen und Hören
Telefon	Sprechen, Hören	Gebühren zahlen, Telefongerät, Sprechen, Hören
DVD-Film	Filmproduktion (Regie, Schauspiel, Schnitt), DVD-Produktion, Vertrieb	Kaufen, Sehen und Hören, DVD-Abspielgerät
Musik-CD	Musikproduktion (Sänger, Musiker, Komponist, Produktionsstudio, Aufnahmetechnik etc.)	Kaufen, Hören, Musikabspielgerät
Internet am PC	Internetkompetenz (Texteingabe, Mausnutzung, Recherche)	PC, Internetkompetenz
E-Mail am PC	Texteingabe, Mausnutzung, E-Mail-Programm	PC, E-Mail-Kompetenz
Mobiles Internet	Mobiles Endgerät, Internetkompetenz	Mobiles Endgerät, Internetkompetenz, Gebühren
Mobile Mail	Mobiles Endgerät, E-Mail-Programm	Mobiles Endgerät, E-Mail-Kompetenz, Gebühren

Grafik III.7: Beispielhafte Fähigkeiten und Ressourcen im medialen und massenmedialen Zeichengebrauch

11.5.2 Ressourcen und Kompetenzen des BKM in Emission über Medien und Massenmedien

Der BKM verfügt im medial und massenmedial vermittelten Kommunizieren, wie in den Kapiteln III.5.1 und III.6.3 herausgearbeitet, durchaus über schlagkräftige Ressourcen und Kompetenzen. Zum Beispiel ist er rechtlich befugt regierungsamtlich zu kommunizieren. Weiter sind Budgets für Öffentlichkeitsarbeit vorhanden, die etwa zur Anzeigenschaltung in Printmedien verausgabt werden können. Der Mitarbeiterstab weiß, wie professionelle Presstexte verfasst werden, Räumlichkeiten für Pressekonferenzen stehen zur Verfügung. Der Amtsträger ist durch jahrzehntelange politische Erfahrung ein Profi im Umgang mit Journalisten, er zeigt sich rhetorisch kompetent in Interviews, pflegt persönliche Kontakte zu relevanten Journalisten. Sowieso verfügt der BKM aufgrund seiner repräsentativen Rolle im kulturpolitischen Feld über weitreichende sozialstrukturelle Ressourcen. Wir können also sagen, dass der BKM über eine beachtliche Emissionsmacht im Kommunizieren über Medien und Massenmedien besitzt.

11.6 Wirkungen des Mediums bzw. Massenmediums auf die Gestaltung der Emission

Wie wirken nun das Medium bzw. das Massenmedium auf die Emission? Welche Möglichkeiten eröffnen sie dem Emittenten und wie schränken sie ihn ein? Wie verteilt sich die Gestaltungsmacht im massenmedialen Kommunizieren auf die Schultern des initialen Emittenten und der Journalisten?

11.6.1 Das sagt die Literatur

Seit ihrem Bestehen reibt sich die explizit so genannte politische Kommunikationswissenschaft an der Frage, inwieweit und in welcher Form sich Massenmedien und politisches Kommunizieren beeinflussen und welche Folgen das zeitigt.

Starke Politik – schwache Medien

Den Anstoß zur einschlägigen Debatte lieferte die „Determinationshypothese“ von Baerns. Die Autorin hatte die Quellen der Medienberichterstattung über die Landespolitik Nordrhein-Westfalens untersucht und ermittelt, dass zwei Drittel der Artikel auf Pressemitteilungen politischer Institutionen zurückgingen. Die politische PR ‚determinierte‘ demnach die Medienberichterstattung. Für diese These spricht, dass Politiker in der kommunikativen Interaktion mit Journalisten einige Ressourcen in die Waagschale der Macht werfen: Sie sind prominent, sie verfügen über exklusive Informationen, sie repräsentieren viele Medienrezipienten, bestimmen über finanzielle Budgets etc.

Starke Medien – schwache Politik

Dennoch wurde die These von Baerns zunehmend relativiert, ja ins Gegenteil verkehrt⁶¹⁸: Eine Gruppe von Autoren geht demnach davon aus, dass die Massenmedien die dominante Rolle einnehmen – schließlich verfügen sie über eine wertvolle soziale Ressource, nämlich den Kontakt zu einem dispersen Publikum. Politische Akteure sind in dieser Denkweise so sehr auf die Reichweite der massenmedialen Verbreitung angewiesen, dass sie sich den Bedingungen der Massenmedien, allen voran den Nachrichtenfaktoren⁶¹⁹, anpassen – was schlichter Dependenz oder geschickter Instrumentalisierung geschuldet sein kann. In der Folge wird ein Trend von sprachlichen Signifikanten hin zu bildhaften, von ernsthaften hin zu unterhaltsamen, von rechtlichen und ökonomischen Policy-Fragen hin zu personellen, privaten, symbolischen Aspekten vermutet.

Meyer zufolge geht das Gespenst der „Mediokratie“⁶²⁰ um. Der Autor geht davon aus, dass sich die Politik in drei Teilebenen aufspalte, nämlich die entscheidungspolitische Herstellung von Politik, die Selbstdarstellung der Politik und die Fremddarstellung im Mediensystem. In der zweiten Ebene, der Eigeninszenierung, passe sich die Politik dabei den Filter- und Präsentationsregeln der Medien an. Mit dieser „Selbst-Mediatisierung“⁶²¹ drohe die „Kolonialisierung der Politik durch die Medien“⁶²². Der schöne Schein der Inszenierung lasse sich aber

⁶¹⁸ Jarren und Röttger meinen: „Zwar kann gesamthaft von einem strukturellen Einfluss der PR auf die Medienleistung ausgegangen werden, aber der Einfluss der PR-Akteure variiert je nach Medium, Thema, Skandalisierungsgrad eines Vorgangs sowie aufgrund sozialer und/oder situativer Faktoren“ (Jarren, Röttger 2008, S. 31).

⁶¹⁹ Vgl. Fn. III.116.

⁶²⁰ Meyer 2004.

⁶²¹ Meyer 2004, S. 58.

⁶²² Meyer 2004, S. 10.

auf der entscheidungspolitischen Ebene nicht einlösen, die Bürger würden mit „symbolischer Placebo-Politik“⁶²³ abgespeist.⁶²⁴ Die strategische Zielgruppenorientierung von Medien und Politik wirke sich qualitativ nachteilig aus: Meyer erkennt eine „zunehmend nach unten entgleitende Mittelmäßigkeit“⁶²⁵, eine Mediokratie im Sinne einer Mediokritik.⁶²⁶ Als demokratischen Mindeststandard postuliert Meyer somit: „Solange mediale Konstruktionen daher den Anspruch erheben, Politik zu vermitteln und nicht lediglich als Anlass und Aufhänger medialer Eigeninszenierungen zu benutzen, die thematisch leer bleiben, muss der jeweils relevante Teil der Logik des Politischen in ihnen sichtbar werden.“⁶²⁷ An anderer Stelle relativiert Meyer seine Einschätzung etwas: Zwar überziehe „(die) These von der Selbstauflösung der Politik in ihren medialen Inszenierungen (...) die tatsächlich zu beobachtende eindringliche Tendenz in ungerechtfertigtem Maße“⁶²⁸, doch werde die Parteidemokratie von einer Mediendemokratie abgelöst.

Exemplarisch lässt sich die These im Aufsatz von **Glaab** über „Mediatisierung als Machtquelle von Regierungschefs“⁶²⁹ nachvollziehen: Die Autorin diagnostiziert „Steuerungsverluste der Politik aufgrund globaler Interdependenz, Problemstau und Ressourcenknappheit“⁶³⁰. Je begrenzter aber der politische Handlungsspielraum werde, desto relevanter sei die Legitimation durch öffentliche Politikdarstellung.⁶³¹ Die Folge sei eine ‚Selbst-Mediatisierung‘ von Politik, die sich damit den „institutionellen Constraints der Medienberichterstattung“⁶³² beuge: „Die Eigengesetzlichkeiten der Massenmedien, ihre Selektionskriterien und Präsentationstechniken werden“, so Glaab, „antizipiert, um die gewünschten Inhalte auf der Medienagenda platzieren zu können.“⁶³³ Komplexe politische Entscheidungsprozesse ließen sich damit aber nicht adäquat abbilden. „Vor allem die dramaturgischen Notwendigkeiten des ‚Echtzeit-Mediums‘⁶³⁴ Fernsehen lassen Kontinuität und Rationalität politischer Entscheidungsprozesse, wie sie sich in einer arbeitsteilig organisierten, expertokratischen, in formelle und informelle Verfahrensweisen eingebetteten Verhandlungsdemokratie vollziehen, auf der Strecke.“⁶³⁵

Dörner arbeitet anhand einer Fülle von Praxisbeispielen einen Trend zum „Politainment“⁶³⁶, also einer „Symbiose zwischen Politik und Unterhaltungskultur“⁶³⁷ heraus. Treibende Kräfte sind hier einerseits die Massenmedien, die „gezielt politische Figuren, Themen und Geschehnisse als Material zur Konstruktion ihrer fiktionalen Bildwelten (verwenden, KW), um so ihre Produkte interessant und attraktiv zu gestalten“⁶³⁸ und Marktanteile und Werbekunden zu gewinnen. Andererseits greifen „politische Akteure auf Instrumente und Stilmittel der Unterhaltungskultur (zurück), um ihre jeweiligen Ziele zu realisieren“⁶³⁹, also Medienpräsenz zu zeigen und damit die Aufmerksamkeit der Wähler zu gewinnen. Politiker geraten damit „in

⁶²³ Meyer 2004, S. 31.

⁶²⁴ Vgl. Meyer 2004, S. 85.

⁶²⁵ Meyer 2004, S. 11.

⁶²⁶ Vgl. Meyer 2004, S. 128.

⁶²⁷ Meyer 2004, S. 32.

⁶²⁸ Meyer 2004, S. 199.

⁶²⁹ Glaab 2000.

⁶³⁰ Glaab 2000, S. 120.

⁶³¹ Vgl. Glaab 2000, S. 120.

⁶³² Glaab 2000, S. 115.

⁶³³ Glaab 2000, S. 115.

⁶³⁴ Glaab 2000, S. 119, zit. nach Fritz 1996.

⁶³⁵ Glaab 2000, S. 119.

⁶³⁶ Dörner 2001.

⁶³⁷ Dörner 2001, S. 9.

⁶³⁸ Dörner 2001, S. 32.

⁶³⁹ Dörner 2001, S. 31.

eine dilemmatische Situation: Meiden sie die Medienöffentlichkeit, dann entsagen sie einem zentralen Machtinstrument; suchen sie hingegen die Foren des Politainment auf, dann begeben sie sich in eine Welt, deren Mechanismen nur zum Teil steuerbar sind.⁶⁴⁰ Dörner stellt Kritikpunkte am Politainment, etwa die darin angelegte Verflachung und Verblendung dar. Gleichzeitig verweist der Autor auf positive Effekte dieses Trends, etwa für die Transparenz, die Politikvermittlung, für die Ausbildung politischer Identitäten sowie für die Konsonanzbildung und Integration der Gesellschaft.⁶⁴¹

Auch **Sarcinelli** warnt vor einer „Übertreibungsspirale, wenn es um die Einschätzung politischer Folgen mediengesellschaftlicher Entwicklungen geht“⁶⁴². Aber letztlich schließt auch er sich der These tiefgreifenden politischen Wandels durch massenmediale Einflüsse an, spricht gar vom Wandel von der „parlamentarisch-repräsentativen“⁶⁴³ hin „zur medial-präsentativen Demokratie“⁶⁴⁴. In der Mediengesellschaft etablierte sich ein neuer politischer Stil, der durch „die Abkopplung der Politikdarstellung von der Politikherstellung, der Darstellungspolitik von der Willensbildung und Entscheidungspolitik in den sozialen und institutionellen Kontexten einerseits und die zunehmende Ankopplung an den Medien- und Meinungsmarkt andererseits“⁶⁴⁵ charakterisiert werde. Auch Sarcinelli befürchtet negative Folgen für das politische Handeln: „Die Zentrierung öffentlicher Aufmerksamkeit auf das medial Spektakuläre, auf die politische Inszenierung, auf ‚symbolische Politik‘ (...) läßt auch die Proportionen verschwimmen und trübt das Bewußtsein für die Unterscheidung zwischen politisch Wichtigem und Unwichtigem.“⁶⁴⁶

Systemische Interdependenz

Systemtheoretisch inspirierte Autoren gehen wiederum von einer Interdependenz zwischen dem massenmedialen und dem politischen System aus.

Saxer nimmt beispielsweise an, dass Kommunikation wegen implizierter Rückkopplungen einen elementar systemhaften Charakter aufweise.⁶⁴⁷ Kommunikative Systeme erfüllen dabei die Funktionen der Anpassung, Zielverwirklichung, Integration und Strukturhaltung.⁶⁴⁸ Politik und Medien konzipiert Saxer dann als Subsysteme der Gesellschaft: Bei politischen Prozessen und publizistischer Kommunikation handle es sich um Interaktionssysteme, die der „Gestaltung von allgemein verbindlichen Entscheidungen“⁶⁴⁹ bzw. der Schaffung von „Öffentlichkeit für Personen und Sachverhalte, von Publizität“⁶⁵⁰ dienen. Auf dieser Basis beschreibt Saxer „Politik und Medien im Systemzusammenhang“⁶⁵¹: Publizistische Medien vermitteln dabei die Artikulationen der Bürger in Richtung der Parteien, Verbände, Ad-hoc-Gruppen sowie Meinungsführer und von diesen weiter in Richtung Justiz, Parlament, Verwaltung und Regierung. Deren Entscheidungen werden über die Medien rückgekoppelt an die intermediären Organisationen und die Bürger.⁶⁵²

⁶⁴⁰ Dörner 2001, S. 14.

⁶⁴¹ Vgl. Dörner 2001, S. 33 ff., 98 ff., 237 ff.

⁶⁴² Sarcinelli 2003, S. 52.

⁶⁴³ Sarcinelli 2005, S. 149.

⁶⁴⁴ Sarcinelli 2005, S. 149.

⁶⁴⁵ Sarcinelli 2005, S. 94.

⁶⁴⁶ Sarcinelli 1998, S. 154.

⁶⁴⁷ Vgl. Saxer 2002.

⁶⁴⁸ Vgl. Saxer 2002, S. 42 ff.

⁶⁴⁹ Saxer 1998, S. 23.

⁶⁵⁰ Saxer 1998, S. 23.

⁶⁵¹ Saxer 2002, S. 39.

⁶⁵² Vgl. Saxer 2002, S. 39.

Kepplinger beschäftigt sich in „Politikvermittlung“ mit den Beziehungen zwischen Massenmedien und Politik. Mittels theoretischer Analyse und quantitativen empirischen Befragungen und Inhaltsanalysen kommt er zum Schluss, dass „zwischen Politik und Medien (...) komplizierte Wechselbeziehungen (bestehen), so dass man die Berichterstattung nicht einfach als Darstellung einer vorgegebenen Realität betrachten kann.“⁶⁵³ Politische Ereignisse würden manchmal nur um der Berichterstattung willen inszeniert, die Politikberichterstattung werde von „Sichtweisen der Journalisten und redaktionellen Linien ihrer Publikationsorgane“⁶⁵⁴ beeinflusst. Ein theoretischer Aufsatz lehnt sich dabei beispielsweise an die Systemtheorie Luhmanns an. In theoretischer Perspektive unterscheidet Kepplinger das Subsystem der „politischen Herrschaft“⁶⁵⁵, das alle allgemeinverbindlichen, regulierenden Gestaltungs- und Vollzugsentscheidungen inkludiert, und das Subsystem der „politischen Willensbildung“⁶⁵⁶, wozu Werturteile und Tatsachenbehauptungen zählen, die Entscheidungen durch Ausschluss von Alternativen strukturieren.⁶⁵⁷ In diesen Systemen gewinnen die Massenmedien zunehmend an Relevanz. Der Autor spricht daher von „Grenz- und Funktionsverschiebungen zwischen dem Subsystem der Massenkommunikation und anderen Subsystemen“⁶⁵⁸. Den Grund verortet der Autor in der Überlegenheit der Massenmedien „bei der Beschaffung, Bearbeitung und Verbreitung von politisch bedeutsamen Informationen“⁶⁵⁹, also in ihrer „außerordentlich hohen Selektionsfähigkeit“⁶⁶⁰, in der Möglichkeit des Agenda Settings⁶⁶¹ und dem Verzicht auf „Urteilskonstanz“⁶⁶² sowie der Befreiung von moralischer Verantwortung⁶⁶³. Zudem verfügen Regierungen und Parteien kaum mehr über Möglichkeiten, Bürger direkt zu adressieren; die Rechtslage und die Legitimitätsvermutungen begünstigen die Massenmedien. Gleichzeitig versuchen die anderen Subsysteme das System der Massenkommunikation für sich zu instrumentalisieren.⁶⁶⁴ Ein anderer Aufsatz präsentiert eine Umfrage bezüglich der Effekte, die die Medienberichterstattung auf ihre politischen Protagonisten ausübt. Kepplinger arbeitet drei kognitive, emotionale und konative Wirkungen heraus, darunter die Strategie der Einflussnahme auf Massenmedien und die Strategie der Anpassung an die Medien.⁶⁶⁵ Der Autor ermittelt den Zeitpunkt und die Stärke und Art reziproker Effekte in Abhängigkeit von Mediennutzung, den Quellen, der Tonalität der Artikel, der Rezeptionsweise etc.⁶⁶⁶

Ein weiterer Aufsatz arbeitet schließlich auf Basis quantitativer Umfragen die unterschiedliche Rationalität von Medien und Politik heraus; konkret nimmt er dabei die Erfolgsvoraussetzungen, konkreten Zielsetzungen, Zeithorizonte, Strategien, Taktiken und Risikobereitschaften von Politikern und Journalisten ins Visier.⁶⁶⁷

⁶⁵³ Kepplinger 2009, S. 8.

⁶⁵⁴ Kepplinger 2009, S. 8.

⁶⁵⁵ Kepplinger 2009, S. 10.

⁶⁵⁶ Kepplinger 2009, S. 10.

⁶⁵⁷ Vgl. Kepplinger 2009, S. 10.

⁶⁵⁸ Kepplinger 2009, S. 20.

⁶⁵⁹ Kepplinger 2009, S. 21.

⁶⁶⁰ Kepplinger 2009, S. 22.

⁶⁶¹ Vgl. Kepplinger 2009, S. 22.

⁶⁶² Kepplinger 2009, S. 23.

⁶⁶³ Vgl. Kepplinger 2009, S. 24.

⁶⁶⁴ Vgl. Kepplinger 2009, S. 25.

⁶⁶⁵ Vgl. Kepplinger 2009, S. 52.

⁶⁶⁶ Vgl. Kepplinger 2009, S. 52-65.

⁶⁶⁷ Vgl. Kepplinger 2009, S. 29.

11.6.2 Skizze: Wirkung des Mediums bzw. Massenmediums auf die Gestaltung der Emission

Ich möchte im Folgenden die Thesen der politischen Kommunikationsforschung im Rahmen des Patchwork-Modells systematisch analysieren und – auf Basis empirischer Beispiele – grundlegende Wirkfaktoren des Mediums und des Massenmediums auf die Emission medialer Kommunizierender und auch initialer politischer Akteure im massenmedialen Kontext herausarbeiten.

11.6.2.1 Individuelle Emission

Theoretische Vorüberlegungen

Beginnen wir mit der Basisform der individuellen medialen Emission. Zunächst entscheidet hier schlicht und einfach der personale Emittent über den Gebrauch eines bestimmten technischen Mediums und die formale Gestaltung der medialen Botschaft. Er steuert selbstständig, welche Botschaft den medialen Rezipienten erreicht. Dabei ist er an drei praktische Voraussetzungen gebunden:

Erstens setzt jedes Medium aufgrund seiner Stofflichkeit und seiner Technik eine bestimmte formale Gestaltung des von ihm transportierten Signifikantenkomplexes voraus. Der Emittent muss sich danach richten. McLuhan spitzt dies in seiner These „(the) medium is the message“⁶⁶⁸ zu: Die Form des Mediums prägt die Botschaft, „jedes Medium hat die Macht, seine Postulate dem Ahnungslosen aufzuzwingen“⁶⁶⁹. Der Briefeschreiber muss so Buchstaben auf ein Blatt schreiben, er kann nicht akustische Töne darauf festhalten, sein Text hört auf, wenn die Seite zu Ende ist. Diese materiellen und technischen Voraussetzungen sind also operativ zwingend. Darüber hinaus ist das Medium in diesem einstufigen Kommunizieren geduldig, es missversteht nicht, es widerspricht nicht, es verfolgt keine eigenen Interessen. Anders als bei den Massenmedien handelt es sich ja um eine technische Applikation, nicht um einen korporativen Akteur.

Zweitens ist der mediale Emittent – wie jeder Kommunizierende – an die angeborenen und institutionalisierten Voraussetzungen des Zeichengebrauchs gebunden und auch an seine individuellen Erfahrungen, Überlegungen, Wünsche, Präferenzen etc. Nur wenige dieser Bedingungen üben eine determinierende Kraft aus, der Großteil prägt über den sanften Zwang der Gewohnheit, der Normalität oder über die Maßstäbe der Rationalität.

Drittens will der Emittent als kommunikativ Handelnder verstanden werden und vom Medienrezipienten in seinen Geltungsabsichten und den entsprechenden Folgen akzeptiert werden. Dies setzt voraus, dass er sich an den individuellen Erfahrungen, Wünschen, Gewohnheiten und Präferenzen des Rezipienten und mehr noch an den Institutionen seines Zeichengebrauchs orientiert. Der Emittent kann theoretisch zwar abweichen, aber dann sind intersubjektives Verstehen, persuasive Wirkung und Verständigung gefährdet, Sanktionen drohen. Diese medienspezifischen Prozessierungsregeln sind mal mehr, mal weniger streng. Der dilettantische Briefeschreiber darf recht kreativ ans Werk gehen, sollte aber der Gepflogenheit folgen, einen Absender und einen Adressaten auf den Umschlag zu schreiben. Die Chat-Ordnung verbietet Beleidigungen anderer User, hat aber nichts gegen ‚private‘ Rechtschreibung. Der Bewerber für den Arbeitsplatz hingegen hält sich im Anschreiben besser an den Duden.

⁶⁶⁸ McLuhan 1970, S. 17 ff.

⁶⁶⁹ McLuhan 1970, S. 24.

Empirische Analyse: BKM-eigene mediale Plattformen

Im öffentlichen Kommunizieren bedient sich der BKM eigener medialer Plattformen nur sehr spärlich. Nur die Homepage des BKM und einige wenige Flyer und Broschüren unterliegen der Redaktion des BKM beziehungsweise des BPA. Nur bei diesen technischen Speicher- und Transportmedien kann der BKM also selbstständig gestalten, welche Botschaft wie die Rezipienten final erreicht. Aber auch hier ist er an die Stofflichkeit und Technik der entsprechenden Medien und die Institutionen des Zeichenhaften gebunden, die er selbst und der Rezipient gebrauchen. Nur so lassen sich das operative Gelingen der medialen Äußerung, kommunikatives Verstehen und Verständigung gewährleisten.

11.6.2.2 Einstufiges Kommunizieren über Massenmedien

Im einstufigen massenmedialen Kommunizieren gestaltet der korporative Akteur des Massenmediums die Botschaft grundsätzlich eigenständig. Dabei kommen drei prägende Faktoren ins Spiel:

Erstens verteilt sich die Verantwortung für die Emission im korporativen Akteur des Massenmediums auf viele Schultern: Die einzelnen Journalisten und Redakteure, der Chef vom Dienst, der Redaktionsleiter und der Herausgeber sind hier in eine hierarchische, arbeitsteilige Struktur eingebunden. Das finale mediale Produkt ist damit eine kooperative Interpretation, womit die emissive Gestaltungsfreiheit des einzelnen Mitarbeiters von seiner persuasiven Macht abhängt.

Zweitens bedingt das Massenmedium durch seine stoffliche und technische Form eine Adaption der damit verbreiteten Signifikantenkomplexe. Beispielsweise lässt sich über das Fernsehen bisher kein Geruch transportieren, der Hörfunkjournalist muss seine Bilder in Sprache und Musik übersetzen. Diese materiellen und technischen Voraussetzungen sind operativ zwingend.

Weiter ist der massenmediale Emittent den angeborenen, institutionalisierten und individuellen Bedingungen des Zeichengebrauchs unterworfen. Sein Kommunizieren wird von individuellen Berufserfahrungen, von professionellen Gewohnheiten und Rationalitätsmaßstäben mehr oder weniger nachdrücklich geleitet. Der Nachrichtensprecher betritt das Studio so stets bekleidet, der Zeitungsjournalist schreibt immer in deutscher Sprache, seine Berichte sind für gewöhnlich pyramidal aufgebaut, so dass man sie effizient kürzen kann, er würde nie bei den Kollegen von der Konkurrenz abschreiben.

Normalerweise werden die massenmedialen Akteure als Korporationen mit ihrer Emission zudem strategische Absichten verfolgen: Die privatwirtschaftlichen Medienkonzerne zielen dabei über das Verstehen und die positive Beurteilung von Filmen, Hörfunkprogrammen, Zeitungsinhalte o. Ä. auf eine ökonomische Folgehandlung, etwa den Kauf weiterer Ausgaben, das Abonnement, den regelmäßigen Konsum. Durch diesen Publikumserfolg wollen sie Werbekunden gewinnen, die das Programmangebot refinanzieren. Die öffentlich-rechtlichen Medien verfolgen gemäß dem „Rundfunkauftrag“⁶⁷⁰ über das Verstehen und die Verständigung von Botschaften die Ziele der Information, Unterhaltung und Bildung. Damit die Massenmedien aber ihre kommunikativen Absichten realisieren können, damit sie Verstehen und Verständigung ermöglichen, müssen sie sich an den Institutionen des Zeichengebrauchs und an den durchschnittlichen Erfahrungen, moralischen Erwartungen, Wünschen, Prozessierungsregeln etc. der Zielgruppen orientieren. Dabei könnten sie nun die persuasive Strategie

⁶⁷⁰ Fechner 2000.

wählen, Aufmerksamkeit durch Unterhaltsames wie Skandale, Prominente zu gewinnen. Sie könnten das Verstehen durch eine Verflachung des Niveaus erleichtern und die Akzeptanz von Botschaften und Kaufhandlungen durch Anbiederung an den Rezipientengeschmack oder sublimen Manipulationstechniken wie das Verhindern von Reflexion durch bildhafte, emotionale, sexualisierende Darstellungen erzwingen. Gerade diese persuasiven Prozessierungen des Zeichengebrauchs sind aber wenig zwingend, denn sie lassen stilistische Wahlfreiheit. Gleichmaßen können die Massenmedien das Verstehen durch umfassende Explikation von Fakten in der Verbrauchersendung und die Verständigung durch Argumentation bei ‚Anne Will‘ befördern. Die ‚manipulative‘ Strategie ist, wie in Kapitel III.13.3 dargestellt, nicht immer die wirksamere und so widerspricht es der Rationalität des Massenmediums, diese per se anzuwenden. Außerdem gilt es rechtliche Institutionen des Zeichengebrauchs zu beachten, die diesen nutzenmaximierenden Strategien zumindest in Deutschland einen engen Rahmen setzen. Diese Regeln, z. B. die Rundfunk- und Medienordnung, die ethischen Kodizes der Journalisten, sind dabei strikt normiert, sie üben sanktionsbewährt Zwang aus, ihre Einhaltung wird durch einschlägige Kontrollinstanzen überwacht.

Das korporative Massenmedium bestimmt somit im Grunde selbstständig über die Gestaltung der kommunikativen Emission. Prägend wirken dabei die interne Arbeitsteilung, die Transportbedingungen des Massenmediums sowie die korporativen Interessen und institutionellen Regeln des massenmedialen Zeichengebrauchs. Diese können, gerade im privatwirtschaftlichen Bereich, eine persuasive Strategie im Sinne des Politainments nahelegen, genauso können sie aber für explikative und argumentative Persuasion plädieren – umso mehr, als das massenmediale Kommunizieren strikt rechtlich normiert ist. Ob weiter Entscheidungspolitisch durch die Orientierung an der Darstellungsform der Massenmedien verloren geht, analysieren wir in Kapitel III.16.

11.6.2.3 Zweistufiges Kommunizieren über Massenmedien

11.6.2.3.1 Vorüberlegungen

Im zweistufigen Kommunizieren über Massenmedien treffen nun ein initialer Emittent und eine massenmediale Korporation aufeinander. Jede der beiden Akteure ist prinzipiell eigenständig in der Gestaltung der kommunikativen Interaktion. Dabei wirken auf beide bestimmte Prägekräfte ein:

Erstens treffen hier meist zwei Korporationen aufeinander, die intern arbeitsteilig agieren. So ist die Gestaltung der kommunikativen Emission ein Kooperationsergebnis. Der Einfluss des einzelnen Korporationsbeschäftigten hängt auf beiden Seiten von persuasiven Machtverhältnissen ab.

Zweitens gibt auch hier die Stofflichkeit und Funktionsweise des Zeichenhaften, des Mediale und Massenmedialen eine spezifische operative Verarbeitung des Signifikantenkomplexes vor. Die Pressemitteilung muss schriftlich aufgesetzt werden, sie lässt sich schwerlich am Telefon jedem einzelnen Journalisten vorlesen. Das Interview für den TV-Sender erfordert körperliche und stimmliche Präsenz, ein Gemälde reicht dafür nicht aus.

Drittens folgen beide Akteure bestimmten individuellen Erkenntnissen und Institutionen des Zeichengebrauchs. Der Pressereferent im BPA beantwortet standardmäßig die W-Fragen im Leadsatz jeder Pressemitteilungen, der Bildredakteur verbreitet nur Fotos mit Handlungscharakter, weil er es auf der Fotoschule so gelernt hat.

Falls die Akteure kommunikativ handeln, verfolgen sie viertens bestimmte Absichten, deren Realisierung eine bestimmte Gestaltung der Emission nahelegt. Wenn wir die entsprechenden Intentionen der Politiker einmal unverzeihlich grob über einen Kamm scheren, könnten sie lauten: Medienpräsenz, um positive Botschaften an Bürger zu verbreiten. Bei den Massenmedien lautete das leitende Interesse: aufmerksamkeitsstarke Themen, die Leser, Hörer, Zuschauer und User veranlassen, ihr Geld und/oder ihre Zeit dem Massenmedium anzuvertrauen. Als aufmerksamkeitsstark können wir gemäß der Theorie der Nachrichtenfaktoren alles qualifizieren, was besonders emotional, extrem, exklusiv, skandalös, nah, brutal etc. ist. Demgemäß liegt für Politiker und Massenmedium eine Win-win-Situation vor, wenn eine positive politische Botschaft Nachrichtenfaktoren abbildet. Falls eine negative politische Botschaft Nachrichtenfaktoren abbildet, hat einzig der Journalist Interesse an ihrer Veröffentlichung. Wenn ein positives Thema jedoch eher dröge, langweilig, lobhudelnd, unglaubwürdig, weit vom Alltag der Menschen entfernt ist, beabsichtigt wohl nur der Politiker seine Publikation, Journalisten wollen nicht über Derartiges berichten. Wer sich nun im Konfliktfall mit seiner Veröffentlichungsabsicht durchsetzt, lässt sich keinesfalls pauschal sagen. Es liegt an den persuasiven Machtverhältnissen.

Persuasive Macht durch stilistische Adaption?

Diese persuasive Macht gründet wiederum auf den relativen Fähigkeiten und Ressourcen im Zeichengebrauch: Die Massenmedien verfügen in diesem Rahmen dank ökonomischer, technischer, personeller und zeichenbezogener Kompetenzen über die sozialstrukturelle Ressource der Möglichkeit, Botschaften an ein disperses Publikum zu richten. Politiker können hingegen mit der rechtlichen Ressource der Entscheidungsbefugnis, mit der sozialen Ressource der Prominenz oder gar Reputation glänzen. Als politische Repräsentanten verfügen sie ebenfalls über den Zugang zu einer bestimmten Zahl von Bürgern alias potenziellen Lesern, Hörern, Zuschauern, Usern. Wie sich diese Ressourcen nun auswirken, hängt von der konkreten Interaktionssituation ab: Der Hinterbänkler im Gemeinderat kann mit seinen Ressourcen sicher nicht gegen das Nachrichtenmagazin ‚Der Spiegel‘ anstinken, der Volontär vom Pfaffenhofener Kurier erhält nicht einmal Zutritt zum Pressegespräch von Kanzlerin Merkel.

Um seine persuasiven Chancen zu erhöhen, könnte nun die politische Korporation ihre emissive Gestaltung den Absichten oder institutionellen Prozessierungsweisen der Massenmedien anpassen. Falls die Absichten der Massenmedien wiederum persuasiv-manipulativ auf die finalen Rezipienten gerichtet wären, könnte damit ein Trend zum Politainment bestehen. Falls die Massenmedien aber diese manipulative Absicht, etwa aufgrund eines journalistischen Ethos, rechtlicher Regulierung oder absichtlicher bzw. gewohnheitsmäßiger Orientierung an anderen persuasiven Strategien gar nicht verfolgen, würde sich der strategisch agierende Politiker sogar einem seriösen Nachrichtenstil anpassen. Zudem könnte die politische Korporation auch eine völlig andere persuasive Strategie wählen, um die Massenmedien für die Berichterstattung zu gewinnen.

Trend zum Politainment?

Ob ein stilistischer Trend im politischen Kommunizieren hin zum massenmedial induzierten Politainment besteht, hängt also ab vom Handlungscharakter des politischen Kommunizierens, von der Wahl von Adaption als Persuasionsstrategie sowie von der persuasiven Strategie der Massenmedien im Kontakt mit dem finalen Rezipienten und wiederum von den durchschnittlichen Präferenzen, Wünschen, Prozessierungsregeln ihres Publikums. Falls

tatsächlich all diese Faktoren zutreffen sollten, stellt sich die Frage: Ist dies neu oder war das schon immer so? Seit wann ist es anders? Bisher liegen wohl zu wenige empirische Längsschnittstudien vor, um einen Trend zum Politainment abzuleiten.

Die Kritik an einer möglichen Adaptierung des politischen Kommunizierens an massenmedialen Stilen echauffiert sich gern über die Entpolitisierung, den Ersatz von Entscheidungsdurch Darstellungspolitik, die Inszenierungen, die Unterhaltsamkeit etc. Wir werden uns in Kapitel III.16 überlegen, ob derartige Faktoren nicht selbst eminent politisch sind und welche politischen Effekte sie zeitigen. Insgesamt steht es uns als Demokraten wohl kaum an, den diesem Stil letztlich zugrunde liegenden Publikums- bzw. Bürgergeschmack zu kritisieren. Wenn wir diesen für niveaulos halten, dann sollten wir die politische Bildung im Staat reformieren. In normativer Perspektive finden sich Vor- und Nachteile: Positiv zu Buche schlagen beispielsweise Aspekte wie die massenmediale Verbreitung und Transparenz der Botschaft, die höhere Aufmerksamkeit der Bürger, die Ankurbelung politischer Debatten sowie der Verzicht des Politikers auf härtere persuasive Strategien und nicht-kommunikative Maßnahmen. Als nachteilig würde ich hingegen folgende Wirkungen beurteilen: die Gefahr einer Eskalation politischer Gefechte durch Konfliktorientierung, die Verlagerung von rechtlichen, ökonomischen auf personelle, private Fragen, die Anstachelung von Politikverdrossenheit durch permanente Negativberichterstattung und zahlreiche Skandale.

Fazit: Wirkung des Massenmediums auf die emissive Gestaltung

Wir halten fest: In zweistufigen Kommunikationsprozessen sind sowohl der initiale wie auch die massenmediale Korporation prinzipiell frei in der Gestaltung ihrer emissiven Botschaft. Die einzelnen Mitarbeiter beider Korporationen sind dabei in arbeitsteilige Prozesse eingebunden, ihr jeweiliger Einfluss beruht auf ihrer persuasiven Macht. Rationale Akteure werden in ihrem Kommunizieren den stofflichen und technischen Bedingungen des Massenmedialen Rechnung tragen. Weiter werden sie von individuellen Erkenntnissen und den Institutionen des massenmedialen Zeichengebrauchs geprägt. Im kommunikativen Handeln verfolgen zudem beide Korporationen Intentionen, sie wollen breite Aufmerksamkeit und Akzeptanz für ihre Interpretation erreichen. Diese kommunikativen Interessen können in eine Win-win-Situation münden. Gleichermäßen können sie, falls die initiale Emission die Abbildung von Nachrichtenfaktoren verfehlt, gegensätzlich sein. Wer sich jeweils in seiner emissiven Absicht durchsetzt, hängt von der konkreten relativen Machtsituation, also den persuasiven Fähigkeiten und Ressourcen im Zeichengebrauch, ab. Eine grobe Beurteilung zeigt, dass hier beide Akteure beachtliche Fähigkeiten und Ressourcen in die Waagschale werfen können.

11.6.2.3.2 Empirisches Beispiel: Bedingungen emissiver Gestaltung des Kommunizierens des BKM

Betrachten wir einfach einmal einige empirische Akte des BKM, um die Problematik für das Patchwork-Modell etwas zu erhellen.

Intentionale und umsetzungsbezogene Freiheiten

Deklinieren wir den Sachverhalt einmal am Beispiel einer BKM-Pressemitteilung durch. Kein Journalist, kein Wähler, kein ‚medial-präsentatives System‘ zwingt den BKM mit vorgehaltener Pistole, diesen Text überhaupt zu emittieren. Er entscheidet sich aus freiem Willen zu kommunizieren. Dabei mögen rechtliche Vorgaben zur Transparenz des Regierungshandelns eine Rolle spielen oder die kommunikativen Gewohnheiten der Mitarbeiter des BPA

oder das politische Interesse, die Kulturbranche von der hervorragenden politischen Leistung des BKM zu überzeugen. Als primäre Intention können wir dem BKM zuschreiben, dass die Massenmedien den Text genau so, wie er ist, und möglichst vollständig in ihrer Berichterstattung übernehmen sollen, vielleicht hofft er gar auf einen positiven Kommentar.

Auch in der Gestaltung der Pressemitteilung ist der BKM im Grunde frei. Keiner zwingt ihn, nicht ‚Huhn‘, ‚Suppe‘, ‚Nudeln‘ und ein erotisches Pin-up-Foto zu veröffentlichen. Und doch orientieren sich die Pressemitteilungen des BKM regelmäßig in Überschrift, Leadsatz und Stil deutlich am journalistischen Nachrichtenstil. Die derartige Gestaltung des Signifikantenkomplexes kann nun der Ausbildung und der professionellen Gewohnheit der Presseverantwortlichen im BKM geschuldet sein. Sie kann auch einem taktischen Kalkül entspringen, das auf maximalen kommunikativen Erfolg bei Journalisten und massenmedialen Rezipienten hofft. Der Presseverantwortliche würde hier überlegen, wie er es dem Journalisten besonders leicht machen kann, den Preetext abzudrucken. Nämlich, indem er ihm die journalistische Arbeit abnimmt und schon in Form und Stil selbst journalistische Seriosität suggeriert. Er orientiert sich also aus Gewohnheit oder strategischer Erfolgsabsicht an den Gestaltungsvorgaben der massenmedialen Texte. Diese Gestaltungsvorgaben zählen zu den Institutionen des Zeichenhaften, sie sind damit teils zufällig, teils durch Viabilität, teils durch personale Macht entstanden. Sie beruhen beispielsweise auf den technischen Voraussetzungen der Massenmedien, dem Geschmack des Publikums, der Profitorientierung der Medien, auf der Kreativität eines Journalisten oder den Vorgaben des Medienrechts. Mit Blick auf das Kommunizieren des BKM lässt sich jedenfalls kein Trend zum Politainment konstatieren, wie wir in Kapitel III.10.2.1 und III.11.4.4 herausgearbeitet haben.

Ob das Ansinnen des BKM Erfolg hat, hängt nun von unzähligen situativen, zeichenbezogenen, personellen, machtmäßigen Faktoren ab. Einige Beispiele: Wenn die Nachrichtenlage an diesem Tag überbordend ist, findet der Text vielleicht einfach keinen Platz in der Zeitung. Wenn der Journalist völlig entnervt ist von der sozialdemokratischen Förderung der Hochkultur, wird er womöglich einen Verriss schreiben; wenn der Journalist krank ist, fällt das Feuilleton sowieso flach; wenn er keine Zeit hat, wird er den Text einfach so übernehmen; wenn der Amtsträger selbst den Chefredakteur beim Mittagessen von der Bedeutung der Information überzeugt, muss der Journalist wohl oder übel positiv berichten etc. Jedenfalls zwingt auch den Journalisten keiner mit vorgehaltender Pistole zur Berichterstattung oder zum Schweigen.

Relevanz der Text- und Handlungsform

Ob Journalist oder BKM in der emissiven Gestaltung am längeren Hebel sitzen, hängt überdies stark von der Form des geäußerten Signifikantenkomplexes ab: Eine Pressemitteilung schreibt der BKM eigenständig, gegebenenfalls antizipiert er bestimmte massenmediale Erfolgsbedingungen. Das belieferte Redaktionsteam rezipiert und greift den Text auf, redigiert oder verwirft ihn. Auch bei Pressebildern wie dem Udo-Lindenberg-Foto fixiert der BKM den Signifikantenkomplex völlig selbstständig, auch hier ggf. unter Berücksichtigung der massenmedialen Anforderungen an Pressefotos. Dem Printmedium bleibt aber nur die Wahl von ‚Friss oder stirb‘ – denn ein Foto lässt sich höchstens in einigen Formalia redigieren und durch eine Bildunterschrift kommentieren. Die Gestaltung der Werbeanzeige bestimmt der BKM komplett allein, er kauft sich diese Gestaltungshoheit. Ganz anders liegt der Fall im

Interview, wie folgende Abschrift aus einem Auftritt des Amtsträgers in der Kulturzeit vom 02.09.2002⁶⁷¹ zeigt:

„Scobel: aus dem Off: Und wenn man dann zusätzlich noch bedenkt, dass fast 80 Prozent des Geldes, das 2001 in die Medienfonds floss, nach Hollywood ging, da läuft doch irgendwas massiv schief.“

Nida-Rümelin: „Da läuft sicher einiges schief. Das war der Grund, warum ich vorgeschlagen habe, eine Reform zu machen, eine grundlegende Reform. Nun kann man nicht mit politischen Maßnahmen die Kreativität steuern, man kann nur die Rahmenbedingungen günstiger gestalten. Wir haben in Deutschland zu kleine Budgets, im Schnitt. Großes Budget ist keine Garantie für Erfolg, aber zu kleine Budgets können Erfolg behindern. Wir haben in Deutschland in der Tat zu wenig Mittel, die in die Branche hineinfließen. Und das ist ein Ärgernis, dass wir so viele Mittel, das sind 20 Prozent der gesamten Hollywood-Kosten, Hollywood-Film-Kosten, die aus deutschem Geld finanziert werden, (vergeuden, KW). Also, genau da setzt ja mein Reformkonzept an, wir haben das auch sehr weitgehend schon geklärt, mit der Branche, da gibt's ein großes Maß an Übereinstimmung. Und ich glaube, die günstige Entwicklung, die wir jetzt seit 2 Jahren haben, so hoch war die Quote noch nie des deutschen Films, wie jetzt. Das hält auch in dem Jahr an, dass wir die fortsetzen können.“

S: „Analoges könnte man ja sagen, gilt für die deutsche Popmusik im Grunde genommen. Sie sind aber nicht für ne Einführung einer Quotenregelung, oder?“

NR: „Also ich bin ein Bewunderer von mancher kulturpolitischen Maßnahme in Frankreich. Und in Frankreich gibt es in der Tat eine Quote, eine Neuheitenquote und eine Sprachquote, die sehr erfolgreich gewirkt hat, auf dem Popmusikmarkt auch, das heißt, sie haben dort mehr Newcomer, sie haben insgesamt mehr Neuheiten auch im Radio im Französischen, sie haben wesentlich größere Aufwendungen auch für den eigenen Nachwuchs und erstaunlicherweise, die Branche nimmt zu im Gegensatz zu hier, wo die Umsätze gesunken sind. Aber die Quote nach französischem Vorbild lässt sich nicht 1:1 übertragen, am allerwenigsten durch eine gesetzliche Regelung. Ich rate davon ab, weil das ein zu starker Eingriff in die Programmfreiheit wäre, aber eine Selbstverpflichtung, erst mal bewusst werden, was für ein Problem wir haben, wenn alles platt gemacht wird durch bestimmte Angebote. Das wäre die Voraussetzung dafür, dass wir auch in Deutschland wieder mehr Vielfalt und mehr Neuheiten bekommen. Hier geht's nicht nur um die deutsche Sprache.“

Der Moderator Scobel setzt das Interview-Thema durch seine Eingangsfrage, er übt Kritik und bewegt damit den Amtsträger zu einer Rechtfertigung, er suggeriert bestimmte Antworten. Damit übt er als Fragender kommunikative Gestaltungsmacht gegenüber dem BKM aus. Im Kommunizieren ist er dabei an die stofflich-technischen Voraussetzungen des Mediums Fernsehen gebunden, er muss sich als Moderator mit seinen Kollegen und Führungskräften in der TV-Redaktion abstimmen. Seine Emission wird geprägt von individuellen Erfahrungen sowie vom angeborenen Zeichenhaften und den Institutionen des Zeichengebrauchs, die er erlernt hat. Zudem verfolgt er als korporativer Protagonist wohl bestimmte Intentionen: Diese richten sich erstens auf die TV-Zuschauer. Um deren Aufmerksamkeit und Akzeptanz zu erreichen, muss er sich grundlegend an deren Institutionen des Zeichengebrauchs orientieren. Dies könnte implizieren, dass er unterhaltsame, private Fragen stellt, Skandale aufdecken will; dies könnte aber auch bedeuten, dass er sachlich bleibt, auf Argumentation zielt. Weiter verfolgt er wohl auch bestimmte Intentionen seinen Studiogästen gegenüber, die eine Anpassung an deren Wünsche, Präferenzen, Rationalitätsmaßstäbe etc. nahelegen: Die Absicht, den BKM überhaupt als Interviewpartner zu gewinnen, könnte z. B. bestimmte thematische Vorfestlegungen auf Lieblingsthemen des BKM nach sich ziehen. Der Wunsch, weitere Spitzenpolitiker zu Gast zu haben, könnte den Moderator veranlassen, keine allzu toughen Fragen zu stellen, etc. Für den Moderator ergibt sich so ein gewisser Zielkonflikt zwischen den Absichten, das Publikumsinteresse zu bedienen und hochkarätige Studiogäste zu gewinnen.

Amtsträger Nida-Rümelin darf und muss auf Scobels Fragen antworten. Er darf lange Ausführungen machen, wird dabei nicht unterbrochen. So kann auch er – im gesteckten thematischen Rahmen – inhaltliche Gestaltungen vornehmen. In der TV-Übertragung lässt sich

⁶⁷¹ 3sat Kulturzeit 2002.

höchstens wieder herauschneiden oder kommentieren, was Prof. Nida-Rümelin sagt, ansonsten erscheint es eins zu eins auf dem Bildschirm im Wohnzimmer der finalen Rezipienten. Der Amtsträger kann in diesem Rahmen wiederum aus gewohnter Politikerprofessionalität und TV-Kompetenz den Bedingungen des Massenmediums entsprechen oder aus strategischen Gründen, um den kommunikativen Erfolg seiner Botschaften zu befördern.

Das Kräfteverhältnis der beiden Akteure hängt vom Verhältnis ihrer Fähigkeiten und Ressourcen ab: Nur wenn 3sat eine solide Sendetechnik besitzt, Sendung und Moderator renommiert sind, wird sich der Amtsträger zum Interview überreden lassen. Die Prominenz und Repräsentativität des BKM machen den Amtsträger zum begehrten Sendungsgast. Sind beide Akteure erst einmal im Studio, hängt die Gestaltungshoheit vom Verhältnis ihrer zeichenbezogenen, kommunikativen Fähigkeiten ab: Wenn Nida-Rümelin die Suggestivfrage durchschaut, lässt er sich von Scobel nicht lenken. Jedes Mal, wenn es Scobel gelingt, den Monolog des Amtsträgers zu unterbrechen, kann er thematisch Justierungen vornehmen.

11.6.3 Fazit: Wirkung des Mediums bzw. Massenmediums auf die Gestaltung der Emission

All dies zeigt: Mit simplen Pauschallösungen kommen wir in der Frage nach der Wirkung des Mediums, des Massenmediums und der initialen Emission auf die Gestaltung der massenmedialen Botschaft nicht besonders weit. Die Gestaltungsfreiheit des medialen, des massenmedialen und des initialen Emittenten hängt von arbeitsteiligen Prozessen in Korporationen, von der Stofflichkeit und Technik des Mediums oder Massenmediums, von den Institutionen des Zeichenhaften und den jeweiligen Interessen der Emittenten und den Wünschen, Präferenzen und Erwartungen des Publikums ab. Welche personalen Akteure sich letztlich durchsetzen, ist kontextabhängig, ihre persuasive Macht basiert auf dem Verhältnis der Ressourcen und Fähigkeiten im Zeichengebrauch. Politische Korporationen und Massenmedien verfügen dabei zwar über unterschiedliche Machtquellen, gleichwohl sind beide in der Regel mit beachtlicher Fülle an Ressourcen und Fähigkeiten ausgestattet. Politische Korporationen können in ihrem Kommunizieren stilistisch persuasive Strategien der Massenmedien nachahmen, die durch Politainment die Aufmerksamkeit und die Akzeptanz des Publikums zu gewinnen versuchen. Gleichmaßen können sie und/oder die Massenmedien andere persuasive Strategien wählen, vielleicht ist auch das Publikum gar nicht so niveaulos wie vermutet.

Der Blick in die Empirie zeigt weiter, dass die Verteilung der Gestaltungsmacht zwischen medialen Akteuren und dem BKM auch von den kommunikativen Formen abhängt, die medial verbreitet werden sollen: Bei Pressemitteilungen, Pressekonferenzen und Hintergrundgesprächen ist der Einfluss des Journalisten vergleichsweise hoch. Die finale Entscheidung über die Publikation liegt hier eher in der Hand der Journalisten, die die Botschaften des BKM filtern, redigieren und kommentieren. Bei Interviews ist ihr Einfluss schon etwas geringer, denn die getätigten Aussagen können aufgrund urheberrechtlicher Regelungen vom BKM korrigiert werden. Namensartikel und Buchbeiträge werden vom Medium meist nur geringfügig redigiert, sie bleiben in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Radio- und TV-Sendungen, gerade wenn sie live sind, unterliegen ebenfalls einer eher geringen Steuerbarkeit durch das journalistische Redaktionsteam. Der Online-Auftritt des BKM liegt vollständig in der Hand des BKM, hier erfolgt das Kommunizieren einstufig.

11.7 Wirkung des Mediums bzw. Massenmediums auf die emissive Reichweite und Intentionalität

Medien erlauben es dem Emittenten, wie in Kapitel III.11.2 gezeigt, eine größere Zahl an Rezipienten anzusprechen, als er mit den Mitteln seines Körpers alleine adressieren könnte. Speichermedien ermöglichen es ihm, mit Rezipienten zu einem späteren Zeitpunkt zu kommunizieren, Transportmedien erweitern das Publikum um Menschen aus anderen geographischen Gebieten, Verbreitungsmedien multiplizieren den Rezipientenkreis extrem. Medien machen den Emittenten so im Extremfall kommunikativ unsterblich, verleihen ihm Omnipräsenz. Er kann sein Wissen, seine Erfahrungen, seine Gefühle, seine kreativen Überlegungen an einen sehr breiten Kreis an Rezipienten weitergeben.

Erschwertes Verstehen, erschwerte Verständigung

Durch die geographische und historische Distanz zwischen Emittent und Rezipient werden das Verstehen und die Verständigung erschwert.⁶⁷² Deiktische Sinnkomponenten sind hier nicht nachvollziehbar, unmittelbare Explikation und Argumentation sind nicht möglich und gerade beim korporativen Kommunizieren lässt sich die emissive Verantwortung nicht mehr einer Person zuschreiben. Womöglich leben Emittent und Rezipient nicht zur gleichen Zeit, am gleichen Ort, sie haben damit mehr oder weniger unterschiedliche individuelle Erfahrungen gemacht und mehr oder weniger unterschiedliche Institutionen des Zeichengebrauchs gelernt.

Diffusion der Intentionalität

Sowieso diffundiert die emissive Intentionalität. Zwar schneidet der individuelle mediale Emittent seine Botschaft auf einen Rezipienten in einem bestimmten Kontext zu, aber durch die Speicherung und den Transport seiner Botschaft über Zeit und Raum hinweg mag es sein, dass weitere, nichtintendierte Rezipienten nichtintendierte Interpretationen vornehmen. Am stärksten von diesem Phänomen betroffen ist der massenmediale Emittent: Von Anfang an kann er seine Botschaft nicht spezifisch auf einen oder wenige, bekannte Rezipienten zuschneiden. Sinn und Absicht richten sich hier zwangsläufig an ein anonymes, unbegrenzt großes Publikum. Natürlich kennt ein Journalist seine Pappenheimer-Rezipienten. Die professionelle Markt- und Meinungsforschung der Medienbetreiber gibt Aufschluss über die Bedürfnisse des typischen Rezipienten. Doch letztlich ist der Kreis der Rezipienten in absoluten Zahlen und über Zeit und Raum hinweg für den (massen)medialen Emittenten unüberschaubar. Der Zweck des Kommunizierens erschöpft sich hier in statischen Verstehens- und Verständigungschancen.

Fazit: Auswirkungen der Entgrenzung der Rezipientenansprache auf Emissionsseite

Die technischen Medien erlauben es dem BKM also, geographische und temporale Distanzen zu überwinden. Die Massenmedien erlauben ihm, sofern sie die Botschaft aufgreifen, die Adressierung eines dispersen Publikums. Massenmediales Kommunizieren macht politische Projekte transparent, es macht den BKM sichtbar, gestattet die Umsetzung breiter Informations- und Persuasionsstrategien. Allerdings behindert es gleichzeitig das Verstehen und die Verständigung durch Erweiterung der Zahl der Rezipienten und ihrer Kontexte.

⁶⁷² Vgl. ausführlicher für die Rezipientenseite Kapitel III.11.8.3 „Rezeptive Begrenzungen aufgrund pragmatischer Differenzen“.

11.8 Wirkungen der Rezeption über Medium bzw. Massenmedien

Wie wirkt nun eine medial bzw. massenmedial vermittelte Botschaft auf den einzelnen Rezipienten oder die ganze Rezipientengruppe? Welche Aspekte werden beeinflusst? Wirkt die Botschaft aufgrund ihrer Medialität besonders stark oder schwach?

Zum Aufspüren von Antworten können wir uns hier nur auf die vorhandene Literatur und theoretische Überlegungen verlassen, denn die Eingrenzung des Forschungsgegenstandes erlaubt keine Aussagen zur Wirkung des massenmedialen Kommunizierens auf Rezipienten.

11.8.1 Wirkungsgrad und beeinflusste individuelle Merkmale

Die empirisch-analytische Medienwirkungsforschung ist ein sehr aktives Feld. Insgesamt „findet man in keinem anderen Bereich der Kommunikationsforschung ein derartig hohes Maß an Forschungsaktivitäten“⁶⁷³, meint Burkardt. Kommunikationswissenschaft und Sozialpsychologie haben schließlich den Großteil ihrer Kommunikationsmodelle an der Frage der Wirkung von Massenmedien auf Rezipienten entwickelt. Die politische Berichterstattung, die Wirkung auf politische Rezipienten spielt in diesem Rahmen eine prominente Rolle. Leider lassen die Ergebnisse insgesamt keine eindeutigen Schlüsse zu, Kamps spricht von einer „Konkursmasse sich wechselseitig widersprechender punktueller Befunde“⁶⁷⁴. Es folgt ein kleiner Überblick über zentrale Forschungsgebiete.⁶⁷⁵

Wirkmächtigkeit von Emittenten und Rezipienten

Eine erste Gruppe von Autoren beschäftigt sich mit der Frage, ob die massenmedialen Emittenten oder ihre Rezipienten über die Wirkung bestimmen:

Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts geht die Forschung von einem behavioristischen Reiz-Reaktions-Modell aus. Der „Sender“ manipuliere seine Rezeptoren wirksam über die Massenmedien, seine Botschaft schlage ein „Silver-Bullet“⁶⁷⁶ ein. Der Rezipient wird demnach völlig vom medialen Emittenten dominiert. Die folgenden Jahrzehnte stehen im Zeichen der Relativierung und Differenzierung dieser durchschlagenden Wirkungen: Lazarsfeld, Berelson, Gaudet etwa weisen in der Studie „The People's Choice“⁶⁷⁷ nach, dass die massenmediale Stimulation mit demokratischen Aussagen noch keinen demokratischen Wähler macht.⁶⁷⁸ Die Medien fungieren demnach nur als Verstärker bestehender Haltungen, sie lösen einen „Two-step-flow of Communication“⁶⁷⁹ aus, indem Meinungsführer Einfluss auf die Rezeption der massenmedialen Botschaft nehmen.⁶⁸⁰ Eine Forschergruppe um Hovland ermittelt wiederum, dass die Offenheit bzw. Resistenz gegenüber Persuasion von Attributen des Absenders, etwa Glaubwürdigkeit oder Status, abhängt.⁶⁸¹

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gesteht die Forschung der kognitiven und psychischen Dimension der Rezipienten immer mehr Einfluss zu: Festinger entwirft in den fünfziger Jahren die Theorie kognitiver Dissonanz, wonach Menschen Widersprüche zwischen Kognitionen vermeiden und versuchen, Konsistenz herzustellen. Auch massenmediale Botschaf-

⁶⁷³ Burkardt 2002, S. 191.

⁶⁷⁴ Merten 1995, S. 82.

⁶⁷⁵ Überblicksdarstellungen finden sich bei Schönbach 2002 und Bonfadelli 2002.

⁶⁷⁶ Kamps 2007, S. 201.

⁶⁷⁷ Lazarsfeld, Berelson, Gaudet 1944.

⁶⁷⁸ Vgl. Lazarsfeld, Berelson, Gaudet 1944.

⁶⁷⁹ Lazarsfeld, Berelson, Gaudet 1944.

⁶⁸⁰ Vgl. Lazarsfeld, Berelson, Gaudet 1944.

⁶⁸¹ Vgl. Hovland, Janis, Kelley 1953.

ten unterliegen Festinger zufolge selektiver Verarbeitung.⁶⁸² Katz, Blumler, Rosengren und Windhal vertreten beispielsweise die Uses-and-Gratifications-Hypothese. Ihren Studien zufolge wählen Rezipienten selektiv Medienbotschaften nach persönlichem Nutzen aus.⁶⁸³ Petty und Cacioppo stellen in den achtziger Jahren das Elaboration-Likelihood-Modell vor.⁶⁸⁴ Massenmediale Wirkungen hängen demnach von der subjektiven Relevanz der Inhalte für den Rezipienten ab. Bei hoher Ich-Beteiligung wird Information auf dem zentralen Pfad verarbeitet, dabei werden vielfältige Informationen beschafft, die Beeinflussung ist damit nachhaltig und gründlich. Bei geringer Bedeutung wird der periphere Pfad gewählt, wobei wenig Information recherchiert wird und die Beeinflussung nur oberflächlich erfolgt.

Schließlich wird Medienwirkung als Ergebnis einer komplexen zweiseitigen Interaktion zwischen massenmedialen Emittenten und Rezipienten gefasst: Maletzke erfasst im „Feldschema der Massenkommunikation“⁶⁸⁵ selektive, prozesshafte Wirkungen. Früh und Schönbach entwerfen ein dynamisch-transaktionales Modell, wobei Kommunikator und Rezipient in konkreten, kontextualisierten Prozessen zusammenwirken.⁶⁸⁶ Das Encoding-Decoding-Modell von Hall betont ebenfalls diese Interaktivität, der Vertreter der Cultural Studies erkennt Dominanzpotenzial auf Emittentenseite und Subversionspotenzial auf Rezipientenseite.⁶⁸⁷

Wirkungsarten

Das Forschungsfeld untersucht weiter, auf welche Art und Weise Massenmedien ihre Wirkung entfalten: McCombs und Shaw stellen etwa anhand einer Analyse der Wirkung von Wahlkampfberichterstattung die Hypothese des „Agenda-Setting“⁶⁸⁸ auf. Die Massenmedien kontrollieren so die Themen, die mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung in den Köpfen ihrer Rezipienten herumschwirren. Entman setzt sich mit massenmedialem Framing auseinander⁶⁸⁹: Demnach platzieren Journalisten bestimmte Aspekte ihrer Thematik und lassen andere in den Hintergrund treten, womit die Massenmedien dann spezifisch ‚gerahmte‘ Problemdefinitionen, Kausalitätsvermutungen oder Empfehlungen kommunizieren.⁶⁹⁰ Noelle-Neumann entwickelt Anfang der siebziger Jahre den Ansatz der „Schweigespирale“⁶⁹¹. Die Medien suggerieren demnach ein bestimmtes Meinungsklima, welches die Menschen mit ihrer „sozialen Haut“⁶⁹² erkennen. Aus Furcht vor Isolation passen sich die Menschen der Mehrheitsmeinung an, so kommt es zu einer spiralförmigen Verstärkung dieser Mehrheitsmeinung, die abweichende Haltung wird verschwiegen. Gerbner stellt schließlich in der Analyse von TV-Gewaltdarstellungen die Kultivationshypothese auf, wonach die Massenmedien Realitätskonstruktionen formen, indem sie auf Überzeugungen, Werte und Praktiken Einfluss nehmen.⁶⁹³

Einige Studien, meist vorgelegt von Agenda-Setting- und Framing-Forschung, vermuten also Wirkungen auf die kognitive und affektive Dimension, etwa auf politisches Wissen, auf Meinungen, Einstellungen, Überzeugungen. Andere gehen von konativen Effekten aus, darunter die Wahlforschung oder Vertreter der These einer politischen „Mobilisierung“ oder „Malaise“

⁶⁸² Vgl. Festinger 1957.

⁶⁸³ Vgl. Blumler, Katz 1974.

⁶⁸⁴ Petty, Cacioppo 1986.

⁶⁸⁵ Maletzke 1963.

⁶⁸⁶ Vgl. Früh, Schönbach 1982, S. 74-88.

⁶⁸⁷ Vgl. Marchart 2008, S. 66, Reisenleitner 2006, Krotz 2006.

⁶⁸⁸ McCombs, Shaw 1972.

⁶⁸⁹ Vgl. Entman 1993.

⁶⁹⁰ Vgl. Entman 1993.

⁶⁹¹ Noelle-Neumann 1982.

⁶⁹² Noelle-Neumann 1982.

⁶⁹³ Vgl. Gerbner 1998.

durch Medienberichterstattung.⁶⁹⁴ Starke Wirkungen werden in diesem Rahmen besonders dem Fernsehen als „getarntem Elefanten“⁶⁹⁵ unterstellt. Schließlich ist es rein auf passiven Konsum ausgerichtet. Es bedient sich realistisch anmutender, bewegtbildhafter und sprachlicher Signifikantengattungen, was zu starken persuasiven Effekten führen kann.

Fazit: Wirkungsgrad und beeinflusste individuelle Merkmale

Wenn wir versuchen, den Wust empirischer Ergebnisse auf einen verdaulichen Nenner zu bringen, kristallisiert sich folgendes Bild heraus: Massenmediale Emissionen wirken sich über vielfältige Mechanismen wie Agenda-Setting, Framing oder die Schweigespirale durchaus auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Rezipienten aus. Wie groß der Einfluss im Einzelnen ist, hängt vom Themenfeld, dem Wissen, dem Bildungsstand, den Präferenzen, Interessen und vom sozialen Umfeld des Rezipienten sowie von der pragmatischen Situation, den Attributen des Autors und des Massenmediums ab. Dieses Fazit ist nicht weiter verwunderlich. Schließlich entfalten Massenmedien keinen schwarzen Zauber, der die Gehirne der Rezipienten en passant ausknipst. Massenmediales Kommunizieren ist – einmal abstrahiert von den speziellen Bedingungen des Massenmedialen – Kommunizieren wie jedes andere auch. So geht es in Art und Ausmaß mit den Wirkungen, die wir im Patchwork-Modell dem Kommunizieren im Allgemeinen zutrauen, Hand in Hand. Daher ist bei den oben aufgeführten Forschungsansätzen fraglich, ob die ermittelten Wirkungen tatsächlich aus der Medialität der Botschaft stammen oder ob es sich einfach um kommunikative Wirkungen handelt, die auch im präsenzkommunikativen Kontext zu beobachten wären! Im Rahmen des Patchwork-Modells können wir die spezifischen medialen und massenmedialen Wirkungen des Kommunizierens wie folgt präzisieren.

11.8.2 Wirkungen der Form des Mediums bzw. Massenmediums auf die Rezeption

Medien sind meines Erachtens kein semantisch neutrales Mittel für Transport, Speicherung oder Vervielfältigung. In unserem Modell gesprochen: Mediale Verpackungen nehmen nicht nur Signifikanten huckepack, sie sind daneben auch selbst Signifikanten. Sie lassen sich, sofern die eigene Kreativität oder die institutionellen Regeln des Zeichenhaften dies gestatten, sinnvoll interpretieren, ihr Sinn addiert sich zu den huckepack genommenen Signifikanten. Die Prozessierung kann dabei an sämtlichen Aspekten des Medialen ansetzen, etwa beim medialen korporativen Akteur, bei der medialen Technik, beim Trägermedium, bei der Medienform oder dem medialen Stil.

Eine Rezipientin interpretiert ein „Ich liebe dich“ im Chat als Scherz, weil sie das Medium als locker, oberflächlich, anonym versteht. Im Brief hingegen würde sie diesen Satz sehr ernst nehmen. Das Image des Printmediums ‚Die Zeit‘ kann Nachrichten hohe Glaubwürdigkeit verleihen, die Bildzeitung hingegen interpretieren wir gemeinhin als wenig seriös. Medien können also direkt auf die Zuschreibung von Geltungsabsichten durchschlagen, die Wahrheit, Wahrhaftigkeit und Richtigkeit einer Botschaft validieren oder nichtig machen.

⁶⁹⁴ Die Mobilisierungsthese postuliert, dass Medienberichterstattung prinzipiell das Interesse an Politik erhöht, unabhängig von ihren Aussagen. Die Malaisethese wiederum besagt, dass negative Berichterstattung zu Politikverdrossenheit führe (vgl. Maurer 2003, Bonfadelli 2002a).

⁶⁹⁵ Titel eines Vortrags von Noelle-Neumann auf den Mainzer Tagen der Fernsehkritik, 1969. Vgl. auch Noelle-Neumann 1984.

11.8.3 Rezeptive Begrenzungen aufgrund pragmatischer Differenzen

Medien erlauben dem Rezipienten zu rezipieren, was möglicherweise vor langer Zeit an einem anderen Ort entstand. Sie erlauben damit den Zugriff auf das interpretative Wissen und die Erfahrungen historischer Epochen und geographischer Räume. Sie suggerieren räumliche und zeitliche Nähe, wo eigentlich keine ist.

Aber wie Derrida am Beispiel der Schriftsprache treffend ausführt, bringt dies größere Herausforderungen für Verstehen und Verständigung mit sich als die Präsenzkommunikation.⁶⁹⁶ Die situativen, deiktischen Sinnkomponenten einer medialen Botschaft lassen sich nur schwerlich nachvollziehen, einfach weil man sie jetzt nicht sehen kann oder noch nie davon gehört hat. Ein Gedicht versteht man anders, wenn man weiß, dass es in Auschwitz geschrieben wurde, und noch einmal anders, wenn man selbst schon dort war. Häufig implizieren Zeit- und Ortsunterschiede auch Divergenzen in den Institutionen des Zeichengebrauchs. Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln können sich bis zur Unkenntlichkeit verändern, der Rezipient liest dann Hieroglyphen.

Bei der medialen Interaktion kann der Rezipient den Emittenten nicht wahrnehmen, erkennen, einschätzen. Der Autor ist vielleicht im Wortsinn tot, wenn das Werk die Hochphase der Rezeption erlebt, die Identität des Urhebers der antiken Statue ist selbst unter Historikern unbekannt, der Beitrag im Fernsehen erlaubt keine Zuordnung zu einem Journalisten. Dies bringt unweigerlich mit sich, dass sie keine autorenbezogenen Sinnelemente verstehen und dass sie keine personenspezifische Intention zuschreiben können. An Geltungsabsichten und mögliche Folgen müssen sie sich ohne Geländer herantasten. Insgesamt wird durch das Fehlen eines sichtbaren, bekannten Autors die Botschaft künstlicher, weniger vertrauenswürdig. Die Akzeptanz von Folgen für das individuelle Denken, Handeln und Fühlen wird so unwahrscheinlicher.

Bei Massenmedien wird die Zuschreibung einer Intention umso schwieriger, weil die personalen Autoren hinter der Korporation verschwinden. Unter dem Zeitungsartikel steht nur ein unbekanntes Autorenkürzel, die Nachrichten des ‚heute journal‘ präsentiert zwar Claus Kleber, aber dahinter steckt der korporative Akteur ZDF. Rezipienten schreiben die Absichten der Massenmedien daher häufig auf Basis von Images zu. Sie wissen, dass ‚Bild‘ unterhaltsam ist und auch einmal populistisch übertreibt, ‚Focus‘ dagegen auf eine Abbildung der Welt in Fakten, Fakten, Fakten setzt.

Im medialen Kommunizieren sind mehrstufige Explikation und Argumentation aufgrund zeitlicher und räumlicher Distanzen meist nicht spontan möglich, etwa beim Briefkontakt, bei Publikation und Rezeption eines Buchs, bei der Voicemail. Im massenmedialen Kontext sind sie aufgrund der monologischen Ausrichtung sogar ungewöhnlich. Damit wird Verstehen und Verständigung nochmals massiv erschwert.

Da Emittent und Rezipient nicht physisch kopräsent sind, werden gruppensdynamische Prozesse behindert. Aber gerade die audiovisuellen Medien sind gewieft in der Suggestion von Nähe, wo keine ist.⁶⁹⁷ Daher gelingt emotionale Übertragung, etwa im Fernseh- oder Kinofilm, häufig trotz Medialität. Medien können also durchaus ein virtuelles Gemeinschaftsgefühl stiften.

⁶⁹⁶ Vgl. Kapitel Prozess II.3.1.6 „Relationierung auf Basis von systemischer Differenzierung“.

⁶⁹⁷ Vgl. Macho 1998.

11.8.4 Verzerrung und Aufhebung von Realität durch die Rezeption über Medien bzw. Massenmedien

Im Rahmen der Konstruktion von Vorstellungen über die Wirklichkeit wird den Massenmedien manchmal ein „Description Bias“⁶⁹⁸ unterstellt. Mersch meint: „Die Ambivalenz ist charakteristisch für sämtliche ästhetischen Medienbegriffe; sie spielen durchweg mit dem Doppelsinn von *simulatio* und *dissimulatio*, der Gleichursprünglichkeit von *Mimesis* und *Täuschung*“.⁶⁹⁹ Anders entwirft z. B. eine Theorie von Rundfunk und Fernsehen als „Weltbildkonstrukteuren“⁷⁰⁰. Diese „technische(n) Bilder wären das „Hauptverhängnis“ des zeitgenössischen Daseins, denn sie besäßen die Macht, den „Schein“ mit Evidenz auszukleiden.“⁷⁰¹ Er befürchtet, dass die „die Lüge sich wahrlügt, (während) das Wirkliche zum Abbild seiner Bilder wird“⁷⁰². Baudrillard wirft den Massenmedien die völlige Simulation und damit Aufhebung der Realität vor⁷⁰³: Bedeutungsdifferenzen würden neutralisiert, die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Abbildung aufgehoben, die Signifikanten verwiesen nur noch auf sich selbst, alles wird Schauspiel: „Das ganze Szenario der öffentlichen Information und alle Medien haben keine andere Aufgabe, als die Illusion einer Ereignishaftigkeit bzw. die Illusion der Realität (...) aufrechtzuerhalten“⁷⁰⁴.

Im Patchwork-Modell mutet diese Einschätzung seltsam an: Zwar glauben wir, in Fotografie und Fernsehen bestimmte Realitätsinterpretationen ausschnitthaft wiederzuerkennen. Was ich als Konstruktivistin darin aber nicht erkennen kann, ist die Realität, so wie sie tatsächlich ist. Daher ist die Frage nach Wirklichkeit, ihrer Simulation und Verzerrung eine nach der Differenz einer medialen Interpretation und einer nichtmedialen Interpretation. Die Frage ist hier, inwieweit beide Interpretationsformen deckungsgleich sein können oder sollten. Wenn wir davon ausgehen, dass die nichtmedialen Interpretationen bestimmte viable Erfahrungen im Umgang mit der natürlichen, sozialen Welt und uns selbst spiegeln, sollten die medialen sich wohl daran orientieren, sonst wirken sie irreführend. Allerdings könnten die medialen Botschaften auch die Aufgabe der emotionalen Entlastung, der Kreativität, der Innovation, der Phantasie im Gebrauch des Zeichenhaften erfüllen. Dann sollten sie sich gerade nicht an den nichtmedialen Interpretationen orientieren. Wenn wir den Signifikantenkomplex ‚Medium‘ verstehen, werden wir wohl kaum die mediale und die sonstige Welt verwechseln.

11.8.5 Gruppenweite Lerneffekte und Harmonisierung von Interpretationen durch Rezeption über Medien bzw. Massenmedien

Bestimmte Medien erlauben eine Speicherung von Signifikantenkomplexen. So kann das Medium eine wiederholte Rezeption von Interpretationen erlauben und zu Lerneffekten des Rezipienten führen.

Viel entscheidender ist aber der Effekt der höheren Reichweite, den Transport- und vor allem Massenmedien erzielen können. Die entsprechenden Signifikantenkomplexe sind einem geographisch weit auseinanderliegenden bzw. dispersen Publikum zugänglich. So beeinflussen insbesondere die Massenmedien das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln von Menschen im großen Maßstab. Gleichschwingende Interpretationen und Geltungsakzeptanz vor-

⁶⁹⁸ Jarren, Donges 2006.

⁶⁹⁹ Mersch 2006, S. 23.

⁷⁰⁰ Anders 2009, S. 2.

⁷⁰¹ Vgl. Anders 2009, S. 131.

⁷⁰² Anders 2009, S. 179.

⁷⁰³ Vgl. Baudrillard et al. 2005.

⁷⁰⁴ Baudrillard et al. 1978, 62.

ausgesetzt, können Massenmedien sogar zu einer Harmonisierung des Zeichengebrauchs, zu einer Verbreitung von Allgemeinwissen oder zur Verankerung einer Botschaft als Common Sense beitragen. Damit erlauben sie entsprechende Anschlussinteraktionen⁷⁰⁵. Massenmedial vermittelte Interpretationen entfalten also Wirkungen, die sich sonst nur in der familiären oder schulischen Sozialisation finden⁷⁰⁶. Massenmedien führen tertiäre Sozialisationsprozesse aus⁷⁰⁷ und wirken integrativ: „Man ist sich heute weitgehend einig, dass die Medien neben den ‚traditionellen‘ Faktoren wie Familie, Schule, Kirche, Peer-Groups in hohem Maße in diesen Prozess eingreifen, etwa indem sie Denk- und Verhaltensmuster, Status- und Rollenbilder, Images- und Typenvorstellungen anbieten, an denen sich Kinder und Jugendliche orientieren können.“⁷⁰⁸ Dörner formuliert, dass Massenmedien als „Relaisstation für Diskurse“⁷⁰⁹ fungieren, die politische Vorstellungswelten, Werte, Normalitäten und Identitäten sichtbar machen und so einen gemeinsamen „Wahrnehmungsraum der Bürger“⁷¹⁰ schaffen.

So wirken Massenmedien an der Institutionalisierung von kreativem, innovativem Zeichengebrauch genauso mit wie am steten Einschleifen des gängigen Zeichengebrauchs.

McLuhan geht in „The Gutenberg Galaxy“⁷¹¹ gar davon aus, dass mediale Environments die Erfahrungen, das Wissen, Denken und Verhalten der Menschen determinieren.⁷¹²

11.8.6 Fazit: Wirkung der Rezeption über Medien bzw. Massenmedien

Zunächst ist mediales oder massenmediales Kommunizieren nichts anderes als Kommunizieren, damit sind von ihm im Grunde auch keine anderen Wirkungen zu erwarten als von der kommunikativen Interaktion im Allgemeinen – mit einigen Modifikationen: Die geographische und zeitliche Distanz der Akteure kann das Verstehen und die Verständigung erschweren. Die massenmediale Rezeptionssituation ist häufig beiläufig, was eher geringe Folgen für den Rezipienten impliziert. Allerdings können gerade bildhafte Medien und Massenmedien ihren Berichten den Schein objektiver Realität verleihen und so Geltung persuasiv suggerieren. Das Bemerkenswerte an den Massenmedien ist aber wohl eher ihre Breitenwirkung. Ihre Interpretationen nehmen Einfluss auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln eines dispersen Publikums. So setzen sie die Agenda, definieren Frames und suggerieren Realitäten. Sie gestalten tertiäre Sozialisationsprozesse, wirken auf eine gleichschwingende Ausrichtung der Wünsche, Normen, Rationalitätsmaßstäbe ihrer Rezipienten hin.

Wirkung der Rezeption politischer Botschaften über Medien bzw. Massenmedien

Im politischen Kontext erfüllen die Massenmedien zudem spezielle Wirkungen: Sie fungieren als intermediäres Relais zwischen den Bürgern, anderen intermediären Akteuren und den politischen Entscheidungsträgern. Konkret dienen sie der Artikulation von und wechselseitigen Information über politische Interpretationen und Geltungsabsichten. Sie erlauben die Kontrolle politischer Entscheidungsträger und die Äußerung von politischer Kritik. Somit stellen sie politische Öffentlichkeit her, in der Debatten über Sinnhaftes und seine Geltung als wahr und richtig geführt werden können, auch stellvertretend für jeden einzelnen Bürger.

⁷⁰⁵ Vgl. Wersing 1997.

⁷⁰⁶ Vgl. Bonfadelli 2002a.

⁷⁰⁷ Vgl. Dörner 2000, S. 35 ff.

⁷⁰⁸ Maletzke 1980, S. 201.

⁷⁰⁹ Dörner 2000, S. 156.

⁷¹⁰ Dörner 2006a, S. 5.

⁷¹¹ McLuhan 1995.

⁷¹² Vgl. Mersch 2006.

Schließlich sorgen sie für politische Bildung und Sozialisation. Massenmedien eröffnen damit in der Tat eine Arena des Politischen, in der die Institutionen des Zeichenhaften thematisiert, verhandelt und verankert werden.

11.9 Politische Gestaltung des medialen und massenmedialen Kommunizierens

Politische Gestaltungskompetenzen

Aufgrund der in Kapitel III.11.6.1 befürchteten persuasiven Abwärtsspirale hin zum Politainment und ungleichen Partizipationschancen unterliegt das massenmediale Kommunizieren der rechtlichen Regulierung und auch der finanziellen Förderung seitens der Politik. „Media Governance“⁷¹³ setzt dabei, wie Donges herausarbeitet, an zwei Hebeln an: Erstens nehmen politische Entscheidungsgremien Einfluss auf Partizipationschancen im massenmedialen Kontext, etwa indem sie grundlegende Ressourcen im Rahmen sozialpolitischer Maßnahmen bereitstellen oder indem sie Sozialisationsprozesse mit Blick auf Medienkompetenz gestalten.⁷¹⁴ Zweitens regulieren sie direkt das Kommunizieren der massenmedialen Korporationen. Entsprechende Rechtsnormen legen fest, wer als Emittent auftreten darf, wie viele Massenmedien er besitzen darf, wie interne Arbeitsprozesse gestaltet werden müssen, welche Botschaften und Formate wie übermittelt werden dürfen etc. In Demokratie und Rechtsstaat sind Umfang und Art der politischen Regulierung aber durch die grundrechtliche Freiheit von Presse und Rundfunk eng begrenzt. Die politischen Gestaltungsmöglichkeiten beziehen sich hier primär auf grundlegende Strukturen der Medienlandschaft. Konkrete organisatorische Fragen und vor allem inhaltliche Kritik werden eher politikfernen Aufsichtsräten überantwortet.

Regulierungskompetenzen des BKM

Eine Kernkompetenz des Beauftragten der Bundesregierung für die Angelegenheiten der Kultur und der *Medien* ist die Medienpolitik auf Bundesebene. Hier obliegen dem BKM Zuständigkeiten in der Medienpolitik, der Medien- und Filmwirtschaft sowie des Verlagswesens.⁷¹⁵ So ist der BKM an der Regulierung und auch an der finanziellen Förderung des medialen und massenmedialen Kommunizierens beteiligt.

In der Amtszeit von BKM Nida-Rümelin werden in diesem Rahmen beispielsweise folgende medienpolitische Maßnahmen ergriffen⁷¹⁶:

- Der BKM erarbeitet ein Reformkonzept für den Auslandsrundfunk, die Deutsche Welle, worin er den Programmauftrag, die Kanäle, Zielgruppen sowie die Kooperationsmöglichkeiten und Finanzierungsgrundlagen skizziert.⁷¹⁷ Weiter wendet er beachtliche Haushaltsmittel für die Finanzierung des Auslandsrundfunks auf, im Jahr 2002 rund 302 Mio. Euro.⁷¹⁸ So ermöglicht und optimiert der BKM das massenmediale Kommunizieren mit ausländischen Zielgruppen. Politische, wirtschaftliche, kulturelle Botschaften Deutschlands können so auf internationaler Ebene rezipiert werden.

⁷¹³ Donges 2007.

⁷¹⁴ Vgl. Donges 2007.

⁷¹⁵ Vgl. Bundesgesetzblatt 1998, S. 3288.

⁷¹⁶ Vgl. soweit nicht anders angegeben Nida-Rümelin 2002, Nevermann 2005, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, Kulturpolitische Gesellschaft 2007.

⁷¹⁷ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002i.

⁷¹⁸ Vgl. Nevermann 2005, Bundesministerium der Finanzen 2001, S. 173-186.

- Der BKM bringt Vorschläge zur Gestaltung der Rundfunk- und Medienordnung, etwa zum Verhältnis des privaten zum öffentlich-rechtlichen Rundfunk angesichts von Digitalisierung, Medienkonvergenz, Globalisierung und Medienkonzentration oder zur Regulierungsweise („regulierte Selbstregulierung“) ein.⁷¹⁹ Damit gestaltet er die Kommunikationsbedingungen der Massenmedien und die Rechte und Pflichten der korporativen Emittenten, was wiederum auf die kommunikativen Stile und das Niveau des massenmedialen Kommunizierens durchschlägt.
- Der BKM wirkt mit an der Novellierung des Urhebervertragsrechts. Damit gibt er vor, welche Emittenten als Urheber im massenmedialen Kontext welche Zeichen gebrauchen dürfen und welche Vergütungen sie von Nicht-Urhebern dafür erhalten.
- Der BKM beteiligt sich an der Regulierung der Buchpreisbindung und beeinflusst so Preisniveaus, Angebotsvielfalt und Nachfrage im Kommunizieren über das Medium Buch.
- Der BKM äußert sich im Deutschen Bundestag zur digitalen Spaltung. So beteiligt er sich an der politischen Diskussion um die Chancengleichheit im Gebrauch digitaler Medien.⁷²⁰
- Der BKM erarbeitet in enger Absprache mit der Filmbranche ein „Filmpolitisches Konzept“⁷²¹. Dabei geht es um eine Optimierung der Fördermechanismen und eine strukturelle Neuorganisation der Fördergremien zur Stärkung des wirtschaftlichen Erfolgs sowie des künstlerischen Wertes des deutschen Films.⁷²² Konkret soll die wirtschaftliche Lage der Filmproduzenten gestärkt, die Außenrepräsentanz des deutschen Films verbessert werden. Auch Drehbuchautoren und Kurzfilme sollen mehr Unterstützung erfahren.⁷²³ Daneben fördert der BKM diverse Filmbranchen aus Haushaltsmitteln und lobt eine ganze Reihe von Filmförderungen, Filmpreisen und filmbezogenen Stipendien aus. So unterstützt der BKM das Medium Kinofilm in seinem Emissionsprozess finanziell, er stützt damit die Ausweitung des Angebots, seine Qualität und die Rezeption im In- und Ausland.
- Anlässlich des Amoklaufs an einem Erfurter Gymnasium kritisiert der Amtsträger Gewaltdarstellungen im Fernsehen.⁷²⁴ Schließlich werden die Kompetenzen in der Regulierung des Jugendmedienschutzes stringenter verteilt, das Jugendschutzgesetz wird verschärft.⁷²⁵ So wirkt der BKM an Vorgaben mit, die Zugänglichkeit und die Inhalte des massenmedialen Kommunizierens für Jugendliche regulieren.
- Der BKM wirkt mit an der Novelle des Bundesdatenschutzgesetzes, womit er die Rechte und Pflichten von Journalisten in Datenschutzfragen mit definiert.
- Er unterstützt die Bewahrung künstlerisch ausgerichteter medialer und massenmedialer Signifikantenkomplexe, etwa indem er den Erhalt kinematographischer Werke finanziert. So trägt er zu ihrer Tradierung bei und ermöglicht künftige Rezeption.
- Er tritt öffentlich bei Veranstaltungen der Medienbranche auf und verleiht den einzelnen Sparten damit bundeskulturpolitische Relevanz und Aufmerksamkeit.⁷²⁶

Der BKM gestaltet über medienpolitische Politics das Kommunizieren über Medien und Massenmedien in Deutschland mit. Er trägt zur Erweiterung und zur qualitativen Verbesserung

⁷¹⁹ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002a.

⁷²⁰ Vgl. Deutscher Bundestag 2001b.

⁷²¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002t.

⁷²² Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002t.

⁷²³ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002p.

⁷²⁴ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001d.

⁷²⁵ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002w.

⁷²⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002q.

des Angebots und der Rezeption bei, er regelt die Rechte und Pflichten derer, die am medialen und massenmedialen Kommunizieren beteiligt sind, und schafft öffentliche Aufmerksamkeit für die Medienbranche. Damit nimmt er Einfluss auf die Interpretationen der Massenmedien, die wiederum persuasive Macht ausüben und tertiäre Sozialisationsprozesse gestalten. Es ist eine Besonderheit des Kommunizierens medienpolitischer Entscheidungsträger, dass sie sowohl selbst als initiale Emittenten über Massenmedien kommunizieren als auch diese Korporationen politisch regulieren.

11.10 Fazit: Medien und Massenmedien zum Zeichengebrauch

Medien können wir als materielle Träger von Signifikanten verstehen, die mittels bestimmter Emissions- und Rezeptionstechniken räumliche und zeitliche Distanzen überwinden, über die hinweg der menschliche Körper allein nicht hätte kommunizieren können. Medien erlauben darüber hinaus eine Vervielfältigung, möglicherweise sogar die Adressierung einer kommunikativen Botschaft an ein disperses Publikum. Mediale Interpretationen wirken – sofern sie breit und intensiv rezipiert werden und Geltungsakzeptanz auslösen – gesellschaftlich sozialisierend. Sie richten das Denken, Fühlen und Handeln der Menschen gleichschwingend aus, schaffen Common Sense, wirken gar auf Interpretationen von Wirklichkeit. Gleichzeitig wirken insbesondere die Massenmedien auf die Institutionen des Zeichengebrauchs tradierend oder innovativ. Das mediale und massenmediale Kommunizieren begegnet gleichwohl auch einigen Limitationen mit Blick auf Sinnverstehen und Verständigung über pragmatische Differenzen hinweg.

Der Gebrauch von Medien wirkt dabei nachhaltig auf die emissive und rezeptive Interpretation sowie auf Verständigungsprozesse. Effekte stammen dabei vor allem aus der Stofflichkeit und der Technik des Medialen, den Institutionen des medialen Zeichengebrauchs sowie den spezifischen Absichten der beteiligten medialen Emittenten und Rezipienten und auch aus der Interpretation des Mediums selbst als Signifikanten. Dass sich initiale Emittenten aus persuasiven Gründen den massenmedialen Stilen und diese wiederum dem Publikumsgeschmack anpassen und dass Letzterer auf Unterhaltung, Emotionalisierung, Skandal o. Ä. abonniert ist, ist nicht damit gesagt. Das Publikum kann sich schließlich für gute Gründe interessieren, die Massenmedien können gewohnheitsmäßig sachlich berichten und die politisch Kommunizierenden können sich ganz auf sachliches Argumentieren verlegen. Für die Prävention dieser manipulativen persuasiven Kette sorgt weiter die rechtliche Normierung des politischen und massenmedialen Kommunizierens, die wiederum eine politische Aufgabe ist.

Der Gebrauch von Medien, die Ort und Zeit überwinden, steht auch dem individuellen Kommunizierenden offen. Ein Dialog ist hier theoretisch möglich. Um massenmediale Emissionstechniken bilden sich hingegen korporative Kommunizierende aus, die wiederum gegebenenfalls auf den Input von initialen Emittenten zurückgreifen. Emissionen erfolgen hier monologisch, ein Rollentausch ist nicht vorgesehen. Das Internet kombiniert die individuelle Emission mit der potenziell dispersen Verbreitung.

Die partizipativen Chancen im medialen und vor allem im massenmedialen Kommunizieren verteilen sich also entlang ökonomischer, technischer, personeller, rechtlicher und sozialer Ressourcen sowie zeichen- und medienbezogener Kompetenzen. Sie sind damit sehr zerklüftet, verteilen sich ungleich zwischen Emittenten und Rezipienten. In Demokratien ist es daher eine Kernaufgabe der Politik, jedem Bürger den Zugang zum medialen und massenmedialen Kommunizieren durch Vermittlung von Medienkompetenz und Ressourcen zu eröffnen.

Im politischen Feld gestattet der Gebrauch von Medien und Massenmedien das Führen öffentlicher Debatten. Politischen Entscheidungsträgern kommunizieren in der medialen Arena mit den Bürgern, werben um Zustimmung. Journalisten setzen neue Issues auf die politische Agenda, bringen Kritik an und üben demokratische Kontrolle aus. Die Bürger wiederum können sich in der Rezeption von medial und massenmedial verbreiteten Botschaften über politische Repräsentanten und Projekte informieren, sie können sich eine Meinung bilden. Ganz nebenbei führen Massenmedien so politische Sozialisationsprozesse durch.

Für den BKM gilt: *It's the media, stupid!* Die Korporation kommuniziert rege über Medien und Massenmedien. Fast zwei Drittel aller öffentlichen Äußerungen stehen mit diesen in Verbindung. Typischerweise richtet sich der BKM in Interviews, Pressemitteilungen, Pressebildern oder Pressekonferenzen an Presse-, Hörfunk- und TV-Journalisten, dabei bevorzugt an Leitmedien bzw. deren Feuilletons. Sein Stil ist dementsprechend seriös, intellektuell, ein Trend zum Politainment lässt sich hier nicht erkennen. Über Medien und Massenmedien kommunizieren der BKM einseitig monologisch mit seinem finalen Publikum. Bei den Massenmedien schlüpfen allerdings regelmäßig Journalisten oder andere Protagonisten in die Rolle des Fragenden und des Kritikers. Im Rahmen des medialen Kommunizierens stehen dem BKM also nur wenige eigene mediale Plattformen zur Verfügung. Stattdessen geht er den Weg zum finalen Rezipienten über die Massenmedien. Bei beiden Varianten ist der BKM im Prinzip frei in der Gestaltung seines Kommunizierens. Doch legen die stofflichen und technischen Bedingungen der Medien bzw. Massenmedien, die institutionellen Regeln des medialen Zeichengebrauchs und insbesondere die Effektivität der Umsetzung seiner Geltungsabsicht gegenüber den Massenmedien eine bestimmte Gestaltung doch recht nahe. Der BKM ist einerseits selbst initialer Emittent im medialen und massenmedialen Kommunizieren. Gleichzeitig gestaltet er durch medienpolitische Policies die Rahmenbedingungen dieses Zeichengebrauchs. Er trägt dabei zur Erweiterung und zur qualitativen Verbesserung des Angebots und der Rezeption bei, regelt die jeweiligen Rechte derer, die am Kommunizieren über Medien und Massenmedien beteiligt sind, und schafft öffentliche Aufmerksamkeit für die Medienbranche.

12 Kommunikative Öffentlichkeit

Wir stützen uns im Rahmen dieser Arbeit ausschließlich auf das öffentliche Kommunizieren des BKM. Aber was heißt hier ‚öffentlich‘? Nachdem wir uns ausführlich mit phrasenhaftem und medialem Kommunizieren auseinandergesetzt haben, fällt es uns leicht, dies zu skizzieren.

12.1 Literatur zum Thema Öffentlichkeit

Werfen wir zunächst ein paar Schlaglichter auf die Vorstellungen der Literatur.

12.1.1 Öffentlichkeit als System

Gerhards entwickelt ein Konzept, das Elemente von System- und Handlungstheorie kombiniert⁷²⁷: Öffentlichkeit dürfen wir uns demnach als ausdifferenziertes Kommunikationssystem vorstellen, das nach dem binären Code Aufmerksamkeit und Nicht-Aufmerksamkeit operiert⁷²⁸: „Alle Informationen aus der Umwelt des Mediensystems – aus Politik, Wirtschaft, Kunst, Sport etc. – werden nach diesem Kriterium selektiert. Informationen, die die Vermutung für sich haben, dass sie die Aufmerksamkeit des Publikums gewinnen können, werden öffentlich kommuniziert, andere werden nicht selektiert.“⁷²⁹ Die Öffentlichkeit erfüllt somit eine intermediäre Funktion⁷³⁰: „Über das Kommunikationssystem Öffentlichkeit können sich Bürger und Akteure des politischen Systems wechselseitig beobachten, indem sie die öffentlichen Meinungen beobachten, via Öffentlichkeit können sie miteinander kommunizieren, indem sie öffentliche Meinungen produzieren.“⁷³¹ Gerhards und Neidhardt nennen drei Funktionen von Öffentlichkeit: erstens die Transparenz, also die Offenheit der öffentlichen Foren für verschiedene Akteure, Themen und Meinungen. Zweitens die Validierung durch öffentliche Argumentation, drittens die Orientierung durch Generierung verdichteter, akzeptabler Meinungen.⁷³² Gerhards und Neidhardt unterscheiden nach Teilnehmerzahl, Rollenfixierung sowie struktureller Verankerung drei Ebenen von Öffentlichkeit⁷³³: erstens die „Encouter-öffentlichkeit“⁷³⁴ mit wenigen Teilnehmern, die nur gering strukturiert ist und ohne differenzierte Rollen auskommt. Zweitens die Themenöffentlichkeiten⁷³⁵ als thematisch zentrierte Interaktionssysteme mit differenzierten Leistungs- und Publikumsrollen sowie einer gewissen inneren Strukturierung. Drittens die massenmediale Öffentlichkeit⁷³⁶, die eine verfestigte Struktur und eine unbegrenzte Zahl von Teilnehmern in ausdifferenzierten Rollen aufweist.⁷³⁷ Die Autoren betonen die Zersplitterung der Öffentlichkeit in „eine Vielzahl kleiner und großer Foren, die nur teilweise miteinander vernetzt sind“⁷³⁸.

Kritik: Die Autoren arbeiten die intermediäre Funktion der Öffentlichkeit klar heraus. Öffentlichkeit ermöglicht demnach, dass Bürger und Politiker miteinander kommunizieren, so wird

⁷²⁷ Vgl. Gerhards 1994.

⁷²⁸ Vgl. Gerhards 1994.

⁷²⁹ Gerhards 1994, S. 89.

⁷³⁰ Vgl. Gerhards 1994, S. 8.

⁷³¹ Gerhards 1994, Gerhards 1995.

⁷³² Vgl. Gerhards, Neidhardt 1990, S. 6 ff.

⁷³³ Vgl. Gerhards, Neidhardt 1990, S. 22.

⁷³⁴ Gerhards, Neidhardt 1990, S. 20

⁷³⁵ Vgl. Gerhards, Neidhardt 1990, S. 22.

⁷³⁶ Vgl. Gerhards, Neidhardt 1990, S. 23.

⁷³⁷ Vgl. Gerhards, Neidhardt 1990, S. 23.

⁷³⁸ Gerhards, Neidhardt 1990, S. 19.

Politik transparent, argumentative Validierung und Orientierung werden möglich. Auch die Differenzierung, die Gerhards und Neidhardt bezüglich der massenmedialen, veranstaltungsbezogenen und Encounter-Öffentlichkeit vornehmen, ist nachvollziehbar. Öffentlichkeit zerfließt so in vielfältige Foren. Fragwürdig ist hier, ob sich funktionalstrukturalistische Systemtheorie und handlungstheoretische Bezüge so reibungsfrei integrieren lassen, wie Gerhards und Neidhardt dies vorführen. Auch die extreme Reduktion der massenmedialen Operationsweise auf den binären Code von Aufmerksamkeit und Nichtaufmerksamkeit scheint mir zu einfach gestrickt.

12.1.2 Diskursive Öffentlichkeit

In normativer Perspektive fasst Habermas Öffentlichkeit als einen Raum auf, in dem strittige lebensweltliche Geltungsansprüche kommunikativ erhoben, begründet und diskutiert werden.⁷³⁹ Damit dient sie Habermas zufolge erstens der Aggregation: „Die Öffentlichkeit lässt sich am ehesten als ein Netzwerk für die Kommunikation von Inhalten und Stellungnahmen, also von Meinungen beschreiben; dabei werden die Kommunikationsflüsse so gefiltert und synthetisiert, dass sie sich zu themenspezifisch gebündelten öffentlichen Meinungen verdichten.“⁷⁴⁰ Sie erlaubt weiter Verständigung, ermöglicht die „diskursive Meinungs- und Willensbildung eines Publikums von Staatsbürgern“⁷⁴¹. Dabei bildet die Öffentlichkeit das Bindeglied zwischen Peripherie und Zentrum beziehungsweise zwischen Lebenswelt und politisch-administrativem System (PAS). Durch den öffentlichen Raum fließen die lebensweltlichen Überzeugungen in das PAS ein. Die Struktur der Öffentlichkeit muss aber bestimmte Bedingungen erfüllen, um „kritische Publizität“⁷⁴² zu gewährleisten. Beispielsweise sollte der Zugang jedermann offenstehen und das PAS sollte responsiv auf die öffentlichen Diskurse reagieren.⁷⁴³

Kritik: Habermas entwirft das Ideal einer basisdemokratischen Öffentlichkeit, die dem Raisonieren und der machtfreien Verständigung der Zivilgesellschaft dient. Öffentlichkeit wird zum Hauptzulieferer des politisch-administrativen Systems und sorgt so für Responsivität und Vernünftigkeit politischer Entscheidungen. Diese Idealvorstellung kann, eben weil sie kontrafaktisch ist, Impulse für politische Reformen liefern.

12.1.3 Repräsentative Öffentlichkeit

In der spätkapitalistischen Gesellschaft beobachtet Habermas aber einen alarmierenden „Strukturwandel der Öffentlichkeit“⁷⁴⁴: Die in der Moderne erkämpfte kritische Publizität werde zurückgedrängt, die Öffentlichkeit werde „refeudalisiert“⁷⁴⁵, denn Parteien, Verwaltungen und Verbände agieren im Gestus der vormodernen symbolisch-repräsentativen Öffentlichkeit.⁷⁴⁶ Diese war „an Attribute der Person geknüpft, an Insignien (Abzeichen, Waffen), Habitus (Kleidung, Haartracht), Gestus (Grußform, Gebärde) und Rhetorik (Form der Anrede, förmliche Rede überhaupt), mit einem Wort – an einen strengen Kodex ‚edlen‘ Verhaltens.“⁷⁴⁷ Mittels der Public Relations ahmt die Regierung nun „jene Aura eines persönlichen

⁷³⁹ Vgl. Habermas 2001.

⁷⁴⁰ Habermas 2001, S. 435 f.

⁷⁴¹ Habermas 1962, S. 42.

⁷⁴² Habermas 2009, S. 357.

⁷⁴³ Vgl. Habermas 1962, S. 274.

⁷⁴⁴ Habermas 2009.

⁷⁴⁵ Kunczik 2002.

⁷⁴⁶ Vgl. Habermas 1962, S. 357 ff.

⁷⁴⁷ Habermas 2009, S. 20 f.

Prestiges und übernatürlicher Autorität nach, die (die, KW) repräsentative Öffentlichkeit einmal verliehen hat⁷⁴⁸. Politische Akteure nutzen und missbrauchen sie nun zur „gesteuerten Integration“⁷⁴⁹. Die Lebenswelt wird so ‚kolonialisiert‘⁷⁵⁰, die liberale Trennung zwischen Staat und Gesellschaft werde aufgehoben, „(z)wischen beiden, und gleichsam ‚aus‘ beiden, entsteht eine repolitisierte Sozialsphäre, die sich der Unterscheidung von ‚öffentlich‘ und ‚privat‘ entzieht.“⁷⁵¹

Kritik: Habermas betrachtet die repräsentative Öffentlichkeit sehr kritisch, er spricht ihr jede positive Leistung ab. Ihre Ästhetik, ihre effektive Führungsstärke, ihr Beitrag zur Herstellung von Identität und Solidarität werden als manipulativ ausgewiesen. Habermas' Diagnose der Refeudalisierung der Öffentlichkeit deckt sich dabei mit Trends, die die politische Kommunikationsforschung konstatiert. Die „Amerikanisierung“⁷⁵² der politischen Kommunikation enthält zahlreiche Elemente dessen, was Habermas „Refeudalisierung der Öffentlichkeit“ nennt. Habermas geht ursprünglich von einer utopischen Idealvorstellung, der kritischen Publizität aus. Daher ist fraglich, ob die moderne Stufe der kritischen Publizität je historisch realisiert war, so dass man heute ihre Refeudalisierung beobachten kann.

12.2 Plausible Beschreibung: Öffentliches Kommunizieren

12.2.1 Öffentlichkeit

Das Öffentliche möchte ich im Rahmen des Patchwork-Modells mit zwei Kriterien umreißen:

Erstens können wir Kommunizieren als öffentlich bezeichnen, wenn die Botschaft einem dispersen, also unbegrenzten, zumindest zahlenmäßig großen und anonymen Publikum zugänglich ist. Jeder Rezipient kann sich also potenziell Zugang zur Botschaft verschaffen, diese rezipieren. Öffentlichkeit ist in dieser Perspektive das Gegenteil von Exklusivität, von arkanem Kommunizieren in unzugänglichen Gefilden.

‚Öffentlich‘ impliziert zweitens, dass eine größere Zahl an Rezipienten dieser Botschaft tatsächlich Aufmerksamkeit schenkt und sie versteht, sie erinnert.

Öffentlichkeit ist also eine relationale Größe, die Auskunft darüber gibt, wie viele Mitglieder einer Grundgesamtheit, wie der Welt, Europas, Deutschlands, Bayerns, eines Unternehmens oder der katholischen Kirche, potenziell Zugang zu einer Botschaft erhalten und wie viele sie tatsächlich rezipieren, verstehen und erinnern.

Politische Öffentlichkeit ist also ein Maßstab dafür, wie viele Mitglieder einer politischen Gruppe, etwa des deutschen Staates, potenziell eine politische Botschaft rezipieren können und wie viele sie tatsächlich rezipieren, verstehen und erinnern.

12.2.2 Massenmediales öffentliches Kommunizieren

Es liegt nahe, Öffentlichkeit eng mit dem massenmedialen Kommunizieren zu verknüpfen, schließlich richten die Massenmedien ihre Botschaften per se an ein disperses Publikum. Sie verbreiten ihre Botschaften im Push-Verfahren an unzählige Leser, Hörer, Zuschauer und stehen jedem interessierten Rezipienten, sofern er die erforderlichen Ressourcen und Kom-

⁷⁴⁸ Habermas 2009, S. 214.

⁷⁴⁹ Habermas 2009, S. 99.

⁷⁵⁰ Vgl. Horster 2000, Jörke 2006.

⁷⁵¹ Habermas 1962, S. 173.

⁷⁵² Vgl. Kapitel III.13.2 „Ergebnisse der Literatur“.

petenzen mitbringt, offen. Dabei unterscheidet sich die potenzielle Größe und Art dieser Öffentlichkeit nach der Auflage, Hörer- oder Zuschauerzahl der beteiligten Massenmedien. Die Öffentlichkeit, die die Bildzeitung herstellt, ist nicht die Öffentlichkeit des Kultursenders arte.

Zudem erfahren die massenmedialen Botschaften – schon wegen ihrer Orientierung an Auflagen, Reichweiten und Quoten – durchaus breite Aufmerksamkeit seitens der Rezipienten. Allerdings werden massenmediale Angebote häufig nur beiläufig und recht cursorisch konsumiert, sie sind teils nur von geringem persönlichem Interesse, etwa wird der Artikel zur Landwirtschaft auf Seite 7 überblättert, das Frühstücksfernsehen läuft während des Wäschebügeln.

Der Zugang zur massenmedialen Emission ist allerdings, wie in Kapitel III.11.5 ausgearbeitet, höchst voraussetzungsvoll, was Ressourcen und Fähigkeiten angeht. Er steht nur einer kleinen Zahl von Spezialisten offen.

Kommunizieren im Internet gewährleistet Öffentlichkeit übrigens eher selten. Zugänglichkeit ist zwar prinzipiell gegeben, aber breite Aufmerksamkeit finden nur wenige Suchbegriffe, die dann die Spitzenplätze der Suchmaschine erobern, der restliche Content verliert sich in Nischen. Netzweite Öffentlichkeit lässt sich zudem aufgrund der dezentralen Anlage des Internets weniger durch eine hierarchische Veröffentlichungsentscheidung kontrolliert herstellen. Sie entsteht eher als zufälliger User-Hype, als virale Mund-zu-Mund-Propaganda. Im Web 2.0 eröffnet sich so allerdings die Chance, dass ganz normale User selbst als öffentliche Emittenten agieren können.

Doch das Aufbrechen gesellschaftlicher Milieus⁷⁵³ und die mediale Vielfalt infolge technischer Innovationen führen allerdings dazu, dass auch die massenmediale Öffentlichkeit keine monolithische Gestalt besitzt. Vielmehr ist auch diese zerklüftet, die Massenmedien, die Botschaften, die Kontexte sind pluralistisch und auch gegensätzlich. Eine Konstante blieb allerdings bisher der Bezug zahlreicher Öffentlichkeiten auf Staatsgebiete: Die massenmediale Berichterstattung ist – trotz internationalisierter Eigentumsstrukturen der Medienkonzerne – nach wie vor primär national fokussiert, sie nutzt Landessprachen und greift nationale politische Themen auf. Eine gemeinsame europäische Öffentlichkeit existiert so mangels Massenmedien mit europaweiter Reichweite und europaweit rezipierten Botschaften nur in Ansätzen.⁷⁵⁴ Die zunehmende globale Vernetzung durch technische Informations- und Kommunikationssysteme und weltweite Prozesse der Vereinheitlichung, z. B. die ubiquitäre Nutzung der Geschäftssprache Englisch, führen vielleicht bald dazu, dass im Maßstab einer ‚Weltöffentlichkeit‘ kommuniziert wird.

Wie für das Kommunizieren über Massenmedien typisch, ereignet sich diese Form des öffentlichen Kommunizierens monologisch, als einseitiger Top-down-Prozess.⁷⁵⁵ Die Massenmedien bieten zwar in ihrer Berichterstattung einen virtuellen Raum für Expertendebatten, eine öffentliche Bühne des Schaulaufens von Prominenten. Auch schauen die Journalisten ‚dem Volk aufs Maul‘, sie berichten – schon aufgrund ihrer Quoten- und Reichweitenorientierung – über das, was ihre Rezipienten hören wollen, was sie interessiert, was sie denken, fühlen, tun. So spiegelt sich vielleicht eine interpretierte öffentliche Meinung im massenmedialen Kommunizieren. Doch dem Rezipienten selbst bleibt höchstens der Leserbrief oder der Anruf auf der Studio-Hotline. Das disperse Publikum selbst diskutiert nicht mit, es tritt nicht auf. Es rezipiert bloß passiv, was sich auf der medialen Bühne abspielt.

⁷⁵³ Vgl. Geißler 2008.

⁷⁵⁴ Vgl. Langenbucher, Latzer 2006.

⁷⁵⁵ Vgl. Kapitel III.11.4 „Typische Prozesse medialen Kommunizierens“.

Politische Öffentlichkeit kann also durch massenmediales Kommunizieren hergestellt werden, und zwar indem Massenmedien monologisch kommunizieren, indem sie ggf. diversen Repräsentanten politischer oder wirtschaftlicher Korporationen, etwa Regierungspolitiker, Verbandsvertreter, Unternehmenschefs, eine Plattform zum Bericht über Pläne, Projekte, Entscheidungen und zur Debatte bieten. Die Journalisten können ihre Aktivitäten darstellen und ihre Argumente kritisch kommentieren, sie können die Themen der Bevölkerung seismographisch aufnehmen, deren Anliegen auf die Agenda setzen. Eine disperse Anzahl der Bürger dieses Staates kann sich dann Zugang zu diesen politischen Botschaften verschaffen, diese Debatten rezipieren, verstehen und sich eine Meinung bilden und die Geltung bestimmter Interpretationen akzeptieren. Gleichwohl verbleiben die Rezipienten letztlich in der Rolle des passiven Konsumenten. Das Gebot normativer Öffentlichkeitstheorien, dass jeder Bürger auch als Emittent Zugang zur Öffentlichkeit haben sollte, scheint mit Blick auf die massenmedial hergestellte Öffentlichkeit in der Praxis jedenfalls nicht realisiert.

12.2.3 Präsenzhaftes öffentliches Kommunizieren

Im Kontext des öffentlichen Kommunizierens ist häufig die Rede vom ‚öffentlichen Raum‘. Diese geographische Größe steht ja tatsächlich einem dispersen Publikum offen. Doch ist diese Öffentlichkeit nur latent, denn gerade im öffentlichen Raum sind wir eher bemüht, kommunikativen Kontakt mit Fremden zu vermeiden.⁷⁵⁶ Wir fragen höchstens einmal nach der Uhrzeit oder dem Weg, tiefergehende Kommunikation, insbesondere mit breiten Publika, ist im Alltag unüblich.

Es sind die Veranstaltungen, die den geographischen, öffentlichen Raum für das Kommunizieren mit einer Großgruppe physisch präsenter Rezipienten erschließen. Beispielhaft für eine derartige Veranstaltungsöffentlichkeit sind die Großkundgebung, die Podiumsdiskussion, die Demonstration, ein Rockkonzert. Die Größe des Publikums wird hier begrenzt von der Reichweite der Lautsprecher, der Großbildleinwände oder der Raumgröße selbst. Es kann sich hier nur um einige Dutzend Gäste oder um 100.000 Menschen auf der Berliner Silvestermeile handeln. Es ist plausibel, dass die Rezipienten derartige Veranstaltungen bewusst besuchen, womit ihr Interesse und ihre Aufmerksamkeit wohl die des massenmedialen Publikums übersteigen.

Auch die Chance, öffentliche Veranstaltungen auszurichten, ist voraussetzungsvoll, wie in Kapitel III.10.1 dargestellt. Die entsprechenden Ressourcen und Fähigkeiten stehen nur einer kleinen Gruppe von Spezialisten offen.

Bei Großveranstaltungen, sei es das Rockkonzert, die Wahlkampfkundgebung, die Hauptversammlung einer AG, sind die kommunikativen Rollen der Teilnehmer klar definiert. Der Veranstalter, etwa eine Eventagentur, ein Unternehmen, eine politische Partei, der Gewerkschaftsbund, bestimmt über die öffentlichen Botschaften eigenständig. Die kommunikativen Emittenten in der Veranstaltung kommunizieren über weite Teile monologisch, bei einer Podiumsdiskussion auch miteinander. Doch findet auch hier nur selten, etwa im Rahmen einer Fragerunde, ein Dialog mit dem Publikum statt.

Die Veranstaltungsszene ist insgesamt recht kleinteilig und so ist es auch die Veranstaltungsöffentlichkeit. Auch sie spaltet sich in diverse, vielfältige Teil- und Nischenöffentlichkeiten.

⁷⁵⁶ Sennet stellt in „Tyrannei der Intimität“ dar, wie schwer sich Menschen mit dem Kontakt im öffentlichen Raum tun und welche Methoden sie im Umgang damit entwickeln (vgl. Sennett, Kaiser 2004).

Politische Präsenzöffentlichkeit findet sich so etwa bei politischen Großveranstaltungen, Festakten, Podiumsgesprächen. Auch hier bestimmen die kommunikativen Emittenten eigenständig, was öffentlich dargeboten wird. Das Publikum konsumiert passiv und hat wenig Gelegenheit zur Mitsprache. Auch hier harrt das demokratietheoretische Gebot des freien Zugangs zur öffentlichen Emission also seiner Umsetzung.

12.2.4 Wirkungen öffentlichen Kommunizierens

Öffentliches Kommunizieren erzielt definitionsgemäß eine immense Reichweite und eine breite Aufmerksamkeit. Der kommunikative Emittent kann sein Denken, Fühlen, seine Handlungspläne einer großen Zahl von Rezipienten mitteilen und hat so die Chance, dass der geäußerte Sinn von vielen verstanden, dass seine Geltungsansprüche von vielen akzeptiert werden. Dabei muss nicht unbedingt Rationales, Kognitives, Sprachliches geäußert werden, gleichermaßen kann öffentlich Symbolisches, Emotionales repräsentiert werden. Öffentliches Kommunizieren wirkt also in erster Linie in die Breite. Sein Verstehens- und Verständigungserfolg hängt dabei von einer Vielzahl von Gründen ab, etwa vom Gebrauch bekannter Zeichen, von angewandten Rationalitätskriterien und ihrer Akzeptabilität, von der Sichtbarkeit des Emittenten, von gruppenspezifischen Prozessen, von der Möglichkeit der Explikation und Argumentation, von den Erfahrungen und Wissensständen der Beteiligten.⁷⁵⁷ Wenn der Sinn verstanden wird, Geltungsabsichten vom Publikum breit akzeptiert werden, dann richtet öffentliches Kommunizieren das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Rezipienten ähnlich, gleichschwingend aus. Weiterführende Äußerungen können an Öffentliches anschließen, das Tun der Beteiligten wird koordiniert. Die pluralistische Landschaft der Massenmedien, die Kleinteiligkeit der Veranstaltungsszene, die vielfältigen Emittenten, die diversen Kontexte und die Vielzahl einzelner Rezeptionsprozesse lassen allerdings sicherlich keine emissive oder rezeptive interpretative Homogenität entstehen. Hinzu kommt, dass das öffentliche Kommunizieren im Geltungsanspruch höchst freiwillig, ohne Norm und Sanktion daherkommt. Daneben ist gerade im massenmedialen Kommunizieren die Aufmerksamkeit eher beiläufig und lässt so keine interpretativen Umwälzungen in den Gehirnen der Rezipienten erwarten. Bei Veranstaltungen ist dies etwas anders: Die Aufmerksamkeit der teilnehmenden Rezipienten und emotionale Übertragungsprozesse⁷⁵⁸ können tiefgreifendere Wirkungen erzielen. Insgesamt kann öffentliches Kommunizieren also höchstens ein Stück weit dazu beitragen, den Gebrauch des Zeichenhaften sozialisierend einzuüben, zu tradieren oder auch Innovationen des Zeichenhaften gruppenweit zu verankern.

Öffentlichkeit eignet sich – entgegen den Vermutungen der normativen Theorien – in der Praxis kaum, um gleichberechtigte Dialoge und Debatten zu führen. Denn der emissive Zugang zur massenmedialen wie zur präsenzhaften Öffentlichkeit ist äußerst voraussetzungsvoll, was die Ressourcen und Kompetenzen im Zeichengebrauch angeht. Das Publikum findet sich höchstens im Spiegel einer vom Journalisten interpretierten öffentlichen Meinung wieder, es kann die Debatten anderer kommunikativer Akteure auf einer massenmedialen oder veranstaltungsbezogenen Bühne betrachten. Nur in diesem Sinne ist die Öffentlichkeit ein Forum, auf dem verschiedene Emittenten um Geltung streiten, sich Debatten liefern und eine Meinungs- und Willensbildung der Rezipienten erlauben.

Politisches öffentliches Kommunizieren stellt also Transparenz her: Die politisch Kommunizierenden können ihr Denken, Fühlen und Handeln so einem breiten Publikum zugänglich

⁷⁵⁷ Vgl. Kapitel III.7 „Gelingen und Misslingen von Interpretieren und Kommunizieren“.

⁷⁵⁸ Vgl. LeBon, Dingeldey 1951.

machen. Vielleicht diskutieren sie auf der Bühne der Massenmedien oder einer Veranstaltung miteinander über die besten Lösungen. Im öffentlichen Vorbringen ihrer Interpretationen und Geltungsabsichten haben sie die Chance, in der Öffentlichkeit für Verstehen und Akzeptanz zu werben. Gelingt dies, werden Bürger ihr Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln entsprechend ausrichten. Ihre Handlungen werden so koordiniert, Anschlussäußerungen ermöglicht. Auch im politischen Kontext mündet öffentliches Kommunizieren aber aufgrund von vielfältigen Emittenten, Rezipienten, geringer Sanktionierung etc. nicht in interpretative Homogenität. Politische Öffentlichkeit ist zersplittert in querliegende, widersprüchliche Teilöffentlichkeiten. Doch trägt das politische öffentliche Kommunizieren durchaus bei zur tertiären politischen Sozialisation, zur Tradierung und Innovation der politischen zeichenhaften Institutionen. Politische Öffentlichkeit ist entgegen der Annahmen der Literatur aber in der Praxis gemeinhin nicht dialogisch angelegt. Die Rollen von Emittent und Rezipient in Massenmedien und Veranstaltungen sind in der Praxis wenig umkehrbar, wie unsere Ausführungen in Kapitel III.10.1 und III.11.4 darlegen. Eine Input-Funktion für das politische System können wir höchstens den öffentlichen Mitprotagonisten auf der Veranstaltungsbühne oder den Journalisten der Massenmedien zuschreiben, die am Puls des Volkes berichten.

12.2.5 Öffentliche Meinung

Die öffentliche Meinung lässt sich in unserem Modell vielfältig fassen: Als veröffentlichte Meinung könnten wir Signifikantenkomplexe bezeichnen, in denen Emittenten eine Meinung äußern und sie massenmedial, öffentlich verbreiten. Als Rezeption veröffentlichter Meinung könnten wir die meinungsbezogenen Signifikatskomplexe des öffentlichen Publikums oder Dritter begreifen, die auf Basis von veröffentlichten Signifikantenkomplexen aktiviert werden. Als latente öffentliche Meinung könnten wir die meinungshaften Signifikate verstehen, die mental bei einer Gruppe von Interpretierenden präsent sind. Als interpretierte öffentliche Meinung können wir Deutungen auffassen, die die Journalisten oder Wissenschaftler bezüglich einer mutmaßlichen latenten oder veröffentlichten Meinung abgeben. Wie Noelle-Neumann herausarbeitet, kann die Interpretation öffentlicher Meinungsverhältnisse eine Spiralbewegung in Richtung der Mehrheitsmeinung auslösen. Konforme Interpretierende schließen sich dann nämlich der Mehrheit an, wodurch diese noch dominanter erscheint.

Das Öffentliche der Meinung besteht also in ihrem Zustandekommen im Rahmen von öffentlichen Kommunikationsprozessen oder im Vorhandensein bei einer Gruppe, die der Öffentlichkeit entspricht. Bei allen drei Varianten könnten wir eine Summe sämtlicher Signifikate oder die mehrheitlich in der Gruppe verbreiteten Signifikate als öffentliche Meinung verstehen. Öffentliche Meinung ist – nach allem, was wir über die interpretative Vielfalt und Freiheit bisher wissen – sicherlich kein homogenes Gebilde, selbst bei zwei Personen ist sie höchstens ähnlich, nicht gleich. Statische Methoden können aber grob Aufschluss über Ausprägungen, über Mehrheiten und Minderheiten geben, zumindest soweit die Meinungen den Befragten bewusst sind.

Für politische Entscheidungsträger ist die öffentliche Mehrheitsmeinung zu politischen Themen natürlich relevant. Einerseits können sie ihr Handeln damit auf die Wünsche der Bürger ausrichten. Zweitens erhöhen sie durch derartige Responsivität ihre Chancen im nächsten Wahlkampf.

12.3 Empirische Perspektiven: Öffentliches Kommunizieren des BKM

Verhältnisse öffentlichen und arkanen Kommunizierens

Unter Öffentlichkeit verstehen wir im Patchwork-Modell, wie oben ausgeführt, emissive Äußerungen von Signifikantenkomplexen sämtlicher Gattungen, die sich an eine große Zahl von Rezipienten richten, deren Aufmerksamkeit erreichen und verstanden werden. Im empirischen Forschungsdesign beschränken wir uns dabei auf das Kommunizieren des BKM. So können wir aufgrund fehlender Rezeptionsdaten nicht sicher wissen, ob das Kommunizieren des BKM tatsächlich öffentlich erfolgt. Wir konzentrieren uns daher nur auf die emissive, potenzielle Öffentlichkeit, also kommunikative Akte des BKM, die sich an eine große Zahl von Rezipienten richten. Anhand dieses Kriteriums habe ich die empirischen Quellen ausgewählt. Ein grober Blick auf das, was in diesem Prozess als nicht-öffentliche kommunikative Akte außen vor blieb, erlaubt folgende Einschätzung der Relation des öffentlichen und arkanen Kommunizierens des BKM: Den 1.630 als öffentlich klassifizierten kommunikativen Akten stehen rund 860 offizielle Präsenztermine des Amtsträgers gegenüber, die wir dem arkanen Bereich zuordnen können. Hinzu kommen die arkane schriftliche Korrespondenz des korporativen Akteurs sowie Telefonate und informelle Termine. Was sich aus diesen vage beziffernten Größenordnungen ableiten lässt, ist, dass der BKM dem öffentlichen Kommunizieren wohl einen hohen Stellenwert einräumt und dass der Amtsträger selbst viel Zeit darauf verwendet.

Das öffentliche präsenzhaftes Kommunizieren und das öffentliche, an Massenmedien gerichtete Kommunizieren des BKM haben wir ja bereits in den vorhergehenden Kapiteln unter die Lupe genommen. Eine kurze Zusammenfassung ist gar nicht einfach, denn der BKM tritt in den verschiedensten Größenordnungen und Arten von Öffentlichkeit auf, er gebraucht verschiedenste kommunikative Formen, pflegt diverse Stile und interagiert mit diversen Mitprotagonisten. Was die öffentlichen kommunikativen Akte gemeinsam haben, ist die Präsenz des Amtsträgers und ihre weitgehende Monologizität den finalen Rezipienten gegenüber. Dabei adressiert der BKM öffentliche Publika zumeist indirekt: Knapp 60 Prozent der kommunikativen Akte werden primär oder zumindest auch über Massenmedien vermittelt. Doch auch die Branchen-Veranstaltungsöffentlichkeit spielt mit etwas über 40 Prozent Anteil am Kommunizieren des BKM eine relevantere Rolle, als man ihr seitens der Politikwissenschaft gemeinhin zuweisen würde.

Im öffentlichen Kommunizieren wird der BKM sichtbar, er führt kommunikativ, indem er Interpretationen vorschlägt und Geltungsabsicht konstatiert. Er wirkt dabei in die Breite, erreicht eine disperse Zahl von Rezipienten. Wenn Sinn verstanden und Geltung akzeptiert wird, kann der BKM so das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Rezipienten beeinflussen und in gewissen Gleichklang versetzen, womit er sozialisierend und integrierend wirkt. Allerdings ist diese breite kommunikative Macht zumindest im massenmedialen Kontext eher keine tiefgreifende, denn Aufmerksamkeit ist hier eher flüchtig, Geltungsabsicht kommt ohne Zwang daher.

12.4 Fazit: Kommunikative Öffentlichkeit

Öffentlichkeit und öffentliche Meinung

Kommunizieren ist öffentlich, wenn die Botschaft einem dispersen Publikum zugänglich ist und eine größere Zahl dieser Rezipienten ihr tatsächlich Aufmerksamkeit schenkt, sie sinnvoll interpretiert. Eine derartige Öffentlichkeit lässt sich über Massenmedien erreichen. Da-

neben findet sich der geographische Raum der Veranstaltungsöffentlichkeit. In beiden Fällen wird weitgehend monologisch kommuniziert, es handelt sich um einen einseitigen Top-down-Prozess. Falls überhaupt Debatten stattfinden, beziehen sie nämlich das Publikum selbst kaum ein, vielmehr produzieren sich Experten stellvertretend auf der massenmedialen Bühne. Wenn der Sinn verstanden wird, Geltungsansprüche breit akzeptiert werden, dann beeinflusst der Emittent sein Publikum in der Breite. Einer homogenisierenden, sozialisierenden, tradierenden und innovierenden Wirkung auf den Zeichengebrauch der Rezipienten läuft allerdings die Zersplitterung der Öffentlichkeiten in pluralen Massenmedien und eine kleinteilige Veranstaltungsszene entgegen. Zudem ist die Aufmerksamkeit für öffentliche Botschaften insgesamt eher gering, keiner fühlt sich persönlich gemeint, die Akzeptanz ohne Norm und Sanktion höchst freiwillig. Die öffentliche Meinung lässt sich in unserem Modell auf dreierlei Arten fassen: Als veröffentlichte Meinung könnten wir meinungshafte Signifikatskomplexe öffentlicher Emittenten, so wie in massenmedialen Signifikanten interpretativ geäußert werden, bezeichnen. Als Rezeption veröffentlichter Meinung könnten wir die meinungsbezogenen Signifikatskomplexe des öffentlichen Publikums begreifen, die auf Basis von veröffentlichten Signifikanten aktiviert werden. Als latente öffentliche Meinung könnten wir die meinungshaften Signifikate verstehen, die mental bei einer Gruppe von Interpretierenden vorhanden sind. Bei allen drei Varianten könnten wir eine Summe sämtlicher Signifikate oder die mehrheitlich in der Gruppe verbreiteten Signifikate als öffentliche Meinung verstehen. Öffentliche Meinung ist aufgrund interpretativer Varianz sicherlich kein homogenes Gebilde, selbst bei zwei Personen ist sie maximal ähnlich, nicht gleich.

Politische Öffentlichkeit

Von politischer Öffentlichkeit können wir also sprechen, wenn sich ein Aspekt der dispersen Emission bzw. Rezeption politisch interpretieren lässt. Politische Öffentlichkeit kann über Massenmedien oder über Veranstaltungen hergestellt werden. Kommunizieren im öffentlichen Raum erlaubt es Politikern, ihre Rezipienten in der Breite zu beeinflussen. Allerdings begegnen die politischen Akteure hier der Problematik, dass die politische Öffentlichkeit in plurale Formen zersplittert ist. Auch ist öffentliches Kommunizieren ein weiches Führungsinstrument, denn die Akzeptanz von Geltung ist freiwillig, nicht sanktionsfähig.

Jedenfalls verfehlt die politische Öffentlichkeit den hehren Anspruch der aktiven Partizipation der Bürger, denn massenmediales und auch veranstaltungsbezogenes Kommunizieren ist monologisch ausgerichtet. Sie gewährleistet aber eine passive, indirekte Beteiligung, indem sie die politischen Haltungen, Pläne, Aktivitäten der Politiker transparent macht und den Stellvertretern der Bürger, also den Journalisten oder den Protagonisten der Veranstaltungen, zum Kommentar und zur Kritik überlässt.

Der BKM

Der BKM legt in der Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin großen Wert auf öffentliches Kommunizieren. Der Anzahl nach zu urteilen finden sogar ein Drittel mehr öffentliche als arkane Termine statt. Öffentliche Publika adressiert der BKM primär über klassische Massenmedien, zu einem nicht unbedeutenden Teil allerdings auch über Veranstaltungen.

13 Strategisches Kommunizieren

Ist der BKM ein kommunikativer Strategie? Können wir wissen, ob er im Kommunizieren strategisch vorgeht? Was charakterisiert das Strategische überhaupt? Welche Relevanz hat es für das politische Kommunizieren und wie verhält es sich mit den ethischen Grenzen dieser Form?

Wir entwickeln wieder zuerst literaturbasiert einige theoretische Grundlagen und spiegeln diese dann mit empirischen Analysen zum strategischen Kommunizieren des BKM. Da ich selbst einige Jahre hauptberuflich in der Kommunikationsbranche auf Unternehmensseite und in politischen Organisationen gearbeitet habe, werde ich hierzu auch auf einige berufliche Erfahrungen zurückgreifen.

13.1 Brisanz und Relevanz des Strategischen im Kommunizieren

Vermutlich denken Sie beim Stichwort „strategisches Kommunizieren“ zuallererst an Methoden wie (politische) Werbung, Public Relations, Marketing, Marken, Events, Medienarbeit, Corporate Design. Dies ist derzeit en vogue, verdeckt aber – vielleicht aus gutem Grund – die weit zurückreichenden und teils moralisch belasteten Wurzeln des strategischen Kommunizierens:

Ein früher Vorläufer ist die ‚Königsdisziplin der Rhetorik‘, die schon in der Antike zur strategischen Optimierung der Rede im Wahlkampf, vor Gericht oder bei festlichen Anlässen genutzt wurde.⁷⁵⁹ Eine weitere Wurzel liegt in der Glaubenspropaganda der katholischen Kirche, wie sie als „Propaganda Fidei“⁷⁶⁰ von Papst Gregor XV schon im 17. Jahrhundert begründet wurde. Diese kirchliche Innovation wird schließlich seitens der Politik aufgegriffen. Der deutsche Reichskanzler Bismarck nutzt im 19. Jahrhundert etwa den „Reptilienfonds“, um im Vorfeld des deutsch-französischen Krieges die öffentliche Meinung durch lancierte Zeitungsartikel zu beeinflussen.⁷⁶¹ Eine verheerende Wirkung zeitigt der propagandistische Gebrauch des politischen Kommunizierens mit der Verfügbarkeit der Massenmedien. Die totalitären Diktaturen des 20. Jahrhunderts treiben das strategische Kommunizieren skrupellos auf die Spitze: Hitler und sein Adlatus Goebbels schwadronieren im ‚Volksempfänger‘, sie inszenieren bombastische, emotionalisierende Veranstaltungen wie den ‚Nürnberger Reichsparteitag‘ und propagieren ihre krude Ideologie in Kinofilmen wie ‚Jud Süß‘.⁷⁶² Die nationalsozialistische, faschistische und kommunistische Propaganda wird dabei von keinen individuellen kommunikativen Freiheitsrechten oder unabhängigen Medienkorporationen begrenzt. Ihre Propaganda ist gespickt mit dreisten Lügen, von stereotypen Feindbildern, von affektiver Manipulation.⁷⁶³ Eine vierte Wurzel des strategischen Kommunizierens liegt in der betriebswirtschaftlichen Werbung und den Public Relations. Diese entwickeln sich Anfang des 20. Jahrhunderts unter der Ägide amerikanischer PR-Pioniere wie Lee und Bernays.⁷⁶⁴ Die Beziehungen zwischen den frühen PR-Experten der Wirtschaft und den politischen Regimen der dreißiger und vierziger Jahre darf man dabei wohl durchaus als fruchtbar bezeichnen.⁷⁶⁵

⁷⁵⁹ Vgl. Göttert 2009.

⁷⁶⁰ Kunczik 2002, S. 31.

⁷⁶¹ Vgl. Nipperdey 1994.

⁷⁶² Vgl. Wistrich et al. 1996, Vondung 1971.

⁷⁶³ Vgl. Wistrich et al. 1996, Vondung 1971.

⁷⁶⁴ Vgl. Kunczik 2002, S. 133 f.

⁷⁶⁵ Vgl. Kunczik 2002, S. 133 ff.

Vor dem Hintergrund des nationalsozialistischen Exzesses wurde das strategische Kommunizieren, insbesondere im politischen Kontext, in der Bundesrepublik von Anfang an strikt rechtlich normiert. Die in Misskredit geratene Branche war in den fünfziger Jahren, gerade in der jungen Bundesrepublik sehr darauf bedacht, PR von Propaganda abzugrenzen und in ein positives Licht zu rücken. Hundhausen verpflichtete sich der „Unterrichtung der Öffentlichkeit (oder ihrer Teile) über sich selbst, mit dem Ziel, um Vertrauen zu werben.“⁷⁶⁶ Zedwitz von Armin prägte das Motto: „Tu Gutes und rede darüber“⁷⁶⁷. Im Zuge der Aufarbeitung der Verbrechen des Nationalsozialismus und der Konsumkritik der Frankfurter Schule wurden Werbung und PR in den sechziger und siebziger Jahren in Deutschland höchst kritisch reflektiert.⁷⁶⁸

In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat das strategische Kommunikationsmanagement deutscher Unternehmen und politischer Korporationen im Windschatten der treibenden Kraft der USA eine Phase der Professionalisierung erlebt.⁷⁶⁹ Das strategische Kommunizieren entwickelte sich so zu einem öffentlich wahrnehmbaren, veritablen Praxis- und Forschungsfeld. Davon zeugen ein Berufsverband⁷⁷⁰, diverse Preise⁷⁷¹, eine Flut von einschlägigen Publikationen⁷⁷² und spezialisierte Studiengänge⁷⁷³ genauso wie eine rudimentäre wissenschaftliche Infrastruktur zur Erforschung des strategischen Kommunizierens in Wirtschaft und Politik⁷⁷⁴. Der zutiefst moralische Anspruch der PR der fünfziger Jahre ist heute dem Spezialgebiet der Corporate Social Responsibility überantwortet.

So steht aktuell, ungeachtet aller normativen Theorien, die sich um das Kommunikative ranken, meiner beruflichen Erfahrung nach das öffentliche Kommunizieren korporativer Akteure größtenteils unter instrumentellen, strategischen Vorzeichen. Dies gilt insbesondere für die wettbewerbsintensiven und konfliktiven Felder des unternehmerischen und politischen Kommunizierens.

13.2 Ergebnisse der Literatur

Die moderne Literatur zum strategischen Kommunizieren lässt sich grob in zwei Gruppen einteilen. Die erste erlebt ihre Hochphase in den sechziger und siebziger Jahren. Sie ist dem strategischen Kommunizieren gegenüber höchst kritisch eingestellt. Einige Autoren, etwa Negt, Kluge, Marcuse, greifen dabei auf marxistisches und psychoanalytisches Gedankengut zurück, um die Manipulation des Bewusstseins durch Reklame oder PR anzuprangern. Heute knüpft etwa Franck in der „Ökonomie der Aufmerksamkeit“⁷⁷⁵ an derartige Vorstellungen an. Andere, etwa Edelman⁷⁷⁶, Habermas⁷⁷⁷ und jüngst Meyer⁷⁷⁸, argumentieren allgemein gesellschaftskritisch, wenn sie das instrumentelle, symbolische, rituelle Kommunizieren kriti-

⁷⁶⁶ Hundhausen 1957, S. 119.

⁷⁶⁷ Zedwitz-Armin 1961, S. 4.

⁷⁶⁸ Vgl. Kapitel III.13.2 „Ergebnisse der Literatur“.

⁷⁶⁹ Vgl. Negrine 2007, S. 33.

⁷⁷⁰ Vgl. Deutsche Public Relations Gesellschaft 2011a.

⁷⁷¹ Zum Beispiel der Internationale Deutsche PR-Preis (vgl. Deutsche Public Relations Gesellschaft 2011).

⁷⁷² Vgl. Kapitel III.13.2 „Ergebnisse der Literatur“.

⁷⁷³ Vgl. z. B. Bayerische Akademie für Werbung und Marketing 2011.

⁷⁷⁴ Vgl. z. B. Prof. Bentele (Lehrstuhl Öffentlichkeitsarbeit/PR, Universität Leipzig), Prof. Mast (Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft und Journalistik der Universität Hohenheim).

⁷⁷⁵ Franck 2010.

⁷⁷⁶ Vgl. Edelman 1970.

⁷⁷⁷ Vgl. Habermas 1962.

⁷⁷⁸ Vgl. Meyer 2004.

sieren. Auch im Kontext des Lobbying finden sich harsche Kritiker des strategischen Kommunizierens.⁷⁷⁹

Mit der Professionalisierung des strategischen Kommunizierens in den vergangenen 20 Jahren weht ein anderer Wind: Die zweite Gruppe von Autoren analysiert, wie sich PR, Werbung, Online-Marketing, Lobbying etc. strategisch klug in die Tat umsetzen lassen. Das Gros dieser Literatur ist allerdings stark praxisbezogen.⁷⁸⁰ Zunehmend findet auch eine wissenschaftliche Aufarbeitung statt: Betriebswirtschaftslehre und Kommunikationswissenschaft liefern in diesem Rahmen Beiträge zur strategischen Unternehmenskommunikation sowie zu kommunikativen Aspekten des Marketings. Autoren wie Ronneberger und Rühl⁷⁸¹, Grunig und Hunt⁷⁸², Kotler⁷⁸³, Bentele⁷⁸⁴ und Mast⁷⁸⁵ haben hier eigenständige theoretische Gerüste erbaut. Die Politikwissenschaft setzt sich unter dem Dach der explizit so genannten politischen Kommunikationsforschung mit dem strategischen Thema auseinander. Das thematische Interesse richtet sich dabei in erster Linie auf die kommunikativen Strategien politischer Akteure⁷⁸⁶, die symbolische Politik⁷⁸⁷, die Reformkommunikation⁷⁸⁸, die Amerikanisierung⁷⁸⁹, die Personalisierung⁷⁹⁰, das Spin Doctoring⁷⁹¹ sowie auf unterhaltsame, theatralische Inszenierungen⁷⁹², auf das digitale Kommunizieren⁷⁹³, die politische Markenbildung⁷⁹⁴ und das politische Marketing⁷⁹⁵, insbesondere in Wahlkampfzeiten⁷⁹⁶. Insgesamt nähert sich die noch junge Disziplin dem Gegenstand explorativ, typologisierend, teils finden sich auch empirische Studien. Raupp kommt zum Schluss: „So ist im Hinblick auf eine empirisch fruchtbare Konzeption politischer PR der Stand der Theoriebildung nach wie vor unbefriedigend.“⁷⁹⁷

Verschaffen wir uns einen Überblick über die Vielfalt der vorliegenden Werke. Die besten Vorschläge der Autoren integrieren wir anschließend in eine Beschreibung des strategischen Kommunizierens im Rahmen des Patchwork-Modells.

Allgemeine PR-Theorien

Ronneberger und **Rühl** entwickeln eine Theorie der Public Relations auf Basis funktional-strukturalistischer Systemtheorie und handlungstheoretisch-strategischer Überlegungen. Public Relations erhalten in diesem Rahmen den Status eines sich „selbsterzeugende(n), selbstorganisierende(n), selbsterhaltende(n), selbstreferenzielle(n) System(s) im Sinne der Autopoeisis“⁷⁹⁸. Auf der Ebene der Weltgesellschaft erfüllt dieses System den Autoren zufolge eine im Kern politische Funktion: Es dient der „Durchsetzung von Themen durch Organi-

⁷⁷⁹ Vgl. Leif 2006.

⁷⁸⁰ Vgl. Yaverbaum et al. 2007, Schulz-Bruhdoel, Fürstenau 2010.

⁷⁸¹ Vgl. Ronneberger, Rühl 1992.

⁷⁸² Vgl. Grunig, Hunt 1984.

⁷⁸³ Vgl. Kotler 1969.

⁷⁸⁴ Vgl. Bentele 2002.

⁷⁸⁵ Vgl. Mast 2010.

⁷⁸⁶ Vgl. Fn. I.49.

⁷⁸⁷ Vgl. Sarcinelli 1987, Edelman 1970.

⁷⁸⁸ Vgl. Weidenfeld 2007.

⁷⁸⁹ Vgl. Fn. I.48.

⁷⁹⁰ Vgl. Fn. I.47.

⁷⁹¹ Vgl. Marx 2008.

⁷⁹² Vgl. Fn. I.45.

⁷⁹³ Vgl. Gellner, Strohmeier 2002.

⁷⁹⁴ Vgl. Balzer 2006, Baumgarth 2005, Geffken 2006, Heidemann 2004.

⁷⁹⁵ Vgl. Newman 1999, Focke 2007, Butter, Fuchs, Srnka 2002, Berg 2002, Karp, Zolleis 2004, Kaid 2004, McNair 2007.

⁷⁹⁶ Vgl. Holtz-Bacha 2002, Kamps 2007, Geisler, Sarcinelli 2002, Althaus 2002, Metzinger 2005.

⁷⁹⁷ Raupp 2004, S. 221.

⁷⁹⁸ Ronneberger, Rühl 1992, S. 89.

sationen auf Märkten mit der Wirkungsabsicht, öffentliches Interesse (Gemeinwohl) und öffentliches Vertrauen zu stärken⁷⁹⁹. „PR-Probleme“⁸⁰⁰ wie Armut oder Migration sollen demnach in ihren zeitlichen, sozialen und sachlichen Zuständen öffentlich bewusst gemacht, Verantwortliche und Zuständige ermittelt und Lösungsmöglichkeiten gesucht werden.⁸⁰¹ Auf der Mesoebene sehen die Autoren die Public Relations als Teilsystem unter Marktbedingungen, das im Austausch für Werte und Zielvorstellungen von anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen Aufmerksamkeit, Interesse und physische Ressourcen erhält. Auf der Mikroebene erfüllt die Teilorganisation PR die Aufgabe, Handlungsbedarf zu ermitteln und Lösungen dafür anzubieten.⁸⁰²

Kritik: Deutlich zeichnet sich hier der ethische Spagat des strategischen Kommunizierens zwischen dem instrumentellen Verfolgen von Zielen und dem Anspruch, moralische Leistungen für die Allgemeinheit zu erbringen, ab. Die Autoren schöpfen in ihrem Ansatz aus dem Vollen: Sie kombinieren System- und Handlungstheorie, Makro-, Meso- und Mikroebene. Dabei kommt es zu einigen logischen Reibungen. Beispielsweise bleibt rätselhaft, wie das korporative Handeln aus organisatorischem Eigennutz unter Marktbedingungen plötzlich zum gesamtgesellschaftlich Guten führt. Überhaupt ist die Konzeption von PR als autopoietisches System wenig einleuchtend, hängt sie doch von den Systemen der Massenmedien, der Wirtschaft und der Politik ab. Auch hat das PR-System bisher keine reproduktionsfähige Ordnung um ein eigenes, symbolisch generalisiertes Medium herum ausgebildet. Armut und Migration würde ich schließlich nicht unbedingt als PR-Probleme auffassen, sie haben wohl eher mit Ressourcenmangel zu tun.

Bentele entwickelt in Anlehnung an die handlungstheoretische Systemtheorie von Schimank und die Strukturierungstheorie von Anthony Giddens einen „rekonstruktive(n) Ansatz der Public Relations“⁸⁰³. Er geht dabei von einer funktional gegliederten Gesellschaft aus, die handlungsfähige Sozialsysteme wie Unternehmen und Parteien einschließt. Ihr Handeln bewegt sich dabei in Strukturen und produziert diese gleichzeitig. Die Handelnden agieren dabei strategisch kalkulierend, sie beobachten sich gegenseitig, woraus sich spezifische Akteurkonstellationen und Handlungsdynamiken ergeben.⁸⁰⁴ Bentele unterscheidet drei Analyseebenen: Auf der Mikro-Ebene nimmt er die einzelnen Akteure, ihre Motive und Ziele als „strukturiertes, kommunikatives Handeln von Einzelakteuren in organisatorischen Kontexten“⁸⁰⁵ in den Blick. Auf der Mesoebene situiert er die organisatorischen Kommunikationsprozesse zwischen Organisationen und ihren sozialen Umwelten, hier interessiert er sich für ihre Entscheidungs- und Handlungsprogramme.⁸⁰⁶ Die Makroperspektive schließlich schlägt die Brücke zur PR als gesellschaftlichem Funktionssystem.⁸⁰⁷ Kommunikationsmanagement definiert Bentele in diesem Rahmen folgendermaßen: „Als *Kommunikationsmanagement* (KM) soll hier der arbeitsteilig und hierarchisch organisierte *Steuerungsprozess* bezeichnet werden, der den komplexen Prozess der (Umwelt-Beobachtung), Analyse, Strategieentwicklung, Organisation, Umsetzung und Evaluation von organisationsbezogenen Kommunikationsprozessen enthält.“⁸⁰⁸ Als Methode zur Analyse der kommunikativen Konstruktionen jeder

⁷⁹⁹ Ronneberger, Rühl 1992, S. 283.

⁸⁰⁰ Rühl 2008, S. 130.

⁸⁰¹ Vgl. Ronneberger, Rühl 1992, S. 130.

⁸⁰² Vgl. Jarren, Röttger 2008, S. 25.

⁸⁰³ Bentele 2008.

⁸⁰⁴ Vgl. Bentele 2008.

⁸⁰⁵ Bentele 2008, S. 149.

⁸⁰⁶ Vgl. Bentele 2008.

⁸⁰⁷ Vgl. Bentele 2008, S. 149.

⁸⁰⁸ Bentele 2008, S. 156.

Ebene schlägt Bentele nun die Rekonstruktion auf Basis eines hypothetischen Realismus vor, der impliziert dass „jede *Konstruktion* von kognitiver und auch *kommunikativer Wirklichkeit* nur dann ausreichend beschreibbar ist und verstanden werden kann, wenn ihr *Wirklichkeitsbezug* verstanden wird, anders ausgedrückt, wenn diese Prozesse als *Rekonstruktionsprozesse* verstanden werden.“⁸⁰⁹ Die ursprünglichen Konstruktionen auf der Wahrnehmungs-, Kognitions- und Kommunikationsebene müssten also strukturähnlich rekonstruiert werden.⁸¹⁰ Derartige rekonstruktive Prozesse finden sich Bentele zufolge auch im zwischenmenschlichen Verstehen und im massenmedialen Kommunizieren.⁸¹¹ Die Medien würden eine „*Rekonstruktion* anderer Wirklichkeiten“⁸¹², realer Ereignisse für ihre Rezipienten erstellen.

Kritik: Benteles Versuch, einen systematischen Ansatz der Public Relations zu entwerfen, hat Seltenheitswert, ebenso wie das Anknüpfen an aktuelle und ausgereifte sozialwissenschaftliche Theoriebestände. Dennoch bleibt letztlich unklar, wie Strukturen und Handeln, die Konstruktionen und Rekonstruktionen der Massenmedien, der strategischen Akteure und der Forscher sowie die verschiedenen Ebenen der PR ineinandergreifen.

Symbolisches Kommunizieren

Edelman arbeitet in „The Symbolic Uses of Politics“⁸¹³ heraus, dass das politische Tagesgeschäft zutiefst von Symbolizität durchzogen ist: „It finds the major keys to the symbolic potency of governmental acts in everyday public and private activities and not in the manifestly exotic or ceremonial acts of state.“⁸¹⁴ Einerseits drücken sich Edelman zufolge die Massen in den symbolischen Formen, Ritualen und Mythen selbst expressiv aus, sie schaffen einen Glauben an Stabilität: „Political forms thus come to symbolize what large masses of men need to believe about the state to reassure themselves.“⁸¹⁵ Andererseits gebraucht die politische Elite symbolisch verdichtete Handlungen, um sich die Loyalität der Öffentlichkeit zu sichern. Die politischen Führer präsentieren damit politische Probleme und ihre Lösungen, sie stellen die Massen damit nach Gusto ruhig oder beunruhigen sie.⁸¹⁶ Politische Führer schlüpfen dabei in die Rolle der Massen, deren Unterstützung sie suchen, um ihre eigenen Ziele zu erreichen.⁸¹⁷ In „Political language“⁸¹⁸ zeichnet Edelman exemplarisch nach, wie diese symbolischen Strategien die Armen dazu bringen, ihren geringen Anteil am gesellschaftlichen Wohlstand zu akzeptieren.

Kritik: Edelman arbeitet heraus, dass strategisches Kommunizieren der politischen Führung dazu dienen kann, dass sich Problemwahrnehmungen und Lösungsvorschläge konstruieren lassen, dass gesellschaftliche Ordnung damit stabilisiert und destabilisiert werden kann. Der Autor fokussiert das manipulative Potenzial des symbolischen politischen Handelns und übt scharfe, auf Emanzipation zielende Kritik. Daneben erkennt er aber auch die eigenständige Expression der Menschen im Symbolgebrauch und situiert die Grundlage der symbolischen Handlungen in ihrem Bedarf an Stabilisierung und Sicherheit. Das strategische Handeln begrenzt Edelman auf das Symbolische, andere kommunikative Persuasionsmethoden thema-

⁸⁰⁹ Bentele 2008, S. 152.

⁸¹⁰ Vgl. Bentele 2008, S. 152.

⁸¹¹ Vgl. Bentele 2008, S. 152.

⁸¹² Kunczik 2002, Bentele 1993, S. 171.

⁸¹³ Edelman 1970.

⁸¹⁴ Edelman 1970, S. 20.

⁸¹⁵ Edelman 1970, S. 2.

⁸¹⁶ Vgl. Edelman 1970, 188.

⁸¹⁷ Vgl. Edelman 1970, S. 188.

⁸¹⁸ Edelman 1977.

tisiert er nicht. Insgesamt bleibt die exakte Funktionsweise des strategischen Kommunizierens so im Dunklen.

Sarcinelli überträgt Edelmans Konzept der symbolischen Politik auf den Bundestagswahlkampf im Deutschland der achtziger Jahre. Dabei definiert er symbolische Politik als „konkreten Gebrauch politischer Symbolik, also prozeßhaftes Handeln und dessen mögliche politisch-strategische Verwendungszusammenhänge im Kommunikationsablauf“⁸¹⁹. Ihr kommen drei Funktionen zu: erstens eine regressive, denn symbolische Politik vereinfacht Sarcinelli zufolge komplexe Zusammenhänge. Zweitens eine nomische – symbolische Politik schafft demnach Ordnung. Drittens weist Sarcinelli ihr eine affektive, gefühlsbezogene Funktion zu. Ursprünglich stellt der Autor symbolische Politik unter pauschalen Manipulationsverdacht: „Dem Bürger wird eine Art ‚phänotypische Politik‘ vorgeführt, eine Art akklamatorische Politikrhetorik. Und kaum bestreitbar dürfte dabei sein, dass die politische Wirklichkeit durch den kommunikativen Schleier politischer Symbolik und symbolischer Politik bisweilen mehr verhüllt als erhellt wird.“⁸²⁰ Mittlerweile ist Sarcinelli milder gestimmt und distanziert sich von Edelman: „So stark die internationale Beachtung Murray Edelmans war, so bleibt seine Wirkung gleichwohl begrenzt. Dies dürfte wesentlich damit zusammenhängen, dass es ihm nicht gelingt, eine theoretisch überzeugende Brücke zu schlagen zwischen der – vermeintlich – ‚eigentlichen Politik‘ und der Legitimationsbeschaffung durch ‚symbolische Politik‘.“⁸²¹ Sarcinelli meint jetzt: „Es wäre wahrlich naiv, so zu tun, als sei Politik ‚pur‘, gleichsam zum Nennwert zu haben, als objektivierte Information in Reinkultur, ohne dramaturgische und symbolische Effekte.“⁸²² Er erkennt positive Wirkungen im „häufige(n) Gebrauch plakativer Begriffe, Slogans, Kurzformeln und Schlüsselsymbole“⁸²³, denn dieser „spricht viele an, entlastet von Komplexität, organisiert vielleicht auch Sinnstrukturen und hilft politische Wahrnehmung zu sortieren bzw. zu bewerten. Weiter erleichtert es Identifikation und vermittelt zumindest den Eindruck, Politik sei nachvollziehbar.“⁸²⁴

Kritik: Die ursprüngliche Interpretation Sarcinellis impliziert einen Dualismus der ‚eigentlichen‘ Politik und ihrer strategischen Verschleierung bzw. affektiven und regressiven Manipulation im symbolischen Kommunizieren. Diesen Dualismus können wir im Patchwork-Modell nicht nachvollziehen, denn alles erkennbar Politische ist zeichenhaft konstruiert, das eigentlich Politische ist dem Menschen unzugänglich. Auch der politische Entscheidungsprozess und seine öffentliche Darstellung sind im Kern kommunikativ, sie überschneiden sich und unterscheiden sich höchstens in ihren kommunikativen Stilen, der Größe der Publika, ihren Themen etc. Die mildere Bewertung des Symbolischen der späteren Werke Sarcinellis basiert allerdings auf einer konstruktivistischeren Auffassung und ist so auch offen für positive politische Wirkungen dieser Form des Kommunizierens. Auch Sarcinelli begrenzt das Strategische auf das Symbolische.

Habermas unterscheidet wie gesagt zwischen dem kommunikativen⁸²⁵ und dem instrumentell-strategischen⁸²⁶ Handeln: Während Ersteres die freiwillige Verständigung auf Basis eines rationalen Diskurses in einer wechselseitig unterstellten idealen Sprechsituation erlaubt, führt die Erfolgsorientierung des instrumentellen, strategischen Kommunizierens dazu, dass der

⁸¹⁹ Sarcinelli 1989, S. 295.

⁸²⁰ Sarcinelli 1989, S. 244.

⁸²¹ Sarcinelli 2005, S. 130.

⁸²² Sarcinelli 1992, S. 163.

⁸²³ Sarcinelli 1991, S. 480.

⁸²⁴ Sarcinelli 1991, S. 480.

⁸²⁵ Vgl. Habermas 1984, S. 130.

⁸²⁶ Vgl. Habermas 1962, S. 62.

Rezipient offen überredet, verdeckt manipuliert oder systembedingt getäuscht wird.⁸²⁷ Das strategische Kommunizieren ist damit eng verbunden mit der „refeudalisiert(en)“⁸²⁸ Öffentlichkeit, die die kritische Publizität⁸²⁹ durch Emotionalisierung, Unterhaltung und Personalisierung untergräbt und damit manipulative Repräsentation und strategische Integration befördert.⁸³⁰

Kritik: Habermas beleuchtet nur einen Teil der Methoden des strategischen Kommunizierens und betrachtet ihre Effekte von einer äußerst negativen Warte aus. Vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte ist dieses Urteil durchaus nachvollziehbar, sie stellt eine wertvolle Warnung vor propagandistischen Auswüchsen dar. Im demokratischen und rechtsstaatlichen System der BRD sollten wir es allerdings mit der Schwarzseherei auch nicht übertreiben: Es sind durchaus strategische Methoden vorstellbar, die das Erreichen von Habermas' eigenen Zielsetzungen begünstigen, etwa die Emotionalisierung als Anreiz, bildungsferne Schichten zum Mitdiskutieren über politische Themen anzuregen.

Kommunikative Strategien im institutionellen Umfeld

Adam, Berkel und Pfetsch entwerfen ein theoretisches Gerüst, das das strategisch-kommunikative Handeln politischer rationaler Akteure in ein institutionelles System einordnet.⁸³¹ Die Funktion der PR für das politische System formulieren die Autoren in Anlehnung an Eastons kybernetische Konzeption: Im Input-Prozess nehme PR Einfluss auf das intermediäre System der Öffentlichkeit und bündle dabei Interessen. Im Outputbereich beeinflusse die Öffentlichkeitsarbeit die Interpretationen der Massenmedien, etwa im Rahmen der öffentlichen Meinung.⁸³² Adam, Berkel und Pfetsch vergleichen nun auf dieser Basis die Handlungsziele, Ressourcen, Handlungsrepertoires und Erfolgchancen von Regierungsorganisationen mit denen von Parteien, Verbänden und sozialen Bewegungen. Daraus ziehen sie beispielsweise den Schluss, dass in „einem repräsentativen Regierungssystem wie der Bundesrepublik (...) die Regierung wesentliche strategische Vorteile in der Öffentlichkeitsarbeit (hat). Sie verfüge über die politische Initiative und agiere auf der Grundlage von intern ausgehandelten und mit den Mehrheitsfraktionen festgelegten Positionen. Verglichen mit anderen Akteuren stünden der Regierung nämlich umfangreichere Ressourcen in der Öffentlichkeitsarbeit zur Verfügung, die im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (BPA) und in den Ministerien institutionalisiert sind. Zudem genießt sie aufgrund von Prominenz und Prestige Aufmerksamkeitsvorteile.“⁸³³

Kritik: Auf den ersten Blick wirkt die Wahl handlungstheoretischer Aspekte und ihre Einbettung in einen institutionellen, systemischen Zusammenhang heuristisch plausibel. Wünschenswert wären hier eine grundlegende methodische Diskussion und eine weitergehende Erklärung der einzelnen Kategorien. Die Wahl des systemischen Referenzpunktes ist meines Erachtens zudem etwas unglücklich: Aus politikwissenschaftlicher Sicht ist das Systemmodell Eastons zwar von historischem Wert, mittlerweile liegen aber elaboriertere Konzepte zum Thema vor. Die spezielle Funktionsweise des strategischen Kommunizierens, etwa mit Blick auf den Erfolg von Verstehen und Verständigung, auf Ressourcen und persuasive

⁸²⁷ Vgl. Habermas 1984, S. 130, Habermas 1962, S. 62.

⁸²⁸ Kunczik 2002.

⁸²⁹ Vgl. Habermas 2009, S. 357.

⁸³⁰ Vgl. Habermas 2009, S. 99.

⁸³¹ Vgl. Adam, Berkel, Pfetsch 2008.

⁸³² Vgl. Adam, Berkel, Pfetsch 2008, S. 70 f.

⁸³³ Adam, Berkel, Pfetsch 2008, S. 81.

Machtpotenziale, arbeitet der Entwurf von Adam, Berkel und Pfetsch jedenfalls leider kaum heraus.

Auch **Korte** analysiert, welche Auswirkungen die Bedingungen der „Mediendemokratie“ auf das strategische Handeln von Staats- und Regierungschefs im Allgemeinen und ihre Kommunikationsaktivitäten im Speziellen haben. Im Vergleich von USA, Großbritannien und Deutschland ermittelt er „Techniken des Regierens“, die von Clinton, Blair und Schröder gleichermaßen genutzt wurden, um Handlungskorridore offenzuhalten⁸³⁴, darunter die „Telepolitik“, der „Chiefsachenmythos“, das „stille Regieren“ und die „Netzwerkpflege“.⁸³⁵ Präsidentschaftliche und parlamentarische Systeme gleichen sich Korte zufolge in der Mediendemokratie zunehmend an.

Kritik: Die kommunikativ-strategischen Techniken des Regierens hat Korte mit Verve formuliert, er arbeitet heraus, wie PR, Mediendemokratie, Regierungstechniken und politische Handlungschancen ineinandergreifen. Doch ermöglichen auch diese sehr speziellen Formen keinen systematischen Zugang zum strategischen politischen Kommunizieren. Überhaupt wäre es interessant zu wissen, auf welchen Kategorisierungen die Ergebnisse Kortés basieren.

Amerikanisierung und Professionalisierung

Die politische Kommunikationsforschung führt eine intensive Debatte über aktuelle Trends des strategischen Kommunizierens im politischen Kontext, allen voran im Wahlkampf. Zuerst wurden neue Entwicklungen wie Spin Doctors, Campaigning, Politainment, Konfliktorientierung, Personalisierung, Issue-Management, aufwendige Inszenierungen oder Einsatz von Demoskopie⁸³⁶ unter dem Schlagwort der „Amerikanisierung“⁸³⁷ zusammengefasst. Schließlich kristallisierten sich diese Trends regelmäßig in US-amerikanischen Wahlkämpfen heraus und wurden folglich von europäischen Kommunikationsverantwortlichen importiert.⁸³⁸ Mittlerweile wird eher von „Professionalisierung“ oder „Modernisierung“ gesprochen. **Negrine, Holtz-Bacha** und **Papathanassopoulos** untersuchen beispielsweise die Veränderungen in der politischen Kommunikation von Parteien, Wahlkandidaten und Regierungen im europäischen Vergleich.⁸³⁹ Sie beobachten eine Tendenz zur Professionalisierung der politischen Kommunikation, die sich beispielsweise in einer Zentralisierung von Kommunikationsaktivitäten oder im Einbezug von Fachleuten aus spezialisierten Berufen ausdrückt.⁸⁴⁰ Als Grund für diese gleichschwingende Entwicklung werden parallele Veränderungen der politischen und medialen Systeme im Zuge von Globalisierungsprozessen angeführt, darunter etwa der Niedergang der Volksparteien oder der „Triumph der Medienlogik“⁸⁴¹. Für Deutschland wird eine Professionalisierung der politischen Kommunikation „at two speeds“ diagnostiziert: „When it comes to campaign communication, professionalisation has come far and progresses quickly, but the process is more restrained where routine political communication is concerned, because the constraints are more effective where politics is *made* rather than just *represented*.“⁸⁴²

⁸³⁴ Vgl. Korte 2002, S. 26.

⁸³⁵ Korte 2001, S. 531.

⁸³⁶ Vgl. Schulz 1997, S. 186 f., Schicha 2005, S. 121.

⁸³⁷ Falter, Römmele 2002, S. 50.

⁸³⁸ Vgl. Falter, Römmele 2002, S. 50.

⁸³⁹ Vgl. Negrine 2007.

⁸⁴⁰ Vgl. Negrine 2007, S. 33.

⁸⁴¹ Negrine, Mancini 2007, S. 14.

⁸⁴² Holtz-Bacha 2007, S. 77.

Politainment

Dörner arbeitet mit „Politainment“ eine zentrale kommunikative Strategie politischer Akteure in der „medialen Erlebnisgesellschaft“⁸⁴³ heraus: „Politainment bezeichnet (dabei, KW) eine bestimmte Form der öffentlichen, massenmedial vermittelten Kommunikation, in der politische Themen, Akteure, Prozesse, Deutungsmuster, Identitäten und Sinnentwürfe im Modus der Unterhaltung zu einer neuen Realität des Politischen montiert werden.“⁸⁴⁴ Politische Akteure greifen auf diese „Instrumente und Stilmittel der Unterhaltungskultur (zurück), um ihre jeweiligen Ziele zu realisieren“⁸⁴⁵. Dörner belegt seine These mit einer Fülle von Praxisbeispielen, etwa der „Leipziger Krönungsmesse“ im SPD-Bundestagswahlkampf 1998. In Anlehnung an das Kommunikationsmodell der Cultural Studies und der entsprechenden interpretativen Freiheit des Rezipienten beurteilt Dörner die Wirkungen des Politainments als ambivalent: Trotz der Gefahren der Manipulation, Verflachung, Verdummung hebt er die Chancen der unterhaltsamen Politikvermittlung für Rollenidentitäten und die Integration der Gesellschaft hervor.⁸⁴⁶

Kritik: Der Entwurf Dörners schließt an die Cultural Studies und semiotische Modelle an. Mit dieser theoretischen Grundlegung gelingt es dem Autor, die Funktionsweise des Unterhaltsamen als Form des strategischen Kommunizierens herauszuarbeiten und – dank des handlungsmächtigen Rezipienten der Cultural Studies – positive und negative Aspekte des Politainments nachzuvollziehen. Allerdings bezieht sich Dörner ausschließlich auf die kommunikativ-strategische Nutzung von Unterhaltungselementen und ermöglicht so keinen umfassenden Blick auf das strategische Kommunizieren. Daneben bleibt unklar, wie genau unterhaltsames Kommunizieren funktioniert und wie es sich zur strategischen Persuasion nutzen lässt.

Marketingorientierte Ansätze

Ufert setzt sich mit dem Marketing von Parteien auseinander und definiert: „Die Aufgabe des Politikmarketing ist die Entwicklung und Vermarktung von Parteipolitik. Es beschäftigt sich also mit den Austauschbeziehungen zwischen Partei und Wähler.“⁸⁴⁷ Ufert plädiert für eine Kunden-, also wählerorientierte Sichtweise, die sich auf deren Bedürfnisse konzentriert. Nur so könnten die Parteien ihr Ziel, also die Maximierung von Wählerstimmen erreichen. Nach einer Analyse der Wählerbedürfnisse anhand rationalistischer und soziologischer Modelle entwirft Ufert einen Prozess des Politikmarketings. Dieser inkludiert eine Analyse des Marketingproblems, der rechtlichen Vorgaben, der Marktsegmentierung, der Zielgruppen sowie der Konkurrenzsituation. Weiter basiert er auf einer Politik- und Vermarktungsplanung mit der Konzeption eines umfassenden Kommunikationsmix sowie auf der praktischen Implementierung dieser Marketingmaßnahmen und ihrer evaluativen Anpassung.⁸⁴⁸

Ähnlich führt **Kreyher** aus: „*Politisches Marketing* kann als ‚Führungskonzept zur bewußten Gestaltung von politischen Austauschprozessen und *Interaktionen*‘ verstanden werden.“⁸⁴⁹ Im Zentrum steht dabei die Anpassung an den Wählermarkt und die öffentliche und massenmediale Agenda. Daneben nutze die politische Führung Marketing zur „*aktive(n) Marktgestal-*

⁸⁴³ Dörner 2001, S. 45.

⁸⁴⁴ Dörner 2001, S. 31.

⁸⁴⁵ Dörner 2001, S. 31.

⁸⁴⁶ Vgl. Dörner 2001, S. 98 ff.

⁸⁴⁷ Ufert 2006, S. 10.

⁸⁴⁸ Vgl. Ufert 2006.

⁸⁴⁹ Kreyer 2005, S. 14.

tung⁸⁵⁰, also zur Steuerung „der Erwartungen und Präferenzen der Zielgruppen, Beeinflussung der herrschenden Meinungen, Wahrnehmungen und Problemdeutungen, Einstellungen und Verhaltensweisen.“⁸⁵¹

Kamps arbeitet Unterschiede zwischen Marketing und politischem Kommunikationsmanagement heraus: Politisches Marketing beziehe sich auf „Austauschvorgänge mit ‚Zielmärkten‘, d. h. mit (Teil-)Öffentlichkeiten und der Wählerschaft – was z. B. die Integration von ‚Kundenwünschen‘ in die Herstellung und Verbreitung des politischen Produkts bzw. Produktversprechen umfasst“⁸⁵². Politisches Kommunikationsmanagement impliziere hingegen „die Ausrichtung, Steuerung und Kontrolle, die strategische Planung und den operativen Einsatz von Kommunikation durch politische Akteure mit dem Anspruch und Ziel, eigene Positionen und Interessen allgemein verbindlich durchzusetzen“⁸⁵³. Letztlich gehe es um die Optimierung politischer Selbstdarstellung und die generalstabsmäßige Instrumentalisierung der Medien.⁸⁵⁴

Kritik: Die betriebswirtschaftlichen Ansätze erfassen den strategischen Aspekt des Kommunizierens am besten. Sie zeichnen den managementmäßigen Ablauf der Schritte des strategischen Prozesses detailliert nach. Allerdings erfassen sie weder den zeichenhaften Charakter des Kommunizierens noch dessen spezifische Leistungsfähigkeit. Sowieso ist umstritten, ob sich das ökonomische Konzept überhaupt eignet, um politische Gegenstände, Ziele und normative Anforderungen an das politische Kommunizieren zu erfassen⁸⁵⁵: Während O’Shaughnessy von einem „misleading conceptual framework“⁸⁵⁶ spricht, halten Newman und Perloff eine Analogiebildung prinzipiell für möglich – zwar seien Unterschiede in der Zielsetzung von Politik und Unternehmen vorhanden, vergleichbar wären aber Marketingwerkzeuge und Strategien, das kompetitive Marktumfeld sowie die Kundenorientierung. Am ehesten lässt sich dieses Politikbild wohl auf Wahlkampfkommunikation anwenden.

13.3 Einleuchtende Beschreibung des strategischen Kommunizierens

Wir wagen uns nun an die Beschreibung des strategischen Kommunizierens im Patchwork-Modell. Wir thematisieren dabei strategisch Kommunizierende, den strategischen Kommunikationsprozess, zentrale persuasive Strategien sowie typische Instrumente und Maßnahmen dieser Form des Zeichengebrauchs.

13.3.1 Strategisch Kommunizierende

Zumeist sind strategisch Kommunizierende korporative Akteure, etwa das Bundespresse- und Informationsamt, das Unternehmen BMW, der BKM, die Fraktion der Freien Wähler im Bayerischen Landtag, der Deutsche Gewerkschaftsbund, die PR-Agentur Ketchum Pleon. Denn zur Planung und Umsetzung einer kommunikativen Strategie sind vielfältige Kompetenzen und Ressourcen erforderlich, die Privatpersonen kaum zur Verfügung stehen. Auch lohnt für ihr alltägliches Kommunizieren der strategische Aufwand nicht. Nur wer großangelegte kommunikative Intentionen verwirklichen will, die tiefgreifende Veränderungen bei einer Vielzahl von Rezipienten auslösen, wird strategisch ans Werk gehen.

⁸⁵⁰ Kreyer 2005, S. 14.

⁸⁵¹ Kreyer 2005, S. 14.

⁸⁵² Kamps 2007, S. 104.

⁸⁵³ Kamps 2007, S. 104.

⁸⁵⁴ Vgl. Kamps 2007, S. 25.

⁸⁵⁵ Vgl. Newmann, Perloff 2004, S. 19.

⁸⁵⁶ Newman 1999, S. 725.

In den Korporationen von Wirtschaft und Politik haben sich in den letzten 30 Jahren eigenständige Abteilungen etabliert, die das strategische Kommunizieren professionell ‚managen‘. Sie heißen ‚Pressestelle‘, ‚Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit‘, ‚Public Relations (PR)‘ oder ‚Marketing & Communications Department‘. Die Größe der Einheiten hängt dabei von der Größe der Korporation, ihrer Branche oder der Relevanz von Kommunikation für ihren Erfolg ab. In mittelständischen Unternehmen ist Kommunizieren häufig eine One-(Wo)Man-Show, in Großkonzernen wie Siemens arbeiten mehrere tausend Personen weltweit in Kommunikationsabteilungen, eine politische Partei kommt im Wahlkampf auf einige hundert. Die Abteilungen sind hierarchisch und arbeitsteilig strukturiert: Unter der Führung des Abteilungsleiters arbeiten diverse Spezialisten für einzelne Zielgruppen wie die Presse oder die Mitarbeiter oder für bestimmte kommunikative Formen wie Werbung oder Onlinekommunizieren. Häufig stehen den internen Einheiten externe PR-, Media- oder Werbeagenturen zur Seite, die die strategische Planung, Kreation und Umsetzung unterstützen. Weiter können diese Abteilungen in der Implementation kommunikativer Strategien auf Ressourcen wie Räumlichkeiten, Sachmittel und finanzielle Budgets zurückgreifen. Letztere können bei einer Partei bei einigen hunderttausend Euro jährlich liegen, bei einem Unternehmen wie Siemens bewegen sie sich im mehrstelligen Millionenbereich.

13.3.2 Profil des strategischen Kommunikationsprozesses

Der Terminus ‚Strategie‘ leitet sich von altgriechisch ‚strategós‘, Feldherrenkunst ab. Er stammt ursprünglich also aus der Sprache des Krieges. Über das betriebswirtschaftliche Marketing⁸⁵⁷ wurde entsprechendes Gedankengut in einer recht simplen Form auf das Feld des politischen Kommunizierens übertragen. Hier meint es, wie die Literatur⁸⁵⁸ zeigt, in erster Linie, dass intentionales kommunikatives Handeln strategisch zugespitzt, dass es systematisch und professionell konzipiert und implementiert wird. Das gesamte kommunikative Projekt wird so auf Effektivität und Effizienz getrimmt. Klassischerweise setzt sich der strategische Kommunikationsprozess dabei aus folgenden Schritten zusammen.⁸⁵⁹

In der **strategischen Konzeptionsphase** werden üblicherweise auf Basis umfangreicher Recherchen ein effektives kommunikatives Ziel gesetzt, kommunikative Zielgruppen definiert, eine Positionierung von Produkt, Person, Partei, Unternehmen entworfen.

Am Anfang dieser Phase steht dabei die **Recherche**: Externe Zahlen, Daten, Fakten zur Wettbewerbssituation, zu Wählermilieus, zur Kaufbereitschaft, zur öffentlichen Meinung werden durch Literaturrecherche, Marktforschung und Demoskopie ermittelt und ausgewertet. Professionelles Issue-Management⁸⁶⁰ gibt daneben Aufschluss über Themen, die die Stakeholder gerade berühren und die möglicherweise Krisenpotenzial für die Korporation bergen. Ergänzt wird Wissen über die eigene Organisation, etwa welche Produkte zur Marktreife gelangen, welche ausländischen Märkte bald erobert werden sollen, welcher Nachwuchspolitiker in Zukunft eine öffentliche Rolle spielen soll, welches Budget und welche Planstellen für Kommunikation zur Verfügung stehen.

Breiten Raum nimmt anschließend die **Definition einer effektiven kommunikativen Intention** ein: Äußere und innere Rahmenbedingungen der Korporation, eigene Präferenzen und die der Zielgruppen werden zur Festlegung von wünschenswerten und erreichbaren kommu-

⁸⁵⁷ Vgl. z. B. Homburg, Krohmer 2009.

⁸⁵⁸ Vgl. Kapitel III.13.2 „Ergebnisse der Literatur“.

⁸⁵⁹ Vgl. Avenarius 2000, Mast 2010, Leipziger 2009, Hansen, Schmidt 2009.

⁸⁶⁰ Vgl. Röttger 2003.

nikativen Zielen herangezogen. Diese instrumentellen Ziele erstrecken sich – gemäß dem Wirkungsradius des Kommunizierens – auf eine nachhaltige Einflussnahme auf die Signifikante und Prozessierungsregeln von Rezipienten, also auf deren kognitives und affektives Wissen und damit auf ihr künftiges Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln. Gängig sind dabei Zielformeln wie „AIDA“ (Attention-Interest-Desire-Action)⁸⁶¹ oder die Zielpyramide mit den Stufen Bekanntheit, Einstellung, Meinung, Überzeugung und schließlich Handeln.⁸⁶² Jedes kommunikative Ziel wird dabei in detail operationalisiert, messbar gemacht, also in Gegenstand, Ausmaß und Zeithorizont beschrieben. Konfliktive, indifferente und konstruktive Beziehungen zu anderen Zielen werden überprüft. Schließlich liegen komplexe Zielsysteme mit Ober-, Mittel- und Unterzielen vor.

Rezipienten, deren Adressierung die Zielerreichung ermöglicht, werden im Rahmen des strategischen Kommunizierens nun systematisch ausgewählt.⁸⁶³ Der Rezipient wird so zur Zielperson oder im Verbund zur Zielgruppe. In der Auswahl disperser Zielgruppen spielt die Markt- und Meinungsforschung eine zentrale Rolle, denn sie ermöglicht eine Selektion auf Basis demographischer, psychologischer, sozialer, ökonomischer und politischer Kriterien. Die kleineren Zielgruppen des vertrieblichen Key Account Managements oder des Unternehmenslobbyings werden hingegen eher auf Basis der korporationseigenen Kontaktdatenbank oder von Organigrammen handverlesen.

Auf dieser Basis wird eine **Positionierung** für das Produkt, die Person, die Partei, das Unternehmen oder eine Idee ausgearbeitet.⁸⁶⁴ Dazu werden Stärken und Schwächen gegeneinandergestellt und mit Wettbewerbern verglichen. Nischen und Potenziale des Marktes werden systematisch durchleuchtet, bis sich eine strategisch kluge Position findet. Das Kernargument, das die Rezipienten von derart positionierten Waren, dem korporativen Akteur etc. überzeugen soll, wird im **USP**, in der „Unique Selling Proposition“⁸⁶⁵ auf den Punkt gebracht.

Zwei Beispiele: Im Unternehmen könnte eine derartige kommunikative Strategien lauten: Als Beitrag zum übergeordneten Ziel der Steigerung des Abverkaufs des BMW X3 um 5 Prozent in den nächsten 12 Monaten im Vergleich zum Vorjahrzeitraum sollen Bekanntheit und Einstellung gegenüber diesem outdoorfähigen, dynamischen Fahrzeugtyp verändert werden: Konkret soll bei mindestens 60 Prozent der männlichen Arbeitnehmer unter 40 Jahren mit einem monatlichen Einkommen von über 50.000 Euro der BMW X3 bekannt gemacht und mit der Assoziation „Freude am Fahren im Outdoor-Abenteuer“ verknüpft werden. Im politischen Kontext könnte es sich so darstellen: Im September 2013 will die Volkspartei SPD im Bundestagswahlkampf in Deutschland 38 Prozent der abgegebenen Zweitstimmen auf sich vereinigen. Kommunikative Maßnahmen sollen auf dieses Ziel der generationenübergreifenden Partei einzahlen, indem sie zum Wahltag 50 Prozent der Bundesbürger über 65 Jahren davon überzeugt haben, dass die SPD hohe Kompetenz im Thema Rentenpolitik aufweist. Weiter sollen 60 Prozent der SPD-nahen deutschen Wahlberechtigten die frisch gekürte Spitzenkandidatin Nahles als ‚sympathisch‘ und ‚dynamisch‘ einstufen. Zudem sollen 30 Prozent der Neuwähler die SPD ‚gut‘ finden.

Im **Prozess der operativen Konzeption** geht es nun darum, eine möglichst effiziente Umsetzung der kommunikativen Ziele zu entwerfen und zu planen.⁸⁶⁶ Alle Maßnahmen sollen

⁸⁶¹ Vgl. Kotler et al. 2011, S. 808.

⁸⁶² Vgl. Kotler et al. 2011, Avenarius 2000.

⁸⁶³ Vgl. Kotler et al. 2011, S. 267 ff.

⁸⁶⁴ Vgl. Kotler et al. 2011, S. 451 ff.

⁸⁶⁵ Kotler et al. 2011, S. 505.

⁸⁶⁶ Vgl. Leipziger 2009, Hansen, Schmidt 2009.

maximal auf die Zielerreichung einzahlen und dabei möglichst wenige Ressourcen verschlingen. Auch die operativen Handlungsoptionen werden im strategischen Ansatz systematisch kreiert und reflektiert: Intern arbeiten die Fachabteilungen Umsetzungsvorschläge aus, möglicherweise treten verschiedene Kommunikationsagenturen in einem Pitch, einem Ideenwettbewerb, gegeneinander an. Die kommunikativen Ziele, die in der Konzeptionsphase definiert wurden, lassen sich dabei kommunikativ und nicht-kommunikativ umsetzen. Um unter die fünf beliebtesten Kfz-Marken zu kommen, könnte Daihatsu sein Image in den Massenmedien pflegen oder diverse Konkurrenten aufkaufen und zerschlagen. Doch wie in Kapitel III.16.2 dargelegt, sind in Rechtsstaat und Demokratie sowie in einem geregelten Wirtschaftssystem die legitimen Handlungen meist kommunikativer Art.⁸⁶⁷ In den nächsten Kapiteln werden wir daher typische Formen dieser operativen Umsetzung des strategischen Kommunizierens beleuchten.

Im kommunikativen Masterplan werden schließlich alle operativen Maßnahmen kondensiert, ihre zeitliche Taktung, die entsprechenden Verantwortlichkeiten, Budgets und sonstige Ressourcen exakt durchkomponiert. Das operative Konzept wird dann vom Abteilungsleiter oder dem Vorstand des Unternehmens, der Partei, der Fraktion formal freigegeben.

Im **Implementationsprozess** werden die Pläne schließlich möglichst exakt vom zuständigen Mitarbeiter oder Team in die Tat umgesetzt.⁸⁶⁸ Dabei kommen kommunikative Fähigkeiten und bereitgestellte Ressourcen zum Einsatz. Gegebenenfalls wird aufgrund von aktuellen Veränderungen der inneren und äußeren Rahmenbedingungen nachgesteuert.

Operativer Erfolg wird laufend durch systematisches Monitoring, Controlling und **Evaluation** geprüft.⁸⁶⁹ In der Medienarbeit wird beispielsweise die Resonanz in Quantität und Qualität ermittelt, bei Events die Stimmung in Fragebögen ausgewertet.

13.3.3 Persuasive Strategien in der operativen Umsetzung

Wie gelingt nun die möglichst effiziente Umsetzung der kommunikativen Ziele? Wie schafft es der korporative strategische Akteur, auf die kognitiven, affektiven und konativen Signifikate und Prozessierungsregeln, auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Zielpersonen nachhaltig Einfluss zu nehmen? Wir wissen ja, dass intersubjektives Sinnverstehen und mehr noch die Verständigung enormen Hürden begegnen: Der Rezipient ignoriert womöglich die Botschaft, interpretiert sie anders als vom Emittenten angedacht, er lehnt erhobene Geltungsansprüche ab, ändert seine Signifikate und Prozessierungsregeln nicht dauerhaft oder anders als intendiert. Alle Methoden, alle Tricks und Kniffe, die das strategische Kommunizieren nutzt, um den Erfolg der kommunikativen Einflussnahme auf den Rezipienten zu sichern, zu garantieren, möchte ich entgegen manch anderem Gebrauch des Wortes⁸⁷⁰ als persuasive Strategie bezeichnen.

13.3.3.1 Äußerung

Es klingt banal: Der erste Schritt zur Persuasion ist, überhaupt zu kommunizieren. Der korporative Akteur muss also einen Signifikantenkomplex äußern, der intendierten Sinn und

⁸⁶⁷ Vgl. Kapitel III.16 „Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten“.

⁸⁶⁸ Vgl. Leipziger 2009, Hansen, Schmidt 2009.

⁸⁶⁹ Besson 2008.

⁸⁷⁰ Stiff definiert Persuasion als „any message that is intended to shape, reinforce or change the responses of another, or others“ (Stiff, Mongeau 2003, S. 4 ff.).

Geltungsabsicht bestmöglich ausdrückt, und ihn an eine Zielperson richten.⁸⁷¹ Die eigentliche persuasive Kraft des strategischen Kommunizierens hängt nun von der formalen Gestaltung des Signifikantenkomplexes und seiner situativen Einbettung ab. Diese begegnen im strategischen Kontext drei grundlegenden Anforderungen: Der Signifikantenkomplex muss erstens Aufmerksamkeit erfahren, um überhaupt rezipiert zu werden. Er muss zweitens möglichst genau so verstanden werden, wie der Emittent dies will. Drittens muss er entsprechend Einfluss ausüben auf Signifikate und Prozessierungsregeln des Rezipienten.

13.3.3.2 Aufmerksamkeit gewinnen

Um Aufmerksamkeit zu erzielen, muss der Signifikantenkomplex den Rezipienten physisch erreichen. Der Rezipient muss zum Signifikantenkomplex oder der Signifikantenkomplex zum Rezipienten. Dies lässt sich beispielsweise durch eine Einladung zur BMW-X3-Testfahrt auf dem Hockenheimring bewerkstelligen oder durch eine Anzeige in der Zeitung, die der junge Autofahrer sowieso jeden Tag liest. Idealerweise findet dieses Aufeinandertreffen statt, wenn die Zielperson bereit und geneigt zur Rezeption ist, z. B. wenn der potenzielle BMW-Käufer in seinem unkomfortablen Fahrzeug stundenlang im Stau vor dem X3-Werbeplakat steht.

Dabei ist entscheidend, die richtigen Rezipienten gemäß der Zielgruppendefinition zu erreichen. Streuverluste können hier wie gesagt durch Mittel der Demografie und Marktforschung vermieden werden. Das Werbeplakat für den teuren X3 braucht man nicht in Berlin-Marzahn aufzuhängen. Große Gruppen lassen sich dabei effizient über die Massenmedien oder über Massenveranstaltungen adressieren. Ausgewählte Rezipienten spricht man idealerweise über personalisierte Maßnahmen, etwa ein Vier-Augen-Gespräch oder einen persönlichen Brief an.

In der Reizüberflutung der modernen Gesellschaft liefern sich Signifikanten allerdings einen harten Wettbewerb um die Wahrnehmung der Rezipienten. Daher sollte sich der Signifikantenkomplex von der Konkurrenz differenzieren, etwa sehr außergewöhnlich geformt sein. Frau Nahles könnte sich ein Beispiel an Angela Merkel nehmen und sich im bunten Hosenanzug von den schwarz-weiß gekleideten, männlichen Politiker-Pinguinen auf einem Pressefoto abheben. Alles was den Institutionen des Zeichenhaften widerspricht, was anders, kreativ und innovativ ist, was Schlüsselreize auslöst, erfährt gemeinhin Aufmerksamkeit. Eine nackte Andrea Nahles auf dem Pressefoto kann sich der Titelseiten sicher sein. Auch Verknappung kann eine erhöhte Aufmerksamkeit nach sich ziehen, weil knappe Güter besonders begehrt sind, von einer Aura der Exklusivität umgeben sind. Alternativ lässt sich im strategischen Kommunizieren betonen, dass der geäußerte Signifikantenkomplex besonders relevant für die Zielperson ist, etwa über eine emotionale Dramatisierung der Thematik, eine persönliche, direkte Ansprache oder eine hochoffizielle Anmutung. Andrea Nahles könnte so jedes SPD-Mitglied im Rundschreiben namentlich ansprechen und betonen, dass nur sie als Kanzlerin das Land vor dem Untergang retten kann. Das Rundschreiben könnte offiziellen Charakter durch das Siegel des SPD-Bundesvorstands demonstrieren.

⁸⁷¹ Den Sonderfall, dass kommunikatives Schweigen der Zielsetzung am besten gerecht wird, klammern wir hier mal aus. Er lässt sich aber einfach integrieren. Schweigen wäre dann keine operative Umsetzung als Umsetzung des Ziels.

13.3.3.3 Richtig verstanden werden

Gehört die Aufmerksamkeit erst einmal dem Signifikantenkomplex, geht es darum, richtig verstanden zu werden. Die Zielperson soll die Signifikanten also auf Basis von Prozessierungsregeln mit bestimmten Signifikaten verbinden, und zwar möglichst genau so, wie der Emittent dies will.

Verstanden zu werden ist aufgrund der kommunikativen Vagheit eine Kunst, aber kein Hexenwerk. Der Emittent muss hier letztlich bloß den Spuren des institutionalisierten Zeichengebrauchs folgen. Grundsätzlich gelingt Verstehen ja umso leichter, je enger der Emittent die Gestaltung der Signifikanten, die intendierte Prozessierung und den intendierten Sinn an das zeichenhafte Wissen, die Gefühle, die Lebensweise, die Normen, die Werte des Rezipienten anknüpft. Ins Schwarze trifft seine Emission wohl regelmäßig, wenn er Zeichen gebraucht, die in einer Gruppe starker Institutionalisierung unterliegen. Diese gewohnheitsmäßigen, konventionellen, gar normierten Interpretationen lassen ja wenig interpretativen, kreativen Spielraum, sie erfolgen meist spontan, sind stark standardisiert, eingeschliffen. Wenn Angela Merkels Kopf auf dem Wahlplakat erscheint, weiß jeder Deutsche zumindest ungefähr, wer das ist.

Komplizierter liegt der Fall, wenn ein neues Zeichen bekannt gemacht werden soll. Dann müssen also neue Signifikate, neue Prozessierungsregeln erstmals interpretiert werden. Der junge Autofahrer soll erkennen, dass das Ding auf dem Werbeplakat ein BMW X3 ist. Wenn ein neuer Signifikant eingeführt werden soll, muss seine Form distinkt geäußert und mit weiteren, institutionalisierten Signifikanten kombiniert werden, die eine plausible Interpretation auf Basis bestehenden Zeichenwissens nahelegen. Auf der Anzeige mit dem Bild des X3 findet sich daher das BMW-Logo und ein Schriftzug mit der Typenkenntung X3. Diese Variante hat trotz oder wegen ihres Innovationspotenzials den Vorteil, dass sie – bildhaft gesprochen – auf eine mentale Leerstelle zielt, die sich tendenziell leichter füllen lässt als eine Stelle, die bereits mit einem anderen Signifikat gefüllt ist.

Dieses Umlernen, Revidieren ist allerdings erforderlich, wenn bestehende Signifikate umgestaltet oder auf Basis neuer Verknüpfungsregeln anders verknüpft werden sollen. Vorher dachten Sie vielleicht bei Andrea Nahles an die ‚Emanze‘ von der SPD und beim BMW X3 an den entsprechenden Geländewagen. Sie sollen aufgrund des persuasiven Aktes aber Andrea Nahles als ‚sympathisch‘ und BMW X3 als ‚cooles Outdoor-Abenteuer‘ prozessieren. Die strategische Persuasion kann dabei je nach Intention an allen Komponenten des kommunikativen Aktes ansetzen: Sie können den Signifikanten selbst ‚aufrüchen‘, etwa indem Sie das Design des BMW X3 überaus abenteuerlich gestalten oder die Protagonistin Andrea Nahles charmant lächeln lassen. Zentral ist hier das „Framing“⁸⁷², also die gezielte Rahmung des Signifikanten in einer Art, die die gewünschte Interpretation eher nahelegt als eine andere: Der X3 wird eben nicht mit Kindersitz und Einstiegshilfe für Großmütter dargeboten, sondern mit einigen Schlamm-spritzern nach der aufregenden Amazonastour. Die Pressemitteilung von BMW beschreibt das coole Outdoor-Fahrzeug in leuchtenden Farben. Hinweise auf die Absatzschwäche des Modells und die daher erforderliche „betriebliche Restrukturierung“ finden sich erst auf Seite 3 unten. Kein kommunikativer Strategie würde je eine drastische Kündigungswelle reißerisch in der Überschrift ankündigen. Rhetorische Stilmittel jeglicher Art lassen sich hier nutzen, etwa die Verengung der Auswahl auf nur zwei Alternativen, die Metapher, die Captatio Benevolentiae. Die befürchtete Zuschreibung egoistischer Ziele lässt sich beispielsweise mit explizitem Hinweis auf gemeinnützige Beweggründe vielleicht unter-

⁸⁷² Vgl. Kapitel III.11.8.1 „Wirkungsgrad und beeinflusste individuelle Merkmale“.

minieren. Weiter lassen sich in die Situation Signifikanten einbringen, die den intendierten Sinn addieren. Dies ist letztlich die Methode Imagetransfer. Andrea Nahles besucht die armen Waisen im Kindergarten und veröffentlicht Fotos, wo sie die süßen Kleinen lächelnd auf dem Arm wiegt. Die Sympathie der Rezipienten den Waisenkindern gegenüber prozessiert sich im Interpretieren gleichzeitig mit dem Signifikanten Andrea Nahles. Michael Schumacher erwähnt im Sportbild-Interview, dass er privat X3 fährt. Sein Haudegen-Image kann so von den Bildlesern mit dem Fahrzeug verknüpft werden. Auch der situative Kontext lässt sich mit geeignetem Sinn aufladen: Der BMW X3 wird für das Werbeplakat im Saharasand unter der Sonne Afrikas als Outdoorfahrzeug in Szene gesetzt. Die Homestory inszeniert Frau Nahles in ihrer bescheidenen, aber gemütlich eingerichteten Wohnung im Grünen. Wer eine undefinierbare Fülle, einen „Nebel“⁸⁷³ an Assoziationen kommunizieren möchte, kann auf das symbolische Kommunizieren zurückgreifen und dabei mindestens einen Aspekt des Signifikantenkomplexes und seines situativen Kontextes symbolisch interpretieren.⁸⁷⁴

Generell gilt auch: Je einfacher die Botschaft, desto leichter die Interpretation. Manche Emitenten bringen ihre Botschaft dabei in Sinn und Geltungsabsicht sehr deutlich an den Mann. Sie sagen „extra billig“ oder „kaufen Sie jetzt“. Andere hingegen operieren subtil, sie überlassen die Deutungen weitgehend dem Rezipienten, etwa die Werbespots der Kfz-Industrie, wo ein dynamisches Automobil zu klassischer Musik kurvige Bergstraßen meistert. Ersteres hat den Vorteil, dass die Botschaft dem Rezipienten deutlich klar gemacht wird. Letzteres setzt eher auf die unbewusste, emotionale Verarbeitung oder erhofft sich vom aktiven Interpretieren des Rezipienten eine besonders tiefgreifende Verankerung.

Falls das Verstehen dennoch Probleme bereitet, etwa bei Signifikantenkomplexen zur Finanzpolitik, können explanative Methoden hilfreich sein. Ein Vorbild-Interpret, ein ‚Elder Statesman‘, kann die richtige Deutung direkt vorgeben. Bei der Diskussionsrunde auf der Pressekonferenz können Journalisten offene Fragen klären, Hintergrundmaterialien in der Pressemappe können das Verstehen im Nachgang erleichtern.

13.3.3.4 Erwünschte, nachhaltige Folgen generieren

Wenn der Rezipient einmal richtig verstanden hat, einmal die entsprechende Aktivierung ausgeführt hat, bewirkt dies nicht unbedingt nachhaltige Folgen für seine Signifikate und Prozessierungsregeln, für sein künftiges Denken, Fühlen, Verhalten, Handeln. Diese Folgen setzen Akzeptanz von Geltung und zudem Permanenz voraus. Geltung lässt sich dabei wohl auf zweierlei Wegen etablieren: im Rahmen des unbewussten rezeptiven Verhaltens und im reflektierten rezeptiven Handeln.

Geltung kann vom Rezipienten also erstens ohne viel Reflexion angenommen werden, wenn sich das Verstandene plausibel, also logisch konsistent und kohärent in sein Fühlen, Wissen, die moralischen Überzeugungen, die Präferenzen einordnen lässt. Je evidenter Geltung daher kommt, je alltäglicher, selbstverständlicher sie ist, je mehr sie sich an die institutionalisierten Zeichen seiner Gruppe hält, desto höher die Chance, dass sie einfach akzeptiert wird. Der BMW X3 wird leichter als Outdoorfahrzeug abgespeichert, wenn der Rezipient bereits weiß, dass BMW eine begehrte sportliche Marke ist und so ein Ding wie der X3 ein Auto ist. Wenn BMW den X3 aber als Küchengerät verkaufen will, wird die Zielgruppe ihre Akzeptanzschwierigkeiten haben. Andrea Nahles wird eher für sympathisch erachtet, wenn die durchschnittliche SPD-Wählerin Frauen in der Politik super findet und möchte, dass sich

⁸⁷³ Eco 1985, S. 240.

⁸⁷⁴ Vgl. Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“.

mehr Frauen derartig engagieren. In stark männerdominierten Gruppen könnte ihr alleine aufgrund ihrer Kanzlerkandidatur Hass entgegenschlagen.

Weiter kann die mentale Reflexion auch gezielt unterminiert werden, indem Signifikantenformen gewählt werden, die per se eher unbewusst, eher emotional verarbeitet werden. Gemeinhin werden (bewegte) Bilder, Gerüche, Geschmack, Musik, Symbole hierzu gezählt – eigentlich alles, was nicht als Zahl oder Wort daherkommt und damit wohl eher den Verarbeitungsprozessen der rechten Gehirnhälfte unterliegt.⁸⁷⁵

An dieser Stelle ist ein kleiner Exkurs zum europäischen Logozentrismus angebracht: Philosophen von Aristoteles bis Habermas führen Sprache eng mit Präzision, mit Reflexion, mit Rationalität.⁸⁷⁶ Sprache bringt demzufolge Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Richtigkeit ans Licht. Sie sei damit der Schlüssel zur argumentativen Konfliktlösung, spiegle die Vernunftbegabung des ‚animal sociale‘, sei Quelle von Gemeinschaftsfähigkeit.⁸⁷⁷ Das Bild hingegen haben die logozentrischen Autoren auf dem Kieker: Es bildet den Gegenpol der Sprache, es wird als manipulativ, verdummend, verschleiern verunglimpft. Im politischen Kontext ist dieser Dualismus besonders ausgeprägt: Der normative Anspruch lautet, dass politische Kommunikation sprachliche Kommunikation sein sollte. Theorien der Rechtsstaatlichkeit (Grundsatz der Schriftlichkeit), der politischen Rhetorik (Rede), der deliberativen Demokratietheorie (sprachlicher Diskurs) und des Parlamentarismus (Redeparlament) knüpfen allesamt an dieses hehre Potenzial von Sprache an. In Deutschland kommt der nationalsozialistische Missbrauch von bildhafter Rhetorik, Bildern und Inszenierungen verstärkend hinzu⁸⁷⁸, die Wahl (schrift)sprachlicher Signifikanten ist hier eine Frage der Political Correctness.⁸⁷⁹ Ich meine, wir sollten dem Iconic Turn folgen⁸⁸⁰ und beide Prozessierungsweisen als wertvoll und typisch menschlich erachten und eher ihr spezifisches Potenzial, etwa zur sprachlich-verketteten Begründung oder zur intuitiven Erfassung herausarbeiten. Warum sollte nicht auch das Emotionale auf Basis von Rationalitätsmaßstäben verarbeitet werden, warum sollten Denken, Erkennen und Wissen nur sprachlich vorstellbar sein?

Doch zurück zum eigentlichen Thema der persuasiven Techniken mit Blick auf die Akzeptanz von Geltung: Auch bestimmte Rezeptionssituationen können das bloß rezeptive Verhalten begünstigen: etwa wenn in kommunikativen Ritualen suggestive oder massenpsychologische Effekte⁸⁸¹ greifen, die die Reflexion einzelner Teilnehmer untergraben. Bei Parteiveranstaltungen ist übrigens Bier nicht umsonst das Getränk der Wahl.

Anders gestaltet sich die Sachlage beim rezeptiven Handeln. Hier reflektiert die Zielperson das Verstandene und legt ihre eigenen Kriterien von Rationalität an, zieht ihr Wissen, ihre Gefühle, ihre Erfahrungen heran, um Geltung zu bewerten. Wenn dies für den Rezipienten positiv ausgeht, wirkt dieser persuasive Weg sogar nachhaltiger, denn die intensive Reflexi-

⁸⁷⁵ Einige Signifikanten, wie sprachliche Texte oder Zahlen, werden Erkenntnissen der Gehirnforschung zufolge in der linken Hemisphäre logisch-analytisch, rational, objektiv verarbeitet und wirken auf das verbalisierbare Gedächtnis. Bildhafte, symbolische, körperliche, mimisch, gestische und gustatorische Signifikanten werden hingegen auf der rechten Seite prozessiert, dabei ganzheitlich, intuitiv, subjektiv, emotional verarbeitet und auf das nonverbale Gedächtnis bezogen (Pinel 2007, S. 529 ff.). Wenn symbolische Botschaften tatsächlich derart intuitiv verarbeitet werden, könnten sie Barrieren der reflektiven Informationsverarbeitung (wie etwa kognitive Dissonanz) unterlaufen.

⁸⁷⁶ Vgl. Kapitel II „Komponenten des zeichenhaften Patchworks“.

⁸⁷⁷ Vgl. Kapitel II „Komponenten des zeichenhaften Patchworks“.

⁸⁷⁸ Vgl. Wistrich et al. 1996, Vondung 1971.

⁸⁷⁹ Vgl. Klein 1995, S. 20 f., Isensee 1992.

⁸⁸⁰ Mit dem Iconic Turn verbindet Böhm die „Einsicht ist, daß die Deutung und Aneignung von Wirklichkeit maßgeblich von Bildern geprägt wird“ (Boehm 2006, S. 12, Hofmann 2004, Neumann 2005, Bachmann-Medick 2006, S. 329 ff.).

⁸⁸¹ Vgl. LeBon, Dingley 1951.

on erhöht die Chance von Erinnerung.⁸⁸² Außerdem trägt der Rezipient die Folgen nun freiwillig aus eigener Motivation heraus.

Doch nicht selten zeigt sich der Rezipient widerspenstig: Er kommt nach reiflicher Überlegung zum Schluss, dass das Verstandene für ihn keine Geltung hat, denn es widerspricht seinen Annahmen über die Welt, über die Moral und läuft seinen Interessen zuwider. Auch hier können persuasive Mechanismen ansetzen: Erstens lässt sich die Phase der Reflexion durch künstlichen Zeitdruck, durch Übereilmeln an der Haustür verkürzen („Nur noch heute – jetzt zugreifen“). Auch kann der Rezipient in seiner Entscheidung über die Geltung verunsichert werden. Etwa indem der Emittent sich und seinen Geltungswunsch aufwertet und den Rezipienten und seine Geltungsabsicht abwertet, beispielsweise durch die offiziöse Gestaltung der Äußerung, durch das Herausstreichen der Wichtigkeit und Kompetenz des Autors, durch Dämonisierung des gegnerischen Geltungsanspruchs. Oder auch, indem eine Drohung ausgesprochen oder Konformitätsdruck durch Verweis auf gesellschaftliche Mehrheiten, Normen und Tabus erzeugt wird. Sollte Andrea Nahles zwei Waisenkinder unter Einsatz ihres eigenen Lebens vor dem sicheren Tod retten, wäre es gesellschaftlich unangebracht, sie zu diskreditieren.

In normativer Perspektive steht dem strategischen Kommunizieren hier selbstverständlich der ernsthafte Versuch der Argumentation an: Strittige Wahrheitsansprüche können so durch Augenschein oder wissenschaftliche Studien im Sinne des Emittenten geklärt werden. Etwa durch ein persönliches Kennenlernen der überaus charmanten Frau Nahles, durch eine wissenschaftliche Studie zur spitzenmäßigen Offroad-Federung des BMW X3, die dann im Abenteuercamp selbst erlebt werden kann. Moralische Richtigkeit kann durch Testimonials, also Vorbilder, die Geltung bezeugen, untermauert werden. Altkanzler Helmut Schmidt lädt beispielsweise Andrea Nahles zum Kaffeetrinken ein, weil sie ja so nett ist, und bestätigt, dass einzig die Rentenpolitik der SPD Finanzierungsprobleme aufgrund der demographischen Alterung beseitigen kann. Die potenziellen SPD-Wähler können weiter in einer persönlichen Diskussion am Infostand von der Richtigkeit der Rentenpolitik überzeugt werden oder auch aufgrund der Argumente von Experten in der Talkrunde von Maybrit Illner zum gewünschten Schluss kommen. Weiter lässt sich der individuelle Nutzen der Geltung für den Einzelnen herausstreichen, so dass ihre Akzeptanz rational erscheint. Der Autohändler kann dem potenziellen X3-Käufer beispielsweise schildern, wie eine Kaufentscheidung sein Leben zum Abenteuer machen würde.

Äußerst selten wird ein kommunikativer Akt aber zu einer ‚Life-Changing Experience‘. Nur besonders außergewöhnliche kommunikative Knalleffekte schaffen bei der erstmaligen Äußerung die permanente Verankerung. Selbst wenn also richtig verstanden und Geltung akzeptiert wurde, verpufft diese Wirkung auf die Signifikate und Prozessierungsregeln des Rezipienten wenig später. Daher werden im strategischen Bereich, etwa in der TV-Werbung, Botschaften ständig wiederholt. Die Rezipienten merken sich dabei am besten, was sie eigenständig reflektiert haben. Weitere Lerneffekte können durch das Ansprechen verschiedener Sinnesorgane durch verschieden geformte Signifikanten erzielt werden, weil die Information dann auf vielerlei Wegen verarbeitet wird.⁸⁸³ Insbesondere rituelles Kommunizieren entfacht eine tiefgehende Wirkung, denn es wird vom Rezipienten selbst intensiv körperlich ausagiert, erfahren.

⁸⁸² Vgl. Birbaumer, Schmidt 2006.

⁸⁸³ Vgl. Birbaumer, Schmidt 2006.

Der **Beruf des Kommunikationsstrategen** lässt sich im Rahmen der operativen Umsetzung eines kommunikativen Ziels also folgendermaßen beschreiben: Er formt, übersetzt, rahmt die kommunikative Botschaft seiner Korporation derart, dass die Zielperson oder eine Zielgruppe sie wahrnimmt, ihren Sinn versteht und ihre Geltung unbewusst oder reflexiv akzeptiert. Dazu greift er auf vielfältige persuasive Strategien zurück, die Aufmerksamkeit steigern, Verstehen erleichtern und nachhaltige Verständigung auf bestimmte Folgen im Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln begünstigen.

Der Weg zum strategisch-kommunikativen Erfolg ist steinig: Kommunizieren ist immer vage, der Rezipient prozessiert die Botschaft eigenständig und hat so immer einen gewissen Spielraum, was das Verstehen von Sinn und die Verständigung auf Geltung angeht. Weiter widersprechen sich die Anforderungen an die einzelnen persuasiven Teilschritte: Aufmerksamkeit und nachhaltige Speicherung leben vom außergewöhnlichen Eyecatcher, Verstehen und Verständigung basiert auf dem Gewöhnlichen, Institutionalisierten. Unbewusste Geltungsakzeptanz schleicht sich am besten suggestiv ins Gehirn ein, ihre nachhaltige Verarbeitung erfordert aber wiederholte Äußerungen und eine reflexive Verarbeitung. Weiter sind die Zielgruppen meist nicht so fein ziseliert, dass eine passgenaue Adaption der Botschaften auf ihren gewohnten Zeichengebrauch stattfinden könnte. Folglich kommt es zu Missverstehen und Ablehnung von Geltung. Die Tätigkeit des strategischen Kommunizierens hat übrigens nichts Populistisches an sich: Denn im kunstvollen Framing der Botschaft wird deren eigentliches, vom Emittenten gesetztes Ziel höchstens übersetzt, verschleiert, aber nie aufgegeben.

13.3.4 Disziplinen und Maßnahmen des strategischen Zeichengebrauchs

Im strategischen Kommunizieren haben sich hierzulande einige Zeichengebrauchsdisziplinen ausgebildet, die Signifikanten in speziellen Textformen mit spezifischem Stil für bestimmte Zielgruppen in ausgewählten Kontexten gestalten. Im Folgenden übersetze ich gängige Varianten in unser Modell – ich habe mich entschieden, diese Übersetzung ausführlich zu gestalten, weil die vorliegende wissenschaftliche Literatur diese praktische Vielfalt des Strategischen bisher nur unzureichend reflektiert und daher zu verkürzten Schlüssen, etwa des Grades an Unterhaltung, an Digitalisierung o. Ä. kommt.

13.3.4.1 Werbung

Die Disziplin der **Werbung**⁸⁸⁴ kommuniziert Botschaften zu Produkten, Themen, Personen, Parteien, Unternehmen o. Ä. Sie wird meistens außerhalb der Korporation, in Kreativagenturen umgesetzt. Sie äußert ihre Signifikantenkomplexe in Großflächenplakaten, Flyern und Give-aways sowie als massenmediale Printanzeigen, Hörfunk-, TV- und Kino-Spots, in jüngerer Zeit auch in Online-Bannern und digitalen Flash-Animationen. Werbung wird dabei meist geschaltet, das heißt, für fertige Signifikantenkomplexe wird ein Platz in Massenmedium oder im öffentlichen Raum, etwa an einer Litfaßsäule, eingekauft. Werbung kommt also so, wie der Emittent sie gestaltet, beim Rezipienten an. In Massenmedien muss sie sich dabei aber gegen die benachbarten journalistischen Signifikanten durchsetzen, im öffentlichen Raum gegen einen unruhigen Kontext. Daher setzt sie insbesondere auf die Erregung von Aufmerksamkeit, und zwar durch einen kreativen, überraschenden Stil. Das Selbstbild des Werbers ist das des Kreativen, des zeichenhaften Innovators. Der beinahe künstlerische Anspruch zeigt sich auch in der Bezeichnung der Branchenorganisation als Art (!) Directors

⁸⁸⁴ Vgl. Schweiger, Schrattenecker 2009.

Club⁸⁸⁵. Weiter liegt die Würze der Werbung in ihrer Kürze, denn die Aufmerksamkeitsspanne des Rezipienten ist kurz, der massenmediale Platz kostspielig: Sie reduziert die Botschaft auf ihren Kern, den USP. Dieser wird in einem knackigen Slogan, in einem einzigen bildhaften Signifikanten, dem Key Visual, auf den Punkt gebracht. Dem Verstehen steht in der Werbung also einiges entgegen, nämlich die überbordende Kreativität, die Bildhaftigkeit, die Kürze und auch die massenmedial bedingte Monologizität. Dies wird durch die extreme Vereinfachung und Eingängigkeit der Darstellung des Signifikantenkomplexes aufgefangen. Charakteristisch ist dabei, dass die Signifikanten ästhetisch, im Sinne von schön, glitzernd, glamourös, sinnlich begehrenswert, dargeboten werden. Die Botschaft wird quasi auf Hochglanz poliert. In puncto Verständigung setzt die Disziplin so eher auf Interpretationen, die die Reflexionsschwelle unterlaufen. Sie suggeriert, sie visualisiert im Bild, pocht auf Evidenz, emotionalisiert stark. Argumentation findet sich hier kaum. Insgesamt appelliert Werbung vor allem an die instrumentelle Rationalität, der individuelle Nutzen einer Geltung wird herausgestrichen. Nachhaltigkeit erfolgt durch mehrmalige Penetration der Botschaft, z. B. in Anzeigenserien.

13.3.4.2 Medienarbeit

Die Disziplin der klassischen **Medienarbeit**⁸⁸⁶ konzentriert sich auf die Verbreitung korporativer Botschaften über Massenmedien. Sie wird meist von einer internen Medienabteilung oder Pressestelle ausgeführt. Da die Korporationen nicht selbst am Schalthebel der Massenmedien sitzen, sind Journalisten hier die primäre Zielgruppe, die Rezipienten der Massenmedien die finale. Wie im Kapitel III.11.6.2 ausgeführt, entscheidet in Demokratie und Rechtsstaat letztlich die massenmediale Korporation, was öffentlich erscheint. Die Pressestelle kann nur möglichst persuasiv mit dem Journalisten kommunizieren. Welche Signifikanten der finale Medienrezipient liest, hört und sieht, liegt letztlich nicht in ihrer Macht. Das Kommunizieren zwischen Pressestelle und Journalisten verläuft zweiseitig, die Initiative wechselt. Typische Formen sind dabei die Pressemitteilung, die Pressekonferenz, des Hintergrundgespräch, die Pressemappe, das Interview, das Pressebild, der Namensartikel, das Statement etc. Im Vordergrund stehen also sprachliche Signifikanten, daneben werden aber auch O-Töne sowie statische und bewegte Bilder genutzt. Insgesamt ist der Stil der Texte an den Massenmedien orientiert, auf die sie abzielen. Da im politischen und wirtschaftlichen Kontext vor allem nachrichtliche, informative Formate in Frage kommen, sind die Signifikantenkomplexe der Medienarbeit eher sachlich, beschreibend, informativ. Ihre Länge entspricht einer Zeitungsnachricht oder einem TV-Beitrag. Da deutsche Nachrichtenjournalisten ein kritisches, unabhängiges Berufsethos hochhalten, werden die Texte der Medienabteilungen einer kritischen Prüfung unterzogen. Die Texte warten daher regelmäßig mit komplexen Details, logischen Argumentationsketten, fachlichen Beweisen, Expertenzitaten, Zahlenmaterialien o. Ä. auf. Im Fall des Kommunizierens mit Boulevard-Journalisten werden allerdings eher bildhafte oder filmische Signifikanten genutzt, Homestorys produziert. Der entsprechende Stil ist emotional, intim, eingängig und einfach zu verstehen. Typisch ist hier die Anknüpfung an das institutionalisiert Zeichenhafte, insbesondere an Klischees. Ein partielles Vorbeischlingeln am journalistischen Gatekeeper erlauben massenmediale Speaker Placements, etwa der Auftritt des Spitzenkandidaten bei der Talkshow Anne Will oder die Bereitstellung eines CEO-Statements als TV-Footage. Hier entfällt das journalistische Redigieren.

⁸⁸⁵ Art Directors Club 2011.

⁸⁸⁶ Vgl. Schulz-Bruhdoel, Fürstenau 2010.

Die Medienarbeit erfährt gerade eine Revolution durch den Siegeszug des Internets, insbesondere des Web 2.0⁸⁸⁷: Die klassischen Massenmedien verlieren an Reichweite und damit an Relevanz. Mit den Bloggern treten neue, weniger professionalisierte, unkalkulierbarere Multiplikatoren auf die Bühne. Eigene Homepages oder Social Networks können nun zum direkten Kommunizieren mit den Zielgruppen genutzt werden. Die mächtigen massenmediale Gatekeeper sind somit ausgehebelt, die alten Reichweiten aber sind schwer zu erzielen. Der Stil im Internet ist gemeinhin lockerer, er ist unterhaltsamer, verlinkt diverse Signifikantengattungen und multimediale Formen. Hier liegen Überschneidungen zum Online-Kommunizieren vor.

13.3.4.3 Online-Kommunizieren

Die Disziplin des **Online-Kommunizierens**⁸⁸⁸ konzentriert sich auf das strategische Kommunizieren im Rahmen eines bestimmten Mediums, nämlich des Internets und des korporationseigenen Intranets. Umgesetzt wird diese strategische Form meist von der korporationsinternen IT- und Kommunikationsabteilung sowie von einer externen Online-Agentur.

Im Intranet 1.0 kommunizieren strategische, interne Emittenten dabei top-down und monologisch, sie verbreiten diverse Texte, etwa Arbeitsformulare, eine Rede des CEO, auch einige Bilder von der Betriebsfeier oder gar Imagefilme an die Mitarbeiter der Korporation. Dies ändert sich gravierend im Intranet 2.0: Nun sind es die Mitarbeiter selbst, die als Emittenten auftreten; sie schreiben, fotografieren, filmen, was das Zeug hält, sie führen unternehmensweite Dialoge, machen Verbesserungsvorschläge etc.

Im Internet hingegen kommuniziert die Korporation mit externen Zielgruppen. Es handelt sich hier um ein dezentrales, unkontrollierbares Medium, die Korporation kommuniziert hier als eine von vielen auf gleichberechtigter Basis und muss effektive persuasive Methoden anwenden, um Erfolge einzustreichen. Im Web 1.0 ist dabei die Form der Homepage zentral. Hier werden zentrale Botschaften des Unternehmens, der politischen Organisation in Texten, seltener auch in Fotos, Filmen oder auch Animationen angeboten. Das Kommunizieren erfolgt weitgehend monologisch. Daneben werden werbliche Spots und Banner auf anderen Homepages geschaltet und die Zugänglichkeit der Seite über Suchmaschinenmarketing optimiert.

Im Web 2.0 regieren Multimedialität und Dialog. Die User selbst generieren Content, sie können sich online als Kommentatoren, als Blogger, als Filmemacher, als Fotoredakteure, als Multiplikatoren etc. nützlich machen. Angesichts des Erfolgs von Obama im Präsidentschaftswahlkampf 2008 haben die deutschen Parteien im Vorfeld der Bundestagswahl 2009 diverse „Mitmachportale“, also interaktive Onlineplattformen im Geiste des Web 2.0 geschaffen.⁸⁸⁹ Spitzenpolitiker verfügen nun über eigene Blogs, Twitteraccounts, sie sammeln Freunde auf Facebook und studiVZ.

13.3.4.4 Korporationsinternes Kommunizieren

Die **Disziplin des korporationsinternen Kommunizierens**⁸⁹⁰ wiederum ist spezialisiert auf eine Zielgruppe, nämlich die Mitarbeiter und die Führungskräfte der Korporation. Diese Abteilung ist meist intern angesiedelt, manchmal wird sie von einer externen Agentur unter-

⁸⁸⁷ Vgl. Bernet 2010.

⁸⁸⁸ Vgl. Schweiger, Beck 2010.

⁸⁸⁹ Vgl. Wimmer 2009.

⁸⁹⁰ Vgl. Schick 2010.

stützt. Typische Formen für das interne Kommunizieren sind das Mitarbeiter Rundschreiben, der Aushang am schwarzen Brett, das Mailing, die Firmenversammlung, die News im Intranet, die Weihnachtsfeier, Vodcast mit Ausführungen des CEO oder Fraktionsvorstands oder die Hausmesse. Stilistisch wird die ganze Bandbreite abgedeckt, die feierliche Inauguration des neuen Vorstands findet sich dort genauso wie die informative E-Mail. Da die Signifikantengestaltung und die Medien weitgehend in der Hand der Korporation liegen, kommen die Botschaften wie intendiert beim Rezipienten an. Kommunikativer Erfolg wird zudem durch die kommunikative Weisungsbefugnis gegenüber den Angestellten sichergestellt: Diese müssen laut Arbeitsvertrag den Botschaften ihres Arbeitgebers Aufmerksamkeit schenken, sich um Verstehen bemühen und Geltung akzeptieren. Doch erschöpft sich modernes internes Kommunizieren nicht im tayloristischen Edikt. Zeitgemäßes Management stützt sich – laut Firmenphilosophie – auf die kommunikative Motivation der Mitarbeiter und Führungskräfte. Um den Arbeitgeber attraktiv, die Projekte spannend und die Bezahlung ausreichend scheinen zu lassen, wird auf freiwilligere persuasive Mechanismen gesetzt. Professionelles internes Kommunizieren findet sich dabei überwiegend in Wirtschaftsunternehmen. Die Politik hinkt hier hinterher. Der Kontakt mit der Basis ist häufig auf das Treffen im Ortsverband oder die Großkundgebung beschränkt, manchmal wird eine Mitgliederzeitschrift herausgegeben. Nur im Wahlkampf wird dann ganz plötzlich das ‚Fußvolk‘ zum Plakatekleben motiviert. Die kürzlich eingerichteten Mitmachportale des Web 2.0 versprechen hier neue kommunikative Möglichkeiten.⁸⁹¹

13.3.4.5 Öffentlichkeitsarbeit, Public Relations

Die Termini der **Öffentlichkeitsarbeit**, der **Public Relations**⁸⁹² werden häufig deckungsgleich mit der Medienarbeit benützt oder auch mit strategischem Kommunizieren als Ganzes. Ich tendiere eher dazu, Öffentlichkeitsarbeit bzw. PR als Disziplin zu verstehen, die sich der langfristigen kommunikativen Imagepflege eines (korporativen) Akteurs verschrieben hat. Unter Image können wir dabei die Summe der mit einem Unternehmen, einer Partei, einem Politiker verbundenen Signifikate und Prozessierungsregeln verstehen. Es ist quasi das mentale Gesamtbild, das sich eine Zielperson oder eine Zielgruppe im Schnitt von einem korporativen Akteur macht.⁸⁹³ PR wird meist hausintern umgesetzt, ihr Maßnahmenkatalog ist breit gefächert: Beispielsweise verbreitet sie Broschüren oder Imagefilme, die Leistungen des betreffenden Akteurs hervorheben. Sie veranstaltet einen Tag der offenen Tür mit einer Hüpfburg für die Kinder der Nachbarschaft. Der Übergang zur Disziplin der Corporate Social Responsibility ist hier fließend: Die PR-Abteilung unterstützt dabei z. B. ein soziales Projekt in Afrika und lädt zur Charity-Veranstaltung ein. Die Öffentlichkeitsarbeit ist auf keine Signifikantengattung festgelegt, ihre Texte sind meist etwas länger, sie werden manchmal über Massenmedien, manchmal über den persönlichen Kontakt verbreitet. Der Stil bewegt sich zwischen der ästhetischen, pointierten Form der Werbung und den sachlichen Darstellungen und Argumentationen der Medienarbeit. Die Öffentlichkeitsarbeit agiert eher langfristig, pflegt regelmäßig lockere Kontakte mit Zielpersonen und -gruppen. Öffentlichkeitsarbeit richtet sich vor allem auf die Bekanntheit und das positiv assoziierte Verstehen der Botschaft. Semantische Transfers durch Testimonials, durch CSR-Projekte und durch Sponsoring sind dabei die zentrale persuasive Methode. Meist verbleibt PR im Rahmen institutiona-

⁸⁹¹ Vgl. Wimmer 2009.

⁸⁹² Vgl. Avenarius 2000, Herbst 2003.

⁸⁹³ Vgl. Essig et al. 2010.

lisierter, gewöhnlicher interpretativer Regeln, sie tut keinem weh, daher ist Argumentation kaum erforderlich.

13.3.4.6 Rhetorik

Die **Disziplin der Rhetorik**⁸⁹⁴, der Redekunst, hat das moderne Kommunikationsmanagement etwas aus den Augen verloren. Von der Antike bis in die Neuzeit galt Rhetorik als die zentrale strategisch-kommunikative Disziplin, im Mittelalter war sie eine der sieben ‚Artes liberales‘. Erst mit dem Authentizitätsanspruch der Romantik wurde die Redekunst als verkünstelt abgelehnt. Die rhetorischen Auswüchse der totalitären Diktaturen taten ein Übriges, so dass für Rhetorik in Deutschland erst in den siebziger Jahren wieder ein Lehrstuhl eingerichtet wurde.⁸⁹⁵ Dennoch ist die Rede, gerade im politischen Kontext, nach wie vor ein zentrales strategisches Kommunikationsinstrument, sei es auf der Bierzeltbühne des politischen Aschermittwochs oder am Rednerpult des Bundestags. Wirtschaftliche wie politische Korporationen verteilen die Rhetorik dabei gerne auf zwei Schultern: erstens den Redenschreiber, der als Ghostwriter die Schritte der Inventio, Dispositio und Elocutio übernimmt, und einen Protagonisten der Korporation, der die Actio öffentlich präsentiert.⁸⁹⁶ Die Rhetorik ist eine weitgehend sprachliche Form, sie kann schriftlich in einem Medium niedergelegt und verbreitet oder mündlich unter Kopräsenz vorgetragen werden. Wie schon die elaborierte Rhetoriklehre der Antike⁸⁹⁷ belegt, besitzt die Rede das Potenzial, alle Aspekte der Persuasion zu integrieren, sie heischt um Aufmerksamkeit, erleichtert Verstehen, propagiert Verständigung, stellt Erinnerbarkeit sicher. Methodisch können dazu verschiedene Stilniveaus und Stilmittel eingesetzt werden.

13.3.4.7 Markenführung

Die Disziplin der **Markenführung**⁸⁹⁸ konzentriert sich auf die kommunikative Einflussnahme auf den Gebrauch des Marken-Zeichens. Zu ihr gehört erstens ein Signifikant, beispielsweise ein Konsumprodukt wie der BMW X3, ein Unternehmen wie BMW, eine Partei wie die SPD oder eine Person wie Andrea Nahles. Wenig greifbare Dinge werden dabei gerne mit einem Logo, einem Markennamen, einem Key Visual materiell dargestellt. Das strategische Markenmanagement versucht nun, weitere, erwünschte Prozessierungen neben den bereits in der Zielgruppe gängigen zu institutionalisieren. Meist handelt es sich dabei um Eigenschaften, etwa ‚sympathisch‘ zu ‚Andrea Nahles‘ und ‚Outdoorspaß‘, ‚Freude am Fahren‘, ‚deutsche Ingenieurskunst‘ zu ‚X3‘. Damit eine gesteuerte Institutionalisierung überhaupt in den Bereich des Möglichen gerät, legt die strategische Markenführung dabei viel Wert auf Wiedererkennbarkeit. Für Form und präsentativen Kontext des Signifikanten gibt es daher exakte Regeln. X3-Anzeigen hängen z. B. nur in exklusiven Wohngebieten. Andrea Nahles lächelt immer beim Fotoshooting. Die Markenführung untersteht meist einer korporationsinternen Abteilung, wobei aber Markenkonzepte häufig auf spezialisierte Markenberatungen zurückgehen. Operativ setzt die Markenführung sämtliche Formen des strategischen Kommunizierens ein.

⁸⁹⁴ Vgl. Göttert 2009.

⁸⁹⁵ Vgl. Eberhard-Karls-Universität Tübingen 2001.

⁸⁹⁶ Vgl. Göttert 2009.

⁸⁹⁷ Vgl. Göttert 2009.

⁸⁹⁸ Vgl. Esch 2005.

13.3.4.8 Eventmanagement

Die Disziplin des **Eventmanagements**⁸⁹⁹ ist spezialisiert auf die strategische Inszenierung von Veranstaltungen. Die Konzeption und Organisation von Events wird von hausinternen Eventabteilungen und Veranstaltungsagenturen übernommen.

Beim strategischen Eventmanagement wird ein konkreter präsenzkommunikativer Akt in allen seinen formalen und pragmatischen Komponenten durchgestaltet, um eine bestimmte Interpretation bei den Teilnehmern selbst oder bei nachgelagerten medialen Rezipienten nahezulegen und zu verankern. Bei einer Präsentation des X3 auf der Internationalen Automobilausstellung wird z. B. der Signifikant selbst auf Hochglanz poliert. Auch sein situativer Kontext wird nicht dem Zufall überlassen: Scheinwerfer setzen Highlights, der Messestand ist in den Markenfarben gehalten, er bietet diverse High-Tech-Applikationen, klassische Musik untermalt das Szenario. Die einzelnen Programmpunkte werden detailliert in Form und Ablauf vorbereitet. Ein charismatischer Unternehmensvertreter hält vielleicht eine kreative Rede, Michael Schumacher erzählt, wie viel Freude der X3 ihm bereitet, dann wird der Film von Schumachers X3-Testtraining in der Sahara eingespielt. Claqueure lassen Applaus aufbrausen. Messehostessen entkorken die Champagnerflaschen. Handverlesene Topkunden rezipieren das Spektakel und dürfen dann selbst einsteigen. Fotos der Veranstaltung werden im Internet und Intranet verbreitet. Veranstaltungen setzen dabei auf die ganze Bandbreite der Signifikantengattungen, sie transportieren auch Gesten, Geschmack, Geruch und Musik. Die Kopräsenz gemeinhin positiv assoziierter Signifikanten oder gar Symbolisanten legt semantische Transfers nahe. Stilistisch gibt es keine Begrenzung, feierliche Staatsbegräbnisse sind gleichermaßen inszenierbar wie Jubelparteitage, argumentative Podiumsdiskussionen genauso wie emotionale Roadshows.

Events sorgen für höhere Aufmerksamkeit und Erinnerbarkeit durch Außeralltäglichkeit, durch kreativen Zeichengebrauch. Des Verstehens wegen greifen sie gleichermaßen auf das institutionalisierte Zeichenhafte zurück. Verständigung wird erleichtert durch das Evidenzpotenzial dessen, was der Rezipient selbst miterlebt. Geltung wird so ohne größere Reflexion vermittelt. Besonders wirksam sind dabei die rituellen Veranstaltungen, denn hier können die Rezipienten selbst mitmachen. Damit erleben sie die Botschaft am eigenen Körper, die Geltung ist damit fast garantiert, denn wer die Botschaft bereits selbst ausgeführt hat, wird sich anschließend kaum widersprechen wollen. Zudem präsentiert das Ritual sinnlich den Kern einer zeichenhaften Institution. Die Wahrheit, die individuelle und moralische Richtigkeit der Botschaft, die an diese gültige Institution anknüpft, steht dann nicht mehr zu Debatte. Oder wer von Ihnen verzichtet auf das Kaufen von Weihnachtsgeschenken? Die Symbolizität vieler Veranstaltungen trägt darüber hinaus dazu bei, dass die institutionalisierten Assoziationen nebulös sind, dass sie unterschwellig vielerlei Interpretationen und Geltungen implizieren, womit sich kaum rationaler Widerspruch regt. Auch die Gruppendynamik der Präsenzveranstaltung kann gezielt eingesetzt werden, um rationale Reflexionsmomente zu unterminieren. Denken Sie nur an die Predigten und Gospelchöre in den amerikanischen Südstaaten.

13.3.4.9 Kommunizieren im Krisenfall

Die **Disziplin der Krisenkommunikation**⁹⁰⁰ treibt die strategische Organisation auf die Spitze, und zwar in kürzester Zeit. Die Reaktion auf die Krise erfolgt ad hoc, nach einer kurzen

⁸⁹⁹ Vgl. Haase, Mäcken 2005.

⁹⁰⁰ Vgl. Möhrle 2007.

Konzeptionsphase findet eine stringente operative Umsetzung statt. Ressourcen werden spontan bereitgestellt, die Manpower soweit verfügbar massiv aufgestockt. Die Entscheidungsfähigkeit wird strikt hierarchisch, fast schon militärisch reorganisiert. Die Annahme lautet, dass in Konfliktsituationen für lange Diskussionen keine Zeit sei.

Einige Unternehmen, teils auch politische Gremien leisten sich Krisenpräventionskonzepte. Dabei werden mögliche krisenhafte Szenarien antizipiert, kommunikative Verantwortlichkeiten, Abläufe, Formen für den Ernstfall festgelegt und die Reaktionsfähigkeit in Planspielen trainiert. Hierzu lässt sich auch das Issue-Management-System einer Korporation zählen, das potenziell kritische Signifikanten intern und extern herausfiltert und in ihrer Bedrohlichkeit interpretiert.

13.3.4.10 Lobbying

Die Disziplin des strategischen **Lobbyings**⁹⁰¹ konzentriert sich auf eine spezifische, kommunikative Zielgruppe, nämlich politische Entscheidungsträger. Wenn diese bestimmte Interpretationen, etwa bezüglich der Steuergesetze oder der Arbeitnehmerentgelte, akzeptieren, können sie im politischen Kontext wiederum entsprechend Einfluss auf Policies nehmen. Die Konzeption und Implementation von Lobbying verantworten ein Unternehmen, ein Verband, ein NGO selbst oder vergibt sie an eine Public-Affairs-Agentur oder eine Rechtsanwaltskanzlei. Typische Maßnahmen für diese Form des Kommunizierens sind Positionspapiere, Dossiers, Kamingespräche, Hintergrundgespräche. Der Schwerpunkt liegt also einerseits auf schriftsprachlich niedergelegten Signifikantenkomplexen, die einen juristisch-sachlichen, informativen, argumentativen Stil pflegen, und auf informellen Gesprächskontakten. Andererseits finden sich zahlreiche informelle Präsenzkontakte, die eher gesellig daherkommen. Typisch für das Lobbying ist, dass die Botschaften nur sehr wenigen Zielpersonen zugänglich sind. Dokumente werden in diesem Kontext vertraulich gehandhabt, Veranstaltungen finden hinter verschlossenen Türen statt. Aufmerksamkeit wird also durch persönliche Ansprache und Exklusivität hergestellt, Verstehen durch umfangreiche Explikation und Verständigung durch umfassende wahrheits- und richtigkeitsbezogene Argumentation. Neben diesem Inside-Lobbying hat sich in jüngster Zeit das Outside-Lobbying etabliert. Hier spielt die Wirtschaft den Ball über die Bande der massenmedialen Öffentlichkeit an die Politik. Gleichzeitig werden Lobbyingmaßnahmen unter dem Stichwort ‚Public Affairs‘ auf das Kommunizieren an der Schnittstelle Gesellschaft, Wirtschaft, Politik erweitert.⁹⁰²

13.3.4.11 Change Communications

Die Disziplin der **Change Communications**⁹⁰³ setzt sich mit dem strategischen Kommunizieren von Veränderungsprozessen in Unternehmen und Politik auseinander. Auch hier teilen sich Korporationen und externe Change-Agenturen die Konzeption und Umsetzung der entsprechenden Maßnahmen.

Per Veränderungskommunizieren soll also überkommener Zeichengebrauch durch neuen Zeichengebrauch ersetzt, die Innovation soll flächendeckend institutionalisiert und sozialisiert werden. Die Zielgruppe, die Reformbetroffenen, müssen also durch die Bank der neuen zeichenhaften Institution Aufmerksamkeit schenken, sie verstehen und ihre Geltung akzeptieren und sie permanent verankern, so dass sie künftig ihr Denken, ihr Fühlen, ihr Verhalten und

⁹⁰¹ Vgl. Kleinfeld et al. 2007.

⁹⁰² Vgl. Althaus 2005.

⁹⁰³ Vgl. Pfannenbergs 2009.

Handeln danach ausrichten können. Im politischen Bereich könnte es sich beispielsweise um ein neues Gesetz handeln, das Rauchen in Gaststätten mit sofortiger Wirkung verbietet. Sämtliche Formen des persuasiven Kommunizierens können in diesem Kontext Anwendung finden. Bei behördlichem Kleinkram ist vielleicht die Aufmerksamkeit der Rezipienten das Problem, dann wird man eine attraktive Anzeige verbreiten. Bei einem Aufregerthema wie dem Rauchverbot liegt die Herausforderung in der Akzeptanz des Geltungsanspruchs. Dann wird vielleicht in einer Bürgerversammlung argumentiert und diskutiert oder einfach mit Sanktionen gedroht.

13.3.4.12 Symbolisches Kommunizieren

Die Politikwissenschaft begegnet dem Symbolischen recht kritisch. Symbolische Politik wird regelmäßig als ‚bloß symbolische Politik‘ ohne Wirkung oder ohne Umsetzungsintention beschrieben. Habermas verdächtigt, wie im Literaturteil dieses Kapitels dargestellt, das symbolische Kommunizieren der strategisch gesteuerten Repräsentation und Integration⁹⁰⁴, Edelman und Sarcinelli vermuten affektive und regressive Wirkungen, die der manipulativen Beeinflussung und dem Ruhigstellen der Bürger dienen.⁹⁰⁵ Meyer unterstellt der symbolischen Darstellungspolitik die Entpolitisierung und die Verzerrung von Entscheidungspolitik.⁹⁰⁶

Symbolische Prozessierungsweise

Im Rahmen des Patchwork-Modells möchte ich das symbolische Kommunizieren in Anlehnung an den semiotischen Symbolbegriff Eco terminologisch ganz neu einkleiden. Eco geht in Abgrenzung von der realsymbolischen Vorstellung⁹⁰⁷ davon aus, dass sich das Symbol vor allem durch eine offene ‚Kodierung‘ durch einen ‚Nebel‘⁹⁰⁸ an Assoziationen auszeichnet.

Symbolischen Zeichengebrauch können wir demnach so formulieren: Im Fall des symbolischen Interpretierens äußert ein Emittent symbolischen Sinn auf Basis bestimmter Prozessierungsregeln in einem dinglichen Signifikanten, hier Symbolisanten genannt.⁹⁰⁹ Der Rezipient prozessiert diesen Symbolisanten auf Basis bestimmter Prozessierungsregeln mit einem symbolischen Sinn. Im Fall des symbolischen Kommunizierens will der Emittent damit eine Geltungsabsicht verwirklichen, der Rezipient soll diese und etwaige Folgen akzeptieren. Der symbolisch-kommunikative Akt kann dabei aufgrund von spezifischen Prozessierungsregeln insgesamt symbolisch interpretiert werden oder nur in einzelnen Komponenten des geäußerten Signifikantenkomplexes. Soweit nichts Neues.

Das Besondere am Symbolischen ist nun die extrem verdichtete Prozessierung. Der Emittent kann in der symbolischen Prozessierung einen überaus vielfältigen Signifikatskomplex in einem einzigen Symbolisanten ausdrücken, der Rezipient kann diese mannigfaltigen semantischen Assoziationen wieder auffächern. Wenn ich den Signifikanten ‚Freiheitsstatue‘ also symbolisch interpretiere, assoziiere ich mit dem Signifikanten der grünen, fackeltragenden Lady eher unbewusst (was sich jetzt aber nur schwer aufschreiben lässt) auf Basis diverser, vielfältiger Prozessierungsregeln dichte, emotionale, bildhafte Signifikate wie ‚Amerikaner, Freiheit, französische Revolution, 11. September, New York, Schlange vor dem Ausflugs-

⁹⁰⁴ Habermas 2009, S. 99.

⁹⁰⁵ Vgl. Kapitel III.13.2 „Ergebnisse der Literatur“.

⁹⁰⁶ Vgl. Kapitel III.13.2 „Ergebnisse der Literatur“.

⁹⁰⁷ Demnach bringt das Symbol, etwa eine Hostie, das Wesen des Symbolisierten zur Erscheinung, etwa den Leib Christi (vgl. Speth 1997a).

⁹⁰⁸ Vgl. Fn. II.248.

⁹⁰⁹ Personale Symbolisanten behandeln wir in Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“.

dampfer'. Wenn ich vor dem Reichstagsgebäude stehe und die Inschrift ‚Dem deutschen Volke‘ lese, denke ich vielleicht an so etwas wie ‚wir sind das Volk‘, ‚die Nazis‘, ‚die Bundesbürger‘, ‚die Solidargemeinschaft‘, ‚Staatsverschuldung‘. Wenn ich den ‚Bundesadler‘ auf einer Broschüre entdecke, werde ich ‚Bundesadler‘, ‚Macht‘, ‚Deutschland‘, ‚Bundestag‘ assoziieren. Aus der Vielfalt, der Heterogenität wird qua symbolischer Kondensierung das Eine und aus dem Einen qua symbolischer Assoziation die Vielfalt. Auf einem Kontinuum, an dessen linkem Ende die reflexive, klare, eindeutige semantische Prozessierung steht, liegt das Symbolische also rechts außen.

Zudem nehme ich mit dem Gros der Literatur an, dass die symbolische Prozessierung eher unbewusst, eher unterschwellig, eher emotional, eher bildhaft erfolgt.

Stärken und Schwächen symbolischen Prozessierens

Welche besonderen Stärken und Schwächen bringt das symbolische Kommunizieren nun mit sich?

Zuerst einmal ist es in der Lage, hochkomplexe Signifikate wie Volk, Bundesrepublik, die Deutschen auszudrücken. In Form des Bundesadlers oder der Staatsflagge können sie vom Rezipienten wahrgenommen und interpretiert werden. Indem sie interpretiert werden, verleihen die Symbolisanten den Symbolisierten Existenz.

Dabei bleibt nebulös, welche Signifikate in der Rezeption genau aktiviert werden; vielleicht sind es Küstenlinien, politische Werte, vielleicht sind es Auswanderungspläne. Durch den vorreflexiven Status der Assoziationen können widersprüchliche Interpretationen nicht artikuliert werden. Mögliche Konflikte über Sinn und Geltung bleiben unter dem Schleier des Symbolischen verborgen. Da keine Debatte darüber stattfindet, macht es nichts, wenn der eine mit dem Bundesadler Staatsverschuldung und der andere Patriotismus verbindet. In diesen „leeren Symbolisanten“ werden Gegensätze, Unvereinbarkeiten überspielt, Integration wird hergestellt. Schwierig wird es nur, wenn Symbolisanten Konflikte symbolisieren. Wenn die Einzelnen zudem davon ausgehen, dass die anderen Mitglieder ihrer Gruppe Vergleichbares interpretieren, wird eine Art interpretativer Gleichklang, eine Verbundenheit, ein interpretatives Gemeinschaftsgefühl und eine politische Einheit hergestellt. Falls sich die Rezipienten selbst zum komplexen semantischen Konstrukt zählen, können sie sich damit identifizieren, auch in emotionaler Hinsicht.⁹¹⁰

Strategisch Kommunizierende können, wie die kritische Literatur vermutet, Symbolisanten gezielt einsetzen, um Sinn und Geltungsabsichten zu kommunizieren. Doch frage ich mich: Kann ein symbolischer Akt überhaupt strategisch sein? Müsste nicht auch der Emittent symbolisch prozessieren? Kann er angesichts der Vorreflexivität und Vagheit des Symbolischen überhaupt genau wissen, was er meint, und dies strategisch umsetzen?

Gerade der politische Bereich benötigt starke Symbole, die die hoch abstrakten, heterogenen politischen Signifikate verdichten können. Erst durch politischen Symbolgebrauch werden damit Signifikatskomplexe wie Staat, Nation, Volk ausdrückbar, wahrnehmbar, greifbar, verstehbar, sie können geführt, bestärkt und verändert werden. Sie existieren erst im symbolischen Interpretieren und Kommunizieren. Politisch höchst relevant sind die integrativen Effekte des Symbolischen.

Mit Blick auf die Verdachtsmomente, die die Politikwissenschaft dem Symbolischen gegenüber hegt, können wir somit feststellen: Symbolisches Kommunizieren entpolitisiert keines-

⁹¹⁰ Vgl. ausführlicher im Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“.

wegs. Denn symbolisches Kommunizieren ist, sofern es sich politisch interpretieren lässt, politisch. Es ist nicht *bloß* symbolisch und damit das Gegenteil des ‚eigentlichen‘ Politischen. Ich plädiere dafür, dass wir diesen Dualismus ganz fallen lassen. Symbolische Politik hat meines Erachtens genauso ernsthafte politische Folgen wie die so genannte Entscheidungspolitik. Im Gegensatz zum Kommunizieren über Policy-Entscheidungen richtet es sich einfach auf die Politics- und Polity-Dimension.

Zweitens ist symbolisches Kommunizieren nicht per se manipulativ, im Rahmen des Patchwork-Modells scheint es sich sogar nur in bestimmten Fällen überhaupt dazu zu eignen. Erstens muss Symbolgebrauch wie Kommunizieren im Allgemeinen keinen Handlungscharakter haben, keine strategischen Intentionen verfolgen. Schon aufgrund der bisher wenig durchdachten Funktionsweise und des Nutzens des Symbolischen, und auch aufgrund der auch auf Emittentenseite vorreflexiven, unbewussten und emotionalen Prozessierung sowie der gruppenweiten, intensiven Institutionalisierung des Symbolischen ist es eher wahrscheinlich, dass Symbolgebrauch eine Form des zeichenbezogenen Verhaltens darstellt. Zweitens eignet sich das symbolische Kommunizieren auf Basis seiner unterschwellig und eher emotionalen Rezeptionsweise nicht, um nachhaltige Wirkungen auszuüben. Drittens ist das Symbolische aufgrund seiner interpretativen Assoziationsoffenheit völlig ungeeignet, um der Klarheit und Effektivität strategischer Einflussnahme zu entsprechen. Es eignet sich also höchstens, um äußerst vage Geltungsabsichten an Rezipienten zu vermitteln, die diese im Rahmen einer rationalen Reflexion ablehnen würden.

Was bisher seitens der Politikwissenschaft symbolische Politik genannt wurde, nämlich, dass eine Policy eine kommunikativ angekündigte Wirkung nicht entfacht hat oder sie diese gemäß den Intentionen des Emittenten gar nicht entfachen soll, können wir im Patchwork-Modell deutlicher bezeichnen: Erstere nennen wir besser wirkungslose Policy, im zweiten Fall können wir von einer kommunikativen Äußerung bezüglich einer Policy sprechen, die den Geltungsanspruch der Wahrhaftigkeit bloß vorschützt.

Politische Gestaltung des Symbolgebrauchs

Politischer Symbolgebrauch ist Gegenstand politischer Regulierung. Etwa finden sich im Grundgesetz genaue Vorgaben, wie Staatssymbole interpretiert werden dürfen. Strikt reguliert ist auch die Verwendung nationalsozialistisch prozessierbarer Symbole. Symbolische Interpretationen können durch politische Regulierung ad hoc eingesetzt werden. Meist entstehen sie aber wie sonstig Zeichenhaftes auch über längere Zeiträume hinweg. Im Laufe der Geschichte ihres Gebrauchs laden sich dann diese Symbolisanten regelmäßig interpretativ mit all jenen semantischen Aspekten auf, die ihre Signifikatskomplexe repräsentieren. Mit der Bundesflagge beispielsweise ist seit den neunziger Jahren auch die Deutsche Wiedervereinigung verbunden. Symbolisanten sind also regelmäßig nur so positiv, so integrativ wie die Signifikate, die sie repräsentieren. Die konkreten Interpretationen lassen sich dabei durchaus durch persuasive Methoden, etwa den Imagetransfer, gemäß der Emittentenabsicht optimieren. Wenn die Europäische Union populärer sein will, kann sie den beliebten Eurovision Song Contest mit diversen europäischen Symbolisanten ausstaffieren und darauf einwirken, dass Rezipienten beide Signifikatskomplexe mental verknüpfen. Die Institutionalisierung und persuasive Pflege politisch repräsentativer Symbole ist eine originär politische Aufgabe, wir können sie als Symbolpolitik bezeichnen.

Zu derartigen Symbolen können wir durchaus die renommierten Kultureinrichtungen im Verantwortungsbereich des BKM zählen, wie etwa die Stiftung Weimarer Klassik, die Stiftung

Preußischer Kulturbesitz, das Jüdische Museum Berlin.⁹¹¹ In der Finanzierung dieser Kulturinstitutionen trägt der BKM zur Tradierung kultureller Symbolisanten bei, die in Deutschland, dem Land der Dichter und Denker, durchaus Identifikationspotenzial bereitstellen.

13.3.4.13 Kommunikative Kampagnen

Kommunikative Kampagnen⁹¹² zeichnen sich durch eine elaborierte Kombination kommunikativer Maßnahmen über einen längeren Zeitraum, meist einige Monate oder Jahre aus. Alle diese Maßnahmen zahlen auf ein strategisch-kommunikatives Ziel ein und befeuern sich gegenseitig, zeichnen vielleicht sogar im Zeitverlauf einen dramaturgischen Spannungsbogen nach. Meist wird die Kernbotschaft in verschiedenen Signifikantengattungen, in verschiedenen Stilen, über verschiedene Medien und in verschiedenen Kontexten kommuniziert. Der Klassiker im politischen Bereich sind die Wahlkampagnen, doch korporative politische Akteure rollen auch wahlkampfabhängige themen-, personen- oder auch zielgruppenbezogene Kampagnen aus, etwa die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zur AIDS-Prävention, die Bundesregierung zur Reform des Arbeitsmarkts. Kampagnen weisen den Vorteil auf, dass durch multiple Aufbereitung und häufigere Äußerung der Botschaft eine größere Abdeckung der Zielgruppe erfolgt. Des Weiteren wird durch Wiederholung Verstehen und Erinnern erleichtert, vielleicht sogar Verständigung durch zunehmende Vertrautheit erzielt. Auch das kampagnenmäßige Zuschneiden von Botschaften auf den Zeichengebrauch einer bestimmten Zielgruppe kann Verstehen und Verständigung befördern. Natürlich verschlingen Kampagnen beachtliche Ressourcen und Personalkapazitäten, das Kosten-Nutzen-Verhältnis kann hier durchaus ins Wanken geraten.

13.3.4.14 Integriertes Kommunizieren

Etwa seit den neunziger Jahren ist **Integriertes Kommunizieren** in Mode.⁹¹³ Alle kommunikativen Aktivitäten sollen demnach stringent auf die strategische Zielsetzung einzahlen. Die Kernbotschaft durchzieht hier sämtliche kommunikativen Äußerungen in einheitlicher Weise und auf Dauer. Sie ist die integrative Klammer, aus der sich das Design der Signifikanten, ihr kontextueller Gebrauch, der kommunikative Mix überhaupt ableitet. Sämtliche kommunikativen Akte der Korporation werden dabei strikt geregelt, der Gebrauch korporationsbezogener Zeichen wird institutionalisiert. Die entsprechenden Vorgaben sind recht strikt und gehen teilweise stark ins Detail. Im Corporate Design Manual finden sich z. B. millimetergenaue Angaben zur Position des Firmenlogos auf einem Briefpapier. Im Abbinder unter der Pressemitteilung ist jedes Komma vorgeschrieben. Pressesprecher greifen in Interviews wörtlich auf freigegebene Q&A-Kataloge zurück. In Trainings erlernen Mitarbeiter den richtigen Zeichengebrauch: Corporate-Behaviour-Schulungen vermitteln z. B. den angemessenen Spruch zur Begrüßung im Telefongespräch. Der Zweck dieser strategischen Integration und strikten Regulierung des Zeichengebrauchs liegt erstens in der Vereinheitlichung des kommunikativen Auftretens nach außen. Damit soll eine klare Abgrenzung der Korporation ermöglicht werden. Zweitens wird durch völlige Fokussierung aller Aktivitäten auf ein kommunikatives Ziel hin die Schlagkraft gebündelt, wovon man sich mehr Wirkung erhofft. Die Integrierte Kommunikation begegnet zwei Hürden: Eine vollständige Integration ist aufgrund der pragmatischen Kontextverschiebungen höchstens iterativ, selbstänlich möglich. Zweitens wird durch die pauschale Integration des Kommunizierens gerade die Chance der Anpassung an spezi-

⁹¹¹ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c.

⁹¹² Vgl. Röttger 2006.

⁹¹³ Vgl. Bruhn 2010.

fische Themen, Zielgruppen, Kontexte aufgegeben, wodurch Verstehen und Verständigung erschwert werden – insbesondere von Unternehmen, die die Heldentat vollbringen, im globalisierten Maßstab integriert zu kommunizieren.

13.3.5 Persuasion und Propaganda

Jede intentionale kommunikative Handlung ist wie gesagt persuasiv angelegt, zumindest vom Ansatz her. Schließlich will der Kommunizierende durch seine Äußerungen auf die Signifikate und Prozessierungsregeln, auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln des anderen Einfluss nehmen, selbst wenn das durch Gründe geschieht. Als Replik auf die Kritiker von Propaganda, PR, Werbung und Co. möchte ich an dieser Stelle herausstellen, dass Kommunizieren ohne Persuasion, ohne erfolgreiche Einflussnahme, hoffnungslos verloren wäre. Es würde dann nämlich keine Intention verwirklichen helfen, es würde zwecklos sein und schließlich aufgegeben werden. Nur die persuasive Chance des Kommunizierens zaubert all die Wirkungen auf den Emittenten, den Rezipienten, auf den Umgang mit der natürlichen Umwelt, auf das soziale Zusammenleben hervor, die wir in den Kapiteln III.9.2.2 behandelt haben. Im persuasiven Hebel des Kommunizierens verwirklichen sich meines Erachtens die sozialen Fähigkeiten des Menschen!

Das Strategische ist, wie ich meine, einerseits ein neutraler Effektivitätsbeschleuniger für das Kommunizieren. Gleichzeitig ist im persuasiven und noch mehr im strategischen Prinzip schon die Übersteigerung angelegt, die die Freiheit des Rezipienten übermäßig beschneidet und die Gleichheit mit dem Emittenten unterminiert. Tatsächlich ist Kommunizieren, insbesondere in seiner strategischen Ausprägung, kein Ponyhof. Ressourcen und Kompetenzen sind ungleich verteilt, kommunikative Machtgefälle prägen das Geschehen, Zwang wird ausgeübt. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer ethischen Einhegung der persuasiven Kraft des strategisch Kommunikativen: Dazu können wir erstens den Intensivitätsgrad der versuchten Persuasion heranziehen, zweitens lässt sich strategisches Kommunizieren anhand der Legitimität angewandeter persuasiver Techniken beurteilen. Politische Propaganda würde ich dabei als hohen Grad von Persuasion fassen, mit gleichzeitiger Einflussnahme durch illegitime persuasive Techniken.⁹¹⁴ Der Emittent wäre an dieser Stelle extrem einflussreich gegenüber dem Rezipienten, könnte ihn nach Gutdünken manipulieren. Propaganda impliziert ein maximales kommunikatives Machtgefälle, sie ist Ausdruck kommunikativer Gewalt.⁹¹⁵ Politische Propaganda, die sich an ein ganzes Volk richtet, können wir als Demagogie bezeichnen.

Wenn wir für das Patchwork-Modell explorativ den Raum des legitimen Kommunizierens skizzieren wollen, könnte dies auf Basis der Zeichennutzergruppen, denen ich angehöre – dabei ist wohlgermerkt auch die der Public-Affairs-Managerin –, folgendermaßen aussehen: Ich würde die persuasive Ausrichtung von Kommunizieren, die strategische Erregung von Aufmerksamkeit, die ausgeklügelte Gestaltung der Botschaft mit Blick auf Verstehen und Verständigung als grundsätzlich legitim erachten. Dabei gelten aber folgende Kriterien:

Die grundlegende Intention des Emittenten sollte nicht manipulativ sein, er sollte dem Rezipienten einen Freiheitsspielraum lassen, der seiner menschlichen Würde angemessen ist.

⁹¹⁴ Zu Propagandatechniken zählt Faulstich folgende Maßnahmen: suggestive Symbolisierung, Nutzung verbreiteter Emotionen wie Schuld, Hoffnung, Angst, Liebe, Simplifizierung, Ersatzhandlung (z. B. Sündenbock), Diffraktionierung von Gegenpositionen, Stereotypisierung, Etikettierung, Personalisierung von Konflikten, Sentimentalisierung durch Musik, visuelle Ästhetisierung, strukturelle Dramaturgie (z. B. Idylle) (vgl. Faulstich 2002, S. 167).

⁹¹⁵ Vgl. Kapitel III.8 „Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch“.

Mit Nida-Rümelin sollte er „Gründe geben“, nicht „Bewirken-Wollen“⁹¹⁶. Der Emittent sollte also nach bestem Wissen und Gewissen wahr, wahrhaftig und richtig kommunizieren. Er sollte also davon überzeugt sein, dass seine Äußerung mit den Dingen der Außenwelt und seiner Innenwelt kongruent ist, er sollte authentisch geäußerte Wünsche, Handlungspläne, Überzeugungen hegen. Wenn Heidi Klum aus Rücksicht auf ihr Idealgewicht noch nie einen Burger bei McDonalds verspeist hat, sollte sie nicht als Testimonial für eine schlanke Linie durch Burger-Diät auftreten.

Als weiteren Grundsatz des ethischen strategischen Kommunizierens würde ich die Verhältnismäßigkeit von Zweck und Mittel aufstellen: Die Werbeanzeige des Modelabels Benetton missachtet aufmerksamkeitsheischend diesen Grundsatz, wenn es die Abbildung von Krieg und Tod als Anreiz zur Steigerung des Abverkaufs von Oberbekleidung einsetzt.⁹¹⁷

Als Europäerin liegt mir die Freiheit, Reflexivität und Rationalität des Rezipienten am Herzen. Die operative Umsetzung des strategischen Kommunizierens wäre damit umso legitimer, je geringer der Grad der Beeinflussung wäre. Die Prozessierung der Sinngeltung sollte also bewusst, reflektiert ablaufen, Geltung sollte vom Rezipienten auf Basis rationaler Kriterien wie persönlicher Nutzen, gruppenbezogene Moral, wohlbegründete Wahrheit etc. akzeptiert oder abgelehnt werden.

Persuasive Strategien, die die interpretative Freiheit durch Zwang, durch Drohung, durch Verknappung von Alternativen, durch Abwertung und Betonung von Status begrenzen, würde ich damit pauschal ethisch ablehnen. Gleiches gilt für Botschaften, deren mentale Verarbeitung aufgrund von Suggestion, Emotionalisierung, Visualisierung, Polarisierung, Gruppendynamik weit unter der Schwelle von bewusster Reflexion, von Rationalität verbleibt.

Wird der interpretative Freiheitsspielraum des Rezipienten dabei durch Evidenz, Normalität, Standardisierung infolge eines semantischen Anknüpfens an in der Gruppe übliche Konventionen, Traditionen, Normen o. Ä. beschnitten, würde ich daran wenig Kritik üben. Diese Institutionen gelten nun einmal in seiner Gruppe, ihr Gebrauch ist ja gerade normativ vorgegeben. Wenn eine Botschaft hier anschließt, kann ihr dies nicht negativ ausgelegt werden.

Unser Idealbild vom rationalen, reflexiven Rezipienten findet sich gespiegelt in den medienpädagogischen Unterrichtsinhalten, etwa im Deutschunterricht, wo wir den kritischen Umgang mit propagandistischen Texten erlernen, im Kunstunterricht, wo wir aufwühlende Bilder analysieren, im Musikunterricht, wo wir Opernaufführungen und Marschmusik hinterfragen. Die ethischen Anforderungen finden sich zusammengefasst in den diversen Normierungen des strategischen Kommunizierens, etwa in Medien- und Rundfunkordnungen, in den Ethikrichtlinien des Deutschen Werberats, in den berufsständischen Kodizes der Branchenverbände, der Normierung des Lobbying in der Geschäftsordnung des Deutschen Bundestags, den rechtlichen Vorgaben zum Regierungskommunizieren.⁹¹⁸

13.4 Empirische Schlaglichter: Das strategische Kommunizieren des BKM

Ob der BKM strategisch kommuniziert, welchen Anteil das Strategische an seinem Kommunizieren hat, können wir auf Basis unserer empirischen Quellen nur mutmaßen. Dafür spricht, dass unsere Institutionen des Zeichengebrauchs diese Strategieorientierung politi-

⁹¹⁶ Vgl. Kapitel III.3 „Verhalten und Handeln im Zeichengebrauch“.

⁹¹⁷ Vgl. Der Spiegel 2001.

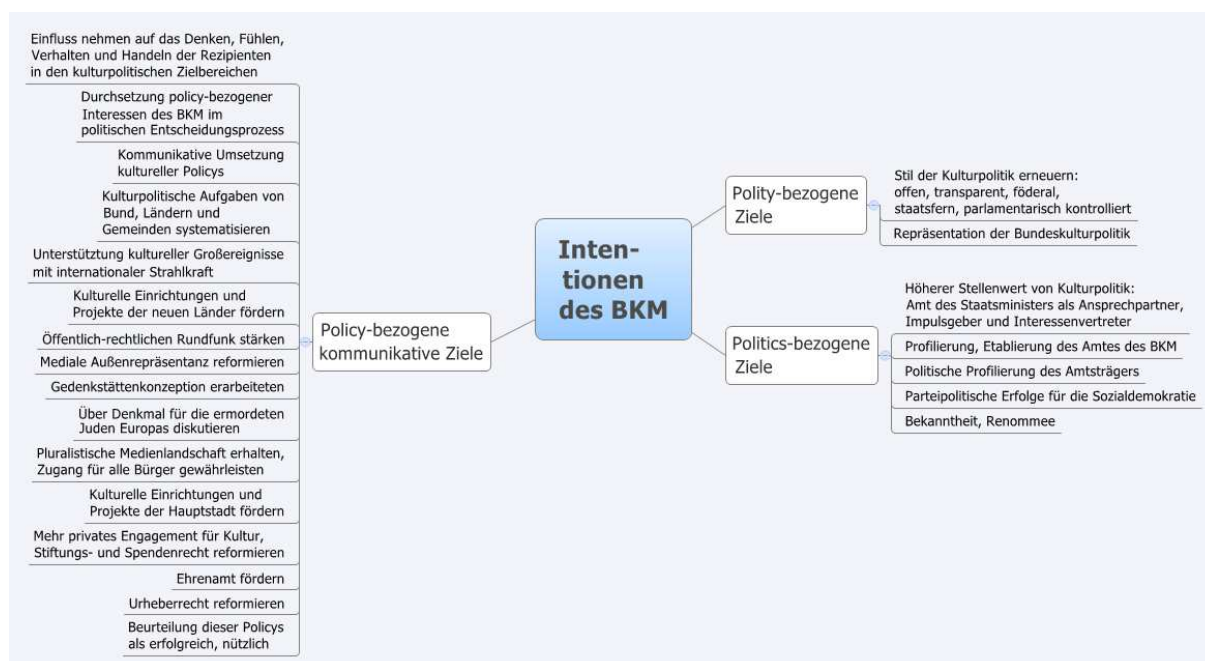
⁹¹⁸ Bentele 2008a, Baerns 2002.

scher Korporationen gemeinhin implizieren. Weiter verfügt der BKM über relativ hochgesteckte, stabile Ziele, die eine strategische Verfolgung plausibel machen, sowie über professionelles Kommunikationspersonal und finanzielle Mittel, die eine strategische Umsetzung ermöglichen können. Form, Stil und Häufigkeit der geäußerten Signifikantenkomplexe deuten ebenfalls strategische Durchdringung an. Sowieso geht es mir in der Analyse des Kommunizierens des BKM nicht darum, festzustellen, dass er kommunikativer Strategie ist. Vielmehr will ich zeigen, wie die strategischen Prozesse, die persuasiven Strategien und Disziplinen funktionieren. Nehmen wir also – für die folgenden Ausführungen – hypothetisch an, der BKM sei ein Strategie.

13.4.1 Strategisch-kommunikative Konzeptionen des BKM

Strategisch-kommunikative Ziele

Welche kommunikativen Ziele würde der BKM wohl verfolgen? Diese Frage lässt sich anhand der empirischen Quellen nicht lösen. Einige Texte sagen nichts über die Ziele, die mit ihnen verfolgt wurden. In anderen äußert der BKM ein Ziel, doch könnte dies vorgeschoben sein, um sekundäre strategische Ziele zu verschleiern. Weiter könnten die Ziele unerreicht geblieben sein, sich also nie in geäußerten Signifikantenkomplexen niedergeschlagen haben. Wir werden nichtsdestotrotz eine Annäherung auf Basis einer qualitativen Inhaltsanalyse zu den allgemeinen kulturpolitischen Zielen des BKM⁹¹⁹ und einer Interpretation seiner kulturpolitischen Ziele versuchen:



Grafik III.8: Intentionen des BKM

Nida-Rümelin beantwortet im Experteninterview im Rahmen dieser Dissertation die Frage nach der kommunikativen Funktion primär mit dem Anstoßen eines kulturellen, intellektuellen Diskurses:

„Das Amt des Staatsministers für Kultur und Medien ist von Gerhard Schröder in der Absicht eingerichtet worden, ein klares Signal zu setzen in Richtung Kunst, Kultur, Intellektualität, ‚Intelligenzija‘ wie es in

⁹¹⁹ Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Bündnis 90/Die Grünen 1998, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001f.

Russland heißt; also um die Rolle der Intellektuellen, der Künstler für die politische Entwicklung stärker zu betonen. Sicher war es aus mancher Länderperspektive ein problematischer Impuls, mit diesem Amt bundesweit einen kulturellen, intellektuellen Diskurs in Gang zu setzen. Von daher begann die rot-grüne Koalition, nach 16 Jahren konservativer Regierung unter Helmut Kohl, mit einem auch kulturellen Aufbruch, der – wie ich glaube – für die Kunst- und Intellektuellenszene ein wichtiges Signal war, die sich somit seitens der Politik ernstgenommen fühlte; ein Impuls aber – und das kann man ruhig sagen – der nicht ganz im Verhältnis stand zu den Gestaltungsmöglichkeiten dieses Amtes.⁹²⁰

Kommunikative Zielgruppen

Auch die Zielgruppen können wir nur soweit beschreiben, wie sie sich in den empirischen Quellen spiegeln. Die praktische Verfehlung weiterer anvisierter Rezipienten können wir in diesem Rahmen nicht erkennen. Die ersichtlichen Zielgruppen haben wir bereits in den Kapiteln III.10.2.1 und III.11.4.4 dargestellt. Zusammenfassend können wir sagen, dass der BKM einerseits über Medien, Massenmedien und einige regionale Veranstaltungen die deutsche Bevölkerung in der Breite anspricht. Andererseits fokussiert er die deutsche Kulturbranche, also die Kulturpolitiker des Bundes und der Länder, die Vertreter der Kulturverbände, der Kulturwirtschaft, sowie die Intellektuellen, die Kulturschaffenden und die Kulturjournalisten.

Kommunikative Positionierung

Die kommunikative Positionierung des BKM würde ich folgendermaßen rekonstruieren:

Stärken	Schwächen
Repräsentativität durch Bundesverantwortung	Kulturpolitik als wenig relevantes Ressort mit geringer öffentlicher Aufmerksamkeit
Intellektueller, Philosoph als Amtsträger	Kulturpolitik in Zeiten knapper Kassen → geringer Gestaltungsspielraum
Ausgleichender, rhetorisch kompetenter Amtsträger	Bundeskulturpolitik im föderalistischen Staat → geringer Gestaltungsspielraum
Glitzerndes Ressort, schöngestig, intellektuell	Kommunikativ aufgeheizte Lage aufgrund des polternden Kommunizierens des Vorgängers im Amt
Gewisse kulturpolitische Kompetenzen	Konkurrenz durch kulturpolitische Repräsentation des Bundeskanzlers und des Bundespräsidenten
Neuigkeitsfaktor des Amtes	Konkurrenz zu anderen Ressorts mit kulturpolitischer Verantwortung auf Bundesebene (etwa Auswärtiges Amt)
Feuilleton als Spielwiese, die der BKM mit keinem anderen Ressort teilen muss	Historische Vorbelastung von überladenen Inszenierungen

Grafik III.9: Stärken und Schwächen des BKM im Rahmen der kommunikativen Positionierung

Positionierung

Der Koalitionsvertrag von SPD und Bündnis 90/Die Grünen bringt die kommunikative Positionierung des BKM auf den Punkt: In Kapitel X „Neue Offenheit von Politik und Kultur“⁹²¹ heißt es: „Die neue Bundesregierung wird der Kultur in der Bundespolitik einen neuen Stellenwert geben. Unter Wahrung der Kulturhoheit der Länder wird die neue Bundesregierung die kulturpolitischen Zuständigkeiten und Kompetenzen des Bundes im Amt eines Staatsministers für kulturelle Aufgaben im Bundeskanzleramt bündeln. Der Staatsminister für kulturelle Aufgaben versteht sich als Ansprechpartner und Impulsgeber für die Kulturpolitik des Bundes sowie als Interessenvertreter für die deutsche Kultur auf internationaler, besonders auf

⁹²⁰ Kapitel VII.B.2.2 „Transkript Interview mit Prof. Julian Nida-Rümelin“.

⁹²¹ Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Bündnis 90/Die Grünen 1998.

europäischer Ebene.“⁹²² Darüber hinaus scheint sich der BKM, wie die Ausführungen in Kapitel III.13.4.2.5 zeigen, als ‚rationaler Moderator‘ zu positionieren.

Kommunikative Maßnahmen und Disziplinen im Überblick

Wenn wir den operativen Kommunikationsmix des BKM aus den empirischen Quellen ableiten, zeichnet sich folgendes Bild ab: Der BKM bedient sich im öffentlichen Kommunizieren in erster Linie der klassischen Medienarbeit und des Eventmanagements. Werbung mit Flyern, Anzeigen und Broschüren, das Kommunizieren auf der eigenen Homepage sowie Buch- und Katalogpublikationen spielen nur eine untergeordnete Rolle. Eine detaillierte Analyse dieser Maßnahmen finden Sie in den entsprechenden Kapiteln.⁹²³

Symbolisches Kommunizieren mit dinglichen Symbolisanten findet sich überall da, wo der BKM sich selbst als komplexes, abstraktes Signifikat in seinem Logo oder dem entsprechenden Schriftzug äußert; weiter auch, wo der Amtsträger symbolische Gegenstände, etwa Filmpreisstatuetten, Blumenkränze o. Ä. gebraucht oder in einem symbolischen Kontext auftritt. Zentral ist für den BKM eine Sonderform des symbolischen Kommunizierens, nämlich die Repräsentation mit dem personellen Symbolisanten des Amtsträgers.⁹²⁴ Unter die Rubrik Change-Kommunizieren könnten wir das Kommunizieren zu sämtlichen kulturpolitischen Reformmaßnahmen fassen, krisenbezogenes Kommunizieren findet sich im Zusammenhang mit dem skandalisierten längeren Sommerurlaub des BKM.⁹²⁵ Internes Kommunizieren können wir auf Basis unserer Quellenauswahl nicht nachvollziehen.

13.4.2 Beispielhafte persuasive Strategien des BKM

Nun wird es spannend: Lassen Sie uns einige persuasive Strategien in den empirischen Texten des BKM entdecken. Es ist nicht gesagt, dass der BKM diese dort als persuasive Strategien für uns versteckt hat. Vielmehr interpretiere ich die entsprechende Form oder den situativen Kontext eines vom BKM geäußerten Signifikantenkomplexes als persuasiv im Rahmen des Patchwork-Modells, das wir hier entwickeln.

13.4.2.1 Intensität kommunikativer Thematisierung

Der BKM hat im von uns betrachteten Zeitraum insgesamt in über 1.630 Akten öffentlich kommuniziert. Dabei handelt es sich um rund 700 Auftritte bei Branchenveranstaltungen und fast 800 massenmediale kommunikative Akte, über knapp 50 Beiträge in Fachpublikationen und über 70 aktuelle Beiträge auf der BKM-Homepage. Hinzu kommen einige werbliche Aktivitäten wie Broschüren, Flyer und Anzeigen, die sich aufgrund der Quellenlage aber nicht exakt beziffern lassen. Im Schnitt wurde also mehr als zwei Mal pro Tag öffentlich kommuniziert, pro Tag war der BKM durchschnittlich mindestens auf einer Branchenveranstaltung präsent und richtete eine Äußerung an Massenmedien.⁹²⁶

Sprechen diese Zahlen nun für eine hohe Kommunikationsintensität oder nicht? Ziehen wir ein paar heuristische Vergleiche: Der BKM verschickte in der Amtszeit von Prof. Nidarümelin im Vergleichszeitraum beispielsweise über 60 Pressemitteilungen. In der Amtszeit

⁹²² Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Bündnis 90/Die Grünen 1998.

⁹²³ Vgl. Kapitel III.10.2 „Empirische Betrachtungen: Das präsenzhaftes Kommunizieren des BKM“ und III.11.4.4 „Kommunizieren des BKM über Medien und Massenmedien“.

⁹²⁴ Vgl. Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“.

⁹²⁵ Vgl. Bild am Sonntag 2001, S. 1.

⁹²⁶ Kalkuliert auf Basis von 671 Tagen.

seines Vorgängers Michael Naumann waren es knapp über 70, und unter seiner Nachfolgerin Christina Weiss fast 90, unter dem amtierenden BKM Bernd Neumann wiederum über 140.⁹²⁷ Bundeskanzler Gerhard Schröder versandte im gleichen Zeitraum wie BKM Nida-Rümelin knapp 140 Pressemitteilungen, Bundesminister Joschka Fischer über 160, Staatsminister Rolf Schwanitz nur wenig über 20. Bei den öffentlichen Reden liegen Nida-Rümelin und Neumann mit knapp 30 gleichauf, Vorgänger Naumann hielt 25 Ansprachen, Christina Weiss in einer vergleichbaren Zeitspanne 60. Schröder äußerte sich im gleichen Zeitraum wie BKM Nida-Rümelin über 70 Mal als Redner, Bundesminister Fischer über 10 Mal, Staatsminister Schwanitz nur 8 Mal.

Der heuristische Vergleich zeigt, dass der BKM im Vergleich mit anderen Staatsministern, etwa für den Aufbau Ost, um ein Vielfaches intensiver kommuniziert, mehr Pressemitteilungen verschickt, mehr Reden hält. Von der Häufigkeit kommunikativer Akte her gesehen, spielt der BKM eher in der Liga zentraler Bundesminister oder gar des Bundeskanzlers. Das ist – vor dem Hintergrund seines Kompetenzzuschnitts – auch nicht weiter verwunderlich. Schließlich ist der rechtliche und fiskalische Gestaltungsspielraum des BKM eher begrenzt und das Kommunizieren als Ansprechpartner für die Kulturpolitik des Bundes seine Kernaufgabe.⁹²⁸

Im Vergleich der Amtszeiten bisheriger Amtsträger zeigt sich in jüngerer Zeit ein beachtlicher Anstieg der Zahl der Pressemitteilungen – zwischen Nida-Rümelin und Neumann hat sich diese Zahl mehr als verdoppelt. Bei den Reden liegen die drei Herren in etwa gleichauf, nur die Amtsträgerin Weiss schert eklatant nach oben aus. Setzt der BKM in den Amtszeiten Weiss und Neumann also in zunehmendem Maße auf öffentliches Kommunizieren? Übt er so einen stärkeren Einfluss aus oder ist dies ein Beleg für schwindende fiskalische oder rechtliche Macht?

Insgesamt können wir wohl getrost die These vertreten, dass der BKM im bundespolitischen Vergleich ziemlich intensiv kommuniziert. Auch der Amtsträger selbst investiert viel Zeit in die Präsenz auf öffentlichen Veranstaltungen. So wird die persuasive Grundvoraussetzung der Thematisierung stetig erfüllt. Wie in Kapitel II.2.3 näher herausgearbeitet, greift der BKM dabei primär den Film, die Künste und Kultureinrichtungen, die Medien, das allgemeine kulturelle Leben sowie die eigene Korporation auf. So nimmt er kommunikativ Einfluss auf Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln von Journalisten, Vertretern der Kulturbranche und Bundesbürgern, er verschafft diesen Themen öffentliche Aufmerksamkeit, bringt bestimmte Interpretationen diesbezüglich vor und will ihnen zur Geltung verhelfen.

13.4.2.2 Kampagnenführung

Hat sich der BKM der persuasiven Strategie der Kampagnenführung bedient? Lassen die empirischen Quellen also eine bestimmte dramaturgische Taktung von Botschaften im Zeitverlauf und eine komplementäre, integrierte Gestaltung erkennen?

Eine echte, integrierte Kampagne kann ich im Kommunizieren des BKM nicht entdecken. Keine Botschaft wurde über einen längeren Zeitraum in komplementären persuasiven Formen mit einer speziellen Dramaturgie verbreitet. Was sich aber durchaus findet, sind allgemeine kommunikative Hoch- und Tiefphasen sowie kurzfristige Themenschwerpunkte, die über verschiedene Formate geäußert werden.

⁹²⁷ Vergleichszeiträume: Nida-Rümelin: 1.3.2001 bis 31.12.2001, Weiss: 1.3.2003 bis 31.12.2003, Naumann: 1.3.2000 bis 31.12.2000, Neumann: 1.3.2007 bis 31.12.2007.

⁹²⁸ Vgl. Kapitel III.6.3.3 „Exkurs: Rechtliche Ressourcen des BKM“.

Wenn wir uns die kommunikative Intensität im Zeitverlauf anschauen, sehen wir einen typischen Terminkalender der Berliner Republik. Hochphasen finden sich in den Sitzungswochen des Deutschen Bundestags, insbesondere vor der Sommerpause, Ruhephasen zu Ferienzeiten. Zwei Auffälligkeiten stechen ins Auge: Erstens sehen wir eine Spitze im September 2001. Hier könnte es sich um den Versuch handeln, nach der skandalisierten längeren urlaubsbedingten Abwesenheit des Amtsträgers („Nie-da-Rümelin“⁹²⁹) kommunikativ Präsenz zu zeigen und so die kommunikative Krise beizulegen.

Zweitens zeichnet sich im August und September 2002 eine Zurückhaltung des BKM bzw. des BPA mit Blick auf die Adressierung von Massenmedien ab, während der Amtsträger selbst durchaus an zahlreichen Veranstaltungen teilnimmt, die häufig parteipolitischen Bezug aufweisen. In diesen Wahlkampfmonaten wird also der Staffelpolitiker – rechtlich korrekt – weitgehend an die Parteien abgegeben. Der Amtsträger selbst engagiert sich hingegen im Rahmen der SPD-Wahlkampagne. Scherer, Geschäftsführer des SPD-Kulturforums, äußert sich im Experteninterview im Rahmen dieser Dissertation zum Thema Kultur im Wahlkampf übrigens wie folgt:

„In der Kampa 02 spielte die Bundeskulturpolitik anfangs keine strategische Rolle. Doch zeichnete sich eine zunehmende Amerikanisierung des Wahlkampfes ab. In Zeiten von Medialisierung und Personalisierung wirken Prominente natürlich als zugkräftige Multiplikatoren. Also haben wir in der heißen Wahlkampfphase kurzfristig Kulturschaffende als Unterstützer der Partei aktiviert. Möglich wurde das durch die Erfolge der Bundeskulturpolitik und die persönlichen Kontakte von Gerhard Schröder und Julian Nida-Rümelin.“⁹³⁰

Im Umfeld bestimmter kulturpolitischer Termine, etwa der Berlinale oder der Frankfurter Buchmesse, finden sich zudem regelmäßig Bündel von kommunikativen Äußerungen zum entsprechenden kulturpolitischen Feld, etwa zur Filmpolitik, zur Literaturförderung.

Ein Thema zieht sich durch die gesamte Amtszeit des BKM, allerdings ohne dass hier eine dramaturgische, kampagnenhafte Abstimmung der einzelnen Äußerungen erkennbar wäre, und zwar die Bundeskulturpolitik im Rahmen des Föderalismus. Immer wenn ein Akteur in der föderalistischen Gemengelage einen Schachzug tut, reagieren die anderen kommunikativ. Der BKM äußert sich so stetig zu diesem Thema, ergreift die Initiative oder gibt Contra.

Daneben sind auch die Filmpolitik, das allgemeine kulturelle Leben und der BKM selbst immer wieder Thema. Trotzdem entsteht dabei kein längerer öffentlicher Diskurs über diese kulturpolitischen Fragen.

Der BKM verschenkt einen Gutteil seines kommunikativen Einflusses, indem er keine echten kulturpolitischen Kampagnen führt. Denn nur steter Tropfen höhlt den Stein, einmalige Thematisierungen bringen keine permanente Wirkung. Außerdem fällt das Erinnern schwerer, wenn die Botschaften in nur einer Signifikantengattung, nur einer Form, einem Kontext erfahrbar sind. Insbesondere bei den weichen, identitäts- und integrationsbezogenen Themen wäre dies doch auch ein Teil seiner Tätigkeitsbeschreibung gewesen. Kampagnen müssen schließlich weder teuer noch personalintensiv sein.

⁹²⁹ Bild am Sonntag 2001, S. 2-3.

⁹³⁰ Kapitel VII.B.2.4 „Transkript Interview Dr. Scherer“.

13.4.2.3 Symbolisch-semantische Transfers am Beispiel der Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin

Im nächsten Beispiel möchte ich anhand der Feierlichkeiten zur Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin verdeutlichen, wie ein semantischer Transfer als Methode des persuasiven Kommunizierens funktioniert.

Szenario

Die Feierlichkeiten zur Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin beginnen mit einem Konzert des Chicagoer Synchron-Orchesters unter Leitung von Städt. Dirigent Daniel Barenboim im Großen Saal der Philharmonie Berlin-Tiergarten vor 2.400 Gästen. BKM Nida-Rümelin ist unter den Zuhörern. Auf dem Programm steht Gustav Mahlers Symphonie Nr. 7 in e-moll. Der Konzertmeister spielt die Geige von Alma Rose, Mahlers Nichte, die im KZ Auschwitz das Mädchenorchester leitete und ermordet wurde.

Anschließend wird eine Auswahl von 850 Gästen per Limousine oder Bus-Shuttle zum Jüdischen Museum Berlin, einem zickzackförmig-schichten Bauwerk des Architekten Daniel Libeskind, gefahren. Dort gilt Sicherheitsstufe 1, die Polizei hat das Gelände weiträumig abgeriegelt, Sprengstoff-Spürhunde sind im Einsatz. In einer Vorhalle des Museums drängen sich die illustren Gäste aus nationaler und internationaler Politik, Wirtschaft und Kultur, darunter BKM Nida-Rümelin, Bundeskanzler Schröder und alle Bundesminister, Bundespräsident Rau, Bundestagspräsident Thierse, Paul Spiegel, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Der Tagesspiegel mutmaßt, „dass es einen solchen Aufmarsch von Prominenten dieser Republik auf ihrem gesellschaftlich sonst eher dünn bewachsenen Boden bislang nicht gegeben hat“⁹³¹. Kleine Gruppen führen in der Vorhalle verhaltene Gespräche. Die Kleidung ist überaus förmlich und gleichzeitig festlich: Die Männer tragen Anzüge mit weißem Hemd und Fliege, die Damen streng geschnittene Abendkleider und Perlenketten, alles in gedeckten Farbtönen. Einige Männer tragen lange Bärte und runde schwarze Hüte. Museumsdirektor Blumenthal begibt sich mit einer handverlesenen Auswahl von Gästen auf eine exklusive Führung, mit von der Partie sind Bundeskanzler Gerhard Schröder und seine Frau, Klaus Wowereit, der Regierende Bürgermeister Berlins, und auch BKM Nida-Rümelin. Hinzu kommen zahlreiche Journalisten, die für ein Blitzlichtgewitter sorgen. Eindrückliche Szenen spielen sich ab: Schröder bückt sich zur Besichtigung der Kunstinstallation ‚Fallen Leaves‘ (kleine, aus Stahl gestanzte schreiende Gesichter) des jüdischen Künstlers Menashe Kadishman, er unterzeichnet als Erster einen roten Granatapfel aus Papier und heftet ihn an einen Granatapfelbaum, das jüdische Symbol für ein fruchtbares Leben, an dem später Besucher ihre Wünsche hinterlassen sollen.

Bundespräsident Johannes Rau⁹³² und Museumsdirektor Michael Blumenthal sprechen im Rahmen der Eröffnungsfeierlichkeiten Grußworte. Dabei werden einerseits die Verbrechen des Nationalsozialismus nachdrücklich in Erinnerung gerufen. Rau etwa spricht vom „Zivilisationsbruch“⁹³³ und appelliert: „Wir müssen die Erinnerung an diese Katastrophe wach halten“⁹³⁴. Blumenthal richtet den Blick auf Gegenwart und Zukunft. Er plädiert dafür, dass sich die Bundesrepublik für Menschenrechte und Toleranz weltweit stark macht: „(E)ine bescheidene Zurückhaltung auf diesem Gebiet ist jetzt nicht mehr am Platz. Deutschland stellt sich der Vergangenheit, versucht Wiedergutmachung und hat damit Zeichen gesetzt. Zugleich steht die Bundesrepublik vor der schwierigen Aufgabe, Einwanderer zu integrieren und ein friedliches Zusammenleben der verschiedenen Religions- oder ethnischen Zugehörigkeit zu sichern. Die Erfahrungen zeigen, dass dies jeden Staatsbürger angeht. Dazu gehört, dass man, wenn es nötig ist, zur eigenen Meinung steht. In diesem Museum gibt es faszinierende Geschichten zu entdecken, schmerzliche, aber auch ausgesprochen komische und paradoxe.“ Auch ein gesetztes Galadiner ist Teil der Veranstaltung. Nida-Rümelin sitzt an einem Tisch mit Prof. Dr. Hilmar Hoffmann, Präsident des Goethe-Instituts, mit I. H. Andrea Gräfin von Bernstorff, mit dem Künstler Menashe Kadishman, mit dem Chefredakteur von Die Welt, Dr. Wolfram Weimer etc. Das Ambiente ist äußerst festlich, es finden sich bodenlange Tischdecken, goldener Tischschmuck, aufwendig dekorierte Servietten, das Menü ist eine Abfolge erlesener Speisen. Die Feierlichkeiten erfahren eine immense Medienresonanz, auch auf internationaler Ebene. Die ARD berichtet live, die FAZ druckt die gesamte Gästeliste des Galadiners ab⁹³⁵.

Nachdem wir das Geschehen grob rekonstruiert haben, wage mich an eine persönliche Interpretation, und zwar aus Sicht persuasiver semantischer Transferstrategien im Rahmen von Events: Diese charakterisiert wie oben ausgeführt⁹³⁶ die Kombination von Signifikantenkomplex A und B in einem räumlichen Kontext. Diese Inszenierung wird geäußert, damit Veranstaltungsteilnehmer oder Medienrezipienten die Interpretation des Signifikantenkomplexes A mit der von B kombinieren. Der magische, persuasive Hebel, der diesen se-

⁹³¹ Rudolph 2001.

⁹³² Vgl. Bundespräsidialamt 2001.

⁹³³ Bundespräsidialamt 2001.

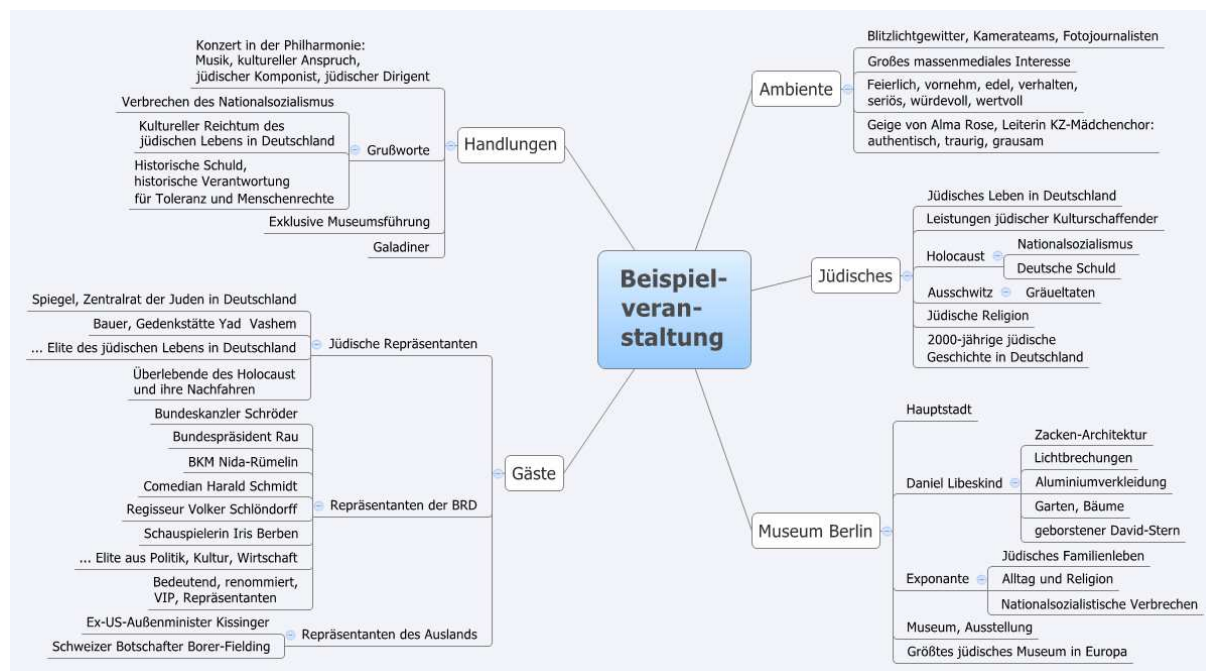
⁹³⁴ Bundespräsidialamt 2001.

⁹³⁵ Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung 2001.

⁹³⁶ Kapitel III.13.3.4.8 „Eventmangement“.

mantischen Transfer ermöglicht, sind institutionalisierte Prozessierungsregeln der Kopräsenz: Wenn A und B kopräsent, dann Verknüpfung von Signifikat A und B. Der institutionalisierte Sinn von A vermengt sich so mit dem von B. Von Dauer ist dieser semantische Transfer natürlich nur, wenn Geltung akzeptiert wird, wenn die Ko-Prozessierung nachhaltig verankert wird. Schließlich könnte A ohne B geäußert werden und der Interpretierende würde sofort ‚AB‘ verstehen.

Lassen Sie uns zuerst das Arsenal der hier kombinierten Signifikantenkomplexe auf Basis der Institutionen unserer deutschen, historisch informierten Zeichennutzergruppe interpretieren:



Grafik III.10: Interpretationen zur Inszenierung der Feierlichkeiten zur Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin

Als persuasive Strategie können wir nun diverse Kombinationen dieser Signifikantenkomplexe auffassen. Ich persönlich komme aufgrund dieser Kopräsenz von Signifikanten im Rahmen der Eröffnungsfeierlichkeiten zu folgender Interpretation:

Die Reputation und Repräsentativität der illustren Gästeschar färbt meiner persönlichen Interpretation zufolge auf das Museum ab: Es wird über Nacht bekannt, renommiert. Wenn derartige VIPs auftreten, muss es sich ja wohl um eine Einrichtung von Weltrang handeln. Das Jüdische Museum Berlin wird zu DEM jüdischen Museum, zu einem zentralen historischen Mahnmal und Zukunftsversprechen.

Die Reden, die die Aufarbeitung der historischen Schuld würdigen, legen genauso wie die harmonische Kopräsenz von jüdischen und nicht-jüdischen deutschen Gästen sowie Repräsentanten Israels die Interpretation nahe, dass eine versöhnliche Stimmung herrscht, dass das Zusammenleben dieser religiösen Gruppen in Deutschland prosperiert. Die Reden weisen darauf hin, dass die Zeit der deutschen Buße für die Gräueltaten des Holocaust einer allgemeinen Verantwortung für Toleranz und Menschenrechte weicht. Die Verengung der jüdischen Geschichte auf Auschwitz darf zur Wertschätzung kultureller Leistungen der Juden in Deutschland werden. Gleichzeitig sind die historische Schuld, die unsäglichen Verbrechen des Nationalsozialismus in jeder Faser dieser Veranstaltung präsent. Die Gespräche sind leise, die Kleidung ist in gedeckten Farben gehalten, Opfer und ihre Nachfahren sind unter

den Gästen. Stark emotionalisierend wirkt in diesem Rahmen die Geige der Alma Rose. Damit wird das KZ-Leben direkt in die Philharmonie geholt. Der Gegenstand ist authentisch, er bringt den Gegensatz der Rohheit und Grausamkeit der Nazis und die Kultiviertheit der jüdischen Oper wortwörtlich zum Klingen. An dieser Geige klebt Blut. Der Schmerz über die Ermordung ganzer Familien wird im Geigenspiel intoniert.

Die politischen Repräsentanten wie der BKM akzeptieren im Akt ihrer Präsenz performativ die historische deutsche Schuld, sie stellen sich der Verantwortung, indem sie sich der Würde der Veranstaltung beugen. Sie begegnen der deutschen Geschichte mit dem nötigen Ernst, sie bemühen sich um Aussöhnung mit den Opfern.

Gleichzeitig ist ihre Präsenz der Repräsentanten eine Darstellung und damit performative Herstellung ihrer sozialen Ressourcen. Wer auf dieser Gästeliste steht, gehört zum Kreis der Mächtigen der Republik. Der BKM ist dem mächtigsten Gast, dem Bundeskanzler, ganz nahe, er darf an der exklusiven Vorabführung teilnehmen. Damit wird sein sozialer Rang als Repräsentant der Bundeskulturpolitik adäquat abgebildet und performativ hergestellt. Schließlich trägt die Korporation BKM künftig die finanzielle Verantwortung für das Jüdische Museum Berlin.⁹³⁷ Auch die Nicht-Präsenz der Bürgerkörper bedeutet etwas: nämlich den Ausschluss von der Macht, den relativen Mangel an sozialen Ressourcen.

Einen Spagat vollführt die Veranstaltung allerdings, und dieser zeigt sich am besten in der widersprüchlichen Interpretation der Bekleidung: Sie ist farblich ein Trauergewand und stilistisch eine Festrobe. Der Glamour, die Gäste aus dem Showbiz, etwa Harald Schmidt, konterkarieren die mahnende, feierliche Erinnerung an den Holocaust ein klein bisschen.

Derartige Interpretationen können die Teilnehmer der Eröffnungsgala selbst vornehmen, außerdem ermöglicht die massenmediale Berichterstattung die persuasive Einflussnahme auf weltweites, disperses Publikum, zumindest soweit die Akteure ähnlich zeichenhaft sozialisiert sind und nicht allzu kreativ ans Werk gehen. Sowieso erfolgt diese Interpretation nur einmalig, eben angesichts der kombinierten Signifikantenkomplexe, über ihre Geltung und Permanenz ist damit noch nichts gesagt.

Semantische Transfers erlauben durch Inszenierung von Signifikantenkoprsenz also die interpretative Kombination von zwei Signifikatskomplexen und damit die einmalige oder sogar dauerhafte Modifikation von zeichenhaften Prozessierungsregeln bei den Rezipienten. Die Feierlichkeiten zur Eröffnung des Jüdischen Museums regen eine Re-Interpretation der deutschen Geschichte an, die wegführt von der Verantwortung für die Gräueltaten des Nationalsozialismus und der Verengung des jüdischen Lebens in Deutschland auf den Holocaust und hinführt zu einer Verantwortung für Toleranz und Menschenrechte und der Wertschätzung der jüdischen Kultur.

13.4.2.4 Präsenzhaftes Rituale des Wahlkampfes

In regelmäßigen Abständen, üblicherweise alle vier Jahre, findet ein Bundestagswahlkampf statt. Dabei finden regelmäßig rituelle kommunikative Interaktionshandlungen statt. Schauen wir uns diese persuasiv interpretierbaren Prozesse am Beispiel einer Wahlkampfveranstaltung des BKM näher an.

Dem BKM würde ich im Wahlkampf folgende strategischen Ziele zuschreiben: Wahlerfolg für seine sozialdemokratische Partei, auch als Bestätigung für die Politik seiner Amtszeit, positi-

⁹³⁷ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001h.

ves Urteil über seine Amtsführung, Darstellung kulturpolitischer Maßnahmen, Pläne und Erfolge, Steigerung von persönlicher Bekanntheit, Prestige, Reputation, Unterstützung für Sozialdemokratie zeigen, Argumentation für seine Politik, Bürgernähe, positive Stimmung.

Folgendermaßen setzt der BKM diese Ziele operativ im Rahmen eines Auftritts bei einer lokalen Wahlkampfkundgebung Anfang September 2002 beim ‚Platz-Fest‘ der SPD in Gütersloh um⁹³⁸: Auf der Bühne des SPD-Mobiltrucks finden Gespräche von lokalen SPD-Politikern, unter anderem MdB Klaus Brandner, und Fußballfunktionären statt. Würstchen und Getränke stehen bereit, für musikalische Untermalung sorgen die Feuerwehrkapelle Borgholzhausen sowie Nachwuchsmusiker aus Gütersloh. Der BKM tritt als ‚Stargast‘ auf, er hält eine kurze Rede, anschließend sind die Bürger zur Signierstunde im Medienhaus am Kolbeplatz geladen.⁹³⁹ Die Präsenz des BKM kann interpretativ Anstoß zu diversen semantischen Transfers geben: Seine Interpretation als ranghoch, bundespolitisch repräsentativ, färbt auf die Provinz Gütersloh ab und wertet damit deren sozialstrukturelle Ressourcen auf. Gleiches wird möglich für die lokalen Sozialdemokraten: Der lokale SPD-Kandidat Brandner wird durch die nationale Repräsentativität des Amtsträgers mit Bedeutung aufgeladen, er erfährt Unterstützung seitens der Bundesebene. Andererseits ist es auch „nur“ der Kulturstaatsminister, der ihn besucht, nicht etwa der Kanzlerkandidat. Andersherum wird der BKM sichtbar als sozialdemokratisch engagierter Wahlkämpfer, der die Mühe der Basisarbeit nicht scheut. Er kann zusätzlich als Zugpferd für mehr Bürgerpräsenz sorgen. Für die lokalen Medien ist der hohe Besuch natürlich ein berichtenswerter Anlass, so wird Öffentlichkeit für den lokalen Kandidaten und den BKM hergestellt. Weiter verleihen die kulturpolitischen, intellektuellen, philosophischen Assoziationen, die wir gemeinhin mit dem Amtsträger verbinden und die durch die Signierstunde noch betont werden, der Gütersloher Sozialdemokratie und der Veranstaltung einen kulturellen Touch. Eine gewisse interpretative Verwirrung ergibt sich für mich dabei aus der Divergenz des feingeistigen, (kultur)politischen Status des BKM und des plumpen, hemdsärmeligen, dorffestartigen, volkstümlichen Stils der Veranstaltung (Würstchen, lokale Fußballprominenz) und insbesondere der provinziellen musikalischen Darbietung. Gleichzeitig wird der abgehobene BKM durch diese Bürgerlichkeit und Bürgernähe quasi geerdet, popularisiert.

Zentral für das Ritual der Wahlkampfkundgebung, für die repräsentative Demokratie überhaupt ist nun die Intention, die die Bürger vor Ort dem BKM auf Basis institutionalisierter Regeln zuschreiben können: Wenn der BKM körperliche Präsenz auf dem Wahlkampftruck vor Ort zeigt, extra zu den Bürgern kommt, dann schätzt er sie wert, er macht ihnen seine Aufmerksamkeit, ist sichtbar, zeigt Bürgernähe. Er hält also ihre Stimmen für relevant, will sich vor ihnen politisch rechtfertigen und ihre Zustimmung für die nächste Wahlperiode gewinnen. Damit stellt sich die Volkssouveränität auf dem Dorfplatz, sofern die Bürger, der BKM, Dritte eine derartige Interpretation vornehmen, performativ her. Gleichzeitig wird durch den stilistischen Unterschied von Bierzeltatmosphäre und Intellektualität und durch den machtmäßigen Unterschied von bundeskulturpolitischer Repräsentativität und Dorfplatzbürgerlichkeit die hierarchische Kluft zwischen dem Volk und seinen machtvollen Politikern in Szene gesetzt.

Insbesondere im Prozess des Buch-Signierens kommen die Bürger in den Genuss eines engen Kontakts mit dem BKM: Sie sprechen direkt zu ihm und sei es nur ein Satz. Sie sind ihm physisch ganz nahe, nur ein Tisch trennt sie. Der BKM schreibt vielleicht sogar eine Widmung in das Buch. Er entspricht damit den Wünschen der Bürger und drückt etwas Persönliches, etwas Individuelles für den jeweiligen Buchbesitzer aus. So wird eine rudimentäre

⁹³⁸ Vgl. Brandner 2002.

⁹³⁹ Vgl. Brandner 2002.

persönliche Beziehung zwischen dem BKM und dem Bürger hergestellt. Wenn Prof. Nida-Rümelin im Buch unterschreibt, steht er dafür mit seinem Namen, also ganz persönlich, als private Person und gleichzeitig als Amtsträger, als BKM. Er bestätigt durch den Namenszug die wahre und richtige Geltung der Sinnbezüge des Buchs, die Wahrhaftigkeit des Autors.⁹⁴⁰ Gleichzeitig belegt der Amtsträger durch die Wahl des Mediums Buch seine Intellektualität, seine Kunstaffinität. Die Bürger können das signierte Buch als Trophäe, zumindest als Erinnerung, mit nach Hause nehmen. Allerdings erhalten zahlreiche Bürger, alle Fans, sofern sie nur wollen, eine derartige Signierung. Ihre Attraktivität sinkt dadurch. Je weniger exklusiv der Kontakt zum Spitzenpolitiker, desto geringer ihr sozialer Wert. Letztlich wird durch die starre Rollenverteilung zwischen dem signierenden BKM und dem Bürger als Fan die hierarchische Über- und Unterordnung und Distanz trotz des individuellen Kontaktmoments an keiner Stelle aufgehoben. Der BKM ist nah am Bürger, sichtbar, transparent, ihren Anliegen zugänglich und gleichzeitig doch ein machtvoller Repräsentant des Staates. Wenn die Gütersloher Bürger Interesse an der Signierstunde zeigen, vielleicht sogar Schlange stehen, erweisen sie dem BKM ihre Achtung und zeigen Bewunderung. Sie überhäufen den BKM quasi mit sozialen Ressourcen, wie es sonst nur den ganz großen Promis und Stars zukommt.

13.4.2.5 Sachargumentation am Beispiel der Einrichtung der Kulturstiftung des Bundes

Die aus moralischer Sicht zentrale persuasive Strategie im politischen Kontext ist die Argumentation. Sehen wir uns am Beispiel des BKM-Kommunizierens zur Einrichtung der Bundeskulturstiftung näher an, was dabei passiert. Grundlage der empirischen Analyse sind einige zufällig ausgewählte Texte zu diesem Schwerpunktthema.⁹⁴¹

Die Ausgangslage

Der BKM kündigt im Sommer 2001 an, eine nationale Kulturstiftung errichten zu wollen. Er verfolgt also eine infrastrukturelle und fiskalische Policy, will eine Stiftung gründen, ihr Personal, Räumlichkeiten und Finanzmittel zur Seite stellen. „Zweck der Kulturstiftung des Bundes ist die Förderung von Kunst und Kultur in der Zuständigkeit des Bundes, besonders die Förderung innovativer Programme und Projekte im internationalen Kontext“⁹⁴², so Nida-Rümelin. „Sie wird auf diese Weise innovative Impulse zur Entwicklung der deutschen Kulturszene im internationalen Kontext des 21. Jahrhunderts geben“⁹⁴³, prognostiziert der Staatsminister.

In den letzten 30 Jahren sind entsprechende Pläne am hartnäckigen Widerstand der Länder gescheitert. Diese sehen in der Einrichtung einer derartigen Stiftung die Kompetenzen des Bundes im kulturellen Bereich weit überschritten und pochen auf ihre Kulturhoheit. Auch in der Amtszeit von BKM Nida-Rümelin begegnet der Vorschlag einem rauen Gegenwind. Die Parteien führen intensive Verhandlungen und fechten ihren Disput über die Massenmedien aus. Journalisten äußern in diesem Kontext ebenfalls Bedenken. Sie befürchten ein Einschmelzen der Distanz zwischen Staat und Kunst, schließlich will die Stiftung nicht nur auf

⁹⁴⁰ Wir wissen leider nicht, um welches Buch es sich konkret handelt, etwa um eines, das der BKM verfasst hat, oder um eine Wahlkampfpublikation.

⁹⁴¹ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002l, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001g, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002g, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002b, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001s, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002j, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002k.

⁹⁴² Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002b.

⁹⁴³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002k.

Förderanträge reagieren, sondern selbst Themenschwerpunkte vorgeben.⁹⁴⁴ Auch auf Bundesebene wird Kritik laut, diese entzündet sich an der Frage der Nachhaltigkeit der Finanzierung.⁹⁴⁵

Im Dezember 2001 einigen sich schließlich Kanzler Schröder, BKM Nida-Rümelin und die Ministerpräsidenten der Länder darauf, dass die Bundeskulturstiftung vom Bund alleine gegründet werden soll. Auf eine gemeinsame Einrichtung kann man sich nicht einigen, vereinbart wird aber eine Zusammenführung mit der Kulturstiftung der Länder nach Entflechtung der kulturpolitischen Zuständigkeiten von Bund und Ländern.

Mitte Januar berichtet der BKM dem Kabinett über die Bundeskulturstiftung, die Bundesregierung beschließt ihre Gründung als Zuwendungsstiftung.⁹⁴⁶ Ende Januar wird bereits die stiftungsrechtliche Genehmigungsurkunde durch den zuständigen Ministerpräsidenten Sachsen-Anhalts, Höppner, übergeben. Der Vollzug der Gründung wird mit einem Festakt in Halle an der Saale gefeiert.⁹⁴⁷ Mitte März konstituiert sich schließlich der Stiftungsrat, Vorstand und Fachbeirat⁹⁴⁸ werden bestellt, Themen für die Schwerpunktförderung 2002⁹⁴⁹ definiert.

Die kommunikativen Intentionen des BKM

In diesem Rahmen, von der Thematisierung der Idee einer Bundeskulturstiftung bis hin zu deren Einrichtung, würde ich dem BKM folgende kommunikativen Intentionen zuschreiben:

- Er will, dass die Entscheidungsträger sein Konzept der nationalen Kulturstiftung verstehen und als politisch richtig akzeptieren.
- Er will also den Bundeskanzler, die Bundesregierung insgesamt für seinen Vorschlag gewinnen, sie sollen im Bundeskabinett für die Einrichtung der Bundeskulturstiftung votieren.
- Die Ministerpräsidenten der Länder sollen ebenfalls die Kulturstiftung befürworten, sie sollen idealerweise die Kulturstiftung der Länder in die Bundeskulturstiftung einbringen und Letztere so mittragen.
- Weiter beabsichtigt er die Journalisten, die Kulturbranche, die Bürger, die potenziellen Wähler von seinem Konzept zu überzeugen. Sie sollen seine Policy befürworten und damit auch sein Amt, seine Amtsführung, die sozialdemokratische Kulturpolitik, seine Persönlichkeit wertschätzen.

Persuasive Strategien des BKM

In diesem hoch konfliktiven Umfeld lassen sich folgende argumentative Strategien des BKM aufspüren:

Breite Unterstützung herausstreichen

Der BKM betont, dass sein Projekt breiteste Unterstützung seitens der Kulturszene, der Bürger, der Politik genießt:

⁹⁴⁴ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f.

⁹⁴⁵ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002g.

⁹⁴⁶ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002k.

⁹⁴⁷ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002j.

⁹⁴⁸ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002l.

⁹⁴⁹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002k.

„(...) ich bin froh, dass auch in der politischen Öffentlichkeit die Unterstützung jetzt fast einhellig ist. Die Fraktionen der SPD und der GRÜNEN haben über das hinaus, was die Regierung vorgesehen hatte, die Stiftung in den Haushaltsberatungen des Bundestages besser ausgestattet.“⁹⁵⁰

„Dass die Gründung der Stiftung nun am Ende doch zum Erfolg geführt werden konnte, hängt, glaube ich, ganz wesentlich damit zusammen, dass die kulturelle Öffentlichkeit nicht mehr allzu viel Geduld mit der Kulturpolitik hatte. Sie hat dies sehr deutlich gemacht. Ich denke z. B. an die Erklärungen der Kulturpolitischen Gesellschaft, des Deutschen Kulturrates, des Deutschen Muskrates und vieler anderer. Der Tenor war: ‚Führt eure Debatten über Entflechtung und Systematisierung, aber gründet nun endlich diese Stiftung, weil sie eine Selbstverständlichkeit ist.‘“⁹⁵¹

Mit dieser persuasiven Strategie vertraut der BKM auf die Kraft des Testimonials. Er führt mit SPD, Grünen, Kulturpolitischer Gesellschaft, Deutschem Kulturrat, Deutschem Muskrat, der kulturellen Öffentlichkeit wichtige Akteure auf, die hinter dem Projekt der Bundeskulturstiftung stehen. Deren Renommee und Prestige färbt auf den Vorschlag des BKM ab. Mit der Betonung der breiten Unterstützung stößt der BKM eine Schweigespirale an: Wenn derart umfangreiche Unterstützung besteht, will hoffentlich kein einzelner Rezipient als Minderheit eine abweichende Meinung lautstark vertreten. Auch eine gewisse Abwertung der Gegenseite und sogar der eigenen Rolle im Rahmen des Konflikts ist spürbar. Die Allgemeinheit scheint von dieser politikinternen Entflechtungsdebatte genervt, ihre Lösung scheint keine Voraussetzung der Einrichtung der Bundeskulturstiftung zu sein, man kann derartige Scheingefechte irgendwann später im stillen Kämmerlein weiterführen. In der verbalen Abwertung der Politiker wird deutlich, dass sich diese Strategie v. a. an die Bürger richtet. Diese sind als Nicht-Experten und Nicht-Konfliktbeteiligte wohl auch am ehesten durch eine Schweigespirale zu überzeugen.

Das Erbe Willy Brandts betonen

Eine weitere persuasive Strategie ist die Anknüpfung an das Erbe Willy Brandts und dessen Renommee, zumindest in sozialdemokratischen Kreisen. Er stellt sich in die historische, sozialdemokratische, kunstnahe Tradition, um sein Anliegen zu legitimieren:

„Mit der Gründung der Kulturstiftung des Bundes verwirklicht Staatsminister Nida-Rümelin eine Idee, die auf Günter Grass zurückgeht und die Willy Brandt im Januar 1973 als Ziel formuliert hatte“⁹⁵².

„Ich bin vielen dankbar, ohne die diese Stiftung nicht möglich gewesen wäre, auch, aber nicht nur dem Initiator vor dreißig Jahren. Wenn man die Regierungserklärung Willy Brandts vom Januar 1973 liest, wird man übrigens überrascht feststellen, dass dort auch schon von der Förderung der zeitgenössischen Kunst die Rede ist, dass es also nicht um eine Nationalstiftung ging, die in erster Linie dem nationalen Erbe gelten sollte, sondern eben auch der Förderung des Gegenwärtigen und des Kommenden.“⁹⁵³

„Nach 30 Jahren ist nun endlich der Weg frei für eine neue Art der Förderung der Künste und der Kultur. Damit kann Deutschland den kulturellen Herausforderungen national und international besser begegnen.“⁹⁵⁴

Hier erfolgt erstens ein semantischer Transfer, die Signifikate, die mit Brandt (‚Übervater der SPD‘, ‚Visionär‘, ‚sozialdemokratische Reform der Gesellschaft‘, ‚Nähe zu Künstlern‘) bzw. Grass (‚Nähe zur Sozialdemokratie‘, ‚politischer Intellektueller‘, ‚Literat‘, ‚Nobelpreis‘, ‚traditionell‘) verknüpft sind, werden gleichzeitig mit der Bundeskulturstiftung, dem BKM, Nida-Rümelin interpretiert. Damit wird die Stiftung zum historischen Projekt der Sozialdemokratie, zur Vision, die endlich verwirklicht wird. Kontinuität wird hergestellt. So ist die Akzeptanz der

⁹⁵⁰ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

⁹⁵¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

⁹⁵² Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002j.

⁹⁵³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

⁹⁵⁴ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002j.

Richtigkeit in entsprechenden, sozialdemokratisch geprägten Kreisen leichter möglich. Die bayerischen CSU-Ministerpräsidenten kann man damit natürlich nicht überzeugen.

Nationale Verantwortung selbstbewusst betonen und kooperative Verantwortungspartnerschaft fordern

Die kommunikative Strategie im Umgang mit den Ministerpräsidenten der Länder ist zweigleisig: Einerseits wird mit einem Hauch Selbstbewusstsein die nationale Zuständigkeit für Kultur betont, diese ergebe sich aus der Existenz einer nationalen Kultur im Sinne eines Verfassungspatriotismus und geteilter Lebensformen in Deutschland:

„Ich denke, dass es zweifellos so etwas gibt wie eine nationale Verantwortung für die kulturelle Entwicklung dieses Landes – und man sollte sich nicht scheuen, dies auch so zu nennen. Die Bundesrepublik Deutschland ist schon insofern ein Nationalstaat, als die Bürgerinnen und Bürger dieses Gemeinwesens zusammengehalten werden, wenn man so will, durch eine gemeinsame Loyalität zu demokratischen Institutionen – das, was Jürgen Habermas Verfassungspatriotismus nennt. Sie werden aber darüber hinaus zusammengehalten durch eine zumindest weitgehend geteilte Lebensform, oder – ich will präziser sein – durch ein Netzwerk sich wechselseitig überlappender Lebensformen. Es gibt differierende Werte, damit auch differierende Lebensformen, Einstellungen und Verhaltensweisen, aber einen gemeinsamen normativen Kernbestand. Und zu dieser Nation Bundesrepublik Deutschland gehören natürlich auch diejenigen, die durch Migration hier heimisch geworden sind.“⁹⁵⁵

Die rhetorische Form dieser Aussagen plädiert für die Vernunft des Common Sense. Logischerweise gibt es in einem Nationalstaat, einem Gemeinwesen wie Deutschland eine zumindest rudimentär geteilte Lebensform, einen geteilten normativen Kernbestand. Dies können wohl selbst hartgesottene Föderalisten kaum bestreiten, zumal Nida-Rümelin das Gewicht des Philosophen Habermas als Testimonial in die Waagschale wirft und politisch korrekt auch die Migranten in diese Kultur integriert. Dieses Argument dient direkt der Begründung der Bundeskulturstiftung, was wiederum nun nicht logisch zwingend ist. Denn eine nationale Kultur braucht noch lange keine spezifische Bundesstiftung, die zeitgenössische Kunst fördert. Common-Sense-Argumente machen sich grundsätzlich den interpretativen Mechanismus zunutze, dass das, was in einer Zeichennutzergruppe als naturgegeben, superlogisch, kinderleicht gilt, in seiner starken Geltungswirkung auch auf die Signifikate abfärbt, die damit interpretativ verknüpft werden. Common-Sense-Argumentation ist quasi die Extremform der persuasiven Strategie des Anknüpfens an bestehende Überzeugungen.

Vor allem wird in diesem Rahmen aber der Konsens, die Verantwortungspartnerschaft mit den Ländern herausgestellt, das Konfliktpotenzial wird so durch Umarmung erstickt: Das Framing der entsprechenden Aussagen trifft geradezu von „gemeinsamer Verantwortung“ und „Kooperation“:

„Nationale Verantwortung für die Kultur kann in meinen Augen nur in einem Geiste der Kooperation wahrgenommen werden. Das heißt, die Kommunen, die Länder und der Bund müssen sich über ihre jeweils spezifischen Verantwortlichkeiten hinaus für das Projekt einer human verfassten, einer nach außen zivilen, einer nach innen aus Respekt vor jeder Person toleranten Gesellschaft einsetzen, sie müssen an diesem Projekt mitwirken. Deswegen werbe ich – und ich bin nicht der einzige hier im Raum – für eine gemeinsame Verantwortung im Geist der Kooperation. Zu dieser gemeinsamen Verantwortung könnte gut auch eine gemeinsam getragene Nationalstiftung der Bundesrepublik Deutschland gehören.“⁹⁵⁶

Die Bundeskulturstiftung soll ein Beitrag zu einem „kooperativen Kulturföderalismus“⁹⁵⁷ sein. Betont wird die konsensuelle Einigung zwischen Bund und Ländern im Dezember 2001:

⁹⁵⁵ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002a.

⁹⁵⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002a.

⁹⁵⁷ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002b.

„Bund und Länder haben sich beim Jahresabschlusstreffen des Bundeskanzlers mit den Ministerpräsidenten der Länder am (heutigen) Donnerstag in Berlin darauf verständigt, dass die Bundeskulturstiftung zunächst allein durch die Bundesregierung gegründet wird.“⁹⁵⁸

Betont wird im öffentlichen Kommunizieren weiter, dass die Länder und Kommunen ebenfalls Vertreter in den vom BKM geführten Stiftungsrat entsenden:

„Die Kulturstiftung des Bundes ist ohne finanzielle Beteiligung der Länder errichtet worden, wobei letztere allerdings mit drei Mitgliedern neben Vertretern des Bundes, der Kommunen und Persönlichkeiten des Kulturlebens im vierzehnköpfigen Stiftungsrat repräsentiert worden sind.“⁹⁵⁹

Die Chance zur Zusammenlegung wird seitens des Bundes zudem kooperativ offen gehalten:

„Gegründet wurde die Stiftung in einer privatrechtlichen Rechtsform. Dadurch wird eine spätere Zusammenlegung mit der ‚Kulturstiftung der Länder‘, die ebenfalls privatrechtlich ist, ermöglicht werden. Die Stiftungssatzung enthält zudem Regelungen, die eine Fusion erleichtern. Bis dahin sieht die Satzung hinsichtlich der Förderung von Kunst und Kultur eine Zusammenarbeit beider Stiftungen vor.“ „Die Länder wünschen vor einer von Bundesseite befürworteten Einrichtung einer gemeinsam getragenen nationalen Kulturstiftung eine generelle Klärung und Abgrenzung der Förderzuständigkeiten von Bund und Ländern im Kulturbereich. Dazu finden derzeit Verhandlungen statt. Es ist zwischen dem Bundeskanzler und den Regierungschefs der Länder Ende Dezember 2001 verabredet worden, dass nach einer Systematisierung der Förderzuständigkeiten über eine Zusammenführung der schon seit 1987 bestehenden Kulturstiftung der Länder und der neuen Kulturstiftung des Bundes gesprochen werden soll. Der Bund wird sich zum Abschluss dieser Klärungen wie bisher häufig an der Finanzierung der Kulturstiftung (der, KW) Länder beteiligen.“⁹⁶⁰

All diese Aussagen zeigen die zentrale persuasive Strategie des BKM im Konflikt mit den Bundesländern: nämlich die Betonung von Kooperation und Konsens, durchaus auf Basis gemeinsamer Werte. Diese Formulierungen sind performativ: Indem der BKM von Konsens und Kooperation und Gemeinsamkeiten spricht, stellt er diese interpretativ her. Der Emittent behauptet föderalistische Harmonie, die Rezipienten verstehen und akzeptieren diese Einschätzung womöglich als wahrhaftig, der Konflikt wird so unter den Teppich gekehrt. Die ethische Fundierung des Konsenses macht es den Ministerpräsidenten der Länder schwer, ihn anzugreifen. Denn wer will sich schon gegen den Geist der Kooperation, die gemeinsame Verantwortung, die zivile, tolerante Gesellschaft stellen? Da der BKM diese Werte mit der Kulturstiftung verknüpft, müssen die Ministerpräsidenten zuerst das Paket interpretativ aufschnüren, bevor sie Kritik an der Kulturstiftung üben können.

Zudem bemüht sich der BKM um einen äußerst konsensorientierten und ausgesucht höflichen Stil. Sogar die harsche Kritik der Länder wird respektvoll formuliert:

„Die Ministerpräsidenten hatten zunächst aus Sorge um den Kulturföderalismus Vorbehalte gegen die Stiftung geäußert. In der Ministerpräsidentenkonferenz wurde deshalb vereinbart, die Maßnahmen der Kulturförderung nach den verschiedenen Zuständigkeiten zu entflechten.“⁹⁶¹

Deeskalation wird also durch eine Zurückdatierung des Konflikts erzielt, nur zunächst hatten die Länder Bedenken. Gerade im Vergleich zum eher polternden Stil seines Vorgängers im Amt agiert Nida-Rümelin sehr konsensbetont.⁹⁶²

⁹⁵⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001s.

⁹⁵⁹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

⁹⁶⁰ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

⁹⁶¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002b.

⁹⁶² Michael Naumann, eine zugespitzt konfrontative Kommunikationsstrategie ein. Im Interview sprach er von Föderalismus als „Verfassungsfolklore“, kurz darauf trat er zurück.

Stiftung macht keinem Konkurrenz

Eine weitere persuasive Strategie ist defensiv ausgelegt, nach dem Motto: ‚Keine Panik, die Stiftung ist so winzig, dass sie keinem Konkurrenz macht‘. Der BKM formuliert:

„Den Ländern wird nichts genommen.“⁹⁶³

„Diese Stiftung – das ist, denke ich, allen bewusst – wird nicht an die Stelle etablierter Förderungen treten können. Sie kann nicht die Aufgaben übernehmen, wie sie gegenwärtig von den Kommunen, den Ländern und dem Bund wahrgenommen werden. Sie kann nur komplementär sein, sie kann nur zusätzlich wirken. Ich bleibe bei dem vielleicht unpassenden Bild aus der Fußballersprache: Sie übernimmt eine Art Liberofunktion. Sie soll frei sein, Akzente setzen, Programme auflegen, Projekte fördern, ergänzend zu den etablierten Strukturen unserer Kulturförderung.“⁹⁶⁴

„An dieser Förderung (der Kultur, KW) ist der Bund, ich zögere nicht, das zu sagen, nur zu einem sehr kleinen Teil beteiligt, je nach Statistik zwischen 4,5 und 13,6 Prozent – allein dass die Angaben so weit auseinander liegen, sagt schon etwas aus. Das Gros der Kulturförderung liegt jedenfalls bei den Kommunen und bei den Ländern. Dies wird die Kulturstiftung nicht ersetzen können. Die Stiftung wird nicht einmal entstandene Defizite in der gerade für die Kommunen schwierigen haushälterischen Situation abdecken können, ja sie wird überhaupt keine institutionellen Förderungen auf sich nehmen können, obwohl sie mit der Ausstattung in Höhe von 38,3 Millionen Euro pro Jahr ab 2004 das größte Fördervolumen aller Kulturstiftungen im deutschen Sprachraum hat – dies entspricht etwa einem Kapitalstock von 750 Millionen Euro.“⁹⁶⁵

Natürlich fällt es Bundespolitikern leichter, eine Policy zu befürworten, die nur geringe Kosten verursacht, und die Landespolitiker können die Kröte Bundeskulturstiftung eher schlucken, wenn sie für ihre Fördergremien keine ernsthafte Konkurrenz darstellt. Hier soll also der Signifikatskomplex Bundeskulturstiftung vom Rezipienten mit dem Signifikatskomplex klein, unbedeutend, gering finanziert etc. verknüpft werden – eine waghalsige Strategie, denn leicht wird dem Projekt jede Relevanz abgesprochen und die Policy-Leistung des BKM mit abgewertet.

Defizite der Fördersituation im Kontrast zur Leistung der Bundeskulturstiftung

Sehr geschickt ist weiter die Antithese von Defiziten der Förderlandschaft und Nischen, die die Kulturstiftung besetzen wird. Der Amtsträger betont:

„Es gibt derartiges (wie die Bundeskulturstiftung, KW) noch nicht in Deutschland.“⁹⁶⁶

Die Kulturstiftung der Länder sei zu traditionell, zu verkrustet:

„Die Kulturstiftung der Länder fördert ja bereits Kunstankäufe für Museen; dazu bedarf es in der Tat keiner zweiten Stiftung. Aber es gibt eine zu starke institutionelle Versäulung, die zu einer Verkrustung der Kulturpolitik geführt und das kreative Potenzial vernachlässigt hat.“⁹⁶⁷

Der BKM vollführt also ein Framing: Die Kulturstiftung der Länder, die Landeskulturpolitik überhaupt wird in der wenig charmanten Semantik von ‚alt‘, ‚traditionell‘, ‚verkrustet‘, ‚versäult‘ verortet. Die Bundeskulturstiftung und die Bundeskulturpolitik werden genau gegensätzlich und damit semantisch recht attraktiv eingebettet: Es geht um „nationale und internationale Akzente“, einen „innovative(n) Beitrag“, um „innovative Impulse“, um die „deutsche Kunstszene im internationalen Kontext“, um das „21. Jahrhundert“, um die „Förderung zum Beispiel des internationalen Kulturaustausches“⁹⁶⁸:

⁹⁶³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001g.

⁹⁶⁴ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

⁹⁶⁵ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

⁹⁶⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f.

⁹⁶⁷ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002g.

⁹⁶⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001s.

„In der jungen Theaterszene, in der zeitgenössischen Musik, beim internationalen Kulturaustausch gäbe es Förderbedarf.“⁹⁶⁹

„(D)ie Stiftung als ein innovationsfreudiges Netzwerk für Gegenwartskultur, das Initiativen zur Förderung zeitgenössischer Künste entwickelt – mit einem Schwerpunkt auf dem internationalen Austausch, nicht zuletzt mit Osteuropa.“⁹⁷⁰

„Vielmehr steht die Förderung zum Beispiel des internationalen Kulturaustausches im Vordergrund.“⁹⁷¹

Benchmarking: Andere Länder haben's auch

Der BKM verweist auch persuasiv auf andere Staaten, wo derartige Stiftungen Normalität sind:

„In vielen Staaten gibt es solche nationalen Kulturstiftungen, denken Sie nur an die Schweiz, die USA oder die Niederlande. Die Bundesländer allein können einfach nicht alles allein abdecken.“⁹⁷²

„Die an sich doch plausible Idee – die übrigens auch anderen westlichen Demokratien so einleuchtend erschien, dass wir fast die einzigen sind, die bislang noch nicht über eine solche nationale Kulturstiftung verfügen – ist immer wieder in schwierigen Gesprächen zerbrochen.“⁹⁷³

Diese persuasive Strategie fußt auf der Angst der Rezipienten, im internationalen Wettbewerb hinterherzuhinken: ‚Alle haben eine nationale Kulturstiftung, nur wir Deutschen noch nicht‘. Hier wird die Breite, ja internationale Akzeptanz dieses Vorschlags wiederum als eine Art Testimonial und versuchte Schweigespirale eingesetzt. Interessant ist in diesem Kontext das Wort „noch“. Es suggeriert, dass es sich nur um eine Frage der Zeit handeln kann, bis auch Deutschland schließlich nachzieht.

Staatsfernen Fördercharakter betonen

Entgegen der journalistischen Kritik an der staatlichen Entscheidung über Förderprojekte positioniert sich der BKM folgendermaßen: Erstens respektiere der Staat die Autonomie der Kunst, aber zur inhaltlichen Zurückhaltung muss sich eine demokratische Verantwortung gesellen:

„(G)enau diese sich selbst als autonom verstehenden Künste zu fördern, Räume zu schaffen, Freiräume zu schaffen, gewissermaßen Garant zu sein für eine eigenständige, eben autonome Entwicklung der Künste und der Kultur insgesamt.“⁹⁷⁴

Schließlich wollten die Künste den öffentlichen, den politischen Dialog:

„Gerade jüngere Künstlerinnen und Künstler wollen nicht den Rückzug in die geschützten Räume der Galerien, Museen und Konzertsäle allein. Sie wollen, häufig jedenfalls, den Dialog mit den Bürgerinnen und Bürgern, nicht nur mit den Kunstexperten, nicht nur mit der Art-world; viele verstehen ihre Kunstprojekte als Teil von größeren kulturellen, ja sogar politischen Projekten.“⁹⁷⁵

Diese persuasive Strategie nutzt wieder die Vernunft des Common Sense als Argumentationsbasis. Wer will etwas gegen demokratische Verantwortung, gegen Förderung von Kunst, gegen staatliche Garantie von Freiheitsspielräumen einwenden? Gleichzeitig werden die Künstlerinnen und Künstler selbst als Testimonial genutzt: Sie wollen dem BKM zufolge den Dialog mit der Politik. Wenn sogar die Branche selbst derartige Nähe zwischen Kunst und Politik für richtig hält, kann das ja so verkehrt nicht sein, oder? Trotzdem schwenkt der BKM

⁹⁶⁹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002g.

⁹⁷⁰ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, S. 52.

⁹⁷¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001s.

⁹⁷² Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001g.

⁹⁷³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

⁹⁷⁴ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

⁹⁷⁵ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002o.

dann auf eine defensive Strategie um und dampft den Gestaltungsspielraum der Bundeskulturstiftung rhetorisch ein: Die Schwerpunktthemen würden, so Nida-Rümelin, von der Jury ausgewählt, nicht vom politiknahen Stiftungsrat:

„Im Vergleich dazu ist der Einfluss, den die Kultusminister der Länder auf die Fördermaßnahmen ihrer Ministerien haben, (...) ist mein Einfluss auf meine Behörde viel größer und direkter – und meist nicht von Fachjürs begleitet. (...) Ich glaube, dass eine solche Konstruktion vorbildlich ist für staatsferne Kulturförderung.“⁹⁷⁶

Förderanträge von Künstlern können sowieso auch außerhalb der Themenschwerpunkte akzeptiert werden.⁹⁷⁷ Hier wird wie oben eine Reinterpretation der Bundeskulturstiftung auf Basis von Verkleinerung, Abwertung, Begrenzung von Handlungsspielräumen suggeriert.

Fazit:

Diese Analyse zeigt eindrücklich, dass sich Argumentieren in der Praxis in äußerst vielschichtigen Formen manifestiert. Mit simplen weil-Begründungen haben diese empirischen Daten wenig zu tun. Jedenfalls wirbt der BKM durch gute Gründe für sein Anliegen, die Einrichtung einer Bundeskulturstiftung. Einerseits zeigt sich der BKM so höchst respektvoll gegenüber der Entscheidungsfreiheit, der Gleichheit, ja der kommunikativen Würde der Rezipienten, alias des Bürgers und anderer Politiker der Bundesrepublik. Er lässt ihnen in der sprachlichen Argumentation die Wahl, Geltung zu akzeptieren oder auch abzulehnen. Doch sind diese Gründe nicht völlig persuasions- und strategiefrei. Ganz im Gegenteil, es handelt sich schließlich um gute, rhetorisch ausgefeilte Gründe. Der BKM greift auf ein ganzes Arsenal persuasiver Strategien zurück, um seinen Absichten zur Geltung zu verhelfen: Er gebraucht z. B. die persuasive Strategie des interpretativen Transfers, etwa um die Bundeskulturstiftung als innovativ, zeitgenössisch zu positionieren. Weiter greift er gerne auf breite Testimonials und Benchmarkings zurück, etwa um die Stiftung in die historische sozialdemokratische Tradition Brandts und Grass' einzuordnen, um zu zeigen, dass die ganze Kulturanalyse hinter dieser Idee steht und alle anderen Länder Derartiges schon haben. So versucht der BKM eine Schweigespirale auszulösen. Schließlich stellt er Konsens und Kooperation suggestiv dar und pflegt einen kooperativen Stil, damit stellt er den Konsens performativ erst her. Die Stiftung macht demnach keinem Konkurrenz, sie verfügt bloß über geringfügige Mittel und wahrt letztlich die Distanz von Kunst und Politik. Auch der Common Sense wird in der Argumentation des BKM bemüht. So knüpft der BKM an bestehende Überzeugungen an und lässt ihre Geltung auf das Gesagte ausstrahlen, wodurch dies leichter akzeptiert wird.

13.4.2.6 Fazit: Strategisches Kommunizieren des BKM

Wir können nicht sagen, ob der BKM strategisch kommuniziert. Doch lassen die korporative Organisationsformen, hochgesteckte Ziele und auch Formen, Stile und Häufigkeiten der geäußerten kommunikativen Akte dies vermuten.

Wenn wir das Kommunizieren des BKM als strategisch auffassen, so verfolgt er damit das grundlegende Ziel, durch kultur- und medienpolitische Interpretationen auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Journalisten, der Mitglieder der Kulturanalyse, darunter Kulturpolitiker, Vertreter der Wirtschaft, Künstler sowie deutsche Bürger im Allgemeinen Einfluss zu nehmen. Sekundär möchte er damit wohl Institutionen des kulturellen, künstlerischen und medialen Zeichengebrauchs in Deutschland verändern, er will entsprechende Policies und

⁹⁷⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f.

⁹⁷⁷ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002f.

auch Interaktionsstile reformieren. Schließlich möchte er für seine politischen Leistungen und auch seine Partei wertgeschätzt werden.

Dazu greift der BKM primär auf die klassische Medienarbeit und auf das Eventmanagement zurück. Symbolisches Kommunizieren mit dinglichen Signifikanten ist dabei an der Tagesordnung. An den kommunikativen Akten des BKM lässt sich fast das gesamte Arsenal legitimer, persuasiver Strategien ablesen, darunter die Thematisierung, der semantische Transfer, das Testimonial, das Framing, die Argumentation, die Visualisierung, die Gruppendynamik, die Ausstaffierung mit Details, mit Zahlen, Daten, Fakten, der gezielte Einsatz von Stilen und rhetorischen Stilfiguren, die persönliche Ansprache, das symbolische Kommunizieren und Repräsentieren, die Orientierung am gängigen Zeichengebrauch usw. Was sich nicht findet, sind echte Kampagnen, kreative Eye-Catcher, überhaupt außergewöhnliche Formen, genauso wie auch illegitime, propagandistisch-manipulative Strategien.

13.5 Fazit: Strategisches Kommunizieren

Strategisches Kommunizieren treibt das intentionale kommunikative Handeln auf die Spitze. Es wird systematisch und professionell konzipiert und implementiert und in allen Aspekten auf Effektivität und Effizienz getrimmt. Meist sind es korporative Akteure, die die entsprechenden Ressourcen, Kompetenzen für das strategische Kommunizieren mitbringen und auch die Notwendigkeit dazu für sich sehen. In den vergangenen Jahrzehnten haben sich in Unternehmen wie politischen Organisationen professionelle Abteilungen für strategisches Kommunizieren ausgebildet. Sie verfügen über eine hierarchische Führungsstruktur, spezialisierte Mitarbeiter, rechtliche Befugnisse, Budgets, materielle Ressourcen etc. Im kommunikativen Prozess gehen sie typischerweise folgendermaßen vor: In der strategischen Konzeptionsphase wird auf Basis umfangreicher Recherchen ein effektives kommunikatives Ziel gesetzt, kommunikative Zielgruppen definiert, eine Positionierung von Produkt, Person, Partei, Unternehmen entworfen. In der operativen Konzeption wird nun eine möglichst effiziente Umsetzung der kommunikativen Ziele entworfen und geplant. Im kommunikativen Masterplan werden schließlich alle Maßnahmen kondensiert, ihre zeitliche Taktung, die entsprechenden Verantwortlichkeiten, Budgets und sonstige Ressourcen exakt durchkomponiert. Im **Implementationsprozess** werden schließlich die Pläne möglichst exakt vom zuständigen Mitarbeiter oder Team in die Tat umgesetzt. Dabei werden bereitgestellte Ressourcen gebraucht. Operativer Erfolg wird laufend durch systematisches Monitoring, Controlling und durch **Evaluation** geprüft. Strategische Wirkung wird in erster Linie durch persuasive Methoden erzielt, die die Chance erhöhen, dass der strategische Emittent nachhaltig auf die kognitiven und affektiven Signifikate und Prozessierungsregeln, auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Zielpersonen wirkt. Die Gefahr des Missverstehens und des Geltungskonflikts soll damit gebannt werden. Gängige persuasive Mechanismen beziehen sich auf die aufmerksamkeitsheischende formale Gestaltung des Signifikantenkomplexes und auf seine pragmatische Komposition, etwa im Rahmen des semantischen Transfers, oder auf die Vereinfachung der Verständigung durch die Emission von Botschaften, die vorreflexiv verarbeitet werden, oder einfach auf die Überzeugung durch rationale Argumente. Diverse kommunikative Disziplinen, etwa die Werbung, die Öffentlichkeitsarbeit, die interne Kommunikation, das Event Management, das symbolische Kommunizieren, haben sich zu diesem Zweck ausgebildet. Jedes Kommunizieren ist vom Ansatz her zumindest ein bisschen strategisch angelegt, denn es tendiert zum Intentionalen, versucht sich an der Persuasion. Um das Strategische ethisch zu bewerten, können wir den Intensitätsgrad der versuchten Persuasion heranziehen und die Legitimität angewandeter persuasiver Techniken, die sich wiederum mit

dem Postulat nach Reflexion, Freiheit und Gleichheit fassen lässt. Propaganda würde ich dabei als hohen Grad von Persuasion fassen, mit gleichzeitiger Einflussnahme durch illegitime persuasive Techniken.

Die Anwendung persuasiver Methoden entspricht der Ausübung kommunikativer Macht. Persuasion entspricht dabei dem, was Keohane und Nye als „Soft Power“ bezeichnen: „Soft power (...) is the ability to get desired outcomes because others want what you want. It is the ability to achieve goals through attraction rather than coercion. It works by convincing others to follow or getting them to agree to norms and institutions that produce the desired behavior“⁹⁷⁸. Soft Power, persuasive Macht, beruht auf spezifischen strategischen Fähigkeiten und Ressourcen des Zeichengebrauchs.

Das Kommunizieren des BKM lässt sich durchaus als strategisch beschreiben. Er könnte damit die Einflussnahme auf die kultur- und medienpolitischen Interpretationen seiner Zielgruppen, darunter Journalisten, Mitglieder der Kulturbranche sowie deutsche Bürger im Allgemeinen bezwecken. Weiter könnten sich seine Ambitionen auf die Veränderung der kulturellen, künstlerischen und medialen Institutionen des Zeichengebrauchs und das Betonen seiner politischen Leistungen richten. Operativ greift der BKM dabei in erster Linie auf die Instrumente der klassischen Medienarbeit und des Eventmanagements zurück. Der BKM bedient sich im öffentlichen Kommunizieren aus einer breiten Palette persuasiver Strategien, darunter die Thematisierung, der semantische Transfer, das Testimonial, das Framing, die Argumentation, die Visualisierung, die Orientierung am gängigen Zeichengebrauch usw. Was sich nicht findet sind echte Kampagnen, aufmerksamkeitsstarke, außergewöhnliche Formen und propagandistische, manipulative Techniken.

⁹⁷⁸ Keohane, Nye 1998, S. 86.

14 Führung und Steuerung durch Kommunizieren

Führt der BKM im Zeichengebrauch kommunikativ? Lässt es sich überhaupt kommunikativ führen? Wie geht der BKM dabei vor? Ist Führung der adäquate Terminus für sein Tun, oder sollten wir besser – ganz modern – von Governance oder Steuerung sprechen?

14.1 Vorstellungen von Führung in der Literatur

Führung, Steuerung oder Governance sind für die Politikwissenschaft seit jeher ein zentrales Thema. Lassen Sie mich kurz einige exemplarische Ansätze vorstellen⁹⁷⁹:

Akteurbezogene Konzepte

Einige Theorien betrachten politische Führung oder auch Regierung akteursbezogen, sie fokussieren den politischen Führer, seine Leadership-Qualitäten. Die normative Variante dieser Ansätze richtet politische Führung auf ein Ziel wie das Gemeinwohl aus. Dazu können wir z. B. die frühen Überlegungen Platons zu einem Philosophenkönig zählen, der zur Schau der Ideen fähig ist⁹⁸⁰, oder auch Aristoteles' Typologie der Staatsformen nach der Zahl der Regierenden und ihrer Ausrichtung am Einzel- oder Gemeinwohl.⁹⁸¹

Andere Autoren entwerfen eine instrumentelle Führungstheorie. Machiavelli gibt dem politischen Führer in „Il Principe“⁹⁸² einen Leitfaden an die Hand, wie er mit „Virtù“ und dem Ergreifen von Gelegenheiten auch in schicksalhaften politischen Krisen seinen Führungsanspruch sichern kann.

Wieder andere Autoren beschreiben Führungsqualitäten deskriptiv. Weber arbeitet beispielsweise im Rahmen seiner Typologie legitimer Herrschaftsformen die besonderen Eigenschaften des „charismatischen Herrschers“ heraus.⁹⁸³ Blondel setzt sich mit dem Einfluss der Persönlichkeit politischer Leader auseinander⁹⁸⁴, Kavanagh untersucht die Führungsstile britischer Premierminister⁹⁸⁵.

Interaktionistische Theorie

Ein weiterer Strang von Studien zu Führung und Regierung basiert auf interaktionistischen Annahmen. Mit Helms operieren die Akteure demnach intentional in einem prägenden Kontext aus historischen, kulturellen, verfassungsrechtlichen Rahmenbedingungen.⁹⁸⁶ Niclaß untersucht beispielsweise die Regierungsführung deutscher Kanzler anhand der Kriterien der Kanzlerdemokratie⁹⁸⁷, Tsebelis setzt sich mit dem Einfluss von Veto-Spielern auseinander.⁹⁸⁸ Korte und Hirscher analysieren das strategische Handeln von Staats- und Regierungschefs unter den Bedingungen der Mediendemokratie, wobei sie auch Effekte für das kommunikative Führungshandeln herausarbeiten.⁹⁸⁹

⁹⁷⁹ Einen umfassenden Überblick zum Thema bieten Helms 2005 und Sebaldt et al. 2010.

⁹⁸⁰ Vgl. Plato 2004b.

⁹⁸¹ Vgl. Aristoteles, Schwarz 2007, III 6-8.

⁹⁸² Machiavelli, Rehberg 2005.

⁹⁸³ Vgl. Weber 1988, S. 481.

⁹⁸⁴ Vgl. Blondel 1987.

⁹⁸⁵ Vgl. Kavanagh 1990.

⁹⁸⁶ Vgl. Gast 2010, S. 11-33, Helms 2005, S. 39 ff.

⁹⁸⁷ Vgl. Niclaß 2004.

⁹⁸⁸ Vgl. Tsebelis 2002.

⁹⁸⁹ Vgl. Korte 2001, S. 531.

Neoinstitutionalistische Entwürfe

Ein Teil der modernen Entwürfe zu Führung und Regierung stützt sich auf das Theoriegebäude des Neoinstitutionalismus. Damit stehen Interdependenzen zwischen den Institutionen des politischen Systems, etwa historischen Pfaden, Normen und Regeln, und dem politischen Führungshandeln im Fokus. Scharpfs akteurzentrierter Institutionalismus misst etwa „den strategischen Handlungen und Interaktionen zweckgerichteter und intelligenter individueller und korporativer Akteure *dieselbe Bedeutung* (zu) wie den ermöglichenden, beschränkenden und prägenden Effekten gegebener (aber veränderbarer) institutioneller Strukturen und institutionalisierter Normen“⁹⁹⁰. Typisch sind auch Vergleiche zwischen Führung in parlamentarischen und präsidentiellen Systemen⁹⁹¹ oder zwischen der Konfliktregulierung in Konkordanz- und Konkurrenzdemokratien⁹⁹².

Governance

Eine weitere hoch aktuelle Spielart der Forschung fokussiert aus institutionalistischer oder systemischer Perspektive die politische Steuerung, die „**Governance**“⁹⁹³. Die zunehmende Komplexität politischer Strukturen durch äußere und innere „Mehrebenenverflechtungen“⁹⁹⁴ lasse Steuerungsverluste befürchten. Dem klassischen staatszentrierten ‚Government‘⁹⁹⁵, dem hoheitlichen, interventionistischen nationalen Regierungshandeln, fehle demnach mittlerweile der Durchgriff auf die transnationalen Unternehmen, die NGOs, die supranationalen politischen Akteure. Im Vordergrund steht damit die lösungsorientierte Steuerung und Koordination von interdependenten Märkten und gesellschaftlichen Netzwerken⁹⁹⁶: „Dem Staat bleibt die Funktion zu therapieren und zu moderieren, Hilfestellung zu leisten und dort, wo es nötig ist, ausgleichend auf gesellschaftliche Konflikte einzuwirken. Sowohl die Verteilung wie auch die Kontrolle erfolgen aber schließlich über gesellschaftliche Akteure.“⁹⁹⁷ Der „kooperative Staat“⁹⁹⁸ setzt so primär auf weiche, marktmäßige Koordinationsinstrumente⁹⁹⁹, also auf Dialog, Verhandlung, Kooperation, Teilhabe, Motivation, auf Anreize, prozessuale, indirekte Strukturierung, auf die Förderung von Eigeninitiative.¹⁰⁰⁰ Kommunikative Bezüge des Governance-Handelns, insbesondere auch seiner weichen Instrumente, werden allerdings wenig beleuchtet.

Fazit: Government-Theorien sehen Führung also als zentrale Aufgabe der politischen Regierung. Führer geben in diesem Rahmen politische Orientierung vor, sie entscheiden über Ziele und setzen sie durch Einflussnahme auf die Geführten, die Regierten durch.¹⁰⁰¹ Elcock formuliert: „Setting goals and values is the most fundamental role of heads of governments“¹⁰⁰². Hennis meint: „Das eigentliche Geschäft des Politikers ist es, andere Menschen zu einem bestimmten Tun zu veranlassen. Den Wählern bestimmen, an der erwünschten Stelle sein Kreuz einzuzeichnen; in Partei, Parlament und Bürokratie Zustimmung und Mitarbeit zu erreichen. Von niemandem wird diese Kunst in höherem Grade erwartet als von dem,

⁹⁹⁰ Scharpf 2000, S. 72.

⁹⁹¹ Vgl. Rockman 1997.

⁹⁹² Vgl. Lehbruch 2003, Lijphart 1984.

⁹⁹³ Benz et al. 2007.

⁹⁹⁴ Benz 2009.

⁹⁹⁵ Helms 2005.

⁹⁹⁶ Vgl. Benz 2009, Helms 2005.

⁹⁹⁷ Braun, Giraud 2003, S. 148 f.

⁹⁹⁸ Voigt 1995.

⁹⁹⁹ Vgl. Braun, Giraud 2003, S. 170.

¹⁰⁰⁰ Vgl. Braun, Giraud 2003, S. 149.

¹⁰⁰¹ Vgl. Helms 2005, S. 12.

¹⁰⁰² Elcock 2001, S. 107.

der auf der höchsten Sprosse angelangt ist und von dort aus für eine ganze Nation die Richtlinien der Politik bestimmen soll, dem Regierungschef.“¹⁰⁰³ Dabei verfügen Führer über bestimmte personale Qualitäten, sie sind in bestimmte Interaktionssituationen, Strukturen, Institutionen, Systeme eingebunden. Governance-Ansätze fokussieren – infolge systembedingter Steuerungsprobleme – eine neue Steuerungsstrategie, die Koordination, Kooperation mit Akteuren aus Wirtschaft und Gesellschaft an die Stelle der vormals hoheitlichen Regierungsweise setzt.

Führung, Steuerung oder Governance werden in der Politikwissenschaft bis auf wenige Ausnahmen nicht als primär kommunikative Tätigkeiten gehandelt. Führung ist, um es in der Terminologie der politischen Kommunikationsforschung auszudrücken, kommunikationsfreie „Entscheidungspolitik“¹⁰⁰⁴. Kommuniziert wird höchstens im Nachgang, im Rahmen der Politikvermittlung. Die Betriebswirtschaftslehre sieht dies übrigens anders: Führung durch Kommunizieren ist ein Modethema des modernen Managements. Führungskräfte werden in einschlägigen Seminaren geschult, der Buchmarkt wartet mit einer Flut praxisbezogener Ratgeber und auch wissenschaftlicher Auseinandersetzungen auf.¹⁰⁰⁵ Doch auch interdisziplinär fehlt laut Gast „noch eine Systematisierung und Typologisierung unterschiedlicher kommunikativer Strategien, die Führer anwenden“¹⁰⁰⁶.

Überlegen wir also, ob und wie sich im Rahmen des Patchwork-Modells eine Brücke schlagen lässt zwischen politischem Kommunizieren und Dingen wie Führung, Steuerung oder Governance.

14.2 Beschreibung: Politische Führung durch Kommunizieren

Ich meine, dass politische Führung, sei sie hoheitliches Government oder austarierende Governance, eine zutiefst kommunikative Angelegenheit ist. Sie bedient sich im Rahmen der Konzeption und Implementierung von Entscheidungen sowie in ihrer repräsentationsbezogenen Komponente¹⁰⁰⁷ primär des zeichenhaften Prozessierens, meist gar des Kommunizierens:

Führung basiert in Demokratien erstens auf kommunikativ vorbereiteten Entscheidungen. Konsens wird durch Kommunizieren, etwa durch Argumentation hergestellt: Die Massenmedien bringen beispielsweise das politische Issue der nachhaltigen Energiepolitik auf die Tagesordnung, die adäquate Policy-Lösung wird in den Debatten des Deutschen Bundestags, in TV-Talksendungen, in Kabinettsitzungen, in Kammingesprächen mit Verbandsvertretern und an den Stammtischen der Bürger so lange diskutiert, bis eine Führungsentscheidung fällt.

Diese Führungsentscheidung kann sich zweitens auf kommunikative Ziele erstrecken, indem sie intendiert, die Interpretationen einer Zielgruppe zu beeinflussen, etwa wenn die Bundeskanzlerin 30 Prozent der Bürger davon überzeugen möchte, dass die CDU eine nachhaltige Energiepolitik umsetzt.

Drittens kann kommunikative Führung darin bestehen, ein kommunikatives oder auch nicht kommunikatives Ziel durch persuasives, strategisches Kommunizieren umzusetzen. Ersteres könnte lauten: Der Bundesfinanzminister will höhere Steuereinnahmen erzielen, indem er die

¹⁰⁰³ Hennis 1964, S. 29.

¹⁰⁰⁴ Vgl. III.16.2.3.4 „Kritik der Unterscheidung von Entscheidungs- und Darstellungspolitik“.

¹⁰⁰⁵ Vgl. Doppler, Lauterburg 2008, Senge 2008.

¹⁰⁰⁶ Gast 2010, S. 52.

¹⁰⁰⁷ Vgl. folgendes Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“.

Summe der Geldmittel begrenzt, die im Rahmen von Steuerflucht ins Ausland abfließen. Dieses primär auf physische Geldströme gerichtete Ziel lässt sich nun effektiv mit kommunikativen Maßnahmen umsetzen, etwa wenn TV-Journalisten die Hausdurchsuchung bei Privathaushalten filmen und der entsprechende Bericht in den Massenmedien potenzielle Steuerflüchtlinge von der Gefährlichkeit ihres Vorhabens überzeugt. Ein primär kommunikatives Ziel, etwa die Bürger von der nachhaltigen Energiepolitik der CDU zu überzeugen, könnten wir kommunikativ zum Beispiel durch eine Roadshow mit einer Riesensolarzelle mit Infotafeln umsetzen, die auf Marktplätzen Deutschlands Bürger vom Nachhaltigkeitskonzept der CDU überzeugt.

Kommunikativ zu führen heißt also, Entscheidungen mit kommunikativen Methoden zu erzielen, kommunikative Ziele zu verfolgen und sie durch kommunikative Maßnahmen umzusetzen. Nur wenn physische Gewalt angewendet wird, wäre Führung nicht kommunikativ. Doch ist fraglich, ob es sich dann überhaupt um Führung handeln würde, denn letztlich schwingt in Führung eine gewisse Legitimität, eine freiwillige Akzeptanz der Führungskraft und ihrer Entscheidungen mit. Führung ohne dies wäre Gewaltausübung bar jeder Führungsstärke. Die persuasive, kommunikative Führung entspricht dabei dem modernen Ansatz der Soft Policy, der weichen Steuerung. Schließlich setzt Kommunizieren, anders als die physische Krafteinwirkung, die Mitwirkung der Politikbetroffenen voraus. Sie lässt abseits von rigoroser Propaganda immer einen gewissen rezeptiven Freiheitsspielraum in der Interpretation von Sinn und der Akzeptanz politischer Folgen. Das persuasive Instrumentarium entspricht mehr als die physische Krafteinwirkung dem Bild eines mündigen Bürgers. Allerdings garantiert diese kommunikative Führung aufgrund der Akzeptanzspielräume des Rezipienten keine stringente Umsetzung. Falls die Bürger, die Unternehmen, die Verbände kommunikativ am politischen Entscheidungsprozess partizipieren, kann dies im Vergleich zum hoheitlichen Führen teurer und zeitaufwendig sein. Allerdings könnte sich die Implementation durch freiwillige Akzeptanz wiederum reibungsloser, effizienter gestalten. Führung ist Kommunizieren also inhärent, in einer Demokratie ist Führung durch Kommunizieren das normative Gebot.

Auch andersherum wird ein Schuh daraus: Dem Kommunizieren ist die Führung inhärent. Wer kommuniziert, will einen anderen von der Geltung eines bestimmten Sinns überzeugen, damit sein Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln beeinflussen. Er übernimmt damit die Führung. Vielleicht beschreibt Führung diese Grundintention des Kommunikativen sogar besser als die Beeinflussung. Persuasives Kommunizieren können wir im Patchwork-Modell also als Kern des kommunikativen Führens beschreiben, strategisches Kommunizieren als Kern des strategischen Führens. Persuasive Macht entspricht damit der kommunikativen Führungsstärke. Die Besonderheit des politisch-kommunikativen Führens ist sein allgemeiner Geltungsanspruch für eine bestimmte Gruppe von politisch Geführten. Regieren ist so zu einem Gutteil kommunikatives Führen korporativer politischer Akteure durch persuasive Macht.

14.3 Kommunikatives Führen des BKM

Der BKM kann gar nicht anders, als kommunikativ zu führen, denn er besitzt vergleichsweise geringe Kompetenzen in der physischen Einwirkung auf materielle Dinge und gar keine in der Anwendung physischer Zwangsmittel auf andere Menschen.¹⁰⁰⁸

¹⁰⁰⁸ Vgl. Kapitel III.16 „Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten“.

So bereitet er kunst-, kultur- und medienpolitische Entscheidungen kommunikativ vor, beteiligt sich an Debatten, etwa indem er eine policybezogene Rede im Deutschen Bundestag hält oder Pressemitteilungen zu politischen Plänen verschickt, in Interviews dafür wirbt. Er verfolgt in seinen Entscheidungen kommunikative Ziele; beispielsweise versucht er, die Relevanz der Filmbranche zu verdeutlichen, die Interpretation der deutschen Geschichte zu modifizieren, die zeichenbezogenen Ressourcen und Fähigkeiten der Bürger im kunst- und kulturpolitischen sowie medialen Feld zu optimieren. Schließlich setzt er seine Ziele kommunikativ um: etwa indem er einen Filmpreis verleiht, indem er an der Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin teilnimmt.

Die kommunikative Führung des BKM im Feld der Kunst-, Kultur- und Medienpolitik spiegelt sich in unserem gesamten empirischen Datenkorpus, wir haben in den vorangegangenen Kapiteln die Strategien, die Zielgruppe, die Formen und Themen seines Kommunizierens umfassend durchleuchtet.

Der BKM verantwortet die allgemeinverbindliche politische Führung im Kontext der Kultur-, Kunst- und Medienpolitik auf Bundesebene. Damit nimmt er Einfluss auf die entsprechenden Institutionen des Zeichengebrauchs: Einerseits kommt ihm so die Tradierung des kulturellen und künstlerischen Erbes zu. In diesem Rahmen reguliert er den Gebrauch der deutschen Sprache, der Denkmäler, der Kirchenkunst, der historischen Interpretationen etc. Er sorgt beispielsweise für die erhaltende Pflege von Kunstwerken, kümmert sich um die Kompetenz ihres zeichenhaften Gebrauchs. So verantwortet der BKM einen Teil der kulturellen Sozialisation, sorgt für den Fortbestand und das Verstehen kultureller Symbole, die eine Identifikation mit der kulturellen Identität der Gruppe der Deutschen ermöglichen.

Gleichzeitig ist er mit der Kunstpolitik für ein Feld verantwortlich, das die Institutionen des Zeichengebrauchs kreativ handhabt und damit innovativ wirkt. Dem BKM kommt hier also die Aufgabe zu, gesellschaftliche Innovation im Zeichengebrauch zu fördern und einzuhegen.

Schließlich kommt ihm mit der Verantwortung für bestimmte Teile der Medienpolitik eine Führungsaufgabe bezüglich der Regulierung des massenmedialen Kommunizierens, insbesondere der Verteilung von entsprechenden Fähigkeiten und Ressourcen zu.

14.4 Fazit: Kommunikative Führung

Kommunizieren und (politische) Führung sind aufs Engste miteinander verwoben. Dem Kommunizieren ist der Führungsanspruch schon in die Wiege gelegt, schließlich versucht der Akteur das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln eines anderen einer bestimmten Intention gemäß persuasiv zu beeinflussen, also zu führen. Der Führung wiederum ist das Kommunizieren inhärent, so lassen sich gemeinsame Entscheidungen treffen, kommunikative Ziele verfolgen und kommunikative Maßnahmen umsetzen. Nichtkommunikative Führung hieße, mit physischer Gewalt auf einen anderen einzuwirken.

Kommunikative Führung lässt also dem Rezipienten – zumindest abseits rigoroser Propaganda – einen gewissen interpretativen Freiheitsspielraum. Folglich ist sie in Demokratie und Rechtsstaat das Mittel der Wahl. Einerseits können die kommunikative Partizipation und die Freiwilligkeit der Befolgung zu hohen Entscheidungskosten und implementativen Defiziten folgen, andererseits gestaltet die Akzeptanz der Bürger die Durchsetzung einer Policy reibungsloser.

Der BKM führt primär kommunikativ. Dabei gibt er Interpretationen im Feld der Kultur-, Kunst- und Medienpolitik vor, wirbt für ihre Geltung, entscheidet teils auch hoheitlich darüber.

Er setzt kommunikative politische Ziele, setzt sie kommunikativ-persuasiv um. Als politische Führungsfigur beeinflusst er die Institutionen des Zeichengebrauchs in den Bereichen der Kultur, der Kunst und der Medien. So trägt er zum Erhalt kultureller und künstlerischer Traditionen bei, sorgt für ihre Sozialisation, gleichzeitig reguliert er mit dem per se kreativen künstlerischen Zeichengebrauch den Grad der zeichenhaften Innovation. Im Feld der Medienpolitik gestaltet der BKM die Verteilung der Rechte und Pflichten, Ressourcen und Fähigkeiten im massenmedialen Kommunizieren.

15 Repräsentieren durch Kommunizieren

Die Gretchenfrage im Patchwork-Modell lautet: Wie hält's der BKM mit der Repräsentation?

15.1 Aufarbeitung der Theorie

Repräsentation kommt vom lateinischen ‚repraesentare‘ als etwas gegenwärtig machen, etwas vertreten, etwas darstellen.¹⁰⁰⁹ Wagner spricht von einem „Vermittlungsvorgang durch Verweisen und Stellvertreten“¹⁰¹⁰. In der Politikwissenschaft lassen sich grob drei Stränge von Repräsentationsweisen unterscheiden.

15.1.1 Legalistische Mandatierung

Wir beginnen mit dem nicht zeichenorientierten Strang, der in der amerikanischen Verfassungstradition verwurzelt ist.¹⁰¹¹ Amerikanische Autoren betrachten nach Buchstein¹⁰¹² Repräsentation als formaljuristische Vertretungsbeziehung. Der Mandant überträgt dabei klar definierte Befugnisse an einen Mandatsträger.¹⁰¹³ Ein Bundestagsabgeordneter repräsentiert beispielsweise die deutschen Bürger, nachdem er legal gewählt wurde. An ihn werden bestimmte rechtliche Befugnisse delegiert, etwa die Abstimmung über Gesetzesvorhaben im Deutschen Bundestag. Seine Leistung wird über den Bezug von Diäten abgegolten.

Kritik: In seiner puristischen Fassung setzt dieses juristische Verhältnis nicht voraus, dass der Mandatsträger bei seinem Mandanten präsent ist oder dass dieser sich, womöglich gemeinsam mit anderen, repräsentiert fühlt. Auch eine besondere zeichenhafte Qualität der Repräsentationsbeziehung lässt sich nicht festmachen. Mandatsträger und Mandat sprechen vielleicht im Rahmen der Mandatierung miteinander, diskutieren vielleicht wichtige Meilensteine, nichts weiter. Diese legalistische Form beschreibt eine Seite der repräsentativen Medaille zutreffend. Sie etabliert ein Politikverständnis, in dem der Bürger souverän mit seinen Repräsentanten umgeht, sie sind seine pflichtgebundenen Auftragnehmer und wie der Anwalt bei Missfallen austauschbar. Doch ist diese Facette der Repräsentation kommunikativ uninteressant. Sie kann nicht erklären, warum Politiker öffentliche Blumenkränze an Mahnmalen niederlegen oder Filmpreise verleihen.

15.1.2 Symbolische Vergegenwärtigung der Repräsentierten

Ein zweiter Strang der politikwissenschaftlichen Repräsentationstheorie geht auf den Katholizismus und die konservative Staatslehre zurück. Autoren wie Hobbes¹⁰¹⁴, Schmitt¹⁰¹⁵ und Voegelin¹⁰¹⁶ verstehen Repräsentation als ästhetisch-symbolische Vergegenwärtigung der Essenz des Repräsentierten. Im politischen Fall ist der Repräsentant dabei meist ein König, der Führer. Sein Körper ist ausstaffiert mit Staatssymbolen wie Krone und Zepter, stellt die zeitlose Idee des Reiches, die Einheit des Staates dar und garantiert die Dauerhaftigkeit der Beziehung zwischen dem Herrscher und den Bürgern bzw. Untertanen, die er repräsentiert.

¹⁰⁰⁹ Vgl. Wagner 2005, S. 189.

¹⁰¹⁰ Wagner 2005, S. 189.

¹⁰¹¹ Vgl. Hamilton et al. 2007.

¹⁰¹² Vgl. Buchstein 1997.

¹⁰¹³ Vgl. Buchstein 1997.

¹⁰¹⁴ Vgl. Hobbes, Mayer 2005.

¹⁰¹⁵ Vgl. Schmitt 2009, Schmitt 2003.

¹⁰¹⁶ Vgl. Voegelin, Hogan 2001.

Repräsentation ist die symbolische Vergegenwärtigung der überzeitlichen, letztlich metaphysischen Essenz einer politischen Gemeinschaft, sie dient der Integration. Zwei Beispiele:

Schmitts Konzept von Repräsentation beruht auf einem essentialistischen Symbolverständnis, das das metaphysische Präsentmachen Gottes durch den katholischen Papst auf den politischen Kontext überträgt.¹⁰¹⁷ Der Regierende symbolisiert demnach das Wesen, die Einheit des Volkes als ideale Wertgemeinschaft¹⁰¹⁸: „(R)epäsentieren heißt, ein unsichtbares Sein durch ein öffentlich anwesendes Sein sichtbar machen und vergegenwärtigen“.¹⁰¹⁹ Darin enthüllt sich „gesteigerte (...) Wirklichkeit“¹⁰²⁰, die allgemeine Idee der Gemeinschaft genauso wie die Würde des Repräsentanten, der, anders als der geschwätzigte Parlamentarier, nicht bloß Partikularinteressen vertritt.

Voegelin entwirft in „Order and Symbols“¹⁰²¹ eine symbolische Integrations- und Repräsentationstheorie. Gesellschaft ist für ihn „im ganzen (...) eine kleine Welt, ein Kosmion, von innen her mit Sinn erfüllt durch die menschlichen Wesen, die sie in ihrer Kontinuität schaffen und erhalten als Modus und Bedingung ihrer Selbstverwirklichung.“¹⁰²² In Symbolen lässt sich Voegelin zufolge die sinnhafte Existenz¹⁰²³ und die innere Ordnung des Kosmion erfahren¹⁰²⁴ und damit gegenwärtig herstellen.¹⁰²⁵ Damit wird Gesellschaft in spiritueller Weise integriert: Im Symbolischen „erfahren die Menschen die Gesellschaft, deren Glieder sie sind, als mehr denn eine bloße Zufälligkeit oder Annehmlichkeit; sie erfahren sie als Teil ihres menschlichen Wesens. Symbole drücken das Erlebnis aus, daß der Mensch voll und ganz ist kraft seiner Teilnahme an einem Ganzen, das über seine gesonderte Existenz hinausgreift“¹⁰²⁶.

Kritik: Die Autoren erfassen, dass komplexe Signifikate symbolisch repräsentiert werden müssen, um kommunikativ geäußert und rezipiert werden zu können. Allerdings wird dieser kommunikative Aspekt hier nicht näher thematisiert. Unklar bleibt dabei, wie das Symbol diese magische Integrationsleistung vollführen kann. Die harmonistische Sehnsucht nach der Einheit, dem starken Führer, der ästhetischen Spitze hat sich in der deutschen Geschichte sowieso gründlich diskreditiert. Überdies begegnet die essentialistische Ontologie den Einwänden, die ich in Kapitel I ausgeführt habe.

15.1.3 Repräsentieren als symbolischer Prozess

Der dritte Strang entrümpelt den zweiten von Essentialismen, indem ein assoziationsoffener, semiotischer Symbolbegriff zugrunde gelegt wird. Weiter weicht die Vorstellung der statischen, einheitlichen Repräsentation einem gemächlich konflikthaftern, dynamisch-repräsentativen Prozess. Der personale Repräsentant wird durch Institutionen, wie Verfassungen, oder sprachliche Signifikanten ersetzt.

Göhler entwirft eine hermeneutisch-symbolische Institutionentheorie. Dabei differenziert er zwei Dimensionen des Politischen: erstens die mandatsmäßig-repräsentative Willensbeziehung, die durch transitive Macht Steuerungs- und Ordnungsleistungen erbringt. Zweitens nimmt er eine repräsentative Symbolbeziehung an, die durch intransitive Macht für Integrati-

¹⁰¹⁷ Vgl. Schmitt 2009, Schmitt 2003.

¹⁰¹⁸ Vgl. Schmitt 2003, S. 208-214.

¹⁰¹⁹ Schmitt 2003, S. 209.

¹⁰²⁰ Speth 1997a, S. 73.

¹⁰²¹ Voegelin, Hogan 2001.

¹⁰²² Voegelin et al. 2004, S. 43.

¹⁰²³ Vgl. Voegelin et al. 2004, S. 52 und S. 84.

¹⁰²⁴ Vgl. Voegelin et al. 2004, S. 53.

¹⁰²⁵ Vgl. Voegelin 2002, S. 27.

¹⁰²⁶ Voegelin, Hogan 2001, S. 49 f.

on und Orientierung Sorge.¹⁰²⁷ Symbole fungieren dabei „präsentativ“¹⁰²⁸, sie vergegenwärtigen also die „(Werte) und Ordnungsprinzipien, die der Ordnung des Gemeinwesens zugrunde liegen – als Ergebnis das Mindestmaß an Identifikation und kollektiver Identität, welches das Gemeinwesen für seinen Bestand benötigt.“¹⁰²⁹ Göhler situiert sie in einem assoziations-offenen Interpretationsprozess: „Die Deutung ergibt einen Überschuß und bezieht zugleich den Interpreten mit ein“.¹⁰³⁰ So bleibt trotz integrativer Wirkung Raum für einen gewissen interpretativen Pluralismus und Konflikthaftigkeit.¹⁰³¹ Der Autor führt aus: „Symbole sind als Instrumente der Steuerung wenig geeignet, da sie keinen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang begründen, vielmehr nur einen Interpretationsrahmen vorgeben, welcher motivbildend wirkt und Orientierung vermitteln kann (...). Symbolen fehlt der Charakter der Berechenbarkeit, sie sind Medien der normativen Integration“¹⁰³². Die repräsentativen Symbolbeziehungen entstehen dabei aus dem öffentlichen, sichtbar inszenierten Handeln der Akteure, diese gerinnen schließlich zur Institution.¹⁰³³

Kritik: Göhlers systematischer Entwurf befreit die symbolische Repräsentation von metaphysischen Resten, er arbeitet Genese, Funktion und Wirkung des Symbolischen heraus. Allerdings tendiert auch Göhler zu einem gewissen Harmonismus, was Integration angeht. Trotz Auseinandersetzung mit Öffentlichkeit und Inszenierung wird zudem der kommunikative Aspekt des Repräsentierens hier kaum deutlich.

15.1.4 Repräsentieren als hegemoniale artikulatorische Praxis

Poststrukturalistische Autoren situieren Repräsentation als artikulatorische Praxis in Diskursen. Damit ist sie eine umkämpfte, instabile Größe, die temporäre Hegemonie anzeigt.

In den sozialen Feldern **Bourdieu** kämpfen Spieler um Kapital und Macht. Letztere ist ein semantischer Hebel, der es erlaubt, Gruppen zu formieren und Bestehendes als unabänderlich darzustellen¹⁰³⁴. Machtverhältnisse werden durch symbolisches Kapital¹⁰³⁵ legitimiert als symbolische Macht und als Herrschaft stabilisiert.¹⁰³⁶ Diese „entfaltet ihre Wirksamkeit nicht in der reinen Logik erkennenden Bewusstseins, sondern in dunklen Dispositionen des Habitus, denen Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata innewohnen, aus denen vor jeder bewusst getroffenen Entscheidung und willentlichen Kontrolle eine sich selber undurchsichtige Beziehung praktischen Erkennens und Anerkennens hervorgeht.“¹⁰³⁷ Sie wird Bourdieu zufolge durchaus personal repräsentiert und zwar – auch hier – in magischer Weise: Der Autor spricht von „the alchemy of representation (...) through which the representative creates the group which creates him“¹⁰³⁸.

Laclau und Mouffe erarbeiten einen postmarxistischen, diskursorientierten Ansatz.¹⁰³⁹ Sie lassen politische Repräsentation, Identität, Symbolisches in den dynamischen, differenziellen Sinnprozessierungen aufgehen, die von Klassenkampf, vom Konflikt um Hegemonie und

¹⁰²⁷ Vgl. Göhler 1997, S. 52.

¹⁰²⁸ Göhler 2005, S. 67.

¹⁰²⁹ Göhler 1997, S. 54.

¹⁰³⁰ Göhler 2005, S. 67.

¹⁰³¹ Vgl. Göhler 1997, S. 36.

¹⁰³² Göhler 1997a, S. 591.

¹⁰³³ Vgl. Göhler 1997, S. 25.

¹⁰³⁴ Vgl. Speth 1997

¹⁰³⁵ Vgl. Bourdieu, Schwibs 1985, S. 11.

¹⁰³⁶ Vgl. Bourdieu 1989, S. 42.

¹⁰³⁷ Bourdieu et al. 2001, S. 218.

¹⁰³⁸ Bourdieu et al. 1991, S. 105 f.

¹⁰³⁹ Vgl. Reckwitz 2006, S. 341.

Subversion durchzogen sind¹⁰⁴⁰: „Der Moment des Antagonismus (...) konstituiert das Feld des ‚Politischen‘“.¹⁰⁴¹ Identität kann in diesem Kontext nur aus der labilen Differenz vom anderen stammen, sie wird nur durch artikulatorische Praxis partiell und geschlossen, an kontingenten Steppunkten vernäht.¹⁰⁴² Eine „endgültige Naht“¹⁰⁴³, eine semantische Fixierung auf Dauer ist unmöglich. Hier kommen die „leeren Signifikanten“¹⁰⁴⁴, etwa eine Staatsflagge oder die „soziale Marktwirtschaft“, ins diskursive Spiel: Sie stabilisieren hegemoniale Deutungen durch universellen Anspruch. In ihrer Leere lassen sie jede Deutung zu und wirken damit integrativ.¹⁰⁴⁵

Kritik: Repräsentation, Integration und Identität basieren hier auf hegemonialer Deutungsmacht. Sie sind umkämpft, sie sind dynamisch angelegt, von Brüchen gekennzeichnet. Die Autoren eröffnen damit eine kritische Perspektive auf das Phänomen der Repräsentation, sie können repräsentative Konflikte und dynamische Änderung im repräsentativen Prozess nachvollziehen. Einen freiheitlich-mandatorischen Aspekt von Repräsentation erkennt der Poststrukturalismus aber genauso wenig an wie positive Wirkungen von Integration. Repräsentation ist hier grundlegend diskursiv, artikulatorisch gefasst, woran wir im Rahmen des Patchwork-Modells leicht anknüpfen können.

15.2 Einleuchtende Beschreibung: Repräsentieren durch Kommunizieren

15.2.1 Prozess des symbolisch-kommunikativen Repräsentierens

Im Patchwork-Modell können wir Repräsentieren als eine besondere Variante von symbolischem Kommunizieren beschreiben, nämlich als den Prozess der Symbolisierung durch einen Akteur als Symbolisanten. Repräsentieren ist damit eine zeichenhafte Angelegenheit, sie ist prozesshaft, kommunikativ in ihrer sozialen Ausrichtung, sie basiert auf der symbolischen Verdichtung von Vielfalt im Einzelnen.

Der Prozess des symbolisch-kommunikativen Repräsentierens läuft demnach folgendermaßen ab: Ein Emittent äußert einen nebulösen Signifikatskomplex, der sich aus personalen und ggf. weiteren dinglichen, geographischen, rechtlichen, technischen, ökonomischen Signifikaten zusammensetzt, in einem akteursmäßigen Symbolisanten, der auf Basis gängiger Prozessierungsregeln als Symbol für dieses komplexe Signifikat interpretiert wird. Dieser akteursmäßige, repräsentative Symbolisant wird nun in der Absicht, Geltungsakzeptanz und weitere Folgen zu erzielen, an Rezipienten gerichtet. Der Rezipient versteht ggf. den akteursmäßigen Symbolisanten auf Basis gängiger Prozessierungsregeln als Symbol für den nebulösen Signifikatskomplex und akzeptiert ggf. Geltung und Folgen für sein Denken, Fühlen und Tun.

Lassen Sie mich die einzelnen Komponenten dieser komplizierten repräsentativen Prozessierung kurz erläutern:

Unter einem akteursmäßigen Symbolisanten könnten wir uns zum Beispiel eine Person wie Christian Wulff oder einen komplexen Akteur wie den Bundespräsidenten vorstellen. Gerade im politischen Bereich sind repräsentative Symbolisanten häufig doppelt aufgesetzt, als kor-

¹⁰⁴⁰ Vgl. Reckwitz 2006, S. 342, Reckwitz 2004.

¹⁰⁴¹ Laclau 1990, S. 35.

¹⁰⁴² Vgl. Laclau, Mouffe 2001, Reckwitz 2006.

¹⁰⁴³ Sarasin 2001.

¹⁰⁴⁴ Reckwitz 2004, Brodocz 2004.

¹⁰⁴⁵ Vgl. Sarasin 2001.

porativer und personaler Akteur. Der Bundespräsident etwa ist permanentes Verfassungsorgan mit wechselndem Organwalter. Im semantischen Transfer zwischen Amt bzw. Mandat und ihren personalen Trägern konstituiert sich die repräsentative Kraft des personalen Symbolisanten. Monarchien sind, was das Staatsoberhaupt angeht, weniger auf dieses Amtscharisma angewiesen, sie bieten einfach mehr interpretative Kontinuität.

Korporative Repräsentanten können sich im Kommunizieren als Schriftzug oder Logo manifestieren, personale Symbolisanten können sogar sprechend auftreten oder körperlich, mimisch, gestisch handeln.

Der symbolische Repräsentant wird auf Basis von repräsentationsbezogenen Prozessierungsregeln als symbolisch interpretiert. Damit meine ich mit Eco, dass er gewöhnlich mit einem „Nebel“ von Assoziationen verknüpft wird. Aus der Vielfalt, der Heterogenität wird qua symbolischer Kondensierung ein Einziger und aus dem Einzigen qua symbolischer Assoziation das Repräsentierte. Der Bundespräsident verdichtet in seinem Körper die Bundesrepublik Deutschland, die Bundesrepublik Deutschland lässt sich im Körper des Bundespräsidenten materiell ausdrücken. Wenn der Bundespräsident im israelischen Knesset über die Verbrechen des Nationalsozialismus spricht, lässt sich dies von Symbolkundigen als Entschuldigung des gesamten deutschen Volkes verstehen.

Kommunikatives Repräsentieren als Zeichengebrauch wie jeder andere auch

Die Formulierung von Repräsentation als kommunikatives Repräsentieren macht deutlich, dass dieser Sachverhalt nicht unabhängig vom Zeichengebrauch, etwa als Wesen von etwas besteht. Es findet sich einzig in den individuellen Erfahrungen und den institutionellen Prozessierungen der Zeichennutzer. Die symbolische Interpretation von einem personalen Symbolisanten als Repräsentanten eines komplexen semantischen Konstrukts ist auf den personalen Symbolisanten genauso wie auf die entsprechenden Prozessierungsregeln und semantischen Bestände angewiesen. Wo der König stirbt, kann sich sein Volk nicht in ihm zeigen, nicht durch ihn handeln. Wo die Bundesrepublik unbekannt ist, lässt sich der Körper von Christian Wulff nicht verstehen. Somit sind repräsentatives Verstehen und repräsentative Verständigung abhängig von den Intentionen, den Fähigkeiten, Ressourcen und Macht- und Herrschaftsverhältnissen der Kommunizierenden und damit auch vom historischen, geographischen, gruppenbezogenen Kontext.

15.2.2 Wirkungen des repräsentativen Kommunizierens

Die kreative Macht des repräsentativen Symbolisanten

Der Emittent äußert im kommunikativen Repräsentieren einen vagen, komplexen symbolischen Sinn, etwa ‚Bundesrepublik‘ in einem symbolischen Repräsentantenkörper, und postuliert seine wahre Existenz, seine normative Richtigkeit. Dabei kann dieser Repräsentantenkörper einfach präsent sein, er kann für den von ihm repräsentierten Signifikatskomplex handeln, für ihn einen Staat oder ein Kinderheim besuchen, einen anderen Akteur ins Amt einführen, ihm in der Weihnachtsansprache eine Stimme verleihen, ein Bild für ihn abgeben, seine Rituale vollziehen. Im Fall von Verstehen und Verständigung aktiviert der Rezipient vage einen ähnlichen Sinn und akzeptiert ihn als wahr, richtig. Die ‚Bundesrepublik‘ wird so mental ein Stück weit für ihn performativ ‚gegenwärtig‘, sie existiert in Wahrheit und so soll es auch sein. Der symbolisch repräsentierte Signifikatskomplex ist sichtbar, hörbar, greifbar, handlungsfähig. Mit dem Symbolisanten Willy Brandt fallen alle Deutschen vor dem Denkmal

im Warschauer Ghetto auf die Knie. Das repräsentative Kommunizieren hat also eine gewisse kreative Macht.

Der Repräsentant als Anker von Identifikation und scheinbarer Integration

Wenn der Rezipient sich zudem als Teil dieses Signifikats ‚Bundesrepublik‘, etwa als Bundesbürger, interpretiert, fühlt er sich in seiner Identität zugehörig, selbst repräsentiert, er partizipiert an der Existenz, an den Handlungen des Repräsentanten.

Wenn der Rezipient das symbolische Signifikat zudem gruppenbezogen interpretiert, etwa als die ‚Deutschen‘, können integrative Wirkungen entstehen, die aus der Darstellung von Einheit resultieren: Der Rezipient erinnert die Gruppe, identifiziert sich mit ihr, er erfährt Gemeinschaft mit anderen Repräsentierten, erkennt die Einheit der Vielen im Körper des Repräsentanten. In dieser ‚magischen‘ Kondensierung begründet sich wohl die Vermutung der Literatur, dass Repräsentieren mehr ist als die Summe seiner Teile. Gerade das Ritual verknüpft die sinnliche Erfahrung des Repräsentiert-Werdens und die eigene körperliche Partizipation und erlaubt gruppenspezifische Prozesse, die insbesondere eine affektive Integration stützen. Die Permanenz des Repräsentanten symbolisiert die Stabilität der Gruppe, sie wird insbesondere in der regelmäßigen Wiederkehr ritueller Handlungen versinnbildlicht.

Die integrative Wirkung hat einen zweiten Aspekt, der aus der Nichtdarstellung von Divergenz resultiert: Die symbolische Nebulösität des Signifikats behindert das Reflektieren und Darübersprechen. So nimmt jeder Repräsentierte an, dass der andere ähnlich interpretiert. Das Gefühl von Harmonie macht sich breit. So bleiben interpretative und geltungsbezogene Differenzen, Widersprüche, Inkommensurabilitäten in den semantischen Nebel gehüllt, sie werden nicht thematisiert, nicht mental aktiviert, bleiben somit kommunikativ inexistent. Die Repräsentierten fühlen sich harmonisch integriert und sind doch nur symbolisch integriert. Eine zeichenhafte Integration als Vereinheitlichung von Sinnzuschreibung und Verständigung auf Geltung kommt hierbei so nicht zustande. Wenn die repräsentativen Symbolisanten doch einmal in ihrem Sinn expliziert, definiert, in ihrer Geltung konfliktiv diskutiert werden, verlieren sie den symbolischen Status. Wohlweislich hält sich der Bundespräsident aus der politischen Debatte heraus.

Die Vagheit und Führungsstärke des kommunikativen Repräsentierens

Allerdings ist das Führungsinstrument des Repräsentierens wenig zielgenau, was an seiner interpretativen Prozessierung liegt, die tendenziell vorreflexiv, semantisch vage, unabschließbar wabernd, eher emotional und bildhaft abläuft. Wenn mir das Gesicht des Bundespräsidenten aus der Zeitung entgegenlächelt, blitzt ein Schwarm von Signifikaten wie ‚Bundesrepublik‘, ‚Gauck wäre mir lieber gewesen‘, ‚Deutschland‘ auf. Wenn ein Emittent mich nachhaltig lehren möchte, dass ich mit dem Gesicht von Wulff ein positives Image verbinden soll, ist das ein klarer Fall für strategisches, persuasives Kommunizieren. Aufgrund der Assoziationsoffenheit und der unbewussten Verarbeitung sind kommunikative Repräsentationsprozesse jedenfalls völlig ungeeignet zur Verbreitung klarer, eindeutiger Botschaften. Allerdings können nur sie derart komplexe Signifikate überhaupt greifbar machen, die unbewusste Verarbeitung impliziert weiter eine höhere Wahrscheinlichkeit von Geltungsakzeptanz.

Macht und Herrschaft im Repräsentieren

Der repräsentative Gebrauch personaler, politischer Symbolisanten übt per se eine stark persuasive Wirkung aus. Denn politische Repräsentanten verkörpern Signifikate, die sich auf besonders große Gruppen, etwa den Staat, die Nation, das Volk, die Bürgerschaft etc., be-

ziehen. Damit implizieren sie eine enorme persuasive Macht, die auf den entsprechenden sozialstrukturellen, rechtlichen, ökonomischen Ressourcen beruht.

Zudem sind personale Repräsentanten meist einzigartig, denn eine symbolische Form duldet keine zweite, keine Vielfalt neben sich. Wir haben schließlich keine fünf Bundespräsidenten-körper gleichzeitig. Diese Einzigartigkeit verleiht den Repräsentanten ein gewisses Charisma. Damit die persuasive Macht der Repräsentanten Wirkung entfaltet, muss sie aber kommuniziert werden.

Auch für den Rezipienten impliziert das repräsentative Kommunizieren Machteffekte: Er partizipiert durch die Repräsentation am Ganzen, an den Repräsentierten, wird mächtiger. Gleichzeitig ist er ohnmächtig in der Distanz zum Körper des Repräsentanten, er ist selbst nur Repräsentierter. Die entsprechende Über- und Unterordnung, die Herrschaftsbeziehung wird im repräsentativen Zeichengebrauch mental aktiviert, erinnert oder neu gelernt. Macht- und Herrschaftsgefüge werden damit eingeführt oder zementiert, sie lassen sich überhaupt nur durch repräsentatives Interpretieren und Kommunizieren erfahren. Dies gilt insbesondere in Riten und Ritualen: In den rituellen Handlungen üben die Teilnehmer das Über- und Unterordnungsverhältnis der Repräsentationsbeziehung ein.

Die Legitimität des symbolischen Repräsentierens

Am symbolischen Repräsentieren kommt das Kommunizieren des korporativen Akteurs BKM nicht vorbei. Die Korporation ist als Signifikat und auch als Ding nicht wahrnehmbar, sie ist zu komplex, dispers, nur im Repräsentieren ist sie erfahrbar. Gleiches gilt für die repräsentative Demokratie überhaupt: Das Volk, der politische Souverän, wird nur im repräsentativen Zeichengebrauch präsent und sichtbar, handlungsfähig. Wo nicht alle entscheiden, handeln dürfen und doch Transparenz bestehen soll, kann nur symbolisches Repräsentieren helfen. Die repräsentative Demokratie als Mischung aus Volkssouveränität und Führung wird im performativen Auftritt und der Rezeption des periodisch gewählten Repräsentanten, in seiner persuasiven Führungsstärke, seiner kommunikativen Responsivität und der interpretierten Legitimität erst hergestellt.

So findet sich an dieser symbolisch-kommunikativen Repräsentation eigentlich nichts Kritikwürdiges. Vielmehr sorgt sie dafür, dass kommunikative Führung ausgeübt, politische Transparenz hergestellt und politische Verantwortlichkeit zuordnet werden kann. Symbolisches Repräsentieren macht repräsentative Demokratie und Rechtsstaatlichkeit erst möglich. Gerade die personalisierte Form der Repräsentation erlaubt den Dialog, das performative Handeln. Überhaupt: Wer würde schon gern von dinglichen Symbolisanten, von komplexen Akteuren ohne Gesicht und Körper regiert werden? Was bei Kritikern Unbehagen hervorruft, sind wohl eher die Formen des Repräsentierens beziehungsweise die persuasiven symbolischen Repräsentationsstrategien, etwa der weitgehende Ersatz von Policy-Aspekten durch positive personale Attribute in kommunikativen Botschaften, die aufwendigen Inszenierungen, sowie das repräsentative Vernebeln von Konflikt oder auch die Befriedigung harmonistischer Sehnsüchte.

Fraglich ist allerdings, ob das politische Zusammenleben überhaupt eine nationale Integration im Sinne einer affektiven Bindung, eines inneren Zusammenhalts, einer gemeinsamen kulturellen Identität und gemeinsamer Werte erfordert. Ich bin mir da nicht sicher, vielleicht würde die Akzeptanz von rechtlichen Regeln auf Basis quasi-universeller Menschenrechte ausreichen.

15.3 Empirie: Kommunikatives Repräsentieren des BKM

15.3.1 Repräsentant BKM

Der BKM als personeller Repräsentant

Mit der Ernennung zum BKM lässt sich der Körper von Prof. Nida-Rümelin als personeller Repräsentant interpretieren. Der bundespolitische und regierungsamtliche Repräsentationsanspruch zeigt sich schon in der amtlichen Bezeichnung „Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien“ oder auch im Rang des „Staatsministers für Kultur und Medien“. Interessant ist hier die Feinheit „Beauftragter der Bundesregierung“: Der BKM ist also kein originärer Repräsentant der Bundesregierung, er ist kein Bundeskulturminister, sondern er wird bloß von der Regierung beauftragt. Der Titel des BKM ist zweischneidig: Er zeigt gleichzeitig die Nähe zur Macht und die Distanz von der Macht, er ist repräsentativ und wird repräsentiert.

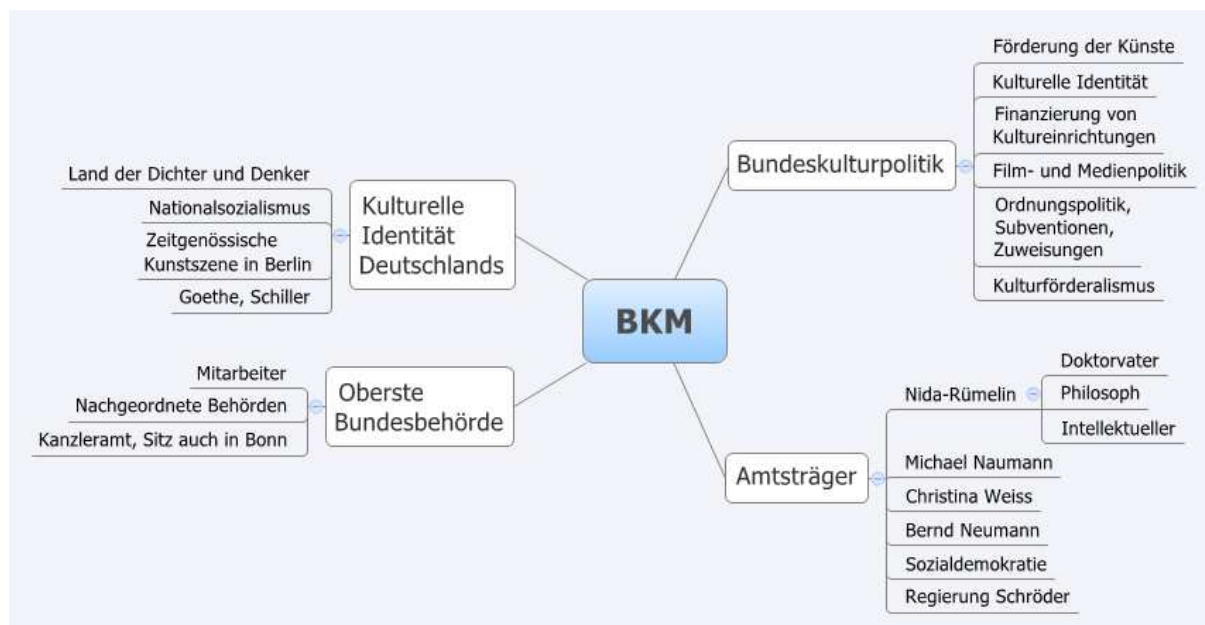
Einerseits ist die Persönlichkeit Nida-Rümelin in ihrer „Gestaltung“ einmalig und im Rahmen einer Legislaturperiode ist der Amtskörper des BKM singulär. Es gibt nur einen BKM. Daher die auratische Wirkung eines politischen Amtsträgers. Andererseits wird der BKM anschließend nach Ende der Amtszeit neu besetzt. Der Amtskörper ist sozusagen in Gestalt einer anderen Person reproduzierbar. Zudem ist er durch massenmediale Vervielfältigung als Pressebild oder TV-Aufnahme häufig sichtbar, präsent und so weniger exklusiv.

Wie der BKM repräsentiert

Im Gegensatz zu den bildhaften oder schriftlichen Symbolisanten kann der repräsentative Körper des Amtsträgers selbst kommunizieren, Reden halten, performative Handlungen vollziehen. Da, wie in Kapitel III.2.2 aufgeführt, der Amtsträger in fast allen kommunikativen Akten unseres empirischen Datenkorpus auftritt, ist das öffentliche Kommunizieren des BKM fast durchweg ein repräsentatives. Alle Signifikatengattungen, alle Textsorten und Handlungsformen, die wir im Rahmen der Analyse thematisiert haben, sind somit Mittel des Repräsentierens.

Was der BKM repräsentiert

Was der BKM repräsentiert, ist Interpretationssache. Meinen Prozessierungsregeln zufolge repräsentiert er Signifikate wie den korporativen Akteur BKM, die Bundeskulturpolitik, die Kulturbranche, die Bundesregierung, die Regierung Schröder, die Deutschen, die Bundesrepublik und die Sozialdemokratie etc. Folgendes assoziiere ich bewusst mit dem symbolischen Nebel des Repräsentanten BKM:



Grafik III.11: Assoziationen zum Repräsentanten BKM

In meinen Assoziationen zeigt sich übrigens, dass der konkrete personale Signifikant des Amtsträgers Anreiz zu einem semantischen Transfer geben kann: Seine persönlichen, philosophischen, intellektuellen Signifikate verknüpfen sich in meiner Interpretation mit dem Repräsentanten BKM, wie auch im folgendem Interviewausschnitt deutlich wird:

J: „Sie sprechen hier ausschließlich als Bürger, Privatperson und Philosoph?“

NR: „Nein, so kann man das nicht sagen. Ich glaube, dass es richtig ist, wenn etwa in den Feuilletons gegenwärtig das Thema Biotechnologie in kulturpolitischer oder -kritischer Hinsicht eine zentrale Rolle spielt. Es betrifft die Gesellschaft insgesamt, und sie muss sich ein Bild machen. Hier gilt es, einen Minimalkonsens zu finden. Und weil es dabei auch um unser kulturelles Selbstverständnis geht, fühle ich mich als Kulturstaatsminister mit zuständig. Natürlich kann ich nicht ganz verhehlen, dass ich mich als Philosoph mit diesem Thema auseinandergesetzt habe.“¹⁰⁴⁶

Im Wahlkampf leistet so der Körper des Amtsträgers unweigerlich Schützenhilfe. Im Auftritt bei Wahlveranstaltungen kann er seinen offiziellen Körper nicht abstreifen, so lädt er die Termine mit Macht und Status auf Basis der Ressource der Repräsentativität auf. Die Regierungspartei hat so immer einen Bonus im Wahlkampf.

Die Wirkung des kommunikativen Repräsentierens des BKM

Durch den personalen Repräsentanten Nida-Rümelin werden der korporative Akteur BKM und damit auch die Bundeskulturpolitik, die Bundesregierung, die deutschen Bürger sichtbar, hörbar, anfassbar. Durch seine materielle Wahrnehmbarkeit kann der Akteur, das Volk erkannt, erinnert werden. In der Ernennung des BKM etabliert sich – wie in der Regierungserklärung von Kanzler Schröder postuliert¹⁰⁴⁷ – ein Repräsentant, ein Ansprechpartner für Bundeskulturpolitik. Nur durch den Repräsentanten Nida-Rümelin kann sich der BKM, die Bundeskulturpolitik handlungsfähig zeigen, kommunikative Führung übernehmen: Der Amtsträger kann Sinn Geltung postulieren, er kann Policies ankündigen, andere von ihnen überzeugen, er kann Policies performativ, durch Kommunizieren umsetzen. Das Konstrukt, das der BKM für uns repräsentiert, impliziert gewaltige Ressourcen und Fähigkeiten, damit stellt das Repräsentierte dem Repräsentanten persuasive Macht anheim.

¹⁰⁴⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001a.

¹⁰⁴⁷ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 1998.

Gleichzeitig zeigt sich im symbolischen Repräsentieren aber auch eine demokratische und rechtsstaatliche machtmäßige Zurückhaltung, eine Art Responsivität des BKM, der Regierung, der Kulturpolitik: Als Repräsentant hört der BKM nämlich auch zu, lässt sich etwas sagen. Er ist gesprächsbereit, macht politische Pläne freiwillig transparent, sucht argumentativ Unterstützung, übernimmt Verantwortung. Im Dialog mit dem symbolisch repräsentierten BKM finden Bürger und die diversen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gruppierungen ihren kulturpolitischen Gesprächspartner.

Dem BKM kommt dabei das kommunikative Repräsentieren in einem Politikfeld zu, das in Deutschland in besonderer Weise zur Identifizierung und Integration gebraucht wird: die Kunst- und Kulturpolitik. Wenn wir das einmal so pauschal interpretieren wollen, verstehen sich die Deutschen traditionell als Kulturnation, sie definieren sich als ‚Volk der Dichter und Denker‘. Somit repräsentiert der BKM einen Identitätskern der Gruppe der Deutschen und ermöglicht durch seine kommunikative Gegenwärtigkeit die Erfahrbarkeit, die Erinnerung, das Lernen, auch die Veränderung dieser kulturellen Identität. Die Repräsentierten können sich zugehörig fühlen. Sie nehmen durch die Performanz der Repräsentationsbeziehung die Einheit und Stabilität der Gruppe und ihrer kulturellen Identität wahr. In dieser integrativ angelegten Rolle tritt der BKM direkt in Konkurrenz zum Bundespräsidenten und auch zum Bundeskanzler. Gemessen an den politischen Ressourcen und der repräsentativen Macht ist er dabei klar unterlegen, trotzdem verfügt er über sein kulturelles Spezialgebiet eigenmächtig. Zudem gibt der BKM in seinen ‚Orientierungsreden‘¹⁰⁴⁸ bestimmte Interpretationen dieser kulturellen Identität vor.

15.3.2 Beispiel: Symbolische Repräsentation bei der Verleihung des Deutschen Filmpreises

Betrachten wir exemplarisch für das symbolische Repräsentieren des BKM die Verleihung des Deutschen Filmpreises im Juni 2002 im Berliner Tempodrom.¹⁰⁴⁹

Ablauf der Veranstaltung

Die Ankunft des BKM auf dem roten Teppich

Vor dem Eingang des Tempodroms ist ein roter Teppich ausgerollt, hinter einer Absperrung jubeln und kreischen Fans. Auf der gegenüberliegenden Seite steht eine etwa vier Meter hohe Lola-Statue in Gold. Vornehme Mercedes-Limousinen fahren vor, ein livrierter Page in rot-schwarzer Uniform mit weißen Handschuhen öffnet die hintere Beifahrertür, das Who's who der Film- und Fernsehscene steigt aus. Stars und Sternchen, wie Erkan und Stefan, Veronika Ferres, Udo Lindenberg, Katharina Witt, Heike Makatsch, Bully Herbig, Produzent Bernd Eichinger und Politiker wie Klaus Wowereit oder Gerhard Schröder posieren kurz auf dem roten Teppich. Auch der BKM wird herbeichauftiert: Eine dunkle Mercedes-Limousine fährt vor, der Amtsträger und seine Frau lachen aus dem Fond des Wagens. Der Page öffnet die Beifahrer-Tür, der BKM steigt in Begleitung seiner Frau aus, winkt jemandem zu und geht über den roten Teppich nach innen ins Tempodrom. Der BKM trägt dabei einen schwarzen Frack mit weißem Hemd und Fliege, seine Frau ein Abendkleid.

Das Ambiente im Tempodrom

Im Tempodrom führen vier beleuchtete Stufen hoch auf eine orange-goldgelbe Bühne, die sich aus drei geometrischen Elementen zusammensetzt. Auf der Bühne befinden sich drei Lola-Statuen und ein gläsernes Rednerpult mit dem Logo des Deutschen Filmpreises und zwei schwarzen Mikrofonen. Im Bühnenhintergrund finden sich hohe, rote und goldene Farbflächen mit Glanzpunkten, weiter ein riesiger Bildschirm mit goldenem Rahmen: Hier werden dynamische, rotgoldene Lola-Animationen oder Ausschnitte nominierter Filme gezeigt. Die Kuppel des Tempodroms ist übersät mit Scheinwerferleisten und Scheinwerfern, die gleißendes Licht in Kegeln nach unten werfen und diverse Glanzeffekte verursachen. Die Nominierten sitzen in einer ebenerdigen Lounge: Zwei bis drei Gäste teilen sich eine Sitzgruppe und einen roten Lacktisch. Das Publikum sitzt in leicht aufsteigenden Stuhlreihen im Halbkreis um die Bühne herum. Die Kleiderordnung ist äußerst festlich und glamourös.

¹⁰⁴⁸ Vgl. Kapitel III.10.2.1 „Präsenzhaftes Kommunizieren des BKM im Überblick“.

¹⁰⁴⁹ Als Grundlage dieser Analyse dient ein Mitschnitt des Veranstalters, vgl. Askania Media Filmproduktion 2002.

Der offizielle Part des BKM im Tempodrom

Bundeskanzler Gerhard Schröder hält die Key Note Speech, er spricht über den internationalen Erfolg des Deutschen Films, den Zusammenhang von Gewalt und Medien anlässlich des Amoklaufs an einer Erfurter Schule, über die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leistungen von Kino und Fernsehen sowie die Filmpolitik der Bundesregierung.

Anschließend moderieren Dirk Bach und Caroline Beil auf humorvolle Weise die Preisverleihungen in den einzelnen Kategorien. Die Nominierten und ihre Leistungen werden dabei von den Moderatoren und mit Filmausschnitten vorgestellt, meist öffnet ein prominenter Pate wie Veronika Ferres oder Til Schweiger einen Briefumschlag, verliest den Preisträger und überreicht die Preisstatuetten. Ein prominenter Laudator, etwa Moritz Bleibtreu oder Bernd Eichinger, würdigt in einer kurzen Ansprache die Preisträger. Letztere bewundern ihren Preis voller Emotion und greifen in ihrer Dankesrede auch nachdenkliche Themen wie soziales Engagement oder den Nationalsozialismus auf. Dazwischen finden sich Entertainment-Sequenzen, etwa Konzerte von Sheryl Crow oder Udo Lindenberg. Sponsoren wie der Vorstand der HypoVereinsbank und diverse Medienpartner werden gewürdigt.

Während der obigen Programmpunkte sitzt BKM Nida-Rümelin mit seiner Frau in einer Nominierten-Lounge. Nach etwa einer Stunde hat er seinen offiziellen Auftritt, und zwar als Pate und Laudator für den Deutschen Filmpreis in Silber und Gold. Der Moderator Bach kündigt den Amtsträger halb ernst, halb comedyhaft an: „In welcher Kategorie gehört eigentlich ein Kulturstaatsminister? Hauptdarsteller, Nebendarsteller, Regisseur, Pate. Nein, ein Kulturstaatsminister ist seine ganz eigene Kategorie. Ein Mann, der alles sein muss, Hüter der Filmkunst, Förderer des Guten, Wahren und Schönen, Rächer der von Hollywood Enterbten, Schutzpatron der goldenen Lola. Meine Damen und Herren, der Mann, der uns jetzt die Gewinner in der Kategorie bester Spielfilm verkündet, ist der ganz und gar unkatégorische Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin“. Der Amtsträger kommt durch den Bühneneingang auf die Bühne, untermalt von schicksalshafter Musik. Das Publikum applaudiert. Er geht mit einem beigen Briefumschlag zum Rednerpult. Er lobt die diesjährigen Leistungen des deutschen Kinofilms und kündigt Ausschnitte der nominierten Filme an: „Meine Damen und Herrn, der aktuelle Jahrgang des Deutschen Kinofilms war und ist nicht nur ungewöhnlich erfolgreich an den Kinokassen, sondern er weist auch ein breites Spektrum unterschiedlicher Handschriften, ja zum Teil ganz gegensätzlicher Ästhetiken auf. Und auch das macht die Faszination des deutschen Films aus, dass es den deutschen Film nicht gibt. Schauen wir uns einige Ausschnitte an.“ Dabei spricht er frei, blickt ins Publikum, in die Kameras, sein Ton ist feierlich.

Sechs kurze Filmausschnitte laufen nun auf der Großbildleinwand über der Bühne, das Publikum applaudiert laut. Am Schluss wird das Logo des Filmpreises eingeblendet, festlich-dramatische Musik wird eingespielt. Auf der Bühne steht nun eine Assistentin im goldenen Abendkleid mit Lola-Statuen auf einem Tablett bereit. Nida-Rümelin öffnet nun den Briefumschlag, liest den Preisträger vom Briefbogen ab: „Der erste Filmpreis in Silber verbunden mit einer Prämie von 400.000 Euro geht an den Film „Halbe Treppe“. Die Preisträger umarmen sich in der Nominierenlounge, laufen auf die Bühne. Der Amtsträger geht den beiden Preisträgern entgegen, schüttelt ihnen herzlich die Hände und überreicht die Lola-Statuen. Der Amtsträger tritt etwas in den Hintergrund. Preisträger Peter Rommel bedankt sich: „Das Team von halbe Treppe – mein Herzschlag für euch und ganz besonders meinem Freund und dem Regisseur Andreas Dresen (...).“ Er umarmt den Regisseur. In gleicher Weise wird der zweite silberne Filmpreis an den Film ‚Heaven‘ verliehen. Nach einem kurzen Ruhemoment wird wieder die Animation mit Logo des Filmpreises, der Lola-Statue mit viel Rot und Gold eingeblendet. Nida-Rümelin öffnet wieder den Umschlag und verliest: „Der Filmpreis in Gold für den besten Spielfilm verbunden mit einer Prämie von 500.000 Euro geht an den Film (kleine Pause) ‚Nirgendwo in Afrika‘.“ Die Freude bei den Preisträgern ist grenzenlos, einer macht ein Victory-Zeichen, die drei Herren und eine Frau laufen auf die Bühne. Das Publikum jöhlt. Der Amtsträger geht den Preisträgern wieder entgegen, schüttelt allen die Hände, überreicht die Lola-Statuen. Die Preisträger bedanken sich etwas umständlich und humorvoll: „Ja, ich möchte mich bedanken bei Carolin Link, wo ist sie? Die den Film gemacht hat, die nicht nur Regie gemacht hat, die auch das Drehbuch geschrieben hat. Ich möchte mich aber auch bei meinen beiden Partnern, Florian Borchert und Andreas Partheiß? Bedanken, die ja auch den Kopf hätten hinhalten müssen, wenn's schiefgegangen wär!“ Nach fünf Minuten ist der offizielle Teil des BKM beendet. Nun folgt noch die Vergabe eines Sonderpreises. Dann kündigen die Moderatoren die nachfolgende Party mit Buffet und die Filmpreisverleihung für das nächste Jahr an. Das Programm endet mit dem Tanz einer Showgruppe, die Preisträger kommen auf die Bühne, es regnet Goldkonfettis.

Interpretation als symbolisches Repräsentieren

Und so würde ich persönlich die Veranstaltung als repräsentatives Kommunizieren interpretieren:

Prof. Nida-Rümelin verstehe ich, wie oben dargestellt, als personalen Repräsentanten der Bundeskulturpolitik, der Bundesregierung, der deutschen Filmbranche, der Kulturbranche, der Bundesbürger. Wenn der Amtsträger körperlich präsent ist, in der Nominierenlounge sitzt und auf der Bühne steht, ist auch die Kulturszene der Bundesrepublik symbolisch vor Ort, ihre Existenz und Einheit wird ‚vergegenwärtigt‘.

Wenn Prof. Nida-Rümelin extra zur Preisverleihung anreist, dem Programm aufmerksam folgt, zeigt er in Proxemik, Gestik und Mimik die Relevanz, die die Filmbranche, die Kultur für

die deutschen Bürger, für die Bundesregierung, für den BKM besitzt. Als Repräsentant verleiht er symbolisch Aufmerksamkeit und Bedeutung. Diese Nähe zur Kultur, zum Film, zur Kunst wirkt in meiner Interpretation auch auf die Bundesregierung und den BKM zurück. Vielleicht ist die Regierung Schröder weniger an Literatur und Schriftstellern interessiert als am Film? Jedenfalls ist wieder eine sozialdemokratische Regierung den Künsten und der Kulturwirtschaft nahe.

Wenn der Amtsträger nun den Preisträger verkündet, tut er dies wieder im Namen der von ihm Repräsentierten, er leiht ihnen seinen Körper, seine Gestik und Stimme. Er lobt den wirtschaftlichen Erfolg und die ästhetische Qualität und Vielfältigkeit des deutschen Films, öffnet den Umschlag und verliert den Preisträger. Die Ernsthaftigkeit der Gestik und Mimik, die schicksalhafte Musik der Verleihung untermalt die Würde und Tragweite des Aktes.

Indem der BKM dann die Preisstatuette überreicht, vollzieht er einen performativen Akt, eine Soft Policy: Indem der symbolische Repräsentant den Preis überreicht, überreichen ihn quasi alle Deutschen, alle Politiker, alle Kulturschaffenden gemeinsam. Der BKM zeigt in einer präsenzhafte und massenmedialen Öffentlichkeit höchste Wertschätzung und mit ihm die Repräsentierten. Konkret können die Protagonisten und Rezipienten nun auf Basis der institutionalisierten Regeln der Interpretation einer Preisverleihung den Signifikanten ‚Lola-Statue‘ mit den Körpern der Preisträger prozessieren. Semantische Transfers können dabei in alle Richtungen erfolgen:

Der Signifikatskomplex Caroline Link verknüpft sich mit Assoziationen der Lola-Statue, als da wären: ‚die beste‘, ‚herausragende Leistung in der Filmbranche‘, ‚künstlerisches Talent‘, ‚wirtschaftlicher Erfolg‘, ‚Genialität und Kreativität‘, ‚Oskar‘, ‚Hollywood‘, ‚golden‘, ‚wertvoll‘, ‚Stars‘, ‚Marlene Dietrich in Der blaue Engel‘, ‚Rainer Werner Fassbinder‘, ‚Tom Tykwers Lola rennt‘, ‚Prestige‘, ‚Wertschätzung‘.

Neben dem Preisgeld ist der Filmpreis für die Trägerin also vor allem eine wertvolle Ressource sozialer Reputation. Daneben erfährt auch ihre Branche, ihr Umfeld, ja alle, die es ihr gleichtun, Aufmerksamkeit und öffentlichen Zuspruch. Gleichzeitig werden in der Preisverleihung auch die zweiten, die schlechteren, die hundertsten, die anderen Kulturbranchen und Gattungen nicht ausgezeichnet, sie werden öffentlich ignoriert, abgewertet, missachtet. Ein derartiger Preis zieht also hierarchische Ordnungen der öffentlichen Gunst, der anerkannten Qualität und Leistung in die Kulturbranche ein.

In der emotionalen Dankesrede wird die Regisseurin selbst zur symbolischen Projektionsfläche, zur Repräsentantin all derer, die ebenfalls Leistung bringen wollen oder bereits daran gescheitert sind, auch der einfachen Bürger an den TV-Bildschirmen, die vom Glamour des Showbiz träumen. Die Preisträgerin baut eine Brücke zu ihren Rezipienten, indem sie gerührt ist, den Preis als großzügig empfindet, sich vielmals bedankt. So wird aus ihrer Leistung eine Gruppenleistung. Die Repräsentantin mischt sich unter die Repräsentierten. So können sich die Rezipienten leicht identifizieren mit der positiv erlebten Gruppe der Deutschen, der erfolgreichen Leistungsträger, der Kulturnation.

Die Rezipienten lernen im Rahmen der Preisverleihung auch die Werte und Kriterien kennen, die der Preisverleihung zugrunde liegen. Sie zeigen, was die Gesellschaft fördern will, was sie anerkennt, was sie befürwortet. Die Rezipienten werden – sofern sie Geltung akzeptieren – motiviert, ähnlich zu handeln. Denn sie sehen, dass derartiges Handeln belohnt wird. Im Fall des Filmpreises können wir diese Werte wohl als die Evaluation von Leistung, von Können, von Kunst beschreiben. Es handelt sich um eine kulturelle Leistungsgesellschaft. Der BKM gibt vor, dass insbesondere die Verbindung von wirtschaftlichem Erfolg und ästheti-

scher Qualität und Vielfalt Wertschätzung verdient. So übernimmt der symbolische Repräsentant kommunikative Führung im kulturpolitischen Kontext. Indem die Preisträgerin den Preis entgegennimmt, indem das Publikum applaudiert, werden die Geltung der Kriterien der Preisverleihung, die Verleihungsbefugnis des BKM sowie sein Führungsanspruch akzeptiert.

Die Preisverleihung wirkt auch auf den BKM zurück: Der Amtsträger scheint in diesem Umfeld glamourös, er gehört zur kulturellen Elite. Als Preisverleiher halten wir ihn für kompetent, die Besten im Wettbewerb der deutschen Kultur einzuschätzen. Er steht über dem Preisträger, ist sein Kunstrichter. Die repräsentative Kraft des BKM ist allerdings etwas getrübt, denn Bundeskanzler Schröder symbolisiert die Bundesregierung, die Bundesrepublik hier selbst. Er ist der gewichtigere, ranghöhere Repräsentant. Dies spiegelt sich deutlich im offiziellen Part Schröders, der als Pate der Veranstaltung und als Hauptredner agiert, der die großen politischen Bezüge herstellt, die Branche beurteilt, normative Vorgaben macht etc. Der Staatsminister steht im repräsentativen Schatten, er ist auf die Rolle des Paten/Laudators verwiesen. Immerhin sitzt er in der Nominiertenlounge, darf die Preise in der zentralen Kategorie verleihen. So erhält er Raum, Aufmerksamkeit, wird respektiert seitens der Veranstalter.

Das anwesende Publikum spielt dabei durchaus eine repräsentative Rolle für die Daheimgebliebenen. Es symbolisiert in seiner glamourösen Präsenz und Aufmerksamkeit, im Bewundern, Applaudieren, Lachen die Bundesbürger im Ganzen und stellt ihre Reaktionen stellvertretend dar, macht die Haltung der Gesellschaft gegenüber dem Filmpreis, den Preisträgern, dem BKM so sichtbar. Einerseits ist diese symbolische Repräsentationsbeziehung ein Kompliment für die repräsentierten Jogging-Anzugsträger vor der Glotze. Sie werden von der kulturellen Elite, vom Who's who der Berliner Republik vertreten, können sich über die repräsentative Beziehung als zugehörig, identisch interpretieren. Andererseits zeigen sich im hollywoodhaften Glanz, in den barock anmutenden Pagen und Mercedes-Limousinen, in den geladenen VIPs, den Zaungästen der Glitzerwelt und den Zuschauern zuhause deutlich die Machtverhältnisse der Beteiligten, ihre sozialen, ökonomischen Ressourcen und zeichenbezogenen Kompetenzen.

Die Veranstaltung ist ein Ritual, sie vollzieht sich jedes Jahr ähnlich. Die Moderatoren weisen häufig auf vergangene Veranstaltungen, Preisträger hin und vergessen auch nicht, die Preisverleihung des kommenden Jahres zu erwähnen. Frühere Preisträger agieren als Laudatoren. So bestätigt sich der Fortbestand der Filmbranche, ihre Leistungsfähigkeit und Prosperität (Multimedia-Animationen, hohe Preisgelder), ihre Glamourösität (Abendroben). Die Stabilität der kulturellen und politischen Rahmenbedingungen und die Gültigkeit der gesellschaftlichen, kulturellen Werte zeigen sich regelmäßig von Neuem.

15.4 Fazit: Repräsentieren durch Kommunizieren

Kommunikatives Repräsentieren

Repräsentation lässt sich im Patchwork-Modell als kommunikatives Repräsentieren durch einen personalen Symbolisanten beschreiben. Der Prozess des symbolisch-kommunikativen Repräsentierens läuft damit folgendermaßen ab: Der akteursmäßige Symbolisant oder ein sonstiger Emittent äußern einen nebulösen Signifikatskomplex, der sich aus personalen und ggf. weiteren dinglichen, geographischen, rechtlichen, technischen, ökonomischen Signifikanten zusammensetzt, in einem akteursmäßigen Symbolisanten, der auf Basis gängiger Prozessierungsregeln als Symbol für dieses komplexe Signifikat interpretiert wird. Dieser akteursmäßige, repräsentative Symbolisant wird nun an Rezipienten gerichtet, in der Ab-

sicht, Geltungsakzeptanz und weitere Folgen zu erzielen. Der Rezipient versteht ggf. den akteursmäßigen Symbolisanten auf Basis gängiger Prozessierungsregeln als Symbol für den nebulösen Signifikatskomplex und akzeptiert ggf. Geltung und Folgen für sein Denken, Fühlen und Tun. Als kommunikativer Prozess hängt Repräsentieren damit, wie jeder andere Zeichengebrauch auch, von den Fähigkeiten, Ressourcen, Intentionen, vom gruppenbezogenen Kontext und den Macht- und Herrschaftsbeziehungen ab. Im Repräsentanten selbst verbirgt sich dabei eine persuasive Macht, die aus seiner Repräsentativität für große Gruppen, ihre Ressourcen und Fähigkeiten sowie aus seiner Einzigartigkeit als Symbolisant bezogen wird. Auch für die Repräsentierten ergibt sich implizit ein Machteffekt: Sie werden mächtiger in der kommunikativen Partizipation am Repräsentierten, gleichzeitig verweist sie die unweigerliche Distanz zum Repräsentantenkörper auf eine unterlegende Position.

Repräsentieren scheitert an der essentiellen Vergegenwärtigung, bewältigt aber eine interpretative, indem sie qua Kommunizieren zur Aktivierung aktivierter symbolischer Signifikate auf Basis von Prozessierungsregeln anregt. Der personale Symbolisant vergegenwärtigt durch seine Präsenz die Existenz der Repräsentierten, er macht sie wahrnehmbar, verleiht ihnen seine Stimme, gibt ihnen Hände, einen Körper. Er bietet sich als Identifikationsanker an, stellt in seiner personalen Einheit die Einheit der Repräsentierten dar und suggeriert so scheinbare Integration. Letztlich bleibt aber die Vielfalt der Repräsentierten bestehen, interpretative Konflikte werden vom Nebel des Symbolischen verhüllt. Sowieso ist das Führungsinstrument des Repräsentierens nicht zur klaren Äußerung einer Botschaft geeignet, zu assoziationsoffen und unbewusst erfolgt die Prozessierung entsprechender Signifikate. Diese offene Interpretierbarkeit macht das repräsentative Kommunizieren jedenfalls völlig ungeeignet für die Verbreitung klarer, eindeutiger Botschaften.

Meist werden die Rezipienten den akteursmäßigen Symbolisanten als machtvoll interpretieren, denn schließlich repräsentiert er wichtige, einflussreiche Signifikate wie ‚Staat‘, ‚Bundesregierung‘. Der repräsentierte Rezipient partizipiert an dieser Größe, gleichzeitig macht ihn die Distanz zum Körper des Repräsentanten zur ‚kleinen Nummer‘, die nur ein Teil im großen Ganzen ist. Die entsprechende repräsentative Herrschaftsbeziehung wird im kommunikativen Repräsentieren mental aktiviert, erinnert oder neu verankert. Macht- und Herrschaftsgefüge werden damit zementiert.

Korporative Akteure, die ja im politischen Kontext so häufig sind, kommen aufgrund der Komplexität der entsprechenden Signifikate nicht am Repräsentiertwerden vorbei. Sonst sind sie nicht wahrnehmbar, nicht erkennbar, nicht sichtbar, nicht handlungsfähig. So findet sich an dieser symbolisch-kommunikativen Repräsentation eigentlich nichts Kritikwürdiges. Vielmehr sorgt sie dafür, dass kommunikative Führung ausgeübt, politische Transparenz hergestellt und politische Verantwortlichkeit zuordnet werden kann. Jedenfalls ist politisches Repräsentieren eine rein kommunikative Angelegenheit.

Der BKM als kommunikativer Repräsentant

Den BKM und seinen Amtsträger interpretieren wir regelmäßig als Repräsentanten. Wir verknüpfen sie mit der Bundeskulturpolitik, mit der Bundesregierung, mit der Kulturbranche, mit der Kunst etc. Wenn der BKM präsent ist, spricht, gestikuliert, werden diese komplexen, nebulösen Signifikantenkomplexe für die Rezipienten mental gegenwärtig, sie werden erfahrbar, erinnert, gelernt. Der Einzelne kann sich zu den Repräsentierten zählen und damit eine Identifizierung seiner selbst mit der Kulturpolitik, mit der Kunst, mit der aktuellen Regierungspartei etc. vornehmen. Er kann im einheitlichen Körper des Repräsentanten seine Einheit,

seinen Zusammenhang mit anderen Repräsentierten begreifen. Weitere integrative Effekte können sich aus der Nichtthematisierung der interpretativen Differenz ergeben.

In der Filmpreisverleihung repräsentiert der BKM die Filmbranche, die Kulturbranche, die künstlerische und ökonomische Leistungsfähigkeit der deutschen Kulturnation etc. In seinem Auftritt, seiner kurzen Ansprache und der Überreichung der Lola-Statuen teilt er durch semantischen Transfer nationale Wertschätzung zu, gibt kulturelle Werte vor. Im Repräsentieren lässt er die Rezipienten an seinem Glamour, seinen Ressourcen, seinen Kompetenzen, seiner Macht partizipieren – bis zu dem Punkt, an dem die Repräsentierten eben nicht selbst der Repräsentant sein können und damit machtunterlegen, beherrscht sind.

Insgesamt steht das Amt des BKM wohl durchaus in leichter Konkurrenz zu anderen bundespolitischen oder kulturpolitischen Repräsentanten, wie BKM a. D. Weiss im Experteninterview anklingen lässt:

„Ich fand die Aufteilung mit Wolfgang Thierse, dem damaligen Bundestagspräsidenten, ausgesprochen harmonisch, genauso mit Antje Vollmer. Man hat das schon abgewogen, wer wann spricht, wer wann wie auftritt. Heute scheint mir das etwas verzerrt zu sein, gerade in der Abwägung zwischen Kulturstaatsminister und Außenminister. (...) Auch mit Gerhard Schröder war das sehr ausgewogen. Er war sogar manchmal bei Veranstaltungen dabei, wo ich gesprochen habe und er nicht. Das ist sicher eine Ausnahme. Dass dies möglich war, liegt vielleicht auch daran, dass ich dezidiert künstlerische Themen besetzt habe. Er wollte zum Beispiel nicht so gerne über die Architektur des Kanzleramtes reden, ich habe sehr gerne über die Architektur des Kanzleramtes geredet. Die klare thematische Positionierung erleichtert dann die Arbeitsteilung, keiner stiehlt dem anderen die Show. Das ist, was ich vorher meinte, man muss diese Außenseiterrolle besetzen als Außenseiter und nicht so tun als sei man Sozialminister. Man muss sagen: Okay Kultur, das ist ein Spezialfall, aber hier sind wir und wir wollen als Spezialfall auch gerne ernst genommen werden. (...) Also solange man diejenigen, die in der Politik die Kultur übernehmen, als minderwertig ansieht, solange gibt es natürlich auch keine starken Politiker, die sich dieses Themas gerne annehmen. Heute ist die Kultur zum Beispiel für Norbert Lammert ein unglaublich starkes Handlungsfeld. Und das ist ein gutes Beispiel dafür, dass Kulturpolitik wirklich ins Zentrum der Gesellschaft rückt.“¹⁰⁵⁰

¹⁰⁵⁰ Kapitel VII.B.2.3 „Transkript Interview mit Prof. Weiss“.

16 Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten

Davon, dass das Pressefoto des BKM mit Udo Lindenberg, die Pressekonferenz und der Text zur Bundesförderung der Bayreuther Festspiele mit Zeichengebrauch zu tun haben, davon gehen wir aus. Aber wie weit reicht das Zeichenhafte? Zählt etwa eine haushaltspolitische Maßnahme des BKM auch zum Zeichengebrauch? Hat der Gesetzgebungsprozess zum Thema Buchpreisbindung etwas Interpretatives oder Kommunikatives an sich? Wie verhält es sich mit dem Organisationserlass, der den BKM einrichtet? Wo beginnen die nichtzeichenhaften Tätigkeiten und wie lassen sich diese beschreiben?

Diese Fragen werden wir nun im Rahmen des Patchwork-Modells diskutieren. Da in der Literatur die Relevanz des Zeichenhaften, des Interpretativen und des Kommunikativen für das Politische bisher mitnichten durchdrungen wurde, werde ich außerdem herauskitzeln, was die klassische Trilogie Polity, Politics und Policy mit den zeichenhaften Tätigkeiten zu tun hat. Parallel spiegeln wir unsere Ergebnisse an den Tätigkeiten des BKM.

16.1 Blick in die Literatur

Allgemeine Unterscheidungen von Zeichengebrauch und Nicht-Zeichengebrauch

Die zeichenbezogene Literatur sortiert das Zeichenhafte, das Interpretieren und das Kommunizieren nicht systematisch, ebenso wenig grenzt sie es explizit vom Nicht-Zeichenhaften, Nicht-Interpretativen und Nicht-Kommunikativen ab. Folgende Thesen lassen sich auf Basis der in Kapitel II analysierten Entwürfe erkennen:

Bis zum 19. Jahrhundert konzipiert die Leitwissenschaft Philosophie das Zeichenhafte als ‚Hilfsarbeiter‘, dessen Aufgabe es ist, zeichenfreie, nicht-zeichenhaft zustande gekommene Gedanken zu spiegeln. Erkennen kommt hier noch ohne Interpretieren aus. Erst Cassirer lässt beides in eins fallen: „Denn das Zeichen ist keine bloße zufällige Hülle des Gedankens, sondern sein notwendiges und wesentliches Organ. Es dient nicht nur dem Zweck der Mitteilung eines fertig gegebenen Gedankeninhalts, sondern ist ein Instrument, kraft dessen dieser Inhalt selbst sich herausbildet und kraft dessen er erst seine volle Bestimmtheit gewinnt.“¹⁰⁵¹ Der Gebrauch der symbolischen Formen für ihn ist eine kreative Leistung: „Der Mythos und die Kunst, die Sprache und die Wissenschaft sind (...) Prägungen *zum* Sein: sie sind nicht einfach Abbilder einer vorhandenen Wirklichkeit“¹⁰⁵².

Eine zentrale Annahme der zeichenbezogenen Literatur ist zudem, dass das Zeichenhafte zum kommunikativen Mitteilen gebraucht wird. Es ist also ein Teil des sozialen Handelns. Wie die Sprechakttheorie herausarbeitet, lassen sich durch Kommunizieren sogar Handlungen vollziehen.¹⁰⁵³ Gerade bei den antiken Autoren schwingt mit, dass die kommunikative Praxis einen höheren Stellenwert besitzt als das schnöde Herstellen, die Poesis. Im kommunikativen Dialog entfalten sich nämlich die sozialen und vernünftigen Anlagen des Menschen, während das Herstellen nur der Befriedigung von Bedürfnissen dient.

In Theorien, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts entstehen, durchwabert das Zeichenhafte schließlich alles: Der Poststrukturalismus¹⁰⁵⁴ lässt Biologisches, Dingliches, Personales, So-

¹⁰⁵¹ Cassirer 1923, S. 18.

¹⁰⁵² Cassirer 1923, S. 43.

¹⁰⁵³ Vgl. Kapitel II „Komponenten des zeichenhaften Patchworks“.

¹⁰⁵⁴ Vgl. Kapitel II „Komponenten des zeichenhaften Patchworks“.

ziales, Ethisches, Kognitives, Affektives im Zeichenhaften aufgehen, jede Äußerung, jedes Tun ist damit Zeichengebrauch.

Der Anteil des politischen Kommunizierens am politischen Prozess

Die Politikwissenschaft beschäftigt sich in diesem Themengebiet primär mit der Relevanz des Kommunizierens im Policy-Prozess.

Eine Handvoll Autoren sieht Kommunizieren als zentrales Medium des gesamten politischen Prozesses: Jarren und Donges zufolge ist sie „der zentrale Mechanismus bei der Formulierung, Aggregation, Herstellung und Durchsetzung kollektiv bindender Entscheidungen. Insofern ist politische Kommunikation nicht nur Mittel der Politik. Sie ist auch selbst Politik.“¹⁰⁵⁵ Jarren formuliert weiter: „Definiert man Politik als die sozialen Interaktionen, die auf die Selektion, Durchführung und Durchsetzung kollektiv verbindender Entscheidungen ausgerichtet sind, so sind Politik und politische Kommunikation untrennbar miteinander verbunden.“¹⁰⁵⁶ Auch Patzelt durchzieht mit seiner Trilogie „politische(r) Arbeitskommunikation“, „politische(r) Darstellungskommunikation“ und „politische(r) Durchsetzungskommunikation“¹⁰⁵⁷ den gesamten politischen Prozess kommunikativ. Noch deutlicher arbeitet Oberreuther die Relevanz des Kommunizierens heraus: „(G)anz gleich, ob man Politik traditionell mit Macht, Werten, Konflikten oder dem Gemeinwohl verknüpft oder ob man sie, wie mittlerweile üblich, als den Prozeß der Herstellung allgemein verbindlicher Entscheidungen auffaßt – die Frage bleibt, wie Macht, Werte oder Gemeinwohl verwirklicht, wie Konflikte ausgetragen oder Verbindlichkeit hergestellt werden sollen, ohne daß Kommunikation ein zentrales Medium wäre.“¹⁰⁵⁸

Andere Autoren betonen zwar ebenfalls die Relevanz des Kommunikativen, spalten es aber von der eigentlichen, echten Politik ab. Kamps lässt eine Dichotomie zwischen ‚substanzieller‘ Entscheidungspolitik und ihrer kommunikativen, symbolischen Darstellung anklingen: Er spricht von der „unbestreitbaren Dichte der Beziehungen zwischen Politik und Kommunikation“¹⁰⁵⁹, gibt aber zu bedenken, dass „Kommunikation nur einen beschränkten Teil an politischen Gestaltungsprozessen zu erklären vermag, wohl in sehr vielen Fällen eine notwendige, aber nur selten eine hinreichende Bedingung für substanzielles politisches Geschehen, für die Ergebnisse von Politik zu sein scheint.“¹⁰⁶⁰ Sarcinelli unterscheidet Herstellungspolitik und Darstellungspolitik¹⁰⁶¹, Kepplinger differenziert zwischen der entscheidungs- und darstellungspolitischen Arena. Erstere diene der Lösung politischer Probleme, Letztere verhandele Zustimmung, Mehrheiten, Wahlerfolge, wobei Massenmedien sowie die Fähigkeiten zur Selbstdarstellung ausschlaggebend seien.¹⁰⁶² Korte erklärt: „Darstellungspolitik ist medienvermittelte Politik, die sich dem Gesamtkomplex der symbolischen Politik zuordnen lässt.“¹⁰⁶³ Sie beinhalte „das gesamte Repertoire von Inszenierungstechniken eines Amtsträgers zur öffentlichen Präsentation, wozu Sprache, Gestik und symbolische Politik gehören“¹⁰⁶⁴. Entscheidungspolitik fokussiere hingegen politische Verfahrensmerkmale, etwa das „Entschei-

¹⁰⁵⁵ Jarren, Donges 2006, S. 22.

¹⁰⁵⁶ Jarren, Donges 2006, S. 21.

¹⁰⁵⁷ Patzelt 1995, S. 18.

¹⁰⁵⁸ Oberreuter 1997, S. 11.

¹⁰⁵⁹ Kamps 2007, S. 22.

¹⁰⁶⁰ Kamps 2007, S. 22.

¹⁰⁶¹ Vgl. Sarcinelli 2005, S. 94.

¹⁰⁶² Vgl. Kepplinger 1998.

¹⁰⁶³ Korte, Hirscher 2000, S. 11.

¹⁰⁶⁴ Korte 2000, S. 190-193.

dungsmanagement zur Problem- und Konfliktbearbeitung“¹⁰⁶⁵, sie unterliege nicht dem medialen Einfluss.¹⁰⁶⁶ Typisch für diese Differenzierung ist ihre Verbindung mit Effekten der Mediendemokratie.¹⁰⁶⁷ Der Scherenthese¹⁰⁶⁸ zufolge bewegten sich die Anforderungen und Bedingungen der massenmedial geprägten Darstellungspolitik und der Entscheidungspolitik in problematischer Weise auseinander¹⁰⁶⁹: „Kennzeichnend für den politischen Stil der Mediengesellschaft ist die Abkopplung der Politikdarstellung von der Politikherstellung, der Darstellungspolitik von der Willensbildung und Entscheidungspolitik in den sozialen und institutionellen Kontexten einerseits und die zunehmende Ankopplung an den Medien- und Meinungsmarkt andererseits“¹⁰⁷⁰, konstatiert Sarcinelli. Parallel wird eine Verschmelzung von Darstellungspolitik und Entscheidungspolitik angenommen: Sarcinelli formuliert: „These 3: Politik ist in der Regel nicht zum ‚Nennwert‘ zu haben. Deshalb ist Inszenierung von Politik in der Mediengesellschaft ein elementarer Bestandteil der ‚Darstellung‘ und ‚Wahrnehmung‘, zunehmend aber auch der ‚Herstellung‘ von Politik.“¹⁰⁷¹

Ich denke, wir sollten viel grundlegender und gründlicher an die Sache herangehen, um das Kuddelmuddel zu entwirren und insbesondere den leidigen Dualismus zwischen ‚eigentlicher‘ Politik und Kommunizieren zu entsorgen.

16.2 Abgrenzung: Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten

Jeder Mensch übt ja eine ganze Reihe verschiedenartigster Tätigkeiten aus: Er wählt einen politischen Repräsentanten, er gießt Blumen, er legt einem Geisteskranken eine Zwangsjacke an, er schreibt einen Brief an seine Frau, er denkt nach, er gestaltet eine Marmorstatue, er erkennt ein Pferd, er bindet sich die Schuhe, er kauft ein Auto etc. Lassen Sie uns diese menschlichen Tätigkeiten grobmaschig sortieren.

16.2.1 Individuelle Tätigkeiten

Die erste Gruppe von Tätigkeiten ist nicht sozial dimensioniert. Davon ist ein Teil zeichenhaft geprägt. Ein zweiter basiert auf dem Zeichenhaften, setzt die zeichenhaft prozessierte Intention dann aber zeichenfrei um.

16.2.1.1 Denkerische Prozesse

Beim Nachdenken relationiert ein Mensch auf Basis von Prozessierungsregeln Signifikate untereinander, ohne einen Signifikanten zu rezipieren oder zu äußern. Er denkt zum Beispiel über eine schöne Frau nach. Denken ist damit zeichenbasiert, es vollzieht aber keinen interpretativen Prozess, denn die materiell wahrnehmbare Äußerung fehlt. Denken ist auch nicht sozial ausgerichtet, es verbleibt im Inneren. Trotzdem ist es an kommunikativ vermittelte, zeichenbezogene Fähigkeiten gebunden, ohne diese kommt es nicht besonders weit.

Politische Entscheidungsträger und einfache Bürger denken im regelgebundenen Prozessieren von Signifikaten z. B. über die politische Welt, über den politischen Gegner und die Verbündeten, über die politischen Tugenden, Normen und Vernunftmaßstäbe nach. Der BKM

¹⁰⁶⁵ Korte, Hirscher 2000, S. 11.

¹⁰⁶⁶ Vgl. Korte 2004, S. 201.

¹⁰⁶⁷ Vgl. Kapitel III.11.6 „Wirkungen des Mediums bzw. des Massenmediums auf die Gestaltung der Emission“.

¹⁰⁶⁸ Vgl. Jarren, Donges, Weißler 1996, S. 10.

¹⁰⁶⁹ Vgl. Korte 2000, S. 13.

¹⁰⁷⁰ Sarcinelli 2005, S. 94.

¹⁰⁷¹ Sarcinelli 1998, S. 150.

macht sich beispielsweise Gedanken über die Bundeskulturstiftung, die er bald umsetzen möchte. Er überlegt sich ein kluges Stiftungskonzept auf Basis von Erfahrungssignifikaten.

16.2.1.2 Rezeptives Interpretieren

Wenn ein Mensch rezeptiv interpretiert, werden Signifikanten aufgrund von Prozessierungsregeln mit Signifikaten verknüpft. Beispielsweise interpretiert er ein materielles Ding als Pferd, als Auto und erkennt, versteht es damit. Mit Cassirer möchte ich dafür plädieren, dass der rezeptive Prozess dem Prozess des Erkennens entspricht. Daraus folgt: Was zeichenhaft ist, ist erkennbar. Was erkennbar ist, ist zeichenhaft. Sämtliche verstehbaren Formen – vom Körper Angela Merkels über die Teetasse bis zu den Schmerzen im Bein, dem Foto des BKM mit Udo Lindenberg und dem Satz „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht*“¹⁰⁷² – sind somit Gegenstand interpretativer Prozesse. Der rezeptive Interpretationsprozess bildet damit die Grundlage des menschlichen Wissens über die äußere Welt. Dabei ist er ein individueller Akt. Ohne Informationen aus der sozialen, insbesondere kommunikativen Interaktion wird die Reichweite dieser Erkenntnisse aber ebenfalls recht gering bleiben.

Alles, was wir politisch erkennen, ist für uns zeichenhaft, es ist Gegenstand interpretativer Prozesse: Politische Akteure erkennen sich so gegenseitig, sie verstehen den Bundesadler, den Bundestag, den Staatshaushalt und können politische Konstellationen einschätzen. Der Staatsminister für Kultur und Medien interpretiert hier vielleicht die deutsche Förderlandschaft für innovative und grenzüberschreitende Kunstprojekte und kommt zum Schluss, dass die Mittel, die bereitgestellt werden, nicht ausreichen. Er analysiert z. B. die föderalistische Gemengelage in der deutschen Kulturpolitik und leitet daraus Handlungsoptionen ab.

16.2.1.3 Emissives Interpretieren

Die emissive Interpretation ist in ihrer Konzeption und ihrer Sinnhaftigkeit für den Interpretierenden ebenfalls zeichenhaft. In ihrer Umsetzung ist sie gleichzeitig eine physikalische Kraftausübung auf ein als materiell wahrgenommenes Ding: Ein Mensch äußert oder gebraucht in diesem Rahmen also einen Signifikanten, den er auf Basis von Prozessierungsregeln mit einem bestimmten Signifikat verbindet. In der Emission des Signifikanten oder seinem werkzeughaften Gebrauch wird Materielles physikalisch manipuliert. Die materiellen Objekte prozessieren natürlich keine kognitiven oder emotionalen Signifikate, sie verstehen nicht, sie verfolgen keine Absicht, der Erfolg des Einwirkens hängt nicht von ihrer Akzeptanz ab. Wenn wir Blumen gießen, werden diese ohne ihr Zutun, ohne ihre Einwilligung gegossen. Wenn wir Schnürsenkel binden, werden diese zur Schleife geformt, ohne dass sie dabei mitdenken oder protestieren könnten. Tiere werden geschlachtet, egal ob sie wollen oder nicht. Wenn wir die Tür zuschlagen, fällt diese ins Schloss, ohne dass sie damit eine Absicht verfolgen könnte.

Ob der produktive interpretative Eingriff klappt, hängt von der physikalischen Kraft des Interpretierenden ab. Den Marmorbrocken etwa können die alten Römer nur transportieren, weil sie Transportwerkzeuge herstellen können. Diese Tätigkeitsart entspricht dem typischen Umgang des Menschen mit der unbelebten Welt oder auch den Tieren. Der Mensch greift in die Natur ein, er verändert ihren physikalischen Zustand, sofern er stark genug ist. Nichtsdestotrotz setzen Herstellung und Gebrauch elaborierter Signifikanten auch hier voraus,

¹⁰⁷² Damit begründen wir zirkulär unsere Einstiegsvermutung.

dass der Interpretierende über vorhergehende kommunikative Interaktion auf kollektive zeichenbezogene Fähigkeiten zugreifen kann.

Auf den Punkt gebracht heißt dies: Aller Sinn, den wir sinnlich ausdrücken können, ist zeichenhaft. Was zeichenhaft ist, lässt sich sinnlich ausdrücken.

Die Tätigkeitsform des produktiven Interpretierens ist im politischen Kontext häufig anzutreffen. Auf Dinge der unbelebten Natur oder auch Tiere wird Zwang ausgeübt, etwa beim Bau von Autobahnen, Deichen und Regierungsgebäuden oder beim Töten von Problembär Bruno. Kulturpolitiker transferieren finanzielle Mittel auf das Konto kultureller Stiftungen, sie beschreiben Papier mit dem Text eines Gesetzes, sie zerschneiden im Rahmen der Eröffnungsfeierlichkeiten das rote Band vor dem Eingang der Kunsthalle, sie fahren den Dienstwagen, legen den Grundstein für öffentliche Bauten.

Der BKM wirkt im Rahmen fiskalischer Maßnahmen auf Geldmittel mit, im Bereich der Konzeption, Bautätigkeit und Renovierung von Kultureinrichtungen ist er beteiligt an infrastrukturellen Maßnahmen, etwa der Gedenkstättenkonzeption oder der Planung des Berliner Stadtschlosses. Der Amtsträger geht mit diversen Dingen zeichenhaft um, etwa wenn er eine Rede schreibt, wenn er sich in das Goldene Buch einer Stadt einträgt oder in seinem Dienstwagen Platz nimmt.

16.2.2 Sozial gerichtete Tätigkeiten

Eine zweite Gruppe von menschlichen Tätigkeiten ist sozial, zwischenmenschlich ausgerichtet. Ein Teil davon ist zeichenhaft, somit kommunikativ. Ein anderer ist in der Konzeptionsphase zeichenhaft, in der Umsetzung der Interaktion kommt er aber ohne zeichenhafte Äußerungen aus.

16.2.2.1 Physikalische Kraftausübung auf Menschen

Diese Tätigkeitsform überträgt das Prinzip der physikalischen Einwirkung auf Materielles, auf ein menschliches „Subjekt“¹⁰⁷³. Der Interpretierende wird produktiv, er äußert einen Signifikanten oder gebraucht ihn, um den physikalischen Zustand eines anderen Menschen zu modifizieren: Auf Letzteren wirken dann Kräfte ein, ohne dass Sinn und Absicht kommuniziert wird. Das Ziel des Einwirkenden ist nicht das Verstehen oder die Akzeptanz des Subjekts, sondern einfach die Kraftausübung, die physische Manipulation, die Zwangsausübung. Das menschliche Gegenüber wird so zum materiellen Objekt degradiert. Ein Beispiel dafür ist das Umdrehen eines Schlaganfall-Patienten durch den Krankenpfleger, das Anlegen einer Zwangsjacke durch den Psychiater, das Einsperren des Kindes im Kinderzimmer durch die entnervte Mutter sowie das Töten des feindlichen Soldaten im Krieg. Ein Grund für derartige Einwirkung kann also sein, dass eine Einschränkung der mentalen, zeichenbezogenen Fähigkeiten des „Subjekts“ vermutet wird, oder auch, dass der Wunsch nach Durchsetzung einer Intention unbedingt und die angenommene Akzeptanzbereitschaft des Subjekts minimal ist. Diese Tätigkeitsform schließt wohlgerne nicht aus, dass die Subjekte interpretieren und intentional agieren, doch kommt es auf ihren Willen nicht an. Der Psychiater kümmert sich schließlich nicht um die schizophrenen Phantasien des Geisteskranken, wenn er ihn mit einer Zwangsjacke ruhigstellt. Der Erfolg dieser Tätigkeitsform beruht auf der Regel: Der Stärkere gewinnt.

¹⁰⁷³ Mit diesem Neologismus möchte ich ausdrücken, dass der Rezipient durch physische Gewalt, wie ein Ding beeinflusst wird.

In einigen Fällen üben auch politische, behördliche Akteure direkten, körperlichen Zwang auf Menschen aus, ohne dass Sinnverstehen, Akzeptanz von Geltung und Folgen erforderlich wären. Beispiele dafür sind kriegerische Handlungen, die Abschiebung von Asylanten, Zwangsräumungen von Schuldner, Inhaftierungen von Verbrechern oder Zwangseinweisungen in die Psychiatrie. In der Demokratie sind für die physische Kraffteinwirkung Spezialisten zuständig: die Soldaten, die Vollzugsbeamten, die Zwangsvollstrecker. Doch wird in Demokratie, Rechtsstaat und Marktwirtschaft – aufgrund der Orientierung am Bild mündiger, freier und gleicher Bürger – Wert auf politische Instrumente gelegt, die möglichst zwangsfrei agieren. Die Eingriffsintensität des staatlichen Handelns soll möglichst gering sein, der Staat soll sich mäßigen, zurückhalten. Direkte physische Zwangsmaßnahmen gelten daher nur als legitim, wenn vorherige diplomatische, behördliche kommunikative Kooperationsversuche gescheitert sind oder akute, existenzielle Gefahr für die Staatsbürger besteht.

Die aktuelle deutsche Kulturpolitik kommt ohne derartige Zwangsmaßnahmen aus, was an ihrem kompetenzrechtlichen Zuschnitt liegt. Im Rahmen der Kunstpolitik ist sie durch die grundgesetzlich verbürgte Kunstfreiheit zur obrigkeitsstaatlichen Zurückhaltung angehalten.¹⁰⁷⁴ Sie reguliert und fördert eher das kulturelle Geschehen, als dass sie hoheitlich Zwang ausübt. Obwohl Künstler von Berufs wegen zur Grenzüberschreitung und zur wilden Kreativität neigen, werden sie gerade nicht zwangseingewiesen oder inhaftiert. Der heute gepflegte Stil der deutschen Kulturpolitik würdigt das Schöngeistige, Kreative, er ist nicht brachial. Die nationalsozialistische Diktatur hingegen verstand Kulturpolitik durchaus als Zwangsmittel, inhaftierte etwa regimekritische Autoren und warf ihre Bücher ins Feuer.

16.2.2.2 Kommunikative Interaktion

Wieder wird produktiv interpretiert, um auf einen anderen Menschen einzuwirken. Der Interpretierende stellt dabei einen materiellen Signifikanten her oder gebraucht ihn in einem bestimmten situationellen Kontext. Der Staatsminister für Kultur und Medien führt den Stift in der Hand über das Briefpapier und schreibt „Bayreuth“, ein Künstler schafft eine Statue durch Bearbeitung des Marmors mit dem Meißel. Die Bearbeitung oder der Gebrauch dieses Materials dienen hier der Realisierung der kommunikativen Intention. Der signifikante Brief, die Marmorstatue werden in der sozialen Interaktion gebraucht, sie bilden den Anreiz zur rezeptiven Interpretation, zur Kommunikation, sie werden geäußert, damit ein Rezipient den entsprechenden Sinn zeichenhaft interpretiert, versteht und seine Geltungsansprüche samt Folgen akzeptiert. Selbstverständlich ist die Einordnung einer sozialen Tätigkeit als kommunikative Emission als Anreiz zur Rezeption oder als zwangsweise Einwirkung wiederum eine Interpretation. Nur Emittent und Rezipient können entscheiden, ob der eine die Tür zuschlägt, damit sie ins Schloss fällt oder ob er dem anderen mit dem lauten Knall seine Wut kommunizieren möchte.

Kommunizieren unterscheidet sich nun stark von der physikalischen Kraftausübung auf andere Menschen: Der Rezipient agiert hier kognitiv, affektiv, konativ eigenständig. Er prozessiert den an ihn gerichteten Signifikanten, möglicherweise versteht er Sinn und akzeptiert Geltung. Der Rezipient hat aber – je nach persönlichen Erfahrungen, nach Stringenz entsprechender Institutionalisierungen, nach Machtverhältnissen, nach intra- und extrakommunikativen Ressourcen und Fähigkeiten – einen gewissen Interpretationsspielraum, was den Sinn angeht, sowie einen gewissen Freiheitsspielraum, was die Reaktion auf die Geltungsabsicht betrifft. Wenn der BKM den Satz „*Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird*

¹⁰⁷⁴ Vgl. Kapitel III.6.3.3 „Exkurs: Rechtliche Ressourcen des BKM“.

erhöht“ veröffentlicht, kann ich vielerlei hineininterpretieren, ich kann ihn für wahr und falsch, für politisch richtig oder fehlgeleitet, für aufrichtig oder für eine schamlose Lüge halten. Die Folgen des Kommunizierens liegen hier nicht wortwörtlich in der Hand eines Einwirkenden, sondern sie werden vom Rezipienten letztlich selbst entschieden und umgesetzt. So wird das Kommunizieren – anders als physische Einwirkung – dem Bild eines freien, mündigen Menschen gerecht. Allerdings muss in seltenen Momenten Kommunizieren nicht mit mehr Freiheit gesegnet sein als die physische Zwangseinwirkung: etwa im Spezialfall des propagandistischen Kommunizierens, wo der Emittent den Spielraum des Rezipienten gegen null tendieren lässt.¹⁰⁷⁵

Jedenfalls ist diese zeichenhafte, kommunikative Tätigkeitsform typisch für den sozialen Umgang von Menschen untereinander, eingeschränkt auch mit Tieren. Da die semantische Bandbreite hier sehr viel größer ist als bei der physischen Kraftausübung und Sinn und Geltung über Speicherung und Erinnerung im Gehirn auch in der Zukunft eine starke Wirkung entfalten, erlaubt Kommunizieren weitaus elaboriertere Interaktion und mehr Nachhaltigkeit als die physische Einwirkung.

In modernen Demokratien ist die kommunikative Form das Mittel der Wahl. Der politische Gegner wird meist nicht verprügelt, sondern mit kommunikativen Argumenten bekämpft. Bürger engagieren sich politisch, indem sie bei Demonstrationen ihren Körper als kommunikatives Zeichen des Protests einsetzen, indem sie am Stammtisch über Politik diskutieren oder indem sie eine Petition schreiben und an einen Landtagsausschuss adressieren. Sie gehen wählen, geben ihre Stimme schriftlich als Zeichen ihrer Unterstützung ab. Der Verbandsvertreter artikuliert seine Geltungsabsichten, etwa indem er ein Positionspapier schreibt und in Umlauf bringt. Der Abgeordnete äußert sich im Plenum des Parlaments, drischt im Bierzelt populistische Phrasen und plaudert in seiner Sprechstunde mit Bürgern und überzeugt im Hörfunkinterview potenzielle Wähler von seiner Partei. In der Demokratie ist es geradezu ein normatives Gebot, politisch-kommunikativ zu agieren, auf Verstehen und Einverständnis des Mitbürgers zu setzen und den Zwang zu minimieren.

Der BKM ist ein originär kommunikatives Amt. Er führt kommunikativ, indem er seine Positionen im politischen Entscheidungsprozess kundtut, zur Debatte stellt, indem er kommunikative Policies lanciert, indem er politische Projekte kommunikativ vollzieht und sich an öffentlichen Diskursen über die kulturelle Polity beteiligt, kommunikativ repräsentiert und Rituale vollzieht.

16.2.3 Zeichenhaftes, Interpretatives und Kommunikatives im Politischen

Um das Gesagte noch einmal zu verdeutlichen, werde ich diese Überlegungen nun an der Trias von Polity, Politics und Policy durchexerzieren, die nach allgemeinem Dafürhalten das Politische aus verschiedenen Perspektiven abdeckt.¹⁰⁷⁶ Die unendliche Relevanz des Zeichenhaften, des Interpretativen und des Kommunikativen für das Politische sollte Ihnen dabei wie Schuppen von den Augen fallen.

¹⁰⁷⁵ Vgl. Kapitel III.8 „Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch“ und III.13 „Strategisches Kommunizieren“.

¹⁰⁷⁶ Letztlich ist diese Dreiteilung so stark in sich verflochten, dass sie wenig sinnvoll erscheint: Wenn das Gliederungskriterium Inhalt vs. Form wäre, dann liegt die Polity über Kreuz. Wenn das Gliederungskriterium Fundament und konkrete Akte wären, dann könnten wir Policy und Politics in eins fassen.

16.2.3.1 Polity-Dimension

Der Terminus „**Polity**“ steht bekanntermaßen für die Form des Politischen. Er bezeichnet die grundlegenden Institutionen, wie die Verfassung eines Staates, die Verfahrensnormen, den organisatorischen Aufbau.¹⁰⁷⁷ Zur kulturpolitischen Polity würde ich zum Beispiel die kulturbezogenen Normen des deutschen Grundgesetzes zählen, etwa die Kunstfreiheit, die kulturpolitische Kompetenzverteilung, das deutsche Selbstverständnis als Kulturstaat, als Nation der ‚Dichter und Denker‘ sowie die Pervertierung dessen im Nationalsozialismus.

Die Polity geht meines Erachtens – zumindest in einer Demokratie – weitgehend im Zeichenhaften, im Denken, im Interpretieren und Kommunikativen auf: Eine Polity-Institution wird anfangs zeichenbasiert als Komplex von Signifikaten und Prozessierungsregeln erdacht. Der Denkende äußert seine institutionelle Idee in Form eines signifikanten Textes und richtet diesen kommunikativ an Bürger oder politische Entscheidungsträger. Er möchte schließlich, dass sein Zeichenhaftes allgemeinverbindlich institutionalisiert wird. Häufig kommt es nun zu kommunikativen Debatten, zum Nachdenken über und Äußern von Gegenvorschlägen. Akzeptieren entscheidungsbefugte Rezipienten die Geltung der neuen Institution, ist sie eine beschlossene Sache. Sie wird in einer bestimmten signifikanten Form fixiert, etwa als Text des Grundgesetzes, als Vertrag von Lissabon, als Organisationserlass des BKM. Zudem wird die Polity-Dimension durch besondere, häufig gar personale Symbole kommunikativ präsentiert, vergegenwärtigt, konkret interpretativ erfahrbar gemacht und in kommunikativen Riten und Ritualen ausagiert¹⁰⁷⁸, etwa wenn der Bundeskanzler dem designierten BKM die Ernennungsurkunde überreicht.

Im Rahmen von kommunikativen Sozialisationsprozessen lernen nun die Zielgruppen die Polity-Institution kennen, wie es dem rechtsstaatlichen Transparenzgebot entspricht: Sie sollen sie verstehen, sie sollen ihre Geltung für ihr Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln akzeptieren. Zum Beispiel lernt jeder Staatsbürger seine Grundrechte im schulischen Sozialkundeunterricht oder beim hessischen Einbürgerungstest. Er weiß dann, dass die Würde des Menschen unantastbar ist, dass jeder Bürger das Recht der Kunstfreiheit genießt und die Bundesländer über die Kulturhoheit verfügen. Kulturverwaltungsbeamte bekommen in einer Schulung gesagt, wie sie eine Ausführungsbestimmung richtig anwenden. Adäquate Interpretationen der Polity-Institution werden also in kommunikativen Prozessen verbreitet, sie verankern sich in den mentalen Signifikaten der Bürger und entfalten darüber ihre Wirkung auf das Denken, das produktive und rezeptive Interpretieren und das Kommunizieren.

Inhaltlich kann sich eine politische Institution auf alle menschlichen Tätigkeiten erstrecken, vom Denken über das Erkennen und Kommunizieren bis hin zur physischen Einwirkung. Sie kann beispielsweise festlegen, dass die deutsche Flagge schwarz-rot-goldene Farben trägt. Diese Regelung institutionalisiert einen bestimmten Zeichengebrauch. Jeder, der nun über diesen nachdenkt, ihn erkennt, ihn herstellt oder einem anderen zeigt, bezieht sich auf diese. Eine politische Institution kann aber gleichermaßen physische Kraftanwendung auf Materielles oder Menschen vorschreiben, etwa wenn es sich um eine Straßenbauordnung oder die Richtlinien zur Zwangseinweisung handelt. In Texten geäußerte politische Institutionen müssen wiederum interpretativ ausgelegt werden, von jedem einzelnen Rezipienten und häufig auch durch professionelle Interpreten, etwa wenn die Richter am Bundesverfassungsgericht Urteile zu Art. 5 Grundgesetz fällen.

¹⁰⁷⁷ Vgl. Nohlen 1995, S. 456.

¹⁰⁷⁸ Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“.

Die **demokratische, rechtsstaatliche Polity** kennzeichnet dabei eine prinzipielle Bevorzugung des Kommunikativen gegenüber der körperlichen Einwirkung. Dies liegt letztlich im humanistischen, rationalen Menschenbild und den damit verbundenen Menschen- und Bürgerrechten begründet: Freiheitsspielräume sollen möglichst weit aufgehalten werden. Die Gleichheit jedes Bürgers, jedes Kommunizierenden wird betont, sie ist unabhängig von der individuellen körperlichen Stärke. Der Bürger soll verstehen, akzeptieren, mitentscheiden, wählen, er wird als politisch Interpretierender und Kommunizierender ernst genommen. Gleichzeitig zeichnet sich die demokratische Polity durch die Teilung der personalen kommunikativen Herrschaft aus. Sie ist verteilt auf plurale Kommunizierende (horizontale und vertikale Gewaltenteilung), sie wird in regelmäßigen Zeitabständen neu verteilt (temporale Gewaltenteilung), sie ist klar begrenzt und endet an unveräußerlichen Rechten des kommunikativ Beherrschten (Grundrechte, Menschenrechte), sie ermöglicht vielfältige Interpretationen ohne Sanktionierung. Typisch für Demokratien sind weiter die zweiseitigen, multiplen Kommunikationsprozesse, vom Bürger zum Politiker und vice versa. Personale Herrschaft wird in dieser Polity legitimiert durch Transparenz und Partizipation durch Kommunikation.

Anders in **autokratischen, totalitären Diktaturen**: Die Beherrschten werden nicht als mündige politische Bürger gesehen, die rational entscheiden können und Interpretationen vorschlagen und ablehnen dürfen. Kommunizieren dient so höchstens der narzisstischen Selbstdarstellung des Diktators oder der Akklamation, im Zweifel regiert die körperliche Gewaltanwendung. Die kommunikative Herrschaft liegt hier dauerhaft und konzentriert sich beim Diktator. Diesem sind alle kommunikativen Mittel inklusive der schwarzen Propaganda erlaubt, um die Bürger zu beherrschen. Er herrscht absolut, dem Bürger bleibt kein Interpretations- oder Freiheitsspielraum in der Akzeptanz von Konsequenzen. Die Zeichen sind quasi hegemonial interpretiert. Das Kommunizieren erfolgt top-down, vom Herrscher zum Bürger.

Wenn wir die Anlässe des öffentlichen Kommunizierens des BKM explorativ den einzelnen Dimensionen von Polity, Politics und Policy zuordnen, spielen Polity-Aspekte eine nicht unbedeutende Rolle. Im Fokus stehen dabei der deutsche Kulturföderalismus und seine Reform sowie Aspekte des deutschen Selbstverständnisses, wie die kulturelle Identität und Integration, die kulturellen Werte, der Umgang mit der deutschen Geschichte oder der deutschen Sprache. In diesem Rahmen übt der BKM seine repräsentative Funktion aus, er knüpft an die großen, kulturpolitischen, identitätsbezogenen Debatten der Zeit an, er verleiht der Bundeskulturpolitik eine Stimme, handelt für sie.

16.2.3.2 Policy-Dimension

Die „**Policy**“ zielt auf die inhaltliche Dimension von Politik ab, hier stehen die konkreten politischen Ziele und Aufgaben sowie die politischen Programme, mit denen die Probleme gelöst werden sollen, im Vordergrund. Auch die Policy-Dimension ist – in einer Demokratie – weitgehend durchwirkt vom Zeichenhaften, vom Denken, vom Interpretieren und Kommunizieren:

Wie die Polity, so kommt auch ihre kleine Schwester, die Policy, in einem zeichengeprägten Prozess auf die Welt. Wenn wir uns am Policy-Cycle¹⁰⁷⁹ orientieren, steht das konzeptionelle Nachdenken am Anfang, die entwickelte Policy-Idee findet Niederschlag in einem Signifikantenkomplex, sie wird kommunikativ geäußert, auf die politische Agenda gesetzt. Nun debattieren Journalisten, Verbandsvertreter, Politiker, Bürger diesen Vorschlag, formu-

¹⁰⁷⁹ Vgl. Jann, Wegrich 2003.

lieren eigene Varianten. Der Konflikt dreht sich darum, welche Situationsdefinition nun wahr ist, welches politische Programm richtig ist. Möglicherweise wird die Policy als signifikanter Gesetzestext ins parlamentarische Verfahren eingespeist, sie wird dann von Abgeordneten in Ausschüssen und im Plenum kommunikativ behandelt. Wenn das erforderliche Quorum befugter Rezipienten die Geltung dieses speziellen Policy-Textes etwa in einer Abstimmung akzeptiert, ist die Policy als Institution etabliert. Der BKM sieht zum Beispiel Förderbedarf im Bereich der innovativen und internationalen Kunstförderung. Als Problemlösung bringt er die Idee der Bundeskulturstiftung vor, er argumentiert mit den Vertretern der Bundesländer in der Frage der Kompetenzen des Bundes in diesem Feld. Er bringt seinen Vorschlag den Abgeordneten des Deutschen Bundestags zu Gehör. Schließlich stimmt das Kabinett der Einrichtung der Stiftung zu, die entsprechende Urkunde wird ausgefertigt.

Nun muss die Policy veröffentlicht und in Sozialisationsprozessen verankert werden, damit die Bürger sie verstehen und ihre Geltung und entsprechende Folgen für ihr Denken, Fühlen, Handeln akzeptieren. Dieser Prozess ist rein kommunikativ dimensioniert. Ein Gesetz beispielsweise wird im Bundesgesetzblatt für alle Bürger veröffentlicht, parallel vielleicht von der Bildzeitung erklärt. Die Einrichtung der Bundeskulturstiftung wird per Pressemitteilung, per Interview und in einem Festakt öffentlich geäußert.

Betrachten wir die einzelnen Policies näher: Die Politikwissenschaft differenziert hier Hard und Soft Policies: Erstere setzen und verändern rechtliche Institutionen, setzen fiskalische Mittel ein oder wenden gar physische Gewalt an. Das Kommunizieren dient hier der Aushandlung, der Implementation, teils wirkt die Hard Policy auch auf den Zeichengebrauch.

Hard Policies

Eine **regulative Hard Policy** beispielsweise setzt Recht, sie etabliert Gebote und Verbote und prozedurale Normen. Zumindest zum Teil ist das Recht also ein kommunikatives politisches Instrument: Schließlich institutionalisiert es eine rechtliche Geltung, schreibt Rechte und Pflichten im Zeichengebrauch und in der physischen Einwirkung hoheitlich fest, übt so mehr oder weniger starken institutionellen Zwang auf das Interpretieren und Kommunizieren aus. Damit teilt die Regulierung kommunikative Ressourcen zu und strukturiert Machtverhältnisse im Zeichengebrauch. Darüber hinaus wird regulative Politik in erster Linie kommunikativ implementiert, etwa durch Veröffentlichung im Bundesgesetzblatt oder durch Information in den Massenmedien. Wenn die Kommunikation misslingt, etwa Bürger das Gesetz nicht verstehen oder die Konsequenzen nicht beachten, sind Sanktionen möglich. Diese sind ebenfalls häufig kommunikativ dimensioniert, etwa eine Rüge, ein Richterspruch mit Verurteilung auf Bewährung. Oder sie wirken physisch auf Sachen ein, etwa als Geldstrafe. Im Extremfall, bei schwerer Widersetzung, schweren Vergehen gegen die zeichenhafte Ordnung, wird auch körperlicher Zwang eingesetzt, etwa bei der Abführung in Handschellen. Auch Letzteres hat für den Abgeführten wie auch für die Zuschauer eine kommunikative, in diesem Fall abschreckende Wirkung. Der BKM war im Rahmen der Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin an einer Reihe derartiger juristischer Policies beteiligt, etwa im Rahmen der gesetzlichen Regelung zur Buchpreisbindung, der Reform des steuer- und zivilrechtlichen Stiftungsrechts.¹⁰⁸⁰

Fiskalische Hard Policies schichten finanzielle Ressourcen um. Dabei wird produktiv interpretiert, auf finanzielle Sachverhalte, Konten, Gelder wird zwangsweise eingewirkt. Daneben hat aber auch die Fiskalpolitik einen nicht zu unterschätzenden kommunikativen Aspekt: Po-

¹⁰⁸⁰ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c.

litiker kommunizieren mittels distributiver, redistributiver Maßnahmen politische Priorität, sie konstatieren Förderwürdigkeit oder Einsparpotenzial. Sie steuern damit auch die kommunikativen und nicht-kommunikativen Folgehandlungen der Bürger. Standortbezogene Subventionen sorgen für Unternehmensansiedlungen, Steuern für weniger Nachfrage. Daneben wirken finanzielle Maßnahmen wiederum auf extrakommunikative Ressourcen und so wieder auf interpretative, kommunikative Machtverhältnisse und Erfolgchancen. Auch fiskalische Maßnahmen nimmt der BKM vor, wie seine Haushaltsaufstellung zeigt.¹⁰⁸¹ Gerade die Finanzierung von Berliner und ostdeutschen Kultureinrichtungen kommuniziert deren gesamtdeutsche Relevanz.

Die **Einrichtung von Infrastruktur**, die unmittelbare Bereitstellung von Gütern und Dienstleistungen, etwa der Bau eines Gebäudes, die Anbindung von Gebieten an das DSL-Netz, der Bau einer Autobahn, ist ebenfalls in erster Linie eine nicht-kommunikative Einwirkung auf Gegenstände. Doch auch hier ist die zeichenhafte Grundierung nicht zu übersehen: Auch die Infrastruktureinrichtung kommuniziert politische Priorität und verschiebt die (kommunikative) Ressourcenverteilung, möglicherweise wird ein neuer kommunikativer Akteur, eine Behörde als Kontaktpunkt eingerichtet. Auch dieses Policy-Instrument nutzt der Staatsminister für Kultur und Medien Nida-Rümelin in seiner Amtszeit, etwa indem er sich an der architektonischen Planung des Berliner Stadtschlusses beteiligt oder die Kulturstiftung des Bundes aufsetzt.

Im öffentlichen Kommunizieren des BKM spielen Hard-Policy-Anlässe die Hauptrolle: In der Phase des Agenda Settings und im Politikformulierungsprozess bezieht der BKM Position, er macht eigenständige Vorschläge, kommentiert die Überlegungen politischer Befürworter und Gegner und versucht die Rezipienten von seinen Sinngehalten zu überzeugen. Typisch für das Kommunizieren aus diesem Anlass sind öffentliche Reden, v. a. im Deutschen Bundestag, sowie Beiträge bei Podiumsdiskussionen oder Talksendungen. Teils werden auch Interviews oder Pressemitteilungen genutzt. In dieser Phase setzt der BKM also neue politische Ideen auf die Agenda, wirkt innovativ. Weiter schaltet er sich in politische Debatten ein, positioniert sich, argumentiert für seine Position.

Weiter informiert der BKM hier über die Ergebnisse der Hard-Policy-Formulierung, stellt politische Entscheidungen vor. Typisch für diese Art des Kommunizierens sind Pressemitteilungen und Interviews zu Plenarsitzungen, zur Verabschiedung von Gesetzen, zur Veröffentlichung politischer Konzeptionen.

Finale Hard Policies werden damit kommunikativ bekannt gemacht, erläutert, begründet. So wird Transparenz hergestellt, die Rezipienten werden über künftige Rechte und Pflichten informiert, sie können sich so ein Urteil über die Leistungen der Bundesregierung bilden.

Weiter werden Hard Policies vom BKM kommunikativ implementiert, zum Beispiel bei der Ausschreibung zur Drehbuchförderung.¹⁰⁸² Ein Sonderfall ist dabei der Vollzug einer Hard-Policy-Entscheidung im performativen Akt. Hier wird beispielsweise die Thüringer Landesliste des Programms Kultur in den neuen Ländern während einer Pressekonferenz von dem BKM und dem Kultusminister des Landes Sachsen-Anhalt, Gerd Harms, unterzeichnet.¹⁰⁸³ Dieser performative Akt ist eine symbolische Inszenierung, die diese Entscheidung zelebriert, ihre Relevanz feierlich herausstreicht. So wird die Policy-Entscheidung bekannt gemacht, positiv dargestellt, weiter werden die Protagonisten als Unterstützer der Kultur in den

¹⁰⁸¹ Vgl. Kapitel III.6.3 „Empirische Daten: Ressourcen des BKM“.

¹⁰⁸² Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001r.

¹⁰⁸³ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001m.

neuen Ländern ins Bild gesetzt, die geteilte Verantwortung von Bund und Ostdeutschland symbolisiert.

Die **Evaluierungsphase** wiederum ist eine kommunikative, etwa wenn demoskopische Methoden einfließen, oder eine interpretative, wenn Bewertungen der Außenwelt vorgenommen werden.

Soft Policies

Die Soft Policies hingegen nutzen Kommunizieren selbst als Instrument politischer Steuerung. Sie setzen in erster Linie auf kommunikative Persuasion, um kommunikative Wirkung auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Bürger zu entfachen. In Abgrenzung zum Politics-Kommunizieren ist das Kommunizieren also hier nicht Mittel der Politikformulierung, der Konfliktlösung o. Ä., sondern als politische Maßnahme Ergebnis dieses Prozesses. Das kommunikative Instrument richtet sich an politische Zielgruppen, etwa Bürger, Unternehmen, Verbände. Hier werden teils formalisierte kommunikative Kampagnen umgesetzt, die für Nichtraucher werben oder über die elektronische Gesundheitskarte informieren. Kommunikative Plattformen werden eingerichtet, um die politikferne Selbststeuerung qua kommunikativen Austausch der beteiligten bzw. betroffenen Akteure zu ermöglichen. Kommunikative Verhandlungen werden geführt, um mit Unternehmen oder Bürgern freiwilligen Konsens zu erzielen. Teils wird auch durch weniger formalisierte kommunikative Akte direkt auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Rezipienten eingewirkt. Der Bundespräsident hält zum Beispiel eine wegweisende Weihnachtsansprache, der BKM referiert über die Erinnerungskultur. Im performativen Kommunizieren kann eine Soft Policy dabei direkt kommunikativ umgesetzt werden.

Je stärker jedenfalls der kommunikative Charakter eines Instruments, desto größer ist meist der Freiraum der Rezipienten bzw. Politikbetroffenen in der Annahme von Geltungsansprüchen. Das kommunikative politische Schwert ist allerdings zweischneidig: Der geringe Grad an Restriktion oder Eingriffsintensität birgt das Risiko eines implementativen Misserfolgs durch die Ablehnung des Geltungsanspruchs.¹⁰⁸⁴ Doch ist im Falle von Geltungsakzeptanz die Nachhaltigkeit der Implementation wohl höher, schließlich haben die Bürger verstanden, sich freiwillig dazu verpflichtet. Diese soften, kommunikativ dimensionierten Instrumente entsprechen einer mündigen Rolle des Bürgers und einer Konzentration des Staates auf Kernkompetenzen, daher werden sie im marktwirtschaftlichen, demokratischen Umfeld bevorzugt eingesetzt, im autoritären Hoheitsstaat eher weniger. In der zeitgenössischen Steuerungsdebatte finden sie jedenfalls breite Aufmerksamkeit.

Das formalisierte kommunikative Instrument nutzt der BKM erstaunlicherweise eher weniger: Er verantwortet keine formalisierten Kampagnen, er richtet keine kommunikative Infrastruktur ein. Seine kommunikativen Policies sind eher informell, als persuasiver, symbolisch-repräsentativer Akt konzipiert. Er vollzieht diese Policies also direkt im Kommunizieren. Zum Beispiel verleiht er ein Bundesverdienstkreuz, eröffnet die Filmfestspiele oder das Berliner Theatertreffen. So verleiht er diesen Veranstaltungen offiziellen bundesrepublikanischen Charakter, erhöht durch seine Präsenz ihren Status, nimmt rituelle, symbolisch interpretierbare Handlungen vor. Derartige Soft-Policy-Maßnahmen werden zudem häufig kommunikativ begleitet, wofür häufig Pressemitteilungen oder Interviews genutzt werden. Beispielsweise wird eine Pressemitteilung zum Deutschen Filmpreis oder zur Verleihung des Bundesver-

¹⁰⁸⁴ Vgl. Howlett, Ramesh 1993.

dienstkreuzes an Peter Zadek verschickt.¹⁰⁸⁵ Dieses begleitende Kommunizieren vervielfacht und verstärkt die Wirkung der Kernmaßnahme.

16.2.3.3 Politics-Dimension

„**Politics**“ fokussiert den politischen Prozess, es geht um Interessen, Macht, Führung, Herrschaft, Ressourcen, Konflikt und Konsens. Auch diese Dimension lebt vom Zeichenhaften, vom Denken, vom Interpretieren, vom Kommunizieren. Wie ich schon mit Blick auf Polity und Policy ausführlich dargestellt habe, interpretieren Politiker, Verbandsvertreter, Wirtschaftsbosse und einfache Bürger die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die Ressourcen, die Interessenlagen, die Absichten, die sie in der politischen Arena vorfinden. Sie klügeln mental zeichenhaft eigene Strategien aus. Sie setzen ihre Interessen, ihren Führungsanspruch kommunikativ um und durch, indem sie Sinn und Geltung in Signifikanten äußern. Sie debattieren über diese Ansprüche mit anderen, stellen mit guten Argumenten kommunikativen Konsens her oder gehen im Konflikt auseinander. Kommunizieren erlaubt hier das politische Führen, Repräsentieren, die politische Konsensfindung, das Austragen von Konflikten, das Ausspielen von Macht und Interesse.

In Demokratien ist diese kommunikative Form der sozialen Interaktion das Mittel der Wahl, der Mechanismus, in dem die Politics ablaufen. Denn die zwanghafte Einwirkung auf politische Gegner gilt hier als illegitim. Hier findet sich das physikalische Einwirken auf den anderen Menschen eher in der Angriffs- und Verteidigungspolitik nach außen, etwa im Rahmen der kriegsähnlichen Zustände des deutschen Afghanistan-Einsatzes.

Der BKM nutzt das Kommunizieren in breitem Maße, um zu führen, zu repräsentieren, Konflikt zu lösen und Konsens herzustellen. Interessanterweise ist aber die Politics-Dimension selbst außerhalb der policybezogenen Reden kaum Thema des Kommunizierens des BKM. Andere Akteure, Konfliktlagen, Verhandlungen o. Ä. finden sich kaum, sie werden, so scheint's, nur im Ergebnis als Policy verkündet. Bloß das selbstreferenzielle Kommunizieren des BKM können wir hier eingruppiieren. Der korporative Akteure thematisiert sich selbst typischerweise in Reden, Pressemitteilungen und Interviews. Hier finden sich zum Beispiel kommunikative Akte, die den Antritt und Abtritt des Amtsträgers zum Anlass nehmen, diverse Bilanzen, interne Veranstaltungen wie der Tag der offenen Tür im Kanzleramt. Auch die Wahlkampfaktivitäten des BKM lassen sich hier eingliedern. Dieses selbstreferenzielle Kommunizieren informiert somit allgemein über den politischen Akteur BKM und seine Aktivitäten. So können die Rezipienten das Amt, seinen Träger, seine Leistungen bewerten.

16.2.3.4 Kritik der Unterscheidung von Entscheidungs- und Darstellungspolitik

Eine gängige Unterteilung in **Entscheidungspolitik** und **Darstellungspolitik**, in die sachliche, ‚eigentliche‘ politische „Hinterbühne“¹⁰⁸⁶ und in eine politisch-kommunikative inszenierte „Vorderbühne“¹⁰⁸⁷ lässt sich nach diesen Ausführungen nicht aufrechterhalten. Die politische Kommunikationsforschung befindet sich hier auf dem Holzweg. Wie oben gezeigt, sind politische Entscheidungen selbst von zeichenhaftem Denken, von Interpretation und Kommunikation durchwirkt: Politiker denken über Entscheidungen auf Basis des Zeichenhaften nach, interpretieren Policies in signifikanten Texten, debattieren diese kommunikativ und teilen sie

¹⁰⁸⁵ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001q, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002m.

¹⁰⁸⁶ Goffman 1996.

¹⁰⁸⁷ Goffman 1996.

den politischen Adressaten kommunikativ mit. Policies erschöpfen sich teils in ihrer Wirkung auf die Institutionen des Zeichengebrauchs oder haben zumindest eine kommunikative Nebenwirkung. Kommunikative Politics und Policies entsprechen dem modernen Rechtsstaat und der modernen Demokratie.

Die Dichotomie zwischen Entscheidungs- und Darstellungspolitik können wir also höchstens als Metapher für Formcluster politischen Kommunizierens auffassen. Entscheidungspolitisches Kommunizieren würde sich demnach primär auf die Phase des Agenda Settings und der Politikformulierung im Policy Cycle beziehen, es fände nicht-öffentlich statt. Es würde von politischen Entscheidungsträgern, Verbandsvertretern, hohen Verwaltungsbeamten geäußert und rezipiert. Es nutzt dafür primär mündliche und schriftliche Signifikanten in einem juristischen, fachbezogenen Stil. Das ‚darstellungsbezogene‘ Kommunizieren könnten wir hingegen vor allem der Implementationsphase des Policy-Prozesses oder auch dem Politics- und Polity-bezogenen Kommunizieren zuordnen. Hier kommunizieren politische Entscheidungsträger und Repräsentanten präsenz- oder medienöffentlich mit Bürgern. Sie nutzen dabei sprachliche, bildliche, körperliche und dingliche Signifikanten oder auch Symbolisanten. Der Stil ist möglicherweise etwas werblicher, unterhaltsamer, die Aufbereitung ist simpler. So verstandene Darstellungspolitik ist mitnichten ein apolitisches Tun. Denn das Kommunizieren über Hard-Policy-Signifikate, die didaktisch kluge Herstellung rechtstaatlicher Transparenz für diese Programme, die softe Führung durch kommunikative Policies, das Polity-bezogene Repräsentieren, das Politics-bezogene Kommunizieren von Geltungsabsichten und die folgende interessebezogene Einflussnahme sowie das performative Herstellen von Ressourcen-, Macht- und Herrschaftsverhältnissen machen den Kern des politischen Lebens aus.

16.3 Fazit: Politischer Zeichengebrauch und nicht-zeichenhafte Tätigkeiten

Alles, was Menschen tun, basiert also auf dem Zeichenhaften. Menschen gebrauchen es zum Denken, zum Erkennen, zum Umgang mit der materiellen und sozialen Umwelt.

Interpretative Prozesse decken davon einen breiten Teilbereich ab, nämlich den des Erkennens im Rahmen der Rezeption und den des Umgehens mit der materiellen und sozialen Umwelt in der Produktion von Signifikanten. Zeichenhaftes Interpretieren findet dabei einerseits individuell statt, etwa wenn ein Einzelner etwas rezeptiv erkennt oder wenn er produktiv auf Dinge physikalische Kraft ausübt. Zeichenhaftes Interpretieren kann andererseits sozial dimensioniert sein. Dann handelt es sich entweder um produktive physikalische Krafteinwirkung auf andere Menschen oder um kommunikative Emission oder Rezeption.

Wir halten fest: Alles Tun ist zeichenbasiert. Vieles ist Interpretation. Aber: Nicht alles ist Kommunikation. Das Diktum Watzlawicks „no matter how one may try, one cannot ‚not‘ communicate. Activity or inactivity, words or silence all have message value“¹⁰⁸⁸ trifft also nicht unbedingt ins Schwarze: Unsere Tätigkeiten richten sich nicht immer auf andere Menschen, sondern gleichermaßen auch auf Dinge, auch uns selbst. Unser Einwirken auf die äußere Welt erfolgt nicht nur kommunikativ, es erfolgt auch per Krafteinwirkung. Wenn Robinson auf seiner einsamen Insel Essen kocht, kommuniziert er nicht, sondern er wirkt auf Nahrungsmittel ein. Nur wenn da Robinsona wäre, die Robinson mit dem Fünf-Gänge-Algenmenü beeindrucken möchte und die das Kochen als Vorbereitung auf ein romantisches Date

¹⁰⁸⁸ Watzlawick, Beavin, Jackson 1968, S. 49.

rezipiert, könnte er kommunizieren. Wenn Watzlawick meint, dass der Mensch in seiner Gestik oder Mimik aber permanent produktiv interpretiert, diese Signifikanten von einem potenziell präsenten Rezipienten kommunikativ verstanden werden könnten, dann hat er natürlich recht. Das Zeichenhafte, das Interpretative, das Kommunikative werden damit ubiquitär. Die sinnhafte Welt ist ein zeichenhaftes Gewebe. Das Zeichenhafte steht für sich selbst, verleiht sich Sinn aus sich selbst.

Jedenfalls wird die Tätigkeit des Kommunizierens dem Humanitätsideal am besten gerecht: Sie erfordert den Gebrauch des Verstandes sowohl von Emittent als auch von Rezipient, sie lässt Letzterem meist interpretative Freiheitsspielräume und macht so letztlich den Erfolg der Kommunikation vom freien Willen abhängig. Sie drückt die soziale Natur des Menschen aus, wird überhaupt nur möglich durch die in Gruppen institutionalisierten Zeichen und erlaubt das gemeinsame Reflektieren und Argumentieren. Nur durch Kommunizieren lässt sich elaboriertes Wissen dem anderen mitteilen und eine Wirkung auch für die Zukunft garantieren. Ohne das per Kommunikation vermittelte Wissen besäßen auch die individuellen Tätigkeiten des Menschen nur sehr geringe Reichweite und Durchschlagskraft.

Für den politischen Kontext ergibt sich folgendes Bild: Alles politische Tun ist zeichenbasiert. Vieles davon ist politische Interpretation. Aber: Nicht alles ist politische Kommunikation. Denn unsere politischen Tätigkeiten richten sich nicht immer auf andere Menschen, sondern gleichermaßen auch auf Dinge, auch uns selbst. Unser politisches Einwirken auf die äußere Welt erfolgt nicht nur kommunikativ, es erfolgt auch per Krafteinwirkung. Im politischen Kontext finden sich alle Tätigkeitsformen, und zwar interessanterweise in dem Maße, wie die Politik selbst festsetzt. Politische Organe entscheiden ja über die Legitimität von Tätigkeitsformen in einem staatlichen Gemeinwesen. Sie bestimmen so den Anteil und die Grenzen der einzelnen Arten. Wo es gar keinen Staat gibt, dominieren vielleicht die archaischen physischen Formen; wenn einmal zwei Menschen aufeinandertreffen, kommt es zum Kräftemessen. In einer Diktatur ist vielleicht die physikalische Kraftwirkung auf Subjekte institutionalisiert. Demokratie und Rechtsstaat hingegen setzen auf das kommunikative Ringen um die besten Argumente und Lösungen, sie verbiefen interpretative Freiheitsspielräume, sie setzen physikalische Krafteinwirkung nur im Ausnahmefall ein. Der BKM verfügt hingegen bloß über wenige Kompetenzen in der physischen Einwirkung auf Dinge oder Menschen, sein politischer Handlungsspielraum ist ein primär kommunikativer.

Das politisch Zeichenhafte entspricht also allem, was wir politisch wahrnehmen, politisch erkennen, politisch verstehen, politisch kommunizieren können. Es durchwirkt unsere Interpretationen des politischen Systems, unsere Vorstellung von Demokratie, die Stimmabgabe bei Wahlen, unser Kommunizieren in der Talkshow von Anne Will, das Debattieren am Stammtisch und im Bundestag, die Gesetze und Verordnungen etc. Es basiert auf den politischen Erkenntnissen, die wir besitzen, und bildet den Stoff künftigen politischen Denkens, Verhaltens und Handelns. Die Institutionen des Politischen entsprechen damit den politischen Institutionen des Zeichengebrauchs. Außerhalb des Zeichenhaften ist nichts Politisches.

Wir halten weiter fest: Die Dimensionen der Polity, der Policy und der Politics sind zutiefst zeichenhaft durchwirkt. In Demokratie und Rechtsstaat sind die ersten beiden Dimensionen vorwiegend Produkt interpretativ und kommunikativ geführter Entscheidungsprozesse. Die Institutionen der Polity und die regulatorischen Policies teilen Rechte und Pflichten im Zeichengebrauch und in der physischen Einwirkung zu und gestalten damit Machtverhältnisse. Sie werden geäußert in Texten. Die fiskalischen und infrastrukturellen Policies nehmen produktive Interpretationen vor, daneben zeigen sie kommunikativ politische Prioritäten an. Die

Soft Policies sind rein kommunikativ gestrickt, sie gestalten Politik durch Äußerung von Sinn und Geltung oder durch Anregung zum Kommunizieren. Diese kommunikativ dimensionierten Programme lassen sich meist gleich durch kommunikative Performanz umsetzen. Wirkung entfalten Polity und Policy dabei nur in der Rezeption durch die Bürger. Entsprechende Interpretationen werden in Sozialisationsprozessen kommunikativ vermittelt, so werden sie verstanden, in ihrer Geltung akzeptiert. Nur in autoritären Systemen ist Kommunizieren kein Muss, der Bürger kann gleichermaßen durch Gewaltanwendung zur Folgeleistung gezwungen werden. Auch die Politics ereignen sich zeichenhaft im Interpretieren und Kommunizieren. Zumindest in Demokratien und Rechtsstaaten sollten politisches Agenda Setting, die Politikformulierung, die Verhandlung und Entscheidung über politische Programme, die Implementation und die Evaluation dieser Maßnahmen mit den Mitteln des Zeichengebrauchs vollführt werden. Physischer Kampf wird so vermieden.

Die gängige Unterscheidung zwischen einer zeichenfreien Entscheidungs- und einer kommunikativen Darstellungspolitik sollte sich nach diesen Ausführungen selbst erledigt haben. ‚Vorderbühne‘ und ‚Hinterbühne‘ sind durchgängig zeichenhaft, interpretativ und kommunikativ bespielt. Auch ‚Darstellungspolitik‘ ist zutiefst politisch, sie erlaubt die Implementierung von Hard Policies, die sanfte politische Führung durch Soft Policies, die performative Herstellung von Fähigkeiten, Ressourcen und Machtpositionen im Zeichengebrauch, die politische Führung durch kommunikative Einflussnahme, die Durchsetzung politischer Interessen durch Kommunizieren von Geltungsabsichten und die symbolische Repräsentation der Polity. Unterschiede zwischen entscheidungs- und darstellungsbezogenem Kommunizieren finden sich so höchstens in pragmatischen und stilistischen Aspekten.

Die drei Amtsträger des BKM bestätigen in den Experteninterviews die Bedeutung des öffentlichen Kommunizierens im demokratischen Staat:

Naumann meint, öffentliches Kommunizieren sei „konstitutiv“:

„Dies ist sehr schön ausgearbeitet worden von Jürgen Habermas im ‚Strukturwandel der Öffentlichkeit‘. Meine Grundthese hat Thomas Jefferson treffend auf einen Begriff gebracht: Es sei besser, in einer Republik ohne Regierung, aber mit Zeitung zu leben, als in einer Republik mit Regierung, aber ohne Zeitung. Mit anderen Worten: Der Ursprung der demokratischen Idee in der Polis Griechenlands beruhte auf der Annahme – stark zusammengefasst und in dieser Form sicher nicht mehr ganz richtig – dass in der Auseinandersetzung um die richtige Ordnung in einer Gesellschaft nicht einer alleine entscheiden kann, sondern dass dies im Gespräch erfolgen sollte.“¹⁰⁸⁹

Nida-Rümelin betont die Relevanz kommunikativer Deliberation:

„Selbstverständlich eine ganz zentrale. Es geht ja nicht nur darum, Kontrolle über politische Entscheidungen auszuüben (...), sondern auch darum, Entscheidungen vorzubereiten. Sie wissen ja, dass ich in dieser Hinsicht ein Anhänger der Konzeption deliberativer Demokratie bin. Die Deliberation, das Abwägen von Gründen, spielt eine wichtige Rolle, sie ist institutionalisiert in Anhörungsverfahren oder im Recht von Journalisten, bereits im Vorfeld von Entscheidungen Auskünfte zu erhalten. Schließlich gibt es auch ein Interesse seitens der Politik, Entscheidungen vorzubereiten, indem man für bestimmte Auffassungen wirbt. Das kann zum Beispiel dadurch geschehen, dass man frühzeitig seine Ziele formuliert, um auf diese Weise Unterstützung zu erreichen. Von daher ist die politische Praxis mit der politischen Kommunikation so eng verkoppelt, dass man diese beiden Dinge nicht trennen kann. Die politische Kommunikation tritt nicht neben die politische Entscheidungsfindung, sondern sie ist Teil der politischen Entscheidungsfindung.“¹⁰⁹⁰

Die Tätigkeiten des BKM gehen weitgehend im Zeichengebrauch auf. Das kulturpolitische Denken des Amtsträgers und seines Personals beruht auf dem Zeichenhaften. Was sie erkennen, interpretieren sie rezeptiv. Was sie herstellen, was sie gebrauchen im individuellen

¹⁰⁸⁹ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Naumann“.

¹⁰⁹⁰ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Naumann“.

Tun, ist Gegenstand produktiver Interpretation. Dabei verfügt der BKM über relativ geringe Kompetenzen in dieser physischen Einwirkung auf Dinge, beispielsweise kann er eigene Haushaltsmittel bewegen, er beteiligt sich an der Planung von Baumaßnahmen. Das Kommunizieren ist schließlich der zentrale politische Einflusshebel des BKM: Kommunizieren ist sein schärfstes Schwert. Damit äußert er sinnhafte Interpretationen und Geltungsabsichten, um seine kulturpolitischen Interessen gegenüber anderen staatlichen Akteuren, den Vertretern der Kulturbranche oder dem Bürger durchzusetzen. Er inszeniert seine Ressourcen, Fähigkeiten, Machtpositionen, um Politics-Einfluss auszuüben. Er macht Hard-Policy-Vorschläge, begründet sie argumentativ, implementiert sie kommunikativ. Er kündigt Soft-Policy-Maßnahmen an, vollzieht sie kommunikativ. Er übernimmt in Orientierungsreden kommunikative Führung in den großen kulturpolitischen Polity-Debatten.

17 Zusammenfassung: Patchworken – politischer Zeichengebrauch

Geschafft! Wir haben eine plausible Vorstellung vom Patchworken, vom Zeichengebrauch im Allgemeinen und vom politischen Zeichengebrauch im Besonderen entworfen. Wir können sie so zusammenfassen:

Patchworken ist Zeichengebrauch, seine Grundformen sind das Interpretieren und das Kommunizieren. Im emissiven Fall des Interpretierens prozessiert ein Emittent einen Signifikanten in einem Kontext auf Basis von Prozessierungsregeln oder experimentell mit einem bestehenden oder kreativ erdachten Signifikat. Im Fall der rezeptiven Interpretation vollzieht ein Rezipient diese Rolle rückwärts. Das Kommunizieren verleiht dem Interpretieren eine soziale Dimension. Sinn und Geltung werden im kommunikativen Rahmen mit Blick auf andere Menschen emittiert oder rezipiert. ‚Politisch‘ können wir dabei einen Zeichengebrauch nennen, der sich in mindestens einem Aspekt ‚politisch‘ interpretieren lässt, z. B. wenn wir politische Signifikanten, politische Signifikate, politische Prozessierungsregeln, politische Akteure, politische situative Kontexte entdecken. Wenn wir Macht, Interesse, Konflikt, Konsens, Ressourcen, Öffentlichkeit, Herrschaft, Führung und Repräsentation als politisch begreifen, können wir alles Interpretieren und Kommunizieren politisch nennen, denn diese Kategorien bilden den roten Faden im Zeichengebrauch.

Im Zeichengebrauch gibt es im Grunde zwei **Hauptrollen**, die des Emittenten und die des Rezipienten. Ihre konkrete interaktive Situation lässt sich anhand von Kriterien wie Teilnehmerzahl, Richtung, Schleifen oder Direktheit beschreiben. Auf dem interpretativen und kommunikativen Parkett bewegen sich dabei Akteure verschiedenen organisationalen Zuschnitts: Wir können differenzieren zwischen personalen und komplexen Kommunizierenden, darunter kommunikative Aggregate, Kollektive und Korporationen, die sich in ihren Fähigkeiten, ihren Ressourcen, ihren Rechten und Pflichten und damit in ihrer kommunikativen Macht gravierend unterscheiden. Politische Akteure treten in allen Organisationsformen auf. Komplexe Kommunizierende sind in diesem Rahmen auf symbolische Repräsentation angewiesen, um wahrnehmbar, verstehbar, handlungsfähig zu sein. Dies impliziert, dass Verantwortlichkeiten für kommunikative Äußerungen innerhalb der Korporation diffundieren, sie sind von außen nur schwer zuordenbar.

Die Frage, ob Zeichengebrauch nun **Handeln oder Verhalten** ist, möchte ich den Intuitionen der Akteure selbst oder den äußeren Beobachtern überlassen. Die Antwort ist damit kontextabhängig, sie bewegt sich auf einem Kontinuum: Es mag Fälle geben, in denen Zeichengebrauch reflexhaft, zwangsläufig abläuft – dann können wir von Verhalten sprechen. Es mag auch Fälle geben, in denen Interpretierende und Kommunizierende originärer Ursprung des Zeichengebrauchs sind, in denen ihre Intention eine konzeptionell freie Entscheidung unter Alternativen auf Basis von Absichten oder Gründen spiegelt – dann können wir dies als Handeln bezeichnen. In jedem Fall wird die Konzeption und Umsetzung ihres Zeichengebrauchs von den folgenden Faktoren geprägt: Erstens sind die Akteure an körperliche, determinierende Grundlagen des Zeichengebrauchs gebunden. Weiter werden sie als rationale Akteure auf Interpretationen der natürlichen, ökonomischen, sozialen Rahmenbedingungen Rücksicht nehmen. Schließlich lenken die Institutionen des Zeichengebrauchs ihr Tun in bestimmte Bahnen, wobei sie je nach Schärfe der Institutionalisierung mehr oder weniger Zwang ausüben. Die konzeptionelle Freiheit des Zeichengebrauchs findet ihre Grenze in der Machbarkeit, die operative Kreativität wird abseits des künstlerischen Tuns von der Anforderung des gegenseitigen Verstehens eingeschränkt. Die Restriktionen des Zeichengebrauchs sind aber nicht nur Hindernis, sie sorgen erst für eine mentale Handhabbarkeit und Intersubjektiv-

tät des Interpretierens und Kommunizierens und ermöglichen diese damit. Gerade im politischen Bereich wird häufig intentional kommunikativ gehandelt: Die Akteure verfolgen strategische Absichten, sie setzen sie in ausgeklügelter, tendenziell wenig kreativer Weise um, um das Verstehen und die Verständigung zu erleichtern.

Im interpretativen und kommunikativen Handeln können die Akteure **rational agieren**. Damit lassen sie sich in Emission und Rezeption von spezifischen Prozessierungsregeln leiten, die wir gemeinhin ‚Rationalitätsmaßstäbe‘ nennen: Darunter fällt die deontologische Unterwerfung des eigenen Willens unter eine allgemeine moralische Maxime, weiter die ökonomisch-rationale, optimale Abbildung von individuellen oder kollektiven Präferenzen bzw. Präferenzordnungen in der Konzeption einer effektiven Intention und ihrer effizienten Umsetzung und schließlich die diskursive Rationalität als begründete, konsensuelle Einigung auf Geltung. So impliziert die Anwendung von Rationalitätsregeln individuelle Autonomie, sie verhindert und löst soziale Konflikte, sie orientiert den Zeichengebrauch an den individuellen und kollektiven Präferenzen bzw. Präferenzordnungen und schont Ressourcen. Im politischen Kontext ist Rationalität damit Voraussetzung für ein freies, gerechtes, friedliches Zusammenleben der Bürger, für eine effektive und effiziente politische Führung und einen viablen Umgang mit der natürlichen Umwelt. Dabei sollten wir nicht vernachlässigen, dass die Maßstäbe der Rationalität auch als machtvoller Ausschlussmechanismus des Irrationalen fungieren, gerade im politischen Kontext.

Patchworken ist schwerer, als man denkt. Denn Interpretieren und Kommunizieren erfordert elaborierte **Fähigkeiten**. Bestimmte organisch-körperliche, mentale und psychische Anlagen des Menschen sind Basis eines jeden Zeichengebrauchs. Hinzu kommen umfassende interpretative und kommunikative Kompetenzen, die größtenteils im Rahmen von gruppenbezogenen Sozialisationsprozessen erlernt werden. Auch individuelle kreative Talente können den interpretativen und kommunikativen Erfolg befördern. Diese Fähigkeiten sind so ungleich, meist entlang historischer, geographischer, sozialer, politischer und wirtschaftlicher Gruppen verteilt. Die Kompetenzen im Zeichengebrauch besitzen damit politische Brisanz, denn nur wer über die entsprechenden Fähigkeiten verfügt, kann am politischen Interpretieren und Kommunizieren partizipieren. In einer Demokratie sorgen daher politische Akteure im Rahmen der Gestaltung von Sozialisationsprozessen dafür, dass allen Bürgern grundlegende Kompetenzen vermittelt werden.

Doch mit den Fähigkeiten allein ist es nicht getan. Der Zeichengebrauch bedarf der dinglichen, rechtlichen, finanziellen, sozialen, zeitlichen und räumlichen **Ressourcen**. Rationale Interpretierende und Kommunizierende bewerten zunächst die jeweilige Ressourcenlage und richten ihre Pläne darauf aus. Sofern ihre Einschätzung viabel ist, können sie die entsprechenden Ressourcen im konkreten emissiven oder rezeptiven Akt einsetzen. So wirken Ressourcen in der Vorbereitung und Umsetzung des Zeichengebrauchs ermöglichend, fördernd, restriktiv oder auch gänzlich hindernd. Je nach Ressourcenart beziehen sich diese Wirkungen auf Quantität und Qualität der Interpretation, auf die historische, geographische oder zahlenmäßige Reichweite des Kommunizierens, auf das Interesse an der Äußerung oder die persuasive Kraft erhobener Geltungsansprüche. Ressourcen sind fast immer knapp, sie sind meist ungleich verteilt. Da die Verfügbarkeit von Ressourcen im politischen Zeichengebrauch über die Partizipationschancen der Bürger bestimmt, liegt es in Demokratie und Rechtsstaat in der Verantwortung politischer Akteure, die Ressourcenverteilung zu regulieren und die Ungleichheit der Ressourcenallokation durch rechtliche oder fiskalische Maßnahmen abzumildern.

Das Interpretieren wird zum Erfolg, wenn Emittent oder Rezipient zumindest eine vage plausible zeichenhafte Relationierung zustande bringen. **Kommunikatives Verstehen** erfordert, dass beiden Akteuren eine derart ähnliche Prozessierung gelingt, dass sie im folgenden Interpretieren an das Gesagte und Verstandene anschließen können. Individuelles Verstehen und individuelle Äußerbarkeit setzen also entsprechende zeichenbezogene Fähigkeiten voraus. Adäquate Signifikate, Signifikanten und Prozessierungsregeln, insbesondere auch Rationalitätsmaßstäbe, müssen zur Hand sein. Im intersubjektiven Bereich sollten diese zudem, etwa als gruppenbezogene Institutionen, annähernd geteilt werden. Weiter bedingen Verstehen und Äußerbarkeit, v. a. im emissiven Fall, die Verfügbarkeit entsprechender Ressourcen. Dafür, dass intersubjektives Interpretieren überhaupt möglich ist, sprechen unsere alltägliche Intuition sowie universelle und gruppenweit institutionalisierte Zeichen. Doch ist hundertprozentiges zwischenmenschliches Verstehen aufgrund der unüberbrückbaren Distanz der Gehirne sowie der divergierenden Erfahrungen der Kommunizierenden und der changierenden pragmatischen Umstände eine Unmöglichkeit. **Kommunikative Verständigung** impliziert darüber hinaus, dass der Rezipient die Geltungsabsichten des Emittenten und die entsprechenden Folgen für sein Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln akzeptiert. Verständigung ist so schwerer zu erzielen als Verstehen, weil es Konsequenzen hat. Dennoch ist Verständigung unproblematisch, wenn Emittent und Rezipient sowieso auf einer Wellenlänge liegen bezüglich dessen, was wahr, richtig, wahrhaftig ist. Je weiter ihr semantisches Potenzial, ihre Prozessierungsregeln und insbesondere ihre Rationalitätsmaßstäbe entfernt liegen, desto wahrscheinlicher wird der Dissens. In diesem Fall kann Verständigung qua Persuasion hergestellt werden, womit sie auf personalen, kommunikativen und physischen Machtverhältnissen beruht. Verständigung und Dissens – beides ist dem Kommunizieren inhärent. Politisches Kommunizieren kann damit genauso zu Einverständnis, Frieden und sozialer Koordination führen wie zu Konflikt und zur Eskalation in Richtung physischer Einflussnahme auf den anderen.

Zeichengebrauch ist zutiefst von **Macht und Herrschaft** durchwirkt. Personale Macht bezieht sich in diesem Kontext einerseits auf die Chance eines Emittenten, seine Intentionen kommunikativ gegen Widerstand durchzusetzen und entsprechende Folgen zu realisieren. Auf Rezipientenseite erlaubt die personale Macht, dem kommunikativen Druck des Emittenten Widerstand entgegenzusetzen, Geltung und Folgen abzulehnen. Personale Macht ist dabei eine relationale Größe, sie beruht auf der wechselseitigen Interpretation und dem konkreten Einsatz von Ressourcen und Fähigkeiten im Zeichengebrauch, sie lässt sich gar durch ihre Darstellung performativ herstellen. Wo kommunikative personale Machtgefüge institutionalisiert sind, können wir von kommunikativer Herrschaft sprechen. Zweitens durchwirken Macht und Herrschaft das Zeichenhafte selbst: Es handelt sich um die Macht der angeborenen Mechanismen, der gruppenbezogenen Institutionen und der individuellen biographischen Erfahrungen, die bestimmte Signifikate, Prozessierungsregeln, Signifikanten, Absichten prägen und andere ausschließen. Diese Macht wirkt restriktiv auf die interpretative und kommunikative Freiheit. Damit macht sie das Interpretieren und Kommunizieren aber erst überschaubar, handhabbar und intersubjektiv anschlussfähig. Restriktive Macht ist im Patchwork-Modell gleich produktive Macht. Die selektive Macht des Zeichenhaften kann sich dabei auf historischen Pfaden personaler Macht schlängeln, sie kann kontingent sein. Sie mag hegemonial zwingend agieren, durch den sanften Zwang der Gewohnheit lenken oder locker suggerieren. Im politischen Bereich durchwabern personale kommunikative Macht und Herrschaft v. a. die Politics-Dimension. Politische Korporationen sind dabei aufgrund ihrer Ressourcenausstattung und ihrer Fähigkeiten machtvolle Kommunizierende. Sie sind in ihrem Sachgebiet in der Lage, umfangreiche, tiefgreifende Intentionen zu entwickeln und mit

hoher Durchschlagskraft verbindlich zu kommunizieren. Die Macht und Herrschaft des politisch Zeichenhaften legen nahe, was von wem wann und wo im politischen Zeichengebrauch äußerbar und verstehbar ist, was als gültig akzeptiert wird. Sie stecken Räume von Freiheit und Zwang im politischen Interpretieren und Kommunizieren ab, suggerieren politische Legitimität und gestalten politische Führung. Das Agieren politischer Akteure wird also geprägt von mächtigen Institutionen des Zeichenhaften. Gleichzeitig sind es häufig die politischen Korporationen, die Kompetenzen in der Regulierung des Zeichengebrauchs besitzen und damit die Institutionen des Zeichenhaften tradieren, reformieren, revolutionieren können.

Wenn die Kommunizierenden ohne Zwischenschaltung von Medien miteinander kommunizieren wollen, müssen sie **kopräsent** sein. Nur dann reichen ihre körperlichen Fähigkeiten aus, um vom Gesprächspartner geäußerte Signifikanten wahrzunehmen. Die Zahl der Rezipienten, die sich durch Präsenzkommunizieren erreichen lassen, ist folglich quantitativ, historisch und geographisch begrenzt. Verstehen und Verständigung werden durch Kopräsenz aber erleichtert, denn deiktische Sinn-Komponenten sind nachvollziehbar, der Emittent ist sichtbar, Explikation und Argumentation sind unmittelbar möglich. Zudem teilen die Akteure bestimmte Institutionen des Zeichenhaften, weil sie zeitgleich leben und sich am gleichen Ort aufhalten. Auch die Aufmerksamkeit des Rezipienten kann durch die persönliche Ansprache höher liegen als im medialen Kommunizieren. Gruppendynamische Effekte sind hier möglich.

Im indirekten Kommunizieren erlauben **Medien und Massenmedien** als materielle Träger von Signifikanten die Überwindung von räumlichen und zeitlichen Distanzen sowie die Adressierung einer kommunikativen Botschaft an ein disperses Publikum. Medien, die Ort und Zeit überwinden, können von jedem Akteur gebraucht werden, Dialog ist hier häufig möglich. Medien, die die Verbreitung an ein disperses Publikum gestatten, erfordern hingegen spezifische Fähigkeiten und beachtliche Ressourcen, weshalb sich um ihre Technik korporative Kommunizierende ausbilden. Diese ‚Massenmedien‘ agieren monologisch. Das Internet kombiniert neuerdings die individuelle, dialogische Emission mit der potenziell dispersen Verbreitung. Auch im medialen und massenmedialen Kommunizieren sind die partizipativen Chancen höchst ungleich verteilt, sie basieren auf ökonomischen, technischen, personellen, rechtlichen und sozialen Ressourcen sowie zeichen- und medienbezogenen Kompetenzen. In Demokratien ist es daher eine Kernaufgabe der Politik, jedem Bürger den Zugang zum medialen und massenmedialen Kommunizieren durch Vermittlung von Medienkompetenz und Ressourcen zu eröffnen. Mediales oder massenmediales Kommunizieren ist nichts anderes als Kommunizieren, damit sind von ihm im Grunde auch keine anderen Wirkungen zu erwarten als von der kommunikativen Interaktion im Allgemeinen – vorbehaltlich folgender Aspekte: Stofflichkeit, Technik und Sinn des Mediums legen bestimmte emissive und rezeptive Interpretationen nahe. Weiter wirken die Institutionen des medialen und massenmedialen Zeichengebrauchs auf die entsprechenden interpretativen und kommunikativen Akte. Die Gestaltungshoheit über die mediale und massenmediale Botschaft verteilt sich dabei auf mehrere Schultern. Das Machtverhältnis zwischen politischen Akteuren und massenmedialen Korporationen ist dabei kontextabhängig, es basiert auf persuasiven Fähigkeiten und Ressourcen im Zeichengebrauch. Dass sich politische Emittenten aus persuasiven Gründen den massenmedialen Stilen und die Massenmedien sich wiederum dem Publikumsgeschmack anpassen und dass Letzterer auf Unterhaltung, Emotionalisierung, Skandal gepolt ist, ist damit nicht gesagt. Für die Prävention dieser manipulativen persuasiven Kette sorgt auch die rechtliche Normierung des politischen und massenmedialen Kommunizierens, die wiederum eine politische Aufgabe ist. Das mediale und massenmediale Kommunizieren begegnet aufgrund pragmatischer Differenzen einigen Hürden mit Blick auf Verstehen und Ver-

ständigkeit. Für eine starke Wirkung massenmedial vermittelter Botschaften auf den Rezipienten spricht der Anschein objektiver Realität, den die Bilder und Bewegtbilder der Massenmedien transportieren. Doch erfolgt die Rezeption von massenmedialen Angeboten meist eher beiläufig, was eher geringe Folgen für den Rezipienten impliziert. Das Bemerkenswerte an den Massenmedien ist aber wohl eher ihre Breitenwirkung: Sofern die medial vermittelten Interpretationen aber Geltungsakzeptanz auslösen, können sie gesellschaftlich sozialisierend wirken, das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Menschen in einen gewissen Gleichklang versetzen, bis hin zur Harmonisierung von Wirklichkeitsinterpretationen. Massenmedien haben die Macht, die Institutionen des Zeichengebrauchs zu tradieren und zu verändern. Politische Akteure können über die Massenmedien Führung übernehmen, Agenda Setting betreiben, für politische Transparenz sorgen, ihren Anliegen argumentativ zur Geltung verhelfen, symbolische Präsenz zeigen usw. So weben sie mit am Patchwork der politischen Realität, der politischen Überzeugungen und Handlungspläne.

Kommunizieren können wir dabei als **öffentlich** bezeichnen, wenn die Botschaft einem dispersen Publikum zugänglich ist, die Aufmerksamkeit einer größeren Zahl dieser Rezipienten erfährt und sinnvoll interpretiert wird. Öffentlichkeit lässt sich mittels der Massenmedien herstellen oder auch durch größere Veranstaltungen. Öffentliches Kommunizieren ist dabei weitgehend monologisch ausgerichtet. Falls überhaupt Debatten stattfinden, beziehen sie das Publikum kaum ein, vielmehr agieren Journalisten und Experten stellvertretend auf der massenmedialen oder veranstaltungsbezogenen Bühne. Öffentliches Kommunizieren treibt die Wirkungen des massenmedialen Kommunizierens auf die Spitze: In ihrer Geltung akzeptierte Interpretationen entfalten hier integrative Wirkung auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Rezipienten. Allerdings schiebt die Zersplitterung der Öffentlichkeit in eine plurale Medienlandschaft und disperse Veranstaltungsszenen jeglicher Homogenisierung einen Riegel vor.

Kommunizieren und (politische) **Führung** sind aufs Engste miteinander verwoben. Dem Kommunizieren ist der Führungsanspruch schon in die Wiege gelegt, schließlich versucht der Akteur das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln eines anderen einer bestimmten Intention gemäß persuasiv zu beeinflussen, also zu führen. Der Führung wiederum ist das Kommunizieren inhärent, so lassen sich gemeinsame Entscheidungen treffen, kommunikative Ziele verfolgen und kommunikative Maßnahmen umsetzen. Kommunikative Führung ist damit das Gegenteil der physischen Zwangseinwirkung auf andere. Sie lässt dem Bürger – zumindest abseits rigoroser Propaganda – einen gewissen interpretativen Freiheitsspielraum. Folglich ist sie in Demokratie und Rechtsstaat das Mittel der Wahl. Einerseits können die kommunikative Partizipation und die Freiwilligkeit der Befolgung dabei zu hohen Entscheidungskosten und implementativen Defiziten führen, andererseits gestaltet sich durch die Akzeptanz der Bürger die Durchsetzung einer Policy reibungsloser.

Am effektivsten und effizientesten umsetzen lässt sich dieser Führungsanspruch durch das **strategische Kommunizieren**. Dieses treibt das intentionale kommunikative Handeln auf die Spitze. Es wird systematisch und professionell in Zielen, Zielgruppen sowie Positionierung konzipiert und implementiert, dabei in allen Aspekten auf Erfolg getrimmt. Strategische Wirkung wird dabei durch persuasive Methoden erzielt, die die Chance erhöhen, dass der strategische Emittent auf die Signifikate und Prozessierungsregeln, auf das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Zielpersonen nachhaltig Einfluss nimmt. Diese Methoden nutzen die Hebel der Thematisierung, der Schaffung von Aufmerksamkeit, des richtigen Verstehens und der nachhaltigen Verständigung, im Detail finden Mechanismen wie Emotionalisierung, semantische Transfers, Bruch mit den Institutionen des Zeichengebrauchs, Framing, Visuali-

sierung Anwendung. Diverse kommunikative Disziplinen, etwa die Werbung, die Öffentlichkeitsarbeit, die Medienarbeit, haben sich zu diesem Zweck ausgebildet. Im Grunde ist jedes Kommunizieren vom Ansatz her strategisch. Für eine ethische Bewertung können wir den Intensitätsgrad der versuchten Persuasion und die Legitimität angewendeter persuasiver Techniken heranziehen. Propaganda würde ich dabei als hohen Grad von Persuasion mit gleichzeitiger Einflussnahme durch illegitime persuasive Techniken fassen.

Eine Spezialform des symbolischen Kommunizierens ist das **kommunikative Repräsentieren**. Hier wird ein symbolisch-nebulöser Signifikatskomplex in einem einzelnen personalen Signifikanten, dem Repräsentanten, verdichtet interpretiert bzw. kommuniziert. Der Repräsentant ist allein aufgrund der mit ihm assoziierten Repräsentativität persuasiv mächtig. In seinem Körper gelingt es, den symbolischen Signifikatskomplex überhaupt interpretativ wahrnehmbar, erkennbar, damit existent und sogar handlungsfähig zu machen. Wenn sich die Rezipienten als Teil des Signifikatskomplexes erkennen, fühlen sie sich repräsentiert. Sie können sich mit dem Signifikatskomplex identifizieren. Im einheitlichen Körper des Repräsentanten erfahren sie ihre Einheit mit anderen Repräsentierten. Gerade weil interpretative Divergenz im symbolischen Kommunizieren nicht thematisierbar ist, werden Konflikte verschleiert, scheinbare Integration vollzieht sich. Die offene Interpretierbarkeit macht das repräsentative Kommunizieren jedenfalls völlig ungeeignet zur Verbreitung klarer Botschaften. Korporative Akteure, die ja im politischen Kontext so häufig sind, kommen aufgrund der Komplexität der mit ihnen assoziierten Signifikate nicht am Repräsentiertwerden vorbei. Jedenfalls ist politisches Repräsentieren eine rein kommunikative Angelegenheit.

Zeichengebrauch bewirkt so einiges: Im Interpretieren nimmt der Akteur seine Umwelt wahr, erkennt sie, er kann mit ihr umgehen. Er versteht die Welt, erfährt Sinnhaftigkeit und Ordnung. Im Kommunizieren tauschen sich zwei Interpretierende über Sinnhaftes aus, erfahren phatische Effekte. Die beiden können abstimmen, was sie für wahr, richtig, wahrhaftig erachten, sie können ihr Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln koordinieren. Dabei werden Konsens oder auch Konflikt etabliert, Gefühle von Selbstwirksamkeit oder Ohnmächtigkeit ausgelöst. In Gruppen können so komplexe, auch zukunftsgerichtete Interpretationen diskutiert werden. Dabei können sich beste Lösungen im Umgang mit sich selbst, der sozialen und natürlichen Welt durchsetzen, schließlich lassen sie sich qua Explikation und Argumentation mit mehrfacher Intelligenz und Erfahrung beurteilen. Die Gruppe kann durch kommunikative Koordination von Handlungsplänen als Team zusammenarbeiten, sie wird kollektiv strategiefähig, ist in der Lage, Intentionen mit geballter physischer oder zeichenbezogener ‚Manpower‘ umzusetzen. Kommunizieren wirkt durch seine argumentative Kraft und die inhärente Wertschätzung des Gesprächspartners befriedend. Durch kommunikative Sozialisationsprozesse lassen sich weiter Wissen, Erfahrungen, Normen weitergegeben und vereinheitlichen. Auch der kommunikative Beziehungsaufbau in der Gruppe, der ähnliche Gebrauch des Zeichenhaften wirken identitätsbildend und damit integrativ. Jeder Zeichengebrauch trainiert und tradiert die Institutionen des Zeichenhaften. Gleichzeitig können neue Gebrauchsweisen aufblitzen und schließlich in der Gruppe institutionalisiert werden.

So basiert alles, was Menschen tun, auf dem Zeichenhaften. Menschen gebrauchen es zum Denken, zum Erkennen, zum Umgang mit der materiellen und sozialen Umwelt. Interpretative Prozesse decken davon einen breiten Teilbereich ab, nämlich den des Erkennens im Rahmen der Rezeption und den des Umgehens mit der materiellen und sozialen Umwelt in der Emission oder dem Gebrauch von Signifikanten. Zeichenhaftes Interpretieren findet dabei einerseits individuell statt, etwa wenn ein Einzelner etwas rezeptiv erkennt oder wenn er auf Dinge physikalische Kraft ausübt. Zeichenhaftes Interpretieren kann andererseits so-

zial dimensioniert sein. Dann handelt es sich entweder um eine physikalische Krafteinwirkung auf andere Menschen oder um einen kommunikativen Akt. Für den politischen Kontext ergibt sich damit folgendes Bild: Alles politische Tun ist zeichenbasiert, vieles ist politische Interpretation, manches ist politisches Kommunizieren. Das politisch Zeichenhafte entspricht also allem, was wir politisch wahrnehmen, politisch erkennen, politisch verstehen, politisch kommunizieren können. Es basiert auf den politischen Erkenntnissen, die wir besitzen, und bildet den Stoff künftigen politischen Denkens und Verhaltens und Handelns. Die Institutionen des Politischen entsprechen den politischen Institutionen des Zeichengebrauchs. Außerhalb des Zeichenhaften ist nichts Politisches. In Demokratie und Rechtsstaat ist Kommunizieren so das ethische Gebot: Denn es erfordert den Gebrauch des Verstandes auf Emittenten- und Rezipientenseite, es lässt Letzterem meist interpretative Freiheitsspielräume und macht so letztlich den Erfolg der Kommunikation vom freien Willen abhängig. Im Kommunizieren wird politische Führung in Freiheit und Gleichheit möglich.

Der BKM als Patchworker

Der BKM ist ein kommunikatives Amt. Dies zeigt sich schon in der Positionierung, die ihm im Koalitionsvertrag der rot-grünen Regierung mit auf den Weg gegeben wurde: „Der Staatsminister für kulturelle Aufgaben versteht sich als Ansprechpartner und Impulsgeber für die Kulturpolitik des Bundes sowie als Interessensvertreter für die deutsche Kultur auf internationaler, besonders auf europäischer Ebene.“¹⁰⁹¹ Er soll eine „Neue Offenheit von Politik und Kultur“¹⁰⁹² herstellen. Auch der Zuschnitt dieses Amtes legt die kommunikative Gestaltung von Politik nahe: Denn der Handlungsspielraum in der physischen Einwirkung auf Dinge ist relativ gering, etwa was Baumaßnahmen oder Finanztransfers angeht, in der physischen Gewaltausübung auf Menschen bestehen gar keine Kompetenzen. Das Kommunizieren ist also das zentrale Gestaltungsinstrument der Bundeskulturpolitik. Dementsprechend intensiv nutzt der BKM diese Tätigkeitsform, in der Amtszeit von BKM Nida-Rümelin finden sich rund 1.530 einzelne öffentliche kommunikative Akte.

Im Detail können wir das Kommunizieren folgendermaßen beschreiben:

Beim kommunikativen Akteur BKM handelt es sich um eine politische Korporation. Er besitzt eine rechtlich institutionalisierte Struktur, verfügt über maßgebliche soziale, personelle, finanzielle, räumliche, rechtliche Ressourcen und professionelle Fähigkeiten im Zeichengebrauch. In seinem Kommunizieren wird der BKM von einer weiteren Korporation, dem Presse- und Informationsamt der Bundesregierung unterstützt. Die Komplexität des Signifikantenkomplexes ‚BKM‘ wird im Kommunizieren von nonpersonalen Symbolisanten, etwa Logos, und dem personalen Symbolisanten des Amtsträgers Nida-Rümelin repräsentiert. Letzterer handelt, kommuniziert öffentlich für die Korporation BKM. Das Kommunizieren des BKM ist also personalisiert in dem Sinn, dass der Amtsträger als symbolischer Repräsentant der Korporation in den emittierten Signifikantenkomplexen präsent ist. Eine Personalisierung im Sinne von Einblicken in das Privatleben des Amtsträgers lässt sich am Datenkorpus nur in Ausnahmefällen ablesen.

Im Kommunizieren wird der BKM von eigenen Erfahrungen und den Institutionen des Zeichengebrauchs, insbesondere den Rationalitätsmaßstäben, geprägt. Er kann sich von Zeit zu Zeit reflexhaft, spontan, ohne viel Federlesens kommunikativ verhalten. Doch wahrscheinlich ist, dass er intentional, gar strategisch handelt, um auf das kultur- und medienpolitische

¹⁰⁹¹ Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Bündnis 90/Die Grünen 1998.

¹⁰⁹² Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Bündnis 90/Die Grünen 1998.

sowie das BKM-bezogene Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Journalisten, der Kulturpolitiker, der Vertreter der Kulturwirtschaft, der Künstler sowie der Bürger im Allgemeinen Einfluss zu nehmen. Seine ambitionierten kulturpolitischen Ziele und die professionelle Organisationsstruktur des BKM und des BPA legen dies jedenfalls nahe.

Operativ nutzt der BKM in seinem Kommunizieren in erster Linie die Instrumente der klassischen Medienarbeit und des Eventmanagements. An den kommunikativen Akten des BKM lässt sich fast das gesamte Arsenal legitimer persuasiver Strategien ablesen, darunter die Thematisierung, der semantische Transfer, das Testimonial, das Framing, die rationale Argumentation, die Visualisierung, die Orientierung am gängigen Zeichengebrauch usw. Was sich nicht findet, sind echte Kampagnen sowie aufmerksamkeitsstarke, weil außergewöhnliche Formen und manipulative, propagandistische Techniken.

Das öffentliche Kommunizieren des BKM ist ein Kommunizieren über Medien. Insgesamt stehen rund 70 Prozent aller erfassten kommunikativen Akte des BKM in Bezug zu Medien oder Massenmedien und richten sich damit indirekt an deren Rezipienten. Der Großteil der kommunikativen Akte richtet sich dabei an klassische Massenmedien, also an Presse, Hörfunk, TV. Hinzu kommen einige Beiträge in Branchenpublikationen, Werbeanzeigen, Flyern und das Kommunizieren über die Homepage der Korporation. Der BKM hat etwa die Hälfte seiner Botschaften an einen breiten Medienverteiler gestreut und so ein disperses Publikum gesucht. Die andere Hälfte hat er exklusiv an eines oder wenige Medien adressiert, deren selektive Rezipienten angesprochen. Dabei hat er sich überwiegend auf Leitmedien aus dem Printbereich und einige führende TV- und Radioformate konzentriert. In diesem Rahmen wurde primär das Feuilletonressort bedient, daneben auch das Politikressort – statt boulevardesken Politainments steht hier also eher schönggeistige Intellektualität im Vordergrund. Da der BKM kaum über eigene mediale Plattformen verfügt, muss er die Macht über die Gestaltung seiner Botschaften mit den massenmedialen Korporationen teilen. In seiner Emission ist er dabei im Grunde frei. Doch legen die stofflichen und technischen Bedingungen der Medien bzw. Massenmedien, die institutionellen Regeln des medialen Zeichengebrauchs und insbesondere die Effektivität der Umsetzung seiner Geltungsabsicht gegenüber den Massenmedien eine bestimmte Gestaltung doch recht nahe. Der BKM kommuniziert mit massenmedialen Korporationen typischerweise in Form von Interviews, Pressemitteilungen, Pressebildern, Pressekonferenzen und Namensartikeln. In Fachpublikationen veröffentlicht er Grußworte, Vorworte, Essays. Auf seiner Homepage werden regelmäßig News in Form von Artikeln publiziert. Der entsprechende Stil ist überwiegend journalistisch-seriös, regelmäßig auch feuilletonistisch-intellektuell. Ein Trend zum Politainment lässt sich so jedenfalls nicht konstatieren. Das mediale und massenmediale Kommunizieren ist dabei gegenüber dem finalen Rezipienten weitgehend einseitig monologisch ausgerichtet. Bei den Massenmedien übernehmen Journalisten oder weitere Protagonisten manchmal stellvertretend für die Bürger das dialogische Fragen und Kritisieren, im Interview oder auf der Pressekonferenz üben sie ihre Kritikfunktion, Artikulations- und Kontrollfunktion aus.

Bemerkenswert ist, dass rund die Hälfte der öffentlichen kommunikativen Akte des BKM präsenzhaft ist. Dabei tritt Amtsträger Nida-Rümelin im Rahmen durchstrukturierter Veranstaltungen auf, zeigt Körperpräsenz, verleiht der Bundeskulturpolitik eine Stimme und handelt für sie. In der monologischen Rede kann er so als ressourcenstarker, machtvoller Repräsentant kommunikative Führung übernehmen, etwa was aktuelle Policy-Pläne oder Fragen der kulturellen Identität angeht. Im Dialog mit anderen Protagonisten kann er sich ins argumentative Getümmel werfen, Konflikte durch persuasive Strategien lösen, seine Haltung rechtfertigen. Damit erweist er den Diskussionspartnern seinen Respekt, schätzt sie wert, bekennt sich zur

demokratischen Form. Daneben führt der Amtsträger als symbolischer Repräsentant anstelle der Repräsentierten diverse körperliche Handlungen aus, er verleiht beispielsweise Preise, Orden, legt Trauerkränze nieder, vollzieht im performativen Kommunizieren Rituale. Dabei nimmt der BKM Einfluss auf bestimmte Deutungen, die eng mit dem historischen, kulturellen Selbstverständnis der Bürger im ‚Land der Dichter und Denker‘ zusammenhängen. Bei den Protagonisten, die gemeinsam mit dem Amtsträger auf Veranstaltungen auftreten, handelt es sich überwiegend um exekutive Spitzenakteure aus der Europa-, Bundes- und Landespolitik und um Repräsentanten der Medien- und Kulturbranche. Der BKM erreicht im öffentlichen präsenzhaften Kommunizieren in der Regel ein mittelgroßes, fachspezifisches Publikum, häufig sind die Gäste Meinungsführer und Multiplikatoren aus der Kulturszene und der Kulturpolitik. Auch hier erfolgt das Kommunizieren mit dem Publikum überwiegend monologisch. Der Stil der Veranstaltungen changiert, er reicht vom formalisierten politischen Tagesgeschäft über staatlich-repräsentative Feierlichkeiten bis hin zu glamourösen Events.

Den BKM und seinen Amtsträger interpretieren wir regelmäßig als Repräsentanten. Wir verknüpfen sie mit der Bundeskulturpolitik, mit der Bundesregierung, mit der Kulturbranche, mit Kunst und Kultur etc. Wenn der BKM präsent ist, spricht, gestikuliert, handelt, werden diese komplexen, nebulösen Signifikantenkomplexe für die Rezipienten mental gegenwärtig, sie werden erfahrbar, erinnert, gelernt. Der Einzelne kann sich zu den Repräsentierten zählen, sich mit der Bundeskulturpolitik, mit deutscher Kultur und Kunst, mit der aktuellen Regierungspartei etc. identifizieren. Er kann sich im Körper des Repräsentanten als Einheit mit anderen Repräsentierten begreifen, wobei sich auch aus der Nichtthematisierung der interpretativen Differenz integrative Effekte ergeben können.

In diesen Akten setzt der BKM also seinen kommunikativen Führungsanspruch um. Er gibt Interpretationen im Feld der Kultur-, Kunst- und Medienpolitik vor, wirbt für ihre Geltung. Er bezieht Position in der Debatte mit anderen staatlichen Akteuren, den Vertretern der Kulturbranche oder dem Bürger. Er setzt in seinem Kompetenzfeld kommunikative politische Ziele, setzt sie kommunikativ-persuasiv um. Die Fähigkeiten und Ressourcen des BKM statten die Korporation mit persuasiver Macht aus. Damit besitzt der BKM im bundeskulturpolitischen Feld eine relativ hohe Chance, seinen Interpretationen zu Geltung zu verhelfen. Politische Entscheidungsträger haben die Macht, die Voraussetzungen und Institutionen des Zeichengebrauchs zu beeinflussen, so auch der BKM: Er wirkt durch kommunikativ ausgehandelte rechtliche, fiskalische und infrastrukturelle Maßnahmen sowie informelles Kommunizieren auf das kulturelle, künstlerische und mediale Kommunizieren.

Der BKM gestaltet zum Beispiel Sozialisationsprozesse, die Fähigkeiten im kulturellen, künstlerischen und medialen Zeichengebrauch vermitteln. Er reguliert weiter die Ressourcenverteilung im Zeichengebrauch und eröffnet durch Ressourcenallokation interpretative und kommunikative Chancen in diesen Feldern. Er wirkt an der Normierung der Rechte und Pflichten der Akteure im Zeichengebrauch mit. Einerseits trägt er so zum Erhalt kultureller und künstlerischer Traditionen bei, andererseits reguliert er mit dem kreativen künstlerischen Zeichengebrauch den Grad der zeichenhaften Innovation.

Insgesamt sollte es mir übrigens ganz gut gelingen, das öffentliche Kommunizieren des BKM im Rahmen qualitativer Forschung zu interpretieren. Schließlich gehöre ich ähnlichen Zeichennutzergruppen an wie der Amtsträger und die Mitarbeiter des BKM. Auch tendiert öffentliches politisches Kommunizieren nicht zur überbordenden Kreativität oder Subversion, es will schließlich verstanden und in seinen Geltungsabsichten akzeptiert werden.

Was hat nun all dies mit Kultur zu tun? Nicht wenig, wie ich meine!

Teil IV: Politische Kultur als Teil des Patchworks

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln sehr gründlich aufgearbeitet, wie sich das Zeichenhafte und der Zeichengebrauch plausibel beschreiben lassen. Nun hoffe ich, Sie mit einem gewissen ‚Aha-Effekt‘ zu überraschen, wenn ich im Folgenden meine Vorstellung von Kultur, insbesondere von politischer Kultur entwickle. Denn meine These lautet: Das Kulturelle ist gleich dem institutionalisiert Zeichenhaften und seinem Gebrauch. Das politisch Kulturelle ist gleich den Institutionen des politisch Zeichenhaften und ihrem politischen Gebrauch. Das Kulturelle ermöglicht und begrenzt so kommunikatives Verstehen und kommunikative Verständigung, es wird durch Kommunizieren institutionalisiert, tradiert und innoviert.

Aber eins nach dem anderen: Wir werden uns zunächst auf einen breit angelegten Streifzug durch die einschlägige Literatur begeben. Dabei gewinnen wir einen Eindruck, was Kultur, insbesondere politische Kultur, ausmacht, und kritisieren die Vorzüge und Schwächen der jeweiligen Entwürfe. So sind wir gerüstet, um das Kulturelle und seine politische Ausformung im Rahmen des Patchwork-Modells zu skizzieren und doch etwas zu finden, was politisch ist an der Kultur¹!

1 Kritik ausgewählter Konzepte der Kulturforschung

Die wissenschaftliche Literatur zur Kultur ist überbordend. Steinbacher ermittelt in den 70er Jahren 300 verschiedene Definitionen von Kultur.² Um die Bandbreite der Konzepte zumindest rudimentär auszuleuchten, habe ich das Netz großzügig ausgeworfen und gleichermaßen politikfreie und originär politikbezogene Ansätze ausgewählt. Zur Darstellung teile ich die Autoren, die meines Erachtens als Kulturtheoretiker gelesen werden können, heuristisch in Cluster ein, und zwar nach folgenden Kriterien: Aus welchem Stoff ist die Kultur? An welchem Ort wird sie situiert? Wer ist ihr Träger? Ist Kultur universell oder partikular, heterogen oder homogen, statisch oder dynamisch angelegt?

1.1 Kultur als moralische Kultivierung oder Depravation der menschlichen Natur

Dieses Cluster nähert sich der Kultur aus der Perspektive der menschlichen Natur. Diese Auffassung findet sich vor allem in der Philosophie der Aufklärung, im Humanismus. Die optimistische Variante versteht Kultur dabei als Vervollkommnung natürlicher Anlagen, während die pessimistische eine Depravation des Menschen in der Kultur annimmt. Kulturträger ist hier in erster Linie das Individuum.

1.1.1 Kultur als Entfaltung von Humanität

Kant sieht in der Kultur den „letzten Zweck“³ der Natur. Als „Tauglichkeit und Geschicklichkeit zu allerlei Zwecken“⁴ sei Kultur weit mehr als Zivilisation: „Wir sind im hohen Grade durch Kunst und Wissenschaft cultivirt. Wir sind civilisirt bis zum Überlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns für schon moralisirt zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört noch zur Cultur; der Gebrauch dieser

¹ Praschl kann „(a)n der Politik (...) überhaupt nichts finden, was mit Kultur etwas zu tun hätte“ (Praschl 1984, S. 112).

² Vgl. Steinbacher 1976.

³ Kant, Lehmann 2006, § 83.

⁴ Kant, Lehmann 2006, § 83.

Idee aber, welcher nur auf das Sittenähnliche in der Ehrliche und der äußeren Anständigkeit hinausläuft, macht bloß die Zivilisierung aus.“⁵ Während also im äußeren Reich der Natur die „Rohigkeit der bloßen Selbstgewalt“⁶ dominiert, vermag der Mensch durch freiwillige Unterordnung seines Willens unter eine sittliche Maxime seine Autonomie⁷, seine „Vernunftnatur“⁸, seine Würde zu entfalten. So hofft Kant auf ein Fortschreiten vom Primitiven hin zu „Vollkommenheit und Glückseligkeit“⁹.

Bildung soll in der Philosophie der Aufklärung nun dafür sorgen, dass der Mensch dem Anspruch des praktisch Vernünftigen gerecht wird.¹⁰ Die ästhetische Erziehung spielt dabei eine zentrale Rolle. Der Literat **Schiller** begreift die „Schaubühne als moralische Anstalt“¹¹ und erklärt: „Im Lichte der Möglichkeiten, die von der ästhetischen Kunst auf die Lebenskunst (scheinen), kann der Mensch mehr werden als er ist; strebt er ihnen zu, so wandelt sich ihm die Natur aus bloß physisch erlebter in zugleich ästhetisch geformte und moralisch verantwortbare, die Kultur aus bloß notwendiger in harmonisierende, und die Sozialwelt aus einer Zwangsgemeinschaft in ein Zusammenspiel sich in einsichtsvoller Freiheit füreinander entscheidender Individuen.“¹²

1.1.2 Kultur als zivilisationsbedingte Entfremdung von der inneren Natur

Auch **Rousseau** setzt die Kultur der Natur entgegen. Allerdings schlägt sich er sich auf Seiten der Letzteren: „Alles, was aus den Händen des Schöpfers kommt, ist gut; alles entartet unter den Händen des Menschen.“¹³ Als Wilder war der Mensch noch natürlich und frei, er folgte den guten Instinkten der Selbstliebe und des Mitgefühls.¹⁴ Erst in der Zivilisation, allen voran in der höfischen Gesellschaft, werden seine Anlagen depraviert: Der ‚homme civil‘ unterliegt Rousseau zufolge der Selbstsucht.¹⁵ Er ist ehrgeizig, konkurriert mit anderen mit Eigentum. So wird er böse, heuchlerisch und korrupt.¹⁶ Den Grund für diese Deformation verortet der Kulturpessimist im Prozess der Zivilisation: „Das Übel, welches unsere eitle Wißbegierde verursacht hat, ist so alt wie die Welt. Das tägliche Steigen und Fallen des Meeres richtet sich nicht so genau nach dem Lauf des Gestirnes, welches unsere Nächte erleuchtet, als der Zustand der Sitten und der Redlichkeit nach dem Fortschritt der Wissenschaften und Künste. Je mehr ihr Licht über unserem Gesichtskreis aufging, desto mehr entfernte sich die Tugend.“¹⁷ So verliert der Mensch in der Gesellschaft seine ursprüngliche Freiheit: „Der Mensch ist frei geboren, und überall liegt er in Ketten. Jeder glaubt sich Herr der anderen und ist doch mehr Sklave als sie.“¹⁸

Da Rousseau eine Rückkehr in den unverfälschten Naturzustand für ausgeschlossen hält, entwirft er Konzepte für die Erziehung und ein staatliches Gemeinwesen, die den natürlichen Anlagen des Menschen am ehesten entsprechen: Im Erziehungsroman „Emile“¹⁹ propagiert

⁵ Kant 1784, S. 26.

⁶ Kant, Becker 1983, S. 309.

⁷ Vgl. Kant et al. 2008, 399.

⁸ Kant et al. 2008, S. 437.

⁹ Kant et al. 2008, S. 381 f.

¹⁰ Vgl. Jung 1999, S. 44.

¹¹ Schiller 1927, vgl. auch Liessmann 1999.

¹² Zit. nach Thurn 2001, S. 40.

¹³ Rousseau 1968, S. 107, vgl. auch Mensching 2010.

¹⁴ Vgl. Rousseau 1978a, S. 185 u. 218.

¹⁵ Vgl. Rousseau 1978a, S. 297.

¹⁶ Vgl. Rousseau 1978, S. 230.

¹⁷ Rousseau 1978, S. 37.

¹⁸ Rousseau 1978, S. 383.

¹⁹ Rousseau 1968.

er beispielsweise eine Minimalpädagogik, die der naturwüchsigen Entwicklung des Kindes huldigt.²⁰ Im „Contrat Social“²¹ skizziert er, wie Menschen trotz des gesellschaftlichen Zusammenlebens ihre Freiheit und Gleichheit erhalten können: nämlich indem sie einen Vertrag schließen, der darauf abzielt, „eine Form der Assoziation zu finden, die mit der ganzen gemeinsamen Kraft die Person und die Habe jedes Assoziierten verteidigt und schützt und durch die jeder, mit allen vereint, dennoch nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt wie zuvor“²². Möglich macht dies Rousseau durch das völlige Aufgehen der Einzelwillen im Gemeinwillen, wodurch jeder Bürger direktdemokratisch über sich selbst herrscht.²³

Kritik: Kultur wird in diesem Cluster als Entfaltung von Sittlichkeit oder als Depravierung natürlicher Anlagen gefasst. Damit bleiben dem Kulturbegriff der Aufklärung viele Dimensionen verborgen, die wir heute recht selbstverständlich unter die Kultur fassen würden, etwa die Lebensweise im Alltag, die Symbole oder Rituale, die Institutionen, die Sprache und das Weltbild.²⁴ Schiller leitet mit seinem Plädoyer für ästhetische Bildung zudem eine Verengung von Kultur auf das Ästhetische, auf das ‚Kunstschöne‘ ein. Diese Reduktion auf die künstlerische Hochkultur ist bis heute typisch für Deutschland – wie sich deutlich an den kunstbezogenen Aufgabenschwerpunkten des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien erkennen lässt. Auch der für dieses Cluster typische Gegensatz zwischen Kultur und Natur ist, wie Eagleton bemerkt, logisch brüchig, denn in der Natur sei das Potenzial zum „Transzendieren der Natur“²⁵ durch Kultur immer schon angelegt.

Bei Kant wie bei Rousseau ist letztlich der Einzelne Träger der Kultur, wobei bei Kant die moralische Kultivierung auf das Allgemeine, das Soziale deutet und bei Rousseau der Einzelne den kulturellen Bedingungen seines Umfelds unterliegt. Je nach Menschenbild bewerten die Autoren Kultur dabei positiv oder negativ: Für Kant ist der Mensch von Natur aus roh, erst in der Kultur entfaltet sich die sittliche Autonomie des Einzelnen. Er kultiviert sein Handeln, indem er es der praktischen Vernunft unterstellt. Damit ist Kultur als Sittlichkeit auch der Schalthebel zur Sozialverträglichkeit, zum Leben in der Gemeinschaft. Rousseau sieht dies ganz anders: Der Mensch sei von Natur aus frei und gut. Pessimistisch blickt er hingegen auf die Kultur, die die natürlichen, guten Anlagen des Menschen depraviert. Der Mensch ist für ihn eigentlich asozial, nicht für das Zusammenleben mit anderen geeignet. Die Vernunft ist nichts weiter als ein widernatürlicher Teil der Domestizierung der guten Instinkte. Nachdem eine Rückkehr in den Naturzustand unmöglich scheint, denkt sich Rousseau ein Gemeinwesen und ein Erziehungskonzept aus, in dem sich die Kröte der Kultur leichter schlucken lässt. Beide Varianten – Kulturoptimismus und Kulturpessimismus – scheinen mir zu extrem: Meines Erachtens hat der Mensch soziale wie asoziale Anlagen, die sich in der Kultur entfalten oder von ihr unterdrückt und in sozialverträgliche Bahnen gelenkt werden können. Kultur ermöglicht und begrenzt die Freiheit des Einzelnen.

Beide Autoren konzipieren Kultur dynamisch: Kant hofft auf den Fortschritt hin zur Sittlichkeit, Rousseau befürchtet die zunehmende Depravierung. Angesichts von Kriegen und Verstößen gegen die Menschenrechte ist das idealistische Pathos der deutschen Aufklärung heute weitgehend verstummt. Vielleicht hat sie die Leistungsfähigkeit des Kulturellen, das sittliche Potenzial des Menschen überschätzt und man würde – gerade mit Blick auf die politische Ordnung – mit einem pessimistischen bzw. realistischen Menschenbild besser fahren. Wo-

²⁰ Vgl. Rousseau 1968, S. 183, S. 211 f.

²¹ Rousseau 1989a.

²² Rousseau 1989, S. 392.

²³ Vgl. Rousseau 1989a, S. 403.

²⁴ Vgl. Konersmann 2003, S. 60, Eagleton 2001, S. 26.

²⁵ Eagleton 2001, S. 14.

möglich ist es aber auch pädagogisch wertvoll, den Menschen etwas zuzutrauen, quasi als kulturelles Empowerment. Sowieso ist die aufklärerische Implikation einer linearen Kulturevolution, sei es zum Guten oder zum Schlechten hin, fragwürdig. Denn Kulturen entwickeln sich – wie die postmodernen Kulturtheorien²⁶ aufzeigen – nicht so stringent in eine Richtung, sie erleben Rückschritte, Brüche, ungleichzeitigen Fortschritt. Die evolutionistische Vorstellung von der stetigen Entwicklung hin zum Ziel der kulturellen Perfektion oder Verderbtheit impliziert einen universellen Vergleichsmaßstab für Entwicklungsstände und damit auch ein Potenzial zur Abwertung anderer Kulturen, womit sich Kolonialismus und Missionierung rechtfertigen lassen. Eine mögliche kulturelle Prägung der aufklärerischen Ideale berücksichtigt dieses Cluster jedenfalls nicht. Ein Bezug zur politischen Kultur wird von Kant nicht direkt hergestellt, vielleicht lässt er sich als normativer Anspruch an die praktische Vernünftigkeit des politischen Handelns lesen. Rousseaus Vorschlag zur adäquaten, also der menschlichen Natur gerechten, politischen Kultur ist wohl der *Contrat Social*.

Kultur vs. Zivilisation

Die pathetische Situierung des Kulturellen im Geistig-Sittlichen und der fortschrittsaverse Pessimismus der Aufklärung begründen einen deutschen Sonderweg: Als sich im 19. Jahrhundert nationale Einheitsträume nicht verwirklichen lassen, wählen die enttäuschten Deutschen das innerliche Kulturideal der Aufklärung zum apolitischen Rückzugsraum.²⁷ Der Stolz auf die höheren Werte der Moral, die Kunst, das tiefgründig und schwermütig Geistige werden zum Anker bürgerlich-deutscher Identität. Kultur entwickelt sich hierzulande zum modernitätskritischen „Antonym“²⁸ von äußerer, verweichlichter, massenhafter Zivilisation, die als das bloß Profane, Nützliche, Technische, Wirtschaftliche oder Mechanische verunglimpft wird.²⁹ **Elias** konstatiert: „Zivilisation‘ bedeutet verschiedenen Nationen des Abendlandes nicht das gleiche. Vor allem zwischen dem englischen und französischen Gebrauch dieses Wortes auf der einen und dem deutschen Gebrauch auf der anderen Seite besteht ein großer Unterschied. Dort fasst der Begriff den Stolz auf die Bedeutung der eigenen Nation auf den Fortschritt des Abendlandes und der Menschheit in einem Ausdruck zusammen. Hier, im deutschen Sprachgebrauch, bedeutet ‚Zivilisation‘ wohl etwas ganz Nützliches, aber doch nur einen Wert zweiten Ranges, nämlich etwas, das nur die Außenseite des Menschen, nur die Oberfläche des menschlichen Daseins umfasst. Und das Wort, durch das man den Stolz auf die eigene Leistung und das eigene Wesen in erster Linie zum Ausdruck bringt, heißt ‚Kultur‘.“³⁰ **Spengler** zeichnet in „Der Untergang des Abendlandes“³¹ das pessimistische Bild einer naturwüchsigen, hochstehenden, einheitlichen deutschen Kultur, die von zivilisatorischer Dekadenz bedroht ist: „Der Untergang des Abendlandes, so betrachtet, bedeutet nichts Geringeres als das *Problem der Zivilisation*. (...) Die Zivilisation ist das unausweichliche Schicksal einer Kultur.“³² So grenzt sich die bürgerliche, deutsche Kulturnation in kämpferischer Diktion vom zivilisierten Adel und den Zivilisationen des Erbfeinds Frankreich und des Konkurrenten England ab.³³

Zwischenstand: Was wir hier für das Patchwork-Modell mitnehmen können, ist, dass Kultur die menschliche Natur beeinflusst und dass sie durch Entfaltung sittlicher Anlagen das sozia-

²⁶ Vgl. Kapitel IV.1.13 „Kultur als hybrides, postmodernes Konstrukt“.

²⁷ Vgl. Eagleton 2001, S. 19 f.

²⁸ Eagleton 2001, S. 19.

²⁹ Vgl. Hejl 2005.

³⁰ Elias 1969, 1, S. 1 f.

³¹ Spengler 2007.

³² Spengler 2007, S. 43.

³³ Vgl. Eagleton 2001, S. 21, S. 26, Hejl 2005, S. 107.

le Zusammenleben befördert, gleichzeitig aber auch Einschränkungen für den Menschen und das Ausleben seiner natürlichen Anlagen impliziert. Kultur kann auf eine sittliche, ästhetische Komponente begrenzt werden oder sämtliche zivilisatorischen Errungenschaften umfassen. Weiter können wir im Kopf behalten, dass das Kulturelle eng mit Bildung zusammenhängt und dass es sich dynamisch entwickeln, Vor- und Rückschritte erleben kann.

1.2 Kultur als Identität eines Volkes

So unterschiedlich die folgenden Ansätze sind, sie teilen eine Kernthese: nämlich dass Menschen tief in ihrer Kultur verwurzelt sind. Kultur wirkt demnach tiefgreifend auf die Identität ihrer Träger, prägt das soziale Zusammenleben und integriert die Gruppe. Erwähnenswert ist die durchschlagende Wirkung dieser Ansätze auf den Common Sense und teils auch auf die aktuelle politikwissenschaftliche Forschung.³⁴

1.2.1 Volkskulturen mit je eigenem Entwicklungsgesetz

Für Herder ist der Mensch, so wie er auf die Welt kommt, unfertig, unvollkommen. Erst mit der „Kultur macht der Mensch aus der Not eine Tugend“³⁵. Kultur ist für ihn also ergologisch, sie ist die Welt der künstlichen Objekte, der Sprache, der Bräuche, der Traditionen und Werte.³⁶ Dabei bindet er die Kultur eng an das soziale Zusammenleben: „Der Mensch ist in seiner Bestimmung ein Geschöpf der Herde, der Gesellschaft“³⁷, er identifiziere sich mit der autochthonen Kultur seines Volkes. Einerseits fasst Herder diese Volkskultur wohl als recht homogene, unverwechselbare und klar abgeschlossene Einheit auf. Gleichzeitig deutet er auch innere Heterogenität an: „(D)ie Nation kann also bei Tugenden der erhabensten Gattung von *einer* Seite von *einer andern Mängel* haben, *Ausnahmen* machen, *Widersprüche* und *Ungewißeheiten* zeigen, die in Erstaunen setzen.“³⁸ Der Autor spricht sich dabei explizit für kulturelle Integration durch Abgrenzung nach außen aus: „Das Vorurteil ist gut, zu seiner Zeit: denn es macht glücklich. Es drängt die Völker zu ihrem *Mittelpunkt* zusammen, macht sie fester auf ihrem *Stamme*, blühender in ihrer Art, brünstiger und also auch glückseliger in ihren *Neigungen* und *Zwecken*.“³⁹ Im Laufe ihrer Geschichte entwickeln sich Kulturen Herder zufolge organisch, nach ihrem je eigenen Entwicklungsgesetz.⁴⁰ Jede Kultur unterliegt dabei dem inneren Zyklus von Wachstum, Blüte und Untergang.⁴¹ Ein äußerer Bewertungsmaßstab lasse sich dabei nicht anlegen, Kulturen seien nämlich der rationalen Kritik verschlossen, „(wie) bei jedem Gemälde“ hänge alles vom „Standpunkt“⁴² ab. Der Kulturrelativist gesteht also jeder Lebensweise ihren besonderen Wert zu und lehnt den eurozentrischen Kolonialismus vehement ab: „Unsinnig stolz wäre die Anmaßung, dass die Bewohner aller Erdteile Europäer sein müssten, um glücklich zu leben.“⁴³ Auf Ebene der allgemeinen Menschheitsgeschichte sei es gerade die kulturelle Vielfalt, die die Entfaltung des universellen Telos der Humanität erlaube.

³⁴ Vgl. z. B. Schwellings Konzeption in Anlehnung an die Muster Benedicts in Kapitel IV.1.7.3 „Politische Kultur als politischer Wissensvorrat“.

³⁵ Müller-Funk 2006, S. 87.

³⁶ Vgl. Jung 1999.

³⁷ Herder 1986, S. 95.

³⁸ Von Herder, Irmischer 2007.

³⁹ Von Herder, Irmischer 2007.

⁴⁰ Vgl. Eagleton 2001, S. 21, Precht et al. 1999, S. 310.

⁴¹ Vgl. Müller-Funk 2006.

⁴² Herder 1965, S. 338.

⁴³ Herder 1965, S. 324.

Kritik: Herder hat einige Probleme mit dem Terminus der Kultur: Nichts sei „unbestimmter als dieses Wort“⁴⁴, nichts sei „trügerischer als die Anwendung desselben auf ganze Völker und Zeiten“⁴⁵. Leider gelingt es auch ihm nicht, sein Kulturverständnis trennscharf zu bestimmen. „Es gibt nicht *einen* Theoretiker Herder, es gibt deren mindestens *zwei*: einen, der seine Kulturtheorie in Einklang mit dem humanistischen Diskurs seiner Zeit zu bringen trachtet, und einen anderen, der das Loblied auf das Glück von Partikularismus, Ethnozentrismus und Selbstgenügsamkeit singt.“⁴⁶

Für Herder ist das Volk, die ethnische Gruppe, Träger der Kultur. Der Einzelne bezieht seine Identität aus der geteilten Sprache, den Traditionen, dem Brauchtum. Damit erfasst der Autor den kollektiven Charakter, den wir im Kulturellen terminologisch vermuten. Allerdings steht damit die Kultur dem Einzelnen recht determinierend gegenüber. Hauck kritisiert dabei den Substanzialismus Herders: Der Philosoph gehe von einem kulturellen Wesen des Volkes aus, von diskreten Einheiten ohne größere Widersprüche im Inneren und Überlappungen nach außen.⁴⁷ Gerade bezogen auf die Kultur eines Volkes hätte Herder damit wohl die innere Homogenität stark überschätzt.⁴⁸ Gleichzeitig finden sich im Werk Herders aber Formulierungen, die Kulturen fast schon im postmodernen Sinn als hybrid auffassen. Den „Performative Turn“⁴⁹ antizipiert Herder in seinem Hinweis, dass kulturelle Identität und Integration hergestellt werden müssen, notfalls durch die vorurteilsbehaftete Abgrenzung vom kulturell Fremden nach außen. Herder spricht sich aber vehement gegen chauvinistische Überzeugungen aus. Als Kulturrelativist ist er ein überzeugter Gegner von Sklaverei, Kolonialismus und Eurozentrismus. Er weiß um die Standortgebundenheit des Urteils. Auf Ebene der Menschheitsgeschichte lässt der Philosoph allerdings den universellen Maßstab der Aufklärung, die Hoffnung auf linearen Fortschritt hin zu Sittlichkeit und Vernunft nicht ganz fallen. Die Abwertung von Kulturen, die aus europäischer Sicht weniger sittlich, weniger vernünftig sind, kommt damit durch die Hintertür wieder ins Spiel. Interessant ist hier Herders pluralistischer Gedanke, dass sich quasi im Wettbewerb vielfältiger Kulturen der Fortschritt durchsetzt.

Herders Entwurf einer essentialistisch angehauchten Volkskultur ist verhängnisvoll, denn er bahnt den Weg für die „völkische Wende“⁵⁰ des Kulturbegriffs. Der deutsche Nationalismus nutzt die Vorstellung vom organischen, ganzheitlichen kulturellen Wesen des Volkes bereitwillig zur künstlichen Ableitung nationaler Identität und – schlimmer – zur Abgrenzung von anderen Nationen und zur Ausmerzung des kulturell Fremden. Gleichzeitig lassen die Nationalisten und später die Nationalsozialisten den Herder'schen Eigenwert jeder Kultur und die kosmopolitische Kultivierungshoffnung zugunsten chauvinistischer Thesen fallen. Am höchsten entwickelt ist demzufolge – was Wunder – die deutsche Kultur.⁵¹ Adorno bringt es auf den Punkt: „Das Ideal der Kultur als absolute Integration findet seine logische Vollendung im Völkermord“.⁵²

⁴⁴ Konersmann 2003, S. 12.

⁴⁵ Konersmann 2003, S. 12.

⁴⁶ Müller-Funk 2006, S. 86.

⁴⁷ Vgl. Hauck 2006, S. 10.

⁴⁸ Vgl. Hauck 2006, S. 10.

⁴⁹ Vgl. Kapitel IV.1.9 „Kultur als performativer Prozess“.

⁵⁰ Eagleton 2001, S. 19 ff.

⁵¹ Vgl. Eagleton 2001, Hauck 2006, S. 28 u. 51.

⁵² Zit. nach Eagleton 2001, S. 60 ff.

1.2.2 Kultur als historische Konfiguration von Mustern in einem Areal

Boas versteht Kultur als „die Summe aller physischen und geistig-seelischen Reaktionsweisen und Tätigkeiten, die das Verhalten der Individuen, aus denen eine soziale Gruppe zusammengesetzt ist, gemeinsam und als Einzelwesen in ihrer Beziehung zur Umwelt, zu anderen Gruppen, zu Mitgliedern der eigenen Gruppe und zum eigenen Ich charakterisieren.“⁵³ Kultur materialisiere sich so im technischen Wissen, in den sozialen Beziehungen, in Kunst und Religion, in den Moralsystemen und in der Sprache. Boas vertritt dabei die sogenannte Kulturareal-Lehre⁵⁴: In jeder ‚culture area‘ finde sich in Abhängigkeit von der indigenen Geschichte, inneren Entwicklung und äußeren Einflüssen ein spezifisches Muster: Bestimmte Kulturelemente seien dabei zu einer homogenen Ganzheit integriert.⁵⁵

Der amerikanische Autor ist ein scharfer Gegner des Biologischen. Vehement widerspricht er der These, die geistigen Merkmale der Primitiven seien genetisch bedingt: „Genau so wenig wie geographische Umgebung oder wirtschaftliche Bedingungen eine Kultur schaffen können, kann der biologische Charakter einer Rasse einen bestimmten Kulturtyp schaffen.“⁵⁶ Kultur steht also als Determinante menschlichen Handelns auf Augenhöhe neben den biologischen Voraussetzungen, sie hängt keineswegs von diesen ab. Genauso lehnt Boas den kulturellen Evolutionismus ab: Seine Wachstumsstadien seien spekulativ gewählt, die Einnordung von Kulturen werde ohne empirischen Beleg vorgenommen, eine Bewertung des Entwicklungsstands von außen sei nicht angebracht.⁵⁷ An Stelle des Evolutionismus setzt er eine Kulturgeschichte, die sich auf die Feldarbeit bei indigenen Völkern konzentriert, um tatsächliche kulturelle und geschichtliche Prozesse zu identifizieren.⁵⁸

Benedict begreift in „Patterns of Culture“⁵⁹ Kulturen ebenfalls als spezifische Selektion von „Mustern“, die charakteristisch für ein Kulturareal sind. Kultur „müssen wir uns (...) als einen großen Kreisbogen vorstellen, an dem überhaupt alle möglichen Kulturelemente aufgereiht sind.“⁶⁰ Das Wesen einer einzelnen Kultur hänge dabei von der „Auswahl ab, die sie unter diesen vielen Kreissegmenten trifft“⁶¹. Benedict stellt sich Kultur damit harmonisch integriert vor, es handle sich um ein „sinnreich gegliedertes Ganzes“⁶². Kultur fungiert dabei als soziales Bindemittel: „What really binds men together is their culture – the ideas and the standards they have in common“⁶³, formuliert die Autorin. Im Rahmen von Feldstudien bei den Zuni (New Mexico) und Kwakiutl (Kanada) ermittelt Benedict in Anlehnung an Nietzsche zwei Kulturtypen: den apollinischen und den dionysischen. Ersterer sei maßvoll, geordnet, introvertiert und aggressionslos, letzterer exzessiv, rasend, extrovertiert und aggressiv.

Kritik: Die Kulturareallehre betrachtet „culture-as-one-thing“⁶⁴, wie Czarniawska-Joerges kritisiert. Kultur wird von Boas und Benedict als feinsäuberliche Ordnung aufgefasst, die sich in einem geographischen Areal aus spezifischen Mustern zusammensetzt. Dieses definite Gesamtangebot an wählbaren Mustern und ihre kulturbezogene Integration zu einem Ganzen scheint der Vielfalt und Gewachsenheit empirischer Kulturen sowie ihren inneren Wider-

⁵³ Vgl. Boas, Lewis 2004, S. 143, zit. nach Hauck 2006.

⁵⁴ Vgl. Girtler 1979, Szabo 1998.

⁵⁵ Vgl. Girtler 1979, Szabo 1998.

⁵⁶ Boas 1996, zit. nach Hauck 2006, S. 63.

⁵⁷ Vgl. Girtler 1979.

⁵⁸ Vgl. Girtler 1979.

⁵⁹ Benedict 1955.

⁶⁰ Benedict 1955, S. 87.

⁶¹ Benedict 1955, S. 87.

⁶² Vgl. Benedict 1955, S. 23, Hauck 2006.

⁶³ Benedict 1934, S. 13.

⁶⁴ Czarniawska-Joerges 1992, S. 43.

sprüchen und Abweichungen kaum gerecht zu werden. Allerdings bildet die Vorstellung vom kulturweit geteilten ‚Muster‘ das Regelmäßige, das Typische, das Kollektive des Kulturellen treffend ab. Kulturelle Partikularität lässt sich in diesem Modell durch spezifische Musterwahl erklären; kulturelle Entwicklung durch Neuordnung von Mustern, echte Innovation scheint aber kaum möglich. Da alle Kulturen aus dem gleichen Pool wählen, sind sie gleichwertig.

Boas vertritt weiter die Auffassung, dass natürliche Anlagen und Kultur in einem interdependenten Verhältnis stehen. Gerade vor dem Hintergrund der eugenischen Bewegung, die in den USA zur Schaffenszeit Boas' aktiv ist, ist seine kulturelrelativistische, antievolutionistische Grundeinstellung, die sich abwertender Vorurteile enthält und diese durch konkrete empirische Forschung zu entkräften versucht, ethisch begrüßenswert. Allerdings implizieren auch seine Ergebnisse, etwa dass die vermeintlich Primitiven doch auch in Wohlstand leben, eine Beurteilung aus der Perspektive amerikanischer Werte.

1.2.3 Kultur als Quelle von Identität

Taylor reibt sich an Rationalismus und Liberalismus, die den Menschen von allen Bindungen loslösen, keine Werte über der Selbstverwirklichung anerkennen, kurz ein „desengagiertes Selbst“⁶⁵ propagieren. In seinem kommunitaristisch inspirierten Gegenentwurf bettet Taylor das Subjekt in einen kulturellen und sozialen Horizont ein. Menschen sind demnach „self-interpreting animals“⁶⁶. Sie interpretieren sich laufend selbst. Dabei sind ihre Auslegungen aber mitnichten rein individuelle Kreationen, sie drücken vielmehr gruppenbezogene Vorstellungen vom „guten Leben“⁶⁷ aus. Taylor formuliert: „Wir sind uns der Welt durch ein ‚Wir‘ bewußt, bevor wir es durch ein ‚Ich‘ sind“⁶⁸. Erst die Sprache⁶⁹ bzw. der in sie eingelassene moralische Horizont⁷⁰ und das Interagieren im sozialen Raum gestatten dem Subjekt „starke Wertungen“⁷¹, also sittlich reflektierte Wünsche. Erst hier konstituieren sich seine Identität und seine soziale Welt.⁷² Taylor meint, „daß das Dasein als Selbst nicht zu trennen ist von der Existenz in einem Raum moralischer Probleme, wobei es um die Identität geht und darum, wie man sein sollte“⁷³. In historischen Streifzügen will der kanadische Autor daher die moralischen „Quellen des Selbst“⁷⁴ auffrischen, die der neuzeitliche Rationalismus und Liberalismus ausgetrocknet haben.

Gerade im politischen Kontext sei diese gruppenbezogene Identität erforderlich, um Engagement, Loyalität und Patriotismus für das Gemeinwesen zu generieren. Kulturelle Heterogenität ist für Taylor damit wenig erstrebenswert; sie impliziert, dass „ein Volk immer weniger imstande ist, sich einen gemeinsamen Zweck zu setzen und diesen zu erfüllen“⁷⁵. Der Autor schreckt daher nicht einmal vor einer Begrenzung von Freiheitsrechten zur Aufrechterhaltung der identitätsstiftenden Kraft der Kultur zurück.⁷⁶ Über Communitys hinweg divergieren für Taylor diese wertbezogenen Horizonte bis hin zur Inkommensurabilität. Die Kultur steht dem Einzelnen quasi essentiell, objektiv gegenüber und muss daher, so sehr man sich am inter-

⁶⁵ Taylor 1994, S. 202 f.

⁶⁶ Taylor 1985, S. 75.

⁶⁷ Taylor 1995, S. 104.

⁶⁸ Taylor et al. 1975, S. 193.

⁶⁹ Vgl. Taylor et al. 1975, 191.

⁷⁰ Vgl. Breuer, Taylor 2010, S. 14 u. 62.

⁷¹ Taylor et al. 1992, S. 37.

⁷² Vgl. Taylor 1994, S. 55 u. 67.

⁷³ Taylor 1994, S. 209.

⁷⁴ Taylor 1994.

⁷⁵ Taylor 1995a, S. 125 f.

⁷⁶ Vgl. Taylor 1995, S. 130.

kulturellen Verstehen abarbeitet, den Maßstab der grenzüberschreitenden Interaktion bilden.⁷⁷

Kritik: Taylor arbeitet die kollektive Dimension des Kulturellen heraus. Der kulturelle Horizont ist dabei Quelle von Identität und von Wertungen, er ist konstitutiv für das Subjekt und das soziale und politische Zusammenleben. Dabei übertreibt es der Kommunitarist wohl etwas mit der Relevanz kultureller und sozialer Prägungen. Idiosynkratische Interpretationen, individuell abweichende Wertungen, kreative Identitätswürfe heben sich vor dem kulturellen Horizont nicht mehr ab. Taylor lehnt Heterogenität im Inneren einer Gemeinschaft ab, sie raube dem Einzelnen die kulturelle Heimat, den Horizont seiner Identität und gefährde damit seine Bindung an das Gemeinwesen. Die produktive Kraft der kulturellen Vielfalt wird so nicht wertgeschätzt. Der Kommunitarismus traut dem Menschen wenig Neugier im Umgang mit dem Fremden zu, er scheint angesichts der Andersartigkeit leicht zu verunsichern. Überdies leistet diese Ablehnung der Heterogenität der Abwertung und Ausgrenzung von Minderheiten Vorschub. Im grenzüberschreitenden Kontext plädiert Taylor für das Verstehenwollen des anderen, räumt aber aufgrund der unhintergehbaren Objektivität der eigenen Kultur für die Gruppenmitglieder die Möglichkeit der Inkommensurabilität ein.

1.2.4 Der Kampf der Kulturen

Huntington teilt in „Kampf der Kulturen“⁷⁸ die Welt anhand der Kriterien der religiösen Tradition und der Geographie in Kulturkreise ein, darunter etwa einen islamischen, einen hinduistischen, einen westlichen.⁷⁹ Dem neokonservativen Denker zufolge entsprechen die Grenzen dieser Kulturkreise den internationalen Bruchlinien und Konflikten in Gegenwart und Zukunft.⁸⁰ Nach dem Ende des Ost-West-Konflikts droht also der multipolare „Kampf der Kulturen“⁸¹: „In der Welt nach dem Kalten Krieg seien die Unterscheidungen zwischen Völkern nicht mehr ideologischer Art“⁸², vielmehr „definieren sich (die Menschen) über Herkunft, Religion, Sprache, Geschichte, Werte, Sitten und Gebräuche, Institutionen. Sie identifizieren sich mit kulturellen Gruppen: Stämmen, ethnischen Gruppen, religiösen Gemeinschaften, Nationen und auf weitester Ebene, Kulturkreisen.“⁸³ Huntington räumt zwar ein, dass Kulturkreise keine scharfen Grenzziehungen erlauben und sich dynamisch entwickeln, doch hält er sie für geschlossene⁸⁴, „sinnvolle Einheiten“⁸⁵. Der westliche Kulturkreis gerate in diesem Set-up gegenüber dem ökonomisch starken Asien und den wachsenden Bevölkerungen der islamischen Staaten in die Defensive.⁸⁶ Grund dafür seien vor allem die „Probleme des moralischen Verfalls, des kulturellen Selbstmords und der politischen Uneinigkeit des Westens“⁸⁷. Zur Selbstbehauptung empfiehlt Huntington dem Westen eine Rückbesinnung auf den christlichen Glauben, die westliche Moral.⁸⁸ Multikulturelle Trends müssten hingegen bekämpft werden.⁸⁹

⁷⁷ Vgl. Breuer, Taylor 2010, S. 14 f.

⁷⁸ Huntington, Fliessbach 2006/2007.

⁷⁹ Vgl. Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 54 u. S. 59 ff.

⁸⁰ Vgl. Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 291-492.

⁸¹ Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 19-44.

⁸² Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 23.

⁸³ Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 23.

⁸⁴ Vgl. Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 55.

⁸⁵ Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 56 f.

⁸⁶ Vgl. Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 119-192.

⁸⁷ Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 498.

⁸⁸ Vgl. Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 498.

⁸⁹ Vgl. Huntington, Fliessbach 2006/2007, S. 498.

Kritik: Für Huntington ist Kultur in erster Linie Ausfluss religiöser Tradition. Tatsächlich spielt Religion eine prägende Rolle im Leben vieler Menschen. Doch ist sie – gerade in säkularen Gesellschaften – wohl nur ein Aspekt unter vielen, die die kulturelle Lebensweise ausmachen. Zudem macht es sich Huntington mit der schematischen Einteilung der Welt in geographische Blöcke mit je homogener Religion recht einfach: Seine Kulturkreise ignorieren Pluralismus innerhalb von Religionsgemeinschaften genauso wie die vielfältigen Überlappungen zwischen den religiösen Glaubensvorstellungen, Werten und Praktiken. Ein fundamentalistischer Katholik hat vielleicht mit einem fundamentalistischen Sunniten mehr gemein als mit einem Protestanten, der nur an Weihnachten zur Kirche geht. Die ‚eine‘ kulturelle Identität, auf die sich der Westen besinnen soll, gibt es also gar nicht. Huntingtons Warnung vor Vielfalt leistet damit bloß der chauvinistischen Ausgrenzung des angeblich Fremden Vorschub. Mindestens ebenso kritisch sehe ich Huntingtons Beschwörung des Konfliktpotenzials religiöser Grenzen. Die Geschichte Europas und Amerikas zeigt schließlich, dass religiöse Meinungsverschiedenheiten nicht nur Krieg, sondern gleichermaßen auch Religionsfrieden, Dialog und Toleranz implizieren können, wobei der Krieg dem religiösen Mit- und Nebeneinander nicht zwangsläufig vorausgehen muss. Mergel erkennt dennoch prognostischen Nutzen im Werk Huntingtons: „Er besteht darin, dass in den kommenden Jahrzehnten die kulturellen Codes eine weit wichtigere Rolle spielen werden als bisher und dass sie im Zeichen einer partikularen Identitätspolitik eher trennenden als gemeinschaftsbildenden Charakter aufweisen werden.“⁹⁰

Zwischenstand: Was wir aus diesem Cluster für das Patchwork mitnehmen können, ist, dass das Kulturelle eine kollektive Dimension besitzt. Es hat mit Gruppen von Menschen und ihrem sozialen Zusammenleben, ihren Tugenden und Werten zu tun. Es ist mit Identitätskonstruktionen verbunden, tendiert damit zu Integration und potenziell konfliktiver Abgrenzung gleichermaßen. Kultur ist eine ergologische Größe, sie ist nicht angeboren, selbst wenn biologische Determinanten ihre Basis bilden.

1.3 Kultur im Kontext der Biologie

Dieses Cluster betrachtet Kultur primär aus der Perspektive des Biologischen, entweder als zweite Natur, als Parallele oder Epiphänomen physiologischer oder genetischer Anlagen, oder auch als System, das nach biologischen Mechanismen funktioniert.

1.3.1 Kultur als Kompensation biologischer Ausstattung

Gehlen betrachtet die Kultur als Kompensation des „(riskierten und unstabilen, affektüberladenen Wesens)“⁹¹ des Menschen. Dieser sei allzu weltoffen, er habe als „nackter Affe“⁹² keine umweltspezifischen Instinkte, seine Antriebsenergie schieße über.⁹³ Daher muss der Mensch sich „aus eigenen Mitteln und eigentätig (...) entlasten, d. h. die Mängelbedingungen seiner Existenz eigentätig in Chancen seiner Lebensfristung umarbeiten.“⁹⁴ So ist der „Mensch von Natur ein Kulturwesen“⁹⁵. In seinem Kampf ums Überleben schafft er aus „ideativem Bewußtsein“⁹⁶ heraus Institutionen, als unbewusste, „dauernde und stationäre,

⁹⁰ Mergel 2004, S. 421.

⁹¹ Gehlen 1970, S. 71.

⁹² Gehlen 1997, S. 33

⁹³ Vgl. Gehlen 1997, S. 358 ff.

⁹⁴ Gehlen 1997, S. 25.

⁹⁵ Gehlen 1997, S. 80.

⁹⁶ Gehlen 1997, S. 392.

den einzelnen Menschen übergreifende Gefüge“⁹⁷.⁹⁸ Diese kulturellen Normen, Gewohnheiten, Konventionen richten das Handeln des Menschen stabilisierend aus, sie bieten Sicherheit und Kontinuität, ermöglichen Identifikation, soziale Integration und Befriedung.⁹⁹ Entlastend wirken diese allerdings nur im Rahmen intensiver Institutionalisierung und einer Einbettung in eine hierarchische Sozialordnung.¹⁰⁰ Gehlen meint aber, „dass der Mensch den Institutionen vertrauen“ werde, sich von ihnen „züchten“, „konsumieren“ lasse.¹⁰¹

Kritik: Gehlens These lautet, dass Kultur die Mängel der menschlichen Anlagen ausgleicht. Damit propagiert er ein pessimistisches, defizitäres Menschbild, das sich schwertut, den Mehrwert der menschlichen Flexibilität und Anpassungsfähigkeit zu würdigen. Die manchmal gewaltverherrlichende Diktion („züchtigen“) und auch das Plädoyer für die starken, zwingenden Institutionen, in denen der Einzelne völlig aufgeht, machen Gehlen zu einem antihumanistischen Denker: „Arnold Gehlen (hat) in seinem Werk eine, nein: *die* faschistische Theorie entworfen und vollendet, auf dem allerhöchsten Reflexionsniveau, das sie überhaupt zu erreichen vermag“¹⁰². Dennoch finde ich den Grundgedanken, Kulturelles und Institutionelles gleichzusetzen und Letzteres als unbewusste, im historischen Interaktionsprozess entstandene Regelkomplexe aus Normen, Gewohnheiten und Konventionen zu fassen, leicht nachvollziehbar. Gehlen plädiert – ganz im Gegensatz zu anderen Autoren des folgenden Kapitels – keineswegs für biologischen oder genetischen Determinismus des Menschen. Für ihn ist sogar der menschliche Charakter eine kulturelle Angelegenheit, angeboren sei nur die Intelligenz. Allerdings entwickelt er seinen Entwurf der Kultur vor der kontrastierenden Folie der Biologie. Unklar bleibt dabei, wieso die kulturellen Institutionen des Menschen so stark divergieren, wenn sie doch auch die universellen Mängel des Menschen beheben.

1.3.2 Kultur als Epiphänomen des Biologischen oder Genetischen

Es folgen zwei völlig unterschiedliche Ansätze dieser These. Indem ich sie hier parallel darstelle, möchte ich nicht ihre Verwandtschaft aufzeigen, sondern die gesamte Bandbreite vorliegender Entwürfe deutlich machen.

Wundt, der Begründer der Völkerpsychologie, untersucht zu Anfang des 20. Jahrhunderts den „Volksgeist“¹⁰³. Diese psychologische Weltanschauung korrespondiert den Experimenten Wundts zufolge mit gruppenbezogenen, physiologischen Merkmalen. Jede Nation, jeder Stamm besitzt so entsprechend seinen biologischen Anlagen einen spezifischen Volksgeist.¹⁰⁴ Die **Nationalcharakterforschung** akzentuiert im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts den Aspekt der angeborenen Eigenschaften weiter.¹⁰⁵ Ein Großteil des historischen „Volkscharakters“ geht demnach auf biologische Anlagen zurück. Kultur ist so quasi ein Add-on der genetischen Ausstattung einer Rasse oder eines Volkes. Eigentlich sprechen wir hier also nicht von einer Kulturtheorie, sondern von einer Rassentheorie. Typisch für diese Strömung ist eine chauvinistisch motivierte Aufwertung des Eigenen und die Abwertung fremder Volkscharaktere.

⁹⁷ Gehlen 1986, S. 250.

⁹⁸ Vgl. Gehlen 1986, S. 16 ff.

⁹⁹ Vgl. Gehlen 1986, S. 16 ff.

¹⁰⁰ Vgl. Thies 2000, S. 115.

¹⁰¹ Gehlen 1997, S. 64.

¹⁰² Von Krockow 1990, S. 362, zit. nach Thies 2000.

¹⁰³ Wundt 1911.

¹⁰⁴ Vgl. Wundt 1911.

¹⁰⁵ Vgl. Iwand 1985.

Das zunehmende Verständnis für die genetische Ausstattung des Menschen und die Funktionsweise des menschlichen Gehirns bringt am Anfang des 21. Jahrhunderts die alte Kontroverse zwischen Anlage und kultureller Umwelt in ganz anderer Weise auf die Tagesordnung¹⁰⁶ – selbstverständlich in szientistisch-wertfreier Manier und ohne Bezug zu Rassen. Naturalistische Theorien nehmen an, dass die genetische Ausstattung bzw. die neurophysiologischen Anlagen des Menschen starke Effekte für das Kulturelle zeitigen.¹⁰⁷

Kritik: Diese Autoren, so verschieden ihr Ansatz im Detail ist, stellen die These auf, dass Kultur von Biologie oder Genetik bestimmt wird, dass das menschliche Tun, Denken, Fühlen größtenteils angeboren sei oder zumindest auf biologische oder genetische Prozesse zurückgehe. Kultur ist hier letzten Endes Biologie. Ich würde zustimmen, dass biologische und genetische Anlagen eine entscheidende Voraussetzung des menschlichen Lebens bilden und sich damit wohl durchaus auch auf die kulturelle Lebensweise auswirken. In der Erforschung dieser Grundlagen leisten Genetik und Neurowissenschaften eine überaus wertvolle Arbeit.

Doch ist Kultur meines Erachtens mitnichten angeboren, sie wird durch Biologie oder Genetik keineswegs monistisch determiniert und lässt sich auch nicht darauf zurückführen: Sofern diese Ansätze nämlich eine universelle biologische oder genetische Ausstattung des Menschen annehmen, laufen sie bei der Erklärung empirisch beobachtbarer individueller Abweichungen, kultureller Vielfalt und kultureller Dynamik, die schneller ist als die biologische Evolution, ins Leere. Derartige Aspekte vermag dann nur die Rassenlehre zu begründen. Diese scheitert aber bereits daran, eine biologisch oder genetisch einheitliche Rasse zu definieren. Besonders obskur wird es übrigens, wenn diese Rasse deckungsgleich mit einer Religionsgemeinschaft konstruiert wird, was Sarrazin mit Blick auf den Islam oder das Judentum unternommen hat.¹⁰⁸ Und noch viel weniger gelingt es der Rassenlehre, eine einleuchtende Verbindung zwischen angeblicher Rasse und kulturellen Denkweisen, Charakteren oder Handlungen zu liefern. Es gibt also erstens kein jüdisches oder islamisches Gen und zweitens ließe sich davon nicht auf die Intelligenz oder Tüchtigkeit jüdischer oder islamischer Religionsangehöriger schließen.¹⁰⁹ Man würde meinen, dass derlei befremdliche und beklemmende Überlegungen mit der Kritik an nationalsozialistischen Ideologien gerade in Deutschland gründlich diskreditiert wären, nichtsdestotrotz feiert Sarrazins Werk „Deutschland schafft sich ab“¹¹⁰ damit jüngst große Erfolge.

1.3.3 Kultur als sekundäres Vererbungssystem

Die **Soziobiologie** fasst Kulturen als sekundäre Vererbungssysteme auf, die sich nach dem darwinistischen Prinzip von Anpassung und Selektion entwickeln.¹¹¹ **Dawkins** formuliert etwa in seinem Werk „Das egoistische Gen“¹¹² eine Analogie zwischen der Evolution von Genen und „Memen“¹¹³. Letztere konzipiert er als kulturelle Verhaltensprogramme¹¹⁴, die sich etwa auf Architektur, Kleidermode, Ernährungsgewohnheiten beziehen.¹¹⁵ Meme werden Dawkins zufolge im menschlichen Gehirn gespeichert, über Tradition ‚vererbt‘ und durch Überzeu-

¹⁰⁶ Vgl. Gerhardt 2010.

¹⁰⁷ Vgl. Gerhardt 2010.

¹⁰⁸ Vgl. Sarrazin 2010.

¹⁰⁹ Vgl. Sarrazin 2010, S. 9.

¹¹⁰ Sarrazin 2010.

¹¹¹ Vgl. Illies 2010.

¹¹² Dawkins et al. 2010.

¹¹³ Dawkins et al. 2010, S. 318.

¹¹⁴ Vgl. Dawkins et al. 2010, S. 316-334.

¹¹⁵ Vgl. Dawkins et al. 2010, S. 318 u. 321.

gung verbreitet: „Kulturelle Überlieferung ist der genetischen Vererbung insofern ähnlich, als dass sie zwar im Wesentlichen konservativ ist, aber dennoch eine Form von Evolution hervorrufen kann.“¹¹⁶ Diese kulturelle Evolution erfolgt allerdings schneller als die genetische.¹¹⁷ Analog zu den Genen stellen sich Dawkins Meme als aktive Handlungsträger vor, die um die Aufmerksamkeit des Gehirns eigennützig und rücksichtslos konkurrieren und sich so qua natürlicher Auslese im „Mempool“ durchsetzen¹¹⁸: „Die Selektion begünstigt Meme, die ihre kulturelle Umwelt zu ihrem eigenen Nutzen ausbeuten.“¹¹⁹ Meme sind dabei evolutionär erfolgreich, wenn sie sich originalgetreu imitieren, replizieren lassen und erfolgversprechendes Verhalten unter den vorliegenden Umweltbedingungen ermöglichen.¹²⁰ Biologische und kulturelle Evolution können dabei mit Dawkins Hand in Hand erfolgen, sie können sich gegenseitig behindern.¹²¹ Kultur ist für Dawkins das, „was am Menschen ungewöhnlich ist“¹²²: „Wir sind als Genmaschinen gebaut und werden als Memmaschinen erzogen, aber wir haben die Macht, uns unseren Schöpfern entgegenzustellen.“¹²³

Kritik: Kultur funktioniert in diesem Cluster analog zu biologischen oder genetischen Prozessen. Sie ist ein sekundäres Anpassungs- und Vererbungssystem. Für diese Metapher spricht, dass die menschlichen Lebensbedingungen sowohl für Kultur wie auch für natürliche Anlagen gleich sind und sich so vielleicht grob ähnliche Mechanismen durchsetzen können. Dagegen spricht, dass Kultur und Biologie, Soziales und Natürliches einfach zwei grundverschiedene Paar Schuhe sind: Kulturelle Institutionen leiten kulturelles Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln mehr oder weniger strikt an, Kreativität führt zu Innovation. Instinkte und Gene determinieren unbewusst, Fortschritt stammt aus der Mutation. Die Tradierung von Kultur erfolgt über konstruktive soziale Interaktion, über Lernen, über mediale Sozialisationsprozesse, Gene werden vererbt. Die Analogie ist also etwas schräg. Letztlich hängt die Plausibilität auch von den zugrunde gelegten biologischen oder genetischen Prozessen ab. Hier kommen meist darwinistische Theorien ins Spiel, die wiederum selbst einer Menge an Kritikpunkten begegnen. Durch die Thesen der Anpassung und Selektion suggerieren sie gerade im kulturellen Bereich einen verhängnisvollen universellen Maßstab für Entwicklung, der eine Bewertung von kultureller Hoch- und Unterentwicklung impliziert und so gern einmal ins Chauvinistische abgeleitet.

Zwischenstand: Aus diesem Kapitel können wir uns für die Modellentwicklung merken, dass Kulturelles letzten Endes auf den quasi universellen, biologischen und genetischen Anlagen des Menschen basiert, doch nicht von ihnen determiniert wird und sich auch nicht auf diese zurückführen lässt. Vielmehr finde ich die Vorstellung von Kultur als Institution zielführend.

1.4 Kultur als psychische Krücke

Um die Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert entwickelt sich ein Cluster, das Kultur primär als Behelf zur Bewältigung des menschlichen Daseins, als ‚psychische Krücke‘ begreift. Ansätze, die Kultur aus dieser Perspektive betrachten, werden seitens der Lebensphilosophie sowie der jungen Psychoanalyse vorgelegt.

¹¹⁶ Dawkins et al. 2010, S. 317.

¹¹⁷ Vgl. Dawkins et al. 2010, S. 317 u. 323.

¹¹⁸ Vgl. Dawkins et al. 2010, S. 324 ff.

¹¹⁹ Dawkins et al. 2010, S. 330.

¹²⁰ Vgl. Dawkins et al. 2010, S. 324.

¹²¹ Vgl. Dawkins et al. 2010, S. 330

¹²² Dawkins et al. 2010, S. 317.

¹²³ Dawkins et al. 2010, S. 334.

1.4.1 Kultur als ästhetische Sinnschöpfung

Nietzsche prognostiziert „die Heraufkunft des Nihilismus“¹²⁴ in der europäischen Kultur, die die metaphysische Einheit und Stabilität der Welt zerbricht und dem menschlichen Dasein sämtliche Fundamente raubt: Die Götter sind tot¹²⁵, in der Welt regieren Kontingenz und Chaos¹²⁶. Das Subjekt zerfließt in unzählige Perspektiven, Wahrheit und Moral verlieren ihre objektive Geltung. Das Dasein ist schlicht sinn- und zwecklos.¹²⁷ Die Tragik der menschlichen Existenz muss aber mit Nietzsche nicht in die Resignation führen, nicht „bei einem Willen zum Nein stehen (bleiben). Sie will vielmehr bis zum Umgekehrten hindurch – bis zu einem *dionysischen Ja-Sagen* zur Welt, wie sie ist, ohne Abzug, Ausnahme und Auswahl (...) dionysisch zum Dasein stehen – : meine Formel dafür ist *amor fati*“¹²⁸. Nietzsche plädiert für eine künstlerisch-ästhetische Revolution: Der Mensch soll sich selbst überwinden, „Übermensch“¹²⁹ werden, die „ewige Wiederkehr“¹³⁰ des Gleichen bejahen. Er soll als Künstler den „Willen zur Macht“¹³¹ zeigen und die Tragik der Welt im Kunstwerk versinnbildlichen. Dabei vereinen sich die apollonische Form und ihr Schein mit dem dionysischen zerstörerischen Chaos, der Schmerz über die Welt wird so sichtbar und erträglich.¹³² Zu überwinden ist der Nihilismus nämlich durch „(d)ie Kunst und nichts als die Kunst! Sie ist die große Ermöglicherin des Lebens, die große Verführerin zum Leben, das große Stimulans des Lebens“¹³³.

Es ist dabei dem Einzelnen aufgegeben, sich in die Kultur einzufügen: „Du hast es in der Hand zu erreichen, dass all dein Erlebtes: die Versuche, Irrwege, Fehler, Täuschungen, Leidenschaften, deine Liebe und deine Hoffnung, in deinem Ziele ohne Rest aufgehn. Dieses Ziel ist, selbst eine nothwendige Kette von Cultur-Ringen zu werden und von dieser Nothwendigkeit aus auf die Nothwendigkeit im Gange der allgemeinen Cultur zu schliessen“.¹³⁴ Nietzsche zeichnet weiter nach, wie der Mensch überhaupt zum sozialen Wesen wird, nämlich durch Zwang und eklantante Grausamkeit, die dem Menschen ein Gedächtnis durch die „Mnemonik des Schmerzes“¹³⁵ verpassen. Nur die Elite kann sich dem entziehen, er fordert sie auf, „(n)icht ohne Noth Soldat der Cultur“¹³⁶ zu sein.

Kritik: Nietzsche lehnt alles, was die deutsche Aufklärung und das Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts unter Kultur fassen, ab, er prophezeit den Untergang dieser Kultur. Die These, so stringent sie in ihrer Radikalität und ihrem emanzipativen Gestus ist, spielt meines Erachtens mit dem Feuer, zu überzogen ist ihr Pessimismus, zu extrem die prophezeite Revolution. Sie verkennt völlig, dass derartige kulturelle Institutionen dem menschlichen Leben erst Orientierung geben und eine Grundvoraussetzung des sozialen Zusammenlebens bilden. Kultur wird zudem wohl nur selten durch Schmerz und Zwang gelernt, sondern vielmehr durch Wissbegierde oder freiwillige Nachahmung positiver Vorbilder. Nachdem Nietzsche alle Fundamente einreißt, kann er an ihre Stelle nur noch die Ästhetik setzen: Der Mensch soll die radikale Sinnlosigkeit des Lebens anerkennen und die Welt nach seinem Willen ästhetisch gestalten. Damit erfasst der Autor die ästhetisch produktive, die kreative Komponen-

¹²⁴ Nietzsche, Colli, Montinari 1980e, S. 189 f., vgl. auch Ries 2009, Jung 1999.

¹²⁵ Vgl. Nietzsche, Colli, Montinari 1980b, S. 102.

¹²⁶ Vgl. Nietzsche, Colli, Montinari 1980a, S. 468.

¹²⁷ Vgl. Nietzsche, Colli, Montinari 1980b, S. 23.

¹²⁸ Nietzsche, Colli, Montinari 1980e, S. 492.

¹²⁹ Nietzsche, Colli, Montinari 1980f, S. 225.

¹³⁰ Nietzsche, Colli, Montinari 1980d, S. 213.

¹³¹ Nietzsche, Colli, Montinari 1980b, S. 147 f.

¹³² Vgl. Ries 2009, S. 25 ff.

¹³³ Nietzsche, Colli, Montinari 1980e, S. 521 f.

¹³⁴ Nietzsche, Colli, Montinari 1980, S. 236.

¹³⁵ Nietzsche, Colli, Montinari 1980c, S. 295.

¹³⁶ Nietzsche, Colli, Montinari 1980, S. 460.

te von Kunst bzw. Kultur: Der Mensch gestaltet seine Welt, schafft sie im künstlerischen Handeln eigenständig. Die Kunst von Nietzsches Übermenschen ist allerdings a-sozial, sie ist Täuschung, sie ist irrational, gottlos, amoralisch. Sie dient nur noch der individuellen Lebensbewältigung angesichts völliger Sinnlosigkeit. Sittliche Ansprüche an die Kultur werden hier vollends konterkariert, eine soziale Dimension des Kulturellen kann Nietzsche hier nicht nachvollziehen, selbst wenn auch er dem Einzelnen das Sich-Eingliedern in die Kultur aufgibt.

1.4.2 Kultur als Hilfskonstruktion gegen das libidinöse Leiden

In „Das Unbehagen in der Kultur“¹³⁷ formuliert **Freud**, dass die Menschen gemäß dem Eros, dem Lustprinzip, „glücklich werden und so bleiben“¹³⁸ wollen. Doch die äußere Welt setze der Erfüllung dieses libidinösen Strebens enge Grenzen, Tod und Verfall lauern überall und das soziale Zusammenleben fordert seinen Tribut.¹³⁹ Mit dem zivilisatorischen Fortschritt, den kulturellen Errungenschaften wollen die Menschen das Glück quasi kollektiv erzwingen und scheitern doch brutal. Denn zur Entstehung wie zur Aufrechterhaltung der Kultur sind die Unterdrückung der sexuellen Triebe und die Eindämmung des nach außen gerichteten Aggressionstriebes erforderlich.¹⁴⁰ Wo immer also das Individuum einen Rest an Perversion mit „ästhetischen und moralischen Idealanforderungen“¹⁴¹ kompensiert, entsteht Kultur.¹⁴² Der Todestrieb Thanatos und der Eros werden in diesem Prozess sublimiert und internalisiert. Im Gewand des „Über-Ich“ fungieren sie alsbald als Gewissen, sorgen für Schuldgefühle, Selbstbestrafung und Selbstkasteiung. Freud formuliert: „Die Kultur bewältigt also die gefährliche Aggressionslust des Individuums, indem sie es schwächt, entwaffnet und durch eine Instanz in seinem Inneren, wie durch eine Besatzung in der eroberten Stadt, überwachen lässt.“¹⁴³ Diese ‚unbehagliche‘ Kultur ist für den Einzelnen also eine repressive Kröte, die er wohl oder übel schlucken muss. Denn wer seine Triebe rücksichtslos befriedigt, wird in der Kulturgesellschaft ausgestoßen. Der Mensch wird so zum Kampfplatz zwischen dem Eros, der von ihm hervorgebrachten Kultur und dem Thanatos: „Das Individuum stirbt an seinen inneren Konflikten“¹⁴⁴ zwischen der Kulturentwicklung und der Freisetzung triebbedingter Aggression. Er ist den Trieben ausgeliefert, sein Ich ist Freud zufolge „nicht Herr (...) in seinem eigenen Hause“¹⁴⁵. Freud betrachtet Kultur also insgesamt ambivalent, sie ist Lebenshilfe und Repressalie in einem. Freud betrachtet es als „Schicksalsfrage der Menschheit“¹⁴⁶, „ob und in welchem Maße es ihrer Kulturentwicklung gelingen wird, der Störung des Zusammenlebens durch den menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden“¹⁴⁷.

Kritik: Für Freud entsteht Kultur aus der Verzweiflung über das unglückliche Leben und aus der Anforderung, Perversion und Aggressivität gerade im sozialen Zusammenleben zu sublimieren.¹⁴⁸ Welch ein Gegensatz zur Hoffnung der Aufklärung, dass Kultur die Menschen perfektionieren könne! Kultur ist in der Psychoanalyse eine sublimierende Hilfskonstruktion.

¹³⁷ Freud 2000, vgl. Lohmann 1991.

¹³⁸ Freud 2000, S. 433 f.

¹³⁹ Vgl. Freud 2000, S. 444.

¹⁴⁰ Vgl. Freud 2000, S. 471.

¹⁴¹ Freud 2000, S. 482 f.

¹⁴² Vgl. Lohmann 1991, S. 37.

¹⁴³ Freud 2000, S. 482 f.

¹⁴⁴ Freud 2000, S. 506.

¹⁴⁵ Freud 2000, S. 330.

¹⁴⁶ Freud 2000, S. 506.

¹⁴⁷ Freud 2000, S. 506.

¹⁴⁸ Vgl. Müller-Funk 2006, S. 32 f.

Freud verweist so auf unbewusste, irrationale Aspekte des Kulturellen. Er arbeitet die qualvolle Zerrissenheit des Menschen zwischen individuellem Wollen und kulturellen Zwängen deutlich heraus und zeigt Funktionen auf, die kulturelle Errungenschaften für die menschliche Lebensbewältigung und das soziale Zusammenleben haben können.

Zwischenstand: Dieses Cluster gibt uns mit auf den Weg, dass die Kultur dem Einzelnen bei der Bewältigung des Leidens am Dasein helfen kann, wobei sie aber eben auch Repression ausüben kann. Kulturelles ist hier weiter mit einer ästhetischen Form oder mit einer unbewussten Dimension verknüpft.

1.5 Kultur in ihrer stabilisierenden Funktion für die Gesellschaft

Dieses Cluster betrachtet Kultur in ihrer Funktionalität für die Gesellschaft.

1.5.1 Kultur als funktionales Subsystem des Sozialen

Parsons legt mit „The Social System“¹⁴⁹ den Grundstein für eine rege Auseinandersetzung mit Kultur aus strukturfunktionalistischer Sicht. Dabei lässt er sich von der Frage leiten, ob gesellschaftliche Ordnung möglich und stabil sein kann. Der Mensch entbehrt Parsons zufolge nämlich eines angeborenen Steuerungsinstrumentariums, folglich ist die Ausbildung eines Handlungssystems erforderlich. Parsons unterteilt dieses in die spezialisierten Modi des Persönlichkeitssystems, des sozialen Systems, des kulturellen Systems sowie des Verhaltenssystems.¹⁵⁰ Das soziale System setzt sich dabei wiederum aus vier Subsystemen, nämlich Soziales, Wirtschaft, Politik und Kultur, zusammen.¹⁵¹ Alle vier Subsysteme tragen zur Stabilität des sozialen Systems bei, indem sie eine spezifische Funktion mittels eines Mediums erfüllen, das den sozialen Interaktionsprozess reguliert.¹⁵² Mit Blick auf das kulturelle Subsystem schlagen Parsons und Kroeber vor: „We suggest that it is useful to define the concept culture for most usages more narrowly than has been generally the case in the American anthropological tradition, restricting its reference to transmitted and created content and patterns of values, ideas and other symbolic-meaningful systems as factors in the shaping of human behavior and the artefacts produced through behaviour.“¹⁵³ In Sozialisationsprozessen werden also entsprechende Muster von Werten, Ideen und symbolischen Deutungssystemen internalisiert, die die instinktive Motivation des Menschen ersetzen und so den Menschen in die Gesellschaft integrieren.¹⁵⁴ Im sozialen System erfüllt die Kultur damit dem berühmten „AGIL-Schema“¹⁵⁵ zufolge die Funktion der „Latent Pattern Maintenance“¹⁵⁶, also die Funktion der latenten System- und Normerhaltung durch Bereitstellung geteilter Wertorientierungen, Ideen und Deutungssysteme.¹⁵⁷

Das menschliche Handeln ist zwar durch die sozialen Institutionen strikt angeleitet, doch bleibt dem Einzelnen im Rahmen eines Persönlichkeitssystems eine gewisse Freiheit.¹⁵⁸ Kulturträger ist hier jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft, gleichzeitig hat Kultur systemi-

¹⁴⁹ Parsons, Turner 2000.

¹⁵⁰ Vgl. Parsons, Turner 2000, S. 12.

¹⁵¹ Vgl. Parsons, Turner 2000, S. 20.

¹⁵² Vgl. Parsons 1975, S. 38.

¹⁵³ Kroeber, Parsons 1958, S. 583.

¹⁵⁴ Vgl. Parsons, Turner 2000.

¹⁵⁵ Parsons, Turner 2000, S. 20.

¹⁵⁶ Parsons, Turner 2000, S. 29.

¹⁵⁷ Vgl. Iwand 1985, S. 42 ff.

¹⁵⁸ Vgl. Schmid, Maurer 2006.

schen, sozial geteilten Charakter.¹⁵⁹ Durch die Interaktion der Rollenträger und die Internalisierung kultureller Wert-, Ideen- und Deutungssysteme ist Kultur systemintern integriert, homogen. So bestimmt Kultur einerseits die soziale Interaktion, andererseits ist sie Ausfluss dieses Interagierens: Parsons formuliert, Kultur sei „on the one hand the product of, on the other hand a determinant of, systems of human social interaction“¹⁶⁰.

Kritik: Das Modell Parsons' erlaubt auf der Makro-Ebene eine systematische Annäherung an das soziale, von kulturellen Strukturen geleitete Handeln. Doch fallen dieser Abstraktion das Besondere, das Konkrete, das Situative und damit charakteristische Aspekte des Kulturellen zum Opfer. Der Autor arbeitet die individuelle und soziale Funktionalität des Kulturellen konsistent heraus. Dabei stellt sich die Frage, ob die Latent Pattern Maintenance die zentrale Funktion von Kultur tatsächlich ist, ob sie diese konservative Tendenz in sich trägt, ob sie überhaupt derartige Systemstabilität generieren kann, oder ob nicht auch Reform, Dynamik in ihr schlummern, ob sie nicht auch zu anderem fähig ist, etwa zur Perfektionierung des Individuums oder zum Auslösen von Konflikten.

Parsons' Konzeption von Kultur als strukturiertem System von Symbolen, Werten und Ideen liegt jedenfalls nicht weit entfernt von unserem alltäglichen Sprachgebrauch. Gemessen an postmodernen Überlegungen übertreibt es der Autor aber wohl mit der Strukturiertheit und feinsäuberlichen Ordnung des Kulturellen. Innere Widersprüche, Subkulturen, Überlappungen und insbesondere kulturelle Konflikte kann seine Theorie nicht erfassen. Auch kulturelle Entwicklung ist mit diesem auf Stabilität getrimmten Ansatz schwer zu beschreiben.

Das systemische Medium ‚Sinn‘ liegt nahe an den semiotisch ausgerichteten Entwürfen des Kulturellen. Dennoch erklärt Parsons nicht näher, wie der interaktive Austausch konkret funktioniert. Daher gelingt es Parsons auch nicht, die kreativen Interpretationsleistungen der Interagierenden, die mögliche Vagheit der Bedeutungen, die kontextbezogenen Varianzen zu erfassen. „In der Theorie von Parsons erscheint (...) der einzelne Handelnde als ein ‚Beurteilungstrottel‘, der in quasi bewusster Übereinstimmung mit den vorgegebenen Handlungsalternativen der ‚gemeinsamen Kultur‘ agiert und weder die Möglichkeit noch die Fähigkeit hat, sein eigenes Handeln sinnhaft zu strukturieren, was auch bedeutet: kulturelle Werte und Normen situationsadäquat zu interpretieren“¹⁶¹, kritisiert Bergmann. Sowieso differenziert Parsons nur unzureichend zwischen dem Medium Sinn, den Symbolsystemen, den sozial institutionalisierten Werten und Handlungsorientierungen. Die konstruktive Leistung des Zeichenhaften in Bezug auf die letzten beiden Größen wird nicht berücksichtigt. Die Interdependenz des Handelns, das vom kulturellen System strukturiert wird, und des Systems, das Ergebnis der kulturellen Interaktion ist, arbeitet der Autor aber zutreffend heraus.

1.5.2 Strukturfunktionale politische Kulturforschung: Grundmodell

In den 1960er Jahren legen **Almond** und **Verba** mit „The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations“¹⁶² ein strukturfunktionalistisches Fundament für den ‚Mainstream‘ der politischen Kulturforschung. Die beiden Politikwissenschaftler verfassen ihr Werk unter dem Eindruck des Zweiten Weltkriegs. Sie beobachten, dass einige europäische Demokratien dem Aufstieg nationalsozialistischer bzw. faschistischer Regimes wenig entgegenzusetzen konnten, während sich andere als überlebensfähig erwiesen.¹⁶³ So stellen Almond

¹⁵⁹ Vgl. Parsons, Turner 2000, S. 14.

¹⁶⁰ Walz 2005.

¹⁶¹ Zit. nach Abels 2004.

¹⁶² Almond, Verba 1963.

¹⁶³ Vgl. Almond 1987.

und Verba die Frage nach den subjektiven Bedingungen der Stabilität eines politischen Systems, insbesondere einer Demokratie.¹⁶⁴ Ihre Hypothese lautet, dass politische Kultur und politisches System in gewissem Ausmaß kongruent sein müssen, um Stabilität zu gewährleisten.¹⁶⁵ Die nationale politische Kultur definieren sie in diesem Rahmen als „particular distribution of patterns of orientation towards political objects among the members of the nation“¹⁶⁶. Kultur entspricht dem Entwurf Almonds und Verbas zufolge also nationsspezifischen Verteilungsmustern kognitiver, affektiver und evaluativer Orientierungen. Die politischen Objekte, auf die sich die kulturellen Orientierungen der Bürger beziehen, entwickeln Almond und Verba dabei entlang der Dreiteilung Polity, Politics und Policy: „Die System-Kultur setzt sich zusammen aus Kenntnissen, Gefühlen und Bewertungen gegenüber den politischen Autoritäten und den Amtsinhabern, gegenüber dem Regime, d. h. der institutionellen Struktur, und schließlich gegenüber der Nation.“¹⁶⁷ Die „Prozeß-Kultur“¹⁶⁸ umfasse Kognitionen, Affekte und Evaluationen der Systemmitglieder gegenüber sich selbst und anderen Akteuren, etwa Parteien oder Eliten. Die „Policy-Kultur“¹⁶⁹ schließlich beziehe sich auf das Wissen, die Gefühle und Einschätzungen gegenüber den systemischen Outputs, etwa innenpolitischer oder außenpolitischer Art. Die Autoren prüfen ihre Annahmen anhand einer empirischen Studie, die sich auf die quantitative Sozialforschung stützt: Für den internationalen Vergleich politischer Kulturen und Systeme wählen sie mit den USA, Großbritannien, Mexiko, Deutschland und Italien stabile und ‚gefallene‘ Demokratien aus.¹⁷⁰ Die Autoren gehen methodologisch individualistisch vor: Eine repräsentative Stichprobe der dortigen Bevölkerung füllt einen standardisierten Fragebogen aus, der die kognitiven, affektiven und evaluativen Orientierungen indiziert.¹⁷¹ Diese Daten werden quantitativ, z. B. nach relativer Häufigkeit und Fragmentierung, ausgewertet. Aus den aggregierten politischen Orientierungen destillieren Almond und Verba schließlich drei idealtypische Kulturmuster: Die „Parochial Culture“¹⁷² zeichnet sich demnach durch wechselseitige Nichteinmischung, politisches Desinteresse, Erwartungslosigkeit und fehlende affektive Bindungen aus. Die Bürger sind dem politischen System entfremdet, Solidarität und Werthaltungen beziehen sich bloß auf die Gemeindeebene. In der „Subject Culture“¹⁷³ beurteilen die Bürger das politische System und seine Leistungen, aber sie übernehmen keine aktive Rolle, verfügen nur über ein geringes partizipatives Wissen, sie sind apathisch. In der „Participant Culture“¹⁷⁴ sind die Bürger bestens informiert, sie bewerten das politische System, sie verfügen über affektive Bindungen. Diese nationsspezifischen Verteilungsmuster psychologischer Orientierungen gegenüber politischen Phänomenen entsprechen den Vertretern des Behaviorismus zufolge damit der Verbindung zwischen der politischen Mikro- und der Makroebene¹⁷⁵: „When we speak of the political culture of a society, we refer to the political system as internalized in the cognitions, feelings, and evaluations of its population.“¹⁷⁶

Almond und Verba ziehen in ihrer Studie folgendes Fazit: „The relationship between political culture and political structure becomes one of the most significant researchable aspects of

¹⁶⁴ Vgl. Almond, Verba 1963.

¹⁶⁵ Vgl. Almond, Verba 1963.

¹⁶⁶ Almond, Verba 1963, S. 14 f.

¹⁶⁷ Almond 1987, S. 37.

¹⁶⁸ Almond 1987, S. 37.

¹⁶⁹ Almond 1987, S. 37.

¹⁷⁰ Vgl. Almond, Verba 1963.

¹⁷¹ Vgl. Almond, Verba 1963, S. 16 f.

¹⁷² Almond, Verba 1963, S. 16 f.

¹⁷³ Almond, Verba 1963, S. 16 f.

¹⁷⁴ Almond, Verba 1963, S. 16 f.

¹⁷⁵ Vgl. Almond, Verba 1963, S. 33.

¹⁷⁶ Vgl. Almond, Verba 1963, S. 14.

the problem of political stability and change. Rather than assuming congruence, we must ascertain the extent and character of the congruence or incongruence, and the trends in political culture and structural development that may affect the ‚fit‘ between culture and structure.“¹⁷⁷ Für Demokratien nach dem Vorbild der USA sei dabei eine ‚Civic Culture‘, eine Mischform der drei idealtypischen politischen Kulturmuster, angemessen: „The civic culture is a mixed political culture. In it many individuals are active in politics, but there are also many who take the more passive role of subject.“¹⁷⁸ Der demokratische Bürger müsse widersprüchliche Ziele verfolgen: „(He) must be active, yet passive; involved, yet not too involved; influential, yet deferential.“¹⁷⁹ Die Partizipation rational handelnder Bürger allein mache Demokratie nicht stabil: „Only when combined in some sense with its opposites of passivity, trust, and deference to authority and competence was a viable, stable democracy possible.“¹⁸⁰

Kritik: Almond und Verba gebührt das Verdienst, den Gegenstand der politischen Kultur in die Politikwissenschaft eingeführt zu haben. Sie entwickeln einen praktikablen, durchgestalteten Forschungsansatz, der in der Lage ist, Kultur und ihre politischen Bezüge zu operationalisieren. Die Autoren verdeutlichen in ihrem Werk die Relevanz der Kultur für politische Systeme, sie lösen eine intensive politikwissenschaftliche Debatte aus, begründen so das empirisch-analytische Paradigma der politischen Kulturforschung.

Kultur basiert für Almond und Verba auf individuellen, kognitiven, affektiven und evaluativen Orientierungen. Damit situieren sie das Kulturelle in der inneren, geistig-psychologischen Dimension. Das konkrete politische Handeln zählen sie ebenso wenig zur politischen Kultur wie materielle Kulturgegenstände. Diese spezifische Definition entspricht nicht dem üblichen Sprachgebrauch, wo wir Staatssymbole oder Herrschaftsrituale wohl durchaus zur politischen Kultur zählen würden. Auch muss die innerlich situierte politische Kultur in der empirischen Forschung durch Äußerung greifbar gemacht werden. Almond und Verba greifen zu diesem Zweck auf das Instrument des Fragebogens zurück – was meines Erachtens ein zweifelhaftes Unterfangen ist: Die Mitteilung von Wissen, Einstellungen, Bewertungen durch Kreuze im Fragebogen ist selbst ein kommunikativer Akt, der die Forschungsergebnisse durch seine Außeralltäglichkeit und das reflexive Bewusstmachen beeinflusst. Einer derartigen Befragung wird der Zugang zu unbewussten Kulturaspekten wohl versperrt bleiben. Zudem lassen sich individuelle oder kulturspezifische Besonderheiten in einer standardisierten Form nicht erfassen. Der Einfluss sozialer Erwünschtheit und kultureller Normen bezüglich der Beantwortung der Fragen bleibt unentdeckt. Gerade im international vergleichenden Forschungsdesign dürfte es schwierig sein, geeignete Kategorien und Indikatoren für Befragte verschiedener Kulturen zu antizipieren. Wenn man von Unterschieden der politischen Kultur ausgeht, kann der Fragebogen zu ihrer Erfassung wohl kaum der gleiche sein. Überhaupt wird die Qualität der Indikatoren der Civic-Culture-Studie kritisiert.¹⁸¹ Weiter kann das Forschungsdesign von Almond und Verba nur eine Momentaufnahme von Kultur liefern. Doch „Cultures do not hold still for their portraits“¹⁸², wie Clifford sagt – gerade die kognitiv-psychologische Kulturdimension unterliegt wohl einiger Veränderung im Zeitverlauf, sie ist abhängig von Stimmungen, von sozialen Umfeldern, von der Tagesform.

¹⁷⁷ Almond, Verba 1963, S. 34.

¹⁷⁸ Almond, Verba 1963, S. 474.

¹⁷⁹ Almond, Verba 1963, S. 479.

¹⁸⁰ Almond 1980, S. 16.

¹⁸¹ Vgl. Dörner 2000, S. 29.

¹⁸² Clifford 2010, S. 10.

In erster Linie ist im Entwurf Almonds und Verbas der Einzelne Kulturträger, eine kollektive Dimension wird nur über eine wissenschaftliche Aggregation von Daten statistisch konstruiert. Generell muss sich dieser methodologische Individualismus einiges an Kritik gefallen lassen: „But reasoning by inference from the individual to the larger collectivity of which he is a part, and vice versa, or generally linking the two phenomena, may fall prey to two ‚fallacies‘. To assign to individuals the attributes of the larger group of which they are a part is an example of the ‚ecological fallacy‘. The ‚individualistic fallacy‘ involves a causal argument from the aggregated features of individuals to the global characteristics of a group of which the individuals are members.“¹⁸³ Das Gemeinsame der Kultur, die (kommunikative) Interaktion in einer Gruppe, der institutionelle Charakter des Kulturellen spiegeln sich so höchstens in statistischer Häufigkeit. Schirmer kritisiert hier einen „Mangel an Ernsthaftigkeit gegenüber dem gesellschaftlichen Charakter von ‚Kultur‘ bei der Adaption des Begriffs für die Politikwissenschaft“¹⁸⁴.

Der statistische Wunsch nach Aussagen über Mehrheiten, über das Allgemeine, führt zudem dazu, dass die bevölkerungsinterne Heterogenität von Kultur, die Kulturen der Politiker, der Parteianhänger, der Verwaltung, der demographischen oder sozioökonomischen Gruppen mit statistischen Mitteln wieder herausdividiert werden. Übrig bleibt nur eine Homogenität suggerierende nationsspezifische Verteilung politischer Orientierungen.¹⁸⁵ Das Besondere, die Vielfalt, die Überschneidungen, die Idiosynkrasien bleiben unberücksichtigt. Auch die drei idealtypischen Kulturmuster implizieren eine Abgeschlossenheit und holistische Harmonie, die sich wohl nur durch statistische Häufigkeiten und Mittelwerte herstellen lässt. Außerdem ist die Unterteilung von politischer Kultur in nur drei idealtypische Ausprägungen und eine Mischform genauso übertrieben holzschnittartig und fernab der empirischen Vielfalt wie die Gliederung der politischen Systeme der Welt in damit kongruente Formen. Überhaupt wird auf die empirische Analyse und Kategorisierung der politischen Systeme wenig Mühe verwendet.

Die Kernthese Almonds und Verbas, dass die Kongruenz der politischen Kultur und des politischen Systems Stabilität gewährleistet, ist ebenfalls fragwürdig, zumindest wenn direkte Kausalität impliziert wird. Andere wissenschaftliche Paradigmen bringen ja ebenso plausible Variablen ins Spiel, die die politische Stabilität beeinflussen könnten: der Materialismus beispielsweise die ökonomischen Bedingungen bzw. die Klassenlage, der Institutionalismus die Identitäten, die Normen oder die geschichtliche Pfadabhängigkeit, der Realismus den Einsatz von Machtmitteln, die Rational-Choice-Theorie das individuelle Interesse, den Nutzen, die Handlungsmotivation etc. Almond lenkt später ein: Die politische Kultur „beeinflusst die Struktur von Regierung und Politik und ihre Leistungen, schränkt sie ein, aber determiniert sie sicherlich nicht völlig. Die Kausalpfeile zwischen Kultur, Struktur und Regierungsleistungen weisen in beide Richtungen.“¹⁸⁶ Auch scheint es mir unzulässig, von Antworten in einem Fragebogen auf affirmatives oder revolutionäres, politisches Handeln zu schließen, das ja letztlich über Wohl und Wehe des politischen Systems entscheidet. Die Wissensbestände, Emotionen und Bewertungen können wohl nicht mehr als bloße Indikatoren für künftiges Handeln sein, das – je nach äußeren Einflussfaktoren und innerer Motivationslage – auch ganz anders ausfallen könnte. Und so war der Ansatz von Almond und Verba denn auch

¹⁸³ Kavanagh 1972, S. 63.

¹⁸⁴ Schirmer 1992, S. 25.

¹⁸⁵ Westle 2009a.

¹⁸⁶ Almond 1987, S. 29.

nicht geeignet, um den Kollaps sozialistischer Systeme in Mittel- und Osteuropa zu prognostizieren oder zu erklären.¹⁸⁷

Bemerkenswert ist im Rahmen des empirisch-analytischen Ansatzes das normativ-konservative Plädoyer für eine Demokratie nach angelsächsischem Vorbild und für Systemstabilität. Gerade für die These, dass Bürger nicht nur partizipieren sollen, sondern eben auch parochiale und untertänige Orientierungen aufweisen sollten, haben die Autoren allerdings viel Kritik einstecken müssen, vor allem seitens der marxistisch ausgerichteten Wissenschaft.¹⁸⁸ Das politische System wird – zumindest wenn es bereits ein demokratisches ist – auf Stabilität abonniert. Reformbedarf innerhalb der Demokratie scheint nicht gegeben. Politisch-kulturelle Dynamik scheint dann nur gerechtfertigt, wenn bisher keine Kongruenz vorlag.¹⁸⁹

1.5.3 Strukturfunktionale politische Kulturforschung: Rezeption und Adaption

Der Ansatz von Almond und Verba wurde weltweit intensiv rezipiert, eine erste Welle ist in den 1960er Jahren ausgehend von Amerika beobachtbar. Die beteiligten Autoren üben sich in der Kritik der Studie, ergänzen weitere Variablen und erschließen neue Anwendungsgebiete, etwa die Transformation von Entwicklungs- und Schwellenländern.¹⁹⁰ Deutsche Wissenschaftler ziehen in den 70er Jahren nach. Ein neues Forschungsfeld etabliert sich: Kritische Rezensionen werden veröffentlicht, ein Symposium wird zum Thema abgehalten, in der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft wird ein Arbeitskreis eingerichtet, eigenständige Adaptionen werden vorgelegt.¹⁹¹ Als Gründe für das westdeutsche Interesse werden der Wunsch nach ‚mehr Demokratie‘ in der Regierungszeit Willy Brandts und der ‚Deutsche Herbst‘, der sich auch als Versagen der politischen Kultur interpretieren lässt, angeführt.¹⁹²

Eine zweite Welle setzt in den späten 80er Jahren ein. Das Forschungskonzept Almonds und Verbas wird dabei häufig recht undogmatisch adaptiert und auf spezielle Aspekte der politischen Kultur heruntergebrochen: beispielsweise auf den Wertewandel¹⁹³, die Partizipation der Zivilgesellschaft¹⁹⁴, die Wahl- und Elitenforschung¹⁹⁵, auf die Kulturen der Verwaltung¹⁹⁶ oder regionale politische Kulturen¹⁹⁷. Einen Schwerpunkt bilden schließlich in den 90er Jahren die Transformationsprozesse im Rahmen der deutschen Wiedervereinigung¹⁹⁸ oder der Demokratisierung vormals sozialistischer mittel- und osteuropäischer Staaten¹⁹⁹.

Zwar trifft die Selbsteinschätzung von Verba durchaus zu, dass der Ansatz „a good deal of criticism in terms of method, scope and theory“²⁰⁰ begegnete. Dennoch lehnt sich ein Großteil der Literatur und insbesondere der empirischen Studien zur politischen Kultur an das Forschungskonzept Almonds und Verbas an. Dörner konstatiert: „Der Mainstream der politi-

¹⁸⁷ Dörner 2000, S. 28.

¹⁸⁸ Vgl. Laitin 1995.

¹⁸⁹ Vgl. Westle 2009a, S. 26 ff.

¹⁹⁰ Vgl. z. B. Pye 1969, Lipset, Schneider 1987, Easton 1965, Kavanagh 1972. Eine umfassende Darstellung der frühen Rezeptionen findet sich bei Iwand 1985.

¹⁹¹ Vgl. für eine Zusammenfassung: Berg-Schlosser, Schissler 1987a und Iwand 1985.

¹⁹² Vgl. Schirmer 1992.

¹⁹³ Vgl. z. B. Inglehart 1997.

¹⁹⁴ Vgl. z. B. Barnes, Kaase 1979.

¹⁹⁵ Vgl. z. B. Bürklin, Rebenstorf 1997.

¹⁹⁶ Vgl. z. B. Römer-Hillebrecht 1998.

¹⁹⁷ Vgl. z. B. Wehling 1985.

¹⁹⁸ Vgl. z. B. Niedermayer, von Beyme 1994, Pollack, Müller 2004.

¹⁹⁹ Vgl. Plasser 1997.

²⁰⁰ Verba 1980.

schen Kulturforschung bewegt sich jedoch noch immer mehr oder weniger eng in der Nachfolge jeder ‚Civic Culture‘-Studie, die vor mehr als 30 Jahren paradigmengründend wirkte.²⁰¹

Im Folgenden stelle ich exemplarisch einige Adaptionen des Forschungsprogramms von Almond und Verba dar.

Berg-Schlosser legt Anfang der 1970er Jahre mit „Politische Kultur. Eine neue Dimension politikwissenschaftlicher Analyse“²⁰² die erste deutschsprachige Studie zum Thema vor. Er setzt sich intensiv mit dem Stand der Forschung von Marx über Weber bis hin zu Almond und Verba sowie möglichen Methoden auseinander.²⁰³ Politische Kultur definiert er dabei als „Gesamtheit aller Meinungen (...), Einstellungen (...) und Werte (...), die in einer gegebenen Gesellschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt anzutreffen sind.“²⁰⁴ Die systemischen Bezüge Almonds und Verbas stellt er allerdings auf weitaus breitere Beine: Er ergänzt Variablen sozialer Identifikation, etwa ethnischer oder religiöser Art²⁰⁵, weiter politisch relevante individuelle Persönlichkeitscharakteristika in einer Gesellschaft, etwa Gefühle des Vertrauens oder Misstrauens²⁰⁶. Drittens inkludiert er ökonomische, allgemein soziale und religiöse Einstellungen, darunter z. B. die Leistungsmotivation.²⁰⁷ Auch „(e)igentlich‘ politische Orientierungen“²⁰⁸ wie Partizipationsbereitschaft nimmt Berg-Schlosser auf.²⁰⁹ Auf dieser Basis analysiert Berg-Schlosser nun Daten aus 16 Staaten: Er vergleicht sie nach Mustern von Konsistenz und Inkonsistenz sowie Homogenität und Fragmentierung, um die einzelnen politischen Kulturen individuell zu charakterisieren, sie nach Entwicklungsstand („modern“, „mit Relikten“, „traditional“²¹⁰), Konsistenz und Heterogenität zu klassifizieren und „Entwicklungsgänge“²¹¹ zu prognostizieren.²¹² Berg-Schlosser ermittelt so, dass politische Kulturen fragmentiert sein können, weil Einzelne inkonsistente Werthaltungen zeigen oder weil ganze Gruppen divergierende Wertesysteme aufweisen.²¹³ Strukturveränderungen können Berg-Schlosser zufolge auch „einen Wandel der sozialen Schichtung und damit auch der wertbildenden Strukturen einer Gesellschaft bewirken und so die Art der politischen Kultur dieser Gesellschaft verändern.“²¹⁴

Kritik: Berg-Schlosser beschreibt in seiner empirischen Studie die politischen Kulturen von 16 Staaten äußerst reichhaltig, er inkludiert auf Basis seiner Variablenvielfalt eine ökonomische, historische und soziale Dimension in den Forschungsgegenstand. Auf tönernen Füße steht allerdings die Methode Berg-Schlossers: Im Dunklen bleibt, wie all diese Aspekte zusammenspielen, was das Kulturelle an ihnen ist, wie sie konkret mit den politischen Strukturen und künftigen Entwicklungen zusammenhängen. In der Klassifizierung von globalen Entwicklungsständen hält sich Berg-Schlosser zudem mit wertender Wortwahl nicht zurück. Trennscharf erfasst werden allerdings die Fragen der inneren Homogenität bzw. Heterogenität und der Statik bzw. Dynamik.

²⁰¹ Dörner 2000, S. 27.

²⁰² Berg-Schlosser 1972.

²⁰³ Vgl. Berg-Schlosser 1972, S. 13-78.

²⁰⁴ Berg-Schlosser 1972, S. 33.

²⁰⁵ Vgl. Berg-Schlosser 1972, S. 84 ff.

²⁰⁶ Vgl. Berg-Schlosser 1972, S. 90 ff.

²⁰⁷ Vgl. Berg-Schlosser 1972, S. 100 ff.

²⁰⁸ Berg-Schlosser 1972, S. 130 ff.

²⁰⁹ Vgl. Berg-Schlosser 1972, S. 105 ff.

²¹⁰ Berg-Schlosser 1972, S. 115 f.

²¹¹ Berg-Schlosser 1972, S. 121.

²¹² Vgl. Berg-Schlosser 1972, S. 113 ff.

²¹³ Vgl. Berg-Schlosser 1972, S. 159.

²¹⁴ Berg-Schlosser 1972, S. 162.

Greiffenhagen und **Greiffenhagen** verknüpfen in „Ein schwieriges Vaterland“²¹⁵ politische Kultur mit Fragen der nationalen kulturellen Identität. Darunter verstehen sie die „Einheit und Gleichsinnigkeit der politischen Institutionen und des politischen Bewußtseins einerseits und des Selbstbildes und Fremdbildes eines Volkes andererseits.“²¹⁶ Das politische Bewusstsein entspricht dabei „hierarchisch geordneten Meinungen, Einstellungen, Werthaltungen der Bevölkerung gegenüber dem Regierungssystem und den politischen Institutionen“²¹⁷, hinzu kommen das „kollektive Gedächtnis“ und die „Zukunftserwartungen einer Nation“²¹⁸. So analysieren die Autoren im historischen Rückblick die „Physiognomie einer Staatsgesellschaft, wie sie sich aus den verschiedensten und im weitesten Sinne des Wortes politischen Orientierungen ihrer Bevölkerung ergibt“²¹⁹. Für Westdeutschland ermittelten die Autoren ein „Wechselbad“²²⁰ verschiedener Muster, wechselnde Regime hätten der „Kriegs-, Nachkriegs-, Wirtschaftswunder- und Notstandsgeneration“²²¹ ihren ideologischen und institutionellen Stempel aufgedrückt.

Kritik: Greiffenhagen und Greiffenhagen erweitern den Ansatz Almonds und Verbas um die Dimension der kulturellen Identität. Damit machen sie der politischen Kulturforschung einen Aspekt zugänglich, der auch in der aktuellen politischen Debatte Brisanz besitzt. Allerdings beziehen sich die Autoren auf ein Identitätskonzept, das national und höchst homogen ausgerichtet ist. So geht ihnen das eigentlich Interessante und empirisch Relevante in diesem Kontext verloren, nämlich die Identifizierungsprozesse, die Identitätskonstruktionen vorausgehen, weiter die personalen Identitätsbrüche, die gruppenbezogene Heterogenität von Identitäten, die Identitätskonflikte. Iwand moniert, dass die Autoren ihre Studie nicht methodisch stringent operationalisieren. Demnach „breiten die Autoren ein weites Spektrum unterschiedlichster Themenbereiche aus, deren Auswahl, Reihenfolge oder Bedingungsfaktoren aber keiner Systematik folgen, deren Bezug zur Politischen Kultur offenbleibt und deren Interpretation sich keineswegs streng an die Standards der empirischen Sozialforschung hält“²²².

Reichel setzt sich empirisch und normativ mit der historischen Entwicklung der politischen Kultur in Deutschland auseinander. Er spricht sich für eine Inklusion der Verhaltensdimension in das Kulturkonzept von Almond und Verba aus und differenziert zwischen kurzfristigen und langfristigen Wertorientierungen.²²³ Politische Kultur definiert er folglich als „die für eine Gesellschaft insgesamt oder/und für gesellschaftliche Großgruppen (soziale Klassen, ethnische Gruppen, Altersgruppen etc.) in einer bestimmten Zeit charakteristischen politischen Anschauungs- und Verhaltensweisen (...), die mit den individuellen Lebensgeschichten sowie der nationalen Ereignis- und Strukturgeschichte verknüpft sind.“²²⁴ Er zeichnet die Geschichte der deutschen politischen Kultur im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, in der Nachkriegszeit und den 70er Jahren nach und schließt, dass in Deutschland traditionell eine „Unvereinbarkeit von Politik und Kultur“²²⁵ besteht. Dies impliziere eine „(folgeschwere) Demokratiefeindschaft bzw. -indifferenz“.²²⁶ Diese Diagnose treffe auch Anfang der 80er Jahre ins Schwarze: „Konkret aber läßt sich an diesem Beispiel wie an den vielen rigorosen Reak-

²¹⁵ Greiffenhagen, Greiffenhagen 1979.

²¹⁶ Greiffenhagen, Greiffenhagen 1979, S. 23 f.

²¹⁷ Greiffenhagen, Greiffenhagen 1979, S. 20 ff.

²¹⁸ Greiffenhagen, Greiffenhagen 1979, S. 20 ff.

²¹⁹ Greiffenhagen, Greiffenhagen 1979, S. 19.

²²⁰ Greiffenhagen, Greiffenhagen 1979, S. 26.

²²¹ Greiffenhagen, Greiffenhagen 1979, S. 26.

²²² Iwand 1985, S. 238.

²²³ Vgl. Reichel 1982, S. 43 f.

²²⁴ Reichel 1982, S. 44.

²²⁵ Reichel 1982, S. 43.

²²⁶ Reichel 1982, S. 43.

tionen auf radikale (linke) Kritik, auf Widerspruch und Konflikt, auf Protest und Hoffnungsbe-
wegungen ablesen, wie sehr die politische Kultur der Bundesrepublik noch von den histori-
schen Vorbelastungen bestimmt wird, die in den tradierten autoritären, konflikt- und demo-
kratiefeindlichen Mentalitäten und unpolitischen Verhaltensformen begründet sind.“²²⁷ Eine
Demokratisierung der politischen Kultur sei also dringend geboten.²²⁸

Kritik: Reichel erweitert das Konzept der politischen Kultur von Almond und Verba um die
Dimensionen des äußeren Verhaltens und der historischen Entwicklung. Damit kann er kon-
krete partizipationstheoretische Aspekte besser erfassen. Doch wird die empirische Analyse
Reichels weder dieser umfassenden Definition gerecht, noch gelingt eine historische Längs-
schnittanalyse über Gemeinplätze hinaus. Insgesamt scheint die Analyse eher der Unter-
mauerung des kämpferischen politischen Anspruchs zu dienen. Der normative, demokratie-
theoretische Gestus, der in Almonds und Verbas Werk angelegt ist, wird hier auf die Spitze
getrieben. Auch ist fraglich, ob es so etwas wie eine Unvereinbarkeit von Politik und Kultur
geben kann, wenn man – wie wir im Patchwork-Modell erarbeiten – beide Größen im Zei-
chengebrauch situiert.

Putnam vertritt die These, dass das Vertrauen in und die Bindung an demokratische Institu-
tionen vom zivilgesellschaftlichen Engagement abhängt. Die entsprechende Ressource
nennt er „Social Capital“²²⁹. Auf Basis von Umfragedaten registriert Putnam für die USA eine
gravierende Erosion des Social Capital – Vereinsmitgliedschaften gingen zurück, gesellige
Freizeitvergnügen würden aufgegeben, das soziale Vertrauen sei rückläufig, die politischen
Aktivitäten nähmen ab. Der Titel der Publikation der Studie bringt es auf den Punkt: „Bowling
Alone“²³⁰ lautet die für die amerikanische Demokratie alarmierende Entwicklung. Den Grund
dafür glaubt Putnam in gesellschaftlichen Entwicklungen zu erkennen, etwa dem massen-
medialen Konsum, der steigenden Mobilität oder den gewandelten Geschlechterrollen.²³¹

Kritik: Putnam betont die Relevanz der Partizipation für die Stabilität des politischen Sys-
tems. Mit der Partizipationsbereitschaft integriert er einen handlungsbezogenen Aspekt in ein
politisch-kulturelles Forschungsdesign. Doch ist fraglich, ob man von sozial erwünschter, per
Fragebogen ermittelter Bereitschaft auf ihre tatsächliche Umsetzung schließen darf. Auch
hier können diverse weitere Variablen zur Stabilisierung oder Destabilisierung des politi-
schen Systems beitragen. Sowieso ist fraglich, ob man diesen Forschungsansatz als politi-
sche Kulturforschung bezeichnen darf oder ob man einfach besser von Partizipationsfor-
schung mit Blick auf demokratische Stabilität sprechen sollte.

Gerade in Putnams Studie könnte sich zudem deutlich zeigen, dass standardisierte Inter-
views an ihre Grenzen gelangen, wo Innovation schneller ist als der Fragebogen. Die traditi-
onellen Beteiligungsformen könnten nämlich neuen Wegen des politischen Engagements
gewichen sein, etwa dem Digital Volunteering im US-Präsidentenwahlkampf – „Chatting
together“ statt „Bowling Alone“.

Inglehart setzt sich in „Modernisierung und Postmodernisierung“²³² intensiv mit dem (politi-
schen) Wertewandel auseinander. Werte sind für ihn Vorstellungen, „die als relativ tief ver-
wurzelt und stabil begriffen werden“²³³. Damit sind sie Inglehart zufolge relevant für das indi-

²²⁷ Reichel 1982, S. 54.

²²⁸ Vgl. Reichel 1982, S. 54.

²²⁹ Putnam 2001.

²³⁰ Putnam 2001.

²³¹ Vgl. Dörner 2000, S. 28 f.

²³² Inglehart 1997.

²³³ Inglehart 1979, S. 148.

viduelle Verhalten. Der Autor entwickelt auf Basis umfangreicher internationaler empirischer Analysen die These, dass sich ein globaler Wandel von materiellen hin zu postmateriellen Werten beobachten lasse.²³⁴ Als materielle Werte versteht er dabei wirtschaftliche Stabilität oder Ordnung, als postmaterielle beispielsweise Lebensqualität oder Selbstverwirklichung.²³⁵ Im politischen Kontext ermittelt Inglehart für die 70er und 80er Jahre eine Transformation der Parteiensysteme auf Basis dieses Wertewandels.²³⁶ Den konstatierten Wandel begründet er erstens mit einer Mangelhypothese. Diese lehnt sich an die Maslow'sche Bedürfnispyramide an, wonach grundlegendere Bedürfnisse befriedigt werden, bevor luxuriösere Ansprüche bedient werden, und Mangel bei Grundbedürfnissen dazu führt, dass diese dauerhaft als besonders wichtig beurteilt werden. Weiter vertritt Inglehart eine Sozialisationshypothese, wonach zentrale Wertvorstellungen in der Jugend geprägt werden.²³⁷

Kritik: Inglehart setzt sich insbesondere mit dem politisch-kulturellen Teilaspekt der Wertvorstellungen auseinander. Dabei nimmt er dynamische Veränderungen an, die auf den sozio-ökonomischen Bedingungen und entsprechenden Sozialisationsprozessen beruhen. Berg-Schlosser kritisiert: „Aus seiner gewählten Perspektive heraus hat Inglehart vor allem mögliche gemeinsame Veränderungen der untersuchten politischen Kulturen im Blick. Weite Bereiche ihrer Kontinuitäten und Spezifika entgehen ihm so zwangsläufig.“²³⁸ Da er sich auf die großen, aggregierten Linien im transnationalen Vergleich bezieht, verliert der Soziologie Gegenteilstrends, subkulturelle Abweichungen, kulturelle Minderheiten und individuelle Kreativität sowie kontextbezogene Varianz aus dem Blick.

Wehling bricht in Studien zur politischen Kultur der Hanseaten, des Ruhrreviers oder des Saarlands den Ansatz von Almond und Verba auf die regionale, gar lokale politische Kultur herunter.²³⁹ Sein Kulturverständnis orientiert sich grundlegend an der Definition von Almond und Verba: „Politische Kulturforschung setzt sich zum Ziel, das *geistige, psycho-soziale Profil eines Landes* herauszuarbeiten, indem sie nach den Glaubensüberzeugungen, Werthaltungen, Einstellungen, Meinungen in einem gegebenen Raum fragt.“²⁴⁰ Darüber hinaus richtet er den Fokus auf historische „Ursachen und Vermittlungsprozesse“²⁴¹ sowie auf politische Identitäten. Daraus ergibt sich auch sein regionaler Anspruch: „Wenn politische Kultur das Produkt geopolitischer Gegebenheiten, ökonomischer Bedingungen, vergangener kollektiver Erlebnisse, obrigkeitlicher Erziehungsmaßnahmen, historischer Traditionen ist, dann muß für Deutschland das Konzept der politischen Kultur regionalisiert werden.“²⁴² Wehling stellt also die These auf, dass es unterhalb nationaler, politischer Kulturen regionale, gar lokale Kulturen gäbe, die beispielsweise Ausdruck einer historischen oder politischen Sonderentwicklung sein könnten. Diese Ebenen bilden ein „Amalgat“²⁴³, überlagern sich gegenseitig. Wehling erkennt, dass auch regionale politische Kulturen heterogen sind: „(Mannigfaltige regionale) Verwerfungen“²⁴⁴ und „ausgeprägte *Fragmentierung*“²⁴⁵ seien charakteristisch für die deut-

²³⁴ Vgl. Inglehart 1998, S. 148.

²³⁵ Vgl. Berg-Schlosser 1999, S. 88.

²³⁶ Vgl. Inglehart 1977.

²³⁷ Vgl. Inglehart 1977.

²³⁸ Berg-Schlosser 1999, S. 88.

²³⁹ Vgl. Wehling 1985a.

²⁴⁰ Wehling 1985a, S. 13.

²⁴¹ Wehling 1985a, S. 13.

²⁴² Wehling 1985a, S. 10.

²⁴³ Wehling 1985a, S. 10 f.

²⁴⁴ Wehling 1985a, S. 10.

²⁴⁵ Wehling 1985a, S. 10.

sche politische Kultur. Wehling meint zudem: „Politische Kultur ist nichts Statisches“²⁴⁶. Politische Kulturforschung ist so für den Autor der „Schlüssel zur Heimatkunde“²⁴⁷.

Kritik: Wehling gelingt durch die kleinräumige Perspektive die Integration geographischer Fragmentierungen und innerer Brüche in das Forschungskonzept Almonds und Verbas. Die historische Herangehensweise kann Pfadabhängigkeiten kultureller Entwicklungen erfassen, außerdem ermöglicht sie den Nachvollzug sowohl temporärer Statik als auch intertemporaler Dynamik. Die Vorstellung vom Amalgat verschiedener Teilkulturen finde ich passend, das Bild suggeriert keine scheinbare Integration zu einem einheitlichen Ganzen und lässt damit Raum für Kontingenz, für Brüche und Widersprüche. Die Vorstellung von politischer Kulturforschung als Heimatkunde klingt im ersten Moment sehnsuchtsvoll antiquiert, das aktuelle Zauberwort lautet vielleicht eher globale Mobilität. Auch untersucht der moderne Wissenschaftler meist nicht seine eigene Heimat, sondern eher relevante Objekte, wo immer diese situiert sein mögen. Dennoch mag die politische Kulturforschung den Nomaden der modernen Welt ein besseres Verständnis ihres jeweiligen kulturellen Zuhauses geben, quasi als Handreichung interkultureller Kompetenz.

Zwischenstand: Für das Patchwork-Modell können wir hier die Überlegung nutzbar machen, dass politische Kultur u. a. mit kognitiven, affektiven und evaluativen Orientierungen zu tun hat und dass diese Aspekte in Bezug zu politischen Organisationsformen, Programmen, Stilen u. Ä. stehen. Schließlich können wir aufgreifen, dass politische Kultur eine demokratietheoretisch relevante Größe ist, die sogar fähig ist, politische Systeme zu stabilisieren bzw. zu destabilisieren.

1.6 Politische Kultur im Zusammenspiel mit Interessen und Präferenzen

Die folgenden Ansätze zeichnen sich dadurch aus, dass sie Kulturelles als Ideen, Normen, Werte konzipieren und in Bezug zu Interessen und Präferenzen setzen, die wiederum handlungsleitenden Charakter besitzen. Hierzu können wir Entwürfe der Protozoologie, der institutionell ausgerichteten Politikstilanalyse²⁴⁸, der Verwaltungskulturforschung²⁴⁹, des soziologischen Neoinstitutionalismus und kulturbezogene Ansätze der Rational-Choice-Theorie zählen.

1.6.1 Kultur als mit Bedeutung bedachter Weltausschnitt

Für **Weber** ist „Kultur‘ (...) ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens.“²⁵⁰

Aus der empirischen Wirklichkeit werde durch Bezugnahme auf „Wertideen“²⁵¹ eine kulturelle, bedeutsame Wirklichkeit. Diese Wertideen gelten Weber zufolge intersubjektiv, sie steuern das Handeln der Menschen auf die sanfte Tour²⁵²: „Interessen (materielle und ideelle), nicht: Ideen, beherrschen unmittelbar das Handeln der Menschen. Aber: die ‚Weltbilder‘, welche durch ‚Ideen‘ geschaffen wurden, haben sehr oft als Weichensteller die Bahnen be-

²⁴⁶ Wehling 1985a.

²⁴⁷ Wehling 1985a, S. 13.

²⁴⁸ Vgl. z. B. Sturm 1985.

²⁴⁹ Vgl. Prokop 1987, Römer-Hillebrecht 1998.

²⁵⁰ Weber 1988a, S. 180.

²⁵¹ Weber 1988a, S. 175.

²⁵² Vgl. Weber 1988a, S. 149.

stimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte.“²⁵³ Der Autor konzipiert Wertideen dabei kulturintern recht homogen, zwischen den Kulturen und im historischen Verlauf geht er aber von Variation aus.

Weber unternimmt nun den Versuch, soziale Sachverhalte in ihrer „Kulturbedeutung und Kulturbedingtheit“ zu verstehen und historisch-kausal zu erklären.²⁵⁴ Methodisch schält er zu diesem Zweck aus empirischem Material „Idealtypen“ heraus, die die kulturbedingte Regelmäßigkeit des sozialen Handelns abbilden.²⁵⁵ Der empirische Weltausschnitt sei also zwar im Rahmen des „wertenden Interesse(s)“²⁵⁶ des Kultur- oder Sozialwissenschaftlers willkürlich gewählt. Aber sobald der Ausschnitt vom Weltgeschehen abgelöst sei, könne er quasi nomothetisch, abstrakt und verallgemeinernd behandelt werden.²⁵⁷ In „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“²⁵⁸ setzt sich Weber beispielsweise mit den Besonderheiten der okzidentalen Kultur auseinander. Charakteristisch sei hier die zunehmende Rationalisierung der Lebensführung. Den Grund dieser Entwicklung erkennt der Autor in der „Kulturbedeutung von religiösen Ideen“²⁵⁹. Die calvinistische Ethik mache den weltlichen Erfolg zum Zeichen göttlichen Auserwähltseins, fördere so die Arbeitsdisziplin als innerweltliche Haltung der Meditation. Die Technik der klösterlichen Askese werde durch Säkularisation zum weltlichen Konsumverzicht umfunktioniert, wodurch sie die Reinvestition von Kapital ermögliche.

Kritik: Für Weber ist Kultur ein materieller Ausschnitt der Welt, der für Menschen Bedeutung hat, weil sie ihn mit Wertideen verbinden. So steht Kultur für Weber in einem intersubjektiven Geltungszusammenhang, sie ist über die Wertideen auf die sanfte Lenkung von Handlungen bezogen. Weber entwirft so einen bedeutungsorientierten Ansatz des Kulturellen, er erkennt einen kollektiven Status der Bedeutsamkeit an. Doch setzt sich der Autor nicht mit den zugrunde liegenden interpretativen Prozessen auseinander, womit intrakulturelle interpretative Varianz aus dem Blickfeld gerät. Auch werden in der Abkopplung der Wertideen von den Interessen dem Kulturellen die Intentionalität, die Machtbezüge abgesprochen. Mit den Idealtypen entwickelt Weber eine Methode zur empirischen Analyse des Kulturellen, die es erlaubt, dessen Kern, nämlich die Regelmäßigkeit, zu erfassen. Die empirische Analyse Webers zu religiösen Wertideen und ihre Relevanz für die kapitalistische Wirtschafts- und Lebensweise verknüpft, so gewagt Webers Entwurf hier sein mag, religiöse und ökonomische Kultur Aspekte. Damit deckt sie die kulturelle Prägung ökonomischer Handlungen auf und verweist auf die Interdependenz kultureller Interpretationen.

1.6.2 Politische Kultur als handlungsleitende Idee

Goldstein und **Keohane** setzen sich z. B. damit auseinander, wie Ideen, Überzeugungen außenpolitische Resultate beeinflussen. Sie stellen dabei die These auf, „that ideas influence policy when the principled or causal beliefs they embody provide road maps that increase actors' clarity about goals or ends-means relationships, when they affect outcomes of strategic situations in which there is no unique equilibrium, and when they become embedded in political institutions“²⁶⁰. Sowohl Ideen als auch Interessen können demnach menschliches

²⁵³ Weber 1963, S. 252.

²⁵⁴ Vgl. Weber 1988a, S. 171 ff.

²⁵⁵ Vgl. Jung 1999.

²⁵⁶ Hofmann, Korta, Niekisch 2006.

²⁵⁷ Vgl. Hofmann, Korta, Niekisch 2006.

²⁵⁸ Weber, Kaesler 2006.

²⁵⁹ Weber, Kaesler 2006.

²⁶⁰ Goldstein, Keohane 1993a, S. 3.

Handeln verursachen.²⁶¹ Goldstein und Keohane unterscheiden dabei drei Arten von Überzeugungen, nämlich die Weltbilder, die Grundüberzeugungen und die Kausalitätsannahmen.²⁶² Auf dieser Basis skizzieren sie drei Pfade, auf denen Ideen Policies beeinflussen: Erstens fungieren sie als „road maps“²⁶³, strukturieren also grundlegende Weltbilder, Annahmen über Moral oder den Sinn des Lebens, womit sie wiederum präferenzbildend sind.²⁶⁴ Zweitens dienen sie in interaktiven Situationen als Brennpunkte für Erwartungen und Strategien, befördern damit Konsens- und Koalitionsfindung und Koordination.²⁶⁵ Auf lange Sicht sickern Ideen zudem in politische Institutionen ein, damit üben sie nachhaltige Handlungsanreize aus²⁶⁶. Goldstein und Keohane schließen: „Ideas matter, as a result of a system of interacting multiple causes of which they are a part.“²⁶⁷

Jachtenfuchs setzt sich mit der kulturellen Vermittlung des Veränderungsdrucks auf politische Institutionen auseinander. Er analysiert zu diesem Zweck die historische Entwicklung von Ideen zur europäischen Verfassungspolitik in drei Beispielsstaaten.²⁶⁸ Diese Ideen bettet er in einen realistischen Rahmen ein, wonach die Präferenzbildung von Regierungen auf materiellen Interessen basiert, die gesellschaftliche Gruppen einspeisen.²⁶⁹ Jachtenfuchs' These lautet dabei, dass kulturelle Ideen eine durchaus handlungsleitende Rolle spielen, sich als Mittler zwischen Präferenzen und politische Entscheidungen schieben können²⁷⁰: „Zwischen Internationalisierung und funktionaler Differenzierung als Ursache und institutioneller Veränderung als Ergebnis treten kollektive Ideensysteme als Vermittlungsinstanzen. Diese machen Handlungs- und Institutionalisierungsoptionen erst verfügbar, bieten normative und legitimierende Beurteilungskriterien und stellen symbolische Identifikationsmöglichkeiten bereit.“²⁷¹ Dies gilt umso mehr, je unklarer die Interessenlage ist²⁷², beispielsweise schlagen im „Sachbereich“ Herrschaft „Verfassungsideen unmittelbar auf Präferenzen durch“²⁷³ durch. Die empirischen Analysen belegen weiter, dass die Verfassungsideen in Frankreich, Großbritannien und Deutschland im Zeitverlauf relativ stabil sind. Sie sind Jachtenfuchs zufolge national und weltanschaulich geprägt und liegen damit auch quer zu Staatsgrenzen.²⁷⁴

Kritik: Die Autoren nehmen an, dass das individuelle politische Handeln von institutionalisierten, kulturellen Ideen oder Normen geleitet wird. So erfassen die Entwürfe die kognitive Dimension des Kulturellen, das Handeln selbst ist aber nicht Teil der Kultur, ebenso wenig die materiellen Gegenstände. Trotz des Interesses an der Kultur scheint die internationale Politikforschung hier eisern an Realismus und Rationalität der Akteure festzuhalten. Diese sind hier realistische Strategen, sie verfolgen ihre Ziele mit aller Macht, Kultur hegt ihr Tun ein, sorgt für Orientierung, für Kooperationsfähigkeit. Eine mögliche Konstruiertheit von Interessen bzw. Präferenzen sowie von politischen Institutionen oder Regierungsentscheidungen wird genauso wenig thematisiert wie eine mögliche Rationalität des Kulturellen. Wenn wir diese konstruktivistischen Annahmen ernst nehmen, können wir höchstens von einem Ein-

²⁶¹ Vgl. Goldstein, Keohane 1993a, S. 4.

²⁶² Goldstein, Keohane 1993a, S. 7 f.

²⁶³ Goldstein, Keohane 1993a, S. 8.

²⁶⁴ Goldstein, Keohane 1993a, S. 13.

²⁶⁵ Vgl. Goldstein, Keohane 1993a, S. 17 f.

²⁶⁶ Vgl. Goldstein, Keohane 1993a, S. 20 f.

²⁶⁷ Vgl. Goldstein, Keohane 1993a, S. 30.

²⁶⁸ Vgl. Jachtenfuchs 2002, S. 19.

²⁶⁹ Vgl. Jachtenfuchs 2002, S. 21.

²⁷⁰ Vgl. Jachtenfuchs 2002, S. 21.

²⁷¹ Jachtenfuchs 2002, S. 15.

²⁷² Vgl. Jachtenfuchs 2002, S. 259 f.

²⁷³ Jachtenfuchs 2002, S. 263.

²⁷⁴ Vgl. Jachtenfuchs 2002, S. 21 f.

fluss von politischen Interpretationen, die sich auf Überzeugungen bezüglich politischer Normen oder Organisationen beziehen, auf deren rechtliche oder organisatorische Grundlagen sprechen. Mit dem Ausgangspunkt des Nationalstaates betont das Cluster die gruppenweite Homogenität und Stabilität, wodurch innere Pluralität und Ungleichzeitigkeit weitgehend verloren gehen.

1.6.3 Kultur als (rationalisierbares) Residuum von Rationalität

Das rationalistische Paradigma basiert auf der Annahme, dass sich Handeln am besten als „intentionales Wahlhandeln“²⁷⁵ beschreiben lässt. Im Grundmodell entscheidet sich dabei ein ‚Homo oeconomicus‘ für eine Handlung, die seine Präferenzen optimal bedient. In der empirischen Prognose traf der rationalistische Monismus allerdings trotz zunehmend elaborierter Modellannahmen nicht immer ins Schwarze.²⁷⁶ Kann die Kultur hier weiterhelfen? Diese Frage wurde in den letzten zwei Jahrzehnten in Philosophie und experimenteller Theorie diskutiert.²⁷⁷ Die entsprechenden Überlegungen lassen sich grob zwei Theoriesträngen zuordnen:

Der erste begrenzt die Rationalitätsannahme selbst, sein Schlagwort lautet „bounded rationality“²⁷⁸. Das rationale Wahlhandeln wird hier in soziale, historische und eben auch kulturelle Institutionen wie Regeln, Normen, Werte oder Denkweisen eingebettet.²⁷⁹ **Kahnemann und Tversky** weisen beispielsweise in spieltheoretischen Experimenten nach, dass Akteure nicht nur rational handeln, sondern sich im Entscheidungsprozess auch von Normen, Vorurteilen, kontrafaktischem Denken, Ankerwerten und Heuristiken leiten lassen.²⁸⁰ Die entsprechende Situationswahrnehmung ist dabei an kulturspezifischen Kriterien wie Fairness oder Reziprozität orientiert.²⁸¹ Kultur ist hier also das Nicht-Rationale, das Handlung mitbestimmt.

Die zweite Variante wiederum rationalisiert die Kultur selbst. Sie wird zu einer sozialen Institution, deren Wahl den Präferenzordnungen ihrer Träger langfristig am besten entspricht. In Anlehnung an Hegman und Reckling erlauben sie etwa die Reduktion von Transaktionskosten²⁸², sie formen Identitäten als Basis von Präferenzen²⁸³, sie liefern Anhaltspunkte für Erfolgswahrscheinlichkeiten²⁸⁴, sie koordinieren Dispositionen und induzieren damit Kooperationsvorteile²⁸⁵. **Williamson** setzt sich im Rahmen der Neuen Institutionenökonomik mit Transaktionskosten in Vertragsbeziehungen auseinander. Demnach treten in den arbeitsteiligen Interaktionsprozessen rationaler und opportunistischer Akteure Reibungen, also Missverständnisse oder Konflikte auf, Abstimmung ist nötig.²⁸⁶ Ursache derartiger Transaktionskosten sind Williamson zufolge unterschiedliche Wissensstände, begrenzte Rationalität und opportunistisches Verhalten. Hier kommt eine quasi kulturelle Größe ins Spiel: die Institutionen, etwa Vertragsformen, Rechtssysteme, organisatorische Regelungen und allgemeine Wertvorstellungen, die als „governance structure“ Transaktionskosten beherrschbar und

²⁷⁵ Schmid, Maurer 2006.

²⁷⁶ Vgl. Schmid, Maurer, Hegmann, Reckling 2004.

²⁷⁷ Vgl. Hegmann, Reckling 2004, S. 60.

²⁷⁸ Herbert 1980.

²⁷⁹ Vgl. Schmid, Maurer, Hegmann, Reckling 2004.

²⁸⁰ Vgl. Kahneman, Tversky 1973, Kahneman, Tversky 1982.

²⁸¹ Vgl. Kahneman, Tversky 2009.

²⁸² Vgl. Coase 1960, Heiner 1983.

²⁸³ Vgl. Sen 1987.

²⁸⁴ Vgl. Schieman 2000.

²⁸⁵ Vgl. Katz 1986.

²⁸⁶ Vgl. Williamson, Streissler 1990, S. 1.

überwachbar machen.²⁸⁷ Williamson formuliert: „Hauptzweck und Hauptwirkung dieser Institutionen sei die Einsparung von Transaktionskosten“²⁸⁸.

Kritik: Diesen Autoren kommt das Verdienst zu, dass sie das Konzept der ökonomischen Rationalität, des rationalen Handelns, des individuellen und kollektiven Nutzens in die Kulturtheorie einbringen. Sie richten damit den Fokus auf den Stempel, den die Kultur dem Handeln aufdrückt, sie beleuchten das Irrationale, Unbewusste des Kulturellen und geben mit den Präferenzen und ihrer Optimierung einen wichtigen Maßstab zur Beurteilung der Rationalität von Kultur an die Hand und führen mit den Intentionen einen zentralen Motor in das kulturelle Geschehen ein.

In der ersten Variante fungiert Kultur dabei als eine Art Residuum des Rationalen. Sie ist quasi der irrationale Adapter, der die rationalistische Prognose an die empirische Realität angleichen soll. Damit zählt Kultur zum Nicht-Rationalen, was ihre Abwertung als irrational bereits inkludiert. Meiner Ansicht nach lässt sich diese feinsäuberliche Trennung nicht aufrechterhalten, denn Kultur ist ebenfalls von rationalem Handeln durchwirkt, während rationales Handeln kulturell geprägt ist, wie wir IV.2.3.3 herausarbeiten. Fraglich ist zudem, ob kulturelle Faktoren die individuelle Rationalität beschränken oder ob sie durch den Ausschluss von Alternativen die Ordnung von Handlungsoptionen überhaupt erst handhabbar machen und durch motivationale Orientierungen Präferenzen erst herstellen.

Die zweite Variante rationalisiert die Kultur kurzerhand, wertet sie als rational auf. Kulturelle Institutionen haben demnach einen Nutzen für die Menschen. Tatsächlich ist es intuitiv plausibel, dass soziale Beziehungen auf Basis von schamlosen Lügen, Verrat, Unaufrichtigkeit ein Ding der Unmöglichkeit wären. Wir könnten hier eine Art kulturelle Evolution annehmen, die im historischen Verlauf zur Selektion der nützlichsten Institutionen führt. Nichtsdestotrotz ist wohl nicht alles Kulturelle rationalisierbar. Erstens, weil es von kontingenten, nutzlosen, emotionalen, unbewussten, eingewöhnten Elementen durchzogen ist. Zweitens, weil Kulturträger im Alltag nicht ständig rational bewerten, ob die Orientierung an der Institution nun nützlich ist oder nicht. Sonst würden womöglich alle kurzfristig oder überhaupt unnützen Institutionen über Bord geworfen. Es gehört meines Erachtens gerade zum Charakter des Institutionellen, dass es einfach ohne viel Nachdenken befolgt wird, einfach Wirkung entfaltet. Im Einzelfall kann die Bewertung kollektiver Institutionen nach ihrem Rationalitätsgehalt aber durchaus nützlich sein, wenn es darum geht, verschiedene Institutionen gegeneinander abzuwägen oder für das Verhalten gemäß dieser oder jener Institution zu werben, sie individuell akzeptabel zu machen. Vielleicht lassen sich auf diesem Wege institutionelle Innovationen finden, die die Präferenzen der Menschen noch besser bedienen.

Zur Kultur selbst sagt dieses Cluster eher wenig, sie ist institutionalisiert und besteht aus diversen handlungsleitenden Aspekten – Punkt. Damit werden weder das kulturelle Handeln, die Interaktion selbst, noch die materielle Kultur erfasst, der Stoff des Kulturellen bleibt letztlich unklar. Durch die Institutionalisierung wird allerdings dem gruppenbezogenen Status des Kulturellen Rechnung getragen, Statik und Dynamik lassen sich hier über den Fortbestand und die Entwicklung der Institution erklären. Die innere Heterogenität wird aufgrund der gruppenweiten Institution nicht berücksichtigt.

Zwischenstand: Für das Patchwork-Modell höchst relevant scheint mir hier der Hinweis, dass Kulturelles in einem wie auch immer gearteten Zusammenhang mit Interessen, Präferenzen, Rationalitätsmaßstäben steht. Kultur erhält damit eine handlungsleitende Funktion.

²⁸⁷ Vgl. Williamson, Streissler 1990, S. 2.

²⁸⁸ Williamson, Streissler 1990, S. 1.

1.7 Kultur als geteiltes Wissen

In diesem Cluster wird Kultur primär als mentale Größe, etwa als Wissen, als Vorstellungswelt, aufgefasst. Typisch ist dabei, dass den kulturellen Wissensbeständen kollektiver Status zugeschrieben wird.

1.7.1 Kultur als historische Mentalität

Die Mentalitätsgeschichte lässt sich als Beitrag zur politischen Kulturforschung lesen. Unter Mentalité verstehen die Vertreter der französischen Annales-Schule die „Konzepte, Ideen, unbewussten Motive“²⁸⁹, die in einer Epoche von einer Gruppe von Menschen geteilt werden. Kultur ist mit **Febvre** ein „outillage mental“²⁹⁰, ein geistiges Werkzeug. Die Mentalitäten ermöglichen und begrenzen das Denkbare, so wirken sie auf Verhaltens- und Handlungsdispositionen.²⁹¹ Die Mentalität besitzt dabei kollektiven Status, doch sie ist kaum institutionalisiert, den Akteuren bleibt ein gewisser Denkspielraum. Die Mentalität wird temporär statisch gedacht, in der *longue durée* unterliegt die Vorstellungswelt einer Kultur **Braudel** zufolge aber einer langsamen Evolution.²⁹² Autoren wie Febvre, Braudel, Le Goff, Chartier setzen sich in diesem Rahmen etwa mit der geschichtlichen Entwicklung der Vorstellungen vom Kind oder vom Mittelalter auseinander.²⁹³

Kritik: Die Mentalitätsgeschichte verortet Kultur im Geistigen. Damit sondiert sie die kulturelle Konstruktion von Denkinhalten und Vorstellungen. Doch fallen mit dieser Reduktion das kulturelle Handeln und die materiellen Kulturgegenstände aus dem Rahmen. Trotzdem lässt sich der Annales-Schule keineswegs ein Rückfall in den Mentalismus ankreiden, denn Kultur ist hier kollektiv dimensioniert. Allerdings ist sie hochgradig integriert, es gibt eine charakteristische, stabile Mentalität pro Epoche. Kulturelle Heterogenität lässt sich mit diesem Ansatz nur schwer fassen, Dynamik ist nur über lange Zeiträume hinweg vorstellbar.

1.7.2 Kultur als Summe von Wissensbeständen

Berger und **Luckmann** gehen in „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“²⁹⁴ davon aus, dass Menschen ihr Wissen über die Wirklichkeit gemeinsam herstellen²⁹⁵: Sie entwickeln zunächst Problemlösungen, diese werden typisch für bestimmte Situationen, schließlich werden sie zur Gewohnheit und institutionell verankert.²⁹⁶ Das entsprechende Wissen löst sich so von den Einzelnen ab, es externalisiert sich und steht letztlich den Mitgliedern der Gesellschaft objektiv gegenüber.²⁹⁷ Im Rahmen von Sozialisationsprozessen wird es von diesen wiederum internalisiert.²⁹⁸ Berger und Luckmann formulieren: „Die Gesellschaft hat eine doppelgründige Wirklichkeit. Sie ist eine objektive Gegebenheit infolge der Objektivierung der menschlichen Erfahrung im gesellschaftlichen Handeln, in sozialen Rollen, Sprache, Institutionen, Symbolsystemen. Obwohl die letzteren Produkte menschlichen Handelns sind, gewinnen sie eine Quasi-Autonomie. So übt Gesellschaft auf den Einzelnen Zwang

²⁸⁹ Simonis 2005.

²⁹⁰ Simonis 2005.

²⁹¹ Vgl. Simonis 2005, S. 151.

²⁹² Vgl. Simonis 2005.

²⁹³ Vgl. Böhme et al. 2000, Simonis 2005, Raulff 1987, LeGoff 1994.

²⁹⁴ Berger, Luckmann 2004.

²⁹⁵ Vgl. Berger, Luckmann 2004, S. 1.

²⁹⁶ Vgl. Berger, Luckmann 2004, S. 58.

²⁹⁷ Vgl. Berger, Luckmann 2004, S. 65.

²⁹⁸ Vgl. Berger, Luckmann 2004, S. 139 ff.

aus, während sie zugleich Bedingung seiner menschlichen Existenz ist. Denn Gesellschaft ist auch eine subjektive Wirklichkeit: sie wird vom einzelnen in Besitz genommen, wie sie von ihm Besitz ergreift.“²⁹⁹

Der Ursprung dieser institutionalisierten Konstruktionen liegt also in der Lösung eines konkreten Problems, doch mit der Zeit ging dieser ursprüngliche Nutzen womöglich verloren. Berger und Luckmann zufolge wird das Wissen daher mit einem „Dach aus Legitimationen“³⁰⁰ geschützt und stärkerer Kontrolle und Sanktionierung unterworfen.³⁰¹ Zu den Legitimationen zählen Berger und Luckmann z. B. die Mythologie, die Wissenschaft, die Philosophie und die symbolischen Sinnwelten³⁰². Letztere entsprechen den „synoptische(n) Traditionsgesamtheiten, die verschiedene Sinnprovinzen integrieren und die institutionale Ordnung als symbolische Totalität überhöhen“³⁰³. Die Autoren beziehen sich am Rande auch auf konstruktive Macht, sie sei die „Macht, Wirklichkeit zu setzen“³⁰⁴ und Sozialisationsprozesse zu gestalten.

Kritik: Berger und Luckmann stehen ursprünglich der „Renaissance des Kulturbegriffs in den Sozialwissenschaften skeptisch (gegenüber)“³⁰⁵. „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ ist somit keine explizite Kulturtheorie. Schließlich beziehen sich die Autoren nicht nur auf die institutionalisierten Wissensbestände, sondern auch auf die individuellen Problemlösungen, auch das subjektive Abweichen von Institutionen und dessen Konsequenzen. Dennoch finde ich, dass die Überlegungen von Berger und Luckmann die mentale, wissenschaftsmäßige Komponente des Kulturellen sehr systematisch aufarbeiten. Die Autoren beschreiben die Genese von Institutionen, ihre Legitimierung und Sanktionierung, ihre gleichzeitig subjektive und kollektive Situierung sowie das Zusammenspiel von individueller Kreativität und institutionalisiertem Wissen in nachvollziehbarer Weise und können damit einer institutionell ausgerichteten Kulturtheorie nützliche Impulse geben.

1.7.3 Politische Kultur als politischer Wissensvorrat

Der wissenssoziologische Konstruktivismus erfährt auch Aufmerksamkeit seitens der politikwissenschaftlichen, politischen Kulturforschung. **Schwelling** bemüht sich, dem Cultural Turn in der politischen Kulturforschung zur Geltung zu verhelfen³⁰⁶: „Politische Kulturforschung zu betreiben, bedeutet weniger, einen bestimmten Ausschnitt des Politischen – den, wo Kultur vermeintlich angesiedelt ist – in den Blick zu nehmen, sondern es bedeutet in dem hier vertretenen Sinn, Fragen aus einem spezifischen Blickwinkel an politisch relevante Phänomene heranzutragen.“³⁰⁷ Zu diesem Zweck verknüpft sie den Sozialkonstruktivismus Bergers und Luckmanns mit dem Pattern-Ansatz von Benedict.³⁰⁸ Schwelling schlägt in diesem Rahmen vor, die „Kategorie Wissen als konzeptionelle Grundlage und begriffliche Basis“³⁰⁹ für politische Kultur zu wählen. Schwelling führt aus: „*Kultur* lässt sich demnach verstehen *als Wissensvorrat*, der sich in seiner typologischen Struktur als Muster durch alle Lebensäußerungen schlängelt und diesen unterlegt ist. Kulturelle Muster internalisiert zu haben bedeutet,

²⁹⁹ Berger, Luckmann 2004, S. VI.

³⁰⁰ Berger, Luckmann 2004, S. 66.

³⁰¹ Vgl. Berger, Luckmann 2004, S. 66.

³⁰² Vgl. Berger, Luckmann 2004, S. 102 ff.

³⁰³ Berger, Luckmann 2004, S. 102.

³⁰⁴ Berger, Luckmann 2004, S. 128.

³⁰⁵ Schnettler 2006.

³⁰⁶ Vgl. Schwelling 2004a.

³⁰⁷ Schwelling 2001, S. 617.

³⁰⁸ Vgl. Kapitel IV.1.2.2 „Kultur als historische Konfiguration von Mustern in einem Areal“.

³⁰⁹ Schwelling 2001, S. 617 f.

über die einer kulturellen Einheit unterlegten Wissensvorräte routinemäßig zu verfügen, sie kompetent einzusetzen und darüber die Lebenswelt zu strukturieren und sich in ihr zurechtzufinden.“³¹⁰ Daneben erkennt Schwelling auch eine Handlungsdimension im Kulturellen: Der gesellschaftliche Wissensvorrat entsteht demnach im intersubjektiven Austausch und der Kommunikation.³¹¹ Im Rückgriff auf Bendict konzipiert die Politikwissenschaftlerin Kultur dabei kompositional, sie setze sich aus spezifischen Kulturmustern, etwa aus Werten, Gegenständen, Symbolen, Institutionen zusammen.³¹² Als „sinnvoll gegliederte(s) Ganze(s)“³¹³ sei sie „mehr als nur die Summe ihrer Einzelelemente.“³¹⁴ Schwelling leitet daraus ab, dass Kultur mit Beziehungen und Zusammenhang, insbesondere zwischen der Mikro-, Meso- und Makroebene, zu tun habe.³¹⁵ Kultur sei zwar ein „Kollektivphänomen“, trotzdem lasse sie sich durchaus als Wissensbestand auf individueller Ebene untersuchen.³¹⁶ Das kulturelle Allgemeinwissen ist Schwelling zufolge homogen und gruppenweit verbreitet, Spezialwissen hingegen sei ungleich verteilt. Im Inneren bestehe also durchaus Heterogenität, die sich entlang der sozialstrukturellen Merkmale konfiguriere.³¹⁷ So ist dieser Ansatz Schwelling zufolge anschlussfähig für „soziale Strukturen, historische Kontexte und Macht, Zugehörigkeit, Ausschluss“³¹⁸. Kulturelle Integration fasst die Autorin schließlich als Kongruenz von subjektivem und gesellschaftlichem Wissen, sie sei der Gradmesser kultureller Zugehörigkeit.³¹⁹

Kritik: Schwelling ist die Pionierin des Cultural Turns in der politikwissenschaftlichen politischen Kulturforschung. Ihre Auseinandersetzung mit den interdisziplinären Erkenntnissen der kulturellen Wende und der Versuch des Transfers in die Politikwissenschaft hat Seltenheitswert. Gerade in der Unterscheidung zwischen einem kulturellen Gegenstandsbereich der Politik und dem kulturellen Blick auf politische Phänomene erarbeitet sie nützliche analytische Grundlagen. Eine Übertragung des Ansatzes von Berger und Luckmann auf die politische Kultur liegt, wie oben formuliert, inhaltlich recht nahe. Weniger plausibel scheint in diesem Zusammenhang aber Schwellings Bezugnahme auf die harmonistische Kulturvorstellung Benedicts. Diese lässt sich wohl kaum mit der Heterogenität, der Dynamik des Cultural Turns verknüpfen. Weiter begegnet die Konzeption Schwellings sämtlichen Pro- und Contra-Argumenten, die ich in der Kritik Bergers, Luckmanns und Benedicts vorgebracht habe. Zudem bleibt bei Schwelling recht unklar, wie denn nun beide Ansätze ineinanderspielen. Die Autorin setzt sich jedenfalls nicht mit der Integrierbarkeit epistemologischer Annahmen auseinander. Auch die Integration klassischer politikwissenschaftlicher Größen wie Macht, Interesse, Repräsentation, Führung wird nicht operativ umgesetzt.

Zwischenstand: Aufgreifen möchte ich aus diesem Cluster, dass Kultur mit Wissen zu tun hat, dass sie sich kognitiv situieren lässt. Plausibel erscheint, dass sich dieses Wissen über Sozialisationsprozesse von jedem Einzelnen einer Gruppe als quasi objektiv internalisiert wird und so kollektiv geteilt wird.

³¹⁰ Schwelling 2001, S. 619.

³¹¹ Vgl. Schwelling 2001, S. 622 f.

³¹² Vgl. Schwelling 2001, S. 614.

³¹³ Schwelling 2001, S. 614.

³¹⁴ Schwelling 2001, S. 614.

³¹⁵ Vgl. Schwelling 2001, S. 615.

³¹⁶ Vgl. Schwelling 2001, S. 616.

³¹⁷ Vgl. Schwelling 2001, S. 615.

³¹⁸ Schwelling 2001, S. 619 ff.

³¹⁹ Vgl. Schwelling 2001, S. 622 f.

1.8 Kultur als Zeichensystem und Zeichenprozess

Dieses Cluster betrachtet Kultur aus der Perspektive des Zeichenhaften. In der strukturalistischen Variante wird Kultur dabei als ein System von Zeichen, in der semiotischen Variante als Grundlage und Prozess des Zeichengebrauchs verstanden. Das Zeichenhafte ist hier wohl geordnet, sein Gebrauch ist harmonisch, Verstehen ist möglich.

1.8.1 Kulturphänomene auf Basis eines Urcodes

Lévi-Strauss überträgt den linguistischen Strukturalismus auf die Ethnologie. Er setzt bei kulturellen Phänomenen auf Ebene der ‚Parole‘ an, interessiert sich beispielsweise für Mythen³²⁰, Heiratsregeln, Verwandtschaftsbeziehungen³²¹ oder Totemismus³²². Diese Phänomene zerlegt er in kleinste signifikante Elemente, die Mythen beispielsweise in Mytheme, und situiert sie in einer binären strukturierten Langue.³²³ Ihre Bedeutung ergibt sich so aus Opposition und Korrelation im Gitternetz.³²⁴ Im synchronen und diachronen Vergleich will der Ethnologe so eine archetypische Ur-Struktur herausdestillieren und damit das Invariante, das Universelle, die Syntax aller Kulturen offenlegen.³²⁵ Diese Ur-Struktur situiert Lévi-Strauss auf unbewusster geistiger Ebene, er hält sie für angeboren.³²⁶ Der Autor spricht davon, „wie sich Mythen in den Menschen und ohne deren Wissen denken“³²⁷. Lévi-Strauss plädiert auf Basis des gemeinsamen Erbes für mehr Respekt den „vermeintlichen primitiven Völkern“³²⁸ gegenüber. Auch setzt er sich kritisch mit den ethnologischen Methoden auseinander, Fremdes könne nur in den Kategorien des Eigenen erfasst werden, womit es nicht mehr fremd sei.³²⁹

Kritik: Lévi-Strauss vergleicht die kulturellen Praktiken fremder Völker und versucht diese Phänomene durch strukturalistische Analyse auf eine universelle Ur-Struktur zurückzuführen. Dabei arbeitet er unbewusst, dauerhafte strukturierende Grundlagen des Kulturellen heraus. Mit der Ur-Struktur baut er eine Brücke zwischen den Kulturen, postuliert Kommensurabilität und Gleichwertigkeit. Die Suche nach der Ur-Struktur, nach der universellen Syntax, enthüllt nun allerdings eine metaphysische Sehnsucht. Wenn Struktur nur Rudimentäres abdeckt, schrumpft ihr Erklärungspotenzial, sie lässt sich dann aber nicht auf Basis empirischer Heterogenität kritisieren. Je mehr Universalien sie inkludiert, desto relevanter wird sie, gleichzeitig kann sie empirisch beobachtbare Abweichungen, Vielfalt und Dynamik kaum mehr erklären, sie wirkt dann in der Breite deterministisch. Sowieso bleibt unklar, wie es Lévi-Strauss gelingt, eine unbewusste Größe durch strukturalistische, linguistische Methoden zu untersuchen. Warum sollte diese Ur-Struktur überhaupt strikt binär aufgebaut und feinsäuberlich in Minimalpaare geordnet sein? Das meiner Meinung nach Interessante am Kulturellen, nämlich die Vielfalt, die Unterschiede, die Konflikte, die Machtverhältnisse, dient Lévi-Strauss also nur als Analysematerial für die Abstraktion vom Kulturellen.

³²⁰ Vgl. Lévi-Strauss, Moldenhauer 1994, vgl. auch Reinhardt 2008.

³²¹ Vgl. Lévi-Strauss, Moldenhauer 2000.

³²² Vgl. Lévi-Strauss, Naumann 1997.

³²³ Vgl. Reinhardt 2008, S. 16 u. 49.

³²⁴ Vgl. Girtler 1979.

³²⁵ Vgl. Lévi-Strauss, Moldenhauer 1994, I, S. 20 u. 26.

³²⁶ Vgl. Lévi-Strauss 1969, S. 45, Reinhardt 2008, S. 16 u. 20.

³²⁷ Lévi-Strauss, Moldenhauer 1994, I, S. 26.

³²⁸ Thurn 1990.

³²⁹ Vgl. Lévi-Strauss, Strauss 1993, S. 328 f.

1.8.2 Kultur als Summe symbolischer Formen der Erkenntnis

Cassirer zufolge setzt alle Erkenntnis den „Prozess der symbolischen Form“³³⁰ voraus, „(d)ie Kritik der Vernunft wird damit zur Kritik der Kultur“³³¹. Diesen kulturellen, symbolischen Prozess situiert der Autor in „jene(r) Energie des Geistes (...), durch welche ein geistiger Bedeutungsgehalt an ein konkretes sinnliches Zeichen geknüpft und diesem Zeichen innerlich zugeeignet wird“³³². Als Kultur bezeichnet Cassirer gesamthaft die „Summe der „mannigfachen Ansätz(e), die alle auf das eine Ziel bezogen sind, die passive Welt der bloßen *Eindrücke* (...) zu einer Welt des reinen geistigen *Ausdrucks* umzubilden“³³³. Kulturelles ist für den Autor also gleichzeitig „sinnlich und sinnhaft“³³⁴. Cassirer fasst darunter die symbolischen Formen der Sprache, der Kunst, der Wissenschaft, des Mythos, der Technik. Kulturträger ist bei Cassirer der einzelne Mensch. Diesen sieht der Philosoph vornehmlich als Kulturwesen, als „animal symbolicum“³³⁵, das in der „symbolische(n) Ideation“³³⁶ die Welt versteht und gleichzeitig erschafft. In einer Abhandlung über Simmel erkennt der Autor nichts Tragisches an der Kultur, sondern einen prozesshaften Wettstreit zwischen Individuum und Gesellschaft, der die Grundlagen für die Entwicklung von Individuum und kulturellen Formen bildet.³³⁷ Cassirer ist also grundsätzlich optimistisch gestimmt, was den kulturellen Fortschritt angeht.³³⁸

Empirisch geht Cassirer dabei von einer partikularen Verbreitung kultureller Formen in bestimmten Menschengruppen aus, wobei die entsprechenden Ethnien oder Sprachräume ihre symbolischen Formen recht homogen gebrauchen. Der Autor nimmt daneben eine dynamische Kulturentwicklung an. Ihr Ausgangspunkt sei die mythische Erkenntnis der Welt. Diese ist irrational, unwissenschaftlich und stellt Identitäten auf Basis von simpler Analogie her. Auf Basis der Objektivierungen des Mythos breite sich Rationalität immer weiter aus.³³⁹ Angesichts der nationalistischen Instrumentalisierung symbolischer Formen beschäftigt sich Cassirer aber auch mit kultureller Regression³⁴⁰: In „Der Mythos des Staates“³⁴¹ setzt er sich mit der Amalgamierung der Formen von Mythos und Technik im deutschen Nationalsozialismus auseinander, die dem Mythos Moral und Reflexion entzieht.³⁴² Cassirer meint: „Geschichte ist Geschichte des Kampfes gegen Mythos“³⁴³. Doch Letzterer könne nicht wirklich besiegt werden, denn er ist immer wieder fähig, das rationale Denken zu unterminieren.³⁴⁴ Stattdessen will Cassirer die Macht des Mythos durch Verstehen und Aufklärung zähmen.³⁴⁵

Hinter der Partikularität und Dynamik der Kulturen vermutet Cassirer allerdings eine universelle Einheit, einen „allgemeinen Charakter symbolischer Gestaltung“³⁴⁶, der allen symbolischen Formen ahistorisch zugrunde liegt: „In der grenzenlosen Vielfalt der mythischen Bilder, der religiösen Dogmen, der Sprachformen, der Kunstwerke enthüllt die Philosophie die Einheit einer übergreifenden Funktion, durch die alle diese Hervorbringungen zusammengehal-

³³⁰ Cassirer 1923, S. 175.

³³¹ Cassirer 1923, S. 11.

³³² Cassirer 1923, S. 175.

³³³ ErlI 2005, S. 208-210.

³³⁴ Göhler 2005.

³³⁵ Cassirer, Kaiser 2007, S. 51.

³³⁶ Cassirer, Kaiser 2007, S. 51.

³³⁷ Vgl. Villinger 2004, S. 71.

³³⁸ Vgl. Cassirer, Kaiser 2007, S. 345.

³³⁹ Vgl. Villinger 2004.

³⁴⁰ Vgl. Speth 1997a, S. 84.

³⁴¹ Cassirer 2002.

³⁴² Vgl. Cassirer, Orth 1995, S. 89.

³⁴³ Villinger 2004.

³⁴⁴ Vgl. Villinger 2004.

³⁴⁵ Vgl. Gehrke 2003.

³⁴⁶ Villinger 2004.

ten werden. Mythos, Religion, Kunst, Sprache und auch Wissenschaft erscheinen nun als ebenso viele Variationen über ein gemeinsames Thema“.³⁴⁷

Kritik: Müller-Funk schreibt Cassirer das Verdienst zu, „die wohl einzige systematische philosophische Begründung von Kulturtheorie vorgelegt“³⁴⁸ zu haben. Er habe „im Ansatz eine atemberaubend neue Philosophie vorgelegt, die in ihrer ganzen Anlage bereits eine semiotisch orientierte Kulturtheorie ist.“³⁴⁹ Tatsächlich gelingt Cassirer mit dem geistigen Bedeutungsgehalt und dem sinnlichen Zeichen eine zeichentheoretische Konkretisierung des Stoffes, aus dem das Kulturelle genährt wird. Weiter beschreibt er in der symbolischen Form Kultur als Prozess, Kultur lebt so von ihrem Gebrauch. Allerdings kritisiert Müller-Funk, gelinge es Cassirer kaum, „eine konsistente Zeichentheorie zu entfalten“³⁵⁰. Seine Terminologie sei unscharf, das materielle Zeichen, die Medien würden vernachlässigt. Zudem situiert Cassirer die interpretativen Prozesse quasi im luftleeren, individuellen Raum, das konkrete soziale Interaktionsgeschehen, der gemeinsame Gebrauch der Kultur, die situative Verständigung bleiben außen vor. Cassirers Kulturtheorie ist folglich weitgehend frei von Bezügen zu pragmatischen Komponenten, zu Intentionen, Macht, Konflikt zur Sozialstruktur, zur Ökonomie etc.

Cassirer nimmt dabei an, dass die Oberfläche der symbolischen Formen in einer Kultur temporär homogen ist und zwischen Kulturen und intertemporal divergiert. Damit erfasst er interkulturelle und historische Heterogenität; individuelle Abweichungen und intrakulturelle Vielfalt geraten so aus dem Blickfeld. Daneben nimmt er eine basale, ahistorische und universelle Einheit aller Kulturen an. Kulturelle Universalien lassen sich damit gut erklären. Dennoch mutet auch dieser „Einheitswunsch“³⁵¹ metaphysisch an. Gerade angesichts des Pluralismus der symbolischen Formen, die Cassirer über drei Bände seines Werkes mühselig herausarbeitet, wirkt diese Annahme etwas gewollt. Insgesamt macht Cassirer Relevanz von Kultur sehr deutlich: Sie öffnet den Menschen das Tor zur Welt, denn Erkennen, Sichäußern sind kulturelle Prozesse mit kulturellen Größen. Der Mensch ist ein Kulturmensch, sein Vermögen ist die Fähigkeit zum Prozess der symbolischen Form.

1.8.3 Kulturelles Handeln als Semiose

Eco geht davon aus, dass man „kulturelle Vorgänge“³⁵², also menschliche Interaktion auf Basis gesellschaftlicher Konventionen, am besten erklären kann, indem man sie als kommunikatives Phänomen untersucht.³⁵³ Kultur lässt sich in dieser Perspektive als ein komplexes semiotisches System beschreiben, „als ein System von Zeichensystemen, bei dem das Signifikat eines Signifikanten wiederum zum Signifikanten eines weiteren Signifikats oder sogar zum Signifikanten eines eigenen Signifikats wird“³⁵⁴. Dabei situiert der Autor das Kulturelle wohl in erster Linie auf semantischer Ebene, wenn er ausführt: „Das System der semantischen Einheiten stellt die Art dar, wie eine bestimmte Kultur das wahrnehmbare und denkbare Universum aufgliedert, und bildet die Form des Inhalts.“³⁵⁵ Eine weitere Komponente des Kulturellen im Kommunikativen sind mit Eco die konventionellen Codes, die in einer Kultur

³⁴⁷ Cassirer, Kaiser 2007, S. 114 f.

³⁴⁸ Müller-Funk 2006, S. XIV.

³⁴⁹ Müller-Funk 2006, S. 62.

³⁵⁰ Müller-Funk 2006, S. 62.

³⁵¹ Müller-Funk 2006, S. 64

³⁵² Eco 1972, S. 32.

³⁵³ Vgl. Eco 1972, S. 32 f.

³⁵⁴ Eco 1995, S. 186.

³⁵⁵ Eco 1995, S. 176.

gebraucht werden und den kommunikativ-kulturellen Vorgängen als Äquivalenz-Systeme zugrunde liegen.³⁵⁶ Kultur zeichnet sich also dadurch aus, dass sie einer historischen Gruppe von Menschen gemeinsam ist und dass sie in dieser Gruppe den Status einer Konvention besitzt.³⁵⁷ Kultur ist für Eco dabei strikt strukturiert, sie weist eine differenzielle Ordnung auf Basis von Code-, Signifikanten- und Signifikatssystemen auf. Kultur als kommunikatives Phänomen ist somit einerseits praxisbezogen, andererseits basiert sie auf semiotischen Systemen, die den kommunikativen Akten vorausgehen. Eco nimmt weiter an, dass sich Kultur im Zeitverlauf wandelt. Das „Leben einer Kultur“³⁵⁸ bestehe dabei darin, dass der „Strukturwandel der Signifikantensysteme sehr langsam, der der semantischen Systeme sehr rasch“³⁵⁹ erfolgt. Bevor eine Neuerung wirksam ist, muss sie jedenfalls wieder institutionalisiert werden: „Das Ergebnis der Interpretation kann erst dann von einer Gemeinschaft akzeptiert und den bestehenden Codes eingefügt werden, wenn ein gelungener Interpretationsakt durch seine Interpretanten kommuniziert und von der Allgemeinheit akzeptiert wird.“³⁶⁰

Kritik: Eco untersucht Kultur als kommunikatives Phänomen, als semiotischen Prozess. Seine Aussagen zum Stoff, aus dem die Kultur besteht, bleiben nichtsdestotrotz im Unklaren. An einer Stelle tendiert er zum System der Signifikate, an anderer Stelle erwähnt er die konventionellen Kodierungen, dann spricht er wieder von den semiotischen Systemen insgesamt, die die Kultur ausmachen. Weiter stellt sich die Frage, warum sich Kultur am besten als Kommunizieren untersucht lässt und ob sich Kultur im Kommunizieren erschöpft. Ecos Perspektive lässt jedenfalls keinen Raum für mögliche nicht-kommunikative kulturelle Phänomene. Und obwohl Eco Kultur als kommunikatives Phänomen betrachtet, situiert er sie nicht in der sozialen Praxis, in der konkreten Interaktion. So gehen auch ihm Intentionen, situative Nuancen, Machtverhältnisse und sozioökonomische Bedingungen durch die Lappen. Jedenfalls macht der Autor deutlich, dass Kultur eine intersubjektive Institution ist. Kultur hat für Eco weiter streng systemischen Charakter. Damit kann er das Regelmäßige, das Systematische am Kulturellen gut erfassen, allerdings lässt er so kaum Raum für Überlappungen, für Widersprüche, für Unordnung und Varianz. Kulturelle Heterogenität kann es Eco zufolge höchstens in künstlerischen Interpretationen geben, sonstige Abweichungen von institutionalisierten Kodierungen wären idiosynkratisch und lägen somit außerhalb des Anwendungsgebiets der Semiotik. Ecos Entwurf kann Statik und intertemporale Dynamik gleichermaßen nachvollziehen, allerdings bleibt gerade in seiner systematisch-semiotischen Denkweise unklar, warum sich das Signifikat schneller ändern sollte als der Signifikant.

1.8.4 Kultur als Ensemble semiotischer Texte

Geertz führt das interpretative Gedankengut in die Ethnologie ein und grenzt sich damit von Strukturalismus, behavioralistischem Strukturfunktionalismus und kognitiver Anthropologie ab. Kultur manifestiert sich für Geertz in Symbolsystemen, also Systemen von „Gegenstände(n), Handlungen, Ereignisse(n), Eigenschaften oder Beziehungen, die Ausdrucksmittel einer Vorstellung sind, wobei diese Vorstellung die ‚Bedeutung‘ des Symbols ist“³⁶¹. Als typische Symbolsysteme nennt der Autor zum Beispiel Religion, Common Sense, Wissenschaft und Kunst.³⁶² Ihre Bedeutung beziehen sie aus dem Gebrauch im Handlungskontext.³⁶³ Die-

³⁵⁶ Vgl. Eco 1972, S. 38.

³⁵⁷ Vgl. Eco 1972, S. 32.

³⁵⁸ Eco 1995, S. 187.

³⁵⁹ Eco 1995, S. 187.

³⁶⁰ Eco 1995, S. 188.

³⁶¹ Geertz 2007, S. 49.

³⁶² Vgl. Geertz 2007, S. 25.

sen systemisch-pragmatischen Doppelcharakter von Kultur erläutert Geertz am Beispiel der Musik Beethovens: Das Quartett sei nicht gleich der Partitur und das Verständnis der Aufführenden nicht das der Hörer.³⁶⁴ Kulturträger ist hier der Einzelne, er ist „in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt“³⁶⁵. Kultur determiniert den Menschen Geertz zufolge nicht, aber sie legt bestimmte Interpretationen von Erfahrungen sehr nahe, sie richtet das individuelle Handeln danach aus. Da die Symbole zudem kollektiv geteilt werden, können sie in der Öffentlichkeit als „extrinsische Informationsquellen“³⁶⁶ genutzt werden. So ermöglicht Kultur die gesellschaftliche Interaktion.

Geertz geht davon aus, dass sich jede Kultur aus einer überaus komplexen Variation von Kulturmustern zusammensetzt, einige davon seien sogar kulturübergreifend verbreitet, und zwar, weil sie Lösungen für allgemeinemenschliche Herausforderungen bieten.³⁶⁷ Diese Kulturmuster begreift Geertz als „Modelle von etwas und für etwas“³⁶⁸: „Sie verleihen der sozialen und psychologischen Wirklichkeit Bedeutung, (...) indem sie sich auf diese Wirklichkeit ausrichten und zugleich die Wirklichkeit auf sich ausrichten.“³⁶⁹ Die Muster weisen dabei einen beachtlichen Integrationsgrad auf, sind aber kein holistisches Ganzes: Kohärenz, gar organische Geschlossenheit, könne „sicher nicht Maßstab eines kulturellen Systems sein“³⁷⁰. Grundsätzlich nimmt Geertz also immer eine gewisse Heterogenität an: Es gäbe „offenbar in allen Kulturen untergeordnete, aber dennoch wichtige Aspekte, die den dominanten entgegenwirken“³⁷¹. Geertz geht hier von einem Zusammenhang zwischen dem Grad kultureller Homogenität und kultureller Stabilität aus: Je größer die interpretative Harmonie, desto integrierter und stabiler die Kultur. Zur Beschreibung kultureller Entwicklungspfade wählt der Autor die Metapher eines „Polypen“³⁷²: „Solche Fortschritte geschehen nicht einheitlich, in reibungslos aufeinander abgestimmter Synergie der Teile, nicht im geballten Zusammenwirken des Ganzen, sondern in unzusammenhängenden Bewegungen einmal dieses, einmal jenes und dann wiederum eines ganz anderen Teils – Bewegungen, die dann zusammen irgendwie eine Richtungsänderung bewirken.“³⁷³

In methodischer Hinsicht ist für Geertz der Ansatz der Hermeneutik aufgrund der Fremdheit des ethnologischen Untersuchungsgegenstands unbrauchbar. Er fragt sich: „What happens to *verstehen* when *empfinden* disappears?“³⁷⁴ Geertz schlägt stattdessen vor, Kultur wie einen „Text“³⁷⁵ als „Fixation of Meaning“³⁷⁶ zu lesen: „Ethnographie betreiben gleicht dem Versuch, ein Manuskript zu lesen (im Sinne von ‚eine Lesart entwickeln‘), das fremdartig, verblaßt, unvollständig, voll von Widersprüchen“³⁷⁷ ist. Er plädiert für ein „synekdochische(s) Verfahren“³⁷⁸, das einen exemplarischen Teilbereich der Kultur einer „dichten Beschreibung“³⁷⁹ zuführt, sie also möglichst detailorientiert interpretiert und kontextualisiert: „Practically, two

³⁶³ Vgl. Geertz 2007, S. 193,

³⁶⁴ Vgl. Geertz 2007, S. 17 ff.

³⁶⁵ Geertz 2007, S. 9.

³⁶⁶ Geertz 2007, S. 51.

³⁶⁷ Vgl. Geertz 2007, S. 137.

³⁶⁸ Geertz 2007, S. 52 f.

³⁶⁹ Geertz 2007, S. 53.

³⁷⁰ Geertz 2007, S. 21 ff.

³⁷¹ Geertz 2007, S. 194 f.

³⁷² Geertz 2007, S. 197.

³⁷³ Geertz 2007, S. 197.

³⁷⁴ Geertz 1977, S. 481.

³⁷⁵ Bachmann-Medick 2006, S. 58.

³⁷⁶ Geertz 1983, S. 31.

³⁷⁷ Geertz 2007, S. 14.

³⁷⁸ Bachmann-Medick 2006, S. 66 f.

³⁷⁹ Geertz 2007.

approaches, two sorts of understanding, must converge if one is to interpret a culture: a description of particular symbolic forms (a ritual gesture, an hieratic statue) as defined expressions; and a contextualization of such forms within the whole structure of meaning of which they are a part and in terms of which they get their definition.³⁸⁰ In „Negara“ entwirft Geertz beispielsweise eine derartige Interpretation der politischen Kultur des Theaterstaats Bali, beschreibt detailreich die symbolische und rituelle Darbietung politischer Machtverhältnisse.³⁸¹

Kritik: Geertz vollzieht den ‚Interpretative Turn‘ für die Ethnologie. Er begründet damit ein überaus aktives Forschungsfeld, sein Werk wird interdisziplinär rezipiert. Shweder und Goods meinen: „For three decades Clifford Geertz has been the single most influential cultural anthropologist in the United States“.³⁸²

Der Autor fasst Kultur als Summe von Zeichensystemen auf. In den Bedeutungen, Interpretationsweisen und materiellen Gegenständen bietet er eine plausible Vorstellung bezüglich des Stoffs des Kulturellen an. Doch entzündet sich an Geertz' Fokussierung auf Symbole, Inszenierungen und Riten Kritik. Vertreter der Sozialanthropologie, des Neomarxismus und der Postcolonial Studies werfen Geertz vor, dass er „die Rolle historischer Kontexte, die Auseinandersetzungen um Macht, soziale Ungleichheit (vernachlässige) und Gesellschaft auf ästhetische Dimensionen (reduziere)“³⁸³. Algazi konstatiert, dass ein „Kulturkult“³⁸⁴ umgehe, der „nichts als Bedeutungen“³⁸⁵ unterstelle. Doch würden in der Praxis die Handelnden keineswegs den von ihnen selbst kaum durchschauten Bedeutungen und Interpretationen folgen, sondern vielmehr sozialen Verhaltenskodex.³⁸⁶ „Um zu verstehen, warum Menschen das tun, was sie tun, reicht es nicht aus, die vorherrschenden kulturellen Konstrukte einer Gesellschaft und ihre Symbolisierung in Riten, Artefakten oder Gegenständen zu erkennen. Es ist genauso wichtig, die Wege und Weisen zu analysieren, wie diese Konstrukte in die sozialen Praktiken der Menschen Eingang finden, gerade wegen des polyphonen Charakters kultureller Realitäten“³⁸⁷, sind Hörning und Reuter überzeugt. Geertz möchte ich hier zugutehalten, dass er Symbole nicht als etwas Ästhetisiertes, Inszeniertes, Rituelles auffasst, sondern einfach als Erkenntnis- und Ausdrucksformen, die sich damit gleichermaßen auf ökonomische oder soziale Konstruktionen erstrecken können.

Einerseits ist Kultur für Geertz interpretative Praxis, sie manifestiere sich im Verhalten und Handeln. Der Performative Turn ist hier also gleich mit anlegt.³⁸⁸ Andererseits schlägt Geertz vor, Kultur als Text zu lesen. Damit fixiert er einen Ausschnitt des kulturellen Geschehens künstlich zum Zweck des wissenschaftlichen Lesens, also der Interpretation seiner Bedeutung. Auch an dieser Metapher reiben sich Geertz' Kritiker: Clifford meint lapidar: „Cultures do not hold still for their portraits.“³⁸⁹ „(N)icht textualisierbare Überschüsse des Kulturellen“³⁹⁰, etwa Intention oder ökonomische, sozialstrukturelle Faktoren könne er Bachmann-Medick zufolge so nicht einbeziehen. Reckwitz konstatiert damit einen „latente(n) Widerspruch (...) zwischen einer handlungstheoretischen Perspektive einerseits und einer textualistischen

³⁸⁰ Geertz 1980, S. 103.

³⁸¹ Vgl. Geertz 1980.

³⁸² Shweder 2005, S. 1.

³⁸³ Kumoll 2006, S. 87.

³⁸⁴ Algazi 2000, S. 105-119.

³⁸⁵ Algazi 2000, S. 105-119.

³⁸⁶ Vgl. Algazi 2000, S. 105-119.

³⁸⁷ Hörning, Reuter 2006, S. 111.

³⁸⁸ Vgl. Bachmann-Medick 2006, S. 74.

³⁸⁹ Clifford 2010, S. 10.

³⁹⁰ Bachmann-Medick 2006, S. 78.

Perspektive andererseits“.³⁹¹ Ich glaube, dass die Metapher des Textes etwas unglücklich gewählt ist. Denn das Werk von Geertz zeigt, dass er Kultur keineswegs als etwas Statisches, Homogenes und ‚bloß‘ Semantisches, Rituelles, Inszeniertes auffasst. Mit ‚Text‘ meint er meines Erachtens nur, dass er eine Momentaufnahme von kulturellem Handeln macht, einen temporären Ausschnitt aus der Kultur samt ihren ökonomischen und sozialen Bedingungen zur Interpretation herausgreift. Auch Bachmann-Medick nimmt den Autor in Schutz: „‚Text‘ ist für Geertz eher ein Strukturbegriff, der mit der Gewebe-Metapher verknüpft ist. Eine solche Textmetapher führt keineswegs zur Behauptung, Kultur und Text seien gleichzusetzen – das ist ein viel verbreitetes Missverständnis, sondern zur Aufforderung, Kultur auf ihre vielschichtige Lesbarkeit hin zu betrachten und entsprechende Ansätze zu einer Pluralisierung innerkultureller Vielschichtigkeiten und Teilkulturen zu entwickeln.“³⁹²

Der Ethnologe situiert Kultur im Einzelnen, betont aber ihren gruppenweit geteilten, öffentlichen Status. Die kulturellen Symbolsysteme ermöglichen so dem Einzelnen das Erkennen und Handeln und erfüllen gleichzeitig eine soziale Koordinationsaufgabe. Der Einzelne ist dicht in die Kultur verwoben, ihm bleibt aber etwas Spielraum für Abweichung. Dem individuellen wie dem kollektiven Aspekt des Kulturellen trägt er damit voll Rechnung. Offen bleibt allerdings, wie die Kultur diese kohärenten Interpretationen zustande bringt. Geertz' Vorstellung von einer bestimmten Bandbreite an Mustern, die in einer Kultur auf hochkomplexe, spezifische Art und Weise miteinander verflochten sind, ist fragwürdig. Sie suggeriert, dass die Muster den Kulturen vorgehen, dass Kulturen sie nur auswählen müssen. Auch lässt sich dies kaum mit der von Geertz postulierten polyphenhaften Entwicklung von Kultur vereinbaren. Die Muster einer Kultur sind für Geertz zwar integriert, aber nicht zu einem geordneten Ganzen. Geertz' Entwurf tendiert also primär zu kultureller Homogenität und Stabilität, garniert mit etwas Vielfalt und Instabilität. So kritisieren zahlreiche Autoren einen harmonistischen Überschuss.³⁹³ Im Spätwerk „The World in Pieces“³⁹⁴ greift Geertz diese Vorwürfe auf und wendet sich – unter dem Eindruck der kulturellen Globalisierung – ab vom konsensbetonten Kulturbegriff: „(It) is the faults and fissures that seem to mark out the landscape of collective selfhood.“ Das damit verbundene Paradoxon bringt er auf den Punkt: „Was ist ein Land, wenn es keine Nation ist?“³⁹⁵ „Was ist eine Kultur, wenn sie kein Konsens ist?“³⁹⁶

Geertz interpretiert eine fremde Kultur. Er will sie verstehen trotz der Unmöglichkeit des Einfühlens. Dafür nutzt er den hermeneutischen Zirkel der synekdochischen Methode, changiert zwischen Detail und Kontext. In dieser methodischen Vorgehensweise muss die Interpretation letztlich eine individuelle Konstruktion durch die kulturelle Brille der Person Geertz bleiben. Szientistischen Anforderungen werde damit wohl kaum Rechnung getragen, gleichwohl werde ein objektivistischer Anspruch suggeriert, meint Kumoll.³⁹⁷ In der Writing-Culture-Debatte³⁹⁸ hagelt es daher Kritik. Crapanzano mokiert sich über „konstruiertes Verstehen einer konstruierten Perspektive konstruierter Einheimischer heraus“³⁹⁹. Dies verleihe der Interpretation eine scheinbare „substanzierte Autorität“⁴⁰⁰.

³⁹¹ Kumoll 2006, S. 87.

³⁹² Bachmann-Medick 2006, S. 72.

³⁹³ Vgl. Schneider 1987, Abu-Lughod 1991.

³⁹⁴ Geertz 2001.

³⁹⁵ Geertz 1996, S. 31.

³⁹⁶ Geertz 1996, S. 31.

³⁹⁷ Vgl. Kumoll 2006, S. 87.

³⁹⁸ Bachmann-Medick 2006, S. 147 ff.

³⁹⁹ Crapanzano 1996, S. 185.

⁴⁰⁰ Crapanzano 1996, S. 185.

1.8.5 Kultur als semantisches Reservoir der Lebenswelt

Kultur findet im Rahmen der Lebenswelt Eingang in die Konzeption von **Habermas**: Zusammen mit Persönlichkeit und Gesellschaft bildet sie die strukturellen Komponenten des „Horizont(s), in dem sich die kommunikativ Handelnden ‚immer schon‘ bewegen“⁴⁰¹. Sie ist also Teil der Lebenswelt, die damit „aus individuellen Fertigkeiten, dem intuitiven Wissen, wie man mit einer Situation fertig wird, und aus sozial eingeübten Praktiken, dem intuitiven Wissen, worauf man sich in einer Situation verlassen kann, nicht weniger als aus den trivialerweise gewußten Hintergrundüberzeugungen“⁴⁰² besteht. Die Lebenswelt stellt ein intersubjektives Reservoir an Sinn bereit. So bildet sie die Basis für diskursive Verständigung.⁴⁰³ In den Diskursen können so die lebensweltlichen Überzeugungen durch Argumentation rationalisiert werden.⁴⁰⁴ Kommunikation wiederum reproduziert Habermas zufolge die lebensweltlichen Strukturen.⁴⁰⁵ Erst die geteilte Lebenswelt mit ihrer kulturellen Semantik ermöglicht die soziale Interaktion, das soziale Zusammenleben: „Der im Gespräch sich öffnende soziale Raum einer gemeinsam bewohnten Lebenswelt liefert den Schlüssel zum kommunikationstheoretischen Begriff der Gesellschaft“.⁴⁰⁶ Allerdings markiert dieser „horizontbildende Kontext von Verständigungsprozessen“⁴⁰⁷ bei Habermas auch eine epistemologische Grenze, über diese hinaus ist Erkenntnis nicht möglich.⁴⁰⁸ Nichtsdestotrotz ist Wahrheit für Habermas keine partikulare Größe, denn eine wahre Aussage erfährt, „gleichviel in welcher Sprache sie formuliert ist, universale Zustimmung“⁴⁰⁹. Habermas zufolge ist die Lebenswelt ein bedrohter Raum, sie wird derzeit kolonialisiert durch die instrumentelle Rationalität des politischen und wirtschaftlichen Systems.⁴¹⁰ Habermas kritisiert so „die Tendenz zur Verrechtlichung informell geregelter Sphären der Lebenswelt“⁴¹¹.

Kritik: Habermas situiert Kultur in der Lebenswelt, in den selbstverständlichen Hintergrundüberzeugungen. Kultur ist somit eine semantische, wissensbezogene Größe, die wohl auch verhaltensleitenden Status besitzt. Allerdings reduziert Habermas das Kulturelle auf den Common Sense, ihm kommt ein vorrationaler Status zu. Gleichermaßen hat es das Potenzial, rationalisiert zu werden, sofern sie Gegenstand kommunikativer Diskurse wird. Diese Zweiteilung des Wissens in vorrationales Kulturwissen und rationalisierte Überzeugungen deutet an, dass manche Aspekte des Kulturellen unbewusst, selbstverständlich, gewohnheitsmäßig sind und andere bewusst reflektiert werden. Letztlich entzieht aber Habermas der Kultur das Rationalisierte, setzt es ihr entgegen. Allerdings arbeitet der Autor mit geteilten Identitäten, sozialer Interaktionsfähigkeit und kommunikativem Verständigungspotenzial klar heraus, welchen Nutzen das Kulturelle für das soziale Zusammenleben und insbesondere auch für das kommunikative Interagieren erbringt. Die Leistungsfähigkeit basiert, wie Habermas ausführt, aber auf einer gewissen Homogenität und Stabilität der Lebenswelt. Habermas beleuchtet auch die Wirkung des Kommunizierens auf die Kultur: Demnach reproduziert es mit den lebensweltlichen Strukturen auch die kulturellen Bestände.

⁴⁰¹ Habermas 1981, II, S. 182.

⁴⁰² Habermas 1984, S. 593.

⁴⁰³ Vgl. Habermas 1981, I, S. 205, Horster 2000, Jörke 2006.

⁴⁰⁴ Vgl. Horster 2000.

⁴⁰⁵ Vgl. Habermas 1981, II, S. 208 f.

⁴⁰⁶ Habermas 1986.

⁴⁰⁷ Habermas 1995, I, S. 205.

⁴⁰⁸ Vgl. Horster 2000.

⁴⁰⁹ Habermas 1981, I, S. 93.

⁴¹⁰ Vgl. Habermas 1981, I, S. 8.

⁴¹¹ Habermas 1981, II, S. 539.

1.8.6 Politische Kultur als Vorstellungsstruktur

Schwelling erkennt neben dem einstellungsorientierten Feld der politischen Kulturforschung die Konturen eines semiotisch-strukturalistischen, das eine beachtliche Zahl an theoretischen und empirischen Werken vorweisen könne.⁴¹² Schwelling formuliert: „Bei aller Unterschiedlichkeit, die sich innerhalb dieses Forschungsfeldes ausmachen lässt, teilen diese Ansätze die Kritik an einem auf Einstellungen verengten Kulturbegriff.“⁴¹³ „Symbolische Formen“⁴¹⁴ seien hier der zentrale Bezugspunkt. Eher strukturalistisch ausgerichtete Arbeiten betonen in diesem Rahmen die zugrunde liegende Ebene der Langue, die eher semiotischen die Kodierungen und geistigen Vorstellungen. Inhaltliche Schwerpunkte legen die Autoren dieses Clusters auf hochgradig integrative Kulturaspekte wie politische Mythen, Symbole, Rituale oder die Erinnerungskultur.⁴¹⁵ Exemplarisch für diese Richtung greife ich im Folgenden den Entwurf Rohes heraus.

In Anlehnung an die „Assumptions“⁴¹⁶ von Simeon und Elkins konzipiert **Rohe** politische Kultur als „die für ein gesellschaftliches Kollektiv maßgebenden grundlegenden Vorstellungen darüber, was Politik eigentlich ist, sein kann und sein soll. Diese Grundannahmen stellen so etwas wie Maßstäbe dar, anhand derer Politik wahrgenommen, interpretiert und beurteilt wird“⁴¹⁷. Diese Vorstellungen sind Rohe zufolge tiefgehender und grundsätzlicher als die an der Oberfläche verbleibenden psychologischen Orientierungen im Forschungsdesign von Almond und Verba. Es handle sich um die „(Wahrnehmungsmuster) und (Beurteilungsmaßstäbe), die solchen Einstellungen zugrunde liegen“⁴¹⁸. Diese Muster und Maßstäbe setzt Rohe mit der strukturalistischen Langue gleich. Hier müsse die Analyse der politischen Kultur ansetzen, denn die Langue programmiere das politische Denken⁴¹⁹: „*Kulturelle Realität ist also immer und überall die Realität von Ideen, Entwürfen, Mustern und Designs.*“⁴²⁰ So lenkt sie das „Handeln in bestimmte Bahnen“⁴²¹ und klammert Alternativen systemisch aus. Rohe spricht dabei von der Partitur des politischen Lebens, die allen Aufführungen zugrunde liegt.⁴²²

Kultur bedürfe dabei stets der Aufnahme durch konkrete Individuen. In modernen Gesellschaften bestehe eine gewisse kulturelle Wählbarkeit, womit die Kultur konditioniere, nicht determiniere.⁴²³ Darüber hinaus sei die politische Kultur – wie die strukturalistische Langue – ein „überindividuelles Phänomen“⁴²⁴: „Kultur hat ‚man‘ stets nur mit anderen zusammen. Wer diese anderen sind, ob sie sich primär transnational, national, konfessionell, regional, ethisch, sozial, sektoral oder funktional bestimmen lassen, ist freilich eine offene Frage.“⁴²⁵ So weist politische Kultur für Rohe im Inneren eine grundlegende Homogenität auf: „Politische Kultur stellt in nuce, wie rudimentär, unartikulierte, eklektische und in sich widersprüchliche

⁴¹² Vgl. Schwelling 2001, S. 603.

⁴¹³ Vgl. Schwelling 2001, S. 603.

⁴¹⁴ Schwelling 2001, S. 603.

⁴¹⁵ Vgl. z. B. Elder, Cobb 1983, Pross 1974, Elkins, Simeon 1979, Lehnert 1990, Münkler, Storch 1988, Dörner 1995.

⁴¹⁶ Elkins, Simeon 1979.

⁴¹⁷ Rohe 1994, S. 1.

⁴¹⁸ Rohe 1994, S. 1.

⁴¹⁹ Vgl. Rohe 1987, S. 40 ff.

⁴²⁰ Rohe 1987, S. 44.

⁴²¹ Rohe 1987, S. 45.

⁴²² Rohe 1987, S. 44.

⁴²³ Vgl. Rohe 1987, S. 45.

⁴²⁴ Rohe 1987, S. 39 f.

⁴²⁵ Rohe 1987, S. 40.

auch immer, so etwas wie eine kollektive Theorie des Politischen (dar), mit einer spezifischen Sicht politischer Grundprobleme und entsprechenden ‚Antworten‘ und ‚Lösungen‘⁴²⁶.

Rohe differenziert innerhalb der politischen Kultur zwischen „Soziokultur“ und „Deutungskultur“.⁴²⁷ Erstere konstituiert sich in den „selbstverständliche(n) Vorstellungen und Handlungsrahmen der Lebenswelt“, die latent, ohne Diskussionsbedarf Einfluss auf das politische Denken und Tun ausüben. Die Deutungskultur hingegen sorgt für Konfliktstoff, sie stellt das Gewohnte in Frage, sorgt für Debatten.⁴²⁸ Zwischen beiden Teilbereichen der politischen Kultur besteht ein „spannungsreiche(s) Austauschverhältnis“⁴²⁹. Der Fortbestand der Soziokultur hängt Rohe zufolge von ihrer „ständige(n) symbolische(n) Verdeutlichung“⁴³⁰ ab: „Ihre Überlebens- und Anpassungstätigkeit, ihr Reichtum und ihre Qualität hängen stets auch davon ab, ob und wie sie auf der Ebene der politischen Deutungskultur thematisiert wird, ob sinnfällig oder abstrakt, ob kritisch oder affirmativ, ob neue Denk- und Handlungsmöglichkeiten erschlossen und/oder in Vergessenheit geratene Lebensweisen wieder in Erinnerung gerufen werden, ob neue Symbole gestiftet, und/oder vorhandene Sinnbezüge wieder sinnfällig gemacht werden.“⁴³¹ Die Deutungskultur sorgt also für die Interpretation, Tradierung und Innovation der politischen Kultur.⁴³² Dabei ist ihr Einfluss auf die Soziokultur nach Rohe immer abhängig von der historischen Tradition, von individuellen Erfahrungen, von massenmedialer Verbreitung.⁴³³ Empirisch wendet der Autor seinen Ansatz auf nationale und regionale politische Kulturen an, analysiert zum Beispiel die politische Kultur des Ruhrgebiets.⁴³⁴

Kritik: Rohe rezipiert strukturalistisches und semiotisches Gedankengut und begründet so einen interpretativ ausgerichteten Strang der deutschen politischen Kulturforschung. Allerdings muten seine theoretischen Fundamente etwas verwaschen an: Einerseits greift er mit Überlegungen zur politisch-kulturellen Langue und zur Untersuchung von Strukturen wohl in erster Linie auf den Strukturalismus zurück. Die grundlegenden Vorstellungen, Wahrnehmungsmuster und Beurteilungsmaßstäbe, die das Handeln lenken, erinnern wiederum eher an semiotische Modelle oder die Framingforschung. So stellt sich die Frage nach der Kommensurabilität dieser theoretischen Grundlagen. Zudem reduziert der Autor Kultur auf sehr basale und grundlegende Vorstellungen wie Kausalitätsannahmen. Oberflächliche, detaillierte kognitive oder gar affektive Muster werden damit ausgeklammert. Weder das Handeln, die interpretativen Prozesse selbst, noch die materiellen Kulturgegenstände zählt Rohe zur Kultur. So geraten die entsprechenden Intentionen, die sozioökonomischen Bedingungen, die interaktiven Situationen aus dem Blick. Rohes Entwurf erfasst die individuelle Situierung von politischer Kultur, betont aber ihren kollektiven Charakter. Letzteres bedingt eine gewisse Homogenität und Stabilität der Vorstellungen in bestimmten Gruppen. Gleichzeitig lässt Rohe aber über die Deutungskultur durchaus Raum für kulturellen Konflikt, Heterogenität und Dynamik.

Rohes Unterscheidung zwischen Sozio- und Deutungskultur ist politikwissenschaftlich interessant, denn sie inkludiert Konflikt, Debatte, Repräsentation, Macht und Führung in das Konzept der politischen Kulturforschung. Allerdings ist diese Zweiteilung arg schematisch. Jede Interpretation, auch die lebensweltliche, thematisiert Kultur und tradiert sie auf diese

⁴²⁶ Rohe 1987, S. 40.

⁴²⁷ Rohe 1987, S. 42.

⁴²⁸ Vgl. Rohe 1987, S. 42.

⁴²⁹ Rohe 1987, S. 42.

⁴³⁰ Rohe 1987, S. 42.

⁴³¹ Rohe 1987, S. 42 f.

⁴³² Vgl. Rohe 1987, S. 42.

⁴³³ Vgl. Rohe 1987, S. 43.

⁴³⁴ Vgl. Rohe 1986.

Art. Auch im alltäglichen Gebrauch der Soziokultur können Innovation und Konflikt möglich sein.

Zwischenstand: Was wir aus diesem Cluster für das Patchwork-Modell nutzen können, ist die These, dass Kultur eine zeichenhafte Größe ist und dass diese Zeichen in bestimmten systematischen, regelmäßigen, musterhaften Zusammenhängen stehen. Weiter können wir aufgreifen, dass Kultur auf kognitiver Ebene der Individuen verankert ist und durch gleiche, ähnliche Verbreitung in einer Gruppe kollektiven Status hat, womit sie intersubjektives Verstehen und Verständigung erlaubt. Auch die Überlegung, dass Kultur als zeichenhafte Institution in der Regel zur Stabilität tendiert, aber gleichermaßen gemäßigter Innovation offensteht, finde ich plausibel. Schließlich möchte ich den Gedanken aufgreifen, dass politische Kultur als ‚Deutungskultur‘ mit politischer Führung, Repräsentation und Machtausübung verbunden ist.

1.9 Kultur als performativer Prozess

Der so genannte „Performative Turn“⁴³⁵ nimmt in den 1980er Jahren Kultur aus der Perspektive des Handelns ins Visier. Nach wie vor geht es um Zeichenhaftes: Doch „während sich die Textkategorie eher auf die Sedimentation von Bedeutungen richtet, geht es hier um die Frage, durch welche Handlungsvollzüge (kulturelle) Bedeutungen erzeugt werden“⁴³⁶, erklärt Bachmann-Medick. Der Vollzug von Kultur ist somit Gegenstand der Analyse: „Performance is a paradigm of process“⁴³⁷, konstatiert Schechner. Damit rücken auch situationale, pragmatische, teils auch materielle Kontexte ins Scheinwerferlicht. Conquergood sieht darin den entscheidenden Vorteil gegenüber der Vorstellung von Kultur als Text: „The performance paradigm is an alternative to the atemporal, decontextualized, flattening approach of text-positivism.“⁴³⁸ Die Kultur verliert im Performative Turn ihre holistische Gestalt: „Kultur erscheint vielmehr als ein bedeutungsoffener, performativer und dadurch auch veränderungsorientierter Prozess“⁴³⁹. Zentral ist also immer die „Ausdrucksdimension“⁴⁴⁰ des kulturellen Handelns, seine expressiven und gleichzeitig produktiven, performativen Momente. Ästhetisch elaborierte Formen wie Rituale, Inszenierungen, Theatralisches erfahren daher intensive Aufmerksamkeit. Doch auch die Performances des Alltags, zum Beispiel die massenmediale Unterhaltungskultur, sind für die Autoren dieses Clusters von Interesse. Die linguistische Pragmatik, insbesondere die Sprechakttheorie Austins und Searles, steuern theoretische Grundlagen bei.⁴⁴¹ Empirische Beiträge werden beispielsweise seitens der Geschichtswissenschaft⁴⁴², der Theaterwissenschaften⁴⁴³, der Ethnologie⁴⁴⁴ und der Soziologie⁴⁴⁵ vorgelegt. Die politikwissenschaftliche Rezeption des performativen Ansatzes bleibt bis auf einen Sammelband von Haas recht gering⁴⁴⁶, sie spielt sich eher unter dem Dach der politischen Kommunikationsforschung ab, als dass ihr Selbstverständnis ein politisch-kulturelles wäre.⁴⁴⁷

⁴³⁵ Vgl. Bachmann-Medick 2006, S. 109.

⁴³⁶ Bachmann-Medick 2006, S. 110.

⁴³⁷ Schechner 1978, S. 8.

⁴³⁸ Conquergood 1991, S. 189.

⁴³⁹ Bachmann-Medick 2006, S. 107.

⁴⁴⁰ Bachmann-Medick 2006, S. 104.

⁴⁴¹ Vgl. Austin, von Savigny 2010, Searle 2008, vgl. auch Teil II „Komponenten des zeichenhaften Patchworks“.

⁴⁴² Vgl. Martschukat, Patzold 2003, Stollberg-Rilinger 2005.

⁴⁴³ Vgl. Fischer-Lichte, Pflug 2000.

⁴⁴⁴ Vgl. Garfinkel 1967.

⁴⁴⁵ Vgl. Goffman 1996, Soeffner 1992.

⁴⁴⁶ Vgl. Haas 2005, Kertzer 1988.

⁴⁴⁷ Vgl. Schicha, Eggert 2003.

1.9.1 Herstellung von Kultur im vagen Interaktionsprozess

Garfinkel geht in „Studies in Ethnomethodology“⁴⁴⁸ davon aus, dass Verstehen im interpretativen Prozess jedes Mal von Neuem hergestellt werden muss. In den „Krisenexperimenten“⁴⁴⁹ zeigt Garfinkel durch künstliche Irritation des interaktiven Ablaufs, auf welchen Mechanismen Intersubjektivität beruht: „Die Operationen, die man ausführen muß, um anomische Erscheinungen in der wahrgenommenen Umwelt sowie desorganisierte Interaktion zu erzeugen und zu erhalten, sollten uns etwas darüber mitteilen, wie soziale Strukturen gewöhnlich und routinisiert aufrechterhalten werden.“⁴⁵⁰ Beispielsweise lässt der Autor einen Akteur die Regeln des Ticktacktoe-Spiels quasi selbstverständlich verletzen oder die wechselseitige Unterstellung der Verstehbarkeit alltäglicher Redewendungen aufkündigen.⁴⁵¹ Die Versuchspersonen reagieren genervt, irritiert, wütend, sie versuchen die Verletzung normativer Regeln durch alternative Erklärungen, Motive zu normalisieren.⁴⁵² So belegt Garfinkel, dass sinnhaftes Verstehen auf der Erfüllung normativer Erwartungen beruht.⁴⁵³ Weiter zeichnet er nach, dass der interpretative Prozess „vage“⁴⁵⁴ ist. Er sei semantisch unterdeterminiert und offen für verschiedenerelei Auslegungen.⁴⁵⁵ Regeln und Absichten gewährleisten Garfinkel zufolge somit noch lange keine Interpretierbarkeit, vielmehr sind die interpretative Eigenleistung, Kreativität und die sequenzielle Abstimmung der Akteure im konkreten Kontext gefragt. Garfinkel formuliert, dass jede Regel „ein weiteres erstes Mal“⁴⁵⁶ angewendet werde, daher kann der Einzelne kein „judgemental dope“⁴⁵⁷ sein. Erst auf Basis geteilter Wissensbestände, Absichten und Routinen können Menschen also erfolgreich miteinander kommunizieren. In kreativen Prozessen verleihen sie dem Verhalten der anderen entsprechend ihren normativen Erwartungen Sinn, ordnen es in ihre Wissens- und Erfahrungswelt ein und konstruieren so soziale Ordnung.⁴⁵⁸

Kritik: Wenn wir Garfinkels Ethnomethodologie aus einer kulturellen Perspektive interpretieren, ergibt sich folgendes Bild: Der Autor bringt Kultur mit Sinnhaftem, mit Interpretation, sozialer Interaktion und Ordnung in Verbindung. Kultur ist hier Prozess im Kontext, sie entsteht im Gebrauch mitten im pragmatischen Getümmel. Einerseits beruht sie dabei auf sozial geteiltem Wissen und Interessen, auf Routinen und normativen Regeln, die bestimmte kulturelle Erwartungen begründen. Diese gemeinsamen Bestände legen den Grundstein für das Verstehen, für die Koordination des sozialen Handelns, für die Herstellung sozialer Ordnung. Hinzu kommen die interpretative Eigenleistung und Kreativität der Akteure, die situativ Sinn herstellen, aushandeln, mit verschiedenen Motiven experimentieren. Dabei ist natürlich fraglich, ob wir diese individuelle, höchst kreative, spontane Sinnzuschreibung überhaupt dem Bereich des Kulturellen zuschreiben können oder ob nur das Gemeinsame als Kultur gelten soll. Jedenfalls eröffnet Garfinkel den Blick auf den Handlungscharakter des Kulturellen, seine pragmatische Situierung, seine situativen Kontexte, seine Vagheit und Anfälligkeit für Störungen. Der Autor betont die Kreativität und Freiheit des Einzelnen genauso wie die Polyphonie, die Heterogenität des kulturellen Zusammenlebens. Gleichzeitig nimmt er an, dass geteilte kognitive und normative Bestände Voraussetzung dieses Zusammenlebens sind.

⁴⁴⁸ Garfinkel 1967, vgl. auch Schneider 2005.

⁴⁴⁹ Eberle 1997.

⁴⁵⁰ Garfinkel 1963, S. 187.

⁴⁵¹ Vgl. Garfinkel 1963, S. 221 f.

⁴⁵² Vgl. Garfinkel 1963, S. 206.

⁴⁵³ Vgl. Garfinkel 1967, S. 35.

⁴⁵⁴ Garfinkel 1967, S. 4.

⁴⁵⁵ Vgl. Garfinkel 1967, S. 4.

⁴⁵⁶ Garfinkel 1967, S. 9.

⁴⁵⁷ Garfinkel 1967, S. 68 ff.

⁴⁵⁸ Vgl. Eberle 1997, S. 247.

1.9.2 Kultur als Interaktionsritual

Goffman setzt sich in „Presentation of self in everyday life“⁴⁵⁹ mit alltäglichen Interaktionsritualen auseinander. Die Menschen spielen demnach auf der Bühne des Lebens bestimmte soziale Rollen auf Basis von Tradition, Geschlecht oder Status, die Interaktionspartner geben ein kritisches Publikum für die dargestellten Performances ab.⁴⁶⁰ So liegen das Scheitern, die Peinlichkeit der Inszenierung immer nahe. Die Akteure versuchen infolge krampfhaft eine drohende Beschädigung ihres Selbst- und Fremdbildes zu vermeiden und einen vorteilhaften Eindruck auf ihre Interaktionspartner zu machen: „Vor anderen durchsetzt der Einzelne gewöhnlich seine Tätigkeit mit Hinweisen, die Bühnenwirksam ihn bestätigende Tatsachen illustrieren und beleuchten, welche sonst unbemerkt oder undeutlich bleiben könnten“⁴⁶¹, formuliert Goffman. Zu den Techniken der Imagepflege zählt der Autor die Wahl geeigneter Worte, Kleidungsstücke, Mimik und Gestik⁴⁶², weiter auch die idealisierende Betonung persönlicher Leistungen und Werthaltungen, die den Erwartungen der Zuschauer entsprechen, und die Ehrfurcht erzeugende Mystifikation.⁴⁶³

Die „Fassade“⁴⁶⁴ der einzelnen Rollen ist Goffman zufolge sozial standardisiert, es handelt sich um ein „(vorherbestimmtes) Handlungsmuster“⁴⁶⁵. Der Einzelne geht ganz in seiner Rolle auf. Die Maske verschmilzt mit seinem Ich. Der Autor meint: „Eine bestimmte Art von Person sein, heißt also nicht nur, die geforderten Attribute zu besitzen, sondern auch, die Regeln für Verhalten und Erscheinung einzuhalten, die eine bestimmte soziale Gruppe mit diesen Attributen verbindet. Die unreflektierte Leichtigkeit, mit der Darsteller ständig derartige Rollen der Aufrechterhaltung sozialer Maßstäbe erfolgreich spielen, besagt nicht, daß er (sic) keine Rolle darstellt, sondern nur, daß die Teilnehmer sich dessen nicht bewußt geworden sind.“⁴⁶⁶ Rollendistanz, Abweichung ist möglich, aber sanktionsgefährdet.⁴⁶⁷

Goffman situiert das theatralische Geschehen dabei auf einer „Vorderbühne“, wo der Einzelne sich von seiner besten, eindrucksvollsten Seite zeigt, und auf einer „Hinterbühne“, wo er seine Schwächen nicht mehr kontrollieren oder verheimlichen kann.⁴⁶⁸ Der Autor gesteht zu, dass „(n)atürlich nicht die ganze Welt eine Bühne (sei), aber die entscheidenden Punkte, in denen sie es nicht ist, sind nicht leicht zu finden“⁴⁶⁹. Auch sei der schöne Schein nicht manipulativ, die Performances sind ebenso ‚real‘ wie das, was sie darstellen: „Während wir im allgemeinen an der Konzeption festhalten können, daß Eindrücke durch mangelnde Übereinstimmung mit der Realität entwertet werden, gibt es dagegen oft keinen Grund für die Behauptung, die mit dem hervorgerufenen Eindruck nicht übereinstimmenden Tatsachen seien realer als die dargestellte Wirklichkeit.“⁴⁷⁰ Die Imagepflege der Rollenträger stabilisiere dabei das soziale Zusammenleben durch den Anschein von Sozialverträglichkeit und die Überdeckung von Konflikt.

⁴⁵⁹ Goffman 1996.

⁴⁶⁰ Vgl. Dahrendorf 1996, S. 18.

⁴⁶¹ Goffman 1996, S. 31.

⁴⁶² Vgl. Goffman 1996.

⁴⁶³ Vgl. Goffman 1996, S. 62.

⁴⁶⁴ Goffman 1996, S. 23.

⁴⁶⁵ Goffman 1996, S. 18.

⁴⁶⁶ Goffman 1996, S. 70.

⁴⁶⁷ Vgl. Dahrendorf 1996.

⁴⁶⁸ Vgl. Goffman 1996, S. 100 ff.

⁴⁶⁹ Goffman 1996, S. 67.

⁴⁷⁰ Goffman 1996, S. 61.

Kritik: Knoblauch führt aus, dass Goffman „den Begriff der Kultur höchst selten (verwendet) und wenn, dann spielt er keine besondere Rolle.“⁴⁷¹ Knoblauch vermutet aber – und dem möchte ich mich anschließen –, dass in Goffmans Werk ein kommunikativer, pragmatisch-interaktionistischer Kulturbegriff impliziert wird⁴⁷²: „Für Goffman hat Kultur ihren Ort in der sozialen Situation der Begegnung mit Anderen, und zwar auf eine doppelte Weise: Sie gibt dieser Begegnung eine Form und sie realisiert die Form in der Begegnung.“⁴⁷³ Wenn wir Goffman so interpretieren, dann gelingt es ihm, die Interaktivität und Prozesshaftigkeit der Darstellung und zugleich die Herstellung des Kulturellen herauszuarbeiten. Er verweist auch auf die Vagheit und Gefährdung dieser Performances, was Verstehen und Verständigung angeht. Die sozialen Rollen Goffmans können dabei die unbewusste Prägung des Verhaltens durch kulturelle Muster genauso erklären wie deren absichtlichen Gebrauch oder gar ihre Ablehnung. Sie zeigen, wie der Einzelne durch diese standardisierten Fassaden gelenkt wird, und lassen durch die verschiedenen Rollen Raum für soziale Heterogenität und Dynamik. Sie geben an, wie Kultur auf ihren Darsteller wirkt, nämlich über die Internalisierung von bestimmten Rollenerwartungen, und welche soziale Wirkung sie zeitigt, nämlich die gesellschaftliche Integration. Goffman betont weiter, dass die kulturellen Performances genauso wirklich sind wie eine darunter vermutete Realität. Doch gibt auch seine Wortwahl hier durchaus Anlass, die ‚Vorderbühne‘, das ‚Theater‘ als Schein und die Hinterbühne als ‚echt‘, ‚ehrlich‘ aufzufassen. Ebenfalls unklar bleibt in Goffmans Ansatz, wie nun genau diese kulturellen Standards entstehen und aus welchem Stoff sie sind, wie die Muster in das Handeln überfließen.

Zwischenstand: Von diesem Cluster können wir mitnehmen, dass Kultur dem Akteur nicht unbedingt vorgängig sein muss. Sie wird nicht nur dargestellt, sondern auch im Prozess des Interagierens hergestellt. Damit können wir pragmatische Aspekte des Zeichengebrauchs in das Kulturelle inkludieren, etwa die Intentionen der Akteure, die changierenden situativen Umstände. Indem wir den Akteuren interpretative und kommunikative Kreativität zutrauen, wird intersubjektives Verstehen vage, das Verständigungspotenzial schmilzt ein.

1.10 Kultur unter dem Einfluss materieller Verhältnisse

In diesem Cluster stelle ich Ansätze zusammen, die Kultur eng mit materiellen, ökonomischen Verhältnissen und Klassenkämpfen verknüpfen. Diese marxistisch inspirierten Autoren pflegen durchaus eine kritische Diktion.

1.10.1 Kultur als manipulative Industrie

In „Dialektik der Aufklärung“⁴⁷⁴ kritisieren **Adorno** und **Horkheimer** die „(radikale) Ökonomisierung“⁴⁷⁵ der bürgerlichen Klassen- und Massenkultur. Das Projekt der Aufklärung habe sich in der kapitalistischen Gesellschaft selbst zerstört⁴⁷⁶, die instrumentelle Vernunft habe die Regie übernommen.⁴⁷⁷ Das kapitalistische Verwertungsdenken spiegle sich auch in der Kultur.⁴⁷⁸ Letztere wird so zur Kulturindustrie, zur Unterhaltungsindustrie und das Kulturgut

⁴⁷¹ Knoblauch 2006, S. 158.

⁴⁷² Vgl. Knoblauch 2006, S. 159 u. S. 165.

⁴⁷³ Knoblauch 2006, S. 166.

⁴⁷⁴ Adorno, Tiedemann 1997a.

⁴⁷⁵ Müller-Funk 2006.

⁴⁷⁶ Vgl. Adorno, Tiedemann 1997, S. 12 f.

⁴⁷⁷ Vgl. Reijen 2004.

⁴⁷⁸ Vgl. Müller-Funk 2006.

zum Produkt. Die kulturelle Ware halten die Autoren für einen Fetisch, sie Sorge für eine „magische Aufladung der in Waren und Geldwert verwandelten Dinge“⁴⁷⁹. Die Güter sind dabei standardisiert, ihre Vielfalt ist nur oberflächlich, die Wahlfreiheit und das Neue nur Schein, ästhetische Differenzen werden nivelliert, der hochkulturelle Anspruch trivialisiert.⁴⁸⁰ Attraktivität wird durch emotionale Personalisierung geschaffen, aus der Aura eines Werkes wird der Starkult.⁴⁸¹ Der Kulturproduzent ist seinem Produkt entfremdet, der Konsument bloßer Konsumfetischist. Kultur, Medien, Reklame verschmelzen Adorno und Horkheimer zufolge so zu einem kollektiv falschen Bewusstsein, zu einem scheinbar objektiven, manipulativen „Verblendungszusammenhang“⁴⁸². In der Kulturindustrie wird die „Aufklärung, nämlich die fortschreitende technische Naturbeherrschung, zum Massenbetrug, zum Mittel der Fesselung des Bewußtseins. Sie verhindert die Bildung autonomer, selbständiger, bewußt urteilender und sich entscheidender Individuen.“⁴⁸³ So dient sie der gesteuerten Integration.⁴⁸⁴

In dieser instrumentalisierten Kultur sind die KZs der Nationalsozialisten bereits angelegt. Letztere sind „Ergebnis einer katastrophalen Verabsolutierung dessen, was als Moment immer schon in ihr steckt, nämlich (die) Herrschaft über Natur“⁴⁸⁵. Daher sei „(a)lle Kultur nach Auschwitz, samt der dinglichen Kritik daran, (...) Müll“⁴⁸⁶. Gleichzeitig stecke in der Kultur aber auch die „Utopie einer Erlösung vom puren Zwang der Naturbeherrschung, der umfassenden Humanisierung des Seienden in Gestalt einer Versöhnung von Natur“⁴⁸⁷. Einzig wahre Kunst berge Emanzipationspotenzial, indem sie gesellschaftliche Brüche in ihrer ästhetischen Form sichtbar macht.

Kritik: Kultur ist in diesem Entwurf nicht nur von materiellen, ökonomischen Verhältnissen bestimmt, sondern sie wird gar selbst zur kapitalistisch funktionierenden Industrie, sorgt damit für die Reproduktion falscher Bedürfnisse und deren scheinbare Befriedigung und sichert so den Fortbestand der kapitalistischen Ordnung. Kulturträger ist hier die Klasse. Die Konsumenten stehen dabei einer einheitlichen Kulturmanipulation gegenüber, die Kapitalisten lenken die Kultur mit Macht. Subversive Abweichungen, Subkulturen, innere Heterogenität werden nicht thematisiert.

Diese Reduktion von Kultur auf ökonomische Mechanismen ist ein Monismus, der der Vielfalt, Eigenlogik, Widerständigkeit des Kulturellen unzureichend gerecht wird. Nichtsdestotrotz eröffnen die Autoren damit eine interessante Perspektive auf Interdependenzen zwischen Kultur und Ökonomie, Kultur und Materie überhaupt. Die Autoren lenken so den Blick auf die ökonomischen Interessen und die manipulativen Mechanismen im Kulturellen. Dabei wird allerdings suggeriert, dass hinter dem ideologischen Überbau eine quasi gnostische Wahrheit, eine echte, emanzipative Kultur lauert. Die Kritik an der industriellen Herstellung von Kulturprodukten verkennt auch die partizipativen Chancen, die die industrielle Reproduktion von künstlerischen Werken durch weitere Verbreitung und günstigere Preise eröffnet, eine Verflachung, Manipulation ist damit nicht zwingend verbunden.

⁴⁷⁹ Müller-Funk 2006.

⁴⁸⁰ Vgl. Adorno, Tiedemann 1997a, S. 141, Schweppenhäuser 2009, S. 45.

⁴⁸¹ Vgl. Reijen 2004.

⁴⁸² Müller-Funk 2006, S. 126.

⁴⁸³ Adorno, Tiedemann 1997, S. 345.

⁴⁸⁴ Vgl. Adorno, Tiedemann 1997, S. 337.

⁴⁸⁵ Schweppenhäuser 2009, S. 144.

⁴⁸⁶ Adorno, Tiedemann 1997b, S. 359 f.

⁴⁸⁷ Schweppenhäuser 2009, S. 145.

Einzig in der Hochkultur vermutet Adorno emanzipatorisches Potenzial.⁴⁸⁸ Müller-Funk kritisiert diese „einseitige Verdammung der Popularkultur“⁴⁸⁹. Auch mir scheint diese elitäre Trennung recht harsch. Sicherlich gibt es Formen der Kunst, die mehr zum Nachdenken, zur Kreativität, zur Bildung anregen als andere, aber diese Trennlinie muss nicht per se an der Grenze von Hoch- und Unterhaltungskultur verlaufen. Gerade unterhaltsame Kunstformen könnten bildungsferne Menschen an die Thematik heranführen.

1.10.2 Kultur als Kapital und Anerkennung der Kapitalverteilung

Bourdieu entwirft in seiner komplexen Gesellschaftstheorie eine marxistische Lesart funktionalistischer und strukturalistischer Denkmodelle.⁴⁹⁰ Die Gesellschaft situiert der Autor in verschiedenen sozialen Feldern, wie dem Sport, der Kunst, der Politik, der Wissenschaft.⁴⁹¹ Auf jedem Feld wird auf Basis der Regeln des „Nomos“⁴⁹² und eines kollektiven Habitus um den Erhalt oder die Subversion von Positionen gekämpft.⁴⁹³ Die einzelnen Spielfiguren agieren dabei nach den Regeln des Feldes und interessegeleitet, sie akkumulieren Kapital, um ihre relative Kapital- und Machtposition zu verbessern.⁴⁹⁴ In der Verteilung von Kapitalvolumina und -strukturen zeigen sich so bestimmte Machtrelationen an. Das Feld ist also „objektive Struktur im strukturalistischen Sinn und konstruierte gleichzeitig“⁴⁹⁵.

Den Habitus der Spieler versteht Bourdieu als „Systeme dauerhafte(r) *Dispositionen*, strukturierte(r) Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen“⁴⁹⁶. Im individuellen wie im kollektiven Habitus spiegeln sich Nomos und Doxa⁴⁹⁷, die Kapitalverteilung und die sozialen Positionen im Feld.⁴⁹⁸ Gleichzeitig wirkt der Habitus über die Disposition zur Praxis wiederum reproduktiv oder subversiv auf das Feld. Kraus zufolge ist der Habitus: „(E)twas Gewordenes, *opus operatum*; er ist geronnene Erfahrung, Produkt der Geschichte des Individuums, inkorporierte, zur Natur gewordene Geschichte. In ihm wirkt, wie Bourdieu sagt, die ganze Vergangenheit, die ihn hervorgebracht hat, in der Gegenwart fort. (...) Zugleich ist er *modus operandi*, ein generierendes Prinzip jener regelhaften Improvisationen, die man auch gesellschaftliche Praxis nennen kann.“⁴⁹⁹ Bourdieu bezieht damit eine Mittelposition zwischen Handlungsfreiheit und Determinismus: Der Habitus lege Grenzen und Möglichkeiten fest⁵⁰⁰, je nach Kapitalverfügbarkeit bestehe die Chance zur „ge-regelte(n) Improvisation“⁵⁰¹. Bourdieu meint: „Weil die Handelnden nie ganz genau wissen, was sie tun, hat ihr Handeln mehr Sinn, als sie selbst wissen“⁵⁰².

Kapital verteilt Bourdieu zufolge also die Positionen im sozialen Feld. Es kann als akkumulierte Arbeit in Form von Materie vorliegen oder vom Spieler verinnerlicht sein. Der Autor unterscheidet drei Grundformen: das ökonomische Kapital, also das in Geld konvertierbare

⁴⁸⁸ Vgl. Müller-Funk 2006.

⁴⁸⁹ Müller-Funk 2006, S. 124.

⁴⁹⁰ Vgl. Schwingel, Bourdieu 1995, S. 41-58.

⁴⁹¹ Vgl. Schwingel, Bourdieu 1995.

⁴⁹² Bourdieu, Schwibs 1992, 187

⁴⁹³ Vgl. Bourdieu, Schwibs 1985, S. 27, Bourdieu, Steinrücke 1992, S. 49.

⁴⁹⁴ Vgl. Speth 1997, Bourdieu 1985, S. 11, Jurt 2004.

⁴⁹⁵ Vgl. Speth 1997.

⁴⁹⁶ Bourdieu et al. 1976, S. 165.

⁴⁹⁷ Vgl. Fn. III.94.

⁴⁹⁸ Vgl. Bourdieu, Seib 1987, S. 113.

⁴⁹⁹ Kraus 2004, S. 192.

⁵⁰⁰ Vgl. Schwingel, Bourdieu 1995, S. 69.

⁵⁰¹ Bourdieu et al. 1976, S. 179.

⁵⁰² Bourdieu, Seib 1987, S. 127.

Eigentum, das soziale Kapital⁵⁰³, also die Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen, und das „kulturelle Kapital“⁵⁰⁴, also die Gesamtheit der legitimen kulturellen Werke und Artefakte.⁵⁰⁵ Letzteres zeigt sich erstens objektiviert, etwa in Gemälden, zweitens inkorporiert, also in angeeigneten kulturellen und intellektuellen Fähigkeiten, etwa im literarischen Wissen. Drittens kommt es als institutionalisiertes kulturelles Kapital, zum Beispiel als offiziell anerkannter Bildungstitel, daher.⁵⁰⁶ Das kulturelle Kapital dient so der Distinktion von Individuen und Gruppen.

Eine weitere Kapitalsorte, die symbolische, ist wiederum rein zeichenhaft. Bourdieu bezeichnet sie „als wahrgenommene und als legitim anerkannte Form der drei vorgenannten Kapitalien“⁵⁰⁷. Die Summe all dieser symbolischen Formen nennt Bourdieu Kultur.⁵⁰⁸ Kultur ist dabei heterogen, sie besteht aus inkommensurablen „Sub- bzw. Parallelkulturen“⁵⁰⁹. Je nach Ausgang der Positionskämpfe wird sie statisch konserviert oder dynamisch transformiert. Symbolische Macht ist dabei ein zentraler Faktor, sie ist „in der Lage (...), sich Anerkennung zu verschaffen“⁵¹⁰, sie kann Klassen konstruieren. Legitime Kultur ist also „ein Herrschaftsprodukt (...), dazu bestimmt, Herrschaft auszudrücken und zu legitimieren“⁵¹¹. Symbolische Macht und Herrschaft fließen wiederum in den Habitus ein: „Die symbolische Herrschaft (des Geschlechts, der Ethnie, der Bildung, der Sprache usw.) entfaltet ihre Wirksamkeit nicht in der reinen Logik erkennenden Bewusstseins, sondern in dunklen Dispositionen des Habitus, denen Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata innewohnen, aus denen vor jeder bewusst getroffenen Entscheidung und willentlichen Kontrolle eine sich selber undurchsichtige Beziehung praktischen Erkennens und Anerkennens hervorgeht.“⁵¹² Die Politik ist dabei für Bourdieu das originäre Feld der symbolischen Deutungskämpfe, der Bewahrung und der Subversion und insbesondere auch „der Ort schlechthin des symbolischen Wirkens“⁵¹³.

Kritik: Bourdieu baut ein hoch komplexes Theoriegebäude, das dem Anspruch, Subjektivismus und Objektivismus zu versöhnen, durchaus nahekommt. Den Terminus der Kultur gebraucht der Autor allerdings auf verschiedenartige Weise, so entsteht einige Verwirrung.

Erstens ist Kultur für Bourdieu eine Kapitalsorte, die sich aus materiellen Kulturgegenständen, aus inkorporierten Fähigkeiten und aus bestimmten Institutionen zusammensetzt. Der Autor erfasst so materielle Kultur genauso wie kulturelles Wissen, darüber hinaus ist der Bezug zur Praxis als Ausspielen von kulturellem Kapital gegeben. Das kulturelle Kapital hat selbst nicht unbedingt zeichenhafte Form, es muss nicht unbedingt aktiv interpretiert werden, sondern es wirkt unterschwellig, vorreflexiv über den Habitus und die objektiven Positionen im Feld. Kulturelles Kapital dient Bourdieu zufolge als machtvoller Einsatz in feldbezogenen Positionskämpfen, Spielergruppen nutzen es hier zur Distinktion. Bourdieu macht so deutlich, dass Kunst und Kultur nicht unbedingt dem aufklärerischen Anspruch kultureller Bildung dienen, sondern vielmehr der Abgrenzung und Machtausübung. Vielleicht betont er dabei allerdings den Kapital- und Kampfcharakter des Kulturellen etwas zu nachdrücklich. Gerade

⁵⁰³ Vgl. Bourdieu, Steinrück 1992, S. 63.

⁵⁰⁴ Bourdieu, Steinrück 1992, S. 55.

⁵⁰⁵ Bourdieu, Steinrück 1992, S. 55.

⁵⁰⁶ Vgl. Bourdieu, Steinrück 1992, S. 55.

⁵⁰⁷ Bourdieu, Schwibs 1985, S. 11

⁵⁰⁸ Vgl. Müller-Funk 2006, S. 213 f.

⁵⁰⁹ Müller-Funk 2006, S. 225.

⁵¹⁰ Bourdieu 1989, S. 42.

⁵¹¹ Bourdieu 1982, S. 359.

⁵¹² Bourdieu et al. 2001, S. 218.

⁵¹³ Bourdieu, Schwibs 1985, S. 39.

im deutschen Sprachgebrauch würden wir Kultur wohl kaum als Kapital betrachten, es mit Geld gleichsetzen. Wer zu Hause am Klavier musiziert, wer einen Dokortitel erwirbt, will sich nicht unbedingt distinguieren, er macht dies vielleicht nur, weil er Freude an Musik und Wissenschaft hat.

Bourdieu zeigt weiter, dass Kultur eine habituelle Auswirkung hat: Das kulturelle Kapital ist – neben dem ökonomischen und sozialen – ein unbewusst prägender, aber nicht determinierender Faktor der Weltsicht, der Handlungsdispositionen. Das Konzept des Habitus verweist auf das machtdurchwirkte historische Gewachsensein dieser kulturellen Prägungen und deutet gleichzeitig auf die Formung des künftigen Tuns, womit wiederum das Feld, die Kapitalverteilung und damit der Habitus fortgeschrieben werden.

Drittens ist Kultur für Bourdieu die Summe symbolischer Formen, sie dient der Anerkennung der Kapitalverteilung in einer Gesellschaft. Diese Art der Kultur ist für Bourdieu eine interpretative Größe, sie wird im Zeichengebrauch angesiedelt. Allerdings führt Bourdieu das grundlegende kommunikative Konzept nicht aus, so bleiben situative, pragmatische Sinnaspekte unberücksichtigt. Symbolische Kultur ist im Inneren heterogen, inkommensurabel konzipiert, das Gemeinsame am Kulturellen bleibt so wenig ausgeleuchtet. Die symbolische Kultur Bourdieus erinnert an einen marxistischen Überbau für die Kapitalverteilung. Auch diese Form der Kultur bindet Bourdieu eng an Konflikt und Macht. Symbolische Formen lassen sich nämlich durch Macht konservieren, womit sich kulturelle Statik erklärt. Positionskämpfe können Kapitalverteilung und Macht verändern, womit Bourdieu auch kulturelle Dynamik nachvollziehen kann. Die symbolisch-kulturelle Herrschaft wirkt jedenfalls über den Habitus eher sublim, so wird sie gleichzeitig anerkannt und verkannt. Auch hier finde ich, dass Bourdieu den Aspekt von Kampf und Macht im Zeichengebrauch etwas überzeichnet. Kommunizieren kann genauso der Verständigung, der Konfliktlösung dienen, dies muss nicht mit persuasiver Macht, mit Manipulation verbunden sein, wenn wir etwa an Habermas' Diskurse denken.

Schließlich steht Kultur auch dem sozialen Feld des Ästhetischen, Künstlerischen nahe. Auch in diesem Feld kämpfen Spieler um Positionen, um diverse Kapitalsorten, wohlgerneht nicht nur um kulturelles Kapital. Dabei werden sie von eigenen Intentionen und mehr noch von einem ästhetischen Habitus gelenkt, der ihrer Kapitalausstattung und den Regeln und Glaubenssätzen des künstlerischen Feldes entspricht. Der Bezug von Kultur zu Ästhetik und Kunst bleibt dabei aber unscharf.

Schirmer knüpft hier seitens der Politikwissenschaft an. In „Mythos, Heilshoffnung, Modernität“⁵¹⁴ bezieht er sich auf den Strukturalismus und die Ansätze Rohes und Bourdieus. Politische Kultur setzt sich demzufolge – wie bei Rohe – aus grundlegenden „politischen Vorstellungen“⁵¹⁵ zusammen, die etwa Akzeptanz oder Ablehnung begründen. Diese Sinn-einheiten und Codierungen lässt Schirmer in ein strukturalistisches System ein, er spricht von einer „Homologie“⁵¹⁶ von strukturalistischer Langue und politischer Kultur. Im Inneren ist politische Kultur damit homogen, kohärent, geordnet konfiguriert.⁵¹⁷ Der Autor weist der Langue aber keinen eigenständigen, ontologischen Status zu, sie sei ein „Archiv sedimentierter politischer Erfahrung inklusive einer ‚Archivierungsordnung‘“⁵¹⁸. Damit bildet sie eine „Matrix

⁵¹⁴ Schirmer 1992.

⁵¹⁵ Schirmer 1992, S. 58.

⁵¹⁶ Schirmer 1992, S. 30.

⁵¹⁷ Vgl. Schirmer 1992, S. 27.

⁵¹⁸ Schirmer 1992, S. 28.

kollektiver Dispositionen⁵¹⁹, die sinnhafte Interpretationen genauso wie politisches Handeln ermöglichen. Damit liege sie den kognitiven, affektiven und evaluativen Orientierungen Almonds und Verbas zugrunde.⁵²⁰ Schirmer geht von einer Dialektik von Langue und Parole aus: Die politisch-kulturelle Langue strukturiere die politische Praxis, Letztere reproduziere wiederum die Langue. Der Autor weist der politisch-kulturellen Struktur dabei einen überindividuellen Status zu: Sie ist „abgelöst von konkreten Individuen“⁵²¹, die „jeweils einzelne ihrer Elemente in ihrem Denken, Fühlen, Handeln realisieren“⁵²². Im Rückgriff auf das Habitus-Konzept von Bourdieu begreift Schirmer politische Kultur als Ressource „zur Stiftung von subjektivem Sinn, zur Deutung von Politik und andererseits (als kulturelle) Institution, die die Modi des politischen Deutens objektiv koordiniert.“⁵²³

Mit Bourdieu und Rohe macht Schirmer die politische Kultur zum Schauplatz des Kampfes um Deutungshoheit und Legitimität: „Wenn also Deutungskultur die Sphäre des Ringens um politische Legitimation bezeichnet, so läßt sich politische Soziokultur als die Sphäre der Integration begreifen. Während Deutungskultur politische Kultur ‚in Arbeit‘ ist, wobei die Konkurrenz von Orthodoxie und Heterodoxie noch nicht entschieden ist, gewährleistet die Ebene der Soziokultur einen Zustand prästabilisierter Harmonie der Deutungen.“⁵²⁴ Bewegt sich die politische Kultur von der Doxa hin zur Heterodoxie, erfolgt eine Öffnung, ein kultureller Wandel. Endet umgekehrt der Deutungskampf, wird die politische Kultur stabilisiert. Schirmer erkennt eine Interdependenz zwischen Herrschaft und politischer Kultur: „Es stellt nicht nur politische Kultur als stabilisierender oder destabilisierender Faktor eine der Konstitutionsbedingungen von Herrschaft dar, vielmehr durchformt auch umgekehrt Herrschaft – durch Gewöhnung und Disziplinierung, durch Distribution oder Vorenthaltung von Deutungsangeboten – die politische Kultur.“⁵²⁵ Schirmer betont, dass die „Chancen auf Produktion und Distribution von Deutungsangeboten (...) ungleich verteilt“ seien, etwa zwischen Politikern, Journalisten und Laien.⁵²⁶

Kritik: Schirmer erarbeitet einen eigenständigen strukturalistisch-semiotischen Ansatz der politischen Kulturforschung, der in der Lage ist, den Konfliktcharakter und die Heterogenität des politisch kulturellen einzufangen. Er rezipiert Überlegungen Bourdieus für die politische Kulturforschung und verknüpft sie, was durchaus plausibel ist, mit der Deutungskultur Rohes. So begegnet er zunächst der positiven wie negativen Kritik, die diese Autoren selbst auf sich ziehen.⁵²⁷ Zudem fallen im Ansatz Schirmers Widersprüchlichkeiten ins Auge, die sich aus der versuchten Theorieintegration speisen. Einerseits fasst er die politische Kultur als Langue mit einem Maximum an Homogenität, innerer Ordnung und Stabilität. Andererseits ist sie dann doch – zumindest im Rahmen der Deutungskultur – von Heterodoxie, von interpretativen Kämpfen durchzogen und folglich – je nach Ausgang des Konflikts – dynamisch wandelbar. Schirmer interpretiert weiter das Habitus-Konzept Bourdieus als subjektiven und objektiven Wirkmechanismus der politischen Kultur, eine Deutung, die das Original wohl nicht hergibt. Schade ist weiter, dass Schirmer das Bourdieu'sche Konzept der Kapitalsorten und des Kampfes um ihre Verteilung nicht für die Politikwissenschaft nutzbar macht, so hätte eine

⁵¹⁹ Schirmer 1992, S. 28.

⁵²⁰ Vgl. Schirmer 1992, S. 28.

⁵²¹ Schirmer 1992, S. 28.

⁵²² Schirmer 1992, S. 28.

⁵²³ Schirmer 1992, S. 12.

⁵²⁴ Schirmer 1992, S. 53.

⁵²⁵ Schirmer 1992, S. 24.

⁵²⁶ Vgl. Schirmer 1992, S. 53 f.

⁵²⁷ Vgl. Kapitel IV.1.8.6 „Politische Kultur als Vorstellungsstruktur“ und 1.10.2 „Kultur als Kapital und Anerkennung der Kapitalverteilung“.

‚realistische Kontextualisierung‘ klappen können. Schirmers These der Interdependenz von politischer Kultur und politischer Herrschaft scheint schließlich plausibel, auch wenn er diese durch die Begrenzung des Einflusses von Deutungsangeboten implizit wieder einschränkt.

Zwischenstand: Was wir mitnehmen können auf dem Weg zum Patchwork-Modell, ist jedenfalls, dass Kultur als Kapital einsetzbar ist, dass sie mit sozioökonomischem Kapital verbunden ist, dass sie so Macht und Herrschaft stützen oder unterminieren kann und dass Kultur aufgrund ihrer Machtbindung umkämpft, konfliktbeladen ist.

1.11 Alltags- und Medienkultur mit Subversionspotenzial

Es folgen Ansätze, die ‚Culture as a Way of Life‘ verstehen, als alltägliche Lebensweise. Typisch ist dabei die Einbettung in einen ‚realistischen‘ Kontext, Bezüge zu sozioökonomischen Bedingungen und Herrschaftsverhältnissen werden hergestellt. In diesen aktuellen Entwürfen kommen auch die Medien ins Spiel.

1.11.1 ‚Doing Culture‘ im Kontext

Das Kulturverständnis der britischen Cultural Studies⁵²⁸ ist performativ dimensioniert: ‚Doing Culture‘⁵²⁹ lautet das Schlagwort. Kultur vollzieht sich demnach prozesshaft, im interaktiven, kommunikativen Handeln.⁵³⁰ Das Kulturelle sind Hall zufolge „die gelebten Praktiken“⁵³¹ bzw. „die praktischen Ideologien, die es einer Gesellschaft, Gruppe oder Klasse erlauben, die Bedingungen ihrer Existenz zu erfahren, zu definieren, zu interpretieren und mit Sinn auszustatten“⁵³². In den Kommunikationsmodellen der Cultural Studies, etwa im Encoding-Decoding-Modell von Hall⁵³³, werden Bedeutungen dabei sowohl auf Seite des Emittenten wie auch des Rezipienten interpretativ hergestellt. Kulturelle Texte sind also kein „Container“⁵³⁴, sie enthalten keine Bedeutungen, sondern produzieren an allen Stationen des kommunikativen Prozesses strukturierte Polysemie.⁵³⁵ Das Kulturelle determiniert in diesem Rahmen nicht, es legt aber bestimmte „preferred readings“⁵³⁶ nahe, genauso können sich die Rezipienten aber auch für eine oppositionelle Lesart entscheiden.⁵³⁷ Kultur stellt sich den Autoren der Cultural Studies damit als gemäßigt heterogen dar. Hall zufolge wird dieser störanfällige Interpretationsprozess von der „verbindende(n) Totalität“⁵³⁸ der gesellschaftlichen Diskurse zusammengehalten. Hall plädiert so dafür, Kultur als „Prozess von objektiver Gegebenheit und subjektiver Erfahrung“⁵³⁹ zu begreifen.

Typisch für die Cultural Studies ist nun eine „radikale Kontextualität“⁵⁴⁰, die die sozialen, ökonomischen oder geschlechtsbezogenen Bedingungen des kulturellen Geschehens einbezieht: „Die materielle Welt ist nicht bloß ‚passive‘ Ressource für soziales Handeln, sondern mischt in den sozialen und kulturellen Prozessen der Wirklichkeitskonstitution mit.“⁵⁴¹ Kultur

⁵²⁸ Vgl. für einen Überblick: Marchart 2008, Hepp, Winter 2006.

⁵²⁹ Hörning, Reuter 2006.

⁵³⁰ Vgl. Hörning, Reuter 2006.

⁵³¹ Hall 1982, S. 7, zit. nach Eagleton 2001.

⁵³² Hall 1982, S. 7, zit. nach Eagleton 2001.

⁵³³ Vgl. Hall 2004a.

⁵³⁴ Merten 2000, S. 165 ff.

⁵³⁵ Vgl. Fiske 1986.

⁵³⁶ Hall 2004a, S. 75.

⁵³⁷ Vgl. Hall 2004a, S. 75.

⁵³⁸ Hall 2004, S. 68.

⁵³⁹ Kramer 2005, S. 13.

⁵⁴⁰ Grossberg 1994, S. 29.

⁵⁴¹ Hörning, Reuter 2006, S. 117.

wird dabei allerdings nicht auf einen manipulativen Überbau des Ökonomischen reduziert.⁵⁴² In Anlehnung an den Neomarxismus sind die kulturellen Prozesse hier selbst Schauplatz des Kampfes um hegemoniale Deutungen, es geht um die „Macht, Alternativen zu begrenzen und Möglichkeiten einzuschränken, *Zustimmung zu erlangen und zu formen*“⁵⁴³. Macht ist für die Cultural Studies dabei nicht bloß Manipulation durch die Herrschenden, sie besitzt gleichermaßen subversives Potenzial.⁵⁴⁴ Die Autoren der Cultural Studies schlagen sich in der politischen Debatte jedenfalls auf die Seite der Unterdrückten.⁵⁴⁵ In der Folge setzen sie sich mit den alltäglichen Lebensweisen der Subkulturen auseinander, interessieren sich auch für die kulturelle Relevanz von Unterhaltung, von Massenmedien.⁵⁴⁶ Letztere fungieren als Sozialisationsagenturen, wirken an der Tradierung kultureller Codes mit, prägen kulturelle Identitäten durch die Technik des „Othering“⁵⁴⁷.⁵⁴⁸ Sie sind damit Auslöser und Arena politischer Benennungskämpfe, Faktor von Hegemonie und kultureller Stabilität genauso wie Instrument der Subversion und des politisch-kulturellen Wandels.⁵⁴⁹

Kritik: Die Cultural Studies situieren den Stoff des Kulturellen in den kommunikativen Formen und Bedeutungen. Diese Kulturelemente sind – je nach ideologischer Schließung des interpretativen Feldes – vorgängig fixiert oder kreative Zuschreibung in einer kommunikativen Interaktionssituation. Im Normalfall ist Kultur dabei ein Produkt der Situation, eine interaktive Herstellung, keine Reproduktion. So lassen die Autoren einerseits Raum für gleichschwingende, determinierende Interpretationen und andererseits für subversive, kreative Abweichungen. Kulturelle Homogenität und Statik sind damit genauso wie kulturelle Heterogenität und Dynamik nachvollziehbar. Darüber hinaus erklären die Cultural Studies durch Hegemonie und Ideologie, wie die interpretative Freiheit oder Zwangslage zustande kommt. Fraglich ist allerdings auch hier, ob individuelle, situative Interpretationen überhaupt zum Kulturellen gezählt werden können, dem ja gemeinhin ein institutionalisierter, kollektiver Status zugeschrieben wird. Auch lassen die Autoren sämtliches Handeln im Kommunikativen aufgehen.

Die Cultural Studies werden dem Anspruch an Kontextualisierung gerecht. Sie beziehen materielle wie kommunikative Ressourcen und Machtfaktoren in ihre Analysen ein. Die damit implizierte Unterscheidung zwischen interpretativen Ressourcen und Deutungsmacht auf der einen und ihrer materiellen Unterlage auf der anderen Seite halte ich für plausibel, wobei natürlich in konstruktivistischer Denkweise letztlich die realistischen Faktoren wiederum nur über Interpretationen ins Handeln einfließen können. Gerade für die Politikwissenschaft interessant ist meines Erachtens der neomarxistische Hinweis, dass Konflikte, Machtstrategien und subversive Praktiken eine höchst kulturelle Angelegenheit sein können. Kultur verliert hier ihren Status als harmonisches Ganzes, sie wird zur Arena des Deutungskampfes. Den Cultural Studies gelingt es damit, die Kulturforschung ‚realistisch‘, ja politisch zu grundieren. Politische Kulturforschung setzt sich in dieser Perspektive wohl kaum dem Vorwurf des Kulturalismus aus.

⁵⁴² Vgl. Reisenleitner 2006.

⁵⁴³ Reisenleitner 2006.

⁵⁴⁴ Vgl. Hepp, Winter 2006.

⁵⁴⁵ Vgl. Grossberg 2006.

⁵⁴⁶ Die Reichweite des Kulturellen wird der englischen Tradition entsprechend sehr breit gefasst. Der Cultural Studies-Vorläufer Williams prägt das Diktum von der Kultur als „particular way of life, which expresses certain meanings and values not only in art and learning, but also in institutions and ordinary behaviour.“ Williams 1961, S. 57.

⁵⁴⁷ Diese Machtpraktiken führen den Cultural Studies zufolge zum Othering, also zum Ausschluss des ahistorischen Anderen zum Zweck der Integration des Eigenen (vgl. Bachmann-Medick 2006, S. 145 f.).

⁵⁴⁸ Vgl. Marchart 2008, S. 143-151.

⁵⁴⁹ Vgl. Dörner 2006.

Die Cultural Studies zählen in guter, alter, britischer Tradition die gesamte Lebensweise zur Kultur. „Die Medien (gehören damit, KW) ebenso dazu wie die Industrie, die Techniken der Gummibärenherstellung ebenso wie die des Beischlafs oder der Volksbelustigung“⁵⁵⁰. Gerade das Interesse für das Populäre ruft dabei Kritik seitens der Vertreter eines eher elitären Kulturverständnisses hervor – Stichwort „Mickey Mouse-Studies“^{551, 552}. Dennoch weist der breite Ansatz der Cultural Studies zielführend darauf hin, dass Alltags- und Unterhaltungskultur durchaus ernstzunehmende „politische, soziale und ökonomische Konsequenzen“⁵⁵³ zeitigen können. Die Cultural Studies forschen nahe am Puls der Zeit, so ist ihnen die Beschäftigung mit der Kulturinstanz Massenmedien selbstverständlich. Sie betonen die politisch-kulturelle Wirkungsmächtigkeit massenmedialer Praktiken.

1.11.2 Politische Medien- und Unterhaltungskultur

Dörner bezieht sich in seinem Werk auf den semiotischen Ansatz von Karl Rohe und Annahmen der Cultural Studies: Politische Kultur sei „das Gesamt an kollektiv geteilten Vorstellungen über die politische Welt, die gemeinsamen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, die sich – und hier liegt die Bedeutung des Semiotischen – in den kulturellen Zeichensystemen institutionalisiert haben.“⁵⁵⁴ Politische Kultur präge die Erkenntnis, nehme eine „Perspektivierung von Realität“⁵⁵⁵ vor. Für Dörner ist sie die „kulturelle Software“⁵⁵⁶, die auf der „Hardware politischer Systeme“⁵⁵⁷ läuft. Der Einzelne ist dabei in die Institutionen der politischen Kultur eingebettet, er muss auf „die in einer Kultur verfestigten Verwendungsweisen und Bedeutungen Rücksicht nehmen, gleichzeitig kann er aber kulturelle Zeichen als Instrument zur Verwirklichung seiner Handlungsziele einsetzen.“⁵⁵⁸ Dörners Vorstellung von Kultur als „semiotischer Institution“⁵⁵⁹ betont insgesamt eher die Homogenität und Stabilität des Kulturellen, daneben lässt sie aber auch Raum für Varianz und Dynamik. Letztere bringt der Autor mit Macht in Verbindung⁵⁶⁰: „Die Möglichkeit, Bedeutungen, Codes oder auch ganze Zeichensysteme auf Dauer zu verändern, ist letztlich abhängig von der Benennungsmacht, die die Akteure jeweils geltend machen können.“⁵⁶¹ Dörner interessiert sich in der Tradition der Cultural Studies insbesondere für die mediale, populäre Unterhaltungskultur. Dabei zeichnet er die maßgebliche Rolle der Massenmedien in der öffentlichen Politikvermittlung nach, die darin liegt, „Relaisstation(en) für Diskurse“⁵⁶² zu bilden: „Die wichtigste Funktion der Medien liegt also darin, politische Kultur und den Kampf um die Deutung von politischen Realitäten sichtbar zu machen. Vorstellungswelten, Werte, Normalitäten und Identitäten nehmen hier weithin wahrnehmbar sinnliche Gestalt an. Die Visibilisierung des Kulturellen ist Voraussetzung für die Präsenz einer politischen Kultur im Wahrnehmungsraum der Bürger“⁵⁶³ Wie Rohe geht Dörner nämlich davon aus, dass die Partitur der politischen Kultur regelmäßiger Aufführung bedarf, um fortzubestehen.⁵⁶⁴ Dörner setzt sich in diesem Zusam-

⁵⁵⁰ Eagleton 2001, S. 50.

⁵⁵¹ Marchart 2008, S. 225.

⁵⁵² Vgl. Müller-Funk 2006, S. 285.

⁵⁵³ Reisenleitner 2006.

⁵⁵⁴ Dörner, Vogt 1995a, S. 2.

⁵⁵⁵ Dörner 2000, S. 148.

⁵⁵⁶ Dörner 2000, S. 20.

⁵⁵⁷ Dörner 2000, S. 20.

⁵⁵⁸ Vgl. Dörner 2000, S. 20.

⁵⁵⁹ Dörner 2000, S. 20.

⁵⁶⁰ Vgl. Dörner, Vogt 1995a, S. 2.

⁵⁶¹ Dörner 2000, S. 189.

⁵⁶² Dörner 2000, S. 156.

⁵⁶³ Dörner 2006a, S. 5.

⁵⁶⁴ Vgl. Dörner 2000, S. 186.

menhang auch mit Zivilreligion als dem „sakrale(n) Kern“ der politischen Kultur auseinander: Sie konstituiere sich aus den „zentralen Überzeugungen, Werte(n) und Sinnperspektiven, die der profanen politischen Wirklichkeit eine Letztbegründung beschaffen und die Gegebenheiten somit quasisakral überhöhen“⁵⁶⁵. Ihre Ästhetik sei außeralltäglich, sie spreche alle Sinne an, sie vollziehe sich in Symbolen, in Ritualen, in Mythen, neuerdings auch in massenmedialen Inszenierungen.⁵⁶⁶

Kritik: Die Kulturvorstellung Dörners bleibt – trotz der Anlehnung an die Cultural Studies – doch eine eher semiotische, institutionelle und keine performative. Kultur ist dem Handeln hier vorgängig, sie prägt es, aber das Handeln ist nicht selbst Kultur. Damit wird das Kulturelle in erster Linie auf mentale Deutungen reduziert, situative Varianzen, kreative Interpretationsleistungen kann Dörner so nicht erfassen. Andererseits umgeht der Autor durch diese Reduktion die Aporie, dass spontane, individuelle Interpretationen Teil einer ansonsten kollektiven, institutionalisierten Kultur werden.

Insgesamt bleibt das Verhältnis von materiellen, realistischen Faktoren und Kultur bei Dörner im Unklaren. Seine These, politische Kultur sei Software und politisches System Hardware, ist meines Erachtens fragwürdig. Es macht zwar Sinn, außerkulturelle Ressourcen, wie Geld oder Waffen, in die Analyse kultureller Macht einzubeziehen, aber diese müssen selbst erst politisch interpretiert werden, um Wirkung zu entfalten. Darüber hinaus ist das politische System nicht auf derartige Hard Facts reduzierbar, sondern ist selbst von Kultur, vom Zeichengebrauch durchzogen. Dörner konzipiert Macht als Deutungshegemonie. So plausibel dieses neomarxistische Machtverständnis ist, so wenig muss Macht immer zur Dynamik tendieren. Sie kann gleichermaßen statisch, repetitiv wirken, kulturelle Tradition affirmieren. Die Rolle der Massenmedien im politisch-kulturellen Kontext beschreibt Dörner meines Erachtens zu Recht als einflussreich. Dennoch scheint mir die Konzentration ihrer Funktion auf die Darstellung von etwas anderem, auf die Visualisierung von Kultur zu passiv. Massenmedien können doch selbst politische Kultur herstellen. Auch Dörners Vorstellung eines quasi-religiösen, ästhetischen Kerns von politischer Kultur finde ich interessant. Ich meine, wir sollten uns diesen weniger essentiell vorstellen und auch hier für eine gewisse Künstlichkeit, Heterogenität, Machtdurchwirksamkeit und Umstrittenheit Raum lassen.

Zwischenstand: Bemerkenswert ist hier, gerade vor dem Hintergrund des klassischen deutschen Kulturbegriffs, das Interesse für die alltäglichen, profanen Lebensweisen, ihre sozio-ökonomische Einbettung und ihre Herrschaftsdurchwirksamkeit. Kultur ist hier eine kommunikative Größe, sie entsteht im Prozess – so lassen sich auch Massenmedien in das kulturelle Geschehen integrieren.

1.12 Kultur zwischen Struktur und Handlung

Dieses Cluster situiert die Kultur in Struktur und Handlung gleichermaßen.

1.12.1 Kultur als Ensemble von Diskursen

Diese Variante geht vom zeichenhaften Diskurs aus. Sinn, Wirklichkeit, Identitäten, soziale Strukturen werden von ihm radikal, kontingent konstruiert – ein Außerhalb existiert nicht. Der Diskurs übt produktive und restriktive Macht aus.

⁵⁶⁵ Dörner 2001, S. 197 f.

⁵⁶⁶ Vgl. Dörner 2001, S. 197 f.

Foucault setzt sich mit epistemischen Ordnungen und semantischen und praktischen Diskursen im historischen Zeitverlauf auseinander. Unter einem Diskurs versteht er die „Gesamtheit von anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben“⁵⁶⁷. Die Summe dieser diskursiven Aussageregeln verortet Foucault im Archiv als einem „virtuelle(n) Speicher aller (Ereignis)möglichkeiten, in einem bestimmten historischen Moment“⁵⁶⁸. Die Macht der Diskurse liegt in ihrem restriktiven und produktiven Charakter⁵⁶⁹: Sie sind mit Foucault „als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“⁵⁷⁰. So bringen sie diskursive Ereignisse, Äußerungen, Kategorisierungen, disziplinierende Selbsttechniken etc. erst hervor. Foucault betont dabei die radikale Konstruiertheit diskursiver Ordnungen: Auffassungen bezüglich Wirklichkeit, Wahrheit, Vernunft, Wahnsinn, auch Sexualitätsnormen und Identitäten seien schlicht kontingent⁵⁷¹, sie besäßen keinen realen Ursprung in wahren Repräsentationen der Welt oder im Subjekt.⁵⁷² Der Autor schließt ein strukturalistisches „Anderswo“⁵⁷³ aus, in dem sich das entscheidet, was sich in den Diskursen ereignet. Auch die Menschen sind dem Diskurs unterworfen, werden von ihm determiniert. Foucault meint, der Mensch werde verschwinden „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“⁵⁷⁴, erst im Spätwerk schafft der Autor etwas mehr Raum für die Subjekte.⁵⁷⁵

In seiner archäologischen Phase⁵⁷⁶ betrachtet Foucault Diskurse primär in ihrer temporär stabilen Regelmäßigkeit und inneren Ordnung, in der genealogischen Phase⁵⁷⁷ bricht sich dann das dynamische und ungeordnete „Wuchern“⁵⁷⁸ der Diskurse Bahn.

Foucaults Ansatz liegt meines Erachtens nicht weit vom kulturtheoretischen Gedankengut entfernt und so findet sich der Terminus auch an diversen Stellen: Der Autor bezieht Kultur dabei wohl primär auf eine Menschengruppe, die bestimmten Diskursen unterliegt.⁵⁷⁹ Die Diskurstheorie als „*Ethnologie* der Kultur, der wir angehören“⁵⁸⁰ könne dann die im Archiv der Kultur zusammengefassten Diskurse von außen her beobachten.⁵⁸¹ Die Archivgrenzen würden Diskurskulturen voneinander trennen und sie mit dem Anderen, dem Außen, mit ihrer Kontingenz konfrontieren.⁵⁸² An anderer Stelle betrachtet er Kultur wiederum eher als Konglomerat von Diskursen, nennt sie ein kontingentes „Ensemble diskursiver Ereignisse“⁵⁸³. Der Diskurs bildet so eine „kulturelle Macht“⁵⁸⁴. In den 60er Jahren setzt sich Foucault darüber hinaus mit hochkulturellen, etwa künstlerischen oder wissenschaftlichen Diskursen auseinander.⁵⁸⁵ Und schließlich verwendet Foucault den Terminus Kultur im Kontext der Kultur

⁵⁶⁷ Foucault, Köppen 1995, S. 171.

⁵⁶⁸ Foucault, Köppen 1995, S. 183.

⁵⁶⁹ Vgl. Foucault, Seitter 1976, S. 39.

⁵⁷⁰ Foucault, Köppen 1995, S. 74.

⁵⁷¹ Vgl. Renn 2005.

⁵⁷² Vgl. Foucault, Köppen 1978, S. 101.

⁵⁷³ Borso 2005.

⁵⁷⁴ Foucault, Köppen 1978, S. 462.

⁵⁷⁵ Vgl. Kapitel III.3 „Verhalten und Handeln im Zeichengebrauch“.

⁵⁷⁶ Vgl. Sarasin, Foucault 2010, S. 12.

⁵⁷⁷ Vgl. Sarasin, Foucault 2010, S. 12.

⁵⁷⁸ Foucault et al. 1991, S. 33.

⁵⁷⁹ Vgl. Foucault 2008, S. 493.

⁵⁸⁰ Foucault 1974, S. 13.

⁵⁸¹ Vgl. Foucault 2008, S. 493.

⁵⁸² Vgl. Bublitz 2001.

⁵⁸³ Müller-Funk 2006, S. 208.

⁵⁸⁴ Müller-Funk 2006, S. 184.

⁵⁸⁵ Vgl. Seitter 2004.

des Selbst, die er als Form der „Selbstsorge“⁵⁸⁶ auffasst. Allerdings verzichtet der Autor im Laufe seines Schaffens zunehmend auf die kulturelle Dimension: Der Begriff „schien ihm zunehmend zu schwammig und verunklarend zu sein, und er wollte ihn lieber in seine unterschiedlichen Momente auflösen“⁵⁸⁷.

Kritik: Foucaults vielfältige Verwendungsweise des Terminus Kultur ist schwer zu durchschauen. Umfasst Kultur nun eine von den Diskursen eines Archivs geprägte Menschen-Gruppe, entsprechen die Diskurse des Archivs der Kultur, ist der Diskurs eine kulturelle Macht oder ist die Kultur ein Themenfeld des Diskurses? Ich denke, dass es interessant sein könnte, Kultur als Ansammlung von Diskursen im Archiv einer Gruppe aufzufassen. Sie entspräche damit den Mechanismen und Regeln, dem Wissen, den Dispositiven, die zu einer bestimmten Zeit an einem Ort für eine bestimmte Gruppe von Menschen deren Realitäten, Identitäten, Denken und soziales Leben bedingen. Die kollektive Dimension des Kulturellen ließe sich mit der Vorstellung von Diskursen, denen bestimmte Subjekte unterliegen, durchaus abbilden. Letztere wären in diesem Rahmen aber wenig handlungsmächtig, auch ihre kreativen Abweichungen würden vom Diskurs determiniert. So müsste in dieser Interpretation zwangsläufig jegliches Denken, jegliches Tun, jegliche Veränderung vom fragwürdigen Motor der Kontingenz angetrieben sein, die Intentionalität der Akteure kommt als Grund dafür nicht in Frage. Diskurse alias Kulturen sind in der frühen Schaffensperiode Foucaults temporär und gruppenbezogen weitgehend homogen, womit sich gleichschwingende Interpretationen gut erklären ließen. Erst im späteren Werk beginnen die Diskurse dynamisch zu ‚wuchern‘, subversive Ereignisse werden einbezogen. Jenseits der Grenzen des Archivs besteht sowieso Dynamik und Heterogenität bis hin zur Inkommensurabilität. Das historische und gruppenübergreifende Nichtverstehen findet darin eine Begründung.

Der restriktive und damit produktive Aspekt der Kultur ließe sich aus dieser diskurstheoretischen Perspektive deutlich erfassen: Sie wäre ein Prozess, der sich durch Begrenzung selbst ermöglicht, der kulturelle Regeln und Mechanismen herstellt und gleichzeitig von ihnen hergestellt wird. Kultur ist demnach Voraussetzung und Ergebnis von Kultur. Foucault nennt diese Eigenschaft der Diskurse Macht. Damit arbeitet der Autor die Apersonalität dieser diskursiven, kulturellen Macht heraus und beschreibt ihren restriktiv-produktiven Wirkungsmechanismus auf plausible Weise.

Die epistemologische Position Foucaults zieht in der Betonung der kontingenten Konstruiertheit sämtlicher Aussagen das Auflösen realistischer Größen, auch der Natur, im Diskursiven nach sich⁵⁸⁸, womit auch der Gegensatz von Foucaults Natur und Kultur entfällt. Einerseits macht der Autor damit deutlich, dass den Menschen der direkte Zugang zur Realität fehlt, dass ihre Gedanken, Gefühle, ihr Wissen, ihr Handeln, ihre Identität konstruiert sind, und zwar von Diskursen. Diesen Monismus würde ich, wie in Kapitel III.3 ausgeführt, nicht teilen, vielmehr plädiere ich dafür, dass wir auf Basis unserer körperlichen und zeichenhaften Prägungen Erkenntnisse gewinnen, in denen sich viable Interpretationen der materiellen Dinge dort draußen spiegeln. Wir können zwar nicht sicher wissen, dass diese existieren, aber es ist nützlich für unseren Umgang mit der natürlichen und sozialen Umwelt, dies anzunehmen. Sonst könnten wir soziale Interaktion, Körperpflege oder Ackerbau sofort einstellen. Eagleton formuliert treffend: „Der Tod ist die Grenze des Diskurses, nicht eines seiner Produkte.“⁵⁸⁹

⁵⁸⁶ Vgl. Sarasin, Foucault 2010.

⁵⁸⁷ Seitter 2004, S. 172.

⁵⁸⁸ Vgl. Müller-Funk 2006, S. 211.

⁵⁸⁹ Eagleton 2001, S. 124.

Linguistik, Soziologie, Geschichtswissenschaft und in jüngster Zeit auch die Politikwissenschaft adaptieren die poststrukturalistische Diskurstheorie für ihr Anwendungsgebiet. Zahlreiche empirische Analysen, etwa zu Deutungsmustern, Sprecherpositionen oder Dispositiven in umstrittenen Diskursfeldern wie Migration, Bioethik, Todesstrafe, Asyl oder Klimawandel, wurden vorgelegt.⁵⁹⁰ Verbindungslinien zur politischen Kulturforschung werden aber erst seit Kurzem gezogen.⁵⁹¹

Zwischenstand: Für unsere Formulierung der politischen Kultur im Rahmen des Patchwork-Modells können wir festhalten, dass Kultur alias Diskurse im Archiv einer Gesellschaft auf Identitäten, auf Gedanken, Gefühle, Handlungen, kommunikative Bedingungen wirken kann. Sie schafft dies durch kulturelle Macht, die, indem sie Alternativen ausschließt, Produktivität entfaltet. Wir sollten trotz aller Überlegungen zur Konstruiertheit des Kulturellen die Nabelschnur zur Außenwelt nicht abschneiden.

1.12.2 Kultur in der Dualität von Struktur und Handeln

Giddens setzt sich in seiner „Theorie der Strukturation“⁵⁹² mit der Dualität von Struktur und Handeln auseinander: Strukturen konstituieren, reproduzieren und modifizieren sich demnach im menschlichen Handeln, gleichzeitig sind sie Medium dieser Konstitution.⁵⁹³ Strukturen dienen so der Ermöglichung wie der Restriktion von Handlung. Indem sie ihre adäquate Ausführung strukturieren, koordinieren sie die soziale Interaktion, sorgen für Integration.⁵⁹⁴

Als Strukturen bezeichnet Giddens dabei raumzeitlich gebundene Komplexe aus Regeln und Ressourcen.⁵⁹⁵ Im Detail unterscheidet er normative Regeln, darunter etwa die legitimen kommunikativen Gattungen, die Signifikationsregeln, die Bedeutung konstituieren, und schließlich Handlungsressourcen und materiale Ressourcen. Seine Strukturen sind also einerseits semiotisch, andererseits materiell dimensioniert. Außerhalb ihrer Aktualisierung besitzen sie keinen ontologischen Status⁵⁹⁶: „Struktur ist den Individuen nicht ‚äußerlich‘; in der Form von Erinnerungsspuren und (...) in sozialen Praktiken verwirklicht, ist sie in gewissem Sinne ihren Aktivitäten eher ‚inwendig‘ als ein – im Sinne Durkheims – außerhalb dieser Aktivitäten existierendes Phänomen“.⁵⁹⁷ Die Regeln determinieren Giddens zufolge nicht, sofern die Akteure bewusst handeln⁵⁹⁸: Unter der Voraussetzung von „knowledgeability“⁵⁹⁹ fungieren die Regeln „als Spielanleitungen“⁶⁰⁰. Reckwitz formuliert: „Regeln als Sinnkriterien vermögen keinen kausalen sozialen Zwang auszuüben, sie liefern vielmehr ein notwendiges ‚tool kit‘, das Handlungsfähigkeit ermöglicht. Aber zugleich erscheint es denkmöglich, daß den Akteuren ein vorsoziales Residuum arbiträrer Aktivität bleiben könnte.“⁶⁰¹

Handeln ist für Giddens eine Tätigkeit, die „anders handeln können und Machthaben“⁶⁰² impliziert. Als Ausübung von Macht bezeichnet der Autor so „jegliche Form des Eingriffs in die

⁵⁹⁰ Vgl. Nonhoff 2006, Jäger 2007, Keller et al. 2006, Nullmeier, Rüb 1993, Schneider 1999, Gerhards 1992, Keller 1998.

⁵⁹¹ Vgl. Reckwitz 2004.

⁵⁹² Giddens 1986.

⁵⁹³ Vgl. Giddens 1984, S. 148.

⁵⁹⁴ Vgl. Giddens 1984, S. 148.

⁵⁹⁵ Vgl. Giddens 1986, S. 45.

⁵⁹⁶ Vgl. Giddens 1986, S. 77 ff.

⁵⁹⁷ Giddens 1986, S. 77.

⁵⁹⁸ Vgl. Iványi 1999.

⁵⁹⁹ Brier 2004.

⁶⁰⁰ Reckwitz 2007.

⁶⁰¹ Reckwitz 2007, S. 317

⁶⁰² Iványi 1999.

Welt“, als „umgestaltende(s) Vermögen“⁶⁰³, Änderungen des Status quo herbeizuführen. Macht hängt dabei ab von materiellen, also allokativen, und autoritativen, also subjektbezogenen, Ressourcen.⁶⁰⁴ Sie durchwirkt dabei Struktur und Handeln gleichermaßen, sie wirkt auf Interpretationen: „Was sich als gesellschaftliche Realität durchsetzt“, steht in unmittelbarer Beziehung zur Machtverteilung, nicht nur auf den mundansten Ebenen alltäglicher Interaktion, sondern auch auf der Ebene umfassender Kulturen und Ideologien, deren Einfluß tatsächlich in jedem Winkel des Alltagslebens gespürt werden kann.⁶⁰⁵ Zwischen Macht und Herrschaft besteht nun eine zweite Dualität: Die „Machtausübung auf Interaktionsebene bedeutet gleichzeitig Reproduktion der Herrschaftsordnung auf der Strukturebene“⁶⁰⁶.

Kritik: Die Strukturierungstheorie von Giddens ist auf den ersten Blick keine Kulturtheorie, sie lässt sich aber durchaus politisch-kulturell lesen. Wir könnten dabei die normativen und signifikativen Regeln als kulturelle Kompetenz und das entsprechende Handeln als kulturelles Handeln auffassen. Kultur hätte damit einerseits eine kognitive, wissensmäßige Dimension, andererseits eine prozessorientierte, handlungsbezogene Dimension. Kultur wäre als Teilaspekt von Struktur in einer Menschengruppe an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit institutionalisiert. Sie besäße kollektiven Status. Mit Blick auf die Intentionalität der Akteure beschreitet Giddens einen Mittelweg: Das Tun des Einzelnen wird von interpretativen und normativen Regeln strukturiert, er hat aber durchaus kreative Spielräume in ihrer Anwendung, kann abweichen, situativ adaptieren. In der Konzeption von Struktur als Kombination von Regeln und materiellen Ressourcen nimmt Giddens eine ‚realistische‘ Fundierung vor und bezieht sie auf das Machthaben, das Gestaltungsvermögen. Höchst nachvollziehbar wird in diesem Entwurf meines Erachtens die Dualität von Struktur und Handeln geschildert. Struktur begrenzt und ermöglicht hier Handeln, im Handeln wird Struktur konstituiert, reproduziert und modifiziert. Giddens kommt so ohne einen eigenständigen ontologischen Status der Strukturen aus.⁶⁰⁷ Struktur ist demnach – je nach Handlungsmacht – statisch oder dynamisch.

Zwischenstand: Die Vorstellung einer Dualität zwischen Ereignis und Diskurs, zwischen Handeln und Struktur, in unserem Fall zwischen Kommunizieren und Kultur, sollten wir für das Patchwork-Modell im Kopf behalten. Auch die Machtdurchwirksamkeit des Kulturellen können wir aufgreifen, dabei insbesondere auch den positiven, ermöglichenden Charakter von Macht und Herrschaft.

1.13 Kultur als hybrides, postmodernes Konstrukt

Die Autoren dieses Clusters, darunter Vertreter der Postcolonial Studies, des Neomarxismus, der Gender Studies, vertreten teils einen postmodernen Kulturbegriff.⁶⁰⁸ Grundlegend ist auch hier das Anknüpfen an zeichentheoretische Entwürfe. Doch wird die Identität im Zeichen hier zugunsten einer historischen Prozessperspektive radikal aufgebrochen.⁶⁰⁹ Kultur konstituiert sich geradezu in der pragmatischen Differenz: Die Signifikanten sind ‚im freien Spiel‘, die kulturellen Zeichensysteme unterliegen der Unabschließbarkeit, der Ambiguität. Kultur ereignet sich damit als überbordende Vielfalt, sie ist durchzogen von Heterogenität

⁶⁰³ Giddens 1986, S. 66.

⁶⁰⁴ Vgl. Iványi 1999.

⁶⁰⁵ Giddens 1984, S. 138.

⁶⁰⁶ Iványi 1999, S. 147-167.

⁶⁰⁷ Iványi 1999

⁶⁰⁸ Vgl. Mayer 2005, Precht et al. 1999, Bachmann-Medick 2006. Autoren z. B. Laclau, Mouffe 2001, Bhabha et al. 2000, 2003, Said, Holl 2009.

⁶⁰⁹ Vgl. Mayer 2005, Precht et al. 1999, Bachmann-Medick 2006.

und Hybridität.⁶¹⁰ Das Ziel kultureller Integration wird zugunsten der Dekonstruktion von hegemonialen Gegensätzen aufgegeben. Damit rücken Ausgrenzung und Abwertung, die Spannungen, Risse und Widersprüche des Diskurses und ihr subversives Potenzial in den Vordergrund.⁶¹¹ Betont wird der radikalkonstruktivistische Charakter. Die wissenschaftliche Arbeitsweise ist dekonstruktiv, eklektizistisch, literarisch, essayistisch, gespickt mit Ironie und Neologismen.⁶¹² So verleiht dieses Cluster postmodernen Lebensbedingungen Ausdruck, es richtet den Fokus auf die kulturelle Vielfalt auf Basis kultureller Globalisierungsprozesse, auf das Aufeinanderprallen kultureller Mehrheiten und Minderheiten aufgrund von Migration und auf die Frage des Umgangs mit kulturellen Fundamentalismen.⁶¹³

Bhabha entwirft in seinem literarisch-verschlüsselten Werk „Die Verortung der Kultur“⁶¹⁴ eine Kulturtheorie im Sinne der Postcolonial Studies und des „Spatial Turn“⁶¹⁵. Kultur versteht er als Zeichengebrauch, sie sei eine „signifying or symbolic activity“⁶¹⁶. Kultur konstruiere sich dabei immer in der Differenz.⁶¹⁷ Diese Differenzen situiert der Literatur- und Kulturwissenschaftler in den materiellen Formen der Signifikanten und im „enunciative split“⁶¹⁸, also in der pragmatischen Differenz zwischen dem Subjekt des Aussagens und dem Subjekt der Aussage. Kultur unterliegt weiter der zeitlich-geographischen Differenz: Sie sei ein „dritter Raum“⁶¹⁹, ein „Ort der Äußerung“⁶²⁰, ein Prozesszeitpunkt. Bhabha meint „Culture’s In-Between“⁶²¹ – Minoritäten und Majoritäten befänden sich demnach in unterschiedlichen kulturellen Modi.⁶²² Die Differenzen der Kultur denkt Bhabha aber keineswegs dichotomisch, etwa als weiß/schwarz oder zentral/marginal, sondern immer als „hybrid“⁶²³. Der kulturelle Äußerungsprozess⁶²⁴ sei ein „unabgeschlossener Prozess des Aushandelns und Neueinschreibens durch die Überschneidung verschiedener, oft widersprüchlicher Diskurse“⁶²⁵. Er ist charakterisiert durch Überlappung, durch Querbezüge, durch Ineinanderwirken. Bhabha betont die inhärente Hybridität, den Synkretismus, die Kreolisierung der Kulturen: „(N)o culture is full unto itself, no culture is plainly plenitudinous, not only because there are other cultures which contradict its authority, but also because its own symbol-forming activity, its own interpellation in the process of representation, language, signification and meaning-making always underscores the claim to an originary, holistic, organic identity.“⁶²⁶ Identitäten sind demnach prozessuale artikulative Konstruktionen, sie lassen sich somit kreativ in den Zwischenräumen „ohne übernommene oder verordnete Hierarchie“⁶²⁷ verändern. Als Vertreter der zweiten Generation des Postkolonialismus plädiert Bhabha dabei für die Anerkennung ihrer Antagonismen, Widersprüchlichkeiten, Inkommensurabilitäten auch als Basis von Poli-

⁶¹⁰ Vgl. Mayer 2005, Prechtl et al. 1999, Bachmann-Medick 2006.

⁶¹¹ Vgl. Mayer 2005, Prechtl et al. 1999, Bachmann-Medick 2006.

⁶¹² Vgl. Mayer 2005, Prechtl et al. 1999, Bachmann-Medick 2006.

⁶¹³ Vgl. Schwellung 2004, S. 11.

⁶¹⁴ Bhabha et al. 2000.

⁶¹⁵ Bachmann-Medick 2006, S. 41.

⁶¹⁶ Bonz, Struve 2006, S. 141.

⁶¹⁷ Vgl. Bonz, Struve 2006, S. 142 ff.

⁶¹⁸ Bhabha 1994, S. 36 f.

⁶¹⁹ Bhabha 1994, S. 36 f.

⁶²⁰ Bhabha 1994, S. 178.

⁶²¹ Bhabha 1996.

⁶²² Vgl. Bonz, Struve 2006, S. 141.

⁶²³ Bonz, Struve 2006, S. 144 f.

⁶²⁴ Vgl. Bhabha 2000, S. 51 f.

⁶²⁵ Bachmann-Medick 2006, S. 199.

⁶²⁶ Rutherford 1990, S. 210.

⁶²⁷ Bhabha 2000, S. 5.

tik.⁶²⁸ Multikulturalismus lehnt er beispielsweise als Zementierung von identitären Festschreibungen und somit als essentialistische, neoliberale Identitätspolitik ab.⁶²⁹

Bhabha setzt sich weiter mit kultureller Vorherrschaft und Macht auseinander. Dabei lehnt er sich an die neomarxistischen Vorstellungen von diskursiver bzw. kultureller Hegemonie an: Die dominierende Klasse herrscht demnach über die kulturellen Artikulationen und bringt ihre Interessen so zur Geltung, dass die Subalternen ihre Interessen in gewissem Ausmaß darin wiederfinden. Bhabha entwickelt subversive Techniken gegen diese kulturelle, manipulative Vorherrschaft, etwa die Mimikry als performative Nachahmung kolonialer Lebensstile durch die Unterdrückten: „Mimicry is, thus the sign of a double articulation; a complex strategy of reform, regulation and discipline, which ‚appropriates‘ the Other as it visualizes power.“⁶³⁰

Kritik: Bhabha begreift Kultur als Prozess zeichenhafter Äußerungen, sie entsteht in der permanenten, pragmatischen Differenzierung. Jegliche kulturelle Identität im Zeichen genauso wie im Menschen oder einer Gesellschaft wird damit aufgebrochen, Hybridität ist immer schon angelegt, das Eine inkludiert bereits das Andere. Vorstellungen wie Leitkultur, Integration oder Multikulturalismus werden damit hinfällig. Wenn man Bhabhas Vorschläge zu Ende denkt, verlieren damit auch die Postcolonial Studies ihren emanzipatorischen Gestus, ihre Berechtigung, denn die kritisierte Hegemonialität ist selbst bereits Teil der unterdrückten Kulturen und vice versa. Kultur lässt sich hier nur noch anhand ihrer Hybridität, Heterogenität, Dynamik dingfest machen. Gleichzeitig suggeriert Bhabha mit den Subalternen und den Hegemonialen, der Majorität und der Minorität binäre Gruppensegmente. Nur aufgrund hegemonialer Deutungsmacht scheint sich also das Zeichenhafte vorübergehend zu schließen. Im neomarxistischen Hegemoniekonzept Bhabhas wird dabei deutlich, dass kommunikative Macht auf persuasiven Strategien beruht und eine letztlich freiwillige Akzeptanz seitens der Machtunterworfenen voraussetzt. Die singularisierte Kultur Bhabhas lässt auch angesichts hegemonialer Deutungsmacht Spielraum für individuelle oder subkulturelle Abweichungen, kreative Brüche, Subversion.

Der radikale Konstruktivismus des Autors lässt Materielles dabei völlig im kulturellen Diskurs aufgehen. Auch hier impliziert dies eine Entkopplung von der Erfahrung der Außenwelt, insbesondere eine Vernachlässigung sozialer, ökonomischer Ressourcen. Bhabhas radikalkonstruktivistischer Ansatz macht den ‚Subalternen‘ allerdings Mut, klassische Dualismen nicht essentiell aufzufassen, sondern sie zu dekonstruieren. Festschreibungen von Identität von außen werden als unzulässig erklärt. Die Subversionstechniken Bhabhas basieren auf Brechungen des üblichen Zeichengebrauchs, fraglich ist, ob nicht einfach politischer Protest, demokratische Einmischung hier zielführender wären.

Zwischenstand: Für das Patchwork-Modell ergibt sich die Konsequenz, dass wir Kulturen, gerade in Zeiten kultureller Globalisierungs- und Migrationsprozesse, nicht per se als statische, homogene, abgeschlossene Einheiten beschreiben sollten. Sie können höchst dynamische, heterogene, überlappende, widersprüchliche, hybride Konstrukte sein. Der Einzelne kann sich im kulturellen Kontext kreativ äußern, er kann abweichen, subversiv agieren. Personelle kulturelle Macht ist eine persuasive Macht, sie setzt gewisse Akzeptanz der Machtunterworfenen voraus. Die Zuschreibung kultureller Identität ist schließlich mit Vorsicht zu genießen, in ihr können sich Machtverhältnisse spiegeln, die bestimmte Gruppen abwerten, ausschließen.

⁶²⁸ Vgl. Bonz, Struve 2006.

⁶²⁹ Vgl. Bonz, Struve 2006, Bhabha, Rutherford 1990.

⁶³⁰ Bhabha 1994, S. 85-92.

1.14 Gesamtschau: Stand und Perspektiven der allgemeinen und politikbezogenen Kulturforschung

Wo steht sie also, die politische Kulturforschung? Stiftet sie Nutzen? Wohin könnte sie, sollte sie sich entwickeln?

Das Gros der empirischen Forschung bewegt sich nach wie vor in den Fußstapfen des Designs von Almond und Verba. Dieser Ansatz mag demokratietheoretisch relevante Fragen aufgreifen, er mag in seiner quantitativen Ausrichtung in der empirischen Forschung praktikabel sein, doch untersucht er nur einen klitzekleinen Aspekt des Kulturellen. Andere geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen legen vor allem im Zuge des Cultural Turns Entwürfe vor, die den Gegenstandsbereich von Kultur wieder mit dem alltäglichen Sprachgebrauch in Einklang bringen, die den Stoff und den Ort des Kulturellen, seine Homogenität und Heterogenität, seine Statik und Dynamik, seine Verbindung zu Intentionalität, Macht, ökonomischen Ressourcen und sozialen Strukturen erklären können. Bisher ist es der Politikwissenschaft aber nur rudimentär gelungen, diesen Quantensprung für sich nutzbar zu machen. Eher wenige ihrer Autoren setzen sich mit dem Cultural Turn auseinander, doch sind die Transferleistungen recht selektiv, manchmal oberflächlich, sie schließen überdies kaum an originär politikwissenschaftliches Wissen an. So ist die Politische Kulturforschung heute zwar schon ein etabliertes wissenschaftliches Feld mit steter Lehr- und Forschungstätigkeit. In Sachen Innovation ist die Politische Kulturforschung aber ins Hintertreffen geraten, sie kann nicht mit den kulturorientierten Zweigen verwandter Disziplinen mithalten. Überhaupt unterliegt die Politikwissenschaft – durch die skeptische Absonderung des Kulturellen in das wenig aufregende, abgeschiedene Forschungsfeld der politischen Kultur – selbst einer Art realistischen Sklerose. Sie erfasst die kulturelle Prägung von politischen Forschungsgegenständen kaum, ihre Methoden unterliegen meist keiner kulturbezogenen Reflexion.

Gleichzeitig bietet gerade die Politikwissenschaft in ihrer jahrhundertealten, fundierten Auseinandersetzung mit Akteuren, rationalen Entscheidungen, Ressourcen, Machtverhältnissen, Konflikten ein reiches Reservoir für die geforderte ‚realistische Kontextualisierung‘ des Cultural Turns.⁶³¹ Weiter könnte Politikwissenschaft eine innovative Perspektive auf den Gegenstand der Kultur eröffnen, indem sie ihn mit Aspekten wie Demokratie, Führung, Governance, Verwaltung, politischer Partizipation, Repräsentation, Integration und Hegemonie verknüpft.

Eine Kombination, eine originär politik- und kulturwissenschaftliche Theorie politischer Kultur muss her! Die Politikwissenschaft kann so dem Cultural Turn Bodenhaftung verleihen, der Cultural Turn könnte der Politikwissenschaft den Zugang zur Kultur erschließen. Im folgenden Teil dieser Arbeit möchte ich mich in diese Richtung vortasten.

⁶³¹ Vgl. Schwelling 2004, S. 27.

2 Skizze: Politisch Kulturelles

Was können wir uns nun unter politischer Kultur vorstellen? Wie lässt sich die politische Kultur des BKM beschreiben? Aus welchem Stoff ist sie gestrickt? Wo können wir sie lokalisieren? Wer ist ihr Träger? Ist sie universell oder partikular, heterogen oder homogen, statisch oder dynamisch angelegt?

Ich werde nun versuchen, all die losen Enden der kulturwissenschaftlichen und politikwissenschaftlichen Forschungsstränge in einem konsistenten, zeitgemäßen Patchwork-Modell des Kulturellen bzw. des politisch Kulturellen zusammenzuführen. Vielleicht lässt sich so ein weiteres Stückchen „Pudding an die Wand nageln“⁶³².

Die Kernthese des Patchwork-Modells mit Blick auf die Kultur lautet nach wie vor: Das Kulturelle ist eine zeichenhafte Angelegenheit. Genauer: Das Kulturelle ist gleich dem institutionalisierten Zeichenhaften und seinem Gebrauch. Nun haben wir das institutionalisierte Zeichenhafte und seinen Gebrauch bereits in den Teilen II und III gründlich analysiert. Wir müssen also in diesem Kapitel nichts mehr neu erfinden, erforschen oder begründen, sondern nur unsere Überlegungen aus einer etwas anderen Perspektive, nämlich der kulturellen, zusammenfassen.

2.1 Stoff und Ort des Kulturellen

Aus welchem Stoff ist die Kultur des BKM gemacht? Wo können wir sie situieren? Betrachten wir in Anlehnung an semiotische Vorstellungen zunächst, was sich im kulturellen Patchwork so alles tummelt.

2.1.1 Kultureigenschaft: Zeichenhaftigkeit

Das Kulturelle existiert einzig und allein als Zeichenhaftes: Das Patchwork des Kulturellen setzt sich dabei zusammen aus institutionalisierten Signifikaten, Prozessierungsregeln und Signifikanten sowie aus deren Gebrauch.

2.1.1.1 Kulturelle Signifikate

Kulturelle, also institutionalisierte Signifikate machen, wie in Kapitel II.2 gezeigt, den Sinn des Kulturellen aus. Es handelt sich dabei um kognitive, affektive und konative Sinneinheiten, die im neuronalen Netz des menschlichen Gehirns gespeichert sind. Im konkreten Zeichengebrauch werden diese latenten Signifikate aktiviert, womit Sinn verstanden wird, eine plausible Einordnung der Erfahrung in bestehendes Wissen erfolgt und individuelle Geltung und Relevanz für künftiges Denken, Fühlen und Tun hergestellt wird. Dabei finden sich Signifikate, die im Prozessieren bewusst werden können, und welche, die unbewusst verbleiben. Manche Sinneinheiten sind höchst kleinteilig, manche Netze decken breite Semantiken ab. Zu den kulturellen Signifikaten könnten wir beispielweise das Allgemeinwissen, das berufsbezogene Wissen, den Common Sense, die Kenntnisse guter Manieren, das allgemeine Rechtsempfinden, die latente öffentliche Meinung sowie das Lebensgefühl und die Moralvorstellungen zählen.

⁶³² Kaase prägt das berühmte Diktum von der politischen Kultur als „Pudding“, der sich einfach nicht an die Wand nageln lässt (Kaase 1983).

Mit diesen Netzen kultureller Signifikate decken wir wissenschaftliche Vorstellungen ab, die das Kulturelle als mentale Größe auffassen, darunter das objektiviert und internalisierte Wissen Bergers und Luckmanns⁶³³, die idealtypischen Orientierungsmuster Almonds und Verbas⁶³⁴, die sozial geteilten Vorstellungen Rohes⁶³⁵, der ‚geistige Gehalt‘ Cassirers⁶³⁶, das semantische Reservoir Habermas⁶³⁷, die Wissensordnungen Foucaults⁶³⁸ und die Mentalitäten der Mentalitätsgeschichte⁶³⁹.

2.1.1.2 Kulturelle Prozessierungsregeln

Auch kulturelle, also institutionalisierte Prozessierungsregeln sind latent im menschlichen Gehirn situiert.⁶⁴⁰ Wir können sie quasi als Konglomerat von Adverbialsätzen und synthetischen Funktionen beschreiben. Im Zeichengebrauch legen sie nahe, wie Signifikate und Signifikanten im Zeichengebrauch miteinander vernäht werden können, sollen oder müssen. Sie bestimmen also, welche Äußerungen akzeptabel und welche Geltungsabsichten legitim sind, welche Rezeption angemessen ist und welche Folgen daraus abzuleiten sind. Manchmal werden diese Regeln bewusst angewendet, manchmal verbleiben sie implizit. Sie können mehr oder weniger zwingend agieren, sie können exakt passen oder auch vage, nebulös verbleiben. Zu den kulturellen Prozessierungsregeln können wir alles zählen, was das Erkennen, das Verstehen, die Äußerung, den Umgang mit der Außenwelt anleitet, z. B. die Regeln für das Verhalten im Straßenverkehr, die Regeln für das rechtlich und moralisch korrekte Handeln, die Gepflogenheiten im Umgang mit Fremden und Bekannten, die Kochrezepte, den Knigge, die Maßstäbe der Effizienz und der Effektivität, den Duden, die Maßgaben der Legitimität, die Regeln des Mediengebrauchs, die Grammatik, die Bauernregeln oder das Brauchtum. Mit dieser Dimension decken wir eine norm- und regelorientierte Vorstellung des Kulturellen ab, wie sie von Eco⁶⁴¹, Foucault⁶⁴², Habermas⁶⁴³, teils auch von Garfinkel⁶⁴⁴, Goffman⁶⁴⁵ und Wittgenstein⁶⁴⁶ vertreten wird. Mit den speziellen Prozessierungsregeln der Rationalitätsmaßstäbe können wir rationale⁶⁴⁷, moralische⁶⁴⁸ und diskursethische⁶⁴⁹ Kulturvorstellungen abholen.

2.1.1.3 Kulturelle Signifikanten

Zum Kulturellen zähle ich weiter Signifikanten, soweit sie Gegenstand eines institutionalisierten Zeichengebrauchs waren, sind oder werden.⁶⁵⁰ Signifikanten machen die materiell wahrnehmbare Dimension von Kultur aus, sie sind also als Ding natürlich präsent oder vom Menschen angefertigt worden. Kulturelle Signifikanten werden im zeichenhaften Prozessieren in

⁶³³ Vgl. Kapitel IV.1.7.2 „Kultur als Summe von Wissensbeständen“.

⁶³⁴ Vgl. Kapitel IV.1.5.2 „Strukturfunktionale politische Kulturforschung: Grundmodell“.

⁶³⁵ Vgl. Kapitel IV.1.8.6 „Politische Kultur als Vorstellungsstruktur“.

⁶³⁶ Vgl. Kapitel IV.1.8.2 „Kultur als Summe symbolischer Formen der Erkenntnis“.

⁶³⁷ Vgl. Kapitel IV.1.8.5 „Kultur als semantisches Reservoir der Lebenswelt“.

⁶³⁸ Vgl. Kapitel IV.1.12.1 „Kultur als Ensemble von Diskursen“.

⁶³⁹ Vgl. Kapitel IV.1.7.1 „Kultur als historische Mentalität“.

⁶⁴⁰ Vgl. Kapitel II.3 „Prozessierungsregeln“.

⁶⁴¹ Vgl. Kapitel IV.1.8.3 „Kulturelles Handeln als Semiose“.

⁶⁴² Vgl. Kapitel IV.1.12.1 „Kultur als Ensemble von Diskursen“.

⁶⁴³ Vgl. Kapitel IV.1.8.5 „Kultur als semantisches Reservoir der Lebenswelt“.

⁶⁴⁴ Vgl. Kapitel IV.1.9.1 „Herstellung von Kultur im vagen Interaktionsprozess“.

⁶⁴⁵ Vgl. Kapitel IV.1.9.1 „Herstellung von Kultur im vagen Interaktionsprozess“.

⁶⁴⁶ Vgl. Kapitel II.3.1.5 „Relationierung durch äquivalente Codes, Regeln, Diskurse“.

⁶⁴⁷ Vgl. Kapitel IV.1.6 „Politische Kultur im Zusammenspiel mit Interessen und Präferenzen“.

⁶⁴⁸ Vgl. Kapitel IV.1.1.1 „Kultur als Entfaltung von Humanität“.

⁶⁴⁹ Vgl. Kapitel IV.1.8.5 „Kultur als semantisches Reservoir der Lebenswelt“.

⁶⁵⁰ Vgl. Kapitel II.1 „Signifikanten im Kontext“.

vielfältigen Formen erkannt, geäußert bzw. gebraucht. Die Bandbreite orientiert sich dabei an den Kapazitäten der menschlichen Sinnes- und Äußerungsorgane. Manche Signifikanten lassen sich als Formensystem mit distinkten, untereinander kombinierbaren Elementen interpretieren, manche treten als Monolith auf. Einige Signifikanten sind flüchtig, nur temporär präsent, andere überdauern Jahrhunderte als geformte Materie. Signifikanten sind per se in einem situativen Kontext präsent, sie können von Medien und Massenmedien huckepack genommen werden. Zu den kulturellen Signifikanten können wir beispielsweise die deutsche Schrift, Chanel Nr. 5, das Bundeskanzleramt, den Merlot, die Bibel, den Körper von Heidi Klum, Verdis ‚Aida‘, Kinder-Schokolade, den 3er-BMW, den ‚David‘ Michelangelos, die Wohnzimmercouch und ‚Grüß Gott‘ zählen. Mit den Signifikanten decken wir einen Teil des Kulturellen ab, den wir im Sprachgebrauch selbstverständlich als Kultur bezeichnen, nämlich die Kulturgegenstände, die Dinge der Alltagskultur oder die Werke der Hochkultur.

2.1.1.4 Kulturelles Tun

Doch erst der Gebrauch des institutionalisiert Zeichenhaften haucht dem Kulturellen Leben ein. Die Grundformen des kulturellen Tuns sind also das Denken, Interpretieren und Kommunizieren⁶⁵¹: Im Denken verknüpft dabei ein Denkender kulturelle Signifikate. Im Interpretieren verknüpft ein Akteur emissiv oder rezeptiv institutionalisierte Signifikate auf Basis institutionalisierter Prozessierungsregeln mit institutionalisierten Signifikanten. Diese Interpretation lässt sich einerseits auf individueller Ebene umsetzen – ein Signifikant wird dann ohne soziales Gegenüber rezipiert oder zum Einwirken auf unbelebte Gegenstände oder Tiere geäußert oder gebraucht. Andererseits kann sie mit sozialer Ausrichtung erfolgen, indem auf Basis zeichenhafter Erkenntnisse durch physische Kraft auf einen anderen Menschen eingewirkt wird. Im kulturellen Kommunizieren richtet schließlich ein Akteur eine institutionalisierte Prozessierung an einen anderen Menschen, damit dieser Sinn versteht und Geltung akzeptiert. Der Rezipient interpretiert den Signifikantenkomplex wiederum mit Blick auf den Emitenten und beurteilt die Geltung seines Sinns. Kulturelles Tun findet dabei per se in einem konkreten situativen Kontext statt, es kann über Medien oder Massenmedien vermittelt werden.

Zum kulturellen Tun können wir beispielsweise das Sprechen der deutschen Sprache, das Musizieren nach der Partitur von Verdis ‚Aida‘, das Rechtschreiben, das Verhalten gemäß den Vorgaben Knigges, das Fahren nach den Vorschriften der Straßenverkehrsordnung, das althergebrachte Feiern des Weihnachtsfestes, das Rezipieren einer TV-Soap, das Akzeptieren einer Begründung, das Bauen gemäß Bauordnung, das Ritual des Zapfenstreichs der Bundeswehr, das Denken an Heidi Klum, das Zitieren im wissenschaftlichen Kontext, die moralische Kritik, die Abführung von Steuern gemäß Steuerrecht oder das Kochen nach Kochrezept zählen. Mit dieser Dimension inkludieren wir handlungsorientierte Vorstellungen von Kultur, wie sie sich etwa bei Goffman⁶⁵², Garfinkel⁶⁵³, Geertz⁶⁵⁴ und Bhabha⁶⁵⁵ finden.

⁶⁵¹ Vgl. Kapitel III.1 „Grundformen des Zeichengebrauchs“.

⁶⁵² Vgl. Kapitel IV.1.9.1 „Herstellung von Kultur im vagen Interaktionsprozess“.

⁶⁵³ Vgl. Kapitel IV.1.9.1 „Herstellung von Kultur im vagen Interaktionsprozess“.

⁶⁵⁴ Vgl. Kapitel IV.1.8.4 „Kultur als Ensemble semiotischer Texte“.

⁶⁵⁵ Vgl. Kapitel IV.1.13 „Kultur als hybrides, postmodernes Konstrukt“.

2.1.2 Kultureigenschaft: Gruppenweite Verbreitung

„Kultur hat ‚man‘ stets nur mit anderen zusammen“⁶⁵⁶, wie Rohe sagt. Die Rede vom Kulturellen impliziert also, dass die jeweiligen kulturellen Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln und ihr Gebrauch in einer Gruppe verbreitet sind. Nun wollen wir uns aber keinen Illusionen bezüglich der Identität im Zeichen⁶⁵⁷ hingeben: Wie wir in Kapitel II und III gezeigt haben, ist aufgrund pragmatischer Differenzen, der Vagheit des Zeichenhaften, individueller Erfahrungen und lückenhafter Sozialisationsprozesse sowie der spontanen Kreativität der Akteure der völlig gleiche Gebrauch kultureller Institutionen ein Ding der Unmöglichkeit. Wir können das Kulturelle also als ungefähr ähnliche, intersubjektiv anschlussfähige Verbreitung des Zeichenhaften bzw. seines Gebrauchs in einer Gruppe beschreiben.

Diese Gruppe konstituiert sich in meiner Wortwahl übrigens einzig und allein durch den annähernd gleichen Gebrauch des Zeichenhaften.⁶⁵⁸ Eine gemeinsame Identität, ein Zusammengehörigkeitsgefühl, häufiger Austausch, räumliche oder zeitliche Nähe möchte ich mit dem Terminus nicht ausdrücken. Unter so einer Gruppe können wir uns zum Beispiel alle Wissenschaftler, die jemals gelebt haben, oder die Bürger Deutschlands oder auch die englisch Sprechenden vorstellen. Ab welcher Größe können wir überhaupt von einer kulturellen Gruppe sprechen? Ich denke, wir können die Zahl der zugehörigen Personen, der ‚Mitglieder‘ ruhig niedrig ansetzen. Das Verständnis, das wir im Patchwork-Modell vom Kulturellen entwickeln, lässt sich theoretisch sogar auf eine Zweiergruppe anwenden. Generell würde ich aber im Einklang mit dem allgemeinen Sprachgebrauch die kulturelle Gruppe etwas größer fassen, etwa als Milieu, Klasse, Gesellschaft, Nation, Zivilisation, Berufsstand, Bürgerschaft.

2.1.3 Kultureigenschaft: Institutionalisierung

Im Rahmen des Patchwork-Modells begrenzen wir das Kulturelle auf das institutionalisiert Zeichenhafte bzw. seinen Gebrauch. Wie in Kapitel II.3 ausgeführt, impliziert Institutionalisierung, dass Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln in einer bestimmten Gruppe über einen längeren Zeitraum hinweg so ähnlich und nicht anders gebraucht werden.

Die kulturellen Institutionen determinieren den individuellen Spielraum nicht, doch lassen sie auch nicht alles offen. Der prägende Effekt des Institutionellen entfaltet sich dabei über diverse Mechanismen: Zeichenhafte Institutionen können als alltägliche Gewohnheit, als Routine, Brauch oder Tradition einen sanften Zwang ausüben. Es ist dieser leichte Druck, der dafür sorgt, dass wir jeden Tag zweimal Zähne putzen oder an Weihnachten einen Christbaum aufstellen. Wer diesen Institutionen folgt, verhält sich normal, verständlich, akzeptabel, traditionell. In der Umsetzung bleibt hier Freiraum: In welchen Farben wir den Weihnachtsbaum schmücken, ist uns überlassen, und wenn wir lieber in die Tropen reisen wollen, können wir Weihnachten auch einmal ausfallen lassen. Andere Institutionen machen hingegen recht klare und strikte Vorgaben: Als Richtlinien, Konventionen, Standards und Maßstäbe leiten sie den Zeichengebrauch deutlich an, etwa im Kontext des beruflichen Qualitätsmanagements, der professionellen Standards von Journalisten, Juristen oder Wissenschaftlern, der Rationalitätsmaßstäbe der Moral, des harten Regimes der Weight-Watchers-Diät, des Rechtschreibens oder des effektiven Managements. Die Ausrichtung des Zeichengebrauchs an diesen Institutionen impliziert Angemessenheit, Richtigkeit, Verständlichkeit, Anerken-

⁶⁵⁶ Rohe 1987, S. 40.

⁶⁵⁷ Vgl. Derrida in Kapitel II.3.1.6 „Relationierung auf Basis von systemischer Differenzierung“.

⁶⁵⁸ Vgl. Fn. 546.

nungswürdigkeit. Wer dagegen verstößt, hat Nachteile im persönlichen, sozialen oder beruflichen Bereich zu befürchten, etwa den Ausschluss aus einem Berufsverband, die Missachtung der Kollegen, den Misserfolg der sprachlichen Verständigung oder den fehlenden Gewichtsverlust. Manche Institutionen sind gar als rechtliche Normen fixiert. Diese regulieren die Rechte und Pflichten im Interpretieren und Kommunizieren klar und streng, sind vielleicht sogar sanktionsbewährt. Die Befolgung rechtlicher Normen führt dabei zu rechtlich korrektem Verhalten, Verstöße ziehen juristische Konsequenzen nach sich. Wer in Ortschaften schneller als 50 km/h fährt, muss mit Geldbußen rechnen.

2.1.4 Abgrenzung des Kulturellen vom Nicht-Kulturellen

Nach diesen Ausführungen können wir das Kulturelle klar vom Nicht-Kulturellen scheiden.

Nicht zur Kultur zählen wir dabei erstens Größen, die sich nicht von den Komponenten des Zeichenhaften beziehungsweise ihres Gebrauchs fassen lassen, etwa Unverständliches, nicht Erkennbares, Denkbares, nicht Äußerbares.

2.1.4.1 Kultur und natürliche Anlagen

In seinem institutionellen Charakter können wir das Kulturelle weiter von angeborenen, ererbten, biologischen Anlagen abgrenzen – auch wenn diese, wie im Kapitel III.5 gezeigt, den Raum kultureller Möglichkeiten des Menschen abstecken und die Grundlage sämtlicher kultureller Prozesse bilden. Da die Wissenschaft bisher aber wenig Konsens über die relativen Anteile von erlernten vs. angeborenen, biologischen Anlagen erzielen konnte⁶⁵⁹, wäre ich höchst vorsichtig mit der Ableitung konkreter kultureller Aspekte von dieser biologischen Basis, insbesondere wenn damit Bewertungen kultureller Fähigkeiten oder gar eines kulturellen Entwicklungsstands im Sinne evolutionstheoretischer Annahmen verbunden sind. Meiner Intuition nach ist die Ableitung von moralischen Interpretationen, Landessprachen, Rechtsordnungen oder traditionellen Festen aus den möglicherweise definierbaren genetischen Merkmalen einer Ethnie oder auch der Neurophysiologie des Gehirns eine ziemlich absurde und potenziell chauvinistische Vorstellung.

Andersherum beeinflusst der Mensch im kulturellen Tun auch die natürlichen Anlagen. Er verändert durch medizinische Operationen, Sport, Ernährung und Arzneimittel den menschlichen Körper, er probt den Genversuch. Auf sehr lange Sicht halte ich es auch für vorstellbar, dass kulturell nützliche Praktiken in evolutionäre Prozesse einfließen.

2.1.4.2 Kultur und idiosynkratische Entwürfe

Ebenfalls nicht zur Kultur zähle ich die höchst individuellen und idiosynkratischen Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln sowie ihren Gebrauch. Denn sie sind nicht gruppenweit institutionalisiert. Damit stehen wir vor der Aporie, dass ausgerechnet Kunst als überschießend kreativer Zeichengebrauch definitionsgemäß nicht Teil des Kulturellen sein kann. Dennoch können wir im Patchwork-Modell die enge Verknüpfung zwischen Kunst und Kultur nachvollziehen, die der allgemeine Sprachgebrauch kennt: Kunst beruht erstens weitgehend auf dem Kulturellen – zumindest kommt Kaspar Hauser ohne kulturelles Wissen nicht besonders weit in seinen Phantasien und Erfindungen. Weiter sorgt der kreative Zeichengebrauch für Dynamik im kulturellen Patchwork, sofern und sobald er institutionalisiert

⁶⁵⁹ Vgl. Kapitel IV.1.3 „Kultur im Kontext der Biologie“.

wird. So sind renommierte künstlerische Autoren, ihre Werke und die traditionellen künstlerischen Techniken bereits Teil der Kultur geworden.

2.1.5 Kulturelles Patchwork und einzelne Patches

2.1.5.1 Ausschnitte aus dem Patchwork

Die latent kulturellen Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln sowie ihre konkreten Verknüpfungen im Zeichengebrauch sind der Stoff, aus dem das kulturelle Patchwork genäht ist. Es bildet das Gesamt des jemals irgendwo latent oder manifest vorhandenen Kulturellen. So können wir dieses holistische Konstrukt keineswegs in einem Aufwasch erfassen, wir müssen uns dem zeichenhaften Gewebe über einzelne Ausschnitte nähern. Diese nenne ich ‚Patch‘. Patches lassen sich dabei entlang diverser Kategorien heraussäbeln:

- Wir können z. B. einzelne institutionalisierte Signifikanten als Teil des Patchworks betrachten. Damit fokussieren wir die materielle Kultur, die Kulturgegenstände. Dieser Blickwinkel lässt sich wiederum aufspalten in bestimmte Signifikantengattungen, -arten und -formen, etwa als Analyse der visuellen Kulturgegenstände, der Schriftkultur, der kanonischen musikalischen Werke, der schriftlichen Rechtstexte, des Staatswappens, der ägyptischen Pyramiden, der Hochhäuser New Yorks oder der gängigen Geschmacksnuancen von Rotwein.
- Genauso können wir die institutionalisierten Signifikate aus dem zeichenhaften Gewebe herauslösen, womit wir auf das kulturelle Wissen, die Überzeugungen, die Gefühle, die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die moralischen Haltungen, die Realitätsvorstellungen etc. stoßen.
- Einen weiteren Ansatzpunkt bieten Prozessierungsregeln, womit wir uns die geltenden kulturellen Regeln, Gepflogenheiten, die rechtlichen Normen, die Traditionen und Alltagsgewohnheiten vornehmen.
- Weiter können wir einen einzelnen Zeichengebrauch herausgreifen, also eine bestimmte institutionalisierte Prozessierung von Signifikant und Signifikat. Zum Beispiel, dass wir Ostern jedes Jahr für gewöhnlich Ostereier suchen, dass man ‚Bayreuth‘ B a y r e u t h schreibt, dass in wissenschaftlichen Texten jedes Zitat mit Gänsefüßchen angeführt wird, dass man Wasser trinkt oder dass man sich für ein Geschenk bedankt. Ein Spezialfall dieser Variante ist der Ausschnitt des symbolischen Zeichengebrauchs. Mit diesem können wir das nebulöse, verdichtete symbolische Interpretieren und Kommunizieren auf institutionalisierter Basis herausarbeiten und, im personalen Fall, das Repräsentieren.
- Untersuchen lassen sich auch die Patches eines individuellen Akteurs, beispielsweise sein kulturelles Wissen, seine Überzeugungen bezüglich dessen, was wahr und richtig ist, sein Selbstbild, seine kulturellen Gefühle, seine kulturellen Regeln, seine kulturellen Rationalitätsmaßstäbe oder sein kulturelles Tun, sein Interpretieren und Kommunizieren. Dies spiegelt seine Lebensweise. Gleiches funktioniert für komplexe, korporative Akteure, wozu wir die kulturellen Institutionen aller personalen Mitarbeiter sowie korporations-eigene Signifikanten oder Regelkomplexe heranziehen können. Das Ergebnis spiegelt eine Organisations- bzw. Korporationskultur.
- Gleichermaßen können wir die Patches einer sozialen Gruppe auswählen, die primär durch ihr Interagieren herausstechen, etwa die Demonstranten vom Platz des Himmlischen Friedens in China oder die Facebook-Mitglieder.

- Auch ein sozioökonomisch-demographischer Schnitt lässt sich setzen: Dieser nimmt die Signifikate, Signifikanten und Prozessierungsregeln sowie die zeichenhaften Prozessierungen anhand von Kriterien wie Schulausbildung, Beruf, Einkommen, Vermögen, Milieu, Alter oder Geschlecht unter die Lupe. So stoßen wir auf die Kulturen der Superreichen, der Klasse der Arbeiter, der Jugendlichen, der Abiturienten, der Frauen, der Arbeitslosen, der Beschäftigten der IT-Branche oder der Wissenschaft, das Milieu der Rentner oder der Professoren.
- Auch die Geographie bietet sich als Kriterium an; mit ihr lässt sich aufspüren, wie sich das Kulturelle in einer Stadt wie München, in Regionen wie Bayern, Ost- und Westdeutschland, in einem Land wie Italien, einem Kontinent wie Europa gestaltet.
- Gängig sind auch religiöse Ausschnitte aus dem Patchwork: Dabei geht es um die institutionalisierten Signifikatskomplexe eines metaphysischen Glaubens, um Ursprungsmythen, religiöse Alltagspraktiken und Riten, religiöse Tabus, Gebote und Verbote im Zeichengebrauch, die weihvollen religiösen Gegenstände usw.
- Weiter lassen sich Patches entlang wirtschaftlicher Kriterien finden: In diesem Fall stehen die institutionalisierten wirtschaftlichen Semantiken, Prozessierungsregeln, Techniken, die Wirtschaftsgüter und ihr Gebrauch im Vordergrund. Von Interesse könnten hier beispielsweise die kapitalistische Ideologie und Produktionsweise sein, die Vorstellung von knappen Gütern, die Markenwelten oder die gebräuchlichen Konsumprodukte.
- Patches können auch auf technischen Kriterien beruhen: So können wir uns beispielsweise den Gruppen nähern, die das Rad erfunden haben, Atomenergie nutzen oder elektrische Geräte zum Interpretieren und Kommunizieren gebrauchen.
- Ähnlich sind Patches auf Basis medialer und massenmedialer Möglichkeiten im Zeichengebrauch, darunter die Kulturen mit Schriftbesitz oder Buchdruck („Gutenberg-Galaxis“⁶⁶⁰), die audiovisuelle Kultur, die Internet-Kultur.
- Wir können mit dem klassisch-humanistischen deutschen Kulturverständnis das Wahre, Schöne und Gute, das moralisch Vernünftige, die künstlerisch-ästhetische Bildung als emanzipative Kraft des Patchworks ausschneiden und davon den bloß nützlichen Rest, die ökonomischen Rationalität, die profanen Patches der Technik und Wirtschaft als Zivilisation abteilen.
- Weitere Patches entdecken wir über die Kategorie der Zeit, nämlich die der Antike, des Mittelalters, der Zeitgenossen, des 19. Jahrhunderts, der Roaring Twenties und der Baby-Boomer-Generation.
- Wir können das zeichenhafte Gewebe nach Lebensbereichen unterscheiden. Dies erlaubt es uns, zwischen diversen Alltags- und Freizeitkulturen, etwa der Fußballer, der Techno-Jünger, der Pfadfinder, und professionellen, beruflichen Kulturen, etwa der Juristen oder Gymnasiallehrer, zu differenzieren.
- Mit Blick auf den institutionalisierten, künstlerischen Zeichengebrauch können wir ein qualitatives ästhetisches Kriterium anlegen und so das Patchwork in Hoch- und Unterhaltungskultur sortieren.
- Schließlich können wir anhand des Kriteriums des Verbreitungsradius des Zeichengebrauchs zwischen Mainstream und Nischenkultur differenzieren.

⁶⁶⁰ McLuhan 1995.

- Entlang der Vorherrschaft im Zeichengebrauch stoßen wir auf hegemoniale Kulturasspekte im Patchwork, entlang der Subversion auf subkulturelle Aspekte.

In völliger Übereinstimmung mit poststrukturalistischen⁶⁶¹ und postmodernen⁶⁶² Kulturtheorien können wir sagen: ‚Die Kultur‘ gibt es nicht, sondern nur Patches, die wir auf Basis unseres eigenen Zeichengebrauchs und unserer eigenen Absichten anhand selektiver Kriterien aus dem Patchwork herauschneiden.

2.1.5.2 Politische Patches

Und schon liegt in der Luft, wie sich das **politisch Kulturelle** definieren lässt: Es ist einfach ein weiteres Patch im kulturellen Patchwork, und zwar das, das wir anhand des Kriteriums des Politischen aus dem zeichenhaften Gewebe hervortreten lassen. Politisch ist an der Kultur also, was wir als politisch interpretieren, mit dem Signifikat „politisch“ verknüpfen. Im Grunde lassen sich zwei Wege unterscheiden, auf denen wir uns dem politisch Kulturellen nähern können:

Einerseits können wir das politisch-kulturelle Patch als thematisches Feld im Kontext von Polity, Politics oder Policy herauslösen. Somit fokussieren wir Institutionen, die sich auf das politische Zusammenleben, den Staat und seine Formen, die politischen Tugenden, die politischen Verfahren, die politischen Akteure, das Gemeinwohl oder die staatliche Führung und Organisation beziehen. Politische Kultur inkludiert in dieser Perspektive erstens die institutionalisierten politischen Signifikanten als materiell wahrnehmbare Gegenstände der politischen Kultur. Für mich wären das etwa die schwarz-rot-goldene Flagge, der Körper eines Elder Statesman, die politischen Gesetzestexte, das Reichstagsgebäude, die politischen Denkmäler. Zweitens können wir die institutionalisierten politischen Signifikate als Teil der kulturellen Semantik auffassen, darunter beispielsweise die idealtypischen Orientierungen Almonds und Verbas⁶⁶³, die latente öffentliche politische Meinung, der politische Common Sense, das politische Wissen, die Erkenntnisse über die politische Realität, die politischen Rationalitätsmaßstäbe. Als dritte latente Komponente kommen die politischen Prozessierungsregeln hinzu, die die politisch-kulturellen Gepflogenheiten, Rechtsnormen, Konventionen, Werte und Traditionen spiegeln. Lebendig werden diese Komponenten der politischen Kultur aber erst im konkreten kulturellen Zeichengebrauch, etwa in der Rechtsanwendung durch die Judikative, im Vollzug politischer Rituale zur Inauguration von Politikern, in den Parlamentsdebatten und dem Phrasendreschen am Stammtisch, in den öffentlichen Reden der Staatsmänner und -frauen, in den Demonstrationen der Bürger, in den institutionalisierten Weisen der Kriegsführung und den Repräsentationen kultureller Identität.

Diese gesamthafte politische Kultur brechen wir im allgemeinen Sprachgebrauch meist weiter herunter, etwa auf Basis geographischer, rechtlicher, soziodemographischer, ökonomischer, zeitlicher und gruppenbezogener Patches. So treffen wir auf die politische Kultur der Regierung Schröder, der Nachkriegszeit, der Deutschen, der Bundeskulturpolitik, der Korporation des Deutschen Bundestags, der Anhänger des Sozialismus, des deutschen Staats, der Wählermilieus, der Berufspolitiker, der Frauen in der Politik und der Generation der Nachwuchspolitiker. Der Kultur einer Nation kommen wir übrigens auf die Spur, indem wir die politischen, rechtlichen, sprachlichen, institutionalisiert-künstlerischen und alltagskulturellen Patches, die zu einer Zeit in einem Staatsgebiet relativ homogen gebraucht werden, her-

⁶⁶¹ Vgl. Kapitel IV.1.12.1 „Kultur als Ensemble von Diskursen“.

⁶⁶² Vgl. Kapitel IV.1.13 „Kultur als hybrides, postmodernes Konstrukt“.

⁶⁶³ Vgl. Kapitel IV.1.5.2 „Strukturfunktionale politische Kulturforschung: Grundmodell“.

ausfiltern. Als Zivilreligion könnten wir schließlich die Kombinationen säkularisierter religiöser und politischer Patches fassen. Sie spiegelt damit die überhöhten Glaubensüberzeugungen politischer Gemeinwesen, erzählt Mythen über den Ursprung des Staates, verhängt Tabus, Gebote und Verbote und drückt damit die konstruierte Identität einer politischen Gruppe aus. Jedenfalls würde das politisch Kulturelle in dieser thematischen Perspektive einem Teilbereich des kulturellen Patchworks entsprechen.

Andererseits können wir das Politische mit Phänomenen wie Macht, Herrschaft, Interesse, Rationalität, Konsens, Konflikt, Legitimität, Freiheit, Gleichheit, Strategie, Führung und Repräsentation gleichsetzen. Dann wäre das gesamte kulturelle Patchwork politisch durchwirkt. Andersherum ist fast alles Politische kulturell. Nichts mit Kultur zu tun hat im Kontext des Politischen nur das angeboren und idiosynkratisch Zeichenhafte.

2.1.6 Empirische Überlegungen: Kulturelle Stoffe des BKM

2.1.6.1 Kulturalität des Datenkorpus

In unserem empirischen Datenkorpus finden sich Signifikantenkomplexe, die der BKM in der Amtszeit Prof. Nida-Rümelins geäußert hat. Wir finden darin keine latenten oder gebrauchten Signifikate oder Prozessierungsregeln. So stellt sich die Frage: Handelt es sich bei diesen Texten um etwas Kulturelles? Oder gehen sie auf angeborene Grundlagen oder idiosynkratische Entwürfe zurück? Dazu müssten sie ähnlich in einer Gruppe institutionalisiert sein und gebraucht werden. Die Signifikantenkomplexe minus das angeboren und idiosynkratisch Zeichenhafte sollten dabei den kulturellen Signifikantenkomplexen des BKM entsprechen. Für eine kulturelle Grundierung unseres empirischen Datenkorpus sprechen auf Basis der in Kapitel IV.2.10.5 ausgearbeiteten Kriterien folgende Gründe: Die kulturellen Institutionen prägen den Löwenanteil unseres Zeichengebrauchs, so wohl auch des Kommunizierens des BKM. Gerade das öffentliche politische Kommunizieren tendiert weiter, wie in Kapitel III.3.4 ausgeführt, zu kulturellen Prozessierungen, denn es will intersubjektiv verstanden werden und persuasiv wirken. Für Kulturalität spricht auch, dass ich als Mitglied ähnlicher Patches fast alles, was der BKM geäußert hat, verstehen und in seiner Geltung akzeptieren kann. Es fällt kaum etwas Spektakuläres, Wildes, dramatisch Abweichendes ins Auge. Auch das institutionelle Kriterium der Dauerhaftigkeit des Gebrauchs bilden zahlreiche Signifikanten im Datenkorpus ab. Weiter können wir die kulturelle Grundierung der Daten an der umfassenden rechtlichen Regulierung des Zeichengebrauchs des BKM festmachen. Die Korporation bewegt sich ja, wie in Kapitel III.6.3.3 dargelegt, in einem Netz aus klaren, strikten Rechtsnormen, die den politischen Zuständigkeitsbereich, die Entscheidungsbefugnisse, das Ausmaß und die Qualität des Kommunizierens sowie budgetäre Ressourcen definieren.

Beim Anhaltspunkt des gruppenweit gleichschwingenden Gebrauchs stoßen wir allerdings an empirische Grenzen. Denn über das öffentliche Kommunizieren des BKM in der Amtszeit Prof. Nida-Rümelins hinaus haben wir keine empirischen Daten, etwa zu anderen Amtsträgern oder zur Bundeskulturpolitik, erhoben. Dazu wissen wir nicht, ob andere Amtsträger, deutsche Politiker, Kunstförderer oder Pressesprecher ähnlich agieren. Welche Gruppen sollen wir hier überhaupt heranziehen? Ich gehe davon aus, dass der BKM und sein Personal Mitglieder in unzähligen, diversen Patches mit verschiedenen kulturellen Institutionen sind. Die folgende Grafik stellt exemplarische Patches dar:



Grafik IV.1: Exemplarische Patches, die den BKM durchziehen

Diese Summe an Patches können wir als Organisationskultur des BKM bezeichnen. Im Rahmen unserer empirischen Daten können wir den ähnlichen Gebrauch also nur an der Organisationskultur des BKM in der Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin festmachen, wobei wir allerdings kaum Anhaltspunkte finden, welche Mitglieder dieses organisationalen Patches für eine Äußerung verantwortlich zeichnen. Zum gleichschwingenden Gebrauch von kulturellen Institutionen mit den Mitgliedern anderer Patches können wir nichts sagen.

Summa summarum können wir wohl hypothetisch annehmen, dass insbesondere die regelmäßig gebrauchten und rechtlich normierten Signifikantenkomplexe des BKM kultureller Art sind. Dazu würde ich grob den gesamten Datenkorpus zählen, der dabei aber durchgängig auf angeborenen Grundlagen des Zeichengebrauchs basiert und von idiosynkratischen Einflüssen durchwoben ist. Letztere können wir mit Blick auf den Amtsträger als Personalstil fassen. Am Beispiel von Konsens und Konflikt haben wir in Kapitel 10.2.2.2 die stilistischen Unterschiede der Amtsträger untersucht. Das Ergebnis lautete, dass BKM Nida-Rümelin im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger Naumann und auch im Vergleich zu seiner Nachfolgerin Weiss recht konsensorientiert, moderierend agiert. Leber interpretiert dies ähnlich: Nida-Rümelin bezeichnet er als „smarte(n) Moderator“⁶⁶⁴ mit einem ordnungspolitisch „nüchternen, funktionalen Ansatz“⁶⁶⁵, Naumann hält er für einen „intellektuelle(n) Provokateur“⁶⁶⁶. Naumann selbst skizziert die persönlichen Stile der Amtsträger im Experteninterview wie folgt:

„Zwischen den ersten drei Amtsträgern lässt sich durchaus unterscheiden, alle drei kamen ja aus dem ‚Milieu‘. Ich war Verleger, Christina war Kultursenatorin und Julian war Philosoph. Alle drei hatten verschiedene Sprachsets. Das von Christina war eher germanistisch geprägt, meines kommt eher aus dem Verleger- und Journalismushandwerk und nebenbei bin ich ja auch Professor. (...) Das heißt, wir hatten alle drei einen Sprachschatz, der uns historisch-kulturell, natürlich auch philosophisch geprägt hat. Bernd Neumann hingegen kommt aus der praktischen Politik und hat in dieses Amt etwas eingebracht, was außerordentlich begrüßenswert ist: Nämlich Projekte, die entweder aus dem Amt selbst oder aus den Anträgen und Wünschen der Kulturszene heraus gewachsen sind, durchzusetzen im politischen Prozess. Er hat da viel Erfahrung mitgebracht als Bundestagsabgeordneter und Landesvorsitzender der CDU. Er hat in diese so genannte Glanznummer im Kabinett praktische, politische Erfahrung eingebracht und konnte dadurch, was außerordentlich lobenswert ist, das finanzielle Volumen erhöhen. Ob er allerdings auf den politisch-kulturellen Diskurs Einfluss hatte? Ich würde sagen, noch weniger als der Bundespräsident.“⁶⁶⁷

Scherer beschreibt die Stile der drei Amtsträger so:

⁶⁶⁴ Leber 2010, S. 103

⁶⁶⁵ Leber 2010, S. 148.

⁶⁶⁶ Leber 2010, S. 91.

⁶⁶⁷ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Naumann“.

„Einerseits fundierte Nida-Rümelin kulturpolitische Entwürfe mit präzisen theoretischen Grundlegungen, andererseits packte er die administrative Umsetzung politischer Entscheidungen tatkräftig an.“⁶⁶⁸

„Nida-Rümelin hatte in parteipolitischen Gremien immer eine Sonderrolle. Er pflegte durch seine philosophische Bildung und seine wissenschaftliche Karriere einen anderen Gestus, hatte sozusagen eine andere Aura, eine andere Art zu argumentieren. Denken Sie nur an seine Art, druckreif zu reden, Reden einfach aus dem Kopf zu rezitieren.“⁶⁶⁹

„Naumann dachte in globalen Maßstäben. Er setzte internationalen Glamour gegen das typisch deutsche Klein-Klein, was sich dann ja im Begriff der Verfassungsfolklore zuspitzte.“⁶⁷⁰

„Christina Weiss zeichnete sich durch eine hohe Empathie für die Bildende Kunst, das Theater und den Tanz aus.“⁶⁷¹

2.1.6.2 Kulturelle Institutionen im Zeichengebrauch des BKM

Wenn wir davon ausgehen wollen, dass der gesamte Datenkorpus des BKM kulturell grundiert ist, dann haben alle empirischen Signifikantenkomplexe etwas Kulturelles an sich. Die entsprechenden signifikanten Formen, ihre Systematik oder Einzigartigkeit, ihre Vergänglichkeit und Dauerhaftigkeit, ihre situativen Kontexte, medialen und massenmedialen Träger haben wir bereits in den Kapiteln II.1 und III.11 analysiert, unten finden Sie eine kurze Zusammenfassung aus kultureller Perspektive.

Auf Basis der kulturellen Signifikanten können wir dann abduktiv auf die kulturellen Prozessierungsregeln und Signifikate des BKM schließen. Entweder wir rekonstruieren dabei einfach, wie wir selbst diese verstehen. Oder wir versuchen, uns dem ursprünglichen Zeichengebrauch des BKM anzunähern. Dies funktioniert umso besser, je näher uns die kulturellen Institutionen des Amtsträgers bzw. seiner Mitarbeiter liegen. Da ich als deutsch Sprechende, Kulturinteressierte, Politikinteressierte, Kommunikationsmanagerin und Wissenschaftlerin am Anfang des 21. Jahrhunderts in Deutschland nicht wenige Patches mit dem BKM, seinem Amtsträger bzw. seinen Mitarbeitern teile, habe ich mich in den Teilen II und III an diversen abduktiven Schlüssen auf Prozessierungsregeln und Signifikate im Gebrauch des BKM versucht. Die entsprechenden Ergebnisse finden Sie zusammengefasst im Kapitel II.17.

Lassen Sie mich an dieser Stelle das Regelmäßige, das Typische der Organisationskultur des BKM kurz zusammenfassen. Dabei versuche ich von Zeit zu Zeit eine heuristische Verknüpfung mit weiteren kulturellen Patches im Umfeld des BKM:

Die politische Kultur des BKM ist eine kommunikative. Scherer formuliert im Experteninterview treffend:

„Das zentrale Wirkungsfeld des Kulturstaatsministers sind – auch weil seine realpolitischen Ressourcen eher bescheiden sind – die kulturellen Diskurse. Der BKM macht symbolische Politik, die hier keinesfalls als Beiwerk verstanden werden darf, sondern als symbolisches Handeln zur Gestaltung und Veränderung des politischen Rahmens. Bundeskulturpolitik ist nicht nur Entscheidungspolitik, ihre Aufgabe ist vielmehr die eigenständige Interpretation der kulturellen Diskurse im Land.“⁶⁷²

Die Korporation äußert sich im Schnitt über zwei Mal pro Tag öffentlich.⁶⁷³ Wenn wir diese kulturelle Regelmäßigkeit – ganz ohne empirisches Gelände – mit anderen Patches in seinem Umfeld in Verbindung bringen wollen, könnten wir annehmen, dass sie kulturelle Nor-

⁶⁶⁸ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Scherer“.

⁶⁶⁹ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Scherer“.

⁶⁷⁰ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Scherer“.

⁶⁷¹ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Scherer“.

⁶⁷² Kapitel VII.B.2.3 „Transkript Interview mit Dr. Scherer“.

⁶⁷³ Vgl. Kapitel III.13.4.2.1 „Intensität kommunikativer Thematisierung“.

men des demokratischen und rechtsstaatlichen Patches spiegelt, die der Regierung vorgeben, über politische Ziele und Projekte öffentlich und transparent aufzuklären.⁶⁷⁴

Dabei kommuniziert der BKM typischerweise über Themen wie die Filmförderung, die Aufgaben und Ziele des Amtes, über Bildende Kunst, kulturelle Integration, Erinnerungsstätten sowie Medien. Wenn wir uns am Patch des deutschen Rechts im kulturpolitischen Kontext orientieren, deckt der BKM in seinen kommunikativen Akten letztlich jedes Thema seines Kompetenzbereiches ab. Er bewegt sich also in den Bahnen der kulturellen Rechtsnormen und schöpft den entsprechenden kommunikativen Spielraum voll aus. Nur einmal bewegt er sich, wie in Kapitel II.2.3.1 dargestellt, über seine angestammten Befugnisse hinaus, im Rahmen von Äußerungen zur Bioethik. Dies wird sofort von Journalisten und anderen kulturpolitischen Akteuren sanktioniert. Sogar Nida-Rümelins Vorgänger Naumann übt Kritik:

„Wenngleich er (Nida-Rümelin, KW) sich – ganz am Anfang – überraschenderweise zu einem Thema äußerte, was nun wirklich nicht in seinen Beritt gehörte, nämlich zur Frage der Stammzellenforschung. (...) In anderen Worten, jeder Politiker ist gut beraten, sich einzumischen, so gut er kann. Allerdings ist diese Position, in die man ex officio gelangt, eine nur scheinbare Autoritätsposition. Das Amt verleiht zwar Würde, aber verleiht es auch Sachautorität? Das ist die Frage. Politiker, die sich öffentlich äußern, sollten den Ruf der Politik nicht dadurch beschädigen, dass sie die Amtsautorität, die ja eine Art Schallverstärker ist, nutzen, um Dinge zu sagen, die nicht unbedingt mit ihrer persönlichen, intellektuellen, politischen oder amtlichen Autorität versehen sind. Das war – das sage ich offen – im Fall von Nida-Rümelin so. Auch bei einem weit gefassten Kulturbegriff war seine Einlassung auf diesem Gebiet überraschend, denn er ist nicht als Stammzellenforscher berufen worden. Ich habe aber gesagt, Kultur ist in diesem Sinne das Aufgreifen von allen Fragen zur Ordnung der Gesellschaft, und selbstverständlich gehört die Frage der Stammzellenforschung auch dazu. Daher ist das, was ich eben gesagt habe, nicht zurückzunehmen, sondern zu qualifizieren. Die wenigsten Leute wussten – und ich wusste es auch nicht –, dass er sich dazu schon vorher geäußert hatte und ich hätte ihm dabei aus rein politischen Gründen Zurückhaltung empfohlen, weil das ja ein sehr heikles Gebiet ist und er kämpft ja immer noch mit diversen Fremdworten um seine Position. Das war aber nicht unbedingt der eng umfasste Begriff von Kultur, der bekanntlich nicht durch Wissenschaftsaufgaben, sondern durch Kulturpflege im strengeren Sinn beschrieben ist.“⁶⁷⁵

Das Missfallen an Prof. Nida-Rümelins Äußerung zeigt klar, wie strikt die Norm des rechtsstaatlichen Zuständigkeitsbereichs für bundespolitische Akteure geregelt ist. Gleichzeitig verdeutlicht die Äußerung das Überlappen des personalen, beruflichen Patches von Prof. Nida-Rümelin, in dem es für einen Philosophen völlig legitim wäre, zu bioethischen Fragen Stellung zu beziehen, mit dem kulturpolitischen Patch, das dies für inakzeptabel hält. Das sozialdemokratische, parteipolitische Patch kommt im öffentlichen Kommunizieren des BKM ebenfalls von Zeit zu Zeit durch, beispielsweise in parteipolitisch inspirierten Veranstaltungen wie dem Kulturforum der Sozialdemokratie. Auch typisch sozialdemokratische Überlegungen zur Soziokultur, zur ‚Kultur für alle von allen‘ finden sich in regelmäßigen Abständen.⁶⁷⁶

In den öffentlichen kommunikativen Akten des BKM zeichnen sich eine mediale Vermittlungskultur⁶⁷⁷ und eine präsenzhaftige Veranstaltungskultur⁶⁷⁸ ab. Erstere konstituiert sich aus den über zwei Dritteln von Äußerungen des BKM, die in Bezug zu Medien und Massenmedien stehen. Der BKM kommuniziert dabei regelmäßig mit Journalisten von Presse, Hörfunk und TV, entweder über breite Verteiler oder exklusive Distribution. Die massenmediale Vermittlungskultur des BKM ist somit eine kooperative, die Gestaltungsmacht verteilt sich zwischen den Journalisten und dem Personal des BKM. Für gewöhnlich greift der BKM im massenmedialen Kommunizieren auf die Form des Interviews, der Pressemitteilung, des Pres-

⁶⁷⁴ Vgl. III.6.3.3 „Exkurs: Rechtliche Ressourcen des BKM“.

⁶⁷⁵ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Naumann“.

⁶⁷⁶ Vgl. z. B. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002z, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001z.

⁶⁷⁷ Vgl. III.11 „Medien und Massenmedien im Zeichengebrauch“.

⁶⁷⁸ Vgl. III.10 „Kommunizieren bei Kopräsenz“.

sebilds und der Pressekonferenz zurück. Diese orientieren sich typischerweise an einem informativen oder intellektuell-feuilletonistischen Stil. Das mediale und massenmediale Kommunizieren ist dabei gegenüber dem finalen Rezipienten weitgehend monologisch ausgerichtet. Kulturell üblich ist, dass Journalisten als Anwalt der Bürger kritische Fragen an den BKM richten.

Die präsenzhafteste Veranstaltungskultur resultiert aus etwa der Hälfte der öffentlichen Äußerungen des BKM, die im Rahmen formalisierter Auftritte des Amtsträgers auf fremden Eventplattformen erfolgen. Prof. Nida-Rümelin hält typischerweise Reden, meist zu großen kulturellen Debatten oder auch zu konkreten Policies. Er diskutiert regelmäßig mit anderen Vertretern der Kulturbranche und vollzieht diverse rituelle Handlungen. Auch mit dem Veranstaltungspublikum wird gemeinhin monologisch kommuniziert, Kritik und Fragen ergeben sich aus der Interaktion mit anderen kulturpolitischen Protagonisten auf der Veranstaltungsbühne. Der Stil der Präsenzveranstaltungen ist teils förmlich-offiziell, teils feierlich oder gar glamourös.

Im reichweitenstarken massenmedialen und veranstaltungsbezogenen Kommunizieren genügt der BKM wiederum dem rechtsstaatlichen Gebot, seine kulturpolitischen Haltungen und Projekte öffentlich transparent zu machen. Er unterwirft sich demokratischen Gepflogenheiten, indem er sachlich um Zustimmung wirbt und sich von den Protagonisten der Kulturbranche und Journalisten befragen und kritisieren lässt. Er wird in seinem Kommunizieren weiter der politischen Regel gerecht, dass politische Entscheidungsträger Führung übernehmen, Reformen vorschlagen und durchsetzen sollen.

Im Kommunizieren gebraucht der BKM primär sprachliche Signifikanten, ergänzt durch körperliche Handlungen, Fotografien und bewegte Bilder.⁶⁷⁹ Die Gattung der Sprache wird hier bevorzugt, womit das europäische Patch des Logozentrismus nicht weit entfernt liegt.⁶⁸⁰ Der BKM folgt demnach dem moralischen Postulat, Äußerungen im politischen Kontext in erster Linie sprachlich zu tätigen. Die Amerikanisierungsdebatte⁶⁸¹ können wir in diesem Zusammenhang übrigens als kulturellen Konflikt zwischen dem europäischen, logozentristischen Patch und den kulturellen Neuerungen aus dem amerikanischen Patch beschreiben: Die moralisch vernünftige Sprachlichkeit kollidiert mit dem effektivitätsorientierten Gebrauch bunter, bewegter Bilder und unterhaltsamer Signifikantenkomplexe.

Das repräsentative Kommunizieren ist dabei typisch für den BKM. Wie in Kapitel III.10.2 gezeigt, tritt der Amtsträger regelmäßig öffentlich auf, er hält Reden, vollzieht rituelle Handlungen und wird in Texten als Autor oder Interviewpartner genannt. Dieses Repräsentieren können wir wiederum mit den kulturellen Institutionen des rechtsstaatlichen und demokratischen Patches der Bundesrepublik in Verbindung bringen, wonach Repräsentanten sichtbar, transparent sein, öffentlich Führung übernehmen und Verantwortung zeigen sollen. Wir könnten es gleichermaßen auf die persuasive Institution der Darstellung sozialer Ressourcen seitens des Amtsträgers beziehen, wonach öffentliche, glamourös inszenierte Auftritte gemeinsam mit mächtigen anderen Protagonisten Prestige und Macht steigern.

Der BKM gebraucht in beiden Formen regelmäßig Prozessierungen, die sich als persuasive Strategien interpretieren lassen, darunter die Thematisierung, den semantischen Transfer, das Testimonial, das Framing, die rationale Argumentation usw. Extrem emotionalisierende Inszenierungen, aufmerksamkeitsstarke Kampagnen, Manipulation und Propaganda finden

⁶⁷⁹ Vgl. Kapitel II.1.3.2 „Signifikantengattungen im Kommunizieren des BKM“.

⁶⁸⁰ Vgl. Kapitel III.13.3.3.4 „Erwünschte, nachhaltige Folgen generieren“.

⁶⁸¹ Vgl. Abschnitt „Amerikanisierung und Professionalisierung“ in Kapitel III.13.2 „Ergebnisse der Literatur“.

sich dabei nicht. Dies könnten wir auf demokratische, rechtsstaatliche und historische Patches der Bundesrepublik beziehen: Nach den Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Propaganda sind fulminante, pompöse Inszenierungen, emotionalisierende, propagandistische Kampagnen tabuisiert.⁶⁸² So sind Quantität und Qualität des regierungsamtlichen Kommunizierens, wie in Kapitel III.6.3.3 ausgeführt, Gegenstand verfassungsrechtlicher und einzelgesetzlicher Normierung sowie ethischer Kodizes, die transparente Aufklärung anmahnen und propagandistische Manipulation und Geheimhaltung verbieten. Ein eher sachlich-nüchterer Stil hat sich damit eingebürgert, unterhaltsames Politainment wird kritisch beäugt. Der BKM orientiert sich an diesen Vorgaben, wie die empirischen Daten zeigen. Er befolgt auch das Gebot, regierungsamtliches Kommunizieren nicht zu Wahlkampfzwecken zu gebrauchen, indem er das offizielle Kommunizieren in den zwei Monaten vor dem Wahltermin einschränkt.⁶⁸³ Stattdessen absolviert der Amtsträger in seiner Rolle als Parteipolitiker dann vermehrt öffentliche Veranstaltungen.

2.1.7 Fazit: Stoff und Ort des Kulturellen

Das Zeichenhafte ist der Stoff, aus dem das kulturelle Patchwork geschneidert ist: Es besteht latent aus institutionalisierten Signifikanten, den materiell wahrnehmbaren Kulturgegenständen, weiter aus institutionalisierten, mental situierten Signifikanten, die das kulturelle Wissen und Fühlen, die Vorstellungen über das Wahre, das Richtige, das Selbst beinhalten, und schließlich aus den institutionalisierten mentalen Prozessierungsregeln, die Gewohnheiten, Gepflogenheiten, Konventionen, Standards und rechtliche Normen spiegeln. Zum Leben erwacht die Kultur im konkreten Zeichengebrauch, im Denken, Interpretieren und Kommunizieren.

Die Rede vom Kulturellen impliziert dabei, dass die jeweiligen kulturellen Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln und ihr Gebrauch in einer Gruppe bei mindestens zwei, meist aber weit mehr Menschen ungefähr ähnlich verbreitet sind. Die Ähnlichkeiten rekrutieren sich dabei aus den gruppenbezogenen Institutionen des Kulturellen, die das kulturelle Tun mehr oder weniger strikt und eindeutig anleiten. Manchmal regiert der sanfte Zwang der kulturellen Gewohnheit, manchmal der scharfe Ton des öffentlichen Rechts. Nicht Teil der Kultur sind damit angeborene, biologische Anlagen des Menschen, wiewohl diese den Rahmen der kulturellen Optionen abstecken. Nicht Teil der Kultur sind auch die idiosynkratischen Erfindungen des Einzelnen, denn Kultur ist ein kollektives Phänomen. Nichtsdestotrotz bildet Kultur die Basis von idiosynkratischer Kreativität und wird von dieser zur Innovation gereizt.

Das Patchwork inkludiert – neben dem partiellen idiosynkratischen und dem seltenen angeborenen Zeichengebrauch – das Gesamt der jemals latent irgendwo vorhandenen oder manifest gewordenen Kultur. Der Analyse halber können wir es in bestimmte Patches, also Ausschnitte des zeichenhaften Gewebes zerteilen. Dabei können wir uns entlang semantischer, ökonomischer, geographischer, zeitlicher, alltäglicher, beruflicher, künstlerisch-ästhetischer, wirtschaftlicher, religiöser, formaler, regel-, akteur- und gruppenbezogener Kriterien bewegen. Damit ist klar: ‚Die Kultur‘ gibt es nicht, sondern nur Patches, die wir auf Basis unseres eigenen Zeichengebrauchs und unserer eigenen Absichten anhand selektiver Kriterien aus dem Patchwork herausausschneiden. Kultur ist auf dieser Beobachtungsebene ein weiteres zeichenhaftes Konstrukt.

⁶⁸² Vgl. III.6.3.3 „Exkurs: Rechtliche Ressourcen des BKM“.

⁶⁸³ Vgl. Kapitel III.13.4.2.2 „Kampagnenführung“.

Das politisch Kulturelle ist ebenfalls ein derartiges Patch. Es lässt sich erstens als thematisches Feld, bezogen auf Polity, Politics und Policy herauschneiden. Es ist so gleich dem institutionalisierten politisch Zeichenhaften und seinem politischen Gebrauch. Es umfasst somit das gruppenweit, dauerhaft verbreitete politische Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln, z. B. den politischen Common Sense, die politischen Rationalitätsmaßstäbe, politische Handlungsmuster, politische Rituale und Traditionen, politische Bauwerke, Denkmäler und Schriftsätze. In der Praxis betrachten wir das politisch-kulturelle Patch meist in Kombination mit anderen Patches, etwa geographischen, gruppenbezogenen, soziodemographischen, wirtschaftlichen, religiösen und zeitlichen Kriterien. Der Großteil des politischen zeichenbezogenen Denkens, Fühlens, Verhaltens und Handelns beruht dabei auf den kulturellen Institutionen. Zweitens können wir das Politische am Kulturellen an Größen wie Macht, Herrschaft, Interesse, Rationalität, Konsens, Konflikt, Legitimität, Freiheit, Gleichheit, Strategie, Führung und Repräsentation festmachen. Damit ist das gesamte kulturelle Patchwork vom roten Faden der Politik durchzogen.

Unser empirischer Datenkorpus versammelt Signifikantenkomplexe, die der BKM in der Amtszeit Prof. Nida-Rümelins geäußert hat. Dabei können wir grob davon ausgehen, dass es sich weitgehend um kulturelle Signifikanten handelt, denn generell ist der Großteil des Zeichengebrauchs institutionalisiert und gerade politische Äußerungen bedienen sich des Verstehens und der Verständigung wegen meist kultureller Institutionen. Als Mitglieder vergleichbarer Patches können wir sie zudem verstehen und in ihrer Geltung akzeptieren. Insbesondere die Signifikantenkomplexe, die der BKM regelmäßig, dauerhaft nutzt, können wir dem Kulturellen zuordnen. Auch die grundlegende rechtliche Normierung des Zeichengebrauchs des BKM spricht für Kulturalität. Allerdings können wir mangels empirischer Analysen nicht sagen, ob die Signifikanten des BKM denen anderer Akteure ähneln, die gemeinsam mit dem BKM Mitglied in einem Patch, etwa der Bundeskulturpolitik, der Deutschen, der deutsch Sprechenden, der Staatsminister, der Intellektuellen sind. Wir können den ähnlichen Gebrauch also nur an der Organisationskultur in der Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin festmachen. Von den empirischen kulturellen Signifikantenkomplexen des BKM können wir auf die kulturellen Signifikate und kulturellen Prozessierungsregeln schließen, die der BKM gebraucht. Wir haben alle drei Komponenten und ihre Prozessierungen bereits in Teil II und III untersucht.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Organisationskultur des BKM eine kommunikative ist, regelmäßig äußert sich der Amtsträger über Medien und Massenmedien sowie im Rahmen von Veranstaltungen zur ganzen Palette an Themen in seinem Zuständigkeitsbereich. Er kommuniziert primär monologisch, in Form von Reden, Podiumsdiskussionen und rituellen Handlungen sowie von Interviews, Pressemitteilungen und Pressebildern. Dialog findet in diesem Rahmen nur mit anderen Protagonisten der Kulturbranche bzw. Journalisten statt. Typisch für das öffentliche Kommunizieren des BKM sind dabei sprachliche Signifikantenkomplexe, daneben greift die Korporation auch auf bildhafte, bewegtbildhafte und körperliche Gattungen zurück. Im Kommunizieren lassen sich diverse persuasive Strategien erkennen, etwa das symbolische Repräsentieren und das Argumentieren. Von diesem organisationskulturellen Patch können wir gewagte Querverbindungen ziehen zu anderen Patches, etwa dem der deutschen Sprache, des europäischen Logozenismus, den Normen des Rechtsstaats, der Demokratie, der Zuständigkeitsverteilung im deutschen Kulturföderalismus und schließlich zur nationalsozialistischen historischen Erfahrung.

2.2 Kulturelle Akteure

Ist der BKM nun ein kultureller Akteur? Hat der Einzelne überhaupt Teil am kollektiven Kulturellen? Welche Arten von Akteuren tauchen im kulturellen Zeichengebrauch auf?

2.2.1 Charakteristika kultureller Akteure

Das Kulturelle ist ein kollektives Gut, es ist gruppenbezogen verbreitet. Konkret sind Signifikate und Prozessierungsregeln aber im Einzelnen situiert – in jedem Einzelnen dieser Gruppe genau genommen. Das Kulturelle wird auch nur vom Einzelnen in seinen kulturellen Akten gebraucht. Dieser wird so häufig als ‚Kulturträger‘ bezeichnet, was die Annahme einer gewissen Passivität impliziert, die ich – wie Kapitel III.3 zeigt – kaum teile. Ich werde den Einzelnen im kulturellen Zeichengebrauch daher als kulturellen Akteur bezeichnen.

Im institutionellen Kontext spielen im Wesentlichen die gleichen Akteure eine Rolle wie im Zeichengebrauch im Allgemeinen, wenn wir von den kreativen Verrückten und den nicht-sozialisierten Kaspar-Hauser-Personen einmal absehen. Wie wir in den nächsten Kapiteln ausarbeiten, befinden sich diese Akteure in spezifischen Kontexten, sie bewegen sich zwischen bestimmten kulturellen Freiheits- und Determinierungsgraden, sie zeichnen sich durch spezifische kulturelle Kompetenzen und Ressourcen im institutionalisierten Zeichengebrauch aus, sie stehen in bestimmten Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Entsprechend gestalten sich ihre interpretativen und kommunikativen Erfolgchancen.

Wir können auch im kulturellen Zeichengebrauch einfache, personale Akteure und komplexe, etwa korporative Akteure unterscheiden. Letztere zeichnen sich, wie in Kapitel III.2.1.4 ausgeführt, dadurch aus, dass sie vielfältiges Personal mit professionellen Kompetenzen beschäftigen, dass sie auf diverse Ressourcen zurückgreifen können und dass sie über eine dauerhafte, rechtliche Organisationsform sowie eine organisationale Identität verfügen. Ihre Ressourcen, Rechte und Fähigkeiten machen die Korporation jedenfalls zu einem machtvollen Akteur im kulturellen Geschehen.

2.2.2 Politisch-kulturelle Akteure

Auch im politischen Kontext sind die kulturellen Akteure weitgehend deckungsgleich mit den politischen Akteuren im allgemeinen Zeichengebrauch. Die institutionalisierten politischen Signifikate und Prozessierungsregeln politischer Gruppen sind latent in jedem einzelnen Mitglied situiert, sie werden nur von diesen Gruppenangehörigen gebraucht. Die politisch-kulturellen Akteure, insbesondere die korporativen, verfügen über spezifische kulturelle, zeichenbezogene Fähigkeiten und Ressourcen und damit über relative Macht im Zeichengebrauch.

2.2.3 Kultureller Akteur BKM

Den BKM können wir als korporativen politisch-kulturellen Akteur beschreiben. Wie in Kapitel III.6.3 dargelegt, verfügt die Korporation im Analysezeitraum über rund 200 Mitarbeiter, die in einer hierarchischen Struktur dem Amtsträger Nida-Rümelin untergeordnet sind. Im öffentlichen Zeichengebrauch wird die Korporation von einem weiteren kulturellen Akteur, dem Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, unterstützt. Das Personal von BKM und BPA verfügt über professionelle zeichenhafte Kompetenzen. Der BKM ist weiter mit rechtlichen, budgetären, sozialen Ressourcen im Zeichengebrauch ausgestattet. Damit verfügt die

Korporation über eine kommunikative Macht-, ja Herrschaftsposition, die auf Erfolgspotenzial im kulturellen Interpretieren und Kommunizieren hindeutet.

2.2.4 Kultur als rein menschliches Vermögen?

Ein kleiner Einschub mit der Frage: Ist Kultur ein rein menschliches Vermögen oder verfügen auch Tiere über kulturelle Fähigkeiten? Ist also ein Bienenstock eine kulturelle Angelegenheit? Wir haben in Kapitel III.5.2.2.4 angenommen, dass Tiere bestimmte zeichenhafte Prozessierungen vornehmen können, allerdings in viel geringerer Komplexität im Vergleich zum Menschen und vermutlich ohne Authentizität und Intentionalität im Zeichengebrauch. Wo Tiere also in einer Gruppe zeichenhaft interagieren und diese Zeichen gruppenweit Geltung haben, könnten wir eventuell von einer rudimentären tierischen Kultur sprechen.

2.2.5 Fazit: Kulturelle Akteure

Abseits der kulturellen Signifikanten ist das Kulturelle nur im Einzelnen situiert, es wird vom Einzelnen gebraucht. Der kulturelle Akteur verfügt latent über kulturelle Prozessierungsregeln und Signifikate, er gebraucht sie im Rahmen seiner kulturellen Akte. Im kulturellen Kontext stoßen wir in etwa auf die gleichen Akteure wie im allgemeinen Zeichengebrauch. Diese bewegen sich in spezifischen Kontexten, sie verfügen über bestimmte kulturelle Freiheits- und Determinierungsgrade, kulturelle Kompetenzen und Ressourcen. Sie finden sich so in Macht- und Herrschaftsverhältnissen wieder, die ihre interpretativen und kommunikativen Erfolgchancen bedingen. Dabei können wir auch im kulturellen Zeichengebrauch einfache, personale Akteure und komplexe, etwa korporative Akteure unterscheiden.

Gleiches gilt für den politischen Bereich, auch hier fallen die kulturellen Akteure im Wesentlichen mit den allgemeinen Akteuren im Zeichengebrauch zusammen, auch hier üben Korporationen aufgrund des professionellen Personals, der gebündelten Fähigkeiten, Ressourcen und Rechte eine kommunikative Gestaltungsmacht aus.

Den BKM können wir so als politisch-kulturelle Korporation beschreiben, deren Ausstattung mit Ressourcen und Fähigkeiten eine gewisse persuasive Macht im Zeichengebrauch impliziert.

2.3 Freiheit und Determinierung im kulturellen Zeichengebrauch

2.3.1 Kulturelles Verhalten und kulturelles Handeln

Das Kulturelle determiniert – anders als die angeborenen Grundlagen und Komponenten des Zeichengebrauchs – nicht. Andererseits ist das Kulturelle keine Spielwiese für idiosynkratische Phantasien, denn seine Institutionen üben prägende Kraft aus. Eagleton formuliert treffend: „Die Idee der Kultur bezeichnet (...) eine doppelte Zurückweisung: Verworfen werden der organische Determinismus und die Autonomie des Geistes.“⁶⁸⁴ Kultur bewegt sich also im Dazwischen.⁶⁸⁵

Somit stellt sich die Frage, ob wir das kulturelle Tun der Akteure per se als Verhalten auffassen wollen. Damit wäre es in Konzeption und Umsetzung hundertprozentig von den kulturellen Institutionen geprägt. Daneben würde sich der nicht-kulturelle Bereich des kreativen Zei-

⁶⁸⁴ Eagleton 2001, S. 11.

⁶⁸⁵ Vgl. auch Kapitel III.3 „Verhalten und Handeln im Zeichengebrauch“.

chengebrauchs aufspannen. Alternativ könnten wir die persönliche Interessenverfolgung, den kreativen Umgang mit den zeichenhaften Institutionen selbst zum kulturellen Handeln zählen und das idiosynkratische, nicht-kulturelle Tun auf den Bereich des überbordend Kreativen, des für andere Unverständlichen verweisen. Ich tendiere mit den Vertretern des Performative Turns⁶⁸⁶ zu Letzterem. Wie in Kapitel III.3 erläutert, lenken die kulturellen Institutionen den Zeichengebrauch zwar tatsächlich in bestimmte Bahnen, sie üben Zwang aus, indem sie Gewohnheiten einschleifen, indem sie rechtlich normieren, moralisch akzeptabel scheinen, traditionell so gebraucht werden, sanktionsfähig sind, evident und nützlich daherkommen und Verstehen und Verständigung ermöglichen. Doch aufgrund der Vagheit, der divergierenden pragmatischen Kontexte und der alternativen kulturellen Institutionen sind vom kulturellen Akteur in seinen Akten regelmäßig strategische Wahlen, Kreativität, zumindest situative Adaptionen und Rekombinationen gefragt. Kultureller Zeichengebrauch kann folglich Verhalten genauso wie Handeln sein. Der jeweilige Grad individueller Freiheit und kultureller Prägung in der Konzeption und Umsetzung eines Zeichengebrauchs hängt dabei von der Art und Schärfe der Institutionalisierung und der kulturellen Konformität des Akteurs ab. Kreative Adaptionen sind umso leichter möglich, je lockerer die entsprechende Institution ausformuliert ist, je mehr institutionelle Alternativen verfügbar sind und auch je weniger Sanktionen für kreative Adaptionen drohen.

In den Institutionen des Kulturellen spiegeln sich dabei wiederum die gruppenbezogenen Erfahrungen und Überlegungen bezüglich der körperlichen, psychischen, natürlichen und sozialen Umwelt, der ökonomischen Verhältnisse, der religiösen Bedingungen. So fließen diese Prägefaktoren über den Mechanismus der Viabilität in das Kulturelle ein.

Kulturelles Tun ist damit, anders als rationalistische Ansätze⁶⁸⁷ mutmaßen, nicht Gegenteil des interessen- und präferenzgeleiteten Handelns. Vielmehr prägen die Institutionen des Zeichengebrauchs das rationale, gar strategische Handeln ebenso wie das Verhalten. Gleichmaßen ist das kulturelle Handeln keine interessen- und strategiefreie Zone, es kann geprägt sein von Interessen, Präferenzen und strategischen Absichten.

2.3.2 Ausbruch aus kulturellen Prägungen

Kann der Einzelne den Schleier der Kultur lüften? Kann er sich der Kultur entledigen und in den Raum der Kreativität hinüberschreiten? Diese grundlegende Freiheit scheint – da Kultur nicht angeboren, nicht naturgegeben ist – in Maßen intuitiv plausibel, wir meinen schließlich durchaus, dass wir kulturelle Prägungen reflektieren können. Über dieses Maß hinaus ist der Ausbruch aus dem Kulturellen aber höchst unwahrscheinlich: Allzu selbstverständlich, allzu nützlich, allzu viabel sind die kulturellen Institutionen. Der Akteur würde mit den kulturellen Pfaden den Bereich der Legitimität, der Normalität verlassen, er würde zwangsläufig ins Idiosynkratische abrutschen. Das intersubjektive Verstehen und die Verständigung sind somit gefährdet, Sanktionen drohen. Weiter hätte die wilde Kreativität keinen Anknüpfungspunkt mehr. Was lässt sich denken, wenn man nichts weiß? Mit der kulturellen Identität verliert er schließlich einen Teil seiner selbst. Sein Zeichengebrauch kennt ohne kulturelle Prozessierungsregeln keine Richtung mehr. Leichter wird eine derartige Abweichung in komplexen Kulturen, in denen die divergierenden Institutionen bereits von anderen Teilgruppen gebraucht werden. Hier lässt sich dann anschließen, eine Zugehörigkeit herstellen.

⁶⁸⁶ Vgl. Kapitel IV.1.9.1 „Herstellung von Kultur im vagen Interaktionsprozess“.

⁶⁸⁷ Vgl. Kapitel IV.1.6 „Politische Kultur im Zusammenspiel mit Interessen und Präferenzen“.

2.3.3 Rationalität und das Kulturelle

Rationalitätsmaßstäbe sind eng mit dem kulturellen Zeichengebrauch verbunden. Zunächst impliziert Rationalität, dass sie intersubjektiv zuschreibbar ist, dass sie über Akzeptabilität, über Normalität, über Angemessenheit urteilt. Damit kann es sich bei Rationalitätsregeln wohl nur um kulturell institutionalisierte Prozessierungsregeln handeln. Rationalität ist also nicht das Gegenteil kultureller Prägungen, ihr Gebrauch erlaubt es keineswegs, die kulturelle Irrationalität zu überwinden. Die Maßstäbe der Rationalität sind vielmehr selbst kulturelle Maßstäbe, sie spiegeln, wie Kapitel IV.1.6 und III.4 zeigen, welche Prozessierungen in einer kulturellen Gruppe als rational, effektiv, effizient, moralisch akzeptabel und intersubjektiv begründbar gelten. Damit lenkt die kulturelle Rationalität den Zeichengebrauch der Gruppenangehörigen hin zu einem individuell und kollektiv nützlichen und ressourcenschonenden Umgang mit der Welt, einem sozialverträglichen Interagieren und einer diskursiven, ethischen Prüfung von Geltungsansprüchen. Gleichzeitig schließen diese Prozessierungsregeln ‚irrationale‘ Alternativen im Zeichengebrauch aus. So gestalten sie den Zeichengebrauch gleichermaßen restriktiv und produktiv.

2.3.4 Freiheit und Determinierung im politisch-kulturellen Zeichengebrauch

Politisch-kulturelles Prozessieren lässt sich ebenfalls auf einem Kontinuum zwischen Freiheit und Prägung im Gebrauch kultureller Institutionen ansiedeln. Die Grenze hin zur Unfreiheit bilden die angeborenen Grundlagen des Zeichengebrauchs, die Grenze hin zur überbordenden Freiheit markiert das Abgleiten ins Idiosynkratische. Politisch-kulturelles Tun kann sich uns im konkreten Fall also als Handeln genauso wie als Verhalten darstellen. Im politischen Kontext scheint dabei, wie wir in Kapitel III.3.4 näher erläutert haben, die konzeptionelle Intentionalität überdurchschnittlich ausgeprägt. Die Akteure kommunizieren sogar häufig strategisch. Wenig Gebrauch wird hingegen von operativer Kreativität gemacht, denn gerade im politischen Interagieren steht das Verstehen, die Verständigung auf Geltung im Vordergrund.

2.3.5 Kulturelle Freiheitsgrade und Rationalität des BKM

Am empirischen Datenkorpus lässt sich nicht ablesen, ob der BKM kulturell handelt oder sich verhält. Unsere empirischen Analysen in Kapitel III.3.3 und auch die oben erläuterte strategische Tendenz im politisch-kulturellen Zeichengebrauch lassen darauf schließen, dass der BKM überwiegend kulturell handelt, vielleicht sogar strategisch agiert. In der Umsetzung hingegen lässt sich im Kommunizieren des BKM wenig Spektakuläres erkennen.

2.3.6 Fazit: Freiheit und Determinierung im kulturellen Zeichengebrauch

Kulturelle Institutionen determinieren nicht, sie lassen aber auch nicht alles offen. Die Vagheit des Zeichenhaften, die divergierenden pragmatischen Kontexte und die alternativen kulturellen Institutionen eröffnen Freiheitsspielräume, während scharfe, klare alternativlose Institutionalisationen diese begrenzen. Im Einzelfall können wir die Interpretation eines Zeichengebrauchs als Handeln oder Verhalten vom Grad der Absichtlichkeit, der kreativen Freiheit bzw. der kulturellen Prägung abhängig machen, den wir darin erkennen. Der Einzelne kann dabei den Schleier der Kultur etwas lüften, ganz wegziehen kann er ihn kaum, sonst drohen Missverstehen und Geltungskonflikt, die eigene Identität geht verloren, der Kreativität fehlt jeglicher Ansatzpunkt.

Jedenfalls ist kulturelles Tun nicht dem intentionalen, interessebezogenen und rationalen Handeln entgegengesetzt. Denn auch strategisches, rationales Handeln basiert auf kulturellen Institutionen. Andersherum ist das Kulturelle durchaus auf Interessen, Präferenzen, Absichten und Strategien abonniert. Die gruppenbezogenen Rationalitätsmaßstäbe sind dabei nichts anderes als kulturell institutionalisierte Regeln. Sie deuten an, welche Prozessierungen in einer kulturellen Gruppe als rational, effektiv, effizient, moralisch akzeptabel und intersubjektiv begründbar gelten. Die Institutionen des Kulturellen spiegeln dabei viable Interpretationen der natürlichen, sozialen, materiellen und ökonomischen Umwelt – womit sie quasi ‚realistisch‘ angebunden sind.

Politisch-kulturelles Prozessieren changiert zwischen Freiheit und Prägung im Gebrauch kultureller Institutionen. Politisch-kultureller Zeichengebrauch kann absichtlich, interessegeleitet erfolgen und kreativ umgesetzt werden, er kann gleichermaßen aus Gewohnheit, reflexhaft und standardmäßig ablaufen.

Auch das Tun des BKM bewegt sich also zwischen kommunikativem Verhalten und Handeln, wobei er als politische Korporation wohl eher zu Letzterem tendiert.

2.4 Kulturelle Kompetenzen

Welche Kompetenzen haben kulturelle Akteure wie der BKM im Zeichengebrauch? Wie kommt das Kulturelle dabei in den Einzelnen? Wie kommt es in den BKM? Welchen Nutzen bringen diese kulturellen Fähigkeiten überhaupt?

2.4.1 Relevanz und Arten kultureller Fähigkeiten

Die kulturelle Kompetenz des Einzelnen setzt sich aus den institutionalisierten Signifikatskomplexen und Prozessierungsregeln zusammen, über die der Akteur latent verfügt und die er im konkreten Denken, Interpretieren und Kommunizieren gebrauchen kann. Hierzu können wir z. B. kulturelles Wissen über die Weinsorten zählen oder die Fähigkeit, einen Computer zu bedienen. Ohne kulturelle Kompetenzen ist Zeichengebrauch praktisch nicht machbar. Er kommt jedenfalls nicht über das Kaspar-Hauser-Niveau hinaus. Nur auf Basis der institutionalisierten Signifikate und Prozessierungsregeln kann der Einzelne komplexen Sinn verstehen und ausdrücken, nur so kann er in elaborierter Weise mit sich selbst, der natürlichen Umwelt umgehen und sie gemäß seinen Intentionen gestalten. Nur so kann er soziale Kontakte knüpfen, sich mit anderen austauschen. Kurz: Ohne kulturelle Kompetenz kaum Zeichengebrauch.⁶⁸⁸

2.4.2 Kulturelle Sozialisationsprozesse

Wie kommen diese kollektiv verbreiteten Fähigkeiten nun in den Einzelnen? Mit der Wissenssoziologie Bergers und Luckmanns⁶⁸⁹ vermute ich, dass sie über Sozialisationsprozesse internalisiert und im Gebrauch erinnert und trainiert werden. Im Ausnahmefall wäre eventuell auch eine Art Parallelinvention vorstellbar, wobei alle Ähnliches rezipieren und ähnliche zeichenbezogene Konsequenzen daraus ziehen. Die Sozialisationsprozesse sind jedenfalls kommunikativ dimensioniert. Denn nur im kommunikativen Interagieren lassen sich Sinn und Geltung nachhaltig beim kulturellen Schüler verankern. Nur das Kommunizieren erlaubt das

⁶⁸⁸ Vgl. auch Kapitel IV.2.11 „Wirkungen des kulturellen Zeichengebrauchs“.

⁶⁸⁹ Vgl. Kapitel IV.1.7.2 „Kultur als Summe von Wissensbeständen“.

Weitergeben von historischen Gruppenerfahrungen und elaborierten kulturellen Kenntnissen wie dem Schreiben oder der IT-Programmierung. Durch physische Gewalteinwirkung lässt sich Kultur nicht weitergeben, es sei denn, der Akt der Gewalt wird sinnvoll interpretiert und führt zu entsprechenden Konsequenzen. Damit wäre die Kultur aber bloß eine negative, ein Nicht-Sollen. Kommunikatives Lernen setzt dabei Verstehen und Geltungsakzeptanz voraus. So spielen in kommunikativen Sozialisationsprozessen wiederum Faktoren wie Persuasion, Nützlichkeit, Macht, Ressourcen und die bestehenden Institutionen des Zeichengebrauchs eine relevante Rolle.

Der kulturelle Akteur erwirbt also im Rahmen von primären, sekundären und tertiären Sozialisationsprozessen bestimmte kulturelle Fähigkeiten, er erlernt institutionalisierte Signifikate und Prozessierungsregeln. Primäre Lernangebote vermitteln dabei die Familie und der Kindergarten, sekundäre die Schule, tertiäre die Universität, der berufliche Sektor und die Massenmedien. Ein Sozialisierter weiß schließlich einen van Gogh von einem Picasso zu unterscheiden, er kennt chinesische Wörter, er könnte Yoga-Asanas praktizieren.

Über welche Fähigkeiten der Einzelne nun konkret verfügt, hängt also erstens von den Gruppen ab, denen er angehört, bzw. den Sozialisationsprozessen, die diese anbieten. Ein Katholik hat in seiner Kirchengemeinde keine Möglichkeit, Yoga-Asanas zu erlernen. Der Bürger des mittelalterlichen Fürstentums erfährt in der Regel keine Bildung in Schreiben und Lesen, dafür bringen die Zünfte ihren Mitgliedern herausragende handwerkliche Fähigkeiten bei. ‚Moderne‘, industrialisierte Staaten machen grundlegende Sozialisation zur Pflicht, etwa im Rahmen der Grundschulbildung. Die Gesellschaft zerfällt hier in unzählige Gruppen mit hoch spezialisierten Sozialisationsangeboten, darunter die Yogaschule für die Yoga-Anhänger, die Messen für die Fans des Modellflugzeugbaus, die deutschen Eltern, die ihr Kind Deutsch lehren, die Symposien für Wissenschaftler und Kunstsammler, der Orchideenstudiengang für angehende Indologen, die Koranschulen für islamische Religionsangehörige, die Kochkurse für die Veganer. Dieses überbordende Sozialisationsangebot hat seine Tücken, es kann dem Einzelnen nämlich kulturelle Institutionen antragen, die sich widersprechen. Eine Muslima hat beispielsweise zu Hause gelernt, dass sie ein Kopftuch tragen soll, doch die bayerischen Lehrerinnen in der Schule tragen selbst keines und lassen sie spüren, dass ihr Kopftuchtragen im Unterricht unangemessen ist.

Relevant für die kulturellen Fähigkeiten des Einzelnen ist zudem, wie intensiv und erfolgreich er die Sozialisationsprozesse seiner Gruppe durchlaufen hat und wie intensiv er diese im Zeichengebrauch trainiert. Manche können sich sogar in ihrer Muttersprache schlecht ausdrücken, andere haben Germanistik studiert und beherrschen daneben drei Fremdsprachen fließend. Die Durchschlagskraft der Sozialisationsprozesse liegt an der kommunikativen Macht ihrer Emittenten genauso wie an der Widerstandsfähigkeit ihrer Rezipienten. Jedenfalls sind damit kulturelle Kompetenzen zwischen Patches und innerhalb von Patches höchst ungleich verteilt.

2.4.3 Kulturelle Akteure als selbstähnliche Ausschnitte des Patchworks

Der kulturelle Akteur bildet also infolge von Sozialisationsprozessen bestimmte Stoffstücke des Patchworks quasi ‚selbstähnlich‘ in sich ab. Dabei ergänzen die kulturellen Fähigkeiten des Menschen die angeborenen organischen, mentalen und psychischen Grundlagen des Zeichengebrauchs, wie wir sie in Kapitel III.5 herausgearbeitet haben, genauso wie die idiosynkratische Kreativität des Menschen. Meiner Meinung nach bilden die kulturellen Fä-

higkeiten eines modernen Menschen dabei den Löwenanteil seiner zeichenhaften Möglichkeiten.

Bei korporativen Akteuren addieren sich die kulturellen Fähigkeiten der Mitarbeiter zu einer organisationskulturellen Kompetenz, vielleicht widersprechen sie sich auch, sind nicht anschlussfähig oder überlappen partiell nach außen. Das kulturelle Agieren dieser korporativen Akteure kann so einen Durchschnitt, eine Zufallsauswahl dieser Fähigkeiten abbilden oder durch personale Machtverhältnisse geführt werden.

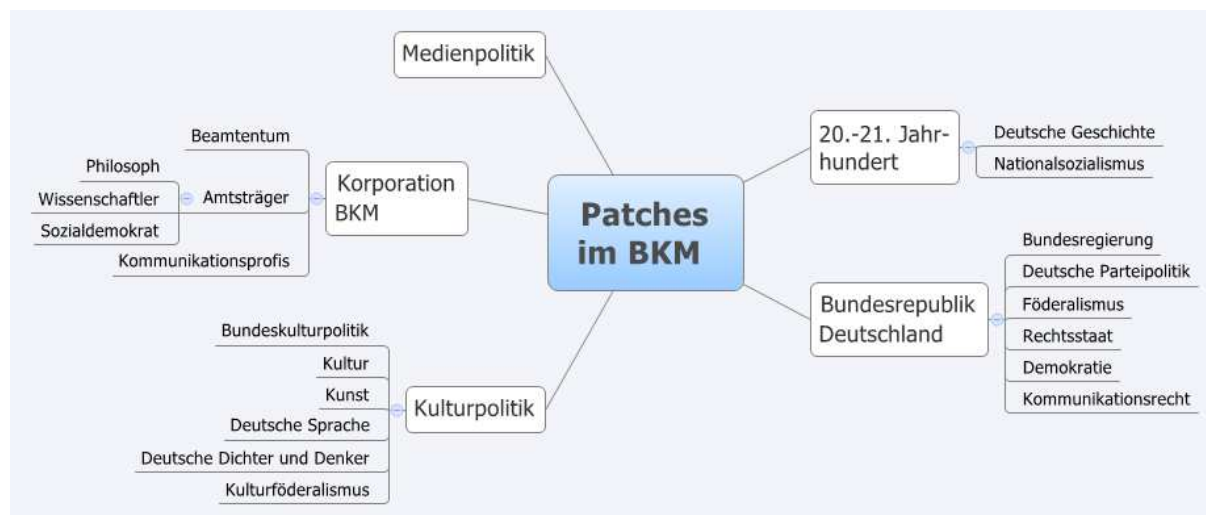
2.4.4 Politisch-kulturelle Kompetenzen

Politisch-kulturelle Kompetenzen entsprechen der Verfügbarkeit von institutionalisierten politischen Signifikaten und institutionalisierten politischen Prozessierungsregeln. Diese Kompetenzen werden im Rahmen von kommunikativen politischen Sozialisationsprozessen erlernt und im politischen Zeichengebrauch trainiert. Über welche Kompetenzen der politische Akteur verfügt, hängt also davon ab, welchen politischen Gruppen er angehört, welche Sozialisationsangebote diese bereitstellen, wie intensiv er sich dieser Bildung unterzieht und wie häufig er den Gebrauch der politisch-kulturellen Institutionen übt. Gerade in industrialisierten, liberalen Staaten stehen unzählige, divergierende politische Sozialisationsangebote bereit. Der Einzelne hat die Wahl – zumindest im Rahmen seiner Ausstattung mit zeitlichen, ökonomischen und sozialen Ressourcen.

Die kulturellen Kompetenzen sind die zentrale Voraussetzung für die Teilnahme am politischen Leben, sie ermöglichen es dem politischen Akteur, sich zu äußern, zu verstehen und sich mit anderen auf Geltung zu verständigen. Gleichzeitig sind diese politischen Fähigkeiten zwischen Patches und in Patches ungleich verteilt. In der Folge sind das Angebot und die Regulierung grundlegender Sozialisationsprozesse eine zentrale Aufgabe politischer Entscheidungsträger. So besteht Schulpflicht für junge Bürger, in Integrationskursen können sich Menschen mit Migrationshintergrund die kulturellen Kompetenzen aneignen, die an ihrem neuen Aufenthaltsort gelten, im Rahmen der Wehrpflicht werden (noch) die Fähigkeiten in der Landesverteidigung geübt.

2.4.5 Politisch-kulturelle Fähigkeiten des BKM

In der Korporation BKM addieren sich die kulturellen Fähigkeiten des Amtsträgers, seiner Mitarbeiter und der Unterstützer seitens des BPA. Jeder dieser Akteure hat, gerade in der komplexen, differenzierten deutschen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts, eine individuelle Sozialisation erfahren, wie die folgende Grafik zeigt:



Grafik IV.2: Kulturelle Kompetenzen in BKM und BPA

Die kulturelle Kompetenz des BKM ist also ein organisationskulturelles Amalgam aus den vielfältigen, ggf. divergierenden institutionalisierten Signifikatskomplexen und Prozessierungsregeln seines Personals. In jeden interpretativen und kommunikativen Akt fließen so multiple Fähigkeiten ein. Wenn dieses Potenzial produktiv genutzt wird, impliziert es Professionalität im kulturpolitischen Zeichengebrauch und damit kommunikative Macht.

Der BKM ist, wie in den Kapiteln III.5.2.2.6 und III.11.5.2 gezeigt, auch an der Regulierung oder Durchführung von kulturellen Sozialisationsprozessen beteiligt: Er gestaltet beispielsweise den Zugang zu Massenmedien mit und stellt soziale oder finanzielle Ressourcen für kulturelle Bildungsangebote seitens öffentlicher Kultureinrichtungen oder für die Weiterbildung von Kulturschaffenden bereit. Allerdings sind die politischen Befugnisse des BKM in diesem Feld aufgrund der regierungsinternen Zuständigkeitsverteilung⁶⁹⁰ limitiert.

2.4.6 Fazit: Kulturelle Kompetenzen

Kulturelle Kompetenzen entsprechen den latent vorhandenen und im Prozessieren verfügbaren institutionalisierten Signifikatskomplexen und Prozessierungsregeln. Ohne diese Kompetenzen ist Zeichengebrauch praktisch unmöglich, jedenfalls jenseits rudimentärer Reflexe oder Eigenkreationen. Kulturelle Akteure erlernen diese Kompetenzen in primären, sekundären und tertiären Sozialisationsprozessen und trainieren sie im kulturellen Zeichengebrauch. Dabei bilden sich im Einzelnen bestimmte Stoffstücke des Patchworks selbständig ab. Seine Fähigkeiten hängen damit von Gruppenzugehörigkeiten, erfolgreich durchlaufenen Sozialisationsangeboten sowie Trainingsintensitäten ab. Gerade in den differenzierten Gesellschaften der industrialisierten Staaten steht dabei ein überbordendes Angebot an Sozialisationsprozessen bereit, die Einzelnen eignen sich so höchst unterschiedliche, teils konfligierende kulturelle Bildung an. In korporativen Akteuren addieren sich die kulturellen Kompetenzen des Personals zu einem vielfältigen organisationskulturellen Amalgam.

Politisch-kulturelle Kompetenzen entsprechen damit den institutionalisierten politischen Signifikaten und institutionalisierten politischen Prozessierungsregeln, die in politisch-kulturellen Akten genutzt werden können. Diese Fähigkeiten werden durch gruppenbezogene politische Sozialisationsprozesse erlernt. Die politisch-kulturellen Kompetenzen der Akteure unterscheiden sich so nach Gruppenzugehörigkeit, Sozialisationsinhalten und -intensitäten sowie

⁶⁹⁰ Vgl. III.6.3.3 „Exkurs: Rechtliche Ressourcen des BKM“.

dem Training im entsprechenden Zeichengebrauch. Da politisch-kulturelle Kompetenzen erst die Teilnahme am politischen Leben ermöglichen, ist es in modernen Staaten die Aufgabe politischer Entscheidungsträger, die Verteilung der kulturellen Kompetenzen zu regulieren bzw. zu fördern.

In der Korporation BKM addieren sich die kulturellen Fähigkeiten des Amtsträgers, seiner Mitarbeiter und der Zuständigen im BPA zu einer mannigfaltigen, möglicherweise inkonsistenten Organisationskultur. Aus der Summe dieser professionellen Fähigkeiten lässt sich kommunikative Macht schöpfen. Gleichzeitig verfügt der BKM über Befugnisse in der Gestaltung von Prozessen, die der Sozialisation kulturpolitisch-kultureller Fähigkeiten dienen.

2.5 Ressourcen im Kulturellen

Welche Ressourcen spielen nun im kulturellen Zeichengebrauch eine Rolle? Welche gebraucht der BKM? Welchen Nutzen bringen sie?

2.5.1 Relevanz der Ressourcen im kulturellen Zeichengebrauch

Mit den Ressourcen integrieren wir, im Geiste Bourdieus⁶⁹¹ und der Cultural Studies⁶⁹², die Hard Facts ins Kulturelle. Wie in Kapitel III.6.2 geschildert evaluieren die Akteure die Ressourcenlage in der Konzeption des Zeichengebrauchs. Damit beeinflussen die Ressourcen künftiges kulturelles Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln. In der Umsetzung des entsprechenden Zeichengebrauchs wirken sich die Ressourcen, sofern ihre Interpretation viabel war, auf die Quantität und Qualität der Interpretation, auf die historische, geographische oder zahlenmäßige Reichweite des Kommunizierens sowie auf das rezeptive Interesse an der Äußerung bzw. die persuasive Kraft erhobener Geltungsansprüche aus. Ressourcen bestimmen also zu einem Gutteil über Äußerbarkeit, über Verstehbarkeit und Verständigungspotenzial, damit über kommunikative Macht im Zeichengebrauch. So beeinflussen Ressourcen die Chancen zur Tradierung und Erneuerung des Kulturellen.

Andererseits wirkt jeder kulturelle Zeichengebrauch auf die Ressourcen. Er verbraucht sie, gebraucht sie, nützt sie ab oder stellt sie, im sozialen Kontext, gar durch performatives Darstellen her.

2.5.2 Arten von Ressourcen

Im institutionalisierten Zeichengebrauch finden sich alle erdenklichen Ressourcen, so wie wir sie in den Kapiteln III.6.2 und III.11.5 ausführlich besprochen haben, z. B. massenmedialer, sozialstruktureller, ökonomischer, technischer, dinglicher, räumlicher und zeitlicher Art. Jedenfalls sind Ressourcen äußerst ungleich zwischen Patches und innerhalb von Patches verteilt, woraus sich Machtunterschiede im Interpretieren und Kommunizieren ergeben. Insbesondere korporative Akteure profitieren im Zeichengebrauch von ihrer Ressourcenausstattung, die die Ansprache und Überzeugung breiter, gar öffentlicher Zielgruppen erlaubt.

2.5.3 Kultur und natürliche Umwelt

Die Natur, im Sinne der natürlichen Umwelt, können wir übrigens ebenfalls zu den Ressourcen zählen, sie fungiert als Raum, Hilfsmittel oder Ding. So steckt die Natur einerseits den

⁶⁹¹ Vgl. Kapitel IV.1.10.2 „Kultur als Kapital und Anerkennung der Kapitalverteilung“.

⁶⁹² Vgl. Kapitel 1.11.1 „Doing Culture‘ im Kontext“.

Rahmen der kulturellen Möglichkeiten des Menschen ab, andererseits beeinflusst der Mensch die Natur im Rahmen seines kulturellen Tuns, er gestaltet sie, verbraucht sie, nützt sie ab, setzt sie wieder in Stand. Natur können wir somit im Patchwork-Modell eher als Bedingung und Gegenstand kulturellen Tuns auffassen denn als Gegenteil des Kulturellen. Das Verhältnis von Kultur und körperlicher Natur des Menschen haben wir ja schon in Kapitel IV.2.1.4.1 abgesteckt.

2.5.4 Kultur und soziale Struktur

An dieser Stelle möchte ich einige Worte zum Zusammenhang von Kultur und Struktur einflechten. Dabei lehne ich mich an die Ausführungen von Geertz an.⁶⁹³ Die soziale Struktur lässt sich so als Anordnung von Akteuren im Raum verstehen, die über bestimmte soziale Ressourcen, etwa Kontakte, Status, Rechte und Pflichten verfügen, und die auf Basis kultureller Institutionen, etwa bestimmter Rollenvorgaben, in einem sozialen Raum interagieren. So ist die soziale Struktur nichts anderes als ein komplexes Konglomerat von Akteuren und sozialen Ressourcen. Sie existiert nur in der rezeptiven Interpretation der einzelnen Akteure und im zeichenhaften Interagieren der Teilnehmer, das aufgrund seiner institutionellen Einhegung vor allem ein kulturelles ist. Die rezeptive Beurteilung der sozialen Struktur begrenzt oder ermöglicht dabei die Konzeption bestimmter Intentionen im Zeichengebrauch. In der Umsetzung des Zeichengebrauchs zeigt sich schließlich, ob die Interpretation viabel war. Im sozialen Interagieren stellen die Akteure die soziale Struktur her und rezipieren diese. Dabei wird ihre Geltung bestätigt oder unterminiert.

Die gruppenbezogenen Institutionen des Zeichenhaften durchwabern somit die historische Sozialstruktur. Jeder kulturelle Akt auf Basis dieser machtvollen und affirmativen Institutionen tradiert damit tendenziell die soziale Struktur. Die These Almonds und Verbas⁶⁹⁴, dass Struktur und Kultur kongruent sein müssen, um soziale Stabilität zu gewährleisten, würde im Patchwork-Modell damit eher lauten: Kulturelles Tun und soziale Struktur tendieren zur Kongruenz, denn ohne entsprechende soziale Struktur kann es keine machtvolle Institutionalisierung, Sozialisierung und Tradierung geben. Veränderungen von Kultur und Struktur ergeben sich hier vielmehr aus den kreativen Adaptionen des Kulturellen und vor allem aus den idiosynkratischen Innovationen. Diese setzen sich wiederum nur durch, wenn sie sich auf die Macht sozialer Ressourcen stützen können. Divergenzen zwischen Kulturellem und Strukturellem sind weiter auch bei höchst heterogenen und vielfach überlappenden Patches mit Subkulturen, kulturellen Minderheiten oder auch in okkupierten Staaten vorstellbar, in denen bestimmte Gruppen keinen Einfluss auf die soziale Struktur nehmen können.

2.5.5 Ressourcen im politisch-kulturellen Zeichengebrauch

In den politisch-kulturellen Zeichengebrauch spielen sämtliche oben genannten Ressourcenarten hinein. Sie werden in der Konzeption einer politisch-kulturellen Intention bewertet und in der Umsetzung des politisch-kulturellen Interpretierens oder Kommunizierens konkret eingesetzt. Damit wirken sie direkt auf die Möglichkeit, Quantität, Qualität und Reichweite sowie auf die persuasive Kraft eines kulturellen Aktes. So bestimmt die Verfügbarkeit von Ressourcen über die Teilhabe am politisch-kulturellen Zeichengebrauch und die Verhältnisse kommunikativer Macht und Herrschaft. Gleichzeitig sind Ressourcen im politischen Kontext ungleich verteilt, insbesondere politische Korporationen können auf vergleichsweise breite

⁶⁹³ Vgl. Kapitel IV.1.8.4 „Kultur als Ensemble semiotischer Texte“.

⁶⁹⁴ Vgl. Kapitel IV.1.5.2 „Strukturfunktionale politische Kulturforschung: Grundmodell“.

Ressourcen zurückgreifen und verfügen damit über Macht im politisch-kulturellen Zeichengebrauch. Dabei ist es eine zentrale Aufgabe politischer Entscheidungsträger, die Verteilung und Allokation von Ressourcen zu regulieren.

2.5.6 Ressourcen im kulturellen Tun des BKM

Der BKM kann im kulturellen Zeichengebrauch, wie in Kapitel III.6.3 gezeigt, auf umfangreiche finanzielle, rechtliche, soziale, personelle, dingliche Ressourcen zurückgreifen. So ist die Korporation in der Lage, öffentlich zu kommunizieren und dabei breite Aufmerksamkeit und Akzeptanz für ihre politisch-kulturellen Geltungsansprüche zu realisieren. Gleichzeitig übernimmt der BKM die Regulierung und Allokation von bestimmten Ressourcen im künstlerischen, kulturellen und medialen Zeichengebrauch. In diesem Rahmen finanziert er diverse Kunst- und Kultureinrichtungen, Festspiele, Stipendien und teilt durch Präsenz soziale Ressourcen zu. Doch ist der BKM nicht nur an der Tradierung kultureller Institutionen beteiligt. Mit der Regulierung und Allokation von Ressourcen für den künstlerischen Zeichengebrauch ist er gleichermaßen befugt zur politischen Gestaltung idiosynkratischer, ästhetischer Innovation. Dergleichen findet sich sonst höchstens im Wirtschaftsministerium, wenn Innovationspreise für Unternehmen ausgeschrieben werden.

2.5.7 Fazit: Ressourcen im Kulturellen

Die Einfallstore der Ressourcen im Kontext des Kulturellen liegen in der Evaluation der Ressourcenlage und ihrem konkreten Einsatz im Zeichengebrauch. So wirken Ressourcen ermöglichend, begrenzend oder gänzlich restriktiv auf das kulturelle Interpretieren und Kommunizieren. Sie bestimmen damit über die Quantität, Qualität und Reichweite sowie über die persuasive Kraft des kulturellen Zeichengebrauchs und damit wiederum über kulturelle Macht und Herrschaft. Im kulturellen Tun finden sich sämtliche Ressourcen, die im Zeichengebrauch generell Anwendung finden. Auch die natürliche Umwelt lässt sich so als dingliche oder räumliche Ressource beschreiben. Die soziale Struktur können wir als Konglomerat von Ressourcen und Akteuren auffassen, die sich im Interagieren manifestiert und dabei in ihrer Geltung bestätigt oder unterminiert wird. Die soziale Struktur ist so eine interpretierte und kommunizierte Größe. In der Regel beruht sie damit auf den Institutionen des kulturellen Zeichengebrauchs bzw. auf den entsprechenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen und tendiert so zur Stabilität. Nur die Subkulturen und die idiosynkratischen Entwürfe können dieses Gleichgewicht aushebeln.

Auch der politisch-kulturelle Zeichengebrauch beruht auf der Evaluation und dem Einsatz von Ressourcen. Da Letztere ungleich verteilt sind und gleichzeitig die Teilhabe am politisch-kulturellen Leben ermöglichen oder verhindern und über Macht im Zeichengebrauch entscheiden, sind sie Gegenstand politischer Regulierung und Allokation.

Der BKM stützt sich im Zeichengebrauch primär auf finanzielle, personelle und rechtliche Ressourcen. Diese gestatten es ihm, in der Öffentlichkeit zu interpretieren und zu kommunizieren und dabei Aufmerksamkeit und Akzeptanz für erhobene Geltungsansprüche zu erfahren. Daneben ist der BKM als politische Korporation zur Regulierung und Allokation von Ressourcen im kulturellen Zeichengebrauch befugt. Damit ermöglicht der BKM nicht nur die Tradierung kultureller Institutionen, sondern gestaltet – in recht einzigartiger Weise für politische Entscheidungsträger – mit der Regulierung und Allokation der Ressourcen im künstlerischen Zeichengebrauch auch den Grad idiosynkratischer zeichenhafter Innovation.

Jedenfalls wird mit der Integration von Ressourcen in das Patchwork-Modell deutlich, dass das Kulturelle nichts Weiches an sich hat. Es ist durchzogen von harten ökonomischen, materiellen, rechtlichen und sozialen Ressourcen und bestimmt deren Interpretation. Mit den Ressourcen ist der kulturelle Zeichengebrauch per se mit Macht und Ungleichheit verknüpft. Kultureller Zeichengebrauch ist in dieser Lesart per se eine politische Größe.

2.6 Kulturelle Herrschaft

2.6.1 Herrschaft des Kulturellen über den Zeichengebrauch

Die Kultur ‚herrscht‘ über den Zeichengebrauch. Wie Foucaults diskursive Macht⁶⁹⁵ ist sie apersonal, ihre Zügel sind unsichtbar, sie verbirgt sich in den kulturellen Institutionen. Diese prägen die kulturellen Signifikanten, Signifikate, die Prozessierungsregeln und das zeichenhafte Tun der Gruppenangehörigen. Sie lenken das Denken, Interpretieren und Handeln der kulturellen Akteure in Konzeption und Umsetzung in bestimmte Bahnen, üben je nach Art und Schärfe der Institutionalisierung mehr oder weniger Zwang aus. Gleichzeitig lassen sie aufgrund der Vielfältigkeit und Vagheit des Institutionellen sowie der changierenden, pragmatischen Kontexte regelmäßig gewisse Adaptions- und Kombinationsspielräume. Die Herrschaft des Kulturellen ist also eine grundlegend restriktive, freiheitsbegrenzende, doch ist sie gleichzeitig eine Bedingung der Möglichkeit des Zeichengebrauchs. Denn durch die Begrenzung der Auswahl an legitimen, akzeptablen, normalen, gewöhnlichen Alternativen macht sie den Zeichengebrauch erst mental handhabbar, richtet ihn auf bestimmte Konzepte, Formen und Prozessierungen aus. Nur diese Begrenzung erlaubt, verbunden mit gruppenweiter Sozialisation, zumindest vages intersubjektives Verstehen und praktische Verständigung.

Das Kulturelle herrscht im Kulturellen. Seine Herrschaft findet ihre Grenzen an den angebotenen Grundlagen des Zeichengebrauchs. Weiter auch an den idiosynkratischen Entwürfen des Einzelnen, der zumindest theoretisch jederzeit die Option hat, die Herrschaft des Kulturellen vom Sockel zu stoßen und durch höchst kreative eigene Phantasien zu ersetzen – womit er aber praktisch Gefahr läuft, die Akzeptanz seiner Gruppe zu verspielen. Sowieso bilden die kulturellen Institutionen die Basis jedes komplexeren kreativen Entwurfs.

Das Kulturelle beeinflusst auch die personelle Macht und Herrschaft, indem sie diese legitimiert oder delegitimiert und im Rahmen von performativen kulturellen Äußerungen bestärkt. Die Macht des Kulturellen ist affirmativ, sie stabilisiert den Zeichengebrauch. Die Herrschaft des kulturellen Zeichenhaften unterliegt keiner politischen Kontrolle. Nur anhand eines universellen Bewertungsmaßstabs ist sie überhaupt kritisierbar.

2.6.2 Herrschaft der Akteure über das Kulturelle

Die Akteure werden im Zeichengebrauch nicht nur von den kulturellen Institutionen geprägt. Auch andersherum wird ein Schuh daraus: Die Akteure prägen den Zeichengebrauch. Sie haben als kulturell Mächtige die Chance, auf die Institutionen der Kultur Einfluss zu nehmen, sie zu stabilisieren oder zu innovieren. Die neomarxistischen Vorstellungen von Hegemonie und Subversion liegen nicht weit von diesem Entwurf entfernt.⁶⁹⁶

Jedes Denken, Interpretieren und Kommunizieren, das in den Bahnen der kulturellen Institutionen verläuft, tradiert diese. Es erinnert sie, bestätigt ihre Geltung, schleift sie tiefer und

⁶⁹⁵ Vgl. Kapitel III.8.1.6 „Restriktive und produktive Macht der Diskurse“.

⁶⁹⁶ Vgl. Kapitel 1.11.1 „ ‚Doing Culture‘ im Kontext“ und Kapitel IV.1.10.2 „Kultur als Kapital und Anerkennung der Kapitalverteilung“.

breiter ein in das Gehirn des Emittenten bzw. des Rezipienten. In jeder Emission manifestieren sich kulturelle Institutionen in Form eines kulturellen Signifikanten. Jeder kulturkonforme Akt stellt damit die Herrschaft des Kulturellen erneut dar und in der Rezeption her. Gleichzeitig hat jedes Denken, Interpretieren und Kommunizieren das Potenzial, die kulturellen Institutionen zu erneuern – nämlich dann, wenn der Akteur kreativ ans Werk geht oder zufällig etwas Neues emittiert. Doch ist diese Innovation zunächst rein idiosynkratisch. Erst wenn sie gruppenweit verbreitet und dauerhaft institutionalisiert wird, wird sie selbst Kultur. Diese Institutionalisierungs- und Sozialisierungsprozesse bedienen sich dabei des Kommunizierens. In der Regel werden sie von Korporationen gesteuert, dem Einzelnen fehlt dazu die persuasive Macht. Wie diese Tradierung und Innovation des Kulturellen konkret erfolgt und was ihre Rahmenbedingungen sind, analysieren wir im folgenden Kapitel im Detail.

2.6.3 Politische Korporationen und ihre kulturelle Gestaltungsmacht

Das politisch Kulturelle herrscht über den politischen Zeichengebrauch. Seine Institutionen legen den Akteuren bestimmte kulturelle Prozessierungen nahe und schließen andere aus. Die Grade von Freiheit und Zwang changieren, sie hängen von der Schärfe der Institutionalisierung ab. In der Beschneidung von Wahlfreiheit ermöglichen die politisch-kulturellen Institutionen den kulturellen Zeichengebrauch erst. Nur so ist er für den einzelnen politischen Akteur mental bewältigbar und intersubjektiv anschlussfähig.

Gleichzeitig übt jeder politische Akteur ein Stück weit Macht im politisch-kulturellen Zeichengebrauch aus, tradiert diesen und gibt Innovationsanreize. So kommt politisch-kulturelle Macht nicht nur von oben, politische Subversion von unten ist ebenso vorstellbar. Die Institutionalisierung und Sozialisierung des politischen Zeichengebrauchs obliegt letztlich dann doch den personal Herrschenden, den politischen Entscheidungsträgern und Korporationen, die mit besonderen Kompetenzen und Ressourcen ausgestattet sind. Im folgenden Kapitel werden wir detaillieren, wie sich diese personelle und korporative Herrschaft über das politisch Kulturelle gestaltet.

2.6.4 Kulturelle Herrschaft und BKM

Der BKM unterliegt ebenfalls der Herrschaft des politisch Kulturellen. Sein zeichenhaftes Prozessieren wird geprägt von den kulturpolitischen Institutionen. Wie stark, hängt dabei von der Schärfe der Institutionalisierung ab. In der Regel bleiben ihm im kulturellen Handeln gewisse Adaptionen- und Gestaltungsspielräume. Diese kulturellen Institutionen sind, indem sie restriktiv auf die Wahl möglicher Prozessierungsalternativen Einfluss nehmen, eine produktive Kraft, die den Zeichengebrauch des BKM erst ermöglicht.

Als politische Korporation übt der BKM auch selbst Herrschaft über die Institutionen des kulturpolitischen Zeichengebrauchs aus. Er ist durch politische Entscheidung, durch kommunikative Führung, durch Repräsentation sowohl an der Tradierung als auch an der Innovation von kulturellen Institutionen in seinem politischen Zuständigkeitsbereich beteiligt. Wie genau das vor sich geht, besprechen wir in Kapitel IV.2.7.4.

2.6.5 Fazit: Kulturelle Herrschaft

Das Kulturelle ‚herrscht‘ über den Zeichengebrauch. Es handelt sich um eine apersonale, affirmative und stabilisierende Macht, die über ihre Institutionen den Zeichengebrauch der Akteure immer wieder ähnlich anleitet. Die Herrschaft des Kulturellen kann strikt sein oder

locker nahe legen, entsprechend formt sie die kulturellen Gestaltungsspielräume des Einzelnen. Durch die Reduktion von Vielfalt wird das zeichenhafte Prozessieren erst denkbar, machbar und intersubjektiv anschlussfähig.

Gleichzeitig herrschen die Akteure über das Kulturelle. Jeder kulturkonforme Akt des Zeichengebrauchs tradiert die kulturellen Institutionen, schleift sie ein. Jeder nicht kulturkonforme Akt hat hingegen das Potenzial, eine kulturelle Innovation anzustoßen. Doch bevor es so weit ist, muss die kreative Idee gruppenweit institutionalisiert und kommunikativ sozialisiert werden. Dies wird meist von Korporationen übernommen, die aufgrund von persuasiven Fähigkeiten und Ressourcen die Macht dazu besitzen. So bilden personale Machtverhältnisse Sedimente in den Institutionen des Kulturellen.

Das Kulturelle herrscht in gleicher Weise über den politisch-kulturellen Zeichengebrauch, stabilisiert ihn. Es lenkt das politische Denken, Interpretieren und Kommunizieren mehr oder weniger strikt in Bahnen, ermöglicht es, indem es Alternativen ausschließt. Gleichermaßen herrschen politische Korporationen über den kulturellen Zeichengebrauch. Sie sind befugt, allgemeine Institutionalisierungs- und Sozialisationsprozesse durchzuführen, womit sie auf die Tradierung und Innovation von politisch Kulturellem Einfluss nehmen.

Gleiches gilt für den Zeichengebrauch des BKM: Einerseits unterliegt er der Herrschaft der kulturpolitischen Institutionen. Andererseits ist er befugt, über diese Institutionen zu herrschen, sie zu tradieren und zu reformieren.

2.7 Genese des Kulturellen

Kultur ist per definitionem nicht angeboren, nicht naturgegeben, nicht essentiell, sie ist menschengemacht, historisch. Wie können wir uns also die Erfindung und Tradierung des Kulturellen vorstellen? Wie entwickeln sich Kulturen und wohin? Nimmt der BKM etwa auf diese kulturelle Genese Einfluss?

2.7.1 Statik und Dynamik: Das Kulturelle als träge Institution

Das Kulturelle ist als gruppenbezogene Institution historisch veränderlich, doch ist ihm aufgrund des institutionellen Charakters eine bestimmte Trägheit mitgegeben.

2.7.1.1 Kulturelle Tradierung

Von Dauer sind kulturelle Institutionen dann, wenn ihre latenten Signifikate, Signifikanten und Prozessierungsregeln unverändert bleiben und in den kulturellen Akten immer wieder sehr ähnlich vernäht werden. Wohlgemerkt kann Kulturelles längerfristig nur durch Gebrauch im Interpretieren und vor allem im Kommunizieren tradiert werden. Neue Gruppenangehörige müssen erstmalig sozialisiert werden, bestehende Gruppenangehörige müssen sich regelmäßig an die erlernten kulturellen Institutionen erinnern, ihren Gebrauch auffrischen. Kulturelle Tradierung setzt also die Äußerung kultureller Institutionen in Signifikanten voraus, die für den Rezipienten sichtbar, hörbar, greifbar, präsent sind. Gruppenumfassende Reichweite kann dabei über öffentliches, mediales und massenmediales Kommunizieren hergestellt werden.⁶⁹⁷ Tiefgreifende Lerneffekte lassen sich über präsenzhaftes Kommunizieren, insbesondere über Rituale mit körperlicher Mitwirkung und emotionaler Ansprache auslösen.⁶⁹⁸

⁶⁹⁷ Vgl. III.11 „Medien und Massenmedien im Zeichengebrauch“ und III.12 „Kommunikative Öffentlichkeit“.

⁶⁹⁸ Vgl. III.10 „Kommunizieren bei Kopräsenz“.

Komplexe Institutionen können über kulturelle Symbolisierungs- und Repräsentationsprozesse tradiert werden.⁶⁹⁹

Die Stabilität zeichenhafter Institutionen beruht also letzten Endes auf Verstehen und Akzeptanz von institutioneller Geltung. Letztere kann im Sinne neomarxistischer Kulturtheorien durch persuasive hegemoniale Kräfte hergestellt werden, sie kann gleichermaßen von freien Akteuren als nützlich im Umgang mit der Welt erachtet werden.⁷⁰⁰ Wo keine Reflexion über das Kulturelle stattfindet, wirkt es in seiner Evidenz, seiner Selbstverständlichkeit stabilisierend. Auch die Erforderlichkeit des intersubjektiven Verstehens und der Verständigung begünstigt die Stabilität des Kulturellen. Denn revolutionäre Neuerungen können nicht so schnell flächendeckend sozialisiert werden.

2.7.1.2 Kulturelle Innovation

Nichtsdestotrotz bewegen sich Kulturen, manche mehr, manche weniger. Einige wagen nur inkrementelle Schritte, andere reformieren stetig, nicht selten beobachten wir kulturelle Revolutionen. Die Institutionalisierung und Sozialisierung neuer kultureller Institutionen kann beispielsweise veränderte Macht- und Herrschaftsverhältnisse spiegeln, sie kann der Verfügbarkeit besserer Lösungen geschuldet sein, sie kann sich aus politischen Reformen ergeben. Dabei werden sich die kulturellen Institutionen einer Gruppe meist nicht im Gleichschritt verändern. Die Naturwissenschaft macht Quantensprünge, während die Lyrik auf der Stelle tritt. Im Detail können wir kulturelle Innovationsprozesse wie folgt beschreiben:

Jede kulturelle Innovation basiert auf einem individuellen **kreativen, idiosynkratischen Zeichengebrauch**. Sie kann sich rein zufällig ergeben, etwa als Gedankenblitz, oder aus der akribischen, systematischen Forschungs- und Entwicklungstätigkeit eines strategischen Akteurs stammen. Sie kann aus der alltäglichen oder wissenschaftlichen Reflexion und Kritik kultureller Selbstverständlichkeiten resultieren. Vielleicht hat auch jemand die kreative Lösung in einer fremden kulturellen Gruppe erspäht und ins eigene Lager transferiert. Welche Signifikanten, Signifikate, Prozessierungsregeln und Verknüpfungen erfunden werden können, hängt von den Bedingungen der Äußerbarkeit im Zeichengebrauch ab. Somit gestalten die biologischen Anlagen, die kulturellen Fähigkeiten und Ressourcen das Innovationspotenzial des einzelnen Akteurs. Er kann zwar aufgrund seines handwerklichen Geschicks und seiner technischen und dinglichen Ressourcen das kulturelle Objekt Flugzeug innovativ entwickeln, doch hebt er selbst partout nicht vom Boden ab, seine Körperlichkeit und die Schwerkraft verhindern dies bisher. Dabei gilt: Je elaborierter die kulturellen Kompetenzen und je umfangreicher die verfügbaren Ressourcen, desto höher die Chance auf Innovation. Kreativität hängt also – außer im Fall der göttlichen Eingebung – vom Pfad der bestehenden kulturellen Institutionen ab.

Um zur kulturellen Institution zu werden, muss sich die innovative Interpretation dauerhaft in einer Gruppe verbreiten. Der **Prozess der Institutionalisierung** kann dabei auf vielfältigen Wegen erfolgen: Beispielsweise wird ein innovativer Zeichengebrauch von vielen Rezipienten in seiner Geltung akzeptiert, er wird typisch, bürgert sich ein, wird zur kulturellen Gewohnheit, zum kulturellen Brauch. Alternativ wird die Neukreation vertraglich von allen Beteiligten als kulturelle Konvention ausgehandelt und festgeschrieben. Möglicherweise wird die

⁶⁹⁹ Vgl. Kapitel III.15 „Repräsentieren durch Kommunizieren“ und Kapitel III.13.3.4.12 „Symbolisches Kommunizieren“.

⁷⁰⁰ Vgl. Kapitel 1.11.1 „ ‚Doing Culture‘ im Kontext“ und Kapitel IV.1.10.2 „Kultur als Kapital und Anerkennung der Kapitalverteilung“.

Neuerung auch in einem formalrechtlichen Prozess normiert, so dass sie allgemeinverbindliche Geltung beanspruchen kann. In jedem Fall müssen sich neue kulturelle Institutionen in kommunikativen Entscheidungs- oder Gewöhnungsprozessen behaupten. Dabei setzen sich Vorschläge durch, die durch persuasive Macht und Herrschaft gestützt werden oder einfach leistungsfähiger sind als ihre Alternativen oder auf Basis des bestehenden Zeichengebrauchs als rational eingestuft werden. Institutionalisierungsprozesse sind somit pfadabhängig, denn revolutionäre Interpretationen lassen sich in die semantischen Netze des Gehirns einfach nicht sinnvoll einordnen – ‚was der Bauer nicht kennt, frisst er nicht‘. Auch der Zufall kann in kulturellen Institutionalisierungsprozessen eine prominente Rolle spielen.

Die gruppenweite Verbreitung des Kulturellen setzt weiter voraus, dass seine Träger die entsprechenden Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln rezipieren und nachhaltig lernen – womit wir zu den **Sozialisationsprozessen** kommen, in deren Rahmen die Gruppenangehörigen den innovativen kulturellen Zeichengebrauch erlernen. Auch diese sind, wie in Kapitel III.5.2.2.3 und IV.2.4.2 ausgeführt, kommunikativ grundiert. Sie setzen Verstehen und nachhaltige Akzeptanz von Lernerfolgen voraus und sind damit durchwirkt von persuasiver Macht, von Rationalität, von Zufall.

2.7.2 Richtung und Maßstab kultureller Entwicklung

Anders als aufklärerische oder evolutionistische Theorien annehmen, unterliegt Kultur meiner Meinung nach nicht zwangsläufig dem Fortschritt. Sie hat auch kein im Menschen oder in ihr selbst angelegtes Entwicklungsziel – Kultur kennt keine Entelechie. Das Kulturelle verändert sich, ja. Doch diese Veränderung kann jedwede Richtung annehmen, im kulturellen Prozess kann es nach oben, vorwärts, rückwärts und abwärts gleichermaßen gehen. Jedenfalls ist Kultur sterblich.⁷⁰¹ „Mara und Dann“⁷⁰² von der Romanautorin Lessing beschreibt diese Vergänglichkeit von Kulturen durch den Tod ihrer Träger und das Verlernen plastisch. Kultur muss tradiert werden, sonst verschwindet sie. Die Diagnose von Rückschritt oder Fortschritt ist dabei selbst wiederum eine kulturelle Interpretation. So schlage ich vor, dass wir nicht von Entwicklung oder Fortschritt, sondern neutral von Veränderung sprechen.

Doch wie können wir kulturelle Veränderung bewerten? Gibt es einen Maßstab, auf den sich alle einigen können? Vielleicht die nachhaltige Viabilität im Umgang mit sich selbst, mit einander und mit der natürlichen Umwelt? Doch wer könnte diesen Maßstab objektiv aufstellen, wo doch jeder selbst von individuellen Überlegungen, Erfahrungen und gruppenbezogener Sozialisation geprägt ist? Die Antwort auf diese Frage hängt jedenfalls davon ab, ob man das menschliche Leben vor allem in partikularen, inkommensurablen Kulturen situiert oder ob man eher universelle Anlagen, etwa menschliche Grundbedürfnisse⁷⁰³, für ausschlaggebend erachtet und grundlegende Kommensurabilität annimmt.

Sowieso gibt es für unsere kulturellen Institutionen keine Wahrheitsgarantie, wir können nicht wissen, ob sie mit der wirklichen Wirklichkeit verbunden sind. Denn Kulturen entstehen in historischen, zeichenhaften Konstruktionsprozessen. Sie sind teils kontingent, teils machtdurchwirkt, teils rational. Mit dinglichen Wahrnehmungen stehen sie über den Hebel der Viabilität in Beziehung. Diese Institutionen sind unsere kulturelle Realität, sie sind – neben unseren eigenen Kreationen und Phantasien – unsere einzige Realität. Sie stehen uns, wie

⁷⁰¹ Vgl. Konersmann 2003, S. 69.

⁷⁰² Lessing 2004.

⁷⁰³ Vgl. Nussbaum, Pauer-Studer 1999.

der Kommunitarismus⁷⁰⁴ und auch die Wissenssoziologie⁷⁰⁵ betonen, quasi objektiv gegenüber.

2.7.3 Politik und politisch-kulturelle Institutionen

Politisch-kulturelle Institutionen sind ebenfalls träge, historische Konstruktionen. Ihre Tradierung erfordert regelmäßige, gruppenweite Kommunikation. Mitglieder politischer Gruppen erinnern sich so regelmäßig an erlernte Signifikate, Signifikanten und Prozessierungsregeln, neue Angehörige erlernen die politischen Institutionen in kommunikativen Sozialisationsprozessen. Öffentliches Kommunizieren über Medien und Massenmedien ruft politisch-kulturelle Institutionen gruppenweit in Erinnerung, präsenzhafteste Akte, politische Rituale lösen tiefgehende Lernerlebnisse aus. Komplexe politische Institutionen bedürfen schließlich der symbolischen Kommunikation oder Repräsentation. Politisch-kulturelle Stabilität beruht so auf persuasiver Macht und Herrschaft, auf Evidenz, auf Praktikabilität oder auf Alternativlosigkeit. Politische Akteure unterstützen diese kulturellen Tradierungsprozesse durch die Gestaltung und das Angebot von Sozialisationsprozessen, durch die Regulierung und Allokation entsprechender Ressourcen sowie durch repräsentative personale Auftritte.⁷⁰⁶

Gleichermaßen verändern sich politische Kulturen, neue Signifikate, Signifikanten und Prozessierungsregeln, neue Verknüpfungen schleifen sich ein oder werden durch persuasive Macht etabliert. Großangelegte kulturelle Revolutionen können allerdings mit dem kommunikativen Verstehen und der Verständigung das politische Zusammenleben gefährden. In der Regel ereignet sich politisch-kultureller Wandel daher in Reformschritten. Es ist geradezu die Kernaufgabe der Politik, derartige kulturelle Reformen zu gestalten. Dabei geht es in erster Linie um allgemeinverbindliche, rechtlich normierte und sanktionierte Institutionen, etwa Gebote, Verbote, Verträge. Auch politisch-kulturelle Innovation geht dabei immer vom einzelnen, kreativen Akteur aus, im politischen Kontext häufig von einer Korporation, etwa wenn ein Verband oder ein Parteireferent einen Reformvorschlag entwickelt. Gängig ist auch die Einrichtung von Findungsgremien für kulturelle Innovation, etwa Zukunfts- oder Modernisierungskommissionen. Die Innovation wird regelmäßig in einem öffentlichen Diskussionsprozess argumentativ geprüft und in einem rechtlichen Normierungsprozess, etwa im formellen Gesetzgebungsverfahren, institutionalisiert. Die Implementierung der politischen Reform erfolgt beispielsweise durch die Veröffentlichung im Bundesgesetzblatt, die Umsetzung durch Landesbehörden, durch massenmediales Kommunizieren oder eine Verankerung in Lehrplänen.

2.7.4 Kulturelle Tradition und Innovation im Kontext des BKM

Wir können aufgrund fehlender Querschnittsdaten nichts darüber sagen, ob sich die politisch-kulturellen Institutionen im Kontext des BKM verändern und in welchem Tempo. Was wir sagen können, dass der BKM an der Tradierung des politisch-kulturellen mitwirkt. Wie in den Kapiteln IV.2.5.6 und III.6.3 gezeigt, ist er maßgeblich an der Bereitstellung von Ressourcen beteiligt, die zum Erhalt von architektonischen und künstlerischen Signifikantenkomplexen beitragen. Damit gestattet er künftige Rezeptions- und Sozialisierungsprozesse im Kontext von Kunstmuseen, historischen Museen, Theater- und Opernhäusern. Weiter

⁷⁰⁴ Vgl. Kapitel IV.1.2.3 „Kultur als Quelle von Identität“.

⁷⁰⁵ Vgl. Kapitel IV.1.7.2 „Kultur als Summe von Wissensbeständen“.

⁷⁰⁶ Vgl. Kapitel IV.2.4.4 „Politisch-kulturelle Kompetenzen“ und IV.2.5.5 „Ressourcen im politisch-kulturellen Zeichengebrauch“.

tradiert jeder kulturkonforme Zeichengebrauch des BKM die von ihm berührten Institutionen ein Stück weit. In seinem öffentlichen, medialen und massenmedialen Kommunizieren⁷⁰⁷ erreicht der BKM breite Zielgruppen, in seinen Präsenzveranstaltungen, die häufig rituellen Charakter haben, kann er tiefgehende politisch-kulturelle Lerneffekte auslösen.⁷⁰⁸ Als Repräsentant stellt der Amtsträger die Institution des Kulturstaats, der Kulturnation, der Bundeskulturpolitik, des Landes der Dichter und Denker symbolisch dar und erinnert damit an diese Signifikatskomplexe. So kommt dem BKM eine zentrale Rolle in der Tradierung von kulturellen Institutionen zu, die mit Kultur, nationaler Kultur, deutscher Kultur, Bundeskultur, deutscher Geschichte, deutscher Kunst etc. zu tun haben.

Gleichzeitig ist gerade der BKM eine innovative Kraft in diesem Themenfeld. Im Rahmen der Mitwirkung an formellen Gesetzgebungsverfahren beteiligt er sich an der Normierung von kulturpolitischem Recht. So engagiert er sich in der Reform der Institution der Buchpreise, der Massenmedien, der Stifter, der ehrenamtlich Tätigen. Dabei werden zwar neue rechtliche Institutionen geschaffen. Doch haben diese ordnungspolitischen Maßnahmen selbst einen eher tradierenden Effekt auf den Zeichengebrauch, etwa die Fortführung eines breiten Buchangebots, den Erhalt von Kunstwerken durch private Stiftungen, die Sozialisation im künstlerischen Zeichengebrauch durch ehrenamtlich Tätige. Doch der BKM lanciert nicht nur selbst Reformen. Es ist ein Alleinstellungsmerkmal des kulturpolitischen Feldes, dass es mit der Kunst einen Teilbereich der idiosynkratischen Kreativität und damit des kulturellen Innovationspotenzials reguliert. Aufgrund der verfassungsrechtlich gebotenen Autonomie des künstlerischen Bereichs, der Distanz von Kultur und Staat ist der politische Gestaltungsspielraum allerdings begrenzt⁷⁰⁹, weshalb sich die kunstpolitische Steuerung vor allem des Instruments der finanziellen Förderung bedient. Auf Bundesebene kommt primär dem BKM diese Aufgabe zu. Er erhöht das künstlerische Innovationspotenzial durch Allokation von finanziellen Ressourcen, etwa im Rahmen der Einrichtung der Kulturstiftung des Bundes, der Vergabe von Stipendien und Preisgeldern für Künstler und Filmschaffende. Weiter teilt er soziale Ressourcen durch öffentliche repräsentative Wertschätzung zu. Weiss thematisiert im Experteninterview dieses künstlerisch-politische Innovationspotenzial:

„Die Politik schafft ja die Spielräume für die Künstlerinnen und Künstler, die ja dann wirklich wie Seismographen sind, die immer viel früher ahnen und spüren, dass irgendwo etwas nicht stimmt, die dann auch den Finger auf die Wunde legen mit ihren Ausdrucksmitteln, mit ihren Bildern, mit ihren Texten oder auch mit einer Musik, die aufmerksam macht, wie Schreie auf Missstände. Eine Politik, die das nicht ernst nimmt, vergibt eine riesige Chance, zukunftsfähig zu sein.“⁷¹⁰

So ist der BKM bewahrende Kraft und Innovationstreiber im Kontext der deutschen kulturpolitischen Kultur. Der folgende Ausschnitt einer Rede des BKM macht den entsprechenden Spagat deutlich:

„Das eine ist – darum muss es uns gemeinsam gehen –, die Balance zwischen Repertoire und Innovation zu wahren oder, wo sie nicht besteht, herzustellen. Wir müssen aufpassen, dass die Fortentwicklung der Künste keinen Fadenriss bekommt. Es gibt Sparten, um die ich mir Sorgen mache, zum Beispiel E-Musik. Also: Innovation stärken. Das Repertoire ist stark, muss aber natürlich gefördert werden. Wir müssen aufpassen, dass wir die zeitgenössische Kunstentwicklung nicht aus dem Blick verlieren.“⁷¹¹

⁷⁰⁷ Vgl. Kapitel III.11 „Medien und Massenmedien im Zeichengebrauch“ und III.12 „Kommunikative Öffentlichkeit“.

⁷⁰⁸ Vgl. Kapitel III.10 „Kommunizieren bei Kopräsenz“.

⁷⁰⁹ Vgl. III.6.3.3 „Exkurs: Rechtliche Ressourcen des BKM“.

⁷¹⁰ Kapitel VII.B.2.3 „Transkript Interview mit Prof. Weiss“.

⁷¹¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001aa): Staatsminister Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin, Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, zum Thema „Soziokultur“ vor dem Deutschen Bundestag, 18.01.2001.

2.7.5 Fazit: Genese des Kulturellen

Das Kulturelle ist eine historische Größe, es ist damit prinzipiell veränderlich, doch bedingt seine Institutionalisierung eine gewisse Trägheit. Diese kann auf persuasiver Macht, auf guten Gründen oder schlauer Propaganda beruhen, auf Evidenz und Eingewöhnung. Auch die Anforderungen des intersubjektiven Verstehens und der Verständigung lassen den kulturellen Zeichengebrauch zur Stabilität tendieren. Die Tradierung kultureller Institutionen setzt dabei die immer wieder gleiche Verknüpfung im Zeichengebrauch voraus. Längerfristig kann sie nur durch Kommunikation gewährleistet werden. Neue Gruppenmitglieder müssen sozialisiert, bestehende an die kulturellen Institutionen erinnert werden. Kulturelle Tradierung impliziert so Äußerung, Wahrnehmbarkeit, Präsenz. Die Institutionen müssen sich in kulturellen Signifikanten manifestieren, Rezeptionsanreiz bieten. Komplexe Institutionen lassen sich über kulturelle Symbolisierung und Repräsentation am Leben erhalten. Öffentliches, mediales und massenmediales Kommunizieren schaffen gruppenumfassende Reichweiten, präsenzhafte Akte wie Rituale sorgen für intensive Lerneffekte durch Generierung von Aufmerksamkeit und multisensorische Ansprache der Rezipienten.

Doch Kulturen bewegen sich – in marginalen Reformen, in groß angelegten Revolutionen, etwa wenn sich Macht- und Herrschaftsverhältnisse ändern, wenn bessere Alternativen verfügbar sind. Kulturelle Innovation ergibt sich aus dem individuellen kreativen Zeichengebrauch heraus – zufällig, spontan, intentional oder gar strategisch. Das Innovationspotenzial eines Akteurs hängt von den Bedingungen der Machbarkeit im Zeichengebrauch ab und damit von den biologischen Anlagen, den Ressourcen und den kulturellen Kompetenzen. Kulturelle Innovation ist somit pfadabhängig. Um Teil der Kultur zu werden, müssen Innovationen einen Prozess der Institutionalisierung durchlaufen. Dieser kann beispielsweise aus rationaler Überlegung heraus oder zufällig erfolgen, er kann auf Gewöhnungseffekten, persuasiver Macht oder formaler Regulierung beruhen. Schließlich muss die neue Institution gruppenweit Verbreitung finden, womit kommunikative Sozialisationsprozesse ins Spiel kommen. In Anlehnung an Giddens könnten wir in diesem Kontext von einer Dualität von Kultur und kommunikativem Handeln sprechen – kulturelle Institutionen regulieren das Kommunizieren, Kommunizieren tradiert und erneuert die Kultur.

Meiner Meinung nach hat Kultur kein Ziel, sie kann sich vorwärts, zum ‚Besseren‘ bewegen, sie kann Rückschritte erleben. Kulturen sind historische Konstruktionen, sie bieten keine Wahrheits- oder Richtigkeitsgarantie, nur über den Hebel der Viabilität sind sie mit dinglichen Wahrnehmungen verbunden. Realität ist so kulturelle Realität. So findet sich wohl auch kein objektiver Maßstab der Bewertung kultureller Entwicklung. Daher sollten wir in Interpretationen, die sich auf Derartiges beziehen, neutral von kultureller Veränderung sprechen.

Auch die politische Kultur ist träge. Sie tendiert zur Stabilität, denn radikale Reformen gefährden mit dem intersubjektiven Verstehen und der intersubjektiven Verständigung das soziale Zusammenleben. Die Tradierung politischer Institutionen erfordert Kommunikation. Neue Mitglieder politischer Gruppen werden kommunikativ sozialisiert. Gruppenangehörige werden durch öffentliches, mediales und massenmediales oder auch präsenzhafte, rituelles Kommunizieren an institutionalisierte Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln erinnert. Komplexe politische Institutionen werden in symbolischen und repräsentativen Kommunikationsprozessen tradiert. Es ist in diesem Rahmen weiter geradezu die Job Description der Politik, kulturelle Reformen, insbesondere im rechtlich normierten Kontext, kreativ anzustoßen, zu institutionalisieren und entsprechende Sozialisationsprozesse einzuleiten.

So ist die Politik eine zentrale tradierende und innovierende Kraft des kulturell Zeichenhaften und seines Gebrauchs.

Dies gilt in gleicher Weise für den BKM: Die Korporation wirkt an der Tradierung und Innovation kulturpolitischer Institutionen mit. Sie fördert den Erhalt künstlerisch-ästhetischer und architektonischer Signifikantenkomplexe durch finanzielle Förderung von Kultureinrichtungen und Sozialisationsangeboten. Im Rahmen von massenmedialen und präsenzhafte kommunikativen Prozessen ruft der Amtsträger als Repräsentant die Institution des Kulturstaats, der Kulturnation, der Bundeskulturpolitik, des ‚Landes der Dichter und Denker‘ in Erinnerung. Gleichzeitig ist er eine innovationstreibende Kraft. Er beteiligt sich an rechtlichen Reformen, die neue kulturelle Institutionen festschreiben, und – was für politische Korporationen außergewöhnlich ist – befähigt durch Sozialisationsangebote und Ressourcenallokation andere Akteure, etwa Künstler und Filmschaffende, zur Kreativität im Zeichengebrauch.

2.8 Strukturierung des Kulturellen

Wie weit ist das Kulturelle verbreitet? Wie homogen und heterogen ist es im Inneren? Wie trennscharf sind seine Grenzen nach außen? Wie gestaltet sich die Struktur der kulturellen Institutionen im Kontext des BKM?

2.8.1 Universalität und Partikularität des Kulturellen

2.8.1.1 Universelle kulturelle Institutionen

Kultur ist definitionsgemäß keine natürliche, angeborene Anlage des Menschen. Universellen Status können wir daher nur Signifikanten, Signifikaten und Prozessierungsregeln zuweisen, deren Gebrauch global und seit jeher bei allen Menschen institutionalisiert ist. Derartige kulturelle Universalien sind sicherlich recht selten, falls es sie überhaupt gibt. Vielleicht können wir den Signifikanten Wasser in der Assoziation ‚trinken‘, den Signifikanten Himmel in der Bedeutung ‚oben‘ hierzu zählen. Der gemeinsame kulturelle Nenner aller Menschen ist also – ohne Übersetzungs- und Persuasionsprozesse – recht gering. Eine Erklärung für nicht angeborene kulturelle Universalien könnte in der gleichartigen Reaktion auf die Humana liegen.

2.8.1.2 Partikulare kulturelle Institutionen

Der große Rest des Kulturellen ist partikular. Die kulturellen Institutionen reichen so weit, wie die Menschen reichen, die über diese Institutionen latent verfügen oder sie konkret gebrauchen. Sie werden also zeitlich begrenzt in bestimmten geographischen Räumen von bestimmten sozioökonomischen, demographischen, Lifestyle-bezogenen Gruppen gepflegt. Seit einem Jahrzehnt verstehen Menschen die einstürzenden Twin Towers des World Trade Centers, doch während die islamischen Fundamentalisten dies als Zeichen von Erfolg im Dschihad interpretieren, sind die US-Amerikaner tief betroffen. Der Mensch des Mittelalters kennt gar keine Hochhäuser, höchstens er lebte in San Gimignano. Fußball spielen können fast alle Jungs weltweit, die Gruppe der Schiedsrichter kennt sich allerdings besser mit den Spielregeln aus. Frauen wissen ungefähr über das Fußballspiel Bescheid, aber nur selten stehen sie selbst auf dem Platz. Die Kinder aus reichem Hause bevorzugen sowieso das Praktizieren von Golf.

Die Verbreitung der einzelnen kulturellen Institutionen hängt wiederum von der Reichweite und Stringenz von Sozialisationsprozessen, von Ressourcen und Fähigkeiten, von Macht

und Herrschaft und persuasiven Strategien im Zeichengebrauch sowie vom historischen Pfad des Zeichenhaften und auch vom Zufall ab.

2.8.2 Heterogenität und Homogenität des Kulturellen

2.8.2.1 Kulturelle Integration und kulturelle Cleavages nach innen

Das Rätsel, ob Kultur homogen oder heterogen ist, lässt sich nur am einzelnen Patch lösen. Wir können kulturelle Patches dabei auf einem Kontinuum zwischen hoher innerer Homogenität über kulturelle Teilgruppen bis hin zu pluraler Heterogenität anordnen. Der Integrationsgrad zeigt dabei an, welcher Anteil des Zeichenhaften in diesem Patch bei allen Akteuren ähnlich verankert ist und von allen ähnlich gebraucht wird, also wie viele kulturelle Institutionen für einen Signifikanten, ein Signifikat, eine Prozessierung verfügbar sind und welche davon genutzt werden.⁷¹² Grundsätzlich ist kulturelle Homogenität im Sinne eines mehrmaligen identischen Zeichengebrauchs wegen der fließenden Zeit unvorstellbar. Die kulturellen Cleavages bilden dabei die Trennlinien ab, an denen sich in einem Patch unterschiedliche kulturelle Institutionen herauskristallisieren. Die kulturelle Heterogenität geht so weit, wie sich die gruppenbezogenen Institutionalisierungen splitten lassen. Sie endet am idiosynkratischen Zeichengebrauch.

Wenn wir nun einzelne Signifikanten, Signifikate, Prozessierungsregeln oder den einzelnen kulturellen Zeichengebrauch im Patchwork betrachten, ist dieser definitionsgemäß recht homogen, zumindest ähnlich. Sonst wäre es ja keine gruppenbezogene, dauerhafte Institution. Was grob davon abweicht, etwa weil es individuell kreativ ist oder von Sozialisationsprozessen nicht erfasst wurde, könnten wir so überhaupt nicht entdecken.

Nun bezeichnet Kultur in unserem Sprachgebrauch aber meist viel komplexere Patches, ganze Bündel kultureller Institutionalisierungen und Sozialisationsprozesse, etwa den ökonomischen, gewinnorientierten Zeichengebrauch im 20. Jahrhundert oder die Kulturen der USA oder Japans, die Institutionen der deutsch Sprechenden, die liturgischen Praktiken der katholischen Kirche, die Kulturen der Wissenschaftler oder der Yogis. Lassen Sie uns einige Patches herausgreifen: Die Wissenschaftler haben im Laufe der Geschichte ihrer Profession die unterschiedlichsten Überzeugungen, Methoden, Arbeitsweisen gebraucht, nur wenige Signifikate, Signifikanten und Prozessierungsregeln hat Aristoteles mit einem Hirnforscher aus Harvard gemeinsam. Was beide teilen, ist vielleicht ihr Interesse an der Reflexion, an der Wahrheit. Der liturgische Zeichengebrauch der katholischen Kirche wird durch strenge Vorschriften reguliert und doch wurde er, etwa im zweiten Vatikanischen Konzil, immer wieder verändert und anders gebraucht. Ein Pfaffe des Mittelalters führt so in der Heiligen Messe ganz andere Handlungen aus als der Priester des 20. Jahrhunderts. Wenn wir die Kultur im Staatsgebiet der USA untersuchen, ergibt sich ein Gewirr von Institutionen, die kreuz und quer übereinanderliegen. Wir finden Menschen, die englisch, spanisch oder chinesisch sprechen, andere sprechen keine oder gleich mehrere dieser Sprachen. Im Laufe der Geschichte ihres Gebrauchs wurde das Englische zudem so stark modifiziert, dass viele US-Bürger heute Shakespeares' Macbeth nicht mehr lesen können. Auch zeitgenössisches Englisch ist nicht gleich Englisch: Die Texaner pflegen ihren Southern Drawl, in Boston spricht man eher Oxford English, Subkulturen wie die Hip-Hopper und Gangsta-Rapper gebrauchen einen

⁷¹² Die Stringenz der Anwendung der kulturellen Institutionen ist eher eine Frage der Freiheit im Zeichengebrauch. Ich würde die Integration also als Maß der Ähnlichkeit kultureller Institutionen verwenden, nicht als Maß für kulturelles vs. idiosynkratisches Tun.

spezifischen Slang. Ein vergleichbar vielfältiges Bild geben hier die religiösen und politischen Überzeugungen, die Freizeitbeschäftigungen und die alltäglichen Lebensweisen ab.

Der Grad der inneren Integration beziehungsweise der Cleavages in der Gemengelage kultureller Institutionen hängt dabei von vielfältigen Faktoren ab. Homogenisierung wird beispielsweise begünstigt durch eine starke, zentrale Macht, die allgemein verbindliche kulturelle Institutionen aufsetzt und implementiert. Zur Vereinheitlichung tragen auch geteilte, durchschlagskräftige Sozialisationsprozesse sowie gemeinsame historische Erfahrungen der Gruppenmitglieder bei. Auch dichte kommunikative Interaktion arbeitet auf eine Harmonisierung des Zeichengebrauchs hin, indem sie intersubjektives Verstehen und intersubjektive Verständigung verlangt. Heterogenität wird hingegen begünstigt durch zersplitterte Macht- und Herrschaftslagen, durch Minderheitenrechte, durch lockere, divergierende Sozialisationsprozesse sowie verschiedene historische Erfahrungen und durch geringen Interaktionsbedarf. Wohlgemerkt betrachten wir hier nun die Integration des kulturellen Zeichengebrauchs, davon unbenommen ist daneben die idiosynkratische Varianz. Die Begrenzung staatlicher Macht im Rechtsstaat und die demokratische Neigung zum Pluralismus begünstigen also eine gewisse kulturelle Heterogenität. Die industrialisierten Gesellschaften des 20. und 21. Jahrhunderts erleben einen sozialen und wirtschaftlichen Fragmentierungsprozess: Traditionelle Klassen, Milieus und Vereinigungen⁷¹³, die vormals als Anker ähnlichen Zeichengebrauchs fungierten, brechen auf, die soziale und geographische Mobilität nimmt zu. Vielfältige Lebensstile entwickeln sich. Wirtschaftliche Freiheiten und die Verfügbarkeit von Medien und Massenmedien ermöglichen Interaktionsprozesse im globalen Maßstab.

Aufgrund der kreuz und quer übereinanderliegenden, teils widersprüchlichen kulturellen Institutionen, der möglicherweise lückenhaften Sozialisation und der Vagheit des Kulturellen scheint es jedenfalls äußerst unwahrscheinlich, dass ein komplexes, insbesondere ein zeitliches oder geographisches Patch eine harmonische, innere Ordnung, eine holistische Gestalt besitzt, wie die Vertreter des Poststrukturalismus⁷¹⁴ und der Postmoderne⁷¹⁵ zu Recht betonen. Einer inneren Logik folgt das Patchwork schon aufgrund der partiellen Kontingenz seines Gewordenseins nicht. Aufgrund dieser potenziell überbordenden Vielfalt spreche ich nicht von Kultur, sondern vom Kulturellen.

Das Interagieren in einer kulturellen Gruppe setzt aber einen Grad an Homogenität voraus, der zumindest anschlussfähiges Verstehen und grundlegende Verständigung erlaubt. Dies ist meiner Erfahrung zufolge nach wie vor auch in hochgradig differenzierten und pluralistischen Staaten wie den USA möglich. Die postmoderne Diagnose, dass es aufgrund gesellschaftlicher Differenzierungs- und Migrationsprozesse unmöglich wird, von Kultur zu sprechen⁷¹⁶, weil diese keinerlei Einheit mehr aufweist, halte ich daher für übertrieben.

2.8.2.2 Kulturelle Geschlossenheit und Überlappung nach außen

Weiter pendeln die kulturellen Patches zwischen hermetischer Abgeschlossenheit über partielle Überlappungen nach außen hin zu interdependenter Offenheit. Völlige Geschlossenheit impliziert, dass jeder Signifikant, jedes Signifikat, jede Prozessierung und jeder Zeichengebrauch innerhalb eines Patches, und nur in diesem, genau einer Institution unterliegt und nur hier so gebraucht wird. Überlappung nach außen heißt, dass die Komponenten und der Ge-

⁷¹³ Vgl. Geißler 2008.

⁷¹⁴ Vgl. Kapitel IV.1.12.1 „Kultur als Ensemble von Diskursen“.

⁷¹⁵ Vgl. Kapitel IV.1.13 „Kultur als hybrides, postmodernes Konstrukt“.

⁷¹⁶ Vgl. Abu-Lughod 1991.

brauch einer kulturellen Institution über Patches hinweg verbreitet sind. Kulturelle Überlap-
pung endet beim universellen Gebrauch. So sprechen die Bürger der USA, Kanadas und
Großbritanniens englisch, daneben auch Schüler und Berufstätige aus sonstigen geographi-
schen Regionen, ein Teil der Bürger Kanadas spricht zudem, ähnlich wie die Franzosen,
französisch. Erkenntnisse des wissenschaftlichen Patches fließen beispielsweise regelmäßig
in alltagskulturelle oder politische Patches über. Die medizinische Forschung beeinflusst so
hygienische Vorschriften, die ökonomischen Modelle der Wissenschaft werden von der Wirt-
schaftspolitik aufgegriffen, gleichzeitig greifen Forscher gerne aktuelle Fragestellungen aus
Alltagsleben und Politik auf.

Geschlossenheit nach außen hin wird dabei begünstigt durch entsprechende politische Ent-
scheidungen, etwa bezüglich der Errichtung von Grenzwällen, der Erhebung von Wirt-
schaftszöllen oder der Vergabe von Lizenzen. Sie kann sich auch zufällig ergeben, etwa
durch die geographische Abgeschlossenheit einer Kultur. Geschlossenheit kann weiter Ne-
beneffekt politischer Regulierung oder wirtschaftlicher Aktivität sein, etwa wenn ein Lehrplan
in nur einem Staatsgebiet eine bestimmte Kulturtechnik vermittelt oder ein Kulturgegenstand
nur lokal ist. Überlappungen, kulturelle Interdependenz werden wahrscheinlich, wo intensiver
kultureller Austausch stattfindet, wo Grenzen nicht gesichert werden können oder wo ein
politischer Wunsch nach Öffnung besteht, etwa um Handel zu fördern, und auch wo ähnliche
Sozialisationsprozesse in verschiedenen Patches stattfinden. In der Praxis finden sich ab-
seits vom sekludierten Japan des 17. Jahrhunderts, von der Außenwelt abgeschlossener
schweizerischer Bergbauerndörfer oder unentdeckt gebliebener Eingeborenenstämme auf
Papua-Neuguinea kaum nach außen begrenzte komplexe kulturelle Zonen. Regelmäßig be-
steht Austausch zwischen Gruppen, an ihren Rändern finden sich Überlappungen, Überlage-
rungen, Abweichungen. Im historischen Prozess sind ihre Interpretationen so immer mit dem
anderen vermischt – „hybrid“⁷¹⁷ im Sinne von Homi Bhabha. Die zunehmende Interaktions-
dichte, die grenzüberschreitenden wirtschaftlichen Aktivitäten, medialen Angebote und politi-
schen Regelungen im Rahmen der Globalisierung beschleunigen diese kulturellen Über-
lappungsprozesse, den Kulturtransfer und die -diffusion. Gleichzeitig könnten Globalisie-
rungsprozesse zu einer kämpferischen Rückbesinnung auf das Eigene führen und damit
Abschließungstendenzen begünstigen.

2.8.3 Strukturierungen des politisch Kulturellen

Politisch Kulturelles ist fast durchwegs partikular, in bestimmten Staaten, Parteien, Initiativen,
Weltregionen oder politischen Milieus verbreitet. Sein Radius hängt von politischen Soziali-
sationsprozessen, von politischer Macht und Herrschaft oder auch vom Zufall ab.

Wie es um die politisch-kulturelle Homogenität bzw. Heterogenität im Inneren bestellt ist,
hängt vom jeweiligen politischen Patch ab. Der Grad politisch-kultureller Integration misst,
wie viele konkurrierende zeichenhafte Institutionen in einem Patch verfügbar sind. Die poli-
tisch-kulturellen Cleavages zeigen die Grenzen der jeweiligen Subkulturen an.

Das einzelne politisch-kulturelle Zeichen ist definitionsgemäß gruppenweit ähnlich verbreitet.
Komplexe politisch-kulturelle Patches sind hingegen regelmäßig von Heterogenität gekenn-
zeichnet, sie weisen vielfältige, querliegende, divergierende kulturelle Institutionen auf. So tut
sich auch das Patch der Nation in der Praxis schwer damit, dem Anspruch politischer, zeitli-
cher, rechtlicher, geographischer, sprachlicher, historischer und künstlerischer Homogenität
gerecht zu werden. Dies würde eine maximale Zentralisierung von Entscheidungen sowie

⁷¹⁷ Vgl. Kapitel IV.1.13 „Kultur als hybrides, postmodernes Konstrukt“.

eine extreme Stringenz von Sozialisationsprozessen bei minimaler individueller Freiheit voraussetzen. Die Nation ist so weniger eine empirische Kategorie, als eine interpretativ konstruierte Identität. Gleichzeitig sind zumindest ähnlich gebrauchte politische Signifikate, Signifikanten und Prozessierungsregeln Voraussetzung dafür, dass in einem politischen Patch kommunikatives Interagieren und damit politisches Zusammenleben möglich ist.

Der jeweilige Integrationsgrad der Patches hängt dabei eng mit politischer Zentralmacht, mit stringenten politischen Institutionalisierungs- und Sozialisationsprozessen zusammen, daneben wird er auch von der Interaktionsdichte oder vom Zufall bestimmt. Es ist so eine Kernaufgabe der Politik, die Homogenität und Heterogenität politisch-kultureller Patches zu regulieren. Denken Sie nur an die Bildungs-, Medien- und Integrationspolitik, die Sozialisationsprozesse steuern, dabei neugeborene oder eingewanderte Gruppenangehörige an die kulturellen Institutionen des Patches heranführen und bestehende zeichenhafte Institutionen tiefer einschleifen. Im Grunde können wir alle politischen Institutionalisierungsprozesse als Maßnahmen der Homogenisierung beschreiben, schließlich legen sie einheitliche, allgemeine Gebrauchsweisen für Signifikanten, für Signifikate und Prozessierungsregeln fest, notfalls unter Androhung von Strafe.

In der Geschichte finden sich einige Fälle von nach außen abgeschlossen, politisch-kulturellen Patches, etwa die Staaten des Ostblocks oder die Geheimzirkel der Freimaurer. Doch normalerweise überlappen das politische Wissen, die politischen Fertigkeiten, die politischen Praktiken nach außen, sie verschmelzen mit den kulturellen Institutionen anderer Patches. Die demokratischen Regeln finden sich so in unzähligen Patches aller Zeiten und Orte. Die Offenheit und Geschlossenheit politisch-kultureller Patches ist dabei Gegenstand politischer Regulierung, etwa was den Bau von Grenzschutzanlagen, die Unterzeichnung von Freihandelsabkommen, die Beteiligung an transnationalen Koordinationsprojekten angeht.

2.8.4 Strukturierungen des Kulturellen und der BKM

Wenn wir unsere Annahmen heuristisch auf das Feld des BKM übertragen, zeichnet sich folgendes Bild ab: Die kulturellen Institutionen im Umfeld des BKM sind partikularer Art, sie sind keineswegs universell verbreitet. In Diktaturen wäre es beispielsweise nicht üblich, politische Transparenz durch öffentliches Kommunizieren herzustellen oder um Zustimmung durch Argumentation zu werben. In nicht-europäischen Patches, die politisches Kommunizieren gemeinhin durch rituelle körperliche Handlungen, durch ikonische Präsenz oder auch Unsichtbarkeit des Herrschers umsetzen⁷¹⁸, würde die sprachliche Fokussierung des politischen Kommunizierens des BKM wohl auf Befremden stoßen. Auch der Bundesadler ist kein universelles Symbol, die Neandertaler hätten ihn nicht verstanden. Die Institutionen, die sich im Kommunizieren des BKM ausmachen lassen, können wir so primär den Patches der Deutschen, des 20. und 21. Jahrhunderts, der Bundesrepublik, der Bundesebene, der Bundesregierung, der Kulturbranche, der Bundeskulturpolitik, der deutschen Kultur, der europäischen Kultur, der deutschen Geschichte, des Kulturverfassungsrechts oder der Kunst zuordnen. Die Organisationskultur des BKM ist in diese komplexeren Patches eingewoben. Ihre Institutionen sind die der sie umgebenden Patches, sie finden sich nicht nur im Kommunizieren des BKM.

In der Organisationskultur des BKM zur Amtszeit Nida-Rümelins können wir durchaus eine bestimmte Fragmentierung erkennen. Eine Trennlinie könnten wir beispielweise zwischen der massenmedialen Vermittlungskultur und der veranstaltungsbezogenen Kultur ziehen,

⁷¹⁸ Vgl. z. B. Geertz 1980, Münkler, Hacke 2009.

zwischen den sprachlichen, körperlichen und visuellen Signifikantengattungen oder zwischen den thematischen Schwerpunkten. Weitere Cleavages lassen sich zwischen dem institutionellen Stil der sachlichen Policy-bezogenen Argumentation und dem feuilletonistisch-intellektuell angelegten Streifzug durch die großen kulturpolitischen Debatten finden. Homogen ist die Organisationskultur des BKM hingegen mit Blick auf das Zeichen des Körpers des Amtsträgers und seines repräsentativen Einsatzes im Kommunizieren. Ebenso homogen ist sie, was die Befolgung von rechtlichen Normen anbelangt, die das regierungsamtliche Kommunizieren regeln. Wenn wir hingegen die Patches im Umfeld des BKM betrachten, stoßen wir auf weitaus größere Heterogenität: Das Patch der deutschen Kulturpolitik deckt die nationalsozialistische Instrumentalisierung von Kunst genauso ab wie das neuzeitliche Mäzenatentum der Fürsten, die aus der Distanz fördernde Kulturpolitik der Bundesrepublik und den integrativ ausgerichteten Reichkunstwart der Weimarer Republik.⁷¹⁹ Im Patch der deutschen Kulturpolitik tummeln sich sozialdemokratische Befürworter kultureller Chancengleichheit und stadtteilbezogener Kulturarbeit, liberale Vertreter der Kulturwirtschaft, nationalkulturell gesinnte Republikaner, grüne Anhänger des Multikulti und Konservative, die sich für eine Förderung der Hochkultur und den Erhalt des vaterländischen kulturellen Erbes starkmachen.

Der BKM ist als politische Korporation darüber hinaus an der Gestaltung von politisch-kultureller Heterogenität und Homogenität beteiligt. Zwar verfügt er in den dafür klassischen Feldern der Bildungs-, Medien und Integrationspolitik über wenige rechtliche Befugnisse, der Amtsträger betont aber die Relevanz der Gestaltung politischer Integration durch Kommunizieren:

„Ich habe mich gelegentlich in Vorträgen und Veröffentlichungen dazu geäußert und zum Beispiel versucht, einen klareren Begriff von kultureller Integration zu entwickeln. Das ist ein wichtiger Teil von Kulturpolitik, denn das Kulturelle kann Identitäten verstärken, die ohnehin vorhanden sind und dabei Ausgrenzungen und Abgrenzungen fortführen.“⁷²⁰

Sowieso können wir jede Institutionalisierung, die der BKM vornimmt, als Beitrag zur Vereinheitlichung des kulturpolitischen, künstlerisch-ästhetischen, historischen und massenmedialen Zeichengebrauchs auffassen.

In einigen Fällen gestaltet der BKM darüber hinaus die Grade der Überlappung des deutschen kulturpolitischen Patches nach außen, etwa im Rahmen der Besteuerung ausländischer Künstler, die das Angebot internationaler Kulturdarbietungen reguliert, oder durch öffentliche Präsenz und Kommunizieren im Rahmen von internationalen Kulturfestivals.⁷²¹

An dieser Stelle möchte ich einen politischen Vorschlag machen: Wie wäre es, wenn der BKM sich in diesem Feld stärker engagieren würde, quasi als Minister für kulturelle Vielfalt und Integration? Diese Thematik liegt nach meinem Dafürhalten in der Bundesrepublik im Argen. Der Fokus liegt bisher einzig auf der Integration, die ins Ressort der tendenziell konservativen Innenminister fällt. Der BKM könnte künftig in seiner Zuständigkeit für kulturelle Vielfalt und Integration öffentliche Diskurse über nötige Integrationsgrade anstoßen. Er könnte politische Programme lancieren, die die Bereicherungen kultureller Vielfalt zu schätzen wissen, und gleichzeitig die gemeinsamen Grundlagen für das intersubjektive Verstehen und die Verständigung im politischen und alltäglichen Zusammenleben der Bürger sichern. Der BKM könnte kulturelle Identitäten verhandeln und den kulturellen Austausch mit dem Fremden im In- und Ausland gestalten. So wäre der BKM von der Kompetenzvielfalt her ein origi-

⁷¹⁹ Vgl. Wistrich et al. 1996, Mosse 1976, Vondung 1971, Heinrichs 1997, von Beyme 1998b, Abelein 1968, Abelein 1970.

⁷²⁰ Kapitel VII.B.2.2 „Transkript Interview mit Prof. Julian Nida-Rümelin“.

⁷²¹ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, S. 28.

näres und gerade in Zeiten der kulturellen Globalisierung und des demografischen Wandels ein überaus relevantes Ministeramt.

2.8.5 Fazit: Strukturierung des Kulturellen

Kulturelles ist bis auf wenige Ausnahmen partikular verbreitet, es findet sich in bestimmten sozialen, ökonomischen, beruflichen, lebensstilbezogenen Gruppen zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten. Über die Verbreitung einer kulturellen Institution bestimmen Sozialisationsangebote, Ressourcen und Fähigkeiten, Macht- und Herrschaftsgefüge, genauso wie der historische Pfad des Kulturellen oder auch der Zufall.

Ihrer inneren Strukturierung nach lassen sich Kulturen auf einem Kontinuum zwischen hoher Homogenität, maßvoller Fragmentierung und wilder Heterogenität ansiedeln. Der kulturelle Integrationsgrad gibt dabei an, wie viele konkurrierende Institutionen in einem Patch gebraucht werden. Kulturelle Cleavages zeigen patchinterne Trennlinien des Kulturellen an. Betrachten wir ein einziges zeichenhaftes Patch, so ist dieses definitionsgemäß recht homogen. Im Normalfall beziehen wir uns aber, wenn wir von Kultur reden, auf hochkomplexe Patches, etwa Staaten, Weltregionen, Berufsgruppen oder Religionsgemeinschaften. Diese weisen in der Regel heterogene, kreuz und quer übereinanderliegende, vielleicht gar widersprüchliche Institutionen des Zeichengebrauchs auf. Eine starke politische Zentralmacht, die strikte Institutionalisierungen vornimmt, durchschlagskräftige Sozialisationsprozesse, eine gemeinsame Geschichte und eine hohe Interaktionsdichte begünstigen Homogenität. Kulturelle Fragmentierung basiert hingegen auf zersplitterten Machtverhältnissen, lockeren Institutionalisierungen, laxer Sozialisation und geringem Interaktionsbedarf. Das soziale Zusammenleben in der Gruppe setzt allerdings eine gewisse kulturelle Homogenität voraus, sonst sind intersubjektives Verstehen und Verständigung unmöglich.

Nach außen hin können kulturelle Patches hermetisch abgeriegelt sein, sie können sich partiell überlappen oder interdependent verwoben sein. Bei Abgeschlossenheit sind die zeichenhaften Institutionen nur einem Patch verfügbar. Bei Überlappung sind kulturelle Aspekte über die Grenzen des Patches hinaus verbreitet. Der Grad der Geschlossenheit hängt dabei von entsprechender politischer Regulierung, von der Intensität kultureller Austauschprozesse und von dem Radius von Sozialisationsprozessen ab. Im globalisierten Patch des 21. Jahrhunderts sind die meisten Staaten offen für fremde Einflüsse, sie überlappen nach außen, vermengen sich im historischen Prozess mit dem Anderen, sind hybrid.

Auch politisch Kulturelles ist regelmäßig partikular, sein Verbreitungshorizont hängt von politischen Sozialisationsprozessen, von politischer Macht und Herrschaft oder auch vom Zufall ab. Im Inneren decken politisch-kulturelle Patches sämtliche Grade von Heterogenität und Homogenität im Zeichengebrauch ab. Der Gebrauch des einzelnen Zeichens ist definitionsgemäß recht homogen, die komplexen politischen Patches sind tendenziell recht heterogen, je nachdem, wie stringent politische Institutionalisierungs- und Sozialisationsprozesse umgesetzt werden. Der Politik kommt in der Gestaltung des Integrationsgrads eine zentrale Rolle zu: Sie füllt sie primär durch Medien-, Bildungs- und Integrationspolitik, aber letztlich durch jeden Akt der institutionellen, damit allgemeinverbindlichen Festschreibung aus. Nach außen hin können politische Patches ebenfalls die gesamte Skala zwischen Abriegelung und Interdependenz abbilden. Auch hierfür sind politische Regulierungen, etwa der Sicherheits- oder Wirtschaftspolitik, maßgeblich.

Den BKM durchziehen vielfältige partikulare Patches, etwa rechtsstaatlicher, demokratischer, historischer, kulturpolitischer, europäischer, bundesrepublikanischer Art. Beispielsweise sind

die Normen zur Quantität und Qualität des regierungsamtlichen Kommunizierens oder das Gebot der sprachlichen Argumentation nicht universell verbreitet, sie sind auch nicht nur Teil der Organisationskultur des BKM. Im Inneren der Organisationskultur des BKM lassen sich homogene und heterogene Aspekte herausarbeiten. Immer wieder ähnlich wird beispielweise der Körper des Amtsträgers zu repräsentativen Zwecken eingesetzt. Eine typische Trennlinie lässt sich zwischen sprachlichen und visuellen oder medial vermittelten und präsenthaften Äußerungen ziehen. Die Patches im Umfeld des BKM, etwa die deutsche kulturpolitische Geschichte oder die aktuelle Kulturpolitik, sind regelmäßig weitaus heterogener. Der BKM ist in diesem Rahmen auch an der Gestaltung von politisch-kultureller Integration beteiligt, allerdings aufgrund begrenzter Befugnisse weniger im Bereich der klassischen Felder der Bildungs-, Medien- und Integrationspolitik, als durch Mitwirkung an allgemeinen institutionellen Festschreibungen. In einigen Fällen engagiert sich der BKM auch in der Gestaltung des grenzüberschreitenden Kulturaustausches. Diese Befugnisse des BKM sind meines Erachtens der Hebel, an dem eine Reform hin zu einem vollwertigen Ministeramt ansetzen könnte. Als Minister für kulturelle Integration, Vielfalt und kulturübergreifenden Austausch könnte er Heterogenität, Homogenität, kulturelle Identitäten, kulturelle Offenheit und Geschlossenheit für das Patch der Bundesrepublik Deutschland gestalten.

2.9 Kulturelle ‚Identitäten‘

Was macht kulturelle Identitäten aus? Wie steht der BKM zu kulturellen Identitäten?

2.9.1 Personale kulturelle Identität

Zur latenten kulturellen Identität eines personalen Akteurs können wir alle institutionalisierten Signifikate und Prozessierungsregeln zählen, die er im Rahmen von Sozialisationsprozessen gelernt hat. Manifest wird kulturelle Identität aber erst in entsprechenden Zuschreibungen, also Interpretationen dieser kulturellen Identität durch den Akteur selbst oder durch Dritte. Diese setzen an bestimmten kulturellen Signifikanten oder Signifikaten an, etwa der Sprache, der Religion, dem Wohnort, den musikalischen Fähigkeiten, und verknüpfen sie mit dem Signifikatskomplex „Ich selbst bin ...“. Da die kulturellen Institutionen, über die der Einzelne verfügt, komplex, vage, dynamisch, vielleicht sogar widersprüchlich und teils auch vorreflexiv sind, ist diese identitätsbezogene Interpretation ein Drahtseilakt. Letztlich muss dieser Versuch, wie alle zeichenhaften Identifizierungsvorgänge, in Willkür enden. Die eine kulturelle Identität gibt es nicht, höchstens eine vage Momentaufnahme am individuellen Schnittpunkt kultureller Patches. Wir sollten daher besser von Identifizierung als von Identität sprechen.

Als zeichenhafte Konstruktionen unterliegen die identitätsbezogenen Interpretationen den Verhältnissen von Macht und Herrschaft, den Interessen, den Ressourcen, den Fähigkeiten und den historischen Pfaden des Zeichengebrauchs, der persuasiven Führung und auch dem Zufall. Sie haben, wie Interpretation generell, nichts Essentielles an sich. Sie sind wandelbar und nicht wahr, sondern viabel. Damit sind sie an bestehende dingliche Wahrnehmungen und Rückmeldungen der Außenwelt gebunden. Ein völlig freier Neuentwurf, wie Sartre es vorschlägt, scheint mir daher meist nicht möglich. Höchstens man agiert jenseits der Rationalitätsmaßstäbe.

Nichtsdestotrotz ist die Technik der Identifizierung eine individuell und sozial höchst relevante. Dem Akteur selbst gibt sie nämlich Aufschluss über seinen Ort im Patchwork, sein Weltbild, seine Rationalitätsmaßstäbe, seinen Lebensentwurf. Sie erlaubt das Sortieren kultureller Zugehörigkeit und Fremdheit und zeigt dabei Optionen des Verstehens und der Verstän-

digung auf. Nur durch diese mehr oder weniger willkürliche Identifizierung wird der Einzelne überhaupt handlungsfähig. Die zeichenhaft konstruierte Identität leitet den Zeichengebrauch gemäß den kulturellen Institutionen an. So manifestiert sich kulturelle Identität im Interpretieren und Kommunizieren, in bestimmten kulturellen Signifikatskomplexen. Sie wird sichtbar, erkennbar, greifbar und damit wiederum in ihrer Geltung bestätigt oder innovativ angetrieben.

2.9.2 Kulturelle Identität einer Gruppe

Gleiches gilt für die kulturellen Identitäten von bestimmten Gruppen, etwa geographischer, sozioökonomischer oder nationalstaatlicher Art. Auch hier können wir die kulturellen Signifikate und Prozessierungsregeln aller Gruppenmitglieder als latente kulturelle Identität beschreiben. Auch hier werden sie erst in der konkreten Interpretation und Kommunikation manifest. Dabei wird eine Gruppe von Menschen ausgemacht, deren kulturelle Signifikanten oder Kontexte, etwa die Ernährungsgewohnheiten, die Zeitumstände, der architektonische Stil, die Moral, gleichschwingen. Mit dieser kulturellen Gruppe verknüpft der Akteur nun den Signifikatskomplex „Ich selbst gehöre zu ...“. In diesem doppelten Identifizierungsprozess wird die Vielfalt, Vagheit, Dynamik, Überlappung und Widersprüchlichkeit der vorhandenen kulturellen Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln auf ein ebenso handhabbares wie potenziell willkürliches Maß zusammengestrichen. Wobei natürlich eine gewisse Homogenität Ähnlichkeitsentdeckungen und damit Identifikationsprozesse befördert. Auch Gruppenidentitäten sind als interpretative und kommunikative Größen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, Interessen, Ressourcen und Fähigkeiten, von Kontingenz und dem vorhergehenden Zeichengebrauch oder gar von strategischer Persuasion, Identitätspropaganda durchwirkt. Den Identitäten von Gruppen fehlt jegliche Essenz, sie sind schlicht viable, historische Konstrukte.

Der Identifikationsprozess erlaubt es den Gruppenmitgliedern, ihr Patch im Patchwork zu situieren, ihre Regeln, ihre Überzeugungen, ihre Pläne, ihre Loyalität, ihre Solidarität zu verorten und phatische Wir-Gefühle zu entwickeln. Auch hier geht die Zuschreibung von Identität Hand in Hand mit der Absonderung vom kulturell Anderen und Fremden. Falls die kulturelle Identität der Gruppe positiv verstanden wird, kann sie neue Gruppenangehörige rekrutieren und die Bindung bestehender Zugehöriger intensivieren. Falls die Gruppenidentität negativ konnotiert wird, kann eine Distanzierung erfolgen.

Gerade die wackeligen Festschreibungen von Gruppenidentitäten bedürfen dabei der steten Erinnerung und Bestätigung ihrer Geltung im Interpretieren und Kommunizieren. Gruppenbezogene Identitäten sind so ein Paradebeispiel für das symbolische Kommunizieren und Repräsentieren: Die höchst komplexen kulturellen Signifikate und Prozessierungsregeln der Gruppe werden in einem Symbolisanten, etwa einer Reiterstatue, einem modernen Hochhaus, einem Wappen, einem Firmenlogo oder im Körper des Repräsentanten wahrnehmbar präsentiert, damit gelernt bzw. erinnert. Der personale Repräsentant kann sogar für die Gruppe handeln, reden, Rituale vollziehen, womit die Gruppe kollektiv handlungsfähig wird. Mythische Erzählungen suggerieren positiv besetzte Gemeinsamkeiten, die die Gruppe teilt, etwa eine historische Heldentat, einen gemeinsamen Ursprung. So stoßen sie Identifizierungsprozesse an. Doch auch das Präsenzkommunizieren, die Teamarbeit, die Massenveranstaltung, eignen sich, um durch gemeinsames emotionales Erleben, durch intensive Interaktion Interpretationen von geteilter Identität anzuregen.

2.9.3 Politisch-kulturelle Identitäten

Im politischen Kontext sind vor allem die gruppenbezogenen Identitäten relevant. Latent können wir darunter sämtliche Institutionen verstehen, die in einer politisch-kulturellen Gruppe verbreitet sind. Manifest wird die politische Gruppenidentität aber erst in der interpretativen oder kommunikativen Zuschreibung von innen oder außen. So sind politische Identitäten nicht substantiell, sie sind vielmehr historisch gewachsen, durchwirkt von Zufall und politischer Macht und Herrschaft.

Politische Akteure stricken an den politisch-kulturellen Identitäten: Sie führen Diskurse über politische Identitäten und verantworten politische Symbolisierungsprozesse, die die Vielfalt der latenten Identitäten in einem Symbolisanten verdichtet zur Geltung bringen. Sie treten als Repräsentanten auf und verleihen den politisch-kulturellen Identitäten damit personale Existenz. In politischen Inszenierungen und Ritualen, wie Bundestagswahlen oder Parteitag, werden kulturelle Institutionen für die Teilnehmer erlebbar. Politische Identitäten können in diesem Rahmen durchaus Gegenstand strategischer Persuasion sein, etwa wenn im Rahmen von Identitätspolitik versucht wird, Gruppenidentitäten zu verstärken oder positiver zu gestalten.

Politisch-kulturelle Identifizierungsprozesse ermöglichen die Verortung von eigenen und fremden Gruppen im zeichenhaften Patchwork, sie gestatten die Sortierung eigener und fremder politischer Rationalitätsmaßstäbe, Weltbilder, politischer Zugehörigkeiten und Loyalitäten. Sie richten das Handeln entsprechend aus und koordinieren so die politische Gruppe. Doch ist den politischen Identifizierungsprozessen die Ausgrenzung des Anderen, des Fremden immer inhärent. Identitätspolitik ist damit ein Spiel mit dem Feuer. Die Erfahrung des Nationalsozialismus hat in Deutschland den Wunsch nach und das Objekt politisch-kultureller Identifizierung diskreditiert. An Stelle der nationalen politisch-kulturellen Identität rückte der Verfassungspatriotismus, der das Grundgesetz, den Grundrechtskatalog, die Demokratie und den Rechtsstaat als Symbol für Identifikationsprozesse nutzt.⁷²² Repräsentative Prozesse erfolgen in Deutschland nunmehr dezidiert schlicht, emotional zurückhaltend. Propagandistische Massenveranstaltungen finden sich kaum.⁷²³

2.9.4 Kulturelle Identitäten und der BKM

Auch der BKM nimmt als politische Korporation Einfluss auf die Tradierung oder Innovierung politisch-kultureller Identitäten im Feld der Kulturpolitik. Wie der empirische Datenkorpus zeigt, kommuniziert er regelmäßig über identitätsbezogene Fragen, allen voran in öffentlichen Reden.

Eine zentrale Rolle spielen dabei, wie unsere Themenanalyse zeigt⁷²⁴, Interpretationen des deutschen Kulturföderalismus. Dabei bezieht der Amtsträger eine vermittelnde Sowohl-als-auch-Tendenz: Die kulturpolitischen Kompetenzen der Länder seien relevant für regionale Identitäten, die des Bundes für die nationale Identität. Dass Letzteres hierzulande nicht ganz selbstverständlich ist, zeigt sich daran, dass der BKM die Berechtigung dieser gesamtstaatlichen Kulturpolitik aufwendig begründet:

„Der Föderalismus in Deutschland hat eine große Tradition. Er ist keine Erfindung des Grundgesetzes. Föderale Elemente lassen sich über 1919 (Weimarer Verfassung), 1871 (Reichsverfassung), 1848 (Paulskirchenverfassung) bis 1663 (Ewiger Reichstag) zurückverfolgen. Dies ist Ausdruck einer spezifi-

⁷²² Vgl. Müller 2010.

⁷²³ Vgl. Hartmann 1992, Isensee 1992, Gauger 1992.

⁷²⁴ II.2.3. „Empirische Analyse: Signifikate im Kommunizieren des BKM“.

schen Entwicklung des deutschen Sprach- und Kulturraums in Mitteleuropa, der in seiner Konkurrenz der Völkerschaften, Fürstenfamilien, Regionen und Kommunen von je her eine Vielfalt und Multipolarität hervorbrachte, die mit einem zentralistisch und unitaristisch gestalteten Nationalstaat unvereinbar sind.“⁷²⁵

„Kernstück des bundesrepublikanischen Föderalismus ist der Kulturföderalismus. Dabei sind die kulturstaatlichen Kompetenzen, die das Grundgesetz *ex negativo* den Ländern zuweist, wesentlich für ihre Identität und Legitimation. Deutschland zerfällt allerdings nicht in Regionen. Deutschland ist keine Union selbständiger Länder. Deutschland ist zweifellos – bei aller föderaler Charakteristik – ein Nationalstaat. Unserer gemeinsamen und für alle Deutschen geltenden politischen Verfassung korrespondiert eine gewachsene, gemeinsame kulturelle Verfasstheit. (...) Es ist kein Widerspruch, wenn einerseits im Herderschen Sinne deutsche Kultur über staatliche Grenzen ausgreift und andererseits innerhalb der gegebenen staatlichen Grenzen eine spezifische kulturelle Dimension des deutschen Nationalstaates anerkannt und in der Praxis der Kulturpolitik des Bundes, der Länder und der Gemeinden berücksichtigt wird. Kultur ist in Deutschland seit Jahrhunderten immer zugleich national und regional orientiert. Bach ist kein Thüringer Komponist, Goethe kein hessischer Dichter, Beuys kein rheinischer Künstler, wenn auch jeweils regionale Bezüge in ihrem Werk wirksam geworden sind. Diese Künstler und das, was sie geschaffen haben, bilden das kulturelle Erbe der ganzen Nation und nicht nur der Bayern, Sachsen oder Mecklenburger. Ernst Gottfried Mahrenholz hat denn auch konstatiert, dass aus dem Begriff der Nation eben ‚logischerweise‘ folge, dass ‚die deutsche Nation wie jede andere eine Kultur‘ habe.“⁷²⁶

„Ich halte es für einen gewaltigen Fortschritt und auch seit Jahren überfällig, dass der Kulturstaat Deutschland sich in seinem Selbstverständnis und seiner operativen Verantwortung nicht hinter den Ländern versteckt ... Der Bund hat eine originäre Verantwortung für diesen Kulturstaat. (...) Wenn es eine Nationalkultur gibt, dann hat der Bund eine Mitverantwortung für sie, und zwar wie das Bundesverfassungsgericht festgestellt hat ‚aus der Natur der Sache‘.“⁷²⁷

Weiter nimmt der Amtsträger quasi repräsentative Interpretationen der deutschen Geschichte vor. Dabei wird die historische deutsche Schuld für die unfassbaren Verbrechen des Nationalsozialismus unterstrichen:

„Die Ausstellung ‚Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944‘ dokumentiert einen radikalen Bruch, einen in seiner Menschenverachtung kaum vorstellbaren Bruch mit Regeln, die die normative Grundsubstanz eines menschenwürdigen Umgangs mit Gegnern auch in einer militärischen Auseinandersetzung schützen sollen. Die Ausstellung thematisiert das erschreckende Ausmaß der Verstöße gegen das seinerzeit geltende, auch von Deutschland ratifizierte Völker- und Kriegsrecht. Sie thematisiert die verschiedenen Aspekte des mit Beteiligung der Wehrmacht geführten Vernichtungskrieges: den Kampf gegen die sowjetische Zivilbevölkerung, darunter die im Zusammenhang der so genannten ‚Partisanenbekämpfung‘ verübten Verbrechen und den kalkulierten Hungertod weiter Bevölkerungsteile, das intentional herbeigeführte Sterben von über zwei Millionen Kriegsgefangenen, die Deportation von Zwangsarbeitern und den Völkermord an den sowjetischen Juden. Die Ausstellung zeigt unendliches Leid und sie zeigt die schwer fassbare Fragilität selbst eines minimalen zivilisatorischen Kernbestandes. Sie verstört.“⁷²⁸

In diesem Rahmen greift der BKM auch aktuelle Herausforderungen auf, wie die Entschädigungszahlungen für ehemalige Zwangsarbeiter und den Rechtsextremismus:

„Für den Wiedereintritt Deutschlands in die zivilisierte Gesellschaft der westlichen Demokratien blieb die Frage des Umgangs mit der Verantwortung für die Verbrechen unter der nationalsozialistischen Herrschaft von elementarer Bedeutung. Auch heute lassen sich diese nicht ‚bewältigen‘ oder gar durch finanzielle Transfers ‚wiedergutmachen‘, wir können sie nicht gegen anderes Unrecht und Leid aufrechnen und schon gar nicht zum alleinigen Problem der damals ‚willigen Vollstrecker‘ machen. Die offene und kritische Auseinandersetzung mit diesem düsteren Kapitel unserer Geschichte gehört zu unserem Selbstverständnis. Es hat lange genug gedauert, bis eine Bundesregierung endlich Verantwortung auch für das Schicksal der ehemaligen Zwangsarbeiter übernommen hat. Mit der Errichtung der Stiftung ‚Erinnerung, Verantwortung und Zukunft‘ haben wir einen ersten, längst überfälligen Schritt getan.“⁷²⁹

„Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war sich die deutsche Öffentlichkeit lange Zeit sicher, dass der Staatsterrorismus der Nationalsozialisten mit seinen grauenvollen Verbrechen ein für allemal niedergerungen sei und von einigen ewig gestrigen und unverbesserlichen politischen Neurotikern keine

⁷²⁵ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001ab.

⁷²⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001ab.

⁷²⁷ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001ab.

⁷²⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001ac.

⁷²⁹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001ad.

Gefahr mehr für eine aktive Wiederbelebung der rassistischen Ideologie des ‚Dritten Reiches‘ ausgehen könnte. Heute sehen wir mit Sorge, wie Gewaltverherrlichung und Gewaltausübung sowie die Diskriminierung von Minderheiten zum Teil offen propagiert und praktiziert werden – und zwar auch von jungen Deutschen, die lange nach dem Ende der Nazi-Diktatur und ihrer verbrecherischen Ideologie geboren wurden. Misstrauen, Angst und blinder Gehorsam bilden eine Gefahr für unsere demokratischen Strukturen. Wir wissen, dass Staat und Gesellschaft entschlossen gegensteuern müssen. Dazu gehört auch das offene und mutige Eintreten des einzelnen Bürgers und der einzelnen Bürgerin. Zivilcourage ist das Anti-Dot, sie setzt ich-starke Persönlichkeiten voraus, auch bei jungen Menschen.⁷³⁰

Mehrmals äußert sich der BKM auch zur deutschen Sprache. Dabei betont Prof. Nida-Rümelin die Relevanz der korrekten Beherrschung des Deutschen, gleichzeitig aber auch die Notwendigkeit basaler Kenntnisse im Englischen als moderner Lingua franca, ja überhaupt der Offenheit für andere Kulturen:

„Mir geht es also im Wesentlichen darum, dass wir das Deutsche mit Sensibilität, aber auch mit Selbstbewusstsein gebrauchen. Nicht schwanken zwischen ängstlicher Unterwerfung, indem wir albern jeden Jargon übernehmen, aber auch nicht in einer neuen Form von Ausgrenzung versuchen, die Essenz unserer Kultur zu bewahren, indem wir sprachliche Einflüsse abblocken. Hätten wir diese Gewissheit noch – wir empfänden die Wörter der anderen als Erweiterung unserer Phantasie und würden ihre Anwendung lediglich nach der einfachen Empfehlung Voltaires beurteilen: ‚Verwende ein neues Wort dann, wenn es drei Eigenschaften besitzt: es muss notwendig, es muss verständlich und es muss wohltuend sein.‘ Hätten wir diese Gewissheit noch, wir würden die Fremden in unserem Lande ob ihrer Fremdheit dazu auffordern, uns ihre mitgebrachte Phantasie zu schenken, anstatt ihnen bloß als Pflicht aufzuerlegen, unsere Sprache zu verstehen. Die deutsche Sprache ist für einen Fremden ebenso ein Geschenk wie die seine an die Deutschen.“⁷³¹

„Es geht mir also um die Beherrschung der deutschen Sprache in schriftlicher und mündlicher Form. Ein zweiter Aspekt ist: Die sich globalisierende Welt bedarf eines universalen Kommunikationsmittels, eines Verständigungsmittels. Nicht unbedingt auf höchstem Niveau, aber auf einem gewissen minimalen Niveau, auch unter funktionalen Gesichtspunkten. Das war früher das Lateinische und das ist heute das Englische. Wir versündigen uns an den Zukunftschancen nachwachsender Generationen, wenn wir ihnen weismachen wollten, es geht ohne Englisch. Es geht nicht ohne Englisch. Das müssen sie lernen. (...) Es gibt aber auch noch einen dritten Gesichtspunkt: Ich habe vom Englischen als einem Verständigungsmittel gesprochen, das einfach für die internationale Kommunikation notwendig ist. Aber Sprache ist auch der Schlüssel für den Zugang zu einer Kultur. Europa war immer multikulturell. Jeder Versuch einer Sprache, einer Kultur, in Europa zu dominieren, ist gescheitert. Den letzten und grausigsten Versuch hat Nazideutschland unternommen – mit verheerenden Folgen. Dazu gehört auch ein intellektueller und kultureller Verlust, der in ganz Europa bis heute nicht wieder aufgeholt wurde. Dieses Europa ist multisprachlich. Und wir müssen wieder Zugänge schaffen zu unseren Nachbarkulturen, da Europa durch den Wegfall der Systemgrenze zwischen Ost und West neue Konturen gewinnt, sich die alten historischen Räume öffnen und traditionelle kulturelle Zusammenhänge wieder erlebbar werden.“⁷³²

Weiter äußert er sich zur Frage kultureller Identitäten im Kontext der Globalisierung. Erst kulturelles Selbstbewusstsein könne einen souveränen Umgang mit dem kulturell Fremden ermöglichen:

„Die heutige Veranstaltung ist ein erfreulicher Anlass, um über Grenzüberschreitungen der Kunst, über geistige Freiheit und interkulturelle Neugier nachzudenken. Und das ist in einer Welt, die gegenwärtig zwischen dem Bemühen um eine vertiefte Verständigung – auch in dem Bemühen um eine gemeinsame Basis der sprachlichen Verständigung – und dem angedrohten ‚Clash of civilisations‘ hin und her schwankt. Einer Welt, in der die Öffnung zu einer gemeinsamen kulturellen Verfasstheit und der erschreckte Rückzug auf das Eigene oder oft nur vermeintlich Eigene miteinander in Konflikt stehen. Wir sehen uns am Beginn des 21. Jahrhunderts mit Fragen nach kultureller Identität konfrontiert, deren Beantwortung mir für die Zukunft einer zivilen, globalen Gesellschaft die zentrale Frage zu sein scheint. Auf der Suche nach einer Antwort müssen wir auch all diejenigen beteiligen, die sich orientierungslos fühlen, die sich in dieser neuen, sich globalisierenden Welt nicht zurechtfinden, und die deswegen durch Ausgrenzung anderer Kulturen, die Ausgrenzung anderer Religionen, die Ausgrenzung anderer Ethnien versuchen, ihr eigenes Selbstwertgefühl zu stabilisieren. Das mündet häufig genug, ein kurzer Blick auf die internationalen Konflikte zeigt das, in Krieg und Mord.“⁷³³

⁷³⁰ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001 ad.

⁷³¹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001 ae.

⁷³² Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001 ae.

⁷³³ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001 ae.

Auch im Spannungsfeld zwischen Hoch- und Popkultur bezieht er Stellung. Hier dekonstruiert der Amtsträger künstliche Gegensätze und plädiert dafür, Popkultur ernst zu nehmen.

„Die erste These betrifft das Verhältnis von Pop und Kunst. Eigentlich ist schon die Debatte darüber, ob Pop Kunst sein kann, von der Begrifflichkeit her nicht sinnvoll. Pop wird von Nicht-Pop im allgemeinen danach unterschieden, ob sich ein Werk an ein breites Publikum wendet. Und sofort taucht die Frage auf, ob nicht ein Gutteil dessen, was man nicht zu Pop zählt, eigentlich doch Pop ist. Wie ist es denn mit Mozart, dessen Produktionen zu seiner Zeit auch als Hintergrundmusik bei Gelagen und für den Gesellschaftstanz erhalten mussten? War das unter den Bedingungen des 18. Jahrhunderts, also ohne Radio, MTV, CD und DVD und deswegen ohne Massenpublikum im heutigen Sinne, vielleicht dennoch Popmusik? Die Größe des Adressatenkreises, heute oft die ganze Welt, muss bei der Frage nach dem künstlerischen Anspruch außer Betracht bleiben.“⁷³⁴

„Meine zweite These betrifft das Verhältnis von Staat und Kunst. Förderungswürdigkeit durch den Staat – und ich meine das im umfassenden Sinne, Kommunen, Länder und den Bund einschließend – bemisst sich nicht allein an künstlerischen Qualitätskriterien. Ein Gutteil dessen, was nach diesen Kriterien einen ganz hohen Stellenwert hat, bedarf keiner staatlichen Förderung, weil es einen Markt hat und sich auf diesem Markt selber trägt. Wenn man also feststellt, diese oder jene künstlerische Leistung brauche keine öffentliche Förderung, ist das kein Werturteil über die künstlerische Qualität. Und umgekehrt: Die öffentliche Hand muss oft auch dort künstlerische Entwicklungen fördern, wo sie (noch) nicht höchsten Ansprüchen genügen, um einen Humus in dieser Gesellschaft zu haben, aus dem heraus dann die Spitzenqualität hervorwächst – auch auf das Risiko hin, dass sich diese Hoffnungen nicht immer und überall bestätigen.“⁷³⁵

Mit dem Verhältnis zwischen Staat und Kunst greift der BKM ein weiteres identitätsbezogenes Thema auf. Der Amtsträger referiert über die Autonomie der Kunst, die am besten in einem ordnungspolitischen Rahmen gedeiht – das freie Spiel marktwirtschaftlicher Kräfte würde sie beschneiden:

„Das Verhältnis zwischen Kunst und Politik, Künstlern und Politikern ist spannungsreich. Ein Grund dafür liegt in dem Umstand, dass der Bereich der modernen Kunst in einer ganz besonderen Weise geradezu dadurch konstituiert ist, dass er Autonomie für sich beansprucht, sowohl auf der theoretischen als auch auf der praktischen Ebene. Andererseits ist Autonomie immer auf bestimmte Rahmenbedingungen angewiesen.“⁷³⁶

„Ich bezweifle, ob ein Zustand wünschenswert ist, in dem sich der Staat aus der Verantwortung für die Rahmenbedingungen der kulturellen Entwicklung des Landes heraus hält. Der Markt ist ein Modell dieser Art. Auch die kulturellen Güter, die Angebote der Kunst kann man dem Spiel von Angebot und Nachfrage auf einem Markt überlassen, und ein Gutteil ist dem überlassen. Meine dezidierte Position ist: Das darf es nicht sein, der Markt darf nur einen Teil des Austausches kultureller Güter bestimmen. Ein wesentlicher Teil der kulturellen Entwicklung eines Landes ist darauf angewiesen, dass Staat und Politik Spielräume schaffen, die so nicht bestehen würden, wenn es lediglich nach dem Spiel der Kräfte auf dem Markt ginge. Und das heißt: Kulturpolitik gestaltet, ob sie will oder nicht, sie gestaltet die Rahmenbedingungen. Ich habe dafür bewusst den technokratisch anmutenden Begriff ‚Ordnungspolitik‘ verwendet, weil auf der Bundesebene eine spezifische Kompetenz angesiedelt ist, nämlich die Kompetenz der Gesetzgebung. Diese Bundesgesetzgebung, ob sie es will oder nicht, bestimmt die Rahmenbedingungen, auch die der kulturellen Entwicklung.“⁷³⁷

Der Amtsträger spricht sich dabei für eine Aktivierung der Zivilgesellschaft aus, und zwar explizit nicht aufgrund knapper Kassen:

„Ich möchte hier ein Verständnis von Zivilgesellschaft einbringen, demzufolge der demokratische Staat auf der einen und die institutionellen Strukturen und die kooperative Praxis der Zivilgesellschaft auf der anderen Seite einander notwendig bedingen und ergänzen. Weil die Demokratie ohne die kooperative Praxis der Zivilgesellschaft auf Dauer nicht bestehen kann und weil bei anhaltender Dominanz der neoliberalen Ideologie die Gefahr besteht, dass die Bürgerschaft in lauter konkurrierende Interessenmaximierer zerfallen und diese Praxis mehr und mehr erodieren könnte, ist die Aktivierung

⁷³⁴ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001af.

⁷³⁵ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001af.

⁷³⁶ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001ag.

⁷³⁷ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001ag.

der Zivil- oder Bürgergesellschaft meiner Auffassung nach heute eine der vordringlichen Aufgaben der Politik.“⁷³⁸

„Auch wenn ich es für durchaus legitim halte, in der gegenwärtigen Lage solche Möglichkeiten der Entlastung der öffentlichen Haushalte in Erwägung zu ziehen, so glaube ich doch, dass es völlig unangemessen wäre, das Thema der ‚Aktivierung der Bürgergesellschaft‘ auf diesen Aspekt zu begrenzen. Das, was wir ‚Bürger-‘ oder ‚Zivilgesellschaft‘ nennen, ist eine Sphäre eigenen Rechts, deren Funktion sich keineswegs darin erschöpft, Finanzierungs- oder Effizienzdefizite des Staates auszugleichen. Das sich zwischen dem Individuum und dem Staat ausbreitende Institutionengefüge, für das Tocqueville den Begriff der ‚pouvoirs intermédiaires‘ prägte, die vielen kleinen und größeren Netze der Kommunikation und Kooperation bis hin zu den global operierenden Nichtregierungsorganisationen sind das eigentliche Unterfutter der Demokratie. Hier vor allem werden die entscheidenden Sozialisationsleistungen erbracht, die zur Ausbildung ich-starker Individuen und verantwortungsbewusster Bürger notwendig sind. Hier bilden und behaupten sich auch die Widerstandspotentiale, die als Vorkehrung gegen totalitäre Ansprüche des Staates und Übergriffe der ökonomisch Mächtigen unverzichtbar sind. Hier bildet sich in der freiwilligen und selbstorganisierten Bearbeitung öffentlicher Aufgaben jener Bürgersinn, ohne den ein demokratisches Gemeinwesen nicht bestehen kann.“⁷³⁹

Indem der BKM als Repräsentant derartige Interpretationen vorgibt, übernimmt er kulturpolitische Führung mit Blick auf kulturelle Identitäten. Er positioniert sich in den einschlägigen Debatten und postuliert Geltung gegenüber einem öffentlichen Publikum. Er erinnert an kulturelle Identitäten und tradiert sie damit. Gleichzeitig wirkt er im Plädoyer für die Offenheit gegenüber internationalen, innovativen und grenzüberschreitenden kulturellen Aspekten auf die Erneuerung kultureller Identität hin.

Weiter tritt der Amtsträger als Repräsentant in zahllosen kulturpolitischen Inszenierungen auf. In seinem Körper verdichten sich in diesem Rahmen die höchst komplexen kulturellen Identitäten der Bundesbürger, der Deutschen im Kontext von Kunst, Kultur und Medien. Diese werden so wahrnehmbar, die Interpretation zeigt ihre Existenz und postuliert ihre Geltung. So wirkt der BKM kommunikative Anker für gruppenweite Identifikationsprozesse. Die Bundesbürger können sich dabei als Teil der Nation der Dichter und Denker, des Kulturstaats, der Deutschen interpretieren und ihr Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln danach ausrichten. Indem sie die anderen Gruppenmitglieder in ihr Selbstbild einschließen, erfahren sie Zugehörigkeit, Loyalität entwickelt sich.

Der BKM setzt in diesem Zusammenhang weiche Interpretationsanreize, eine systematische und explizite Identitätspolitik findet sich nicht. Interessant ist im Kontext nationalsozialistischer Exzesse identitätspolitischer Maßnahmen weiter der Stil des Kommunizierens des BKM: Eigene, pompös inszenierte Massenveranstaltungen, Darstellungen des Deutschen finden sich gar nicht.

Auch der Amtsvorgänger Nida-Rümelins, Naumann, betont die Relevanz des Kulturellen für deutsche Identitäten und die Erforderlichkeit ihrer öffentlichen Thematisierung:

„Kulturelle Identität ist nichts anderes als ein – man muss schon fast sagen – Schlagwort für einen hochkomplexen, kontinuierlichen Prozess der Erinnerung. Identität hat jeder einzelne Mensch nur, indem er sich der Erfahrungen erinnert, die in geprägt haben. Diese Erinnerungen werden vor allem in öffentlichen Gesprächen definiert, etwa in der kulturpolitischen Diskussion über das Holocaust-Mahnmal oder über die Rekonstruktion des Berliner Schlosses. Erinnerungen werden auch in den Merkpunkten geformt, die aus den Diskursen resultieren, wie etwa Museen. (...) Es gibt sehr verschiedene Formen der kulturellen Identitätsfindung. Prinzipiell kann man sagen, dass die Selbstfindung der deutschen Nation eine kulturelle gewesen ist, über die Sprache, über die Dichtung – wie bei Thomas Mann beschrieben – ein Rückzug aus der Politik in den quasi unpolitischen Bereich der Kultur. Das haben wir überwunden. Und das ist einer der wesentlichen Beiträge der Nachkriegszeit und der viel schimpfierten 68er Generation gewesen, durch die Kultur plötzlich politisch wurde. (...) Kurz und gut, die kulturelle Identität

⁷³⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001ah.

⁷³⁹ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2001ah.

einer Nation, auch der deutschen Nation, konstituiert sich durch Erinnerung und das regelmäßige Besprechen und Bereden der eigenen Erfahrungen in Literatur, Musik, Kunst und Geschichte.⁷⁴⁰

2.9.5 Fazit: Kulturelle ‚Identitäten‘

Die personale Identität eines Akteurs können wir als Summe der kulturellen Signifikate und Prozessierungsregeln beschreiben, die er erlernt hat. Manifest wird kulturelle Identität aber erst in der interpretativen und kommunikativen Zuschreibung. So ist jede Identität eine zeichenhafte Konstruktion, eine interpretative oder kommunikative Identifizierung, die mit Zufall, Ressourcen, Fähigkeiten, Macht und Herrschaft und persuasiver Führung im Zeichengebrauch aufs Engste verbunden ist. Identität ist nichts Essentielles, sie ist eine viable, historische Größe, die aufgrund der Komplexität, Vielfalt, Vagheit und Widersprüchlichkeit möglicher Anknüpfungspunkte willkürlich konstruiert ist. Nichtsdestotrotz sind Identifikationsprozesse für den Einzelnen relevant, denn sie erlauben es ihm, seinen Ort im kulturellen Patchwork zu definieren, Zugehörigkeit zu erfahren, Potenziale des Verstehens und der Verständigung auszuloten und seine kulturelle Normalität, seine Weltsicht, das Wahre und Richtige dingfest zu machen. Parallel dazu erfolgt immer die Abgrenzung vom Anderen, vom Fremden.

Gruppenbezogene Identitäten liegen latent in den Signifikaten und Prozessierungsregeln der Gruppenmitglieder vor, manifest werden auch sie erst im konkreten Zeichengebrauch. Der Rezipient erkennt Merkmale, die andere ähnlich gebrauchen, und knüpft in seinen Identifizierungsprozessen daran an. Damit dampft er die Komplexität, Vielfalt, Vagheit und Differenz der latenten Identitäten auf ein praktikables Maß ein. Diese interpretative und kommunikative Grundierung von Gruppenidentitäten bringt mit sich, dass sie von Zufall, von Macht und Interesse, von Herrschaft, Führung, Ressourcen, Fähigkeiten etc. durchzogen sind. Auch Gruppenidentitäten können keine Essenz abbilden, sie sind bloß viable, historisch wandelbare Konstruktionen. Doch auch hier bieten gruppenbezogene Identitäten Mehrwert. Als Heuristik erlauben sie, die eigene und fremde Gruppe im Patchwork zu situieren, ihre Weltbilder und Rationalitätsmaßstäbe zu differenzieren und so Solidarität und Loyalität zuzuweisen. So nimmt die Zuschreibung von Identität immer eine Unterscheidung vom kulturell Anderen und Fremden vor. Insbesondere die komplexen und gerade in heterogenen Gruppen recht willkürlich zugeschriebenen Identitäten sind darauf angewiesen, durch öffentliches symbolisches Kommunizieren und Repräsentieren sowie durch präsenzhaftes kommunikative Erlebnisse regelmäßig erinnert und bestätigt zu werden.

Politisch-kulturelle Identitäten lassen sich latent als Summe sämtlicher kultureller Institutionen beschreiben, die bei den Gruppenmitgliedern verankert sind. Manifest werden auch politische Identitäten nur im Zeichengebrauch, sie sind so eine willkürliche, historische Konstruktion. In diesen Zuschreibungen spiegeln sich unter anderem politische Macht und Herrschaftsgefüge. Politische Akteure wirken an der Tradierung und Erneuerung kultureller Identitäten mit: Sie führen in diesem Rahmen durch öffentliche Redebeiträge, durch symbolisches und repräsentatives Kommunizieren. Sie können dies durchaus in strategischer, identitätspolitischer Absicht tun. Politisch-kulturelle Identifikationsprozesse erlauben die Verortung der eigenen und fremden politischen Gruppe im Patchwork, sie scheiden eigene politische Überzeugungen, Werte, Praktiken von denen der anderen, richten so das Handeln aus und generieren politische Zugehörigkeit und Loyalität. Sie bergen in sich immer die Gefahr des radikalen, gewaltsamen Ausschlusses des Fremden.

⁷⁴⁰ Kapitel VII.B.2.1 „Transkript Interview mit Dr. Naumann“.

Auch der BKM strickt mit an der Gestaltung politischer Identitäten, an ihrer Tradierung und seltener auch an ihrer Innovation. In Reden übernimmt er Führung in Fragen kultureller Identität, in Inszenierungen macht er sie als symbolischer Repräsentant erfahrbar. Konkret greift er dabei Aspekte wie den Kulturföderalismus, das Verhältnis von Kunst, Staat und Zivilgesellschaft, die kulturelle Globalisierung, die deutsche Sprache auf.

2.10 Kulturelles Verstehen und kulturelle Verständigung

2.10.1 Äußerbarkeit, Verstehen und Verständigung auf Basis kultureller Institutionen

Dem Einzelnen erlauben es die kulturellen Fähigkeiten, Signifikanten zu verstehen bzw. zu äußern. Im intersubjektiven Kontext sorgt das Kulturelle dafür, dass Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln annähernd gleichschwingend gebraucht werden. Erst durch seine Institutionen ist kommunikatives Verstehen und Verständigung möglich. Ohne diese Institutionen oder bei divergierenden Institutionen kommt es zu Missverstehen, zum Dissens über Geltung. Konflikte über kulturelle Institutionen, etwa darüber, was als legitim, was als angemessen, was als richtig, als wahr, als moralisch gilt, können sich etablieren.

Quasi ein Kinderspiel sind das intersubjektive Verstehen und die intersubjektive Verständigung so für die Akteure eines strikt integrierten, homogenen Patches. Je größer die Heterogenität, je vielfältiger die Cleavages eines kulturellen Patches, desto herausfordernder wird das intersubjektive Verstehen. Denn divergierende Institutionen bieten sich zur Prozessierung an, die zeichenbezogenen Fähigkeiten sind höchst unterschiedlich.

Auch im kulturellen Zeichengebrauch prägen Ressourcen, persuasive Fähigkeiten, Macht- und Herrschaftspositionen die Optionen der Äußerung und Rezeption sowie die Chance auf Geltungsakzeptanz.

2.10.2 Politische Äußerbarkeit, Verstehen und Verständigung auf Basis politisch-kultureller Institutionen

Politisch-kulturelle Signifikate und Prozessierungsregeln erlauben es dem politisch Interpretierenden, entsprechende Signifikanten zu verstehen oder zu äußern. Der Radius dessen, was er auf Basis seiner angeborenen Grundlagen und seiner idiosynkratischen Entwürfe bewerkstelligen kann, erweitert sich damit um die in Sozialisationsprozessen erworbenen politisch-kulturellen Fähigkeiten. Was er nicht gelernt hat, versteht der politische Akteur nicht, er kann es nicht umsetzen.

Erst das politisch Kulturelle ermöglicht das intersubjektive Verstehen und die intersubjektive Verständigung im politischen Kontext, indem seine Institutionen das politische Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der politischen Akteure ähnlich ausrichten. Wo die politisch-kulturellen Institutionen fehlen oder konfliktieren, da gibt es kein politisches Verstehen, keinen Konsens. Dissens, gar Konflikt über adäquate politische Normen, Regeln, Konventionen, Wissensbestände, Weltbilder, Menschenbilder, Meinungen und Programme etablieren sich. Im 20. und 21. Jahrhundert brechen aufgrund von sozialer und geographischer Mobilität, politischen Freiheiten und wirtschaftlichen Interaktionsbeziehungen vormals eher homogene Patches auf, stärkere Heterogenität macht sich breit. So werden politische Akteure heute permanent mit dem Fremden, dem Anderen konfrontiert. Verstehen und Verständigung wer-

den prekär. Dies kann politisch-kulturelle Konflikte mit sich bringen, wie Huntington⁷⁴¹ prophezeit. Auf lange Sicht könnte diese Konfrontation aber auch zu einer stärkeren Harmonisierung von politischen Kulturen führen und damit Verstehens- und Verständigungspotenzial auf globaler Ebene bereitstellen.

Politischer Konsens und politischer Konflikt sind damit regelmäßig kultureller Konsens oder kultureller Konflikt, denn sie drehen sich um die Adäquatheit politisch-kultureller Institutionen. Politics-Prozesse, in denen um politische Geltung von Institutionen gestritten wird, sind so kulturelle Prozesse. Erneut zeigt sich, dass politisch Kulturelles keine apolitische Größe ist, sie dreht sich um Konsens und Dissens, um die Legitimität von Institutionen und ist so von eminenter politischer und politikwissenschaftlicher Relevanz. Das kulturelle Verstehen, die Äußerbarkeit und Verständigung sind dabei eng mit persuasiver Macht und Herrschaft, mit medialen, massenmedialen oder präsenzhaften Kontexten verwoben.

2.10.3 Politischer Umgang mit kultureller Differenz

Wie geht man nun politisch mit der kulturellen Problematik des Verstehens und der Verständigung mit den Anderen, Fremden und Konflikten um adäquate kulturelle Institutionen um? Dieser kulturelle Konflikt muss sich in der Lesart des Patchwork-Modells übrigens nicht unbedingt auf Menschen mit Migrationshintergrund beziehen, genauso gut kann er zwischen diversen Patches innerhalb von Staaten, etwa zwischen politischen Parteien oder Arbeitgebern und Gewerkschaften, auftreten. Politische Entscheidungsträger legen dabei durch regulatorische Maßnahmen fest, wie im Rahmen von Polity und Policies mit derartigen Differenzen umgegangen werden soll. Konkret bieten sich folgende Lösungen an:

Verstehen kann beispielsweise durch Explikation, durch Übersetzung des kulturellen Zeichengebrauchs ermöglicht werden, durch häufiges Interagieren, durch Erlernen der fremden Institutionen.⁷⁴²

Verständigung hat es da schwerer, denn mit dem Nachvollzug des Fremden ist es nicht getan, sie impliziert schließlich Konsequenzen für das eigene Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln, vielleicht sogar die Modifizierung kultureller Institutionen. Hier können Verfahren der politischen Mediation weiterhelfen oder prozedurale Spielregeln der Konfliktlösung, etwa demokratische Wahlen und Mehrheitsentscheidungen. Im rechtsstaatlichen Kontext sind Normen gängig, die bestimmte Minderheitsrechte oder kulturelle Grundfreiheiten definieren. Letztlich kann so jede Policy, die bestimmte kulturelle Institutionen und damit bestimmte Rechte und Pflichten festschreibt, konfliktlösend sein.

Auch in der migrationsbezogenen Literatur finden sich zahlreiche Vorschläge zum Umgang mit den Verstehens- und Verständigungsschwierigkeiten: Der kulturelle Pluralismus und Multikulturalismus lassen kulturelle Differenzen einfach stehen, parallel existieren. Die Vielfalt wird hier als bereichernd, als innovatives Potenzial empfunden. Tibis Konzept der Leitkultur propagiert hingegen die Lösung von Geltungskonflikten mit Hilfe der institutionellen Maßstäbe der Mehrheit der Gruppenmitglieder.⁷⁴³ Die Anerkennung der Differenz setzt hingegen auf klares Kommunizieren kultureller Unterschiede, die in ihrer speziellen Geltung jeweils voll akzeptiert werden.⁷⁴⁴ Der Kosmopolitismus nach Beck und Grande hält wiederum die Balan-

⁷⁴¹ Vgl. Kapitel IV.1.2.4 „Der Kampf der Kulturen“.

⁷⁴² Bachmann-Medick spricht in diesem Zusammenhang vom „translational turn“ (vgl. Bachmann-Medick 2006, S. 41).

⁷⁴³ Vgl. Tibi 2000.

⁷⁴⁴ Vgl. Bhabha 1994.

ce zwischen Vielfalt und Integration, zwischen Anerkennung von Andersheit und einer gemeinsamen Basis des Zeichenhaften.⁷⁴⁵ Die Toleranz betont den Respekt vor den kulturellen Institutionen der Fremden und pflegt ungestört und unaufgeregt das Eigene.⁷⁴⁶ Die Integrationspolitik versucht Menschen, die etwa aufgrund eines Migrationshintergrunds fremd scheinen, an die kulturellen Institutionen heranzuführen, die in ihrem neuen Wohnort gelten, und so auf eine Homogenisierung des Patches hinzuwirken. In Deutschland werden zu diesem Zweck beispielsweise Integrationskurse angeboten, der sozialisationsbezogene Erfolg wird im „Deutsch-Test für Zuwanderer“ geprüft. Die Assimilationspolitik geht viel weiter, sie verlangt vom Anderen, das Eigene völlig abzustreifen und sich das für ihn Fremde der dominanten Kultur anzueignen und zu leben.⁷⁴⁷ Die Akkulturation geht hingegen davon aus, dass sich ein Mischmasch von eigenen und fremden kulturellen Institutionen gewohnheitsmäßig einschleift.⁷⁴⁸

Eine entscheidende Frage in diesem Zusammenhang ist, wie viel kulturelle Homogenität überhaupt erforderlich ist. Erstens benötigen wir zumindest anschlussfähige kulturelle Institutionen, um gemeinsame Lösungen zu beschließen, um Handlungen gruppenweit zu koordinieren. Die Bürger sollten beispielsweise politische Programme verstehen und mit Hilfe der massenmedialen Berichterstattung beurteilen können und so durch Wahl über die politische Führung abstimmen können. Zweitens wünscht sich der Einzelne wohl mehr Homogenität, wenn er glaubt, dass die eigenen kulturellen Institutionen von denen der Fremden unterminiert werden, etwa wenn die schiere Präsenz einer Muslima mit Kopftuch meine eigenen moralischen Maßstäbe tangiert oder das Kreuz im Klassenzimmer der Schule meine laizistischen Überzeugungen verhöhnt. In derartigen Fällen sollen dann die eigenen kulturellen Institutionen als einzige Geltung besitzen. Weiter stellt sich angesichts kommunitaristischer Thesen die Frage, ob gemeinsame kulturelle Institutionen erforderlich sind, um eine gruppenbezogene kulturelle Identität und damit Solidarität und Loyalität zu generieren. Ich bin mir da nicht sicher, vielleicht ist es ausreichend, wenn man sich auf grundlegende gemeinsame rechtliche Entscheidungen einigen kann. Der bayerische Bauer und die türkischen Migranten müssten demnach nicht unbedingt aus Solidarität bei drohendem Hochwasser füreinander Dämme bauen, es würde völlig ausreichen, dass sie mit den rechtlichen Institutionen des Katastrophenschutzes einverstanden sind und dafür Steuern zahlen.

2.10.4 Kulturelles Verstehen, kulturelle Verständigung und der BKM

Was der BKM im empirischen Datenkorpus geäußert hat, beruht also weitgehend auf seinen kulturellen Institutionen. Was wir dabei verstehen, hängt von unserem eigenen kulturellen Zeichengebrauch ab. Dass wir Ähnliches verstehen und Geltung akzeptieren, setzt voraus, dass wir kulturelle Institutionen mit dem BKM teilen.

Die kulturellen Institutionen bestimmen über das Konsens- und Konfliktpotenzial in den politisch-kommunikativen Manövern des BKM. Im Politics-Kontext versucht der BKM, diese Konflikte zu seinen Gunsten zu lösen. Der Konflikt, den der BKM mit den deutschen Bundesländern ausficht, lässt sich aus dieser Perspektive als patchübergreifender kultureller Konflikt über angemessene Regeln der politischen Zuständigkeit, der Verteilung von Macht zwischen Bund und Ländern interpretieren.

⁷⁴⁵ Vgl. Beck, Grande 2007.

⁷⁴⁶ Vgl. Augustin, Wienand, Winkler 2006.

⁷⁴⁷ Vgl. Hauck 2006.

⁷⁴⁸ Vgl. Hauck 2006.

Der BKM ist außerdem an der Konfliktlösung durch kulturelle Institutionalisierung beteiligt. Letztlich können wir jede seiner Policies dazuzählen, etwa seine Mitwirkung an der Ausgestaltung der Rechte der Buchhändler, der Journalisten oder der Künstler im Rahmen der Sozialversicherung.⁷⁴⁹ In diesen Kontext können wir auch politische Maßnahmen des BKM verorten, die mit der deutschen Wiedervereinigung zu tun haben. Der BKM sorgt in der intensiven Förderung des Erhalts und des Betriebs ostdeutscher Kultureinrichtungen dafür, dass die Bürger der neuen Länder ihre kulturellen Institutionen tradieren können. Durch Wertschätzung ihrer kulturellen Leistungen verhindert der BKM Konflikte zwischen Ost- und Westdeutschen.⁷⁵⁰ Weiter repariert der BKM Verstöße gegen kulturelle Institutionen, die im Rahmen des Zweiten Weltkriegs passiert sind. In der Allokation sozialer und finanzieller Ressourcen für Gedenkstätten und Museen für die Opfer des Nationalsozialismus gesteht er die historische deutsche Schuld offen und nachhaltig ein.⁷⁵¹ So wird die Geltung der kulturellen Institution der Menschenwürde und der Schuldverhältnisse bestätigt, Konflikten mit den Opfern wird vorgebeugt. Andererseits behebt der BKM in der Restitution von kriegsbedingt verbrachten Kunstwerken Unrecht, das den Deutschen im Rahmen von Verstößen gegen kulturelle Institutionen widerfahren ist, die das Agieren von siegreichen Armeen regeln.⁷⁵² So befriedet er beispielsweise das Verhältnis Deutschlands und Russlands. Interessanterweise ist der BKM aber kaum an der Formulierung von politisch-kulturellen Institutionen im Umgang mit migrationsbezogenen Konflikten beteiligt. Hierzu können wir bloß die Förderung des ‚kulturellen Eigenlebens fremder Volksgruppen‘ und den Schutz der sorbischen Kultur im Rahmen der „Stiftung für das sorbische Volk“ zählen.⁷⁵³

2.10.5 Exkurs: Wissenschaftliches Verstehen und Mehrwert dieser Praxis

Wie können wir nun das Kulturelle empirisch untersuchen? Das kulturelle Patchwork insgesamt wird unserem begrenzten Horizont ja per se verborgen bleiben, wir können uns ihm nur auf Basis von herausgelösten Patches nähern.⁷⁵⁴ Wenn wir der Wittgenstein’schen Aufforderung „Beschreibe Sprachspiele“ folgen wollen, begegnen uns verflixte Probleme:

Erstens können wir uns, jenseits der Introspektion im Patch des eigenen Selbst, nur auf die kulturellen Signifikantenkomplexe beziehen; kulturelle Signifikate und Prozessierungsregeln sind schließlich unsichtbar, unhörbar etc.

Zweitens stehen wir vor der Herausforderung, dass der Signifikant meist nicht sagt: ‚Ich bin ein kultureller Signifikant‘. Vielmehr ist es dem wissenschaftlichen Interpretierenden anheimgestellt, angeborene Grundlagen und idiosynkratische Entwürfe vom Kulturellen zu scheiden. Dafür kommen nun folgende Techniken in Frage: Erstens können wir untersuchen, welche Elemente des Signifikantenkomplexes universell verbreitet sind, diese können wir grob dem Bereich des Angeborenen überantworten. Die geistes- und sozialwissenschaftlichen Methoden stoßen in dieser Frage an ihre Grenzen, sie lassen sich durch naturwissenschaftliche Tests, etwa der Hirnforschung, der Genforschung ergänzen. Weiter können wir Signifikanten, die von mehreren Personen und über einen längeren Zeitraum hinweg ähnlich gebraucht werden, dem Kulturellen zuordnen, und welche, die nur bei einem Einzelnen kurz aufblitzen, dem idiosynkratischen Bereich. Durch diese Beziehung zum Häufigen, Typischen und Re-

⁷⁴⁹ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, S. 33.

⁷⁵⁰ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, S. 35 ff.

⁷⁵¹ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, S. 111 ff.

⁷⁵² Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, S. 125 ff.

⁷⁵³ Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2002c, S. 127 ff.

⁷⁵⁴ Vgl. Wittgenstein, Schulte 2008, 486.

gelmäßigen scheint mir das Kulturelle durchaus geeignet zur Erforschung mit quantitativen, statischen Methoden. Die dichte Beschreibung des Einzelfalls kann schließlich erst am kulturellen Gegenstand ansetzen – sonst beschreibt sie womöglich bloß die Phantasien des Einzelnen. Wir können dem Kulturellen auch über die Manifestation und Explizierung in Konventionen, Kochbüchern, Normen, Katechismen, Bastelanleitungen, Lehrplänen, Wörterbüchern, Lexika, Grammatiken, mythischen Erzählungen, Symbolen o. Ä. auf die Schliche kommen. Schließlich können wir Gruppenmitglieder befragen, ob ihr Tun kulturbasiert ist. Doch dabei gehen unbewusste, latente Bestände, situative Adaptionen und nicht-sprachlich äußere Komponenten verloren. Jedenfalls sind diese Kriterien recht schwammig. Wir müssen im Forschungsprozess definieren, was ‚mehrere Personen‘, was ‚dauerhaft‘, was ‚ähnlicher Gebrauch‘ konkret impliziert, so bleiben die Konturen des Untersuchungsobjekts vage. Der kulturelle Gegenstand ist nicht mehr, aber nicht weniger als eine kulturelle Konstruktion.

Haben wir das Kulturelle erst einmal herausgeschält, können wir zur Analyse schreiten. Erstens können wir bei den kulturellen Signifikanten ansetzen und sie nach Häufigkeit, Form, Kontexten und Fragmentierung charakterisieren. Wenn wir hingegen mehr über die Signifikate und Prozessierungsregeln herausfinden wollen, müssen wir das vage Terrain des Interpretierens betreten. Dabei können wir erstens auf Basis unserer eigenen Signifikate und Prozessierungsregeln ermitteln, was wir selbst verstehen oder nicht verstehen. Zweitens können wir versuchen, nachzuvollziehen, was der Emittent gemeint hat oder was dies in seinem kulturellen Patch generell bedeutet. Dazu müssen wir uns abduktiv den entsprechenden Regeln und Semantiken nähern. Je enger der Forschungsgegenstand an den kulturellen Institutionen des eigenen Zeichengebrauchs liegt, desto leichter fällt das Verstehen. Doch verbleibt dies womöglich aufgrund der Evidenz und Selbstverständlichkeit der Institutionalisierung an der Oberfläche. Gründlichkeit, Sich-dumm-Stellen, umfassendes Explizieren, Teamwork und Diskussion können diese Problematik beheben helfen. Je fremder der Forschungsgegenstand dem Wissenschaftler ist, desto schwieriger wird das Verstehen. Allerdings besteht hier keine Gefahr, dem Selbstverständlichen zu unterliegen. Der Wissenschaftler, der kulturelle Institutionen verstehen möchte, tut nun eigentlich nichts anderes als ein x-beliebiges Gruppenmitglied oder ein Angehöriger einer fremden Kultur. Einen Unterschied macht er nur, wenn er gründlicher, systematischer, methodengeleitet, mit mehr Zeit und Vorwissen, vielleicht gar mit mehr Kreativität an die Sache herangeht. So kann er einerseits Selbstverständliches und Machtbezüge der Reflexion unterziehen oder Fremdes übersetzen, er kann bessere Institutionen erfinden und so Innovation in den Zeichengebrauch einbringen oder bestehende Prozessierungsweisen deutlich machen, erinnern und damit tradieren. Diese Interpretationen sind, wie in Kapitel I.3.2 herausgearbeitet, ein klassischer Fall für qualitative Methoden und Gütekriterien. Im Ergebnis können wir dabei auf kulturelle Überzeugungen, Gefühle, Regeln, Normen, Bräuche, Standards, Haltungen und Rationalitätsmaßstäbe stoßen.

Ein ambitioniertes Ziel wäre weiter die Erklärung kultureller Institutionen aus anderen kulturellen oder nicht-kulturellen Phänomenen heraus beziehungsweise die Erklärung anderer kultureller oder nicht-kultureller Phänomene aus einer kulturellen Institution heraus. Wir könnten so zum Beispiel nachvollziehen, wie sich der personelle Stil des Amtsträgers auf die Institutionen der Bundeskulturpolitik auswirkt, wie eine neue künstlerische Regel eine ältere durch rechtliche Normierung verdrängt, wie menschliche Biologie auf den kulturellen Zeichengebrauch wirkt oder wie sich soziale Ressourcen durch kulturelles Kommunizieren herstellen lassen. Dafür eignen sich meines Erachtens qualitative, durch Beschreibung erklärende Methoden genauso wie kausal erklärende quantitative Instrumente.

Jedenfalls scheint mir die Kulturwissenschaft ein vages Geschäft zu sein. Sie ist, wie jeder wissenschaftliche Zeichengebrauch, an die kulturellen Institutionen gebunden, die sich im Akteur des Wissenschaftlers schneiden. So kann es kein objektives Denken, Interpretieren und Kommunizieren geben. Bachmann-Medick spricht hier vom „Problem der standortabhängigen, notwendig fragmentierten Kulturbeschreibung“⁷⁵⁵. Wie wir den Zeichengebrauch des BKM analysieren können, haben wir bereits in Kapitel IV.2.1.6 skizziert.

2.10.6 Fazit: Kulturelles Verstehen und kulturelle Verständigung

Individuelles sowie kommunikatives Verstehen und kommunikative Verständigung hängen, zumindest auf einem Niveau, das über das Kaspar Hausers hinausgeht, von den kulturellen Institutionen ab. Wo sie für den Einzelnen verfügbar sind, wo sie intersubjektiv gleichschwingen, da sind Interpretieren und Kommunizieren unproblematisch. Verständigung auf Geltung liegt im Bereich des Möglichen. Wo diese Institutionen fehlen, lauern Nichtverstehen, Sprachlosigkeit, Missverständnisse und Konflikte über institutionelle Geltungen. Interpretativer und kommunikativer Erfolg stellt sich also am ehesten ein, wenn Patches strikt integriert sind.

Die politisch-kulturellen Institutionen erlauben und begrenzen in gleicher Weise den individuellen und intersubjektiven Zeichengebrauch. Sie können politischen Konsens begünstigen oder politischen Konflikt über die Adäquatheit kultureller Institutionen auslösen. Exemplarisch für derartige politische Geltungskonflikte sind Politics-Prozesse, in denen politische Akteure versuchen, die Institutionalisierung kultureller Reform-Vorschläge durchzusetzen. Politisches Verstehen und politische Verständigung hängen dabei immer mit persuasiver Macht und Herrschaft zusammen. Auch das Issue des Umgangs mit politisch-kultureller Differenz unterliegt politischer Regulierung, etwa im Rahmen der Festschreibung demokratischer Prozeduren oder Minderheitenrechte oder – im migrationspolitischen Kontext – als Integrationspolitik. Das Kulturelle ist aufgrund seiner Konsens- und Konfliktbezogenheit jedenfalls eine eminent politische Größe.

Die kulturellen Institutionen stecken auch den Raum dessen ab, was der BKM äußern kann und was wir davon verstehen und in seiner Geltung akzeptieren können. Der BKM versucht, in konfliktiven, patchübergreifenden Politics-Prozessen selbst, seine kulturellpolitischen Programme durchzusetzen, Konsens herzustellen. Durch die Policies des BKM werden schließlich kulturelle Konflikte allgemeinverbindlich geregelt. Allerdings ist der BKM in diesem Rahmen kaum an der Gestaltung des Umgangs mit migrationsbezogener kultureller Differenz beteiligt.

Wenn wir Kultur wissenschaftlich analysieren wollen, müssen wir uns ihr über ein Patch nähern. Ansetzen können wir dabei nur an den kulturellen Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln sind ja nicht unmittelbar erkennbar. Zunächst müssen wir das Kulturelle vom Idiosynkratischen und vom Angeborenen scheidern. Das Ergebnis, der kulturelle Forschungsgegenstand, kann nun in seiner Form oder Häufigkeit analysiert werden, wir können durch abduktives Interpretieren auf Prozessierungsregeln oder Signifikate schließen oder Zusammenhänge dieser kulturellen Institution mit anderen kulturellen oder nicht-kulturellen Phänomenen nachvollziehen. Das Verstehen hängt jedenfalls davon ab, ob geeignete kulturelle Institutionen verfügbar sind oder erschlossen werden können. So ist es umso einfacher, je näher der Forschungsgegenstand dem eigenen Zeichengebrauch liegt.

⁷⁵⁵ Bachmann-Medick 2006, S. 152.

2.11 Wirkungen des kulturellen Zeichengebrauchs

Welche Wirkungen hat nun das Kulturelle auf den Einzelnen, auf die Gruppe? Wie tangiert es den BKM?

2.11.1 Wirkungen des Kulturellen auf den Einzelnen

Dem Einzelnen ermöglicht die Kultur die Teilhabe an gruppenbezogenen Kompetenzen, die von vielen zusammengetragen und entwickelt wurden, die sich in ihrer Nützlichkeit bewährt haben und gruppenweite historische Erfahrungen spiegeln. Diese Kompetenzen reichen um einiges weiter als die idiosynkratischen Entwürfe des Einzelnen, der so nicht alles alleine erfinden muss. Mit dem kulturellen Wissen, den kulturellen Gefühlslagen versteht der individuelle Akteur seine kulturelle Welt, er kann sich eine Identität schaffen. Die kulturellen Fertigkeiten und Handlungsmaßstäbe gestatten es ihm, in ausgefeilter Weise mit sich selbst und seiner Umwelt umzugehen. Er ist so in der Lage, seine Intentionen umsetzen, seine Wünsche zu realisieren. Er erlebt sich als handlungsfähig und erfolgreich. Die kulturellen Institutionen erlauben es ihm, mit anderen Gruppenmitgliedern zu interagieren, seine Handlungspläne mit diesen abzustimmen und Konflikte kommunikativ zu bereinigen. Zudem ist das Kulturelle die Basis komplexer Kreativität.

All dies begründet wohl einen idealistischen Anspruch an das Kulturelle, erst im Gebrauch der Kultur entfaltet der Mensch seine individuellen und sozialen Anlagen. Allerdings lenken die kulturellen Institutionen dabei das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln des Akteurs in bestimmte Bahnen. Damit entziehen sie ihm Wahlfreiheit, beschneiden seine Kreativität – Eigenschaften, die dem Humanitätsideal des Kulturellen zuwiderlaufen.

Über seine kulturellen Institutionen hinaus tut sich der Einzelne sowieso schwer mit dem Verstehen und der Gestaltung seiner Welt. Hier erlebt er sich als unfähig, er kann seine Intentionen nicht realisieren, steht der Welt gefährdet gegenüber. Der Umgang mit fremden Gruppen ist von Missverstehen und Dissens geprägt. Eine gemeinsame Beurteilung von Handlungsoptionen, eine Koordination der Pläne scheitert am Fehlen geteilter zeichenhafter Institutionen. Konflikte können sich in der Folge etablieren.

2.11.2 Wirkungen des Kulturellen auf Gruppen

Die kulturellen Institutionen ermöglichen erst das kommunikative Interagieren auf Gruppenebene. Sie gestatten intersubjektives Verstehen und kommunikative Verständigung, indem sie ähnliche zeichenhafte Voraussetzungen schaffen. Sie machen Wissen und Affekte anschlussfähig, sie sorgen für ausdrucksstarke, verständliche Signifikanten, bringen die interpretativen Regeln in Einklang und richten damit das soziale Handeln auf gleichschwingende Normen und Werte aus. So lässt sich Neues, Kritisches mit gemeinsamer Intelligenz und Erfahrung beurteilen, beste Lösungen können sich in der Gruppe durchsetzen.

Kulturelles Kommunizieren ermöglicht weiter das gemeinsame Planen der Zukunft, die Entwicklung von komplexen, kooperativen Strategien. Kultur eröffnet damit die Chance, kollektive Interessen und Präferenzen durch kommunikative Persuasion zu verwirklichen und Konflikte durch Explizieren und Argumentieren statt durch brachiale Gewalteinwirkung zu lösen. Die regelmäßige, friedliche Interaktion in der Gruppe und der ähnliche Zeichengebrauch befördern schließlich die Ausbildung einer kollektiven kulturellen Identität. Kulturelles Kommunizieren gestattet weiter das Ausrollen von Sozialisationsprozessen, neue Gruppenmitglieder können so eingebunden, bestehende an kulturelle Institutionen erinnert werden.

Über Gruppengrenzen hinweg sind Verstehen und Verständigung aber gefährdet. Mit fremden Gruppen ist das Interagieren ein Stolpern, das Nachvollziehen von Sinn ist kaum möglich und die Geltungsansprüche sind rätselhaft, inakzeptabel. So können Konflikte, Abgrenzungsprozesse entstehen.

2.11.3 Wirkungen des politisch Kulturellen

Die Wirkungen des politisch Kulturellen sind von Relevanz für das politische Feld. Denn erst die kulturellen Institutionen gestatten das politische Interagieren, indem sie den politischen Zeichengebrauch anschlussfähig machen. Der Einzelne kann so am politischen Leben partizipieren, er begreift sich als kompetenter, handlungsfähiger Citoyen. Die politische Gruppe ist auf Basis der kulturellen Institutionen in der Lage, politische Vorschläge kommunikativ zu bewerten, die beste Policy auszuwählen. Politische Konflikte lassen sich gewaltfrei im Zeichengebrauch beheben, politischer Konsens etabliert sich. Damit können die Handlungen der politischen Gruppe abgestimmt und auf kollektive Ziele ausgerichtet werden. Kommunikative politische Führung ist nur auf Basis kultureller Institutionen möglich. Dabei stehen dem Rezipienten Spielräume in der Akzeptanz von Geltung offen, er wird als frei und gleich respektiert. Kulturelle Institutionen legitimieren gleichzeitig Macht und Herrschaft, sie etablieren soziale Ordnungsstrukturen und sorgen für Stabilität. Der Prozess des gleichschwingenden Interagierens bietet weiter Anknüpfungspunkte für politische Identifizierungsprozesse. Die kulturellen Identitäten können durch kulturelle Rituale, Symbolisierung und Repräsentation ausgedrückt werden. In politischen Sozialisationsprozessen lassen sich schließlich die kulturellen Errungenschaften der Gruppe tradieren.

All dies findet seine Grenzen an den Rändern der politischen Gruppe, darüber hinaus ist Interagieren kaum möglich. Denn ohne geteilte politisch-kulturelle Institutionen sind Äußerungen kaum anschlussfähig, was das Verstehen oder die Akzeptanz von Folgen für das politische Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln angeht. Politischer Konflikt kann sich etablieren.

2.11.4 Kulturelle Wirkungen und der BKM

Einerseits ermöglichen es die kulturellen Institutionen dem BKM, die kulturpolitische Welt zu verstehen und mit ihr umzugehen. Er kann seine Identität in der politischen Landschaft verorten, er wird politisch konzeptions- und handlungsfähig. Gleichzeitig ist er in der Lage, seine politischen Vorhaben mit anderen Akteuren abzustimmen, gemeinsame Ziele zu verfolgen. Dabei kann er politische Führung übernehmen und Konflikte im politischen Prozess durch Kommunizieren einer Einigung zuführen. Indem er rezeptive Freiheitsspielräume lässt, bestätigt der BKM die Geltung von Demokratie und Rechtsstaat. Weiter kann er auf Basis kultureller Institutionen Identifikationsprozesse anregen, indem er symbolisch repräsentiert oder rituell inszeniert. Der Rahmen der kulturellen Institutionen begrenzt gleichermaßen das Verstehens-, Handlungs- und Verständigungspotenzial des BKM. Wo entsprechende Signifikate, Prozessierungsregeln und Signifikanten fehlen, kann er weder interagieren noch führen, noch koordinieren, noch repräsentieren.

2.11.5 Fazit: Wirkungen des kulturellen Zeichengebrauchs

Kulturelle Institutionen sind die Basis des individuellen Verstehens und der individuellen Äußerung, weiter des intersubjektiven Verstehens und der Verständigung. Ohne das Kulturelle

bleiben nur Stirnrunzeln, Sprachlosigkeit, Verwunderung und Entrüstung. Dem Einzelnen erlauben es die zeichenhaften Institutionen, die äußere Welt zu verstehen, sich selbst zu finden und auf äußere Dinge und Menschen kommunikativen Einfluss zu nehmen. Der Gruppe gestatten die institutionalisierten Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln das Kommunizieren, womit sich gemeinsame Urteile fällen, gemeinsame Lösungen entwickeln, gemeinsame Handlungsstrategien ausklügeln und umsetzen lassen. Konflikte können im kulturellen Rahmen friedlich beigelegt werden. Am gemeinsamen Zeichengebrauch machen sich kulturelle Gruppenidentitäten fest. Über die institutionellen Bestände hinaus sind allerdings Verstehen und Verständigung kaum möglich, was Konfliktpotenzial impliziert.

Im politischen Kontext sind diese Wirkungen höchst relevant. Ohne kulturelle Institutionen bleibt höchstens das steinzeitliche körperliche Ringen miteinander. Erst die kulturellen Institutionen ermöglichen das Kommunizieren und damit das politische Kommunizieren. Auf Basis der kulturellen Institutionen lassen sich gemeinsame politische Pläne schmieden, politische Handlungen gemeinsam tätigen und Konflikte gewaltfrei lösen. Erst auf dieser kommunikativen Basis besteht Raum für Freiheit und Gleichheit, für Recht, für politische Ethik oder demokratische Verfahren. Kulturelle Institutionen sind weiter Basis für politisch-kommunikative Führung, für politische Repräsentation, für politische Identifikationsprozesse. Jenseits der Grenzen der kulturellen Institutionen ist jegliches Interagieren prekär, an dieser Stelle können sich politische Konflikte entzünden.

Dem BKM erlauben die kulturellen Institutionen das Verstehen der kulturpolitischen Welt und die Identifizierung seiner selbst. Er wird damit handlungsfähig, kann politische Pläne vorantreiben, er kann sich mit der Kulturbranche abstimmen und kulturpolitische Konflikte einer friedlichen Lösung zuführen. Er ist so in der Lage, seine Führungsrolle auszufüllen und repräsentative Aufgaben zu übernehmen.

2.12 Gesamtschau: Politisch Kulturelles

Das kulturelle Patchwork

Im Rahmen des Patchwork-Modells können wir das Kulturelle mit dem institutionalisiert Zeichenhaften und seinem Gebrauch gleichsetzen. Sein Stoff sind die latenten, institutionalisierten Signifikanten, die Kulturgegenstände, die Signifikate, das kulturelle Wissen, Fühlen, die kulturellen Überzeugungen sowie die Prozessierungsregeln als kulturelle Normen, Regeln, Gewohnheiten und Rationalitätsmaßstäbe. Das Kulturelle manifestiert sich im Zeichengebrauch, im Denken, Interpretieren und Kommunizieren. Dabei ist das Kulturelle in einer Gruppe von Menschen ähnlich verbreitet, es besitzt institutionalisierten Status, ist etwa als lockere Gewohnheit verankert oder dauerhaft und zwingend rechtlich normiert ist. Idiosynkratische Entwürfe können wir damit genauso wie angeborene Grundlagen und Komponenten des Zeichengebrauchs vom kulturellen Patchwork abgrenzen.

Die kulturellen Signifikate und Prozessierungsregeln sind konkret im einzelnen kulturellen Akteur situiert, nur der Einzelne gebraucht sie. Wir können dabei einfache, personale Akteure und komplexe, etwa korporative Akteure unterscheiden. Auch im kulturellen Tun bleiben diesen Akteuren aufgrund der Vagheit des Zeichenhaften und der alternativen kulturellen Institutionen Freiheitsspielräume. Dabei gilt: Je klarer, alternativloser und schärfer die Institutionalisierung, desto geringer der Gestaltungsspielraum in Konzeption und Umsetzung kultureller Handlungen. Jeder kulturelle Zeichengebrauch kann so, je nach den Anteilen kreativer Freiheit und kultureller Prägung, Verhalten oder auch Handeln sein, das von Absicht, Präferenz und Interesse geleitet wird. Das Kulturelle ist dabei mitnichten das Gegenteil von Ratio-

nalität, vielmehr sind diese Maßstäbe selbst kulturelle Institutionen, die das Handeln in individuell oder kollektiv nützliche, sozialverträgliche und gemeinsam begründete Bahnen lenken. Die kulturellen Signifikate und Prozessierungsregeln erlernt der Akteur im Rahmen von Sozialisationsprozessen und trainiert sie im Gebrauch. Seine kulturellen Kompetenzen hängen damit vom Potenzial seiner Gruppe, von der Durchschlagskraft der Sozialisationsprozesse und der Intensität ihres Trainings ab. In komplexen Patches mit diversen Gruppen stehen dem Einzelnen vielfältige, teils konfligierende Bildungsangebote gegenüber. In korporativen Akteuren amalgamieren sich die Kompetenzen der Gruppenmitglieder zu einer Organisationskultur.

Ressourcen wirken dabei auf die Quantität, Qualität und Reichweite sowie auf die persuasive Kraft des kulturellen Zeichengebrauchs und damit wiederum über kulturelle Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Ihr Einfluss stammt aus der individuellen Evaluation der Ressourcenlagen, die einen viablen Zeichengebrauch nahelegt, und ihrem konkreten Einsatz in der Realisierung des Interpretierens und Kommunizierens. Anwendung finden können sämtliche Arten von Ressourcen, etwa dingliche, mediale, räumliche, personelle oder finanzielle. Die soziale Struktur können wir übrigens als Konglomerat von Akteuren und Ressourcen auffassen. Sie wirkt über evaluierende Interpretationen auf den künftigen Zeichengebrauch und manifestiert sich im kulturellen Tun, wobei sie in ihrer Geltung bestätigt oder unterminiert wird. Als zeichenhaftes Phänomen basiert die soziale Struktur unweigerlich auf den bestehenden Institutionen des Zeichengebrauchs, auf der Verteilung von Kompetenzen und Ressourcen sowie auf Macht- und Herrschaftsverhältnissen. So tendiert sie unweigerlich zur Stabilität. So können nur idiosynkratische Entwürfe oder heterogene Patches eine Inkongruenz zwischen Struktur und Kultur implizieren.

Das Kulturelle herrscht durch seine Institutionen über den Zeichengebrauch des Einzelnen. Es stabilisiert das kulturelle Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln, indem es immer wieder ähnlich nahelegt, was als wahr, als legitim, als richtig, als normal gilt. Diese Limitierung des Möglichen macht den Zeichengebrauch erst individuell und intersubjektiv möglich. Gleichzeitig beherrschen die Akteure das Kulturelle. Ihre kulturkonformen Akte tradieren die zeichenhaften Institutionen. Ihre kreativen Innovationen können, sofern sie gruppenweit institutionalisiert und sozialisiert werden, Kultur erneuern. Letzteres wird gemeinhin von mächtigen Korporationen übernommen, die die Fähigkeiten und Ressourcen dazu besitzen. So lagern sich personale Machtverhältnisse in den kulturellen Institutionen ab.

Kultur ist also eine historische Größe, sie ist wandelbar, doch bewegt sie sich aufgrund ihrer Institutionalisierung nur träge. Zur Stabilität tendieren die kulturellen Institutionen, wenn sie von Machtverhältnissen, guten Gründen oder persuasiver Propaganda gestützt werden. Dynamik entsteht, wo sich Macht- und Herrschaftsverhältnisse ändern, wo bessere zeichenhafte Alternativen verfügbar sind. Tradierung beruht auf Kommunikation: Nur wenn die kulturellen Institutionen in Signifikanten geäußert und rezipiert werden, werden sie erinnert bzw. neu gelernt. Große Reichweiten lassen sich dabei durch öffentliches, mediales und massenmediales Kommunizieren erzielen, intensive Lerneffekte durch präsenzhaftes Akte, insbesondere Rituale. Kulturelle Innovation nimmt ihren Anfang im individuellen kreativen Zeichengebrauch, sie setzt weiter kommunikative Institutionalisierungs- und Sozialisationsprozesse voraus. Kulturelle Erneuerung ist so eng verknüpft mit kommunikativen Fähigkeiten, Ressourcen, mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Dabei hat die Kultur kein Ziel, es findet sich wohl auch kein objektiver Maßstab zu ihrer Bewertung. Die kulturellen Konstruktionen treten dem Einzelnen zwar mit realistischem Anspruch gegenüber, doch bieten sie keine Garantie auf Wahrheit oder Richtigkeit, sie sind schlicht viabel.

Das kulturelle Patchwork können wir nur erfassen, wenn wir bestimmte Stoffstücke, Patches, aus ihm herauschneiden, etwa auf Basis semantischer ökonomischer, geographischer, zeitlicher, alltäglicher, beruflicher, künstlerisch-ästhetischer, wirtschaftlicher, religiöser, formaler, regel-, akteur- und gruppenbezogener Kriterien. Diese Patches sind zumeist partikulare Größen, ihr Verbreitungsradius hängt z. B. von Sozialisationsprozessen, von Macht- und Herrschaftsgefügen und vom Zufall ab. Im Inneren können Patches die gesamte Palette zwischen Homogenität und Heterogenität abdecken. Der kulturelle Integrationsgrad zeigt dabei, wie viele konkurrierende Institutionen alternativ gebraucht werden, die kulturellen Cleavages markieren kulturinterne Trennlinien des Kulturellen. Gerade die komplexen, geographischen oder zeitlichen Patches versammeln heterogene, querliegende, inkonsistente Institutionen des Zeichengebrauchs. Integrierend wirkt in diesem Rahmen beispielsweise eine starke politische Zentralmacht, die strikte Institutionalisierungen und effektive Sozialisierungsprozesse umsetzt. Nach außen hin können Patches überlappen, verwachsene Ränder aufweisen, manchmal sind sie auch strikt geschlossen. Der Grad der Offenheit und Interdependenz hängt dabei von politischer Regulierung, vom Radius von Sozialisationsangeboten und auch von der Häufigkeit kultureller Interaktion ab.

Personale Identifizierungsprozesse zaubern aus der überbordenden Pluralität einen konsistenten Lebensentwurf. Der Einzelne interpretiert seine Signifikate und Prozessierungsregeln, seinen Kontext und bastelt daraus seine kulturelle Identität. Auf Gruppenebene interpretiert der kulturelle Akteur, was die anderen Gruppenmitglieder ähnlich gebrauchen, und identifiziert sich selbst damit. Beide Zuschreibungen, die individuelle und die gruppenbezogene, reduzieren Komplexität mit dem Holzhammer, sie ignorieren Vagheit und schließen das Andere, das Fremde aus. So sind Identitäten willkürliche Konstruktionen, die es jedem Einzelnen erlauben, seinen individuellen und gruppenbezogenen Ort im Patchwork zu entdecken, seine Normalität, seine Welt, das Wahre und Richtige dingfest zu machen. Das Selbst des Einzelnen wird greifbar, es gehört einer Gruppe an. Insbesondere die Gruppenidentitäten bedürfen dabei der kommunikativen Darstellung, ihre Komplexität lässt sich durch symbolisches Kommunizieren oder Repräsentieren versinnbildlichen.

Das Kulturelle bildet die zentrale Voraussetzung für individuelle Äußerungen und individuelles Verstehen sowie für kommunikatives Interagieren. Wo zumindest anschlussfähige kulturelle Institutionen vorliegen, ist der individuelle und intersubjektive Zeichengebrauch kein Hexenwerk. Wo diese fehlen, droht das Missverstehen, der Dissens, der kulturelle Konflikt. Für die Wissenschaftlerin ist die Analyse von Kultur kein leichtes Unterfangen. Sie kann nur an den kulturellen Signifikanten eines Patches ansetzen; weder die kulturellen Signifikate noch die kulturellen Prozessierungsregeln, noch das gesamte Patchwork sind schließlich direkt erkennbar. Sie muss zunächst das Kulturelle vom Idiosynkratischen und vom Angebotenen unterschieden. Dann erst kann sie den kulturellen Forschungsgegenstand in seiner materiellen Form und Struktur analysieren und abduktiv auf Signifikate und Prozessierungsregeln schließen. Je näher sie dem Zeichengebrauch der Beforschten steht, desto besser versteht sie, allerdings scheint ihr in diesem Fall einiges vielleicht allzu selbstverständlich.

Kultur ermöglicht oder vereitelt also den individuellen oder gemeinsamen Zeichengebrauch. Dem Einzelnen erlauben die kulturellen Institutionen das Verstehen und den Umgang mit der kulturellen Welt. Der Gruppe gestatten sie das Kommunizieren, das Debattieren, das gemeinsame Erfinden und Beurteilen. Handlungspläne können auf kultureller Basis koordiniert, Konflikte friedlich beigelegt werden. Interpretierte Kultur verweist als kulturelle Identität auf den Ort des Einzelnen und seiner Gruppe im zeichenhaften Patchwork. Sie konstruiert eine konsistente Lebensweise, ein kulturelles Weltbild, eine kulturelle Normalität und deutet Po-

tenziale des Verstehens und der Verständigung an. Über das Kulturelle hinweg sind Verstehen und Verständigung prekär, Konfliktpotenzial besteht.

Diese Ausführungen machen eines sehr deutlich: Das Kulturelle ist nichts für Softies. Es ist durchzogen von Hard Facts wie Ressourcen, Kompetenzen, Ungleichheit, Führung, Macht, und Herrschaft. Kultureller Zeichengebrauch ist in dieser Lesart per se eine politische Größe.

Giddens' Terminus der Dualität trifft ins Schwarze: Das Kulturelle und der Zeichengebrauch bilden eine unentwirrbare Dualität: Die kulturellen Institutionen regulieren den Zeichengebrauch, der wiederum das Kulturelle tradiert und erneuert.

Das politisch kulturelle Patch

Das Politische können wir uns im Kontext des Kulturellen als thematischen Patch oder als roten Faden im kulturellen Patchwork vorstellen. Ersteres ließe sich anhand der Dimension von Polity, Politics und Policy herauslösen, es handelt sich dann um die Institutionen des politisch Zeichenhaften sowie um ihren Gebrauch. Wir können dazu beispielsweise den politischen Common Sense, das politische Allgemeinwissen, die politischen Rationalitätsmaßstäbe, die Regeln der massenmedialen Politikberichterstattung, die politischen Rituale oder Normen sowie die politischen Gewohnheiten und Bauwerke zählen.

Das politisch Kulturelle entspräche in dieser Variante einem Themenbereich des kulturellen Patchworks. Zweitens können wir das Politische mit Größen wie Macht, Herrschaft, Repräsentation, Interesse, Rationalität, Konsens, Konflikt, Legitimität, Freiheit, Gleichheit, Strategie, Führung gleichsetzen. Es bildet damit den roten Faden im kulturellen Patchwork, alles Kulturelle wäre so politisch konnotiert. Somit ist der Großteil des Politischen kulturell dimensioniert. Nicht kulturell sind am Politischen nur die angeborenen Grundlagen und Komponenten des politischen Zeichengebrauchs und die idiosynkratischen politischen Entwürfe.

Politische Akteure, seien sie personal oder korporativ, werden in ihrem Zeichengebrauch von den kulturellen Institutionen gelenkt. Wie viel Gestaltungsspielraum ihnen dabei bleibt, hängt von der Schärfe, Klarheit und Alternativlosigkeit der Institutionen ab. Politisch-kultureller Zeichengebrauch kann damit von Interesse geleitet, absichtlich sein, er kann gleichermaßen aus Gewohnheit, reflexhaft und standardmäßig ablaufen. Voraussetzung für die Teilhabe am politischen Zeichengebrauch sind politisch-kulturelle Kompetenzen, die in gruppenbezogenen Sozialisationsprozessen gelernt wurden, sowie Ressourcen, die auf Basis viabler Evaluation und effektiven Einsatzes über Quantität, Qualität, Reichweite und Erfolg des politischen Interpretierens und Kommunizierens entscheiden. Aufgrund dieser partizipatorischen Relevanz und der Ungleichverteilung von Kompetenzen und Ressourcen im Zeichengebrauch ist es eine Kernaufgabe politischer Entscheidungsträger, Sozialisationsprozesse zu gestalten und die Ressourcenallokation zu regulieren.

Das politisch Kulturelle herrscht also über seine Institutionalität über das Zeichenhafte, es leitet das politische Denken, Interpretieren und Kommunizieren mehr oder weniger nachhaltig an. Gleichzeitig herrschen politische Korporationen über das politisch Kulturelle: Es ist eine Kernkompetenz politischer Entscheidungsträger, allgemeingültige kulturelle Institutionen festzuschreiben und den entsprechenden Zeichengebrauch zu implementieren.

Dabei ist die politische Kultur eine träge Sache, sie tendiert aufgrund der Erforderlichkeit des gruppenweiten Verstehens und der intersubjektiven Verständigung zur Stabilität. Die Tradierung politisch-kultureller Institutionen basiert dabei auf kommunikativen Erinnerungs- und Sozialisationsprozessen. Öffentliches, mediales und massenmediales Kommunizieren kann dabei große Reichweiten erzielen, präsenzhaft politische Rituale können tiefgehende Lern-

effekte auslösen. Gleichzeitig sind die politischen Akteure, insbesondere die politischen Korporationen, der Motor der kulturellen Erneuerung. Sie stoßen systematische Kreativitätsprozesse an, sind verantwortlich für reformorientierte Institutionalisierungsprozesse und gestalten Sozialisationsmaßnahmen. Politisch-kulturelle Stabilität und Dynamik ist so unweigerlich verbunden mit Kompetenzen und Ressourcen, mit Persuasion, mit Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch.

Auch politisch Kulturelles ist regelmäßig partikular. Jedes politisch-kulturelle Patch lässt sich dabei auf einem Kontinuum zwischen innerer Heterogenität und Homogenität ansiedeln. Der politisch-kulturelle Integrationsgrad und die politisch-kulturellen Cleavages hängen dabei von der Stringenz der Institutionalisierungs- und Sozialisationsprozesse ab. Politische Entscheidungsträger wirken in jedem Akt der allgemeinen, verbindlichen Festschreibung auf eine Harmonisierung des Zeichengebrauchs hin, die Bildungs-, Medien- und Integrationspolitik sind sogar auf diese Aufgabenstellung spezialisiert. Politische Patches changieren zwischen äußerer Abgeschlossenheit und Überlappung. Auch Letzteres wird von politischer Seite regulativ gestaltet, etwa im Rahmen der Sicherheits- und Wirtschaftspolitik.

Politisch-kulturelle Identitäten basieren auf dem Erkennen von zeichenhaften Merkmalen, die in einer politischen Gruppe ähnlich verbreitet sind, und Identifizierungsprozessen, die an diesen Gemeinsamkeiten andocken. So sind politisch-kulturelle Identitäten komplexitätsreduzierende Interpretationen, sie sind durchwirkt von Kreativität, von Ressourcen, Fähigkeiten, Macht und Herrschaft. Sie lassen sich auch persuasiv durch strategisches Kommunizieren herstellen. In der Festschreibung einer politisch-kulturellen Identität ist der Ausschluss des Fremden immer schon angelegt. Gleichwohl erlaubt es die Konstruktion einer politisch-kulturellen Identität dem Einzelnen, seinen Ort und den seiner Gruppe im politischen Patchwork zu situieren und ein konsistentes politisches Weltbild, kulturelle Vorstellungen von Normalität und Ethik zu entwickeln. Gruppenbezogene Identifikationsprozesse generieren politische Zugehörigkeit und Loyalität.

Politisch-kulturelle Institutionen stecken also den Raum des individuellen Verstehens, der individuellen Äußerungen und der kommunikativen Verständigung ab. Wo politische Institutionen fehlen oder sich widersprechen, droht der Konflikt über kulturelle Angemessenheit, Wahrheit, Richtigkeit, Normalität. Die entsprechenden Debatten werden in Politics-Prozessen ausgefochten, sie werden in Policies einer Lösung zugeführt, die beispielsweise auf demokratischen Prozeduren, Minderheitenrechten, einer Leitkultur oder der Anerkennung von Differenz beruhen kann.

Das Kulturelle ist die Grundvoraussetzung des politischen Zusammenlebens. Im kulturellen Handeln kann der individuelle Zeichengebrauch koordiniert werden. Konflikte lassen sich kommunikativ beheben. Das gruppenweit ähnliche Interpretieren und Kommunizieren bildet den Anknüpfungspunkt für Identifizierungsprozesse, die wiederum politische Loyalität und Solidarität begründen. Politische Führung und politische Repräsentation beruhen, jenseits von gewaltsamer Einwirkung auf die Bürger, auf kulturellen Institutionen. Nur das kulturelle Kommunizieren lässt dabei dem Gegenüber einen Entscheidungsspielraum, womit es die Freiheit und Gleichheit der Akteure etabliert und Raum lässt für ethische Erwägungen und demokratische Verfahren. Über Kulturen hinweg sind kommunikatives Verstehen und kommunikative Verständigung prekär. In der Folge stehen das interkulturelle Zusammenleben, die kulturübergreifende Führung und Solidarität auf tönernen Füßen, politische Konflikte können sich in diesem Rahmen entzünden.

Wir können also von einer Dualität des politisch Kulturellen und des politischen Zeichengebrauchs sprechen – der politische Zeichengebrauch, insbesondere der kommunikative, webt mit an den politisch-kulturellen Institutionen, er erneuert und tradiert sie. Die politischen kulturellen Institutionen bilden wiederum die Bedingung der Möglichkeit des politischen Zeichengebrauchs.

Das Kulturelle und der BKM

Ich denke, wir können getrost davon ausgehen, dass es sich bei unserem empirischen Datenkorpus zum öffentlichen Kommunizieren des BKM im Grunde um kulturelle Signifikantenkomplexe handelt. Denn generell ist der größte Teil des Zeichenhaften institutionalisiert, mehr noch im politischen Kontext. Für Kulturalität spricht weiter, dass ich, als Mitglied ähnlicher Patches, die Texte weitgehend verstehen und ihre Geltung akzeptieren kann. Auch unterliegt das Kommunizieren des BKM umfangreicher rechtlicher Normierung. Daher können wir insbesondere Signifikantenkomplexe, die der BKM regelmäßig gebraucht, zum Kulturellen zählen. Die gruppenbezogene Ähnlichkeit des Zeichengebrauchs können wir allerdings nur an der Organisationskultur des BKM in der Amtszeit Nida-Rümelins festmachen; das Interpretieren und Kommunizieren anderer Patches, etwa der Deutschen, der Bundeskulturpolitik, der anderen Amtsträger des BKM, der Bundesregierung haben wir ja empirisch nicht erfasst. Jedenfalls lässt sich von kulturellen Signifikantenkomplexen des BKM auf kulturelle Signifikate oder Prozessierungsregeln schließen; dabei können wir uns auf unsere eigenen kulturellen Institutionen verlassen oder versuchen, die des BKM herauszuarbeiten. Wir haben dies auf Basis der These, dass meine kulturellen Institutionen gar nicht weit entfernt liegen von denen des BKM, in Teil II und III bereits ausführlich unternommen. Aus kultureller Perspektive können wir zusammenfassen, dass die Organisationskultur eine kommunikative ist. Äußerungen erfolgen über Medien, Massenmedien und auf Veranstaltungen, typischerweise monologisch und in Form von Reden, Podiumsdiskussion und rituellen Handlungen sowie Interviews, Pressemitteilungen und Pressebildern. Dialoge finden in der Regel nur mit gewichtigen Protagonisten der Kulturbranche bzw. führenden Journalisten statt. Gemeinhin gebraucht der BKM sprachliche Signifikantenkomplexe, daneben nutzt er Bild, Bewegtbild und den Körper des Amtsträgers. Persuasive Strategien lassen sich regelmäßig erkennen, darunter die symbolische Repräsentation und das Argumentieren. Von der Organisationskultur des BKM lassen sich heuristisch Querverbindungen zu anderen Patches wie der deutschen Sprache, dem europäischen Logozentrismus, den Normen des Rechtsstaats und der Demokratie, der Zuständigkeitsverteilung im deutschen Kulturföderalismus und schließlich der nationalsozialistischen historischen Erfahrung ziehen.

Den BKM können wir in diesem Rahmen als politisch-kulturelle Korporation beschreiben, er ist mit professionellen zeichenbezogenen Kompetenzen ausgestattet, die z. B. aus der Gruppe der deutsch Sprechenden, der kulturpolitisch Versierten oder der beruflich Kommunizierenden stammen. Er verfügt über beachtliche rechtliche, finanzielle, personelle, mediale Ressourcen. Das kulturelle Tun des BKM bewegt sich zwischen kommunikativem Verhalten und Handeln, wobei als er politische Korporation wohl eher zu Letzterem tendiert. Der BKM unterliegt also den kulturellen Institutionen, die sein Agieren in bestimmte Bahnen lenken. Gleichzeitig ist er als politischer Akteur befugt, das Kulturelle zu tradieren und zu reformieren. Tradierend wirkt er dabei in der Gestaltung von einschlägigen ästhetischen, künstlerischen oder historischen Sozialisationsprozessen und der Allokation von Ressourcen für den Erhalt von Kulturgegenständen und ihrem traditionellen Gebrauch. Auch das kulturkonforme öffentliche Kommunizieren des BKM über Medien und Massenmedien sowie das repräsentative, rituelle Symbolisieren kultureller Traditionen wirken stabilisierend.

Innovationen treibt der BKM voran, indem er kreative Vorschläge macht, entsprechende Institutionalisierungsprozesse anstößt und Sozialisationsprozesse gestaltet. In seiner Zuständigkeit für die Kunst, den idiosynkratischen Zeichengebrauch, kommt dem BKM eine einzigartige Rolle in der politischen Regulierung und Ermöglichung individueller Kreativität und damit letzten Endes der kulturellen Erneuerung zu.

Die Komponenten der Organisationskultur des BKM sind partikular verbreitet, sie lassen sich diversen übergeordneten Patches zuordnen, etwa rechtsstaatlicher, demokratischer, historischer, kulturpolitischer, europäischer, bundesrepublikanischer Art. Im Inneren finden sich homogene Aspekte, etwa der immer ähnliche Gebrauch des Körpers des Amtsträgers, genauso wie heterogene, etwa die Vielfalt der Schwerpunktthemen. Organisationskulturelle Cleavages lassen sich zwischen sprachlichen und visuellen oder medial vermittelten und präsenzhaften Äußerungen nachvollziehen. Der BKM ist auch an der Gestaltung der politisch-kulturellen Integration beteiligt, indem er Institutionen mit allgemeiner Geltung fest schreibt; in den klassischen Feldern der Integrations-, Bildungs- und Medienpolitik sind seine Kompetenzen ja eher beschränkt. Dem BKM kommt eine gewichtige Rolle in Darstellung und Aushandeln der für Deutschland, das Land der Dichter und Denker, wichtigen kulturellen Identität zu. Er füllt sie durch öffentliche Reden, durch symbolische Repräsentation und rituelles Handeln aus. Dabei übernimmt er Führung im Kontext identitätsbezogener Fragen des Kulturföderalismus, des Verhältnisses von Kunst, Staat und Zivilgesellschaft, der kulturellen Globalisierung oder der deutschen Sprache.

So bestimmen die kulturellen Institutionen den Radius dessen, was der BKM emittieren kann, was die Rezipienten verstehen und wo sie Geltung akzeptieren können. Das Kommunizieren des BKM findet teils über Patchgrenzen hinweg statt, etwa im Kontext des Kulturföderalismus, und so findet es sich in einem konfliktiven Umfeld wieder. Die Korporation versucht dabei die entsprechenden Konflikte über kulturelle Institutionen zu lösen und einer Policy-Regelung zuzuführen. An der Gestaltung des Umgangs mit migrationsbezogener kultureller Differenz ist der BKM allerdings kaum beteiligt.

Die kulturellen Institutionen erlauben es dem BKM also, die kulturpolitische Welt zu begreifen und seine eigene Identität darin zu finden. Er wird so handlungs- und strategiefähig, kann kulturpolitische Pläne koordinieren und Konflikte lösen. Er kann so Führung übernehmen und kulturelle Identitäten repräsentativ zur Geltung bringen.

Das Tun des BKM ist also tief verwoben mit dem kulturpolitisch Kulturellen. Gleichzeitig strickt er als politische Korporation mit an den Institutionen des Kulturellen, er tradiert und erneuert sie, insbesondere im politischen Kommunizieren.

Teil V **Synopse: Patchwork! Interpretationen zur
Verwobenheit des politischen Kommunizierens
und des politisch Kulturellen**

Die vorliegende Arbeit ist selbst ein Stück Patchwork. Ich habe dabei im Rahmen einer Bricolage Konzepte der Politik-, Kommunikations- und Kulturforschung mit einer gegenstandsnahe, dichten Beschreibung empirischer Signifikantenkomplexe verwoben. Im Ergebnis können wir das politische Kommunizieren, das politisch Kulturelle und ihre Verknüpfung wie folgt beschreiben:

1 Plausible Beschreibung des politischen Kommunizierens

Politisches Kommunizieren ist sozial gerichteter Zeichengebrauch, jeder Akt webt am Patchwork. Im politischen Emittieren verknüpft dabei ein Akteur ein bestehendes oder kreativ erdachtes Signifikat auf Basis von Prozessierungsregeln oder experimentell mit einem Signifikanten in einem Kontext und richtet ihn an einen Rezipienten. Der politische Rezipient vollzieht diese Rolle rückwärts und interpretiert Sinn und Geltung mit Blick auf den Emittenten. Bei den politisch-kommunikativen Akteuren kann es sich dabei um einzelne Personen oder auch um komplexe Akteure, etwa Korporationen, handeln. Jedenfalls sind sie in einer konkreten Situation aktiv, die sich nach Kriterien wie Teilnehmerzahl, Richtung, Schleifen oder Direktheit charakterisieren lässt.

Ob die Akteure im politischen Kommunizieren handeln oder sich verhalten, können nur sie selbst oder ein äußerer Beobachter im konkreten Kontext entscheiden. Je nach Absichtlichkeit, Verfügbarkeit von Alternativen und operativer Kreativität kann das Pendel zugunsten von Freiheit oder Prägung ausschlagen. Zwingend wirken dabei angeborene Grundlagen des Kommunizierens. Auch die Evaluation der natürlichen, ökonomischen, rechtlichen, sozialen Rahmenbedingungen gibt den Akteuren bestimmte viable Formen des politischen Kommunizierens vor. Prägende Kraft entfalten weiter die kulturellen Institutionen, die je nach Schärfe und Klarheit ihrer Institutionalisierung bestimmte Prozessierungen mehr oder weniger deutlich vorgeben. Diese Macht des Kulturellen wirkt dabei nicht nur restriktiv, sie macht das politische Kommunizieren durch Ausschluss von Alternativen erst mental handhabbar und durch gleichschwingende Prozessierungen intersubjektiv anschlussfähig. Rational handeln politische Akteure dabei, wenn sie sich im Kommunizieren von Rationalitätsmaßstäben, also deontologischen, ökonomisch-rationalen oder diskursethischen Regeln, leiten lassen. Damit richten sie ihre Prozessierungen auf das individuell und kollektiv Nützliche aus, sie agieren sozialverträglich, wohlbegründet. Damit gestatten Rationalitätsmaßstäbe die Entfaltung individueller Autonomie, den viablen und ressourcenschonenden Umgang mit der natürlichen und sozialen Welt. Gleichzeitig fungieren sie als machtvoll politische Ausschlussmechanismen.

Politisch Kommunizieren kann nicht jeder. Denn es erfordert organisch-körperliche, mentale und psychische Fähigkeiten genauso wie elaborierte zeichenbezogene Kompetenzen. Letztere bestehen vor allem in kulturellen Signifikaten und Prozessierungsregeln, die im Rahmen von Sozialisationsprozessen erlernt werden. So sind sie ungleich entlang historischer, geographischer, sozialer, politischer oder wirtschaftlicher Gruppen verteilt. Politisches Kommunizieren bedarf weiter der Ressourcen, etwa dinglicher, finanzieller, rechtlicher, sozialer, zeitlicher und räumlicher Art. Über die Evaluation ihrer Verfügbarkeit und ihren konkreten Einsatz beeinflussen Ressourcen die Quantität und Qualität, die Reichweiten und Erfolgchancen des politischen Kommunizierens. Dabei sind sie meist knapp und ungleich verteilt. Zeichenbezogene Kompetenzen und Ressourcen besitzen politische Brisanz, denn nur, wer über sie verfügt, kann politisch-kommunikativ partizipieren.

Weiter durchwirken **Macht und Herrschaft** alles politische Kommunizieren. Als personale kommunikative Macht können wir dabei die Chance des Emittenten bezeichnen, seine Intentionen gegen Widerwillen durchzusetzen und die entsprechenden Folgen zu realisieren. Dem Rezipienten erlaubt die personale Macht, dem kommunikativen Druck des Emittenten Widerstand entgegenzusetzen, Geltung und Folgen abzulehnen. Die Machtrelation der Akteure basiert dabei auf wechselseitigen Interpretationen und dem Einsatz von zeichenhaften Ressourcen und Fähigkeiten. Wo personale Macht auf Dauer besteht, können wir von kommunikativer Herrschaft sprechen.

Kommunikatives Verstehen setzt schließlich voraus, dass beiden Akteuren eine derart ähnliche Prozessierung gelingt, dass sie im weiteren Interagieren an das Gesagte und Verstandene anschließen können. Verständigung impliziert darüber hinaus, dass der Rezipient die Geltungsabsicht des Emittenten und die entsprechenden Folgen für sein Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln akzeptiert. Gleichschwingende kulturelle Institutionen sind somit die Basis des politisch-kommunikativen Verstehens und der Verständigung. Persuasive Methoden können diese befördern. Wo jedoch die gemeinsamen kulturellen Institutionen fehlen, wo Persuasion fehlschlägt, ist das Verstehen gefährdet, Dissens über Geltung droht.

Politisches Kommunizieren kann direkt, in **Kopräsenz** der Akteure erfolgen. Die quantitative, temporale und geographische Reichweite ist dabei begrenzt, sie entspricht dem, was sich mit den kommunikativen Mitteln des menschlichen Körpers bewerkstelligen lässt. Allerdings beflügelt das präsenzhaftes Kommunizieren das Verstehen und die Verständigung, denn die Aufmerksamkeit des Rezipienten lässt sich durch eine persönliche Ansprache gewinnen, situative Sinnbezüge sind nachvollziehbar. Der Emittent ist sichtbar, Explikation und Argumentation sind unmittelbar möglich. Da die Akteure zur gleichen Zeit am gleichen Ort sind, teilen sie wohl auch bestimmte kulturelle Institutionen des Zeichenhaften. Auch gruppendynamische Effekte lassen sich mit der präsenzhaften Form auslösen.

Politisches Kommunizieren kann gleichermaßen indirekt, über **Medien und Massenmedien** erfolgen. Diese nehmen Signifikantenkomplexe huckepack und überwinden räumliche und zeitliche Distanzen zwischen Emittent und Rezipient. Damit erhöhen sie die quantitative, temporale und geographische Reichweite der Botschaft bis hin zur Verbreitung an ein disperses Publikum. Medien, die schlicht Ort und Zeit überwinden, können von personalen Akteuren gebraucht werden, Dialog ist hier häufig möglich. Das Kommunizieren über Massenmedien hingegen ist an spezifische Fähigkeiten und Ressourcen gebunden. Hier kommen professionelle korporative Akteure ins Spiel, die primär monologisch kommunizieren. Mediales und massenmediales Kommunizieren wirkt im Grunde wie Kommunizieren generell; hinzu kommen Effekte, die sich aus der spezifischen Stofflichkeit und Technik, den Prozessierungsregeln und dem Sinn des Medialen ergeben, weiter welche, die mit der Gestaltungshoheit im massenmedialen Kommunizieren zu tun haben. Letztere verteilt sich auf mehrere Schultern, sie hängt ab vom Kontext, von den Fähigkeiten und Ressourcen der beteiligten Akteure. Was das Verstehen und die Verständigung angeht, hat es das mediale und massenmediale Kommunizieren nicht leicht: Unaufmerksamkeit, divergierende pragmatische Kontexte, insbesondere die Unsichtbarkeit des Emittenten, gefährden den nachhaltigen kommunikativen Erfolg. So wirken Medien und Massenmedien primär in die Breite: Wenn sie Aufmerksamkeit generieren, Verstehen und Geltungsakzeptanz auslösen, können Massenmedien das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln der Rezipienten in einen gewissen Gleichklang versetzen. Damit können sie Sozialisationsprozesse umsetzen, die kulturellen Institutionen des Zeichengebrauchs tradieren und verändern.

Politisches Kommunizieren findet öffentlich statt, wenn die Botschaft einem dispersen Publikum zugänglich ist, die Aufmerksamkeit einer größeren Zahl von Rezipienten erfährt und sinnvoll interpretiert wird. Politische Öffentlichkeit lässt sich damit über Massenmedien oder Großveranstaltungen herstellen. Öffentliches Kommunizieren maximiert die Breitenwirkung des politischen Kommunizierens: Wenn ein öffentliches Publikum die Geltung seiner Botschaften akzeptiert, richtet es sein Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln gleichschwingend aus. Dabei ist das öffentliche Kommunizieren weitgehend monologisch ausgerichtet.

Mit politischem Kommunizieren lässt sich politisch führen, denn es erlaubt das Debattieren und gemeinsame Treffen von Entscheidungen, das Verfolgen kommunikativer Ziele und die Umsetzung kommunikativer Maßnahmen. In Demokratie und Rechtsstaat ist die kommunikative Führung das ethische Gebot: Denn es respektiert – zumindest abseits rigoroser Propaganda – die Freiheitsspielräume des Rezipienten im Interpretieren und in der Akzeptanz von Geltung und Folgen. Allerdings können kommunikative Polycys ihren implementativen Erfolg nicht erzwingen.

Am effektivsten und effizientesten setzt das **strategische politische Kommunizieren** diesen Führungsanspruch durch. Dabei werden Ziele, Zielgruppen, Positionierung, Maßnahmen, Zeithorizont und Budget systematisch konzipiert und implementiert. Disziplinen wie die politische Werbung, die politische Öffentlichkeitsarbeit und die politische Medienarbeit haben sich zu diesem Zweck ausgebildet. Sie bedienen sich persuasiver Methoden wie des Testimonials oder des semantischen Transfers, um Aufmerksamkeit zu schaffen, adäquates Verstehen und Verständigung auf intendierte Geltung und Folgen sicherzustellen. Typisch für den politischen Kontext ist dabei insbesondere das symbolische und repräsentative Kommunizieren. Dabei wird ein symbolisch-nebulöser Signifikatskomplex, etwa ‚Bundesrepublik‘, in einem einzelnen dinglichen oder personalen Signifikanten verdichtet kommuniziert. Der Symbolisant bzw. der Körper des Repräsentanten macht den komplexen Sinn so wahrnehmbar, verleiht ihm kommunikative Existenz. Daran können politische Identifikationsprozesse anknüpfen. Durch das symbolische Verhüllen interpretativer Divergenzen erfolgt scheinbare Integration. Letztlich ist jedes politische Kommunizieren im Ansatz strategisch, schließlich will einer etwas vom anderen, und sei es nur die Akzeptanz eines Grundes. Doch findet Persuasion ihre ethischen Grenzen in der Propaganda, die einen maximalen Grad von Persuasion aufweist und über illegitime Techniken Einfluss ausübt. Politische Propaganda ist kommunikative Gewalt.

In jedem Fall erlaubt politisches Kommunizieren das soziale Interagieren ohne physische Gewaltanwendung. Nur kommunikativ lassen sich komplexe, historische oder zukunftsgerichtete Themen debattieren und beste Lösungen gemeinsam beurteilen. Politisches Kommunizieren gestattet das Delegieren und Koordinieren von Handlungen, Konflikte lassen sich dabei argumentativ aus der Welt schaffen. Die Gruppe wird damit zum strategiefähigen Team. Im Kommunizieren kann die Gruppe ihr Wissen, ihre Erfahrungen teilen und neue Mitglieder sozialisieren. Die friedliche, erfolgreiche Interaktion macht es dabei den Mitgliedern leicht, sich mit der Gruppe zu identifizieren.

Als politisch können wir dabei Kommunizieren bezeichnen, dass sich in mindestens einem Aspekt ‚politisch‘ interpretieren lässt, z. B. wenn wir darin politische Signifikanten, politische Signifikate, politische Prozessierungsregeln, politische Akteure oder politische situative Kontexte entdecken. Neben diesem thematischen Teilbereich des Kommunizierens können wir auch Mechanismen wie Macht, Interesse, Konflikt, Konsens, Ressourcen, Öffentlichkeit, Herrschaft, Führung und Repräsentation als Kriterium für das Politische heranziehen. Damit wäre alles Kommunizieren politisch konnotiert. Auf der anderen Seite ist ein Großteil politi-

scher Tätigkeiten, ein Großteil von Polity, Politics und Policy, kommunikativ dimensioniert. Nicht kommunikativ sind am Politischen nur das Interpretieren, also das physische Einwirken auf Dinge oder andere Menschen, und das Denken als mentales Prozessieren von Sinn. Alles Politische ist damit eine zeichenhafte Angelegenheit!

2 Politisch Kulturelles im Überblick

Das politisch Kulturelle ist Teil des zeichenhaften Patchworks. Wir können uns ihm anhand eines thematischen Kriteriums nähern. In dieser Variante ist es gleich den gruppenbezogenen Institutionen des politisch Zeichenhaften und ihrem Gebrauch. Mit den institutionalisierten Signifikanten erfasst es politisch-kulturelle Gegenstände wie die politischen Bauwerke, die Flaggen, die Körper der Politiker. Mit den institutionalisierten politischen Signifikanten deckt es das politische Allgemeinwissen, die politischen Gefühlslagen ab. In den institutionalisierten politischen Prozessierungsregeln spiegeln sich die politisch-kulturellen Normen, Rituale, Rationalitätsmaßstäbe und Gewohnheiten. Das Politische ist in dieser Perspektive ein Themenbereich des Kulturellen insgesamt. Alternativ können wir das Politische im Kulturellen an Mechanismen wie Macht, Herrschaft, Interesse, Rationalität, Konsens, Konflikt, Legitimität, Freiheit, Gleichheit, Strategie, Führung und Repräsentation festmachen. Damit durchzieht das Politische als ein roter Faden das gesamte kulturelle Patchwork. Kultur ist so per se politisch. In jedem Fall macht das politisch Kulturelle den Großteil des Politischen aus, nur die angeborenen Grundlagen und Komponenten des politischen Zeichengebrauchs und die idiosynkratischen politischen Entwürfe werden nicht von ihm abgedeckt.

Politisch-kulturelle Signifikate und Prozessierungsregeln werden zwar gruppenweit geteilt, doch konkret situiert sind sie im Einzelnen, nur dieser gebraucht sie. Auch im kulturellen Kontext können wir dabei personale und komplexe Akteure wie Korporationen unterscheiden. Kulturelle Akteure erlernen politisch-kulturelle Signifikate und Prozessierungsregeln im Rahmen von Sozialisationsprozessen. Ihre kulturellen Kompetenzen hängen so von Gruppenzugehörigkeit, sozialisationsbezogenem Erfolg und von der Intensität des Trainings im kulturellen Zeichengebrauch ab. Die kulturellen Institutionen leiten das Tun der Akteure an, etwa durch den sanften Zwang eingeschliffrer Gewohnheiten oder durch strikte, sanktionsbewährte Rechtsnormen. Wohlgemerkt bleiben dem Akteur auch im kulturellen Tun gewisse Freiheitsspielräume, die der Vagheit des Zeichenhaften, den divergierenden pragmatischen Umständen und der Vielfalt alternativer kultureller Institutionen geschuldet sind. Jeder kulturelle Zeichengebrauch kann so, entsprechend den Anteilen an kreativer Freiheit und kultureller Prägung, die wir in ihm entdecken, reflexhaftes, standardisiertes Verhalten oder absichtsvolles, interessegeleitetes Handeln sein. Kulturelles Tun ist dabei nicht dem rationalen Agieren entgegengesetzt, vielmehr sind die Rationalitätsmaßstäbe selbst kulturelle Institutionen, die das Handeln in individuell oder kollektiv nützliche, sozialverträgliche und intersubjektiv begründbare Bahnen lenken.

In der lenkenden Wirkung der Institutionen entfaltet sich die Herrschaft des politisch Kulturellen. Seine apersonale Macht stabilisiert das politisch-kulturelle Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln, indem es immer wieder ähnlich nahelegt, was als wahr, legitim, richtig, normal gilt. Die Herrschaft des politisch Kulturellen begrenzt also die Vielfalt möglicher Intentionen und Umsetzungsformen, womit es den politisch-kulturellen Zeichengebrauch erst mental bewältigbar und intersubjektiv anschlussfähig macht. Andersherum herrschen die Akteure im Zeichengebrauch über politische Kulturen: In kulturkonformen Akten tradieren sie die zeichenhaften Institutionen. In kreativen Akten regen sie Innovation an, und sofern diese gruppenweit institutionalisiert und sozialisiert wird, erneuern sie Kultur.

Politische Kulturen sind historische Größen, sie verändern sich aufgrund ihres institutionellen Charakters aber nur zäh. Ihre Tradierung beruht auf Sozialisationsprozessen. Öffentliches, mediales und massenmediales Kommunizieren kann für diese kommunikativen Erinnerungen große Reichweiten schaffen, präsenzhaft politische Rituale können tiefgehende Lernef-

fekte auslösen. Eine Veränderung des politisch-kulturellen geht immer vom einzelnen Akteur aus. Doch erst wenn der idiosynkratische Entwurf Gegenstand gruppenweiter Institutionalisierungs- und Sozialisationsprozesse geworden ist, wird die Innovation zur Kultur. Politisch-kulturelle Stabilität und Dynamik ist so unentwirrbar mit Kompetenzen und Ressourcen, mit Persuasion, Macht und Herrschaft im Zeichengebrauch verknüpft.

Das politisch-kulturelle Patchwork ist unendlich. Wir können es nur erfassen, indem wir einzelne Stoffstücke, ‚Patches‘, aus ihm herauszulösen, etwa auf Basis semantischer, ökonomischer, geographischer, zeitlicher, alltäglicher, beruflicher, künstlerisch-ästhetischer, wirtschaftlicher, religiöser, formaler, regel-, akteur- und gruppenbezogener Kriterien. So stoßen wir auf die Patches des Nationalstaates, der Bundesregierung, der Kulturpolitik, der Deutschen, der Bundesrepublik. Politische Patches sind überwiegend partikulare Größen. Im Inneren können politische Patches das gesamte Kontinuum zwischen Homogenität und Heterogenität abdecken. Der politisch-kulturelle Integrationsgrad zeigt dabei an, wie viele konkurrierende Institutionen in einem Patch alternativ gebraucht werden, die politisch-kulturellen Cleavages markieren interne Trennlinien des Zeichengebrauchs. Die politisch-kulturellen Institutionen eines Patches können dabei durchaus kreuz und quer liegen, inkonsistent sein. Nach außen hin lassen sich politisch-kulturelle Patches nach dem Grad ihrer Abgeschlossenheit oder Überlappung differenzieren. Die Strukturierung des politischen Kulturellen, sein Verbreitungsradius, seine Integration und Abgeschlossenheit, hängt dabei von politischer Regulierung, von Radius und Durchschlagskraft von Sozialisationsprozessen und auch vom Zufall ab.

Die Formulierung politisch-kultureller Identitäten reduziert die wallende Vielfalt des Kulturellen: Auf personaler Ebene interpretiert ein Akteur dabei seine politisch-kulturellen Signifikate und Prozessierungsregeln und verknüpft sie mit dem Signifikatskomplex ‚ich selbst bin ...‘. Auf Gruppenebene werden Merkmale erkannt, die andere Gruppenmitglieder im politisch-kulturellen Tun ähnlich gebrauchen. Der Einzelne knüpft im Identifizierungsprozess daran an. Politisch-kulturelle Identitäten sind also historische, komplexitätsreduzierende Konstruktionen. Sie beruhen so auf Fähigkeiten, Ressourcen, Macht- und Herrschaftsverhältnissen im Zeichengebrauch, hängen auch vom Zufall ab. Sie lassen sich gar durch strategisch-persuasives Kommunizieren herstellen. Die Identifizierung mit dem einen impliziert dabei immer die Ausgrenzung des anderen. Nichtsdestotrotz sind Identitäten nützlich, um den Ort des Einzelnen und seiner Gruppe im politisch-kulturellen Patchwork zu beschreiben, um eine konsistente Vorstellung von sich selbst als Bürger, vom politischen Leben, vom Staat, von politischer Rationalität zu entwerfen. Gruppenbezogene Identifikationsprozesse generieren zudem politische Zugehörigkeit und Loyalität.

Erst auf Basis politisch-kultureller Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln sind Denkweisen, Äußerungen und Erkenntnisse möglich, die über das Niveau Kaspar Hausers hinausreichen. Erst die ähnlichen politisch-kulturellen Institutionen gestatten das Kommunizieren, das intersubjektive Verstehen und die intersubjektive Verständigung ohne Einsatz von Händen und Füßen. Nur durch kulturelles Kommunizieren können Bürger und Politiker zusammenarbeiten, Debatten führen, politische Identitäten entwickeln. Nur im Kulturellen lassen sich politische Repräsentation und Führung ohne physische Gewalt umsetzen. So bilden ähnliche politisch-kulturelle Institutionen die Bedingung der Möglichkeit des politischen Zusammenlebens. Wo diese geteilte Basis fehlt, ist das Missverstehen, der Dissens die Regel. Konflikte über kulturelle Institutionen, über das Angemessene, das Wahre, das Richtige und Normale drohen.

3 Politische Regulierung des politisch Kulturellen und des politischen Zeichengebrauchs

Politische Entscheidungsträger führen und repräsentieren durch machtvolleres, persuasives, öffentliches Kommunizieren. Im Gebrauch institutionalisierter politischer Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln unterliegen sie dabei der Herrschaft des Kulturellen. Doch kommt ihnen unter den politisch-kommunikativen bzw. politisch-kulturellen Akteuren eine Sonderrolle zu: In Demokratie und Rechtsstaat wirken sie auf die kulturellen Institutionen und die Rahmenbedingungen des politischen Zeichengebrauchs anderer Akteure ein:

Erstens ist es geradezu die Kernkompetenz politischer Entscheidungsträger, auf die rechtlichen Institutionen des politisch Kulturellen Einfluss zu nehmen. Sie sind befugt, neue Rechtsnormen zu kreieren, diese als allgemeingültige kulturelle Institutionen festzuschreiben und den entsprechenden Zeichengebrauch zu implementieren. So sind politische Entscheidungsträger Motor der politisch-kulturellen Reform alias Innovation.

Gleichzeitig zeitigt jeder kulturkonforme Akt dieser mächtigen politischen Akteure tradierende Effekte. Gerade politische Führungsgestalten erzielen ja in ihrem öffentlichen, medialen oder massenmedialen Kommunizieren große Reichweiten, erinnern so eine große Zahl an Rezipienten bestehende kulturelle Institutionen und sozialisieren neue Gruppenmitglieder. Im Rahmen politischer Präsenzveranstaltungen können sie tiefgreifende Lerneffekte erzielen. Als Repräsentanten haben sie die Chance, komplexe kulturelle Institutionen in ihrem Körper und in ihren Handlungen darzustellen und so ihre Existenz und Geltung zu bestätigen.

Weiter gestalten politische Entscheidungsträger den Grad der Integration des politisch Kulturellen. In Debatten um Leitkultur und Anerkennung von Differenz diskutieren sie über das erforderliche Maß an Homogenität. In jedem Akt der allgemeinverbindlichen rechtlichen Normierung wirken sie schließlich auf eine Harmonisierung des Zeichengebrauchs hin, die Bildungs-, Medien- und Integrationspolitik sind sogar auf diese Aufgabenstellung spezialisiert. Gleichermaßen steuert die Politik den Grad kultureller Offenheit bzw. Abriegelung nach außen, etwa indem sie die Reichweite von Sozialisationsprozessen absteckt, Grenzen errichten lässt oder Zölle erhebt.

Schließlich sorgen politische Entscheidungsträger durch die Regulierung und das Angebot von Sozialisationsprozessen sowie durch die Allokation von Ressourcen dafür, dass alle Bürger über die Fähigkeiten und Mittel verfügen, um am politischen Zeichengebrauch zu partizipieren.

4 Die Verwobenheit von politischem Kommunizieren und politisch Kulturellem

Lassen Sie mich kurz noch einmal verdeutlichen, wo politisches Kommunizieren und politisch Kulturelles miteinander verwoben sind und wo sie getrennte Wege gehen:

Einerseits geht das politisch Kulturelle in zwei Aspekten über das politische Kommunizieren hinaus: Erstens inkludiert es latent vorhandene Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln, die – anders als im politischen Kommunizieren – nicht unbedingt miteinander verknüpft werden müssen. Zweitens erstreckt sich der politisch-kulturelle Zeichengebrauch auch auf das denkerische Prozessieren von politisch-kulturellem Sinn sowie auf das politisch-kulturelle Interpretieren, das auf ein Ding gerichtet ist oder physische Kraft auf einen anderen Menschen anwendet. Das politische Kommunizieren ist also nur ein Teil des politisch-kulturellen Zeichengebrauchs, es steht dabei neben dem politischen Denken und dem politischen Interpretieren. Auf der anderen Seite geht das politische Kommunizieren in zwei Bereichen über den politisch-kulturellen Zeichengebrauch hinaus, nämlich in den kommunikativen Prozessierungen, die angeboren sind, sowie in Akten, die rein idiosynkratisch dimensioniert sind.

Summa summarum sind das politische Kommunizieren und das politisch Kulturelle über das Patchwork des Zeichenhaften eng miteinander verwoben: Politisches Kommunizieren gebraucht primär politisch-kulturelle Signifikanten, Signifikate und Prozessierungsregeln. Denn die kulturellen Institutionen erlauben politisches Kommunizieren auf einem Niveau, das über die Reflexe und Kreationen des Einzelnen hinausgeht. Die Herrschaft des politisch Kulturellen begrenzt die Vielfalt und macht politisches Kommunizieren damit mental bewältigbar und intersubjektiv anschlussfähig. Gleichzeitig herrschen die Akteure im politischen Kommunizieren über das politisch Kulturelle. Sie erneuern und tradieren es in jedem Akt des Zeichengebrauchs, insbesondere dem kommunikativen.

Dabei haben Kommunizieren und Kultur nichts Weiches an sich. Sie sind untrennbar verbunden mit politischen Hard Facts wie Macht, Interesse, Rationalität, Führung, Strategie, Präferenzen, Normen, Ressourcen, Kompetenzen oder Herrschaft. Das Politische wiederum ist abseits vom Angeborenen und Idiosynkratischen eine kulturelle Größe und abseits vom Denken und Interpretieren eine kommunikative Tätigkeit.

5 Patchworker im Patchwork: Der BKM

Der BKM ist ein kommunikatives Amt. Seine politische Führung ist über weite Teile eine kommunikative. Schließlich ist sein Gestaltungsspielraum in der physischen Einwirkung auf Dinge relativ gering, in der physischen Gewaltausübung auf Menschen kommen ihm gar keine Kompetenzen zu. Entsprechend intensiv nutzt der BKM die kommunikative Tätigkeitsform. In der Amtszeit von BKM Nida-Rümelin finden sich über 1.500 öffentliche kommunikative Akte.

Der BKM ist gleichermaßen ein kulturelles Amt. Er verantwortet auf Bundesebene die Regulierung des kulturpolitischen Feldes, in seinen Äußerungen manifestiert sich das kulturpolitisch Kulturelle. Er trägt zur Tradierung und Innovation kulturpolitischer kultureller Institutionen bei. Gleichzeitig unterliegt der BKM im Zeichengebrauch den Institutionen des politisch Kulturellen, die bestimmte Intentionen und Umsetzungsweisen nahelegen und andere ausschließen.

Das politische Kommunizieren des BKM

Im Detail können wir das Kommunizieren des BKM wie folgt beschreiben: Beim kommunikativen Akteur BKM handelt es sich um eine politische Korporation, denn er besitzt eine rechtlich institutionalisierte Struktur, verfügt über soziale, rechtliche, finanzielle, räumliche und personelle Ressourcen sowie professionelle Fähigkeiten im Zeichengebrauch. Sein Kommunizieren können wir meist als Handeln, vielleicht sogar als strategisches Handeln interpretieren. Gleichwohl wird es von den kulturellen Institutionen des Zeichengebrauchs, etwa den Rationalitätsmaßstäben, geprägt.

In der operativen Umsetzung des öffentlichen Kommunizierens bedient sich der BKM primär mündlicher und schriftlicher Signifikanten, daneben auch des Körpers des Amtsträgers sowie seiner fotografischen und bewegtbildhaften Darstellung. Thematisch stellt der BKM im öffentlichen Kommunizieren Sinnbezüge zu fast jedem Thema seines Kompetenzbereichs her. Schwerpunkte liegen auf der Filmförderung, dem Amt des BKM, der bildenden Kunst, der kulturellen Integration, den Erinnerungsstätten sowie den Medien.

Der Großteil des Kommunizierens steht dabei in Bezug zu Medien, insbesondere zu den klassischen Massenmedien Presse, Rundfunk und TV. Typischerweise kommuniziert der BKM in diesem Rahmen in Form von Interviews, Pressemitteilungen, Pressebildern oder Pressekonferenzen. Der kommunikative Stil ist weitgehend journalistisch-seriös, von Zeit zu Zeit auch schöngestig-intellektuell, ein Trend zum boulevardesken Politainment lässt sich jedenfalls nicht erkennen. Gegenüber den finalen Rezipienten ist das mediale und massenmediale Kommunizieren weitgehend monologisch ausgerichtet, manchmal stellen Journalisten Fragen und üben Kritik. Sowieso muss der BKM, da er kaum über eigene mediale Plattformen verfügt, die Macht über die Gestaltung seiner Botschaften mit den massenmedialen Korporationen teilen.

Charakteristisch für das öffentliche Kommunizieren des BKM ist auch die Teilnahme des Amtsträgers an öffentlichen Veranstaltungen. Dieser zeigt dabei Körperpräsenz, verleiht der Bundeskulturpolitik eine Stimme und handelt für sie. In monologischen Reden informiert er über Policy-Pläne und verhandelt Fragen der kulturellen Identität. Er führt Dialoge mit anderen hochrangigen Protagonisten der Kulturbranche und untermauert seine Position mit Argumenten. Weiter vollzieht er als symbolischer Repräsentant diverse körperliche Handlungen, verleiht beispielsweise Preise oder legt Trauerkränze nieder. Im Publikum sitzen meist Mei-

nungsführer und Multiplikatoren aus der Kulturbranche. Das Kommunizieren erfolgt auch hier überwiegend in monologischer Form, der Stil reicht vom formalisierten politischen Tagesgeschäft über staatlich-repräsentative Feierlichkeiten bis hin zu glamourösen Events. An den kommunikativen Äußerungen des BKM lassen sich diverse persuasive Strategien ablesen, darunter die Thematisierung, der semantische Transfer, das Testimonial, das Framing und die rationale Argumentation. Typisch ist in diesem Rahmen auch das repräsentative Kommunizieren. Im Körper des Amtsträgers verdichten sich dabei hoch komplexe Signifikate wie ‚Bundeskulturpolitik‘, ‚Bundesregierung‘, ‚Kunst und Kultur‘. Wenn der BKM öffentlich präsent ist, wird dieser komplexe, nebulöse Sinn für die Rezipienten mental gegenwärtig, sie werden erinnert oder gelernt. Identifizierungsprozesse können, gerade in Deutschland, dem Land der Dichter und Denker, an diese repräsentativen Akte anknüpfen, integrative Effekte sind die Folge.

Im öffentlichen Kommunizieren füllt der BKM seinen Führungsanspruch mit Leben. Er gibt kultur- und medienpolitische Interpretationen vor, postuliert ihre Geltung. Seine Fähigkeiten und Ressourcen statten den BKM dabei mit persuasiver Macht aus. Darüber hinaus gestaltet der BKM die kommunikativen Rahmenbedingungen anderer Akteure, etwa indem er sich an kultur- und medienrechtlichen Institutionalisierungsprozessen beteiligt oder indem er Sozialisationsprozesse gestaltet, die Fähigkeiten im kulturellen, künstlerischen und medialen Zeichengebrauch vermitteln. Er reguliert weiter die Ressourcenverteilung im Zeichengebrauch und eröffnet durch Ressourcenallokation interpretative und kommunikative Chancen in diesen Feldern.

Politisch-Kulturelles und der BKM

Wir können den empirischen Datenkorpus zum öffentlichen Kommunizieren des BKM durchaus als kulturell grundiert interpretieren, schließlich basiert der Löwenanteil des politischen Zeichengebrauchs auf kulturellen Institutionen, wir können ihn verstehen und in seiner Geltung akzeptieren, er basiert auf diversen Rechtsnormen etc. Der Datenkorpus spiegelt so organisationskulturelle Signifikanten, von denen wir – als Mitglieder ähnlicher Patches – abduktiv auf kulturelle Signifikate und Prozessierungsregeln schließen können.

Wir können die öffentlich-kommunikative Organisationskultur des BKM damit folgendermaßen zusammenfassen: Der Zeichengebrauch des BKM ist primär ein kommunikativer. Typisch sind Äußerungen über Veranstaltungen, etwa in Form von Reden, Podiumsdiskussionen und rituellen Handlungen, sowie über Massenmedien, etwa in Form von Interviews, Pressemitteilungen und Pressebildern. Das Kommunizieren ist gegenüber den finalen Rezipienten in der Regel monologisch ausgerichtet, Dialog findet nur mit hochrangigen Protagonisten der Kulturbranche oder Journalisten statt. Der BKM gebraucht meist sprachliche Signifikantenkomplexe, daneben nutzt er den Körper des Amtsträgers sowie Bild und Bewegtbild. Persuasive Strategien lassen sich regelmäßig erkennen, darunter die symbolische Repräsentation und das Argumentieren.

Die Organisationskultur des BKM setzt sich aus partikular verbreiteten Komponenten des Zeichenhaften zusammen, diese lassen sich übergeordneten Patches, etwa rechtsstaatlicher, demokratischer, historischer, sprachlicher, kulturpolitischer, europäischer, bundesrepublikanischer Art zuordnen. Im Inneren finden sich homogene Aspekte, etwa der immer ähnliche Gebrauch des Körpers des Amtsträgers, genauso wie heterogene, etwa die Vielfalt der Schwerpunktthemen. Organisationskulturelle Cleavages lassen sich zwischen sprachlichen und visuellen oder medial vermittelten und präsenzhaften Äußerungen ziehen.

Die kulturellen Kompetenzen der Korporation BKM sind dabei ein Amalgam der kulturellen Fähigkeiten seiner Mitarbeiter, die sich beispielsweise aus der Gruppe der deutsch Sprechenden, der Beamten der Bundeskulturverwaltung, der Spitzenpolitiker oder der PR-Experten rekrutieren. Die Kompetenzen des BKM werden ergänzt durch beachtliche rechtliche, finanzielle, personelle und mediale Ressourcen im kulturellen Zeichengebrauch.

Der BKM bewegt sich im kulturellen Agieren dabei zwischen kommunikativem Verhalten und Handeln, wobei als er politische Korporation wohl eher zu Letzterem tendiert. Dabei wird der BKM tief geprägt von den kulturellen Institutionen, die sein Tun je nach Art und Intensität der Institutionalisierung mehr oder weniger klar und zwingend anleiten und es durch Begrenzung von Alternativen erst mental machbar und intersubjektiv anschlussfähig machen. Als entscheidungsbefugte politische Korporation beeinflusst der BKM gleichermaßen die kulturpolitischen Institutionen und die Rahmenbedingungen des kulturpolitischen Kommunizierens in Deutschland: Er beteiligt sich an der Kreation, Institutionalisierung und Implementierung neuer kulturpolitischer Institutionen und gestaltet damit politisch-kulturelle Innovationsprozesse. Gerade in seiner Zuständigkeit für die Kunst, den idiosynkratischen Zeichengebrauch, kommt dem BKM eine einzigartige Rolle in der politischen Regulierung und Ermöglichung individueller Kreativität und damit letzten Endes kultureller Erneuerung zu. Gleichermaßen wirkt der BKM tradierend, indem er ästhetische, künstlerische oder historische Sozialisationsprozesse gestaltet und die Ressourcen für den Erhalt von Kulturgegenständen und ihren traditionellen Gebrauch zuteilt. Auch das kulturkonforme öffentliche Kommunizieren des BKM über Medien und Massenmedien sowie das repräsentative, rituelle Symbolisieren kultureller Traditionen wirken stabilisierend. Gerade die massenmedialen Akte haben dabei das Potenzial, große Reichweiten für die Interpretationen des BKM zu schaffen. In Präsenzveranstaltungen kann er tiefgehende Lerneffekte erzielen. Als Repräsentant ist er in der Lage, komplexe kulturelle Institutionen wie die ‚Kulturnation‘, die ‚Bundesrepublik‘, die ‚deutsche Geschichte‘, das ‚Land der Dichter und Denker‘ in seinem Körper wahrnehmbar zu machen, ihnen interpretative Existenz zu verleihen. So fungiert der BKM als Bewahrer und Erneuerer des kulturpolitisch Kulturellen.

Über die Festschreibung von rechtlichen Institutionen mit allgemeiner Geltung ist der BKM auch an der politisch-kulturellen Integration beteiligt. In den klassischen Feldern der Integrations-, Bildungs- und Medienpolitik sind seine Kompetenzen allerdings eher beschränkt, Gleiches gilt für die Gestaltung des Umgangs mit migrationsbezogener kultureller Differenz.

Es sind also die kulturellen Institutionen, die den Rahmen dessen abstecken, was der BKM emittieren kann, was die Rezipienten verstehen und wo sie Geltung akzeptieren können. Auf dieser kulturellen Basis kann die Korporation Führung übernehmen und kulturelle Identitäten repräsentieren. Außerhalb dieser Patches besteht Konflikt, wie der Streit zwischen der Bundes- und Landeskulturpolitik zeigt.

6 Theoretischer und praktischer Nutzen des Patchwork-Modells

So stellt sich die Frage: What is it good for? In wissenschaftlicher Perspektive würde ich dem Patchwork-Modell Folgendes zugutehalten:

- Im Rahmen der Literaturanalyse haben wir die losen Enden der politischen Kommunikationsforschung und der politischen Kulturforschung systematisch geordnet und kritisiert. Weiter haben wir einen Blick über den Tellerrand riskiert und Querbezüge zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen hergestellt, die sich im Themenfeld bewegen. Ich hoffe, dass ich damit zur Sortierung der Bestände beitragen und die Vielfalt möglicher Anknüpfungspunkte für die weitere Forschung verdeutlichen konnte.
- Im Patchwork-Modell arbeite ich die Omnipräsenz des Zeichenhaften, des Interpretierens und des Kommunizierens sowie des Kulturellen im Politischen heraus, was meine These von der Notwendigkeit eines Cultural Turns in der Politikwissenschaft untermauert. In meiner gründlichen Beschreibung des politischen Kommunizierens und der politischen Kultur und dem Brückenschlag zwischen beiden beleuchte ich Perspektiven, Themen, Fragestellungen und Desiderata, an die eine kommunikativ-kulturell interessierte Politikwissenschaft andocken könnte. Andersherum deckt das Patchwork-Modell die politische Grundierung, die harten Fakten in den vermeintlich soften Themen des Kommunizierens und der Kultur auf. So zeigt sich, dass eine ‚realistische Kontextualisierung‘ des Cultural Turns gar nicht erforderlich ist, weil das Zeichenhafte selbst bereits ausreichend ‚realistisch‘ ist.
- In der Modellentwicklung war meines Erachtens die Kombination aus einer theoretischen Bricolage und einer qualitativen, gegenstandsnahen Analyse zielführend. Erstere hat es uns ermöglicht, in der empirischen Forschung direkt auf gehaltvollen Erkenntnissen der Literatur aufzubauen. Letztere hat uns einen unvoreingenommenen Blick auf die Feinheiten, den Detailreichtum, die Vielfalt und auch die Inkonsistenz der Empirie eröffnet, die sich mit pauschalen Theorien nur schwer einfangen lässt und theoretische Höhenflüge erdet.

Der Anspruch des Patchwork-Modells ist dabei, wie in Kapitel I.3.4 ausgeführt, ein bloß sonderender, ein heuristischer. Ich habe als Mitglied diverser kultureller Patches und auf Basis eigener Erfahrungen und Kreativität eine subjektiv gefärbte Beschreibung des Spannungsfelds Kommunikation, Kultur und Politik entworfen. Wenn Sie die Annahmen des Patchwork-Modells verstehen und ihre Geltung akzeptieren können, ist das in erster Linie ein Beleg dafür, dass wir beide auf einer kulturellen Wellenlänge liegen, und weniger für die Wahrheit und Objektivität des Entwurfs.

Auch in politisch-praktischer Hinsicht kann das Patchwork-Modell Nutzen stiften:

- Es verweist auf den ethischen Gehalt des Kommunizierens und legt den politischen Akteuren diese Tätigkeitsform im Gegensatz zur physischen Gewalteinwirkung nahe. Es macht deutlich, wie viel sich durch politisches Kommunizieren erreichen lässt.
- Dabei fungiert es als eine Art Handreichung für politische Akteure, es erklärt, wie sich durch Kommunizieren führen lässt, und beschreibt systematisch die Funktions- und Wirkweise der strategisch-persuasiven Formen des präsenzhaften, rituellen, medialen und massenmedialen, öffentlichen und repräsentativen Kommunizierens. Gleichzeitig zeigt es dessen ethische Grenzen auf.

- Weiter macht das Patchwork-Modell deutlich, wie politische Entscheidungsträger auf faire kommunikative Partizipationschancen hinwirken können und wie politische Sozialisations- und Institutionalierungsprozesse dem intersubjektiven Verstehen und der intersubjektiven Verständigung einen Boden bereiten können.
- Das Patchwork-Modell zeichnet außerdem nach, dass Kulturen ziellose, historische Konstruktionen sind, die in kreuz und quer liegende innere Fragmente zerfallen und nach außen überlappen. So nimmt es eine dezidierte Abgrenzung von essentialistischen, homogenistischen und evolutionistischen Kulturvorstellungen vor und lässt damit Raum für Vielfalt, Toleranz und gleichberechtigte Versuche der Verständigung. Es zeigt, dass der ‚Clash of Civilizations‘ keine natürliche, unvermeidliche Entwicklung ist, sondern dass kulturelle Konflikte Gegenstand politischer Herstellung, Verhandlung und Regulierung sind. Der deutschen Integrationsdebatte täte meiner Ansicht nach eine Debatte über den adäquaten Grad kultureller Homogenität bzw. kultureller Offenheit gut. Ich selbst plädiere in diesem Rahmen für Policy-Maßnahmen, die maximale kulturelle Vielfalt erlauben und gleichzeitig eine solide institutionelle Basis für Verstehen und Verständigung schaffen. Dabei wartet das Patchwork-Modell mit einem konkreten politischen Reformvorschlag für die deutsche Bundeskulturpolitik auf: Der BKM könnte sich zum Bundesminister für kulturelle Vielfalt und Integration entwickeln, der entsprechende Debatten führt und Policy lanciert.
- Das Patchwork-Modell arbeitet heraus, dass kulturelle Identitäten für den Einzelnen und die Gruppe heuristisch nützlich sind, sie markieren seinen Ort im kulturellen Patchwork, so wird er seiner selbst bewusst, denk-, interpretations- und kommunikationsfähig. Gleichzeitig betont das Patchwork-Modell die Gefahr, die jede Identität birgt, nämlich die radikale Abgrenzung vom Anderen oder Fremden. Angesichts der aktuellen Islamdebatte, die die Religionszugehörigkeit als allein selig machendes Kriterium von Identitätszuschreibung benutzt, sollten wir die Konstruiertheit von kulturellen Identitäten genauso wenig wie die innere Fragmentierung und äußere Überlappung religiöser Patches aus den Augen verlieren. Für das friedliche Zusammenleben in staatlichen Patches ist es meiner Meinung nach nützlich, Identitäten nicht an einem einzigen Kriterium wie der Religion festzumachen, sondern vielfältige Aspekte heranzuziehen. So findet jeder Bürger eine Gemeinsamkeit mit jedem anderen. Mit den Angehörigen der islamischen Religion teile ich beispielsweise die kulturellen Institutionen des Wohnorts Deutschland, der deutschen Bürger, des Deutschen als Mutter- oder Fremdsprache, der Vorliebe für deftiges Essen, sei es nun Weißwurst oder Döner.

7 Ausklang: Szenen aus einem fremden Patchwork

Wenn wir uns zum Schluss noch mal die einleitenden „Szenen aus einem fremden Patchwork“ vor Augen führen, zeigt sich, dass das Patchwork-Modell die Beantwortung der aufgeworfenen Fragen ermöglicht.

„Stellen Sie sich vor, ein fiktiver Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien (BKM) steht im knallbunten Jogginganzug am Rednerpult des Deutschen Bundestags. Er kaut fröhlich schmatzend eine Salamisemmel und ruft den Abgeordneten zu: ‚Jungs und Mädels, wie wär’s, wenn wir diese ollen KZ-Gedenkstätten zumachen, is’ doch ewig her und kostet eh bloß Kohle‘.“

Wir finden diese Szene so absurd, unsäglich und moralisch grenzwertig, weil sie unseren kulturellen Institutionen zuwiderläuft. Es entspricht nicht den Gepflogenheiten deutscher Spitzenpolitiker des 21. Jahrhunderts, in derartigem Aufzug vor dem Deutschen Bundestag zu erscheinen. Das Essen während der Bundestagsrede und der saloppe Stil der Ansprache der Abgeordneten ist unseren institutionalisierten Prozessierungen nach nicht angemessen, dergleichen unterminiert die Würde des Hohen Hauses. Da die Volksvertreter uns Bürger repräsentieren, werden wir von diesem Affront gleich mit beleidigt. Das stärkste Stück ist aber die flapsige Abwertung von KZ-Gedenkstätten – dieser kommunikative Akt stellt den Bruch eines Tabus dar, das für Deutsche seit den Verbrechen des Nationalsozialismus Geltung hat. Sowieso erachten wir es nicht als legitim, die mit den Gedenkstätten verbundene Erinnerung an historische Schuld und den Einsatz für die Würde des Menschen ökonomischer Rationalität unterzuordnen.

„Stellen Sie sich vor, unser fiktiver Amtsträger engagiert sich beruflich für Kunst und Kultur, im Herzen ist er aber ein glühender Sozialist und bayerischer Lokalpatriot. Daher möchte er von Mitgliedern des Bayerischen Landtags ein Gesetz zur Einführung des Sozialismus verabschieden lassen.“

Die Vorstellung von Sozialismus in Bayern regt zum Schmunzeln an, weil es heute zum Allgemeinwissen eines Bundesbürgers gehört, dass dieses Bundesland tief ‚schwarz‘ ist. Bayern, die zu Zeiten der Novemberrevolution Eisners lebten, hätten diesen Reformansatz wohl weniger abwegig empfunden. Weiter scheint uns auf Basis rechtlicher Institutionen fraglich, ob der fiktive BKM überhaupt Kompetenzen in der bayerischen Landespolitik besitzt und ob eine derart weitgehende Verfassungsänderung in Bayern nicht gar dem Homogenitätsgebot des Deutschen Grundgesetzes widersprechen würde. Wenn der BKM trotz dieser recht aussichtslosen kommunikativen Situation versuchen möchte, die bayerischen Parlamentarier von seinem Vorschlag zu überzeugen, müsste er wohl höchst persuasive Strategien auffahren, seine ganze kommunikative Macht in die Waagschale werfen.

„Stellen Sie sich vor, unser fiktiver Amtsträger ist mittlerweile etwas entnervt vom permanenten Widerstand der Bundesländer und Massenmedien gegen seine kulturpolitischen Projekte und sein Amt überhaupt. Aber dieses lästige Problem sollte ein Beauftragter der Bundesregierung für Medien ja wohl aus der Welt schaffen können. Der fiktive Amtsträger lässt seinen medienpolitischen Referenten flugs einen Gesetzesentwurf zur inhaltlichen Vorabkontrolle der Berichterstattung in Presse, Rundfunk und Internet durch den BKM formulieren. Zudem plant der BKM eigene, opulent inszenierte TV-Shows. Damit will er seine kulturpolitischen Leistungen, vielleicht auch die Grundlagen des Sozialismus dem Bürger vermitteln.“

Wir sind empört, weil der fiktive BKM damit massiv gegen die deutschen medienrechtlichen Institutionen verstößt, die Zensur und Staatsfernsehen klar verbieten. Ein derartiger Gesetzesentwurf stellt einen Angriff auf die verfassungsrechtlich geschützte Institution der Pressefreiheit dar. Gleichzeitig konfliktieren die Pläne des fiktiven Amtsträgers mit der historischen Tradition der Kritik an opulenten, visuellen, ideologischen Inszenierungen, die ihre Wurzeln im abendländischen Logozentrismus und mehr noch in der Erfahrung nationalsozialistischer Propaganda hat.

Teil VI: Literaturverzeichnis

- Abelein, M.(1968): Die Kulturpolitik des Deutschen Reiches und der Bundesrepublik Deutschland. Ihre verfassungsgeschichtliche Entwicklung und ihre verfassungsrechtlichen Probleme. Köln: Westdt. Verl.
- Abelein, M.(1970): Deutsche Kulturpolitik. Dokumente. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Abels, H. (2004): Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Abu-Lughod, L. (1991): Writing against Culture, S. 137-162, in: Fox, R. (Hg.): Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe.
- Aczel, R. (2005): Subjekt/Subjektivität, S. 206-207, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Adam, S.; Berkel, B.; Pfetsch, B. (2008): Public Relations aus politikwissenschaftlicher Sicht, S. 78-89, in: Bentele, G. (Hg.): Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln; mit Lexikon. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Adorno, T. W. (1991): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt: Luchterhand-Literaturverl.
- Adorno, T. W.; Tiedemann, R. (1997): Gesammelte Schriften. Kulturkritik und Gesellschaft. Prismen. Ohne Leitbild. Eingriffe. Bd. 10. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Adorno, T. W.; Tiedemann, R. (1997a): Gesammelte Schriften. Dialektik der Aufklärung, Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Adorno, T. W.; Tiedemann, R. (1997b): Gesammelte Schriften. Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit, Bd. 6. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ahearne, J. (2003): 'Cultural policy in the old europe: France and Germany', S. 127-131, in: International Journal of Cultural Policy, 9/2.
- Alemann, U. von (2002): Parteien in der Mediendemokratie. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Algazi, G. (2000): Kulturkult und die Rekonstruktion von Handlungsrepertoires, S. 105-199, in: L' Homme, 11, 1.
- Almond, G. A. (1980): The Intellectual History of the Civic Culture Concept. S. 1-36, in: Almond, G. A.; Verba, S.: The Civic culture revisited. An analytic study. Boston: Little Brown.
- Almond, G. A. (1987): Zum Konzept der politischen Kultur. Politische Kultur-Forschung – Rückblick und Ausblick, S. 27-38, in: Berg-Schlosser, D.; Schissler, J. (Hg): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Sonderheft. In: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 18.
- Almond, G. A. (1997): The Study of Political Culture. S. 138-156, in: Almond, G. A.: A discipline divided. Schools and sects in political science. Newbury Park: Sage Publ.
- Almond, G. A.; Verba, S. (1963): The civic culture. Political attitudes and democracy in five nations. Princeton: Princeton Univ. Press.
- Almond, G. A.; Verba, S. (1965): The civic culture. Political attitudes and democracy in five nations. Boston: Little Brown.
- Althaus, M. (2002): Kommunikationsmanagement im Wahlkampf: Spielregeln für Strategie und taktische Disziplin, S. 115-144, in: Berg, Thomas (Hg.): Moderner Wahlkampf. Blick hinter die Kulissen. Opladen: Leske + Budrich.
- Althaus, M. (2005): Handlexikon public affairs. Münster: Lit.
- Amend, C.; Lebert, S. (2001): Interview von Staatsminister Nida-Rümelin, in: Der Tagesspiegel, 01.09.2001.
- Anders, G. (2009): Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 1. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. Beck.
- Angermüller, J. (2005): Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse in Deutschland. Zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion, S. 23-47, in: Keller, R.: Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- Arbeitsgemeinschaft - Sprache in der Politik e.V. (Hg.) (o. J.): <http://www.sprache-in-der-politik.de/>. Zugriff am 11.11.2010.
- Arendt, H. (2008): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München: Piper.
- Aristoteles (2009): De Interpretatione, in: Aristoteles, Weidemann, H. (Hg.): Peri hermeneias. München: Oldenbourg Akademieverlag.
- Aristoteles, Schwarz, F. F. (2007): Politik. Schriften zur Staatstheorie. Stuttgart: Reclam.
- Aristoteles; Fuhrmann, M. (Hg.) (2010): Poetik. Stuttgart: Reclam.
- Aristoteles; Schwarz, F. F. (Hg.) (2007): Politik. Schriften zur Staatstheorie. Stuttgart: Reclam. .
- Arnold, S. R.; Fuhrmeister, C.; Schiller, D. (Hg.) (1998): Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert. Zur Sinnlichkeit der Macht. Wien, Köln: Böhlau.
- Aronson, E.; Wilson, T. D.; Akert, R. M. (2004): Sozialpsychologie. München: Pearson Studium.
- Arrow, K. J. (1978): Social choice and individual values. New Haven: Yale Univ. Press
- Art Directors Club (2011), <http://www.adc.de/club/uebersicht.html>, Zugriff am 18.2.2011.

- Ashley, R. (1988): *Untying the Sovereign State: A Double Reading of the Anarchy Problematique*, S. 227-262, in: *Millenium. Journal of International Studies*, 2.
- Assmann, A.; Gaier, U; Trommsdorff, G. (2004): *Positionen der Kulturanthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Augustin, C., C.; Wienand, J.; Winkler, C. (2006): *Religiöser Pluralismus und Toleranz in Europa*, Wiesbaden: VS Verlag.
- Austin, J. L.; Savigny, E. v. (2010): *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart: Reclam.
- Avenarius, H. (2000): *Public relations. Die Grundform der gesellschaftlichen Kommunikation*. Darmstadt: Primus-Verl.
- Baacke, D. (1973): *Kommunikation und Kompetenz: Grundlegung einer Didaktik der Kommunikation und ihrer Medien*. München: Juventa.
- Bachmann-Medick, D. (2006): *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Baerns, B. (2002): *Informationsrechte und Auskunftspflichten*, in: Bentele, G.: *Kommunikationsmanagement. Strategien, Wissen, Lösungen*. Neuwied: Luchterhand.
- Balzer, A. (2006): *Politik als Marke. Politikvermittlung zwischen Kommunikation und Inszenierung*. Berlin: Lit-Verl.
- Bandelow, N. C. (2003): „Policy Lernen und politische Veränderungen“, 289-334, in: Schubert, K.; Bandelow, N. C. (Hg.): *Lehrbuch der Politikfeldanalyse*: Oldenbourg.
- Bandelow, V. (2009): „Kulturverwaltung in der Entwicklung“, in: Heinze, T. (Hg.): *Professionalisierung kommunaler Kulturarbeit*. Opladen: Westdt. Verl.
- Baringhorst, S.; Kneip, V.; Niesyto, J. (2009): *Political campaigning on the web*. Bielefeld: Transcript.
- Barnes, S. H.; Kaase, Max (1979): *Political action. Mass participation in 5 western democracies*. London: Sage.
- Barsch, A. (2005): *Paradigma*, in: Nünning, A. (Hg.): *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*. Stuttgart: Metzler.
- Baudrillard, J. (1978): *Requiem für die Medien*, S. 83-118, in: Baudrillard, J.; Metzger, H.-J. (Hg.): *Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen*. Berlin: Merve-Verl.
- Baudrillard, J.; Bergfleth, G.; Ricke, G. (2005): *Der symbolische Tausch und der Tod*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Baudrillard, J.; Kurzawa, L.; Schaefer, V. (1978): *Agonie des Realen*. Berlin: Merve-Verl.
- Baumgarth, C. (2005): *Markenpolitik für Politikmarken*, S. 171-186, in: Kreyher, V. J. (Hg.): *Handbuch politisches Marketing. Impulse und Strategien für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft*. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Bayerische Akademie für Werbung und Marketing (Hg.) (O. J.): <http://www.baw-online.de/>, Zugriff am 1.2.2011.
- Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und Medien (Hg.) (2002): *Organisationsplan*, Berlin, 6.5.2002.
- Becht, H.-P. (2009): *Politik, Kommunikation und Kultur in der Weimarer Republik*. Heidelberg, Ubstadt-Weiher, B.: Verl. Regionalkultur.
- Beck, K. (2006): *Medien*, in: Bentele, G.; Brosius, H.-B.; Jarren, O. (Hg.): *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss / GWV Fachverlage GmbH.
- Beck, U., Giddens, A., Lash, S. (1994): *Reflexive Modernization: Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*, Polity Press, Cambridge.
- Beck, U.; Grande, E. (2007): *Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bederke, J. (2007): *Die gläserne Bilderbibel von St. Marien. Kirche in Frankfurt (Oder) könnte Ort für "Beutekunst"-Museum werden / Sechs Scheiben sind noch immer in Russland*, in: *Märkische Allgemeine*, 30.06.2007
- Benedict, R. (1934): *Patterns of culture*. Boston: Mifflin.
- Benedict, R. (1955): *Urformen der Kultur*. Hamburg: Rowohlt.
- Benjamin, W. (1996): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bennett, J. (2001): *Trajan. Optimus princeps*. London: Routledge.
- Bennett, W. L.; Entman, R. M. (2001): *Mediated politics. Communication in the future of democracy*. Cambridge UK, New York: Cambridge University Press.
- Bennich-Björkman, L. (2007): *Political Culture under Institutional Pressure*. Palgrave Macmillan
- Bentele, G. (1998): *Politische Öffentlichkeitsarbeit*, S. 124-145, in: Sarcinelli, U. (Hg.): *Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft. Beiträge zur politischen Kommunikationskultur*. Opladen: Westdt. Verl.

- Bentele, G. (2002): Kommunikationsmanagement. Strategien, Wissen, Lösungen. Neuwied: Luchterhand.
- Bentele, G. (2008): Ein rekonstruktiver Ansatz der Public Relations, S. 147-160, in: Bentele, G. (Hg.): Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln; mit Lexikon. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Bentele, G. (2008a): Ethik der Public Relations – Grundlagen und Probleme, S. 565-577, in: Bentele, G. (Hg.): Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln; mit Lexikon. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Bentele, G./Mäder, K. (2005): „Parlaments-PR. Die Öffentlichkeitsarbeit der deutschen Landesparlamente, S. 529-540, in: Kreyher, V. J.: Handbuch politisches Marketing. Impulse und Strategien für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Bentele, G.; Brosius, H.-B.; Jarren, O. (2006): Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Benz, A. (2009): Politik in Mehrebenensystemen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Benz, A.; et al. (2007): Handbuch Governance. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Berg, T. (2002): Perspektiven für den Wahlkampf der Zukunft: Theorien- und Methodenvielfalt – Was ist möglich?, S. 259-274, in: Berg, Thomas (Hg.): Moderner Wahlkampf. Blick hinter die Kulissen. Opladen: Leske + Budrich.
- Berger, P. L.; Luckmann, T. (2004): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Berglund, H.; Schartau, M.-B. (2007): Preface, in: Berglund, H.; Schartau, M.-B. (Hg.): Political Culture. Values and Identities in the Baltic Sea Region, Berlin: Bwv Berliner Wissenschafts-Verl.
- Berg-Schlosser, D. (1972): Politische Kultur. Eine neue Dimension politikwissenschaftlicher Analyse. München: Vögel.
- Berg-Schlosser, D. (1999): Politische Kultur-Forschung – Rückblick und Ausblick, S. 77-92, in: Haberl, O. N.; Korenke, T.; Rohe, K. (Hg.): Politische Deutungskulturen. Festschrift für Karl Rohe. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Berg-Schlosser, D./Schissler, J. (1987): Politische Kultur in Deutschland. Forschungsstand, Methoden und Rahmenbedingungen, S. 11-26, in: Berg-Schlosser, D.; Schissler, J. (Hg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. in: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 18.
- Berg-Schlosser, D.; Schissler, J. (Hg.) (1987a): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Sonderheft. In: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 18.
- Bergsdorf, W. (1983): Herrschaft und Sprache. Studie zur politischen Terminologie der Bundesrepublik Deutschland. Pfullingen: Neske.
- Bergsdorf, W. (2002): Innenpolitische Kommunikation, S. 531-540, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Bermbach, U.: „Plädoyer für eine ungeteilte Öffentlichkeit. Anmerkungen zum ‚normativen Begriff der Öffentlichkeit‘ von Jürgen Habermas“, S. 25-38, in: Göhler, G. (Hg.) (1995): Macht der Öffentlichkeit – Öffentlichkeit der Macht. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Bernet, M. (2010): Social Media in der Medienarbeit. Online-PR im Zeitalter von Google, Facebook und Co. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden.
- Berressem, H. (2005): Poststrukturalismus, S. 184-187, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Besson, N. A. (2008): Strategische PR-Evaluation. Erfassung, Bewertung und Kontrolle von Öffentlichkeitsarbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Beyme, K. v.; Weßler, H. (1998): Politische Kommunikation als Entscheidungskommunikation, S. 312-323, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Beyme, K. von (1998a): Die Kunst der Macht und die Gegenmacht der Kunst. Studien zum Verhältnis von Kunst und Politik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beyme, K. von (1998b): Kulturpolitik und nationale Identität. Studien zur Kulturpolitik zwischen staatlicher Steuerung und gesellschaftlicher Autonomie. Opladen: Westdt. Verl.
- Bezzel, C. (2000): Wittgenstein zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Bhabha, H. K. (1994): The location of culture. London: Routledge.
- Bhabha, H. K.: (1996): 'Culture's in-between, S. 53-60, in: Hall, S.; du Gay, P. (Hg.): Questions of Cultural Identity, London: Sage Publications.
- Bhabha, H. K.; et al. (2000): Die Verortung der Kultur, Tübingen: Stauffenburg-Verl.
- Bild am Sonntag (Hg.) (2001): 7 Wochen Urlaub! Schröders faulster Minister, vom 5.8.2001.

- Birbaumer, N., Schmidt, R. F. (2006): Lernen und Gedächtnis, S. 402-423, in: Schmidt, R. F.; Schaible, H.-G. (Hg.): Neuro- und Sinnesphysiologie, Springer: Heidelberg.
- Birsl, U. (2009): Staatsbürgerschaft und Demokratie in politischen Kulturen der Europäischen Union. Konzeptionelle Überlegungen zur Politischen Kulturforschung und empirische Befunde, S. 63-100, in: Salzborn, S. (Hg.): Politische Kultur – Forschungsstand und Forschungsperspektiven. Frankfurt a. M.: Lang Verl.
- Blondel, J. (1987): Political leadership: towards a general analysis. London, Beverly Hills: Sage.
- Blumenthal, J.; Bröchler, S. (2010): Föderalismusreform in Deutschland. Bilanz und Perspektiven im internationalen Vergleich. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blumer, H. (1969): Symbolic Interactionism: Perspective and Method. Berkeley: University of California Press.
- Blumler, J. G., Katz, E. (Hg.) (1975): The Uses and Mass Communications: Current Perspectives on Gratifications Research, Sage: Beverly Hills.
- Boas, F. (1996): Race, language and culture. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Boas, F.; Lewis, Herbert S. (2004): Anthropology and modern life. New Brunswick: Transaction Publ.
- Boehm, G. (2006): Was ist ein Bild. Paderborn: Fink.
- Bogner, A. (Hg.) (2005): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Böhme, H.; Matussek, P.; Müller, L. (2000): Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Bohnsack, R. (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen: Budrich
- Bonfadelli, H. (2002): Politische Kommunikation – Kommunikationspsychologische Perspektiven, S. 211-236, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Bonfadelli, H. (2002a): Politische Kommunikation als Sozialisation, S. 342-351, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Bonz, J.; Struve, K. (2006): Homi K. Bhaba: Auf der Innenseite kultureller Differenz. ‚In the middle of differences‘, S. 140-156, in: Moebius, S.; Quadflieg, D. (2006): Kultur: Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Borso, V. (2005): Episteme, S. 33-34, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Boss, T.; Poschardt, U. (2001): Interview Staatsminister Nida-Rümelin, in: Welt am Sonntag, 26.08.2001.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1989): Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen. Berlin: Wagenbach.
- Bourdieu, P.; et. Al. (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P.; Pialoux, C.; Schwibs, B. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P.; Schwibs, B. (1985): Sozialer Raum und "Klassen". 2 Vorlesungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, P.; Schwibs, B. (1992): Rede und Antwort. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, P.; Seib, G. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P.; Steinrück, M. (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA-Verl.
- Bourdieu, P.; Thompson, J. B.; Raymond, G. (2006): Language and symbolic power. Cambridge: Polity Press.
- Branahl, U. (2008): Rechtliche Anforderungen an die Öffentlichkeitsarbeit, S. 552-564, in: Bentele, G. (Hg.): Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Brandner, K. (Hg.) (2002) : Kulturstaatsminister in Gütersloh, vom 1.9.2002, <http://www.klausbrandner.de/.net//meldungen/12071/3310.html>.
- Brandom, R. B. (2001): Der Mensch, das normative Wesen. Über die Grundlagen unseres Sprechens. Eine Einführung, in: Die Zeit, auf: http://www.zeit.de/2001/29/200129_brandom_xml
- Brandom, R. B.; Gilmer, E. (2001a): Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Braun, D. (1994): „Rational Choice-Ansätze“, in: Kriz, J.; Nohlen, D.; Schultze, R.-O. (Hg.): Politikwissenschaftliche Methoden. München: Beck.
- Braun, D., Giraud, O. (2003): „Steuerungsinstrumente“, S. 147-174, in: Schubert, K.; Bandelow, N. C. (Hg.): Lehrbuch der Politikfeldanalyse: Oldenbourg.
- Breed, W. (1955): Social Control in the Newsroom: A Functional Analysis, S. 326-336, in: Social Forces 33.

- Brettschneider, F. (1998): Kohl oder Schröder. Determinanten der Kanzlerpräferenz gleich Determinanten der Wahlpräferenz, S. 401-421, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen, 29/1998.
- Brettschneider, F. (2002): Die Medienwahl 2002. Themenmanagement und Berichterstattung, S. 36-47, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), B49/50.
- Brettschneider, F. (2002a): Spitzenkandidaten und Wahlerfolg. Personalisierung, Kompetenz, Parteien. Ein internationaler Vergleich. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Brettschneider, F. (2006): Politiker als Marke: Warum Spitzenkandidaten keine Gummibärchen sind“, S. 101-112, in: Balzer, A. (Hg.): Politik als Marke. Politikvermittlung zwischen Kommunikation und Inszenierung. Berlin: Lit-Verl.
- Breuer, I. (2010): Charles Taylor zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Brier, R. (2004): Diskursanalyse. Chancen und Möglichkeiten einer kulturwissenschaftlichen Forschungsperspektive am Beispiel des polnischen Verfassungsdiskurses 1989-1997, S. 107-127, in: Schwelling, B. (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien Methoden Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Brodbeck, K.H.; Hummel, M. (1991): Musikwirtschaft. München: Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung München.
- Brodocz, A. (2004): Die symbolische Dimension konstitutioneller Verfassungen. Über kulturwissenschaftliche Ansätze der Verfassungstheorie, S. 131-150, in: Schwelling, Birgit (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien Methoden Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Bruhn, M. (Hg.) (2010): Unternehmens- und Marketingkommunikation. Handbuch für ein integriertes Kommunikationsmanagement. München: Vahlen.
- Brumlik, M. (1997): Der Vorhang fällt. Kultur in Zeiten leerer Kassen. Berlin: Aufbau-Taschenbuch-Verl.
- Bryant, A.; Charmaz, K. (2010): Grounded Theory in Historical Perspective: An Epistemological Account, S. 31-57, in: Bryant, A.; Charmaz, K. (Hg.): The Sage handbook of grounded theory. Los Angeles: Sage Publ.
- Bublitz, H. (2001): Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit, S. 225-260, in: Keller, R.; Hirsland, A.; Schneider, W.; Viehöver, W. (2001): Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Buchstein, H. (1997): Repräsentation ohne Symbole – Die Repräsentationstheorie des ‚Federalist‘ und von Hanna F. Pitkin“, S. 376-432, in: Göhler, G. (Hg.): Institution - Macht - Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Bude, H. (2008): Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft. München: Carl Hanser.
- Bundesministerium der Finanzen (Hg.) (2001): Haushaltsrechnung und Vermögensrechnung des Bundes für das Haushaltsjahr 2001 (Jahresrechnung 2001). Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien (<http://www.bundesfinanzministerium.de>)
- Bundespräsidialamt (Hg.) (2001): Grußwort von Bundespräsident Johannes Rau bei der Eröffnung der ständigen Ausstellung des Jüdischen Museums Berlin am 09.09.2001, Berlin. <http://www.bundespraesident.de>
- Bundespräsidialamt (HG.) (2011): Arbeitsbereiche, <http://www.bundespraesident.de/Das-Bundespraesidialamt/-,11075/Arbeitsbereiche.htm>, Zugriff am 2.3.2011.
- Bundesregierung (2007): Bundesbeauftragte und Beauftragte der Bundesregierung. Online verfügbar unter <http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BundesbeauftragteundBeauftragte/bundesbeauftragte-und-beauftragte.html>, zuletzt geprüft am 10.9.2007.
- Bundesregierung (Hg.) (2008): Video-Podcast der Bundeskanzlerin, Nr. 34, 25.10.2008.
- Bundesregierung Hg. (2008a): Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel anlässlich der Festveranstaltung „10 Jahre Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien“, Berlin, 28.10.2008.
- Bundesverfassungsgericht (Hg.) (1966): Erstes Parteienfinanzierungsurteil vom 19.6.1966, BVerfGE, 20, 56
- Bundesverfassungsgericht (Hg.) (1971): Mephisto-Entscheidung 24.2.1971, BVerfGE 30, 173.
- Bundesverfassungsgericht (Hg.) (1974): Schallplatten-Urteil vom 5.3.1974, BVerfGE 36, 321, 333.
- Bundesverfassungsgericht (Hg.) (1977): Grundsatzurteil zur regierungsamtlichen Öffentlichkeitsarbeit vom 2.3.1977, BVerfGE, 44, 125.
- Bundesverfassungsgericht (Hg.) (1983): Volkszählungsurteil vom 23.2.1983, BVerfGE, 65, 1.
- Bundesverfassungsgericht (Hg.) (1984): Urteil Anachronistischer Zug vom 17.7.1984, BVerfGE 67, 213.
- Bundesverfassungsgericht (Hg.) (1986): 4. Rundfunkurteil. BVerfGE 73, 118, 4.11.1986.
- Burgdorff, S.; Saltzweid, J. (1999): Interview von Staatsminister Michael Naumann über die Zukunft des Buches, in: Spiegel Spezial, 10.
- Burgert, D. (2010): Politisch-mediale Beziehungsgeflechte. Ein Vergleich politikfeldspezifischer Kommunikationskulturen in Deutschland und Frankreich. Münster: Lit.
- Burkart, R. (1998): Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder; Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. Wien: Böhlau

- Burkart, R. (2002): Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. Wien, Köln: Böhlau/UTB.
- Burke, P. (2005): Was ist Kulturgeschichte. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Burkhardt, A. (1995): Zwischen Diskussions- und Schaufensterparlamentarismus. Zur Diagnose und Kritik parlamentarischer Kommunikation – am Beispiel von Zwischenfragen und Kurzdialogen, S. 73-106, in: Dörner, A.; Vogt, L. (Hg.): Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie. Studien zur politischen Kommunikation in der Moderne. Berlin: de Gruyter.
- Bürklin, W. (1995): Die politische Kultur in Ost- und Westdeutschland: Eine Zwischenbilanz, in: Lehbruch, G. (Hg.): Einigung und Zerfall: Deutschland und Europa nach dem Ende des Ost-West-Konflikts. Opladen: Leske+Budrich.
- Bürklin, W.; Rebenstorf, H. (1997): Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration. Opladen: Leske + Budrich.
- Burns, R.; Van der Will, W. (2003): German cultural policy: An overview, S. 133-152, in: International Journal of Cultural Policy, 9, 2.
- Butler, J.(2003): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butter, T.; Fuchs, D.; Srnka, K. (2002): Vom Wahlkampf zum POLIT-Marketing: Lehren aus verwandten Marketingbereichen, S. 231-258, in: Berg, T. (Hg.): Moderner Wahlkampf. Blick hinter die Kulissen. Opladen: Leske + Budrich.
- Cassirer, E. (1923): Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache. Berlin: Bruno Cassirer Verlag (1).
- Cassirer, E. (2002): Der Mythos des Staates. Hamburg: Meiner Verlag,
- Cassirer, E.; Kaiser, R. (2007): Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur. Hamburg: Meiner.
- Cassirer, E.; Orth, E. W. (1995): Symbol, Technik, Sprache. Aufsätze aus den Jahren 1927-1933. Hamburg: Meiner.
- Charmaz, K. (2004): Grounded Theory, S. 440-444, in: Lewis-Beck, M. S. (Hg.): The Sage encyclopedia of social science research methods. Thousand Oaks: Sage Publ.
- Chomsky, N. (1999): Sprache und Geist. Mit einem Anhang Linguistik und Politik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cicero, M. T.; Merklin, H. (2006): Über den Redner. Stuttgart: Reclam .
- Cicourel, A. V. (1970): Methode und Messung in der Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Clifford, J. (2002): The predicament of culture. Twentieth-century ethnography, literature, and art. Cambridge: Harvard Univ. Press.
- Clifford, J. (2010): Introduction. Partial Truths, S. 1-26, in: Clifford, J.; Marcus, G. E. (Hg.): Writing culture. The poetics and politics of ethnography. Berkeley, Calif.: Univ. of California Press.
- Clifford, J.; Marcus, G. E. (2010): Writing culture. The poetics and politics of ethnography; a school of American Research Advanced Seminar. Berkeley: Univ. of California Press.
- Coase, R. (1960): The Problem of Social Cost, S. 1-44, in: Journal of Law and Economics, 3.
- Conquergood, D. (1991): Rethinking Ethnography. Towards a Critical Cultural Politics, S. 179-194, in: Communication Monographs, 58, 2.
- Council of Europe/ERICarts (Hg.) (O. J): Country Policy Profile Germany, <http://www.culturalpolicies.net/web/germany.php>, Zugriff am 2.3.2011.
- Cox, R. W. (1987): Power and production. New York.: Columbia Univ. Press.
- Crapanzano, V. (1996): Das Dilemma des Hermes. Die verschleierte Unterwanderung der ethnographischen Beschreibung, S. 161-193, in: Bachmann-Medick, D. (Hg.): Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Czarniawska-Joerges, B. (1992) Exploring complex organizations: a cultural perspective, Newbury Park, Calif.: Sage Publications.
- Dahrendorf, R. (1996): Vorwort, S. VII-X, in: Goffman, E. (1996): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- Daniel, U. (2002): Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte, Sonderforschungsbereich 584 (Hg.) (O. J.): <http://www.uni-bielefeld.de/geschichte/forschung/sfb584/index.html>, Zugriff am 1.1.2011
- Davidson, D. (1994): Radikale Interpretation, in: Davidson, D. (Hg.): Wahrheit und Interpretation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Dawkins, R.; Wickler, W.; Sousa Ferreira, K. de (2010): Das egoistische Gen. Heidelberg: Spektrum Akad. Verl.
- De Beaugrande, R.-A.; Dressler, W. U. (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.

- Delhees, S. (2008): Wohlfahrtsstaatliche Reformkommunikation. Westeuropäische Parteien auf Mehrheitssuche. Baden Baden: Nomos Verl.-Ges.
- Denton R. E., Woodward G.C. (1998): Political Communication in America, New York: Praeger.
- Denzin, N. K. (1970): The research act in sociology. A theoretical introduction to sociological methods. London: Butterworths.
- Der Spiegel (2001): Gerichtsurteil: Benetton-Kampagne sittenwidrig vom 06.12.2001, <http://www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518,171520,00.html>, Zugriff am 1.2.2010.
- Derrida, J. (1988): Die différance, in: Derrida, J.; Engelmann, P. (Hg.): Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen-Verl.
- Derrida, J.; Gasché, R. (2006): Die Schrift und die Differenz. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Derrida, J.; Harlow, B. (1996): Spurs. Nietzsche's styles. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Derrida, J.; Rheinberger, H.-J.; Zischler, H. (Hg.) (2004): Grammatologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Deutsche Bundesregierung (Hg.) (O. J.): Bericht der Bundesregierung zur Auswärtigen Kulturpolitik, auf: <http://www.auswaertiges-amt.de/diplo/de/Aussenpolitik/KulturDialog/Aktuell-RegionaleKulturVeranstaltungen/100303-AKBP20082009.pdf>, Zugriff am 11.11.2010,
- Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (Hg.) (O. J.): <http://www.dgpk.de/kommpol/>, Zugriff am 11.11.2010
- Deutsche Public Relations Gesellschaft (Hg.) (O. J.): Der Internationale Deutsche PR-Preis, <http://www.der-deutsche-pr-preis.de/>, Zugriff am 1.2.2011.
- Deutsche Public Relations Gesellschaft (Hg.) (O. J.a): <http://www.dprg.de/statische/itemshowone.php4?id=1>, Zugriff am 1.2.2011.
- Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft (Hg.) (O. J.): Arbeitskreis Politik und Kommunikation, <http://www.dvpw-puk.de/>, Zugriff 11.11.2010.
- Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft (Hg.) (O. J.a): <https://www.dvpw.de/nc/gliederung/ak.html>, Zugriff am 2.2.2011.
- Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft (Hg.) (O. J.b): Tagungen, <http://www.dvpw-puk.de/tagungen.php>, Zugriff am 11.11.2010.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2000): Redebeitrag Staatsminister Michael Naumann, Plenarprotokoll 14/96, 96. Sitzung. Berlin, 24.3.2000.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2000a): Antwort Staatsminister Michael Naumann, Regierungsbefragung, Plenarprotokoll 14/101, 101. Sitzung, Berlin, 10.05.2000.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2000b): Redebeitrag Staatsminister Michael Naumann, Verbesserung der Rahmenbedingungen für den deutschen Film, Antrag, Plenarprotokoll 14/121, 28.09.2000.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2001): Plenarprotokoll 14/063,143. Sitzung. Berlin, 18.01.2001
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2001a): Rede von Staatsminister Nida-Rümelin. Drs. 14/6374, Berlin 05.07.2001.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2001b): Rede von Staatsminister Nida-Rümelin. Drs. 14/6374. Berlin, 05.07.2001.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2002): Fragen zur Bundeskulturstiftung, Plenarprotokoll 14/211, 211. Sitzung. Berlin, 23.01.2002.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2002a): Redebeitrag von BKM Julian Nida-Rümelin. Nationale Verantwortung des Bundes für Kunst und Kultur stärken, Antrag, Plenarprotokoll 14/248, 04.07.2002.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2002b): Redebeitrag von BKM Julian Nida-Rümelin. Regierungsbefragung zur Buchpreisbindung, Plenarprotokoll 14/226, 226. Sitzung, Berlin, 20.03.2002.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2002d): Schlussbericht der Enquete-Kommission. Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten, Berlin.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2002e): Redebeitrag Staatsminister Julian Nida-Rümelin. Übernahme von Jüdischem Museum, Topographie des Terrors und Mahnmahl für die ermordeten Juden Europas durch den Bund, 213. Sitzung, Berlin, 25.01.2002.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2003): Redebeitrag Staatsministerin Christina Weiss, Errichtung einer Stiftung „Staatsoper Unter den Linden“, Antrag, 75. Sitzung. Berlin, 13.11.2003.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2004): Der Deutsche Bundestag und die Auswärtige Kulturpolitik. Fachbereich X - Kultur und Medien, Info-Brief WF X - 075/04, 11.10.2004.
- Deutscher Kulturrat (Hg.) (O. J.): puk (Politik und Kultur), http://www.kulturrat.de/puk_liste.php?detail=77&rubrik=puk, Zugriff am 1.11.2010.
- Dias, P. V. (1971): Der Begriff ‚Politische Kultur‘ in der Politikwissenschaft, in: Oberndörfer, D. (Hg.): Systemtheorie, Systemanalyse und Entwicklungsländerforschung: Einführung und Kritik, Berlin: Duncker & Humblot.
- Diekmannshenke, H. (1996): Alle reden von Europa. Schlagwortgebrauch und argumentative Strategie im Europawahlkampf 1994. S. 13-28 in: Diekmannshenke, H.; Klein, J.: Wörter in der Politik, Opladen, 1996.

- Donges, P. (2008): Medialisierung politischer Organisationen. Parteien in der Mediengesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Donges, P. (Hg.) (2007): Von der Medienpolitik zur Media Governance? Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Doppler, K.; Lauterburg, C. (2008): Change-Management. Den Unternehmenswandel gestalten. Frankfurt a. M.: Campus-Verl..
- Dörner, A. (1995): Politischer Mythos und symbolische Politik. Sinnstiftung durch symbolische Formen am Beispiel des Hermannsmythos. Opladen: Westdt. Verl.
- Dörner, A. (2000): Politische Kultur und Medienunterhaltung. Zur Inszenierung politischer Identitäten in der amerikanischen Film- und Fernsehwelt. Konstanz: UVK Univ.-Verl.
- Dörner, A. (2001): Politainment. Politik in der medialen Erlebnisgesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Dörner, A. (2006): Medienkultur und politische Öffentlichkeit: Perspektiven und Probleme der Cultural Studies aus politikwissenschaftlicher Sicht, S. 219-233, in: Hepp, A.; Winter, R. (Hg.) (2006): Kultur - Medien - Macht. Cultural studies und Medienanalyse. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Dörner, A. (2006a): Politik als Fiktion, S. 3-11, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), 7.
- Dörner, A.; Vogt, L. (1995): Einleitung. Sprache, Zeichen, Politische Kultur, S. 1-13, in: Dörner, A.; Vogt, L. (1995): Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie. Studien zur politischen Kommunikation in der Moderne. Berlin: de Gruyter.
- Dörner, A.; Vogt, L. (1995a): Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie. Studien zur politischen Kommunikation in der Moderne. Berlin: de Gruyter.
- Dörner, A.; Vogt, L. (2002): Wahl-Kämpfe. Betrachtungen über ein demokratisches Ritual. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dornheim, A.; Greiffenhagen, S. (2003): Einführung: Identität und politische Kultur, S. 11-29, in: Dornheim, A.; Greiffenhagen, S. (Hg.): Identität und politische Kultur. Stuttgart: Kohlhammer.
- Downs, A. (1968): Ökonomische Theorie der Demokratie. Tübingen: J.C.B.. Mohr
- Eagleton, T.; Fliessbach, H. (2001): Was ist Kultur. Eine Einführung. München: Beck.
- Easton, D. (1965): A systems analysis of political life. New York: Wiley.
- Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Seminar für Allgemeine Rhetorik (Hg.): <http://uni-tuebingen.de/Rhetorik/>, Zugriff am 21.2.2011.
- Eberle, T. S.(1997): Ethnomethodologische Konversationsanalyse, S. 245-279, in: Hitzler, R.; Honer, A. (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich.
- Eco, U. (1985): Semiotik und Philosophie der Sprache: Fink, Wilhelm.
- Eco, U., Trabandt, J. (1972): Einführung in die Semiotik. München: Wilhelm Fink Verlag
- Eco, U.; Memmert, G. (2006): Das offene Kunstwerk. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eco, U.; Memmert, M. (1995): Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Edelman, M. (1970): The Symbolic Uses of Politics. University of Illinois Press.
- Edelman, M. (1977): Political language. Words that succeed and policies that fail. New York: Academic Press.
- Ekman, P. (1998): Universality Of Emotional Expression? A personal History of The Dispute, S. 363-393, in: Ekman, P. (Hg.): Third edition of Charles Darwin's the expression of the emotions in man and animals, with introduction, afterwords, and commentaries. London: HarperCollins.
- Elcock, H. (2001), Political Leadership, Cheltenham: Edward Elgar.
- Elder, C. D.; Cobb, R. W. (1983): The political uses of symbols. New York: Longman.
- Elias, N. (1969): Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bern: Francke.
- Elkins, D. J.; Simeon, R. B. (1979): A cause in search of its effect, or what does political culture explain?, S. 127-146 in: Comparative Politics, 11, 2.
- Endreß, A. (2005): Die Kulturpolitik des Bundes. Strukturelle und inhaltliche Neuorientierung zur Jahrtausendwende? Berlin: Duncker & Humblot .
- Entman, R. M. (1993): Framing: Toward Clarification of a Fractured Paradigm, S. 51–58 in: Journal of Communication, 43, 4.
- Erll, A. (2005): Philosophie der Symbolischen Formen, S. 208-210, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Esch, F.-R. (2005): Moderne Markenführung. Grundlagen, innovative Ansätze, praktische Umsetzungen. Wiesbaden: Gabler.
- Esser, F.; Pfetsch, B. (2003): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. Wiesbaden: Westdt. Verl.

- Essig, C.; et al. (2010): Das Image von Produkten, Marken und Unternehmen. Sternenfels: Verl. Wissenschaft & Praxis.
- Euchner, W. (1996): John Locke zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Evangelische Akademie Loccum (Hg.) (1992): Kulturföderalismus und Kulturförderung. Dokumentation des XXXIII Loccumer Kulturpolitischen Kolloquiums, in: Dokumentationen 43.
- Evangelische Akademie Loccum (Hg.) (O. J.): <http://www.loccum.de/>, Zugriff am 2.2.2011.
- Falter, J. W./Römmele, A. (2002): Professionalisierung bundesdeutscher Wahlkämpfe, oder: Wie amerikanisch kann es werden?, S. 49-64, in: Berg, Thomas (Hg.): Moderner Wahlkampf. Blick hinter die Kulissen. Opladen: Leske + Budrich.
- Faulstich, W. (2002): Grundkurs Filmanalyse. München: Fink.
- Fechner, F. (2000): Medienrecht. Lehrbuch des gesamten Medienrechts unter besonderer Berücksichtigung von Presse, Rundfunk und Multimedia. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Festinger, L. (1957): A theory of cognitive dissonance. Stanford: Stanford University Press.
- Fischer-Lichte, E.; Pflug, I. (2000): Inszenierung von Authentizität. DFG-Schwerpunktprogramm Theatralität. Tübingen: Francke.
- Fiske, J. (1986). Television: Polysemy and popularity, in: Critical Studies in Mass Communication, 3, 319-408.
- Flick, U. (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl..
- Flick, U. (Hg.) (1991): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie-Verl.-Union.
- Focke, S. (2007): Politik-Marketing. Die Marketing-Strategien der beiden großen Volksparteien (CDU, SPD) im Bundestagswahlkampf 2002 mit Schwerpunkt auf Materialien der CDU. Frankfurt am Main: Lang.
- Focus online (Hg.) (2009): Quotensieger 2009. Fußball und „Wetten, dass ...?“ vorn. http://www.focus.de/kultur/medien/quotensieger-2009-fussball-und-wetten-dass--vorn_aid_466567.html, Zugriff am 1.12.2010.
- Fohrbeck, K.; Wiesand, A. J. (1989): Von der Industriegesellschaft zur Kulturgesellschaft, München: C. H. Beck.
- Foucault, M. (1973): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1974): Von der Subversion des Wissens. München: Hanser.
- Foucault, M. (1977): Der Wille zum Wissen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp-Taschenbuch-Verl.
- Foucault, M. (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve Verl.
- Foucault, M. (1991): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Foucault, M. (2004): Geschichte der Gouvernementalität. Band 1 u. 2. Vorlesung am College de France 1977-1978. Suhrkamp.
- Foucault, M. (2006): Der Wille zum Wissen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp-Taschenbuch-Verl.
- Foucault, M. (2008): Das historische Apriori und das Archiv, S. 489-494, in: Pias, C. (Hg.) (2008): Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard. Stuttgart: DVA.
- Foucault, M. (2010): Sexualität und Wahrheit. Band 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt a M: Suhrkamp.
- Foucault, M.; Defert, D.; Bischoff, M.(2001-2005): Schriften, 4 Bd. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M.; Honneth, A.; Saar, M. (2008): Die Hauptwerke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M.; Köppen, U. (1978): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M.; Köppen, U. (1995): Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M.; Seitter, W. (Hg.) (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Foucault, M.; Seitter, W.; Konersmann, R. (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Franck, G. (2010): Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. München: Hanser.
- Frankfurter Allgemeine Zeitung (Hg.) (2001): Die Berliner Republik, vom 10.9.2001.
- Frege, G.; Textor, M. (2007): Funktion - Begriff - Bedeutung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Freitag, M.; Vatter, A. (2009): Vergleichende subnationale Analysen für Deutschland. Institutionen, Staatstätigkeiten und politische Kulturen. Münster: Lit Verl.
- Freud, S.; Mitscherlich, A. (2000): Das Unbehagen in der Kultur. In: Studienausgabe. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch-Verl.
- Frey, B. S. (2000): Arts & Economics. Analysis & Cultural Policy. Berlin; Heidelberg; New York: Springer.

- Fritz, W. (1996): Alle Politik ist medienvermittelt, in *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, B 32.
- Früchtl, J.; Zimmermann, J. (2001): Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines gesellschaftlichen, individuellen und kulturellen Phänomens, S. 9-47, in: Früchtl, J.; Zimmermann, J. (Hg.): *Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines künstlerischen, kulturellen und gesellschaftlichen Phänomens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Früh, W.; Schönbach, K. (1982). Der dynamisch-transaktionale Ansatz. Ein neues Paradigma der Medienwirkungen, in: *Publizistik*, 27, 1/2, S. 74-88.
- Fuchs, M. (2007): *Kulturpolitik*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Fuchs, M. (2008): Vier Politiker für die Kultur. Zehn Jahre sichtbare Kulturpolitik des Bundes, in: *Politik und Kultur (puk)*, 5.
- Fuchs, M. (2008a): *Kultur Macht Sinn. Einführung in die Kulturtheorie*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Fuchs, M./Zimmermann, O. (2005): „Kulturpolitik im Kontext denken und gestalten. Bundeskulturpolitik aus Sicht des Deutschen Kulturrates“, S. 52-54, in: *Kulturpolitische Gesellschaft: Bundeskulturpolitik - Bilanz und Ausblick*, in: *Kulturpolitische Mitteilungen*, 110, III.
- Gabriel, O. W.; Brettschneider, Frank; Vetter, Angelika (Hg.) (1997): *Politische Kultur und Wahlverhalten in einer Großstadt*. Opladen: Westdt. Verl.
- Gadamer, H. G. (1989): *Kultur und Medien*, in: Honneth, A., Habermas, J. (Hg.): *Zwischenbetrachtungen. Im Prozess der Aufklärung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gadamer, H. G. (1990): *Hermeneutik I. Wahrheit und Methode; Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Galtung, J., Ruge M. H. (1965): The Structure of Foreign News, S. 64-90, in: *Journal of International Peace Research*, 2.
- Garfinkel, H. (1963): A Conception of, and Experiments with 'Trust' as a Condition of Stable Concerted Actions, 187-238, in: Harvey, O. J. (Hg.): *Motivation and Social Interaction*, New York: Ronald Press.
- Garfinkel, H. (1967): *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Gast, H. (2010): Politische Führung als politikwissenschaftliches Problem: zur Einführung in den Gegenstand, S. 11-33, in: Sebaldt, M.; Gast, H. (Hg.): *Politische Führung in westlichen Regierungssystemen. Theorie und Praxis im internationalen Vergleich*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Gauger, J.-D. (1992): Staatsrepräsentation, Überlegungen zur Einführung, S. 9-18, in: Gauger, J.-D.; Stagl, J. (Hg.): *Staatsrepräsentation*. Berlin: Reimer.
- Gauger, J.-D.; Stagl, J. (Hg.) (1992): *Staatsrepräsentation*. Berlin: Reimer.
- Gebauer, K.-E. (2002): Regierungskommunikation, S. 464-472, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): *Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil*. Opladen: Westdt. Verl.
- Geertz, C. (1977): From the Native's Point of View: On the Nature of Anthropological Understanding, S. 480-492, in: Dolgin, J. L.; Kemnitzer, D. S.; Schneider, D. M. (Hg.): *Symbolic Anthropology. A Reader in the Study of Symbols and Meanings*, New York 1977.
- Geertz, C. (1980): *Negara. The Theatre State in Nineteenth-Century Bali*. Princeton N.J.: Princeton University Press.
- Geertz, C. (1983): Blurred Genres: The Refiguration of Social Thought, S. 19-35, in: Geertz, C.: *Local knowledge: further essays in interpretive anthropology*. New-York: Basic Books.
- Geertz, C. (1996): *Welt in Stücken. Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts*. Wien: Passagen-Verl.
- Geertz, C. (2001): The World in Pieces: Culture and Politics at the End of the Century. XI, S. 218-230, in: Geertz, C. (Hg.): *Available light. Anthropological reflections on philosophical topics*. Princeton: Princeton Univ. Press.
- Geertz, C. (2007): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geffken, M. (2006): Alles Marke, oder was? Kritische Bemerkungen zum Markenbegriff in der aktuellen Politikmarketing-Diskussion, S. 295-303, in: Balzer, A. (Hg.): *Politik als Marke. Politikvermittlung zwischen Kommunikation und Inszenierung*. Berlin: Lit-Verl..
- Gehlen, A. (1970): *Anthropologische Forschung*. Reinbek: Rowohlt.
- Gehlen, A. (1986): *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen*: Aula.
- Gehlen, A. (1997): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Wiesbaden: Quelle & Meyer.
- Gehrke, H.-J. (2003): *Geschichtswissenschaft in Kulturwissenschaftlicher Perspektive*, S. 49-69, in: Müller, K. E. (2003): *Phänomen Kultur. Perspektiven und Aufgaben der Kulturwissenschaften*. Münster. Bielefeld: Transcript.
- Geis, M.-E. (1990): *Kulturstaat und kulturelle Freiheit. Eine Untersuchung des Kulturstaatskonzepts von Ernst Rudolf Huber aus verfassungsrechtlicher Sicht*. Baden-Baden: Nomos; Nomos Verl.-Ges.

- Geisler, A./Sarcinelli, U. (2002): Modernisierung von Wahlkämpfen und Modernisierung von Demokratie?, S. 43-68, in: Dörner, A.; Vogt, L. (Hg.): Wahl-Kämpfe. Betrachtungen über ein demokratisches Ritual. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geisler, A. (2002): Alte Gladiatoren, neue Arenen: Der Wahlkampf hält Einzug ins Internet. S. 193-208, in: Berg, Thomas (Hg.): Moderner Wahlkampf. Blick hinter die Kulissen. Opladen: Leske + Budrich.
- Geißler, R. (2008): Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Gellner, W. (2002): Politikwissenschaft und Medien: Defizite in der Forschung und Überlegungen zu ihrer Beseitigung, S. 339-35, in: Schatz, H. (2002): Politische Akteure in der Mediendemokratie. Politiker in den Fesseln der Medien? Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Gellner, W./Strohmeier, G. (2002): Cyber-Kampagnen, S. 164-186, in: Dörner, A.; Vogt, L. (2002): Wahl-Kämpfe. Betrachtungen über ein demokratisches Ritual. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gerbner, G. (1998): Cultivation Analysis. An Overview, S. 175-194, in: Mass Communications & Society, 1.
- Gerhards, J. (1992): Dimensionen und Strategien öffentlicher Diskurse, in: Journal für Sozialforschung, H. 32.
- Gerhards, J. : Politische Öffentlichkeit. Ein system- und akteurstheoretischer Bestimmungsversuch, in: Neidhardt, F. (Hg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 34.
- Gerhards, J.; Neidhardt, F. (1990): Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
- Gerlach-March, R. (2010): Kulturfinanzierung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Ghosh-Schellhorn, M. (2005): Hegemonie, S. 62-63, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Giddens, A. (1984): Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Frankfurt a. M.: Campus-Verl.
- Giddens, A. (1986): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Girtler, R. (1979): Kulturanthropologie. München: Deutscher Taschenbuch Verl.
- Glaab, M. (2000): Mediatisierung als Machtquelle von Regierungschefs, S. 106-124, in: Korte, K.-R.; Hirscher, G. (Hg.): Darstellungspolitik oder Entscheidungspolitik. Über den Wandel von Politikstilen in westlichen Demokratien. München: Hanns-Seidel-Stiftung.
- Glaab, M.; Sesselmeier, W. (2005): Experimentierfeld Deutschland. Reformstrategien in der Sozialpolitik auf dem Prüfstand. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Glaser, B. G.; Holton, J. (2004): Remodeling Grounded Theory, in: Forum: Qualitative Social Research, 5, 2. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04glaser-e.htm>, Zugriff am 2.2.2011.
- Glaser, B. G.; Strauss, A. L. (2008): The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research. New Brunswick: Aldine.
- Glasersfeld E. v. (2008): Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs von Objektivität, S. 348-372, in: Pias, C. (Hg.) (Hg.): Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard. Stuttgart: DVA.
- Goffman, E. (1996): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- Göhler, G. (1997): Der Zusammenhang von Institutionen, Macht und Repräsentation, S. 11-62, in: Göhler, G. (Hg.): Institution - Macht - Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Göhler, G. (1997a): Zusammenfassung und Folgerungen: die institutionelle Konfiguration, S. 579-599, in: Göhler, G. (Hg.): Institution - Macht - Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Göhler, G. (2005): Symbolische Politik – Symbolische Praxis. Zum Symbolverständnis in der deutschen Politikwissenschaft, S. 58-70, in: Stollberg-Rilinger, B. (2005): Was heißt Kulturgeschichte des Politischen. Tagungsband. Berlin: Duncker & Humblot.
- Goldstein, B., Ritter, M. (Hg.) (2002): Wahrnehmungspsychologie. Heidelberg/Berlin: Spektrum akademischer Verlag.
- Goldstein, J. S.; Keohane, Robert Owen (1993): Ideas and foreign policy. Beliefs, institutions, and political change. Ithaca: Cornell Univ. Press.
- Goldstein, J.; Keohane, R. O. (1993a): Ideas and Foreign Policy: An analytical framework, S. 3-30, in: Goldstein, J. S.; Keohane, R. O. (Hg.): Ideas and foreign policy. Beliefs, institutions, and political change. Ithaca: Cornell Univ. Press.
- Goodman, R. B. (1995): Pragmatism. A contemporary reader. New York, NY: Routledge.
- Gosewinkel, D.; Schuppert, Gunnar Folke (Hg.) (2008): Politische Kultur im Wandel von Staatlichkeit. Berlin: Ed. Sigma.
- Göttert, K.-H. (2009): Einführung in die Rhetorik. Grundbegriffe - Geschichte - Rezeption. Stuttgart: UTB.

- Gottschalk, Ingrid (2006): Kulturökonomik. Probleme, Fragestellungen und Antworten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Göwert, J. (2006): Kommunikationskonzept für den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Diplomarbeit. Studiengang Kommunikationsmanagement design akademie berlin, Berlin.
- Graber, D. A. (2003): The power of communication. Managing information in public organizations. Washington: CQ Press.
- Graner, J.; Stern, E. (2002): It's the Candidate, Stupid? Personalisierung der bundesdeutschen Wahlkämpfe, S. 145-170, in: Berg, Thomas (Hg.): Moderner Wahlkampf. Blick hinter die Kulissen. Opladen: Leske + Budrich.
- Green, D. P.; Shapiro, I. (1999): Rational choice. Eine Kritik am Beispiel von Anwendungen in der politischen Wissenschaft. München: Oldenbourg
- Greiffenhagen, M. (1997): Politische Legitimität in Deutschland. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung.
- Greiffenhagen, M.; Greiffenhagen, S. (1979): Ein schwieriges Vaterland. Zur politischen Kultur Deutschlands. München: List.
- Greiffenhagen, M.; Greiffenhagen, S. (2002): Handwörterbuch zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Greiffenhagen, S. (2009): Theorie(n) der Politischen Kultur, S. 11-29, in: Salzborn, S. (Hg.): Politische Kultur. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. Frankfurt am Main: Lang.
- Greve, J. (2003): Kommunikation und Bedeutung. Grice-Programm, Sprechakttheorie und radikale Interpretation. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Grice, P. (1957): Meaning, S. 377-388, in: The Philosophical Review, 66.
- Grice, P. (1968): Utterer's Meaning, Sentence and Word-Meaning, S. 1-18, in: Foundations of Language, 4.
- Grice, P. (1982): Logic and Conversation, in: Cole, P.; Jerry L. M.: Syntax and Semantics. Speech Acts. Bd. 3. New York: Academic Press.
- Grimm, D. (1983): „Kulturauftrag im staatlichen Gemeinwesen“, 2. Mitbericht, S. 46-82, in: Steiner, U.; Grimm, D.; Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer (Hg.): Kulturauftrag im staatlichen Gemeinwesen. Jahrestagung 1983. Berlin; New York: Walter de Gruyter
- Grimm, D. (1983): Kulturauftrag im staatlichen Gemeinwesen, 2. Mitbericht, S. 46-82, in: Steiner, U.; Grimm, D.; Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer (Hg.): Kulturauftrag im staatlichen Gemeinwesen. Jahrestagung. Berlin; New York: Walter de Gruyter.
- Grondin, J. (2007): Immanuel Kant zur Einführung. Hamburg: Junius
- Grossberg, L. (1994): Radikale Kontextualität. Was besagt ein Name?, S. 11-40, in: Iku Lectures, 17, 18, 3.
- Grossberg, L. (2006): Der Cross Road Blues der Cultural Studies, S. 23-40, in: Hepp, A.; Winter, R. (Hg.): Kultur - Medien - Macht. Cultural studies und Medienanalyse. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Große, E.-U. (2005): Massenmedien, S. 137-141, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Grunig, J. E.; Hunt, T. (1984): Managing public relations. New York: CBS College Publishing.
- Haas, B. (Hg.) (2005): Macht. Performativität, Performanz und Polittheater seit 1990. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Haase, F.; Mäcken, W. (2005): Handbuch Eventmanagement. München: kopaed-Verl.
- Haberl, O. N.; Korenke, T.; Rohe, K. (1999): Politische Deutungskulturen. Festschrift für Karl Rohe. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Häberle, P. (1979): Kulturpolitik in der Stadt, ein Verfassungsauftrag. erweiterte Fassung eines Festvortrags im Rahmen des Augsburger "Hohen Friedenfestes", in: Heidelberger Forum, 6.
- Häberle, P. (1980): Kulturverfassungsrecht im Bundesstaat. Wien: Braumüller.
- Häberle, P. (1980): Kulturverfassungsrecht im Bundesstaat. Wien: Braumüller
- Häberle, P. (1985): Das Kulturverfassungsrecht der Bundesrepublik Deutschland, S. 11-31, in: Aus Politik und Zeitgeschichte“, B28.
- Häberle, P. (2002): „Kulturhoheit im Bundesstaat – Entwicklungen und Perspektiven“, S. 117-138, in: Rübke, Thomas; Wagner, Bernd (Hg.) (2002): Thema: Kulturföderalismus. Essen: Klartext Verl.
- Habermas, J. (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied: Luchterhand.
- Habermas, J. (1981): Dialektik der Rationalisierung. Gespräch mit Axel Honneth, in: Knödler-Bunte, E.; Widmann, A.: Ästhetik und Kommunikation, 12, 45/46.
- Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1984): Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1985): Der philosophische Diskurs der Moderne. 12 Vorlesungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Habermas, J. (1985a): Zur Logik der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1986): Entgegnung, S. 327-405, in: Honneth, A.; Joas, H. (Hg.): Kommunikatives Handeln. Beiträge zu Jürgen Habermas' ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1995): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (2001): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (2006): Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. (2006a): Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt: Suhrkamp .
- Habermas, J. (2009): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft . Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hagemann, Steffen (2009): Politische Kultur und Internationale Beziehungen, S. 103-128, in: Salzborn, S. (Hg.): Politische Kultur. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. Frankfurt am Main: Lang.
- Hall, S. (1979): Culture, the media and the ideological effect, in: Curran, J.: Mass Communication and Society, London: Edward Arnold
- Hall, S. (1980): Cultural Studies at the centre. Some problematics and problems, S. 3-33, in: S. Hall (Hg.) Culture, media, language: Working papers in cultural studies, 1972 – 79. London: Hutchinson.
- Hall, S. (1980a): Introduction to media studies at the centre, S. 96-100, in: Hall, S. (Hg.) Culture, media, language: Working papers in cultural studies, 1972 – 79. London: Hutchinson.
- Hall, S. (1988): The Hard Road to Renewal: Thatcherism and the Crisis of the Left, London: Verso
- Hall, S. (2004): Culture, media, language. Working papers in cultural studies, 1972 - 79. London: Routledge
- Hall, S. (2004a): Kodieren/Dekodieren, S. 66-80, in: Hall, S. (Hg.): Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument.
- Hall, S.: (1982): Culture and the State, in: Popular Culture, Open University.
- Hamilton, A.; et al. (2007): Die Federalist Papers. München: Beck.
- Handelsblatt (Hg.) (2010): Anne Will holt die meisten Zuschauer. Polit-Talkshows, 13.12.2010, auf: <http://www.handelsblatt.com>, Zugriff am 9.1.2011.
- Hanke, C. (2006): Diskursanalyse zwischen Regelmäßigkeiten und Ereignishaftem – am Beispiel der Rassenanthropologie um 1900, S. 97-117 , in: Keller, R.; et al. (Hg.): Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hannerz, U. (1992): Cultural complexity. Studies in the social organization of meaning. New York: Columbia Univ. Press.
- Hans-Bredow-Institut für Medienforschung der Universität Hamburg (Hg.) (2002): Regulierte Selbstregulierung als Form des modernen Regierens. Endbericht. Im Auftrag des Bundesbeauftragten für Angelegenheiten der Kultur und der Medien.
- Hansen, R.; Schmidt, S. (2009): Konzeptionspraxis. Eine Einführung für PR- und Kommunikationsfachleute; mit einleuchtenden Betrachtungen über den Gartenzweig. Frankfurt a. M.: FAZ-Inst. für Management- Markt- und Medieninformationen.
- Hartmann, J. (1992): Selbstdarstellung der Bundesrepublik Deutschland in Symbolen, Zeremoniell und Feier, S. 175-190, in: Gauger, J.-D.; Stagl, J. (Hg.): Staatsrepräsentation. Berlin: Reimer.
- Hauck, G. (2006): Kultur. Zur Karriere eines sozialwissenschaftlichen Begriffs. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot .
- Hauck, G. (2006): Kultur. Zur Karriere eines sozialwissenschaftlichen Begriffs. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot.
- Hefty, J. (2005): Die Parlamentarischen Staatssekretäre im Bund. Eine Entwicklungsgeschichte seit 1967. Düsseldorf: Droste
- Hegmann, H.; Reckling, F. (2004): Der kultivierte Homo Oeconomicus. Zum Ort der Kultur in der Ökonomie, S. 57-79, in: Schwelling, B. (Hg.). (2004): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien Methoden Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Heidemann, R. (2004): Markenaufbau – Lehren aus den Wirtschaftswissenschaften für die Politik, S. 15-28, in: Karp, M.; Zolleis, U. (Hg.) (2004): Politisches Marketing. Eine Einführung in das politische Marketing mit aktuellen Bezügen aus Wissenschaft und Praxis. Münster: Lit.
- Heiner, R. (1983): The Origin of Predictable Behavior, S. 560-595, in: American Economic Review, 73, 4.
- Heinrichs, W. (1997): Kulturpolitik und Kulturfinanzierung. Strategien und Modelle für eine politische Neuorientierung der Kulturfinanzierung. München: Beck.
- Hejl, P.M. (2005): Kultur, S. 105-108, in: Nünning, A. (Hg.). (2005): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Helms, L. (2005): Regierungsorganisation und politische Führung in Deutschland. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

- Hennecke, H. J. (2003): Die dritte Republik. Aufbruch und Ernüchterung. Berlin: Propyläen.
- Henningfeld, J. (2009): Sprachphilosophie, S. 225 -S. 233, in: Horn, C.; Schriefl, A.; Weber, S. (Hg.): Platon-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung. Stuttgart: Metzler.
- Hepp, A., Winter, R. (2006): Cultural Studies in der Gegenwart, S. 9-22, in: Hepp, A.; Winter, R. (Hg.): Kultur - Medien - Macht. Cultural studies und Medienanalyse. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Hepp, A.; Winter, R. (Hg.) (2006a): Kultur - Medien - Macht. Cultural studies und Medienanalyse. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Herbert A. S. (1980): From Substantive to Procedural Rationality, S. 129-148, in: Latsis, S. J. (Hg.): Method and Appraisal in Economics. Cambridge University Press.
- Herbst, D. (2003): Public Relations. Berlin: Cornelsen.
- Herder, J. G. von (1986): Abhandlung über den Ursprung der Sprache: Reclam, Philipp.
- Herder, J. G. von (Hg.) (1965): Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Berlin: Aufbau-Verl.
- Herder, J. G. von; Irmischer, H. D. (2007): Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Stuttgart: Reclam
- Heringer, H. J. (2010): Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte. Tübingen: Francke.
- Herman, E. S., Chomsky, N. (1988): Manufacturing Consent, Pantheon Books.
- Hesse, A. (2003): Rundfunkrecht. Die Organisation des Rundfunks in der Bundesrepublik Deutschland. München: Vahlen.
- Hiley, D.; Bohman, J; Shusterman, R. (Hg.) (1991): The interpretive turn: Philosophy, science and culture. New York: Cornell University Press
- Hirscher, G.; Korte, K.-R. (Hg.) (2003): Information und Entscheidung. Kommunikationsmanagement der politischen Führung. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Hitzler, R.; Honer, A. (1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich.
- Hitzler, R.; Reichertz, J.; Schröer, N. (Hg.) (1999): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK Univ.-Verl. Konstanz.
- Hobbes, T.; Mayer, J. P. (2005): Leviathan. Erster und zweiter Teil. Stuttgart: Reclam.
- Höfer, M. A. (2006): Von Grass bis Mika. Cicero Liste der 500, in: Cicero, 4.
- Hoffmann, H.; Schneider, W. (2002): Kulturpolitik in der Berliner Republik. Köln: DuMont-Literatur-und-Kunst-Verl.
- Hoffmann, J. (1998): Glossar, S. 431-440, in: Sarcinelli, U. (Hg.): Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft. Beiträge zur politischen Kommunikationskultur. Opladen: Westdt. Verl.
- Hoffmann, J. (2003): Inszenierung und Interpenetration. Das Zusammenspiel von Eliten aus Politik und Journalismus. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hoffmann-Riem, W./Schulz, W. (2002): Politische Kommunikation – Rechtswissenschaftliche Perspektiven, S. 154-172, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Hofmann, M. L. (2006): Kultur des Wissens als Kultur der Freiheit, S. 226-243, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S.(Hg.): Culture Club II. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (2004): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie, Bd. I, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (2006): Weber, Max (1864-1920). Kultur zwischen Chaos und Entzauberung, S. 11-37, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (Hg.): Culture Club II. Klassiker der Kulturtheorie: Suhrkamp.
- Hofmann, W. (1999): Die Sichtbarkeit der Macht. Theoretische und empirische Untersuchungen zur visuellen Politik. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Hofmann, W. (2004): Die politische Kultur des Auges. Der pictorial turn als Aspekt des cultural turn in der Politikwissenschaft, S. 309-334, in: Schwellung, Birgit (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien Methoden Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Holly, W., Kühn, P., Püschel, U. (1986): Politische Fernsehdiskussionen. Zur medienpezifischen Inszenierung von Propaganda als Diskussion. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Holtz, A.; Dahlern, N. von (2010): Kultur, Macht, Politik. Konstruktivismus und die politische Beziehung von Kultur und Macht. Frankfurt, M.: Lang.
- Holtz-Bacha, C. (1995): Wahlkämpfe in Deutschland, S. 211-231, in: Dörner, A.; Vogt, L. (Hg.): Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie. Studien zur politischen Kommunikation in der Moderne. Berlin: de Gruyter.
- Holtz-Bacha, C. (2003): Die Massenmedien im Wahlkampf. Die Bundestagswahl 2002. Wiesbaden: Westdt. Verl.

- Holtz-Bacha, C. (2007): Professionalisation of Politics in Germany, S. 63-80, in: Negrine, T. et. Al. (Hg.): The professionalisation of political communication. Bristol: Intellect Books.
- Holtz-Bacha, C.; Lessinger, E.-M., Hetteshheimer, M. (1998): Personalisierung als Strategie der Wahlwerbung, in: Imhof, K., Schulz, P. (Hg.): Die Veröffentlichung des Privaten - die Privatisierung des Öffentlichen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Homburg, C.; Krohmer, H. (2009): Grundlagen des Marketingmanagements. Einführung in Strategie, Instrumente, Umsetzung und Unternehmensführung. Wiesbaden: Gabler.
- Honneth, A. (1995): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften. Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Honneth, Axel; Habermas, Jürgen (1989): Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß d. Aufklärung; Jürgen Habermas zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hood, J. C. (2010): Orthodoxy vs. Power: The Defining Traits of Grounded Theory, S. 150-164, in: Bryant, A.; Charmaz, K. (Hg.): The Sage handbook of grounded theory. Los Angeles: Sage Publ.
- Horak, R. (2006): Raymond Williams (1921-1988). Von der literarischen Kulturkritik zum kulturellen Materialismus, S. 204-225, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (Hg.): Culture Club II. Klassiker der Kulturtheorie: Suhrkamp.
- Horkheimer, M.; Adorno, T. W. (2004): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verl.
- Horn, C.; Schriefl, A.; Weber, S. (Hg.) (2009): Platon-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung. Stuttgart: Metzler.
- Hörning, K. H.; Reuter, J. (2006): Doing Material Culture. Soziale Praxis als Ausgangspunkt einer ‚realistischen‘ Kulturanalyse, S. 109-112, in: Hepp, A.; Winter, R. (Hg.) (2006): Kultur - Medien - Macht. Cultural studies und Medienanalyse. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Horster, D. (2000): Jürgen Habermas zur Einführung. Hamburg: Junius
- Hovland, C. I., Janis, I. L., Kelley, H. H. (1953): Communications and persuasion: Psychological studies in opinion change, New Haven, CT: Yale University Press.
- Howlett, M., Ramesh, M. (1993): Policy-Instrumente, Policy-Lernen und Privatisierung: Theoretische Erklärungen für den Wandel der Instrumentenwahl, S. 245-266, in: Héritier, A. (Hg.): Policy-Analyse. Kritik und Neuorientierung. Opladen: Westdt. Verl.
- Huber, E. R. (1972): Vorsorge für das Dasein. Ein Grundbegriff der Staatslehre Hegels und Lorenz v. Steins, S. 139-163, in: Festschrift für Ernst Forsthoff zum 70. Geburtstag.
- Humboldt, W. von (2003): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Über die Sprache. Wiesbaden: Fourier-Verl.
- Hundhausen C. (1957): Industrielle Publizität als Public Relations. Essen: Girardet.
- Hunt, L. A.; Biersack, A. (1989): The new cultural history. Berkeley: Univ. of California Press.
- Huntington, S. P.; Fliessbach, H. (2006/2007): Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. Ungekürzte Lizenzausg. Hamburg: Spiegel-Verl.
- Illies, C. (2010): Biologie statt Philosophie? Evolutionäre Kulturklärungen und ihre Grenzen, S. 15-38, in: Gerhardt, V.; Nida-Rümelin, J. (Hg.) (2010): Evolution in Natur und Kultur. Berlin: de Gruyter.
- Illinger, P. (2010): Mathematik in der Finanzkrise. Alle Modelle sind falsch, in: Süddeutsche Zeitung, 20.11.2010.
- Inglehart, R. (1977): The silent revolution. Changing values and political styles among western publics. Princeton: Princeton Univ. Press.
- Inglehart, R. (1979): Wertewandel in den westlichen Gesellschaften: Politische Konsequenzen von materialistischen und postmaterialistischen Prioritäten, S. 279-316, in: Klages, H.; Kmiecik, P. (Hg.) Wertewandel und Gesellschaftlicher Wandel. Frankfurt/Main.
- Inglehart, R. (1997): Modernization and postmodernization. Cultural, economic, and political change in 43 societies. Princeton: Princeton Univ. Pr.
- Inglehart, R. (1998): Modernisierung und Postmodernisierung. Kultureller, wirtschaftlicher und politischer Wandel in 43 Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Campus-Verl.
- Institut für Auslandsbeziehungen (Hg.) (O. J.): <http://www.ifa.de/>, Recherche 11.11.2010.
- Institut für Kulturpolitik (Hg.) (2001): <http://www2.uni-hildesheim.de/de/kulturpolitik.htm>, Recherche am 14.11.2010.
- Institut für Kulturpolitik (Hg.) (O. J.): <http://www.kupoge.de/ifk/>, Recherche am 18.6.2006.
- Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.) (2007): Europäische Kulturpolitik. Bonn; Essen: Klartext Verlag
- Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.) (2008): Kreativwirtschaft und Kreative Stadt, Bonn; Essen: Klartext Verlag
- Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.) (2009): Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik. Bonn; Essen: Klartext Verlag

- Internet-Portal Westfälische Geschichte (Hg.) (2011): Abschied der Röm[isch] könig[lichen] Majestät und gemeiner Stände auff dem Reichs-Tag zu Augsburg auffgericht, im Jahr 1555, auf: http://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/portal/Internet/finde/langDatensatz.php?urlID=739&url_tabelle=tab_quelle, Zugriff am 8.1.2011.
- Isensee, J. (1992): Staatsrepräsentation und Verfassungspatriotismus. Ist die Republik der Deutschen zu Verbalismus verurteilt? S. 223-241, in: Gauger, J.-D.; Stagl, J. (Hg.): Staatsrepräsentation. Berlin: Reimer.
- Iványi, N. (1991): Die herrschende Konstruktion der Wirklichkeit, Anthony Giddens wissenssoziologisch gelesen, S. 147-167, in: Hitzler, R.; Reichertz, J.; Schröer, N. (Hg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK Univ.-Verl. Konstanz.
- Iwand, W. M. (1985): Paradigma politische Kultur. Konzepte, Methoden, Ergebnisse der Political-Culture Forschung in der Bundesrepublik. Ein Forschungsbericht. Opladen: Leske + Budrich.
- Jablin, F. M.; Putnam, L. L. (2001): The new handbook of organizational communication. Advances in theory, research, and methods. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publ.
- Jachtenfuchs, M. (2002): Die Konstruktion Europas. Verfassungsideen und institutionelle Entwicklung. Habil.-Schr., 1999. Baden-Baden: Nomos Verl.-Ges.
- Jäckel, M. (1994): Auf dem Weg zur Informationsgesellschaft? Informationsverhalten und die Folgen der Informationskonkurrenz, S. 11-33, in: Jäckel, M.; Winterhoff-Spurk, P. (Hg.): Politik und Medien. Analysen zur Entwicklung der politischen Kommunikation. Berlin: VISTAS-Verl.
- Jäger, L. (2010): Ferdinand de Saussure zur Einführung. Hamburg: Junius .
- Jäger, M. (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Jäger, T. (2002): Außenpolitische Kommunikation, S. 516-524, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Jann, W., Wegrich, K. (2003): Phasenmodelle und Politikprozesse: Der Policy Cycle, S. 71-105, in: Schubert, K., Bandelow, N. C. (Hg.): Lehrbuch der Politikfeldanalyse. München, Wien: Oldenbourg.
- Jarren, O. (1998): Medien, Mediensystem und politische Öffentlichkeit im Wandel, S. 74-96, in: Sarcinelli, U. (Hg.): Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft. Beiträge zur politischen Kommunikationskultur. Opladen: Westdt. Verl.
- Jarren, O. (1998a): Politische Kommunikation in der modernen Gesellschaft. Vorlesungsmanuskripte und Skizzen. Zürich: Inst. für Publizistikwissenschaft u. Medienforschung der Univ. Zürich.
- Jarren, O. (2002): Medienpolitische Kommunikation, S. 616-629, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Jarren, O., Donges, P., Weißler, H. (1996): Medien und politischer Prozeß – eine Einleitung, S. 9 – 37, in: Jarren, O., Schatz, H., Weißler, H. (Hg.): Medien und politischer Prozeß: politische Öffentlichkeit und massenmediale Politikvermittlung im Wandel; Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jarren, O., Röttger, U. (2008): Public Relations aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht, S. 19-36, in: Bentele, G. (Hg.): Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln; mit Lexikon. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Jarren, O.; Donges, P. (2006): Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Jarren, O.; Sarcinelli, U. (2002): ‚Politische Kommunikation‘ als Forschungs- und als politisches Handlungsfeld: Einleitende Anmerkungen zum Versuch der systematischen Erschließung, S. 13-20, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (2002): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Jepperson, R.; Wendt, A.; Katzenstein, P. (1996): Norms, Identity, and Culture in National Security, in: Katzenstein: The Culture of National Security. Norms and Identity in World Politics. Columbia University Press.
- Jetschke, A.; Liese, A. (1999): Die kulturelle Prägung staatlicher Interessen und Handlungen. Anmerkungen zur sozialkonstruktivistischen Analyse von ‚Kultur‘ in den Internationalen Beziehungen, S. 285-300, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 28,3.
- Johann Wolfgang Goethe-Universität, Historisches Seminar (Hg.) (O. J.): <http://www.geschichte.uni-frankfurt.de/igk/index.html>, Zugriff am 1.1.2011.
- Jönsson, C. /Hall, M. (2005): Essence of Diplomacy. Studies in Diplomacy and International Relations, Palgrave Macmillan.
- Jörke, D. (2006): Jürgen Habermas: Das Vernunftpotenzial der Moderne, S. 491-502, in: Moebius, S.; Quadflieg, D. (Hg.): Kultur: Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden
- Jung, T. (1999): Geschichte der modernen Kulturtheorie. Darmstadt: Wiss. Buchges..

- Jungen, O.; Lohnstein, H. (2007): Geschichte der Grammatiktheorie. Von Dionysios Thrax bis Noam Chomsky. München: Fink.
- Jurt, J.: Pierre Bourdieu (1930-2002). Eine Soziologie der symbolischen Güter, S. 204-219, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (2004): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie, Bd. I, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kaase, M. (1983): Sinn oder Unsinn des Konzeptes „Politische Kultur“ für die vergleichende Politikforschung, oder auch: Der Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln, S. 144-171, in: Kaase, M.; Klingemann, H.-D. (Hg.): Wahlen und politisches System. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1980. Opladen: Westdeutscher Verlag).
- Kaase, M. (1998): Demokratisches System und die Mediatisierung von Politik, S. 24-51, in: Sarcinelli, U. (Hg.): Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft. Beiträge zur politischen Kommunikationskultur. Opladen: Westdt. Verl.
- Kaase, M. (2002): Politische Kommunikation, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U.: Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Kaase, M.; Newton, K. (1998): Beliefs in government. Oxford: Oxford Univ. Press.
- Kahneman, D., Tversky, A. (1973): On the psychology of prediction, S. 136-153, in: Psychological Review, 93.
- Kahneman, D., Tversky, A. (1982): The simulation heuristic, S. 201-208, in: Kahneman, D.; Slovic, P.; Tversky, A. (Hg.): Judgement under uncertainty: Heuristics and biases. New York: Cambridge University Press.
- Kahneman, D.; Tversky, A. (2009): Choices, values, and frames. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Kaid, L. L. (2004): Political Advertising, S. 155-202, in: Kaid, Lynda Lee (2004): Handbook of political communication research. Mahwah: Lawrence Erlbaum Assoc.
- Kaid, L. L., Holtz-Bacha, C. (2008): Encyclopedia of political communication. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Kaid, L. L.; Holtz-Bacha, C. (2006): The SAGE handbook of political advertising. Thousand Oaks: Sage.
- Kamps, K. (2007): Politisches Kommunikationsmanagement. Grundlagen und Professionalisierung moderner Politikvermittlung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Kamps, K.; Nieland, J.-U. (2006): Regieren und Kommunikation. Meinungsbildung, Entscheidungsfindung und gouvernementales Kommunikationsmanagement. Trends, Vergleiche, Perspektiven. Köln: Halem.
- Kant, I. (1784): Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. Akademie-Ausgabe, Bd. 8.
- Kant, I.; Becker, W. (1983): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Stuttgart: Reclam.
- Kant, I.; Heidemann, I. (2006): Kritik der reinen Vernunft. Stuttgart: Reclam
- Kant, I.; Lehmann, G. (2006): Kritik der Urteilskraft. Stuttgart: Reclam.
- Kant, I.; Lehmann, G. (2006a): Kritik der Urteilskraft. Stuttgart: Reclam
- Kant, I.; Valentiner, T.; Ebeling, H. (2008): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Stuttgart: Reclam
- Karp, M.; Zolleis, U. (2004): Politisches Marketing. Eine Einführung in das politische Marketing mit aktuellen Bezügen aus Wissenschaft und Praxis. Münster: Lit.
- Kaschuba, W. (1994): Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs, S. 179-192, in: Berliner Journal für Soziologie 2.
- Katz, M. L.; Shapiro, C. (1986): Technology Adaption in the Presence of Network Externalities, S. 822-841, in: Journal of Political Economy, 94.
- Kavanagh, D. (1972): Political culture. London: Macmillan.
- Kavanagh, D. (1990): Politics and Personalities, London: Palgrave Macmillan.
- Keller, R. (1998): Müll - die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. Die öffentliche Diskussion über Abfall in Deutschland und Frankreich. Dissertationschrift. Opladen: Westdt. Verl.
- Keller, R. (2005): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- Keller, R.; et al. (2006): Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, R.; Hirsland, A.; Schneider, W.; Viehöver, W. (2001): Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, R.; Hirsland, A.; Schneider, W.; Viehöver, W. (2006): Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keohane, R.O.; Nye, J.S. (1998): Power and Interdependence in the Information Age. Foreign Affairs, 77, 5.
- Kepplinger, H. M. (1996): Inszenierte Wirklichkeiten, S. 12-23, in: Medien und Erziehung, 1.
- Kepplinger, H. M. (1998): Die Demontage der Politik in der Informationsgesellschaft. Freiburg u. a.: Alber.
- Kepplinger, H. M. (2009): Politikvermittlung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Kertzer, D. I. (1988): Ritual Politics and Power. New Haven, London.

- Kimmerle, H. (2008): Jacques Derrida zur Einführung. Hamburg: Junius-Verl.
- Klein, A. (1995): „Zur Ästhetik der repräsentativen Demokratie. Die Reichstagsverhüllung und das Selbstverständnis der künftigen Berliner Republik“, S. 13-24, in: Klein, A. (Hg.): Kunst, Symbolik und Politik. Die Reichstagsverhüllung als Denkanstoß. Opladen: Leske + Budrich.
- Klein, A. (2003): Kulturpolitik. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich.
- Klein, J. (1991): Politische Textsorten, S. 245-278, in: Brinker, K. (Hg.): Aspekte der Textlinguistik. Modelle, Methoden, Analysen, Hildesheim: Georg Olms
- Klein, J. (1995): Politische Rhetorik. Eine Theorieskizze in Rhetorik-kritischer Absicht mit Analyse zu Reden von Goebbels, Herzog und Kohl, S. 62-99, in: Sprache und Literatur (SuL), 26, 75/76.
- Klein, J. (2002): Politische Kommunikation - Sprachwissenschaftliche Perspektiven, S. 186-210, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Klein, M., Ohr, D. (2001): Die Wahrnehmung der politischen und persönlichen Eigenschaften von Helmut Kohl und Gerhard Schröder und ihr Einfluß auf die Wahlentscheidung bei der Bundestagswahl 1998. In: Hans-Dieter Klingemann, Max Kaase (Hg.): Wahlen und Wähler. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1998. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kleinfeld, R.; Willems, U.; Zimmer, A. (Hg.) (2007): Lobbying. Strukturen. Akteure. Strategien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Kleinstaub, H. J.; Thomass, B. (1998): Politikvermittlung im Zeitalter von Globalisierung und medientechnischer Revolution, S. 209-232, in: Sarcinelli, U. (Hg.): Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft. Beiträge zur politischen Kommunikationskultur. Opladen: Westdt. Verl.
- Kleint, S. (2009): Funktionaler Analphabetismus - Forschungsperspektiven und Diskurslinien. Bielefeld: Bertelsmann .
- Kliemann, T.; Thiede, U.; Wittke, T. (2001): Interview Staatsminister Nida-Rümelin zur Hilfe des Bundes bei den Umstrukturierungen in der Bundesstadt Bonn und zur Ethik-Debatte, in: Generalanzeiger Bonn, 09.05.2001.
- Klingemann, H.-D. (Hg.) (1983): Wahlen und politisches System. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1980, Opladen: Westdt. Verl.
- Knieper, T.; Müller, M. G. (2004): Visuelle Wahlkampfkommunikation. Köln: von Halem.
- Knoblauch, H. (2006): Erving Goffman: Die Kultur der Kommunikation, S. 157-169, in: Moebius, S.; Quadflieg, D. (2006): Kultur: Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Köhler, M. (2002): Interview Staatsminister Julian Nida-Rümelin, in: Berliner Morgenpost, 21.01.2002.
- Köhler, M. M.; Schuster, C.H. (Hg.) (2006): Handbuch Regierungs-PR. Öffentlichkeitsarbeit von Bundesregierungen und deren Beratern. . Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Konersmann, R. (2003): Kulturphilosophie zur Einführung. Hamburg: Junius.
- König, J. C. (2010): Politische Kultur in den USA und Deutschland. Nationale Identität am Anfang des 21. Jahrhunderts. Aachen, Berlin: Logos.
- Kopperschmidt, J. (1990): Gibt es Kriterien politischer Rhetorik, Versuch einer Antwort, S. 497-501, in: Diskussion Deutsch, 21.
- Kordes, W.; Pollmann, H. (1985): Das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung. Düsseldorf: Droste.
- Korte, K.-R. (2000): Veränderte Entscheidungskultur: Politikstile der deutschen Bundeskanzler, S. 12-37, in: Korte, K.-R.; Hirscher, G. (Hg.) (2000): Darstellungspolitik oder Entscheidungspolitik. Über den Wandel von Politikstilen in westlichen Demokratien. München: Hanns-Seidel-Stiftung.
- Korte, K.-R. (2001): Regieren, 513-546, in: Korte, K.-R.; Weidenfeld, W. (Hg.): Deutschland-Trendbuch. Fakten und Orientierungen. Opladen: Leske U. Budrich.
- Korte, K.-R. (2002): Regierung in Mediendemokratien: Regierungssteuerung der Staats- und Regierungschefs im Vergleich, S. 21-40, in: Schatz, H. (Hg): Politische Akteure in der Mediendemokratie. Politiker in den Fesseln der Medien. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Korte, K.-R. (2002a): Veränderte Entscheidungskultur: Politikstile der deutschen Bundeskanzler, S. 190-193, in: Korte, K.-R.; Hirscher, G. (Hg.): Darstellungspolitik oder Entscheidungspolitik. Über den Wandel von Politikstilen in westlichen Demokratien, München.
- Korte, K.-R. (2004): Darstellungs- oder Entscheidungspolitik in der modernen Mediendemokratie, S. 201-220, in: Karp, M.; Zolleis, U. (Hg.): Politisches Marketing. Eine Einführung in das politische Marketing mit aktuellen Bezügen aus Wissenschaft und Praxis. Münster: Lit.
- Korte, K.-R., Hirscher, G. (2000): Vorbemerkung, S. 11-12, in: Korte, K.-R.; Hirscher, G. (Hg.): Darstellungspolitik oder Entscheidungspolitik. Über den Wandel von Politikstilen in westlichen Demokratien, München 2000.

- Korte, K.-R.; Hirscher, G. (Hg.) (2000a): Darstellungspolitik oder Entscheidungspolitik. Über den Wandel von Politikstilen in westlichen Demokratien. München: Hanns-Seidel-Stiftung.
- Köstlin, T. (1989): Die Kulturhoheit des Bundes. Eine Untersuchung zum Kompetenz- und Organisationsrecht des Grundgesetzes unter Berücksichtigung der Staatspraxis in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Duncker & Humblot.
- Kotler, P.; et. Al. (2011): Grundlagen des Marketing. München: Pearson Studium
- Kotler, P.; Levy, S. J. (1969): Broadening the Concept of Marketing, S. 10-15, in: Journal of Marketing, 33.
- Kraus, B. (2004): Soziologie als teilnehmende Beobachtung der sozialen Welt: Pierre Bourdieu, S. 171-210, in: Moebius, P.; Peter, L. (Hg.): Französische Soziologie der Gegenwart, Konstanz, S. 192.
- Kramer, J. (2005): Cultural Studies, S. 10-13. in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Kreyer, V. J. (2005): Politisches Marketing als Konzept für eine aktive Politik, S. 13-34, in: Kreyher, V. J. (Hg.): Handbuch politisches Marketing. Impulse und Strategien für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges..
- Krockow, C. v. (1990): Die Deutschen in ihrem Jahrhundert. 1890-1990. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kroeber, A. L.; Parsons, T. (1958): The concepts of culture and of social system, in: American Sociological Review, 23, 5.
- Krotz, F.: Gesellschaftliches Subjekt und kommunikative Identität: Zum Menschenbild, von Cultural Studies und Symbolischem Interaktionismus, S. 125-138, in: Hepp, A.; Winter, R. (Hg.) (2006): Kultur - Medien - Macht. Cultural studies und Medienanalyse. 3., überarb. und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Kuhlmann, C. (1999): Die öffentliche Begründung politischen Handelns. Zur Argumentationsrationalität in der politischen Massenkommunikation. Opladen: Westdt. Verl.
- Kuhn, T. S. (2003): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kulke, C. (2009): Geschlechterperspektiven und politische Kultur. Diskursive und institutionelle Herausforderungen, S. 129-146, in: Salzborn, S. (Hg.): Politische Kultur. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. Frankfurt am Main: Lang.
- Kulturpolitische Gesellschaft (Hg.) (1998): Thema: Kulturpolitik am Wendepunkt, in: Kulturpolitische Mitteilungen. Zeitschrift für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft, 83/IV.
- Kulturpolitische Gesellschaft (Hg.) (2002): Schwerpunkt: Vier Jahre Bundeskulturpolitik, in: Kulturpolitische Mitteilungen. Zeitschrift für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft, 3.
- Kulturpolitische Gesellschaft(Hg.) (O. J.): <http://www.kupoge.de/>, 11.11.2010.
- Kumoll, K. (2006): Clifford Geertz: Die Ambivalenz kultureller Formen, S. 81-90, in: Moebius, S.; Quadflieg, D. (Hg.): Kultur: Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Kunczik, M. (2002): Public Relations. Konzepte und Theorien. Köln: Böhlau
- Kunz, V. (2004): Rational choice. Frankfurt a. M.: Campus-Verl.
- Küppers, G.: Emergenz, S. 30-31: Nünning, A. (Hg.). (2005): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Kutschera, F. von (1993): Sprachphilosophie. München: Fink.
- La Roche, W. von; Meier, K. (2008): Einführung in den praktischen Journalismus. Mit genauer Beschreibung aller Ausbildungswege; Deutschland, Österreich, Schweiz. Berlin: ECON.
- Laclau, E. (1990): New reflections on the revolution of our time. London: Verso.
- Laclau, E.; Mouffe, C. (2001): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Passagen-Verl.
- Laitin, D. D. (1995): The Civic Culture at 30, S. 168-173, in: American Political Science Review 89.
- Lamnek, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim: Beltz PVU.
- Langenbucher, W. R. (1974): Zur Theorie der politischen Kommunikation. München: Piper.
- Langenbucher, W. R.; Latzer, M. (2006): Europäische Öffentlichkeit und medialer Wandel. Eine transdisziplinäre Perspektive. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Lasswell, H. D.; Lerner, D.; Speier, H. (Hg.) (1979): The Symbolic Instrument in Early Times. 3 Bd. Honolulu: East-West Center by the University Press of Hawaii
- Lavagno, C. (2006): Michel Foucault: Ethnologie der eigenen Kultur, S. 42-50, in: Moebius, S.; Quadflieg, D. (Hg.): Kultur: Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden
- Lazarsfeld, P. F.; Berelson, B.; Gaudet, H. (1944): The People's Choice. How the Voter Makes Up his Mind in a Presidential Campaign, New York: Columbia University Press.
- Leber, F. (2010): Kulturpolitik aus dem Kanzleramt. Die Kulturpolitik der Regierung Schröder 1998 - 2002. Marburg: Tectum-Verl.
- LeBon, G.; Dingeldey, H. (1951): Psychologie der Massen. Stuttgart: Kröner.

- LeGoff, J.; Chartier, R.; Revel, J. (Hg.) (1994): Die Rückeroberung des historischen Denkens. Grundlagen der Neuen Geschichtswissenschaft, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Lehbruch, G. (2003): Verhandlungsdemokratie. Beiträge zur vergleichenden Regierungslehre. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Lehnert, D. (1990): Politische Teilkulturen zwischen Integration und Polarisierung. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik. Opladen: Westdt. Verl.
- Leif, T. (2006): Die fünfte Gewalt. Lobbyismus in Deutschland. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Leipziger, J. W. (2009): Konzepte entwickeln. Handfeste Anleitungen für bessere Kommunikation ; mit vielen praktischen Beispielen. Frankfurt a. M.: Frankfurter Allgemeine Buch im F.A.Z.-Inst.
- Leisner, W. (1966): Öffentlichkeitsarbeit der Regierung im Rechtsstaat. Berlin: Duncker & Humblot.
- Lesmeister, C. (2008): Informelle politische Kommunikationskultur. Hinter den Kulissen politisch-medialer Kommunikation: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lessing, D. (2004): Mara und Dann. München: btb Verlag.
- Lévi-Strauss, C. (1958): Strukturele Anthropologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1991): Das wilde Denken. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1993): Traurige Tropen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C.; Moldenhauer, E. (2000): Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C.; Moldenhauer, E.(1994): Mythologica. Das Rohe und das Gekochte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C.; Naumann, H. (1997): Das Ende des Totemismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Liessmann, K. P. (1999): Philosophie der modernen Kunst. Eine Einführung. Wien: UTB für Wissenschaft.
- Lijphart, A. (1984): Democracies. Patterns of majoritarian and consensus government in twenty-one countries. New Haven: Yale University Press.
- Lippmann, W. (2010): Public opinion. Greenbook Publications.
- Lipset, S. M.; Schneider, W. (1987): The Confidence Gap. Business, labor and government in the public mind. Baltimore: Johns Hopkins Univ. Press.
- Livingston, S. (1992): The politics of international agenda-setting: Reagan and North-South relations, S. 313-329, in: International Studies Quarterly, 36.
- Locke, J. (1988): Versuch über den menschlichen Verstand; 4 Bd. Hamburg: Meiner
- Löffler, B. (2003): Politische Kultur als Teil der gesellschaftlich konstruierten Wirklichkeit. Eine theoretische Skizze, S. 127-138, in: Dornheim, A.; Greiffenhagen, S. (Hg.): Identität und politische Kultur. Stuttgart: Kohlhammer.
- Lohmann, H.-M. (1991): Freud zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Lucassen, A. (2004): Der Künstler im internationalen Steuerrecht. Bochum: Gabler.
- Luhmann, N. (1999): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2005): Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2007): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lyotard, J.-F.; Pfersmann, O. (2009): Das postmoderne Wissen. Wien: Passagen-Verl.
- Maass, K.-J.(2005): Kultur und Aussenpolitik. Handbuch für Studium und Praxis. Baden-Baden: Nomos.
- Machiavelli, N.; Rehberg, A. W. (2005): Der Fürst. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Machiavelli, N.; Zorn, R.(2007): Discorsi. Gedanken über Politik und Staatsführung. Stuttgart: Kröner.
- Macho, T. (1998): Das prominente Gesicht. Notizen zur Politisierung der Sichtbarkeit, S. 171-184, in: Arnold, S. R.; Fuhrmeister, C.; Schiller, D. (Hg.) (1998): Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert. Zur Sinnlichkeit der Macht. Wien, Köln: Böhlau.
- MacIntyre, A. (1995): Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- MacIntyre, A. (1995): Ist Patriotismus eine Tugend, in: Honneth, A. (Hg.): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften, Frankfurt a. M.: Campus-Verl.
- Maletzke, G. (1963): Psychologie der Massenkommunikation, Hamburg: Verlag Hans Bredow Institut.
- Maletzke, G. (1980): Integration – eine gesellschaftliche Funktion der Massenkommunikation, S. 199-206, in: Publizistik. Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung, 25.
- Malinowski, B.; Kramer, F. (2001): Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea. Eschborn bei Frankfurt am Main: Klotz.
- Mankiw, N. G.; et. Al. (2008): Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.

- Mannheim, K.; Barboza, A.; Lichtblau, K. (2009): Schriften zur Wirtschafts- und Kultursoziologie. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Manning W., D. (1950): The Gate Keeper: A Case Study in the Selection of News, S. 383-390, in: Journalism Quarterly 27.
- March, J. G.; Olsen, J. P. (1989): Rediscovering institutions. The organizational basis of politics. New York, NY: Free Press.
- Marchart, O. (2008): Cultural studies. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- Marcinkowski, F. (2002): Was kann die politikwissenschaftliche Kommunikationsforschung zu einer modernen Regierungslehre beitragen? Zwei Hinweise zu einer notwendigen Diskussion, S. 357-367, in: Schatz, H. (Hg.): Politische Akteure in der Mediendemokratie. Politiker in den Fesseln der Medien. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Marcinkowski, F.; Pfetsch, B. (2009): Politik in der Mediendemokratie. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Marshall, S. (2002): ‚Forum der Nation‘? Die Volksvertretung, die Medien und die Publizität parlamentarischer Arenen, S. 147-162, in: Schatz, H. (Hg.): Politische Akteure in der Mediendemokratie. Politiker in den Fesseln der Medien. 1. Aufl. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Martschukat, J.; Patzold, S. (2003): Geschichtswissenschaft und "performative turn". Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Hamburg: Universität Hamburg.
- Marx, S. (2008): Die Legende vom Spin Doctor. Regierungskommunikation unter Schröder und Blair. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Mast, C.(2010): Unternehmenskommunikation. Ein Leitfadens. Stuttgart: UTB GmbH.
- Matthes, J. (1976): Einführung in das Studium der Soziologie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Maurer, M. (2003): Mobilisierung oder Malaise. Wie verändert die Politikdarstellung der Massenmedien die Rezipientenurteile über Politik?, in: Donsbach, W., Jandura, O. (Hg.): Chancen und Gefahren der Mediendemokratie. UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Mayer, H. O. (2004): Interview und schriftliche Befragung. Entwicklung, Durchführung und Auswertung. München: Oldenbourg.
- Mayer, R. (2005): Postmoderne/Postmodernismus. S. 183-184, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Mayring, P. (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz.
- McCombs, M.; Shaw D. (1972): The Agenda-Setting Function of Mass Media, S. 176-187, in: Public Opinion quarterly, 36.
- McLuhan, M. (1970): Die magischen Kanäle. Dresden: Verl. der Kunst.
- McLuhan, M. (1995): Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters. Bonn u.a.: Addison-Wesley.
- McLuhan, M.; Fiore Q. (Hg.) (1969): Das Medium ist Massage, Frankfurt a. M./Berlin: Ullstein.
- McNair, B. (2007): An introduction to political communication. London: Routledge.
- Mead, G. H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp-Taschenbuchverl.
- Meckel, M.; Stanoevska-Slabeva, K. (2008): Web 2.0. Die nächste Generation Internet. Baden-Baden: Nomos
- Mediendaten Südwest (Hg.) (O. J.): Mediadaten Südwest, <http://www.mediendaten.de/index.php?id=hoerfunk-reichweite-d>, Zugriff am 1.2.2011.
- Meibauer, J. (2006): Pragmatik. Eine Einführung. Tübingen: Stauffenburg-Verl.
- Meißelbach, C. (2009): Web 2.0 - Demokratie 3.0. Demokratische Potentiale des Internets. Baden-Baden: Nomos Ed. Fischer.
- Mensching, G. (2010): Rousseau zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Mergel, T. (2004): „Kulturwissenschaft der Politik: Perspektiven und Trends“, in: Jaeger, F. (2004): Handbuch der Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Merkel, W. (2010): Systemtransformation. Eine Einführung in die Theorie und Empirie der Transformationsforschung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Mersch, D. (2006): Medientheorien zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Merten, K. (1995): Inhaltsanalyse: Einführung in Theorie, Methode und Praxis, Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Merten, Klaus (2000): A - Q. Frankfurt a. M.: F.A.Z.-Inst. für Management- Markt- und Medieninformationen.
- Metzinger, P. (2005): Campaigning – politische Kommunikation in Wort und Tat, S. 63-73, in: Kreyher, V. J. (Hg.): Handbuch politisches Marketing. Impulse und Strategien für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Meyer, J.W.; Krücken, G.; Kuchler, B. (2005): Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Meyer, R. (2005): Postmoderne/Postmodernismus, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Meyer, T. (2004): Mediokratie. Die Kolonisierung der Politik durch das Mediensystem. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Meyer, T.; Ontrup, R. (1998): Das Theater des Politischen. Politik und Politikvermittlung im Fernsehzeitalter, S. 523–541, in: Willems, H.; Jurga, M. (Hg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden: Westdeutscher Verl.
- Meyer, T.; Schicha, C.; Brosda, C. (2001): Diskurs-Inszenierungen. Zur Struktur politischer Vermittlungsprozesse am Beispiel der "ökologischen Steuerreform". Wiesbaden: Westdeutscher Verl..
- Mikos, L. (2006): Cultural Studies im deutschsprachigen Raum, S. 177-192, in: Hepp, A.; Winter, R. (Hg.) (2006): Kultur - Medien - Macht. Cultural studies und Medienanalyse. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Moebius, S., Quadflieg, D. (2006): Jacques Derrida (1930-2004). Kultur als Kultur des Anderen, S. 293-311, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (Hg.): Culture Club II. Klassiker der Kulturtheorie: Suhrkamp.
- Moebius, S.; Quadflieg, D. (2006): Kulturtheorien der Gegenwart – Heterotopien der Theorie, in: Moebius, S.; Quadflieg D. (Hg.): Kultur: Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Möhrle, H. (2007): Krisen-PR. Krisen erkennen, meistern und vorbeugen – ein Handbuch von Profis für Profis. Frankfurt a. M.: FAZ-Institut.
- Mokre, M.: „Kann und soll ein demokratischer Staat Kultur fördern?“, S. 81-100, in: Zembylas, T.; Tschmuck, P. (Hg.): Der Staat als kulturfördernde Instanz. Innsbruck; Wien; Bozen: Studien-Verl.
- Molcho, S. (2006): ABC der Körpersprache. Kreuzlingen, München: Hugendubel.
- Montesquieu, C. L. Secondat de; Weigand, K. (2006): Vom Geist der Gesetze. Stuttgart: Reclam.
- Moser, H. (2010): Einführung in die Medienpädagogik. Aufwachsen im Medienzeitalter. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Mosse, G. L. (1976): Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegung in Deutschland von den napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich. Frankfurt a. M., Berlin: Ullstein.
- Mühlenfeld, D. (2006): Joseph Goebbels und die Grundlagen der NS-Rundfunkpolitik. S. 442–467, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 54.
- Müller, J.-W. (2010): Verfassungspatriotismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Müller-Funk, W. (2006): Kulturtheorie. Einführung in Schlüsseltexte der Kulturwissenschaften. Tübingen: Francke.
- Münch, R. (1992): Dialektik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Münkler, H.; Hacke, J. (2009): Strategien der Visualisierung. Verbildlichung als Mittel politischer Kommunikation. Frankfurt am Main: Campus-Verl.
- Münkler, H.; Llanque M. (2002): Ideengeschichte (Politische Philosophie), S. 65- 80, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonenteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Münkler, H.; Storch, W. (1988): Siegfrieden. Politik mit einem deutschen Mythos. Berlin: Rotbuch-Verl.
- Negrine, R. (2007): Professionalisation in the British Electoral and Political Context, S. 47-62, in: Negrine, T. el al. (Hg.): The professionalisation of political communication. Bristol: Intellect Books
- Negrine, R.; el al. (2007): Political Communication in the Era of Professionalisation, S. 9-26, in: Negrine, T. el al. (Hg.): The professionalisation of political communication. Bristol: Intellect Books
- Neidhardt, F. (Hg.) (1994): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Opladen: Westdt. Verl.
- Neumann, B. (2005): Bildwissenschaft, S. 4-7, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Nevermann, K. (2005): Bilanz und Perspektiven der Bundeskulturpolitik, S. 40-45, in: Kulturpolitische Gesellschaft: Kulturpolitische Mitteilungen. Thema: Bundeskulturpolitik - Bilanz und Ausblick, in: Kulturpolitische Mitteilungen. Zeitschrift für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft, 110/III.
- Nevermann, K. (2006): „Bund und Länder in der Kulturpolitik. Anmerkungen zur Entflechtung und Systematisierung“, S. 245-254, in: Sievers, N.; Wagner, B.; Institut für Kulturpolitik der kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.): Thema: Diskurs Kulturpolitik. Kulturstatistik, Chronik, Literatur, Adressen. Essen: Klartext-Verl.
- Newman, B. I. (1999): Handbook of political marketing. Thousand Oaks, Calif.: Sage.
- Newmann, B. I., Perloff, R. M. (2004): Political Marketing: Theory, Research, and Applications, S. 17-43, in: Kaid, L. L. (2004): Handbook of political communication research. Mahwah: Lawrence Erlbaum Assoc.
- Nicklas, T. (2004): Macht – Politik – Diskurs. Möglichkeiten und Grenzen einer Politischen Kulturgeschichte, S. 1-25, in: Archiv für Kulturgeschichte (AKG), 86.
- Niclauf, K. (2004): Kanzlerdemokratie. Regierungsführung von Konrad Adenauer bis Gerhard Schröder. Paderborn: Schöningh.
- Nida-Rümelin, J. (2005): Über menschliche Freiheit. Stuttgart: Reclam.

- Nida-Rümelin, J. (2009): Philosophie und Lebensform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nida-Rümelin, J.: (2003) „Die Verantwortung des Bundes für die Kultur und Medienpolitik“, S. 18-21, in: Schwerpunkt: Vier Jahre Bundeskulturpolitik. Kulturpolitische Mitteilungen. Zeitschrift für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft, 98/3.
- Nida-Rümelin, J.; Thierse, W. (Hg.) (2001): Philosophie und Politik; V. Für eine Politik der Würde. Kultur in der Diskussion. Klartext Verlagsgesellschaft mbH.
- Niedermayer, O.; Beyme, K. von (1994): Politische Kultur in Ost- und Westdeutschland. Opladen: Leske + Budrich.
- Nieragden, G. (2005): Essentialismus, S. 37-38, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Nietzsche, F.; Colli, G., Montinari, M. (Hg.) (1980f): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. X. Nachgelassene Fragmente 1882-1884. München: Dt. Taschenbuch Verl.
- Nietzsche, F.; Colli, G.; Montinari, M. (Hg.) (1980): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. II. Menschliches, Allzumenschliches I und II. München: Dt. Taschenbuch Verl.
- Nietzsche, F.; Colli, G.; Montinari, M. (Hg.) (1980a): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. III. Morgenröte, Idyllen aus Messina, Die fröhliche Wissenschaft. München: Dt. Taschenbuch Verl.
- Nietzsche, F.; Colli, G.; Montinari, M. (Hg.) (1980b): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. IV. Also sprach Zarathustra. München: Dt. Taschenbuch Verl.
- Nietzsche, F.; Colli, G.; Montinari, M. (Hg.) (1980c): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. V. Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral. München: Dt. Taschenbuch Verl.
- Nietzsche, F.; Colli, G.; Montinari, M. (Hg.) (1980d): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. VII. Nachgelassene Fragmente 1869-1874. München: Dt. Taschenbuch Verl.
- Nietzsche, F.; Colli, G.; Montinari, M. (Hg.) (1980e): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. VIII. Nachgelassene Fragmente 1875-1879. München: Dt. Taschenbuch Verl.
- Nietzsche, F.; Colli, G.; Montinari, M. (Hg.) (1980g): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. XIII. Nachgelassene Fragmente 1880-1882. München: Dt. Taschenbuch Verl.
- Nipperdey, T.(1994): Deutsche Geschichte /// Arbeitswelt und Bürgergeist. 1800 - 1866; Bürgerwelt und starker Staat. München: Beck.
- Noelle-Neumann et. Al. (Hg.) (2002): Fischer-Lexikon Publizistik – Massenkommunikation. Frankfurt a. M.:
- Noelle-Neumann, E. (1984): Die Schweigespirale. Die öffentliche Meinung. Unsere soziale Haut, Piper Verlag.
- Nonhoff, M. (2006): Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt "Soziale Marktwirtschaft". Bielefeld: Transcript.
- Norris, P. (2000): A virtuous circle. Political communications in postindustrial societies: Cambridge Univ. Press.
- Norris, P. (2003): Digital divide. Civic engagement, information poverty, and the Internet worldwide. Cambridge: Cambridge Univ. Press
- Nullmeier, F.; Rüb, F. W. (1993): Die Transformation der Sozialpolitik. Vom Sozialstaat zum Sicherungsstaat. Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Nünning, A. (Hg.) (2005): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Nünning, A.; Nünning, V. (2003): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen - Ansätze – Perspektiven. Stuttgart: Metzler.
- Nünning, V. (2005): New Cultural History/Kulturgeschichte, S. 165-168, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Nussbaum, M. C.; Pauer-Studer, H. (1999): Gerechtigkeit, oder, Das gute Leben. Frankfurt Main: Suhrkamp.
- O. V. (1998a): Die Bundeskulturpolitik formiert sich. Kulturpolitik aktuell“, S. 4-5, in: Kulturpolitische Gesellschaft 1998b.
- O. V. (2004): Themenheft Kulturpolitik und Kulturförderung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B49.
- O. V. (2004a): Vorwort, S. 7-9, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (Hg.): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- O.V. (1998): Organisationserlaß I. Bekanntmachung des Organisationserlasses des Bundeskanzlers vom 27. Oktober 1998, in: Bundesgesetzblatt (BGBl I).
- O.V. (2010): Patchwork, in: Encyclopaedia Britannica Online. Academic Edition, <http://www.britannica.com/EBchecked/topic/446249/patchwork>, Recherche am 20.12.2010.
- O.V. (O. J.): http://my.barackobama.com/ctl/Constituent/Login?successurl=L3BhZ2UvZGFzaGJvYXJkL3ByaXZhdGU=&_h=R7eLleNivR32IUbri4ek40kHrFI, Zugriff am 8.1.2011
- Oberreuter, H. (1997): Medien und Demokratie. Ein Problemaufriß, S. 11-24, in: Rohe, Karl (Hg.): Politik und Demokratie in der Informationsgesellschaft. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.

- Palm, W. (1998): Öffentliche Kunstförderung zwischen Kunstfreiheitsgarantie und Kulturstaat. Berlin: Dunc-ker & Humblot.
- Parsons, T. (2008): Sozialstruktur und die symbolischen Tauschmedien (1975), S. 34-44, in: Pias, C. (Hg.) (2008): Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard. Stuttgart: DVA.
- Parsons, T.; Turner, B. S. (2000): The social system. London: Routledge.
- Patzelt, W. J. (1991): Politikwissenschaft, S. 53-55, in: Flick, U. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie-Verl.-Union.
- Patzelt, W. J. (2002): Parlamentskommunikation, S. 431-441, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Patzelt, W., J. (1995): Politiker und ihre Sprache. S. 17-54, in: Dörner, A.; Vogt, L. (Hg.): Sprache des Par-laments und Semiotik der Demokratie. Studien zur politischen Kommunikation in der Moderne. Berlin: de Gruyter.
- Peppers, D.; Rogers, M. (1999): Enterprise one to one. Tools for competing in the interactive age. New York, NY: Currency Doubleday.
- Pesch, V. (2000): Handlungstheorie und politische Kultur. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Petty, R. E; Cacioppo, J. T. (1986): Communication and persuasion: Central and peripheral routes to attitude change. New York: Springer-Verlag.
- Pfannenber, J. (Hg.) (2009): Veränderungskommunikation. So unterstützen Sie den Change-Prozess wir-kungsvoll. Themen, Prozesse, Umsetzung. Frankfurt a. M.: Frankfurter Allgemeine Buch.
- Pfetsch, B. (1999): Government news management - strategic communication in comparative perspective. Berlin: WZB.
- Pfetsch, B. (2003): Politische Kommunikationskultur. Politische Sprecher und Journalisten in der Bundesre-publik und den USA im Vergleich. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Pfetsch, B./Schmitt-Beck, R. (1994): Amerikanisierung von Wahlkämpfen? Kommunikationsstrategien und Massenmedien im politischen Mobilisierungsprozeß, S. 231-252, in: Jäckel, M.; Winterhoff-Spurk, P. (Hg.): Politik und Medien. Analysen zur Entwicklung der politischen Kommunikation. Berlin: VISTAS-Verl.
- Pfetsch, B.; Adam, S. (2008): Massenmedien als politische Akteure. Konzepte und Analysen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Piaget, J.; Fatke, R.; Kober, H. (2003): Meine Theorie der geistigen Entwicklung. Weinheim: Beltz.
- Pickel, S.; Pickel, G. (2006): Politische Kultur- und Demokratieforschung. Grundbegriffe, Theorien, Metho-den. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesba-den.
- Pinel, J. P., Pauli, P. (2007): Biopsychologie, München.
- Plasser, F.; Ulram, P. A.; Waldrauch, H. (1997): Politischer Kulturwandel in Ost-Mitteleuropa. Theorie und Empirie demokratischer Konsolidierung. Opladen: Leske + Budrich.
- Plato (2004): Kratylos, in: Plato; et. al.: Kratylos, Parmenides, Theaitetos, Sophistes, Politikos, Philebos, Briefe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Plato (2004a): Politeia, VII, in: Plato; et. al.: Lysis, Symposion, Phaidon, Kleitophon, Politeia, Phaidros. Rein-bek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Plato (2004b): Siebter Brief, in: Plato; et al.: Kratylos, Parmenides, Theaitetos, Sophistes, Politikos, Philebos, Briefe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Plato (2004c): Symposion, in: Plato; et al.: Lysis, Symposion, Phaidon, Kleitophon, Politeia, Phaidros. Rein-bek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Plato (2004d): Theaitetos, in: Plato; et al.: Kratylos, Parmenides, Theaitetos, Sophistes, Politikos, Philebos, Briefe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Plato; Hildebrandt, K. (2006): Gorgias oder Über die Beredsamkeit. Stuttgart: Reclam.
- Pollack, D.; Müller, O. (2004): Die unvollendete Einheit – ein später Triumph der DDR? Theoretische Konse- quenzen aus der Analyse der politischen Kultur Ostdeutschlands, S. 207-230, in: Schwellung, B. (Hg.). (2004): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien Methoden Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Popper, K. R.; Keuth, Herbert (2005): Logik der Forschung. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Praschl, B. (1984): Gibt es eine Politische Kultur?, S. 111-113, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwis- senschaft (ÖPZ), 13/1.
- Prayon, H. (2002): Sicherheitspolitische Kommunikation, S. 525-530, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Prechtl, P.; Burkard, F.-P. (Hg.) (1999): Metzler-Philosophie-Lexikon, Begriffe und Definitionen. Stuttgart: Metzler

- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (1998): Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder vom 10. November 1998 vor dem Deutschen Bundestag, vom 10.11.1998.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2000): Im Bund mit der Kultur. Neue Aufgaben der Kulturpolitik. Berlin.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001): Das Blaubuch: ein Verzeichnis national bedeutsamer Kultureinrichtungen der neuen Länder, 27.09.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001a): Den Humanismus erneuern. Interview Staatsminister Nida-Rümelin in der Frankfurter Rundschau, vom 16.6.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001aa): Staatsminister Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin, Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, zum Thema "Soziokultur" vor dem Deutschen Bundestag, 18.01.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001ab): Rede von Staatsminister Nida-Rümelin vor dem Deutschen Bundestag am 5. Juli 2001 zum Antrag der Fraktion der F.D.P., 05.07.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001ac): Grußwort Staatsminister Julian Nida-Rümelin zur Eröffnung der Ausstellung "Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944", 27.11.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001ad): Grußwort von Staatsminister Julian Nida-Rümelin zur Eröffnung der Ausstellung "Leo Baeck (1873-1956)" im Jüdischen Museum Frankfurt am Main am 23. Mai 2001, 23.05.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001ae): Rede Staatsminister Nida-Rümelin am 22. März 2001 in Weimar Sprache und Neugier - Anmerkungen zur interkulturellen Verständigung", 22.03.2001
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001af): Rede Staatsminister Nida-Rümelin am 14. März im Willy-Brandt-Haus in Berlin, Hoch-, Sub- oder Popularkultur? Gedanken über einen zeitgemäßen Kulturbegriff"14.03.2001
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001ag): Rede von Staatsminister Nida-Rümelin zum Thema "Kunst und Politik" auf dem Kulturpolitischen Bundeskongress, 08.06.2001
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001ah): Festrede Staatsminister Nida-Rümelin am 10. Mai 2001 anlässlich der Verleihung des Preises "Das politische Buch" 2001 an Heinrich August Winkler, 10.05.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001c): Historische Luther-Bibel an Stiftung Preußischer Kulturbesitz übergeben, Pressemitteilung, 29.01.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001d): Interview von Staatsminister Nida-Rümelin im Tagesspiegel, 01.09.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001e): Interview von Staatsminister Nida-Rümelin in der Märkischen Oderzeitung, 30.03.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001f): Interview Staatsminister Julian Nida-Rümelin über die Kultur aus dem Blickwinkel praktischer Vernunft, Berliner Zeitung, 11.01.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001g): Interview Staatsminister Julian Nida-Rümelin im "Weser Kurier" zum Thema: Nationalstiftung und die Kulturhoheit über der Republik, 13.06.2001
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001h): Jüdisches Museum in Berlin: Symbolische Übergabe an Kulturstaatsminister Julian Nida-Rümelin, Pressemitteilung Nr.368, 05.09.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001i): Nida-Rümelin zum Haushalt 2002. Pressemitteilung Nr. 43, 13.06.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001j): Nida-Rümelin: Frankfurter Bilderbibel kommt zurück, Pressemitteilung, 26.02.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001k): Nida-Rümelin besucht KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, 25.10.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001l): Präsentation der Pressestelle des Staatsministers für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Berlin.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001m): Programm "Kultur in den neuen Ländern": Nida-Rümelin unterzeichnete in Dessau die Landesliste für Sachsen-Anhalt, Pressemitteilung Nr.402, 24.09.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001n): Reform der Besteuerung ausländischer Künstler tritt zum 1. Januar 2002 in Kraft, 04.12.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001o): Staatsminister Julian Nida-Rümelin verleiht Deutschen Kurzfilmpreis. Pressemitteilung Nr. 509, 10.11.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001p): Staatsminister Nida-Rümelin fördert Kinder-/Jugendfilm- und Drehbuchprojekte. Pressemitteilung Nr. 530, 16.11.2001.

- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001q): Staatsminister Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin verleiht den Deutschen Filmpreis 2001. Pressemitteilung Nr. 267, 22.06.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001r): Verleiherpreis und Kinoprogrammpreise 2001 der kulturellen Filmförderung vergeben, Pressemitteilung Nr.451, 11.10.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001s): Kulturstaatsminister Julian Nida-Rümelin: Bundeskulturstiftung wird Anfang 2002 gegründet, Pressemitteilung Nr.592, 20.12.2001
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001t): Kulturelle Filmförderung des Bundes, Pressemitteilung Nr.478, 24.10.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001u): Staatsminister Nida-Rümelin zur Bio-Ethik in der Süddeutschen Zeitung: "Humanismus ist nicht teilbar", 29.01.2001
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001z): Interview mit Staatsminister Nida-Rümelin in: Der STandard, 26.11.2001; Interview Staatsminister Nida-Rümelin mit Vorwärts, 4, 1, 18.04.2001.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002): Bundesförderung der Bayreuther Festspiele wird erhöht“, Artikel vom 1.8.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002a): Beteiligungsbegrenzungen schützen Medienvielfalt, Interview von Staatsminister Nida-Rümelin in der Frankfurter Rundschau, 20.04.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002b): Die Kulturstiftung des Bundes hat sich konstituiert, Online-Artikel, vom 21.03.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002c): Im Bund mit der Kultur. Neue Aufgaben der Kulturpolitik. Berlin.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002d): Interview mit Staatsminister Nida-Rümelin, in: Neue Osnabrücker Zeitung, 13.05.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002e): Interview Staatsminister Julian Nida-Rümelin über die "Pisa"- Studie, in: Berliner Kurier, 04.03.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002f): Interview Staatsminister Julian Nida-Rümelin in: Die Welt, 26.01.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002g): Interview von Staatsminister Julian Nida-Rümelin im "Tagesspiegel" über die Ziele der frisch auf den Weg gebrachten Bundeskulturstiftung, 15.06.2001
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002h): Julian Nida-Rümelin nimmt seine wissenschaftliche Tätigkeit wieder auf - Kulturstaatsminister steht nicht für weitere Amtszeit zur Verfügung, Pressemitteilung Nr. 505, 01.10.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002i): Kulturstaatsminister Nida-Rümelin legt Reformkonzept der Bundesregierung für die Deutsche Welle vor, 05.06.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002j): Kulturstaatsminister Nida-Rümelin nimmt Genehmigungsurkunde für die Kulturstiftung des Bundes entgegen, Pressemitteilung Nr. 25, 29.01.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002k): Kulturstiftung des Bundes konstituierte sich in Halle, Pressemitteilung Nr.146, 21.03.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002l): Kulturstiftung des Bundes ist errichtet, Online-Artikel, 23.01.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002m): Kulturstaatsminister Nida-Rümelin überreicht Bundesverdienstkreuz an Peter Zadek, Pressemitteilung Nr.17, 15.04.2002
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002n): Redebeitrag von Staatsminister Nida-Rümelin in der Debatte des Deutschen Bundestages zur Filmförderung, Berlin 01.02.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002o): Rede anlässlich des Festaktes der Kulturstiftung des Bundes am 21. März 2002 in Halle, 21.03.2002
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002p): Staatsminister Nida-Rümelin fördert Kinder-/Jugendfilm- und Drehbuchprojekte, Pressemitteilung Nr.158, 02.04.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002q): Staatsminister Julian Nida-Rümelin eröffnet die Leipziger Buchmesse: Wichtiges Ost-Westforum für die gesamte Branche, Pressemitteilung Nr.143, 20.03.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002r): Verleihung des Innovationspreises 2002 der Filmförderung durch Kulturstaatsminister Nida-Rümelin. Pressemitteilung Nr. 37, 03.02.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002s): Zur kulturellen Dimension der Bildung. Eröffnungsvortrag von Prof. Nida-Rümelin beim 18. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft in München, 25.03.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002t): Zwischenbericht des filmpolitischen Konzepts vorgestellt, Pressemitteilung Nr. 382, 04.07.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002u): Kulturstaatsminister Nida-Rümelin stellt "Jahrbuch für Kulturpolitik 2000" vor, Pressemitteilung Nr.164, 26.04.2002.

- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002v): Redebeitrag von Staatsminister Nida-Rümelin im Deutschen Bundestag, vom 22.02.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002w): Kulturstaatsminister Nida-Rümelin: Jugendschutz ist ein medienpolitischer Meilenstein im Bund-Länder Verhältnis, Pressemitteilung Nr. 349, 14.06.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002y): Redebeitrag von Staatsminister Nida-Rümelin im Deutschen Bundestag, 22.02.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2002z): Laudatio von Staatsminister Nida-Rümelin auf Hilmar Hoffmann zur Verleihung des Waldemar von Knoeringen-Preises 2002, 09.06.2002.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2003): Innovation in Wissenschaft und Kunst. Rede von Kulturstaatsminister Nida-Rümelin vor dem Hochschulverbandsstag, 26.03.2002. Saarbrücken.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (26.10.2000a): Die Halbzeitbilanz von Staatsminister Naumann im Originaltext, 26.10.2000. Berlin.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (26.10.2000a): Zentralismus schadet nicht, in: Die Zeit, 02.11.2000.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (O. J. a): Pressefoto, Nr. 5926_1_55726, Berlin.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (O. J.): Pressefoto des BKM, Nr. 10886_1_55726, Berlin.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (1998a): Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder vor dem Deutschen Bundestag, Berlin, 10.11.1998.
- Presse- und Informationsamt des Bundes (Hg.) (2001v): Staatsminister Nida-Rümelin zur Verleihung des Deutschen Drehbuchpreises 2001 am 8.2.2001.
- Presse- und Informationsamt des Bundes (Hg.) (2001w): Grußwort von Staatsminister Julian Nida-Rümelin anlässlich der Eröffnung des 16. Kongresses des Verbandes Deutscher Schriftsteller vom 07.06.2001.
- Presse- und Informationsamt des Bundes (Hg.) (2001x): Grußwort Staatsminister Julian Nida-Rümelin zur Eröffnung der Ausstellung "Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944", 27.11.2001.
- Presse- und Informationsamt des Bundes (Hg.) (2001y): Rede von Staatsminister Julian Nida-Rümelin in der Humboldt-Universität Berlin (Mosse-Lecture), 08.11.2001.
- Presse- und Informationsamt des Bundes (Hg.) (2001z): Statement von Staatsminister Nida-Rümelin in München, 26.01.2001
- Presse- und Informationsamt des Bundes (Hg.) (2002aa): Eckpunkte für eine Verständigung über die Zuständigkeiten des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien im Kulturbereich, 25.04.2002.
- Presse- und Informationsamt des Bundes (Hg.) (2002x): Rede von Kulturstaatsminister Nida-Rümelin zur Ausstellungseröffnung "Der Tempel im Moor", 08.05.2002.
- Prokop, H. (1987): Staatliches Problemlösungsverhalten und Verwaltungskultur in Frankreich und Italien. Speyer.
- Pross, H. (1974): Politische Symbolik. Theorie und Praxis der öffentlichen Kommunikation. Stuttgart: Kohlhammer.
- Puppis, M. (2007): Einführung in die Medienpolitik. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- Pürer, H., Bilandzic, H. (2003): Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Handbuch. Konstanz
- Putnam, R. (2001): Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community. Simon & Schuster Ltd.
- Pye, L. W.t (1969): Political culture and political development. Princeton: Princeton Univ. Press.
- Quine, W. O. van (2001): Word and object. Cambridge, Mass.: MIT Press
- Quine, W. O. van (2003): Pursuit of truth. Cambridge: Harvard Univ. Press.
- Radunski, P. (1996): Politisches Kommunikationsmanagement. Die Amerikanisierung der Wahlkämpfe, S. 33-52, in: Bertelsmann Stiftung (Hg.): Politik überzeugend vermitteln. Wahlkampfstrategien in Deutschland und den USA, Gütersloh 1996.
- Rapp, C.(2001): Aristoteles zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Raulff, U. (1987): Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Berlin: Wagenbach.
- Raupp, J. (2004): Medialisierung von Politik durch politische PR, S. 217-237, in: Röttger, U. (Hg.): Theorien der Public Relations. Grundlagen und Perspektiven der PR-Forschung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Reckwitz, A. (2004): Die Politik der Moderne aus kulturtheoretischer Perspektive: Vorpolitische Sinnhorizonte des Politischen, symbolische Antagonismen und das Regime der Gouvernementalität, S. 33-56, in: Schwelling, Birgit (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien Methoden Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

- Reckwitz, A. (2006): Ernesto Laclau: Diskurse, Hegemonien, Antagonismen, S. 339-349, in: Moebius, S.; Quadflieg, D. (Hg.): Kultur: Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Reckwitz, A. (2007): Anthony Giddens, S. 311-337, in: Kaesler, D. (Hg.): Klassiker der Soziologie, Bd. 2, Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens. München: beck'sche reihe.
- Reichel, P. (1982): Politische Kultur und Demokratie. Ein deutsches Strukturproblem, S. 41-55, in: Vorgänge. Zeitschrift für Gesellschaftspolitik, 59/60, 21, 5-6.
- Reichel, P. (1984): Politische Kultur in Europa. Bürger und Staaten in der Europäischen Gemeinschaft. Frankfurt/Main: Campus Verl.
- Reichertz, J. (1991): Objektive Hermeneutik, S. 219-222, in: Flick, U. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie-Verl.-Union.
- Reijen, W. van (2004): Max Horkheimer (1895-1973) und Theodor W. Adorno (1903-1969). Was heißt Kultur? Bemerkungen zu ihrer Kritischen Theorie, S. 103-126, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (2004): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie, Bd. I, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Reinhardt, T. (2008): Claude Lévi-Strauss zur Einführung. Hamburg: Junius-Verl.
- Reisenleitner, M. (2006): Stuart Hall. Identitätsrouten ohne Garantien, S. 312-328, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (Hg.) (2006): Culture Club II. Klassiker der Kulturtheorie: Suhrkamp.
- Renn, J. (2005): Wie ist das Bewusstsein am Diskurs beteiligt? Handlungstheoretische Überlegungen zur performativen Beziehung zwischen Semantik und Intentionalität, S. 101-126, in: Keller, R. (Hg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- Rhomberg, M. (2009): Politische Kommunikation. Eine Einführung für Politikwissenschaftler. München: Fink
- Ridder, C.-M.; Engel, B. (2005): Massenkommunikation: Images und Funktionen der Massenmedien im Vergleich, in: Media Perspektiven. 9.
- Ries, W. (2009): Nietzsche zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Risse, T. (2000): 'Let's Argue!': Communicative Action in World Politics, S. 1-39, in: International Organization 54, 1.
- Risse, T. (2004): Auf dem Weg zu einer europäischen Kommunikationsgemeinschaft. Theoretische Überlegungen und empirische Evidenz, S. 139-153, in: Frazius, C.; Preuß, U. K. (Hg.): Europäische Öffentlichkeit, Baden-Baden.
- Risse, T. (2007): Menschenrechte als Grundlage der Weltvergemeinschaftung. Die Diskrepanz zwischen Normanerkennung und Normeinhaltung, S. 17-37, in: Janz, N.; Risse, T. (Hg.): Menschenrechte. Globale Dimension eines universellen Anspruchs. Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Risse-Kappen, T. (1995): Reden ist nicht billig. Zur Debatte um Kommunikation und Rationalität, S. 171-184, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen, 2, 1.
- Robinson, R. (2002): The CNN Effect: The Myth of News, Foreign Policy and Intervention. Routledge Chapman & Hall.
- Röbbke, T.; Wagner, B. (Hg.) (2002): Thema: Kulturföderalismus. Essen: Klartext Verl.
- Rockman, B. (1997): The Performance of Presidents and Prime Ministers and of Presidential and Parliamentary Systems, in: Mettenheim, K.v. (Hg.): Presidential Institutions and Democratic Politics, Comparing Regional and National Contexts, Baltimore: The John Hopkins University Press.
- Rohe, K. (1986): Vom Revier zum Ruhrgebiet. Wahlen, Parteien, politische Kultur. Essen: Hobbing.
- Rohe, K. (1987): Politische Kultur und der kulturelle Aspekt von politischer Wirklichkeit. Konzeptionelle und typologische Überlegungen zu Gegenstand und Fragestellung Politischer Kultur-Forschung, S. 39-48, in: Berg-Schlosser, Dirk; Schissler, Jakob (Hg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. in: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 18.
- Rohe, K. (1994). Politische Kultur: Zum Verständnis eines theoretischen Konzepts, S. 1-24, in: Niedermayer, O.; Beyme, K. v. (Hg.): Politische Kultur in Ost- und Westdeutschland. Opladen: Leske + Budrich.
- Rohe, K. (1997): Politik und Demokratie in der Informationsgesellschaft. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges (Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft
- Rohe, Karl (1987): Politische Kultur und der kulturelle Aspekt von politischer Wirklichkeit. Konzeptionelle und typologische Überlegungen zu Gegenstand und Fragestellung Politischer Kultur-Forschung, S. 39-48, in: Berg-Schlosser, D.; Schissler, J. (Hg.): Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Sonderheft. In: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 18.
- Römer-Hillebrecht, S. (1998): Verwaltungskultur. Ein holistischer Modellentwurf administrativer Lebensstile. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Ronneberger, F.; Rühl, M. (1992): Theorie der Public Relations. Ein Entwurf. Opladen: Westdt. Verl.
- Rorty, R. (1987): Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Rorty, R. (1992): Introduction: Metaphilosophical difficulties of linguistic philosophy, S. 1-40, in: Rorty, Richard M (1992): The linguistic turn. Essays in philosophical method; with two retrospective essays. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Rorty, R. (1992a): Twenty-Five Years After, S. 372-374, in: Rorty, Richard M (1992): The linguistic turn. Essays in philosophical method; with two retrospective essays. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Rorty, R. (2004): Kontingenz, Ironie und Solidarität. Unter Mitarbeit von übers. von Christa Krüger. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roscher, K. (2004): Ideen, Weltbilder, Normen und Handlungsrepertoires: Die kulturelle Wende in den Internationalen Beziehungen, S. 231-252, in: Schwelling, B. (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien Methoden Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Rossmann, A. (1998): Zerrissene Kultur. Der Beauftragte Michael Naumann zwischen Bonn und Berlin, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.10.1998
- Roth, D. (2008): Empirische Wahlforschung. Ursprung, Theorien, Instrumente und Methoden. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Röttger, U. (2003): Issues-Management. Theoretische Konzepte und praktische Umsetzung ; eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Röttger, U. (2004): Theorien der Public Relations. Grundlagen und Perspektiven der PR-Forschung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Röttger, U. (2006): PR-Kampagnen. Über die Inszenierung von Öffentlichkeit. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Rousseau, J.-J. (1968): Emile oder Über die Erziehung. Stuttgart: Reclam.
- Rousseau, J.-J. (1978): Abhandlung über die Wissenschaft und Künste, Bd. 1, in: Rousseau, J.-J.; Ritter, H. (Hg.): Schriften. München: Hanser.
- Rousseau, J.-J. (1978a): Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit, Bd. 2, in: Rousseau, J.-J.; Ritter, H. (Hg.): Schriften. München: Hanser.
- Rousseau, J.-J. (1989): Vom Gesellschaftsvertrag, Bd. 1, in: Rousseau, J.-J.; Fontius, M. (Hg.): Kulturkritische und politische Schriften. Berlin: Rütten & Loening.
- Rousseau, J.-J. (1989a): Vom Gesellschaftsvertrag, 2 Bd., in: Rousseau, J.-J.; Fontius, M. (Hg.): Kulturkritische und politische Schriften. Berlin: Rütten & Loening.
- Rousseau, J.-J.; Fontius, M. (1989): Kulturkritische und politische Schriften. Bd. 1-2. Berlin: Rütten & Loening.
- Rousseau, J.-J.; Ritter, H. (1978): Schriften. München: Hanser.
- Routledge (Hg.) (O. J.): <http://www.tandf.co.uk/journals/titles/10286632.asp>, Zugriff am 2.2.2011.
- Rübsaamen, D. (2002): Verfassungsrechtliche Aspekte des Kulturföderalismus. Anmerkungen zum verfassungsrechtlichen Kulturauftrag der Länder, zum Bund-Länder-Zusammenwirken sowie zur Konzeption einer Bund-Länder-Kulturstiftung, S. 153-184, in: Rübke, T.; Wagner, B. (Hg.): Thema: Kulturföderalismus. Essen: Klartext Verl.
- Rudolph, H. (2001): Inszenierung mit feinen Rissen, in: Der Tagesspiegel vom 11.9.2001.
- Rudzio, W. (2006): Das politische System der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Rühl, M (2008): Systemtheoretisch-gesellschaftsorientierte Ansätze, S. 125-135, in: Bentele, G. (Hg.): Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln; mit Lexikon. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Ruoff, M. (2009): Foucault-Lexikon. Entwicklung, Kernbegriffe, Zusammenhänge. Paderborn: Fink.
- Rutherford, J. (1990): The Third Space – Interview with Homi Bhabha, S. 207-221, in: Rutherford. (Hg.): Identity: Community, Culture, Difference, London: Lawrence And Wishart.
- Ryll, A. (1994): Spieltheoretische Ansätze, in: Kriz, J.; Nohlen, D.; Schultze, R.-O. (Hg.): Politikwissenschaftliche Methoden. Bd. 2. München: Beck.
- Rynhold, J. (2007): Cultural Shift and Foreign Policy Change. Israel and the Making of the Oslo Accords, in: Cooperation and Conflict, 4.
- Sachs-Hombach, K. (2005): Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sachs-Hombach, K., Schirra, J. R. (1999): Zur politischen Instrumentalisierbarkeit bildhafter Repräsentationen. Philosophische und psychologische Aspekte der Bildkommunikation, S. 28-39, in: Hofmann, W. (Hg.): Die Sichtbarkeit der Macht. Theoretische und empirische Untersuchungen zur visuellen Politik. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Said, E. W.; Holl, H. G. (2009): Orientalismus. Frankfurt am Main: Fischer.
- Salzborn, S. (2009): Einleitung, S. 7-10, in Salzborn, Samuel (Hg.): Politische Kultur. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. Frankfurt am Main: Lang

- Salzborn, S. (Hg.) (2009a): Politische Kultur. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. Frankfurt am Main: Lang.
- Sarasin, P. (2001): Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft, S. 53-79 in: Keller, R.; et al. (Hg.): Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sarasin, P. (2010): Michel Foucault zur Einführung. Hamburg: Junius-Verl.
- Sarcinelli, U. (1987): Symbolische Politik. Zur Bedeutung symbol. Handelns in der Wahlkampfkommunikation der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Westdt. Verl.
- Sarcinelli, U. (1989): Symbolische Politik und politische Kultur, S. 292-309, in: Politische Vierteljahresschrift, 30.
- Sarcinelli, U. (1991): Massenmedien und Politikvermittlung – eine Problem- und Forschungsskizze, S. 469-486, in: Hans-Bredow-Institut (Hg.): Rundfunk und Fernsehen – Zeitschrift für Medien- und Kommunikationswissenschaft, 39, Baden-Baden.
- Sarcinelli, U. (1992): 'Staatsrepräsentation' als Problem politischer Alltagskommunikation: Politische Symbolik und symbolische Politik, S. 159-174, in: Gauger, J.-D.; Stagl, J. (Hg.): Staatsrepräsentation. Berlin: Reimer.
- Sarcinelli, U. (1998): Politische Inszenierung im Kontext des aktuellen Politikvermittlungsgeschäfts, S. 146-157, in: Arnold, S. R.; Fuhrmeister, C.; Schiller, D. (Hg.): Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert. Zur Sinnlichkeit der Macht. Wien, Köln: Böhlau.
- Sarcinelli, U. (2002): Die politische Kommunikationsforschung in der deutschen Politikwissenschaft am Scheideweg. Vom Nischendasein zur Forschungsperspektive in politikwissenschaftlichen Kernbereichen, S. 327-337, in: Schatz, H.: Politische Akteure in der Mediendemokratie. Politiker in den Fesseln der Medien. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Sarcinelli, U. (2003): Parteien in der Kommunikationsfalle? Zwischen politischem Traditionsverein und Event-Agentur, S. 49-60, in: Sarcinelli, U.; Tenscher, J. (Hg.) (2003): Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Beiträge zu Theorie und Praxis moderner Politikvermittlung. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Sarcinelli, U. (2005): Politische Kommunikation in Deutschland. Zur Politikvermittlung im demokratischen System.. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Sarcinelli, U. (2006): „Elite, Prominenz, Stars? Zum politischen Führungspersonal in der Mediendemokratie, S. 62-83, in: Balzer, A. (Hg.): Politik als Marke. Politikvermittlung zwischen Kommunikation und Inszenierung. Berlin: Lit-Verl.
- Sarcinelli, U. (2009): Politische Kommunikation in Deutschland. Zur Politikvermittlung im demokratischen System. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Sarcinelli, U. (2010): Politik in Rheinland-Pfalz. Gesellschaft, Staat und Demokratie. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Sarcinelli, U.; Tenscher, J. (2003): Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Eine Einführung, S. 9-22, in: Sarcinelli, U.; Tenscher, J. (Hg.): Machtdarstellung und Darstellungsmacht. Beiträge zu Theorie und Praxis moderner Politikvermittlung. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Sarcinelli, U.; Tenscher, J. (2008): Politikherstellung und Politikdarstellung. Beiträge zur politischen Kommunikation. Köln: von Halem.
- Sarrazin, T. (2010): Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen. München: Dt. Verl.-Anst.
- Saussure, F. de; et al. (2001): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter.
- Saussure, F. de; et. al. (2003): Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Savigny, E. von (1996): Der Mensch als Mitmensch. Wittgensteins "Philosophische Untersuchungen". München: Dt. Taschenbuch-Verl.
- Saxer, U. (1997): Kommunikationsforschung und Kommunikatoren: Konstitutionsphase einer publizistikwissenschaftlichen Teildisziplin, S. 39-54, in: Bentele, G.; Haller, M. (Hg.): Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure - Strukturen – Veränderungen. Konstanz: UVK-Medien
- Saxer, U. (1999): Der Forschungsgegenstand der Medienwissenschaft, S. -15, in: Leonhard, J.-F. (1999): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen. Berlin: de Gruyter.
- Saxer, U. (2002): System, Systemwandel und politische Kommunikation, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Saxer, Ulrich: Zur Theorie von Medien-Kulturkommunikation, S. 9-43, in: Saxer, Ulrich (Hg.) (1998): Medien-Kulturkommunikation. Opladen: Westdt. Verl.
- Schaper, R. (2008): "Michael, du bekommst die Millionen ...". Zehn Jahre Bundeskulturpolitik: Die früheren SPD-Kulturstaatsminister über Föderalismus, Europa und das Amt, in: Der Tagesspiegel vom 28.10.2008,
- Scharpf, F. W. (2000): Interaktionsformen – Akteurzentrierter Institutionalismus in der Politikforschung. Opladen: Leske und Budrich.

- Schatz, H. (2002): Politische Akteure in der Mediendemokratie. Politiker in den Fesseln der Medien.. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Schechner, R. (1978): Victor Turner's Last Adventure, in: Turner, V.: The Anthropology of Performance, New York, S. 7-20.
- Scheuch, E.; Wildenmann, R. (Hg.) (1965): Zur Soziologie der Wahl, KZfSS-Sonderheft 9, Köln/Opladen.
- Scheytt, O./Grandmontagne, M. (2004): Verankerung einer kulturellen Staatszielbestimmung im Grundgesetz. Anhörung und Initiative der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“, S. 42-45, in: Kulturpolitische Gesellschaft (Hg.): Thema: Kultur verankern. Kulturpolitische Mitteilungen. 107, IV.
- Schicha, C. (2005): Die Theatralität der Politikvermittlung. Zur Medieninszenierung in der Wahlkampfkommunikation, S. 113-128, in: Kreyher, V. J. (Hg.): Handbuch politisches Marketing. Impulse und Strategien für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Schicha, C.; Eggert, D.(2003): Die Theatralität der politischen Kommunikation. Medieninszenierungen am Beispiel des Bundestagswahlkampfes 2002. Münster, Hamburg: Lit.
- Schick, S. (2010): Interne Unternehmenskommunikation. Strategien entwickeln, Strukturen schaffen, Prozesse steuern. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Schieman, J. W. (2000): Meeting Halfway between Rochester and Frankfurt. Generative Saliency, Focal Points, and Strategic Interaction, S. 1-16, in: American Journal of Political Science, 44, 1.
- Schiller, F. (1927): „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“, in: Schiller, F.: Sämtliche Werke, Bd. V, Leipzig,
- Schimmelpfennig, F. (2000): International Socialization in the New Europe: Rational Action in an Institutional Environment. S. 109-139, in: European Journal of International Relations, 6, 1.
- Schirmer, D. (1992): Mythos - Heilshoffnung - Modernität. Politisch-kulturelle Deutungscode in der Weimarer Republik. Opladen: Westdt. Verl..
- Schirmer, D. (1992): Mythos - Heilshoffnung - Modernität. Politisch-kulturelle Deutungscode in der Weimarer Republik. Opladen: Westdt. Verl.
- Schissler, J.(2010): Die politische Kultur der USA. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl
- Schlögel, K. (2006): Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Schmalz-Bruns, R. (1995): „Selbstorganisation, Selbstregierung, Selbstverwirklichung: Die Idee der Öffentlichkeit im Spiegel moderner Demokratietheorien“, S. 39-74, in: Göhler, G. (Hg.) (1995): Macht der Öffentlichkeit - Öffentlichkeit der Macht. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Schmid, M.; Maurer, A. (2006): Institution und Handeln, S. 9-46, in: Schmid, M. (2006): Ökonomischer und soziologischer Institutionalismus. Interdisziplinäre Beiträge und Perspektiven der Institutionentheorie und -analyse. Marburg: Metropolis-Verl.
- Schmidt, R. F.; Schaible, H.-G. (2006): Neuro- und Sinnesphysiologie, Springer, Heidelberg 2006.
- Schmidt, S. (2005): Kommunikationstheorie. S. 92-97, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Schmitt, C. (1996): Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus. Berlin: Duncker und Humblot.
- Schmitt, C. (2003): Verfassungslehre. Berlin: Duncker & Humblot.
- Schmitt, C. (2009): Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität. Berlin: Duncker & Humblot.
- Schneider, H. (2004): Marken in der Politik. Erscheinungsformen, Relevanz, identitätsorientierte Führung und demokratietheoretische Reflexion. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Schneider, M. A. (1987): Culture-as-Text in the Work of Clifford Geertz, S. 809-893, in: Theory and Society, 16.
- Schneider, W. (1999): "So tot wie nötig - so lebendig wie möglich!". Sterben und Tod in der fortgeschrittenen Moderne ; eine Diskursanalyse der öffentlichen Diskussion um den Hirntod in Deutschland. Münster: Lit.
- Schneider, W. (2009): Grundlagentexte zur Kulturpolitik. Eine Lektüre für Studium und Beruf. Hildesheim: Glück & Schiller.
- Schneider, W. (Hg.) (2008): Auswärtige Kulturpolitik. Dialog als Auftrag – Partnerschaft als Prinzip, Bonn / Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V. / Klartext-Verlag.
- Schneider, W. L. (2005): Garfinkel - RC - Habermas - Luhmann. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Schnettler, B. (2006): Thomas Luckmann: Kultur zwischen Konstitution, Konstruktion und Kommunikation, S. 170-184, in: Moebius, S.; Quadflieg, D. (2006): Kultur: Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Schönbach, K. (2002): Politische Kommunikation – Publizistik- und kommunikationswissenschaftliche Perspektiven, S. 114-137, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U.(2002): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.

- Schubert, K. (1994): „Netzwerkanalyse“; in: Kriz, J.; Nohlen, D.; Schultze, R.-O.: Politikwissenschaftliche Methoden. München: Beck.
- Schulz Thun, F. von (2010): Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.
- Schulz, W. (1997): Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung zur Rolle der Massenmedien in der Politik. Opladen: Westdt. Verl.
- Schulz, W. (1998): Wahlkampf unter Vielkanalbedingungen, in Media Perspektiven, 8.
- Schulz-Bruhdoel, N.; Fürstenau, K. (2010): Die PR- und Pressefibel. Zielgerichtete Medienarbeit ; das Praxisbuch für Ein- und Aufsteiger. Frankfurt a. M.: FAZ-Inst. für Management- Markt- und Medieninformationen.
- Schürmann, F. (1992): Öffentlichkeitsarbeit der Bundesregierung. Strukturen Medien Auftrag und Grenzen eines informalen Instruments der Staatsleitung. Berlin: Duncker & Humblot.
- Schürmann, F. (1992): Öffentlichkeitsarbeit der Bundesregierung. Strukturen, Medien, Auftrag und Grenzen eines informalen Instruments der Staatsleitung. Berlin: Duncker & Humblot.
- Schuster, J. M. (2002) Informing Cultural Policy: The Research and Information Infrastructure, Center for Urban Policy Research, New Brunswick.
- Schütz, A.; Endreß, M. (2004): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Konstanz: UVK Verl.-Ges..
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview, S. 283-293, in: Neue Praxis, 13, 3.
- Schweiger, G.; Schrattenecker, G. (2009): Werbung. Eine Einführung. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Schweiger, W.; Beck, K. (2010): Handbuch Online-Kommunikation. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Schwelling, B. (2001): Politische Kulturforschung als kultureller Blick auf das Politische. Überlegungen zu einer Neuorientierung der Politischen Kulturforschung nach dem ‚cultural turn‘, S. S. 601-629, in: Zeitschrift für Politikwissenschaft, Jg. 11, 2.
- Schwelling, B. (2004): Der kulturelle Blick auf politische Phänomene. Theorien, Methoden, Problemstellungen, S. 11-32, in: Schwelling, B. (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien Methoden Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Schwelling, B. (Hg.). (2004a): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien Methoden Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Schwencke, O.; Bühler, J.; Wagner, M. K. (2009): Kulturpolitik von A - Z. Ein Handbuch für Anfänger und Fortgeschrittene. Berlin: B&S Siebenhaar.
- Schweppenhäuser, G. (2009): Theodor W. Adorno zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Schwingel, M.; Bourdieu, P. (1995): Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius
- Searle, J. R. (2008): Speech acts. An essay in the philosophy of language. Cambridge: Univ. press.
- Sebaldt, M.; Gast, H. (Hg.) (2010): Politische Führung in westlichen Regierungssystemen. Theorie und Praxis im internationalen Vergleich. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Seitter, W. (2004): Michel Foucault (1926-1984). Struktur, Entscheidung, Ordnung, Stil, S. 163-186, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (2004): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie, Bd. I, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Seitz, N.(2005): Die Kanzler und die Künste. Die Geschichte einer schwierigen Beziehung. München: Siedler.
- Sen, A. (1987): On ethics and economics. Oxford: Blackwell.
- Senge, K. (2006): Zum Begriff der Institution im Neoinstitutionalismus, S. 35-47, in: Senge, K.; Hellmann, K.-U.; Scott, W. R. (Hg.): Einführung in den Neo-Institutionalismus. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Senge, P. M. (2008): Die fünfte Disziplin. Kunst und Praxis der lernenden Organisation. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Sennett, R.; Kaiser, R. (2004): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Shweder, R. A. (2005); Cliff Notes. The Pluralism of Clifford Geertz, S. 1-9, in: Shweder, R. A.; Good, B (Hg.): Clifford Geertz by his Colleagues, Chicago.
- Sievers, N. (2005): Bundeskulturpolitik – Wie geht es weiter? S. 39, in: Kulturpolitische Gesellschaft (Hg.): Thema: Bundeskulturpolitik - Bilanz und Ausblick. In: Kulturpolitische Mitteilungen. Zeitschrift für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft, 110/III.
- Sievers, N. (2008): Im Bund mit der Kultur – Zehn Jahre BKM. Jubiläum bietet Grund zum Rückblick und zum Feiern, S. 7–7N, in: Kulturpolitische Mitteilungen, Zeitschrift für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft, 123, IV.
- Sievers, N. (2008a): Kultur. Macht. Europa - Europa. Macht. Kultur. Begründungen und Perspektiven europäischer Kulturpolitik ; Dokumentation des Vierten Kulturpolitischen Bundeskongresses am 7./8. Juni 2007 in Berlin. Essen: Klartext-Verl.
- Simonis, A. (2005): Mentalität: S. 150-151, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.

- Singer, O. (2003): Kulturpolitik und Parlament. Kulturpolitische Debatten in der Bundesrepublik Deutschland seit 1945, in: Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestags: Info-Brief, 078, 03.
- Singer, O. (2004): Der Deutsche Bundestag und die Auswärtige Kulturpolitik, in: Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestags (Hg.). Info-Brief, 075, 04.
- Snow, D. A.; Benford, R. D. (1988): Ideology, frame resonance, and participant mobilization, 197–217, in: International Social Movement Research, 1.
- Soeffner, H.-G. (1992): Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags, Bd.2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Soeffner, H.-G. (1999) Verstehende Soziologie, in: Hitzler, R.; Reichertz, J.; Schröer, N. (Hg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK Univ.-Verl. Konstanz.
- Sommer, F. (2008): Kulturpolitik als Bewährungsprobe für den deutschen Föderalismus, Frankfurt a. M. / Berlin / Bremen: Peter Lang.
- Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Bündnis 90/Die Grünen (Hg.) (1998): Aufbruch und Erneuerung - Deutschlands Weg ins 21. Jahrhundert. Koalitionsvereinbarung. Bonn, 20.10.1998.
- Soziokulturelles Zentrum St. Marien Frankfurt (Hg.) (O. J.): Nach dem Vorbild alter Kirchenbaukunst – Choreinwölbung in der Marienkirche, auf: http://www.zentrum-ffo.de/pdf/faltblatt_marienkirche.pdf, Zugriff am 7.1.2011
- Spengler, O. (2007): Der Untergang des Abendlandes. Ausgewählte Schriften. Berlin: Directmedia Publ.
- Speth, R. (1997): Pierre Bourdieu – die Ökonomisierung des Symbolischen, S. 321-348, in: Göhler, G. (Hg.): Institution - Macht - Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Speth, R. (1997a): Symbol und Fiktion, S. 65-142, in: Göhler, G. (Hg.): Institution - Macht - Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Steffani, W. (2002): Oppositionskommunikation, S. 456-463, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U.: Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Steinbacher, F. (1976): Kultur, Begriff – Theorie, Stuttgart.
- Steiner, U. (1983): „Kulturauftrag im staatlichen Gemeinwesen“, 1. Beratungsgegenstand, 1. Bericht, S. 7-45, in: Steiner, U.; Grimm, D.; Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer (Hg.): Kulturauftrag im staatlichen Gemeinwesen. Jahrestagung 1983. Berlin; New York: Walter de Gruyter
- Steiner, U. (1983): „Kulturauftrag im staatlichen Gemeinwesen“, Erster Beratungsgegenstand, 1. Bericht, S. 7-45, in: Steiner, U.; Grimm, D.; Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer: Kulturauftrag im staatlichen Gemeinwesen. Jahrestagung. Berlin; New York: Walter de Gruyter.
- Stierstorfer, K. (2005): Linguistic Turn, S. 132-133, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- Stiff, J. B.; Mongeau, P. A. (2003): Persuasive communication. New York: Guilford Press.
- Stollberg-Rilinger, B. (2005): Was heißt Kulturgeschichte des Politischen. Tagungsband. Berlin: Duncker & Humblot.
- Street, J. (1997): Politics and popular culture. Cambridge: Polity Press.
- Strohmeier, G. (2004): Politik und Massenmedien. Eine Einführung. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Sturm, R. (1985): Die Politikstilanalyse. Zur Konkretisierung des Konzepts der Politischen Kultur in der Policy-Analyse, S. 111-116, in: Hartwich, H.-H. (Hg.): Policy-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen.
- Süddeutsche Zeitung (Hg.) (2011): Mediadaten, <http://mediadaten.sueddeutsche.de/home/>, Zugriff am 1.2.2011.
- Sukale, M. (2006): Max Weber (1864-1920). Kultur zwischen Chaos und Entzauberung, S. 11-37, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (Hg.): Culture Club II. Klassiker der Kulturtheorie: Suhrkamp.
- Sylvester, C.; Bleiker, R. (1998): Meine Stimme ein Vogellaut. Sprachkritik, Empathie und internationales Geschlechterregime, S. 411-424, in: Kreisky, E.; Sauer, B. (Hg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Szabo, E. (1998): Organisationskultur und Ethnographie. Fallstudie in einem österreichischen Krankenhaus. Wiesbaden: DUV Dt. Univ.-Verl.
- Taylor, C. (1985): Self-Interpreting Animals, S. 45-76, in: Taylor, C. (Hg.): Philosophical papers. Bd. 1, Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Taylor, C. (1994): Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität: Suhrkamp.
- Taylor, C. (1995): Aneinander vorbei: Die Debatte zwischen Liberalismus und Kommunitarismus, S. 103-130, in: Honneth, A. (Hg.): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften. Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Taylor, C. (1995a): Das Unbehagen an der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Taylor, C.; Kocyba, H.; Honneth, A. (1992): Negative Freiheit. Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Taylor, C.; Körtian, G.; Lindqvist, N. (1975): Erklärung und Interpretation in den Wissenschaften vom Menschen. Aufsätze. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Tenscher, J. (2002): Verkünder – Vermittler – Vertrauensperson. Regierungssprecher im Wandel der Zeit, S. 246-269, in: Schatz, H. (2002): Politische Akteure in der Mediendemokratie. Politiker in den Fesseln der Medien. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Tenscher, J. (2003): Professionalisierung der Politikvermittlung. Politikvermittlungsexperten im Spannungsfeld von Politik und Massenmedien. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Tenscher, J. (2007): Politische Kommunikation in internationalen Beziehungen. Zugänge und Perspektiven, S. 7-32, in: Tenscher, J. (Hg.): Politische Kommunikation in internationalen Beziehungen. Berlin: Lit.
- Thierse, W. (2007): Keine Partei hat die Kultur gepachtet. Das kulturpolitische Profil der SPD, in: Politik und Kultur (puk), 4.
- Thies, C. (2000): Arnold Gehlen zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Thompson, M.; Ellis, R. J.; Wildavsky, A. B. (1990): Cultural theory. Boulder, Colo.: Westview Press.
- Throsby, D. (2010): The Economics of Cultural Policy, Cambridge University Press.
- Thurn, H. P. (1990): Anthropologie als Vermittlung und Versöhnung. Zu Claude Lévi-Strauss' zivilisationskritischer Kulturtheorie, S. 344-367, in: Brackert, H.; Wefelmeyer, F. (Hg.): Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Thurn, H. P. (2001): Kultur, Zivilisation, Alltag. Bemerkungen zur Ideengeschichte, S. 31-84, in: Thurn, Hans Peter (Hg.): Kultur im Widerspruch. Analysen und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich.
- Tibi, B. (2000): Europa ohne Identität. Die Krise der multikulturellen Gesellschaft. München: Siedler.
- Tocqueville, A. de (2004): Über die Demokratie in Amerika. Stuttgart: Reclam.
- Trabant, J. (1996): Elemente der Semiotik. Tübingen: Francke.
- Tsebelis, G. (2002): Veto Players: How Political Institutions Work, Princeton: Princeton University Press.
- Turner, V. (1964): Betwixt and Between: The Liminal Period in Rites de Passage. in: Melford E. S., (Hg.): Symposium on New Approaches to the Study of Religion. Seattle: American Ethnological Society
- Ufert, G. H. (2006): Politikmarketing. Das Marketing der politischen Partei. Berlin: Lit-Verl.
- Ulbert, C. (1997): Die Konstruktion von Umwelt. Der Einfluß von Ideen, Institutionen und Kultur auf die (inter-)nationale Klimapolitik in den USA und der Bundesrepublik Deutschland. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Vater, H. (2002): Einführung in die Sprachwissenschaft. München: Fink.
- Verba, S. (1980): „On Revisiting the Civic Culture: A Personal Postscript“, S. 394-410, in: Almond, G. A.; Verba, S. (Hg.): The Civic culture revisited. An analytic study. Boston: Little Brown.
- Viehöver, W. (2005): Kultur, Diskurs und Ereignis. Die Erklärung kulturellen Wandels zwischen Diskurstheorie und wissenssoziologischer Hermeneutik, S. 199-227, in: Keller, R. (Hg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- Villinger, I. (2004): Ernst Cassirer (1874-1945). Eine symbolische Logik des Politischen, S. 67-85, in: Hofmann, M. L.; Korta, T. F.; Niekisch, S. (Hg.): Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie, Bd. I, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Virilio, P. (2008): Rasender Stillstand. Essay. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Voegelin, E.; Hogan, M. P. (2001): Order And History: University of Missouri Press.
- Voegelin, E.; Opitz, P. J.; Gattenhof, I. (2004): Die neue Wissenschaft der Politik. Eine Einführung. München: Fink.
- Voigt, R. (2002): Rechtspolitische Kommunikation, S. 540-546, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Voigt, R. (Hg.) (1995): Der kooperative Staat. Krisenbewältigung durch Verhandlung. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Vondung, K. (1971): Magie und Manipulation. Ideologischer Kult und politische Religion des Nationalsozialismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Vowe G. (2006): Politische Kommunikation, S. 217, in: Bentele, G.; Brosius, H.-B.; Jarren, O. (Hg.): Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Wagner, B. (1998): „Kulturkompetenz des Bundes. Verfassungsrechtliche Grundlagen und kulturpolitische Praxis“, S. 28-30, in: Kulturpolitische Mitteilungen. Thema: Bundes - Kultur - Politik. Zeitschrift für Kulturpolitik der kulturpolitischen Gesellschaft, 80, 1.
- Wagner, B. (2002): „Von der ‚Timidität‘ zur ‚Präpotenz‘. Wie es zu einem Kulturstaatsminister auf Bundesebene kam“, S. 40-45, in: Deutscher Kulturrat (Hg.): Kulturpolitische Mitteilungen. Schwerpunkt: Vier Jahre

- Bundeskulturpolitik. In: Kulturpolitische Mitteilungen. Zeitschrift für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft, 98, 3.
- Wagner, B. (2005): „Kulturpolitik. Der Begriff“, Das Stichwort, S. 74-76 , in: Kulturpolitische Mitteilungen. Thema: Bundeskulturpolitik - Bilanz und Ausblick, Zeitschrift für Kulturpolitik der kulturpolitischen Gesellschaft, III.110
 - Wagner, B. (2008): Verfassungsfolklore und österreichisches Marineministerium. Zehn Jahre Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien, in: Kulturpolitische Mitteilungen, Zeitschrift für Kulturpolitik der kulturpolitischen Gesellschaft, 122/III.
 - Wagner, H.-J.; Oevermann, U. (2001): Objektive Hermeneutik und Bildung des Subjekts. Mit einem Text von Ulrich Oevermann: "Die Philosophie von Charles Sanders Peirce als Philosophie der Krise". Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
 - Wagner, H.-P. (2005): Repräsentation, S. 188-190, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
 - Waltz, K. N. (2007): Theory of international politics. Boston: McGraw-Hill.
 - Walz, R. (2005): Der Begriff der Kultur in der Systemtheorie, S. 97-113, in: Stollberg-Rilinger, B. (2005): Was heißt Kulturgeschichte des Politischen. Tagungsband. Berlin: Duncker & Humblot.
 - Wangen, E. (1983): Polit-Marketing. Das Marketing-Management der politischen Parteien. Opladen: Westdeutscher Verlag.
 - Warnke, I. (2002): Texte in Texten – Postrukturalistischer Diskursbegriff und Textlinguistik, S. 1-17, in: Adamzik, K. (Hg.): Texte - Diskurse - Interaktionsrollen. Analysen zur Kommunikation im öffentlichen Raum. Tübingen: Stauffenburg-Verl.
 - Watzlawick, P., Beavin, J. H.; Jackson, D. D (1968): Pragmatics of human communication: a study of interactional patterns, pathologies, and paradoxes, London: Faber.
 - Weber, M. (1963): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. 1-3. Tübingen: Mohr.
 - Weber, M. (1988): Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft, in: Weber, M.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Mohr.
 - Weber, M. (1988a): Gesammelte Aufsätze. Tübingen: Mohr.
 - Weber, M.; Kaesler, D. (2006): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. München: Beck.
 - Weber, M.; Käsler, D. (2010): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. München: Beck.
 - Weber, M.; Ulfing, A. (2005): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.
 - Weck, B. (2001): Verfassungsrechtliche Legitimationsprobleme öffentlicher Kunstförderung aus wirklichkeitswissenschaftlicher Perspektive. Berlin: Duncker & Humblot.
 - Wehling, H.-G. (1985a): Regionale politische Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Einführung, S. 7-14, in: Wehling, H.-G. (Hg.): Regionale politische Kultur. Stuttgart, Berlin: Kohlhammer.
 - Wehling, H.-G. (Hg.) (1985): Regionale politische Kultur. Stuttgart, Berlin: Kohlhammer.
 - Weidenfeld, W. (2007): Einführung: Politische Kommunikation in strategischer Perspektive, S. 7-14, in: Weidenfeld, W. (Hg.): Reformen kommunizieren. Herausforderungen an die Politik. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
 - Weiss, C. (1999): Stadt ist Bühne – Kulturpolitik heute. Hamburg: Europ. Verl.-Anst.
 - Wendt, A. (2010): Social theory of international politics. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
 - Wersing, G.: Medien, Wirklichkeiten und Virtualisierung, S. 529-538, in: Bentele, G.; Haller, M. (Hg.) (1997): Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure - Strukturen – Veränderungen. Konstanz: UVK-Medien.
 - Wesner, S. (2010): 'Cultural fingerprints - the legacy of cultural values in the current cultural policy agenda in Germany', S. 433-448, in: International Journal of Cultural Policy, 16, 4.
 - Westle, B. (2009): Weiterentwicklungen des Konzepts der Politischen Kultur in der empirischen Sozialforschung, S. 40- 55, in: Westle, B.; Gabriel, O. W. (2009): Politische Kultur. Eine Einführung. Baden-Baden: Nomos.
 - Westle, B. (2009a): Rezeptionsgeschichte des Konzepts der Politischen Kultur, S. 24-39, in: Westle, B.; Gabriel, O. W. (Hg.): Politische Kultur. Eine Einführung. Baden-Baden: Nomos.
 - Westle, B.; Gabriel, O. W. (2009): Politische Kultur. Eine Einführung. Baden-Baden: Nomos
 - Widmer, T./Binder, H.-M. (1997): Forschungsmethoden, S. 214-256, in: Bussmann, W.; Klöti, U.; Knoepfel, P. (Hg.): Einführung in die Politikevaluation. Basel; Frankfurt a. M.: Helbing und Lichtenhahn.
 - Wiedemann, P. (1991): Gegenstandsnahe Theoriebildung, S. 440-445, in: Flick, U.: Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie-Verl.-Union.,
 - Wiek, U. (1996): Politische Kommunikation und Public Relations in der Rundfunkpolitik. Eine politikfeldbezogene Analyse. VISTAS-Verl.
 - Wierzbicka, A. (1992): Semantics, culture, and cognition. Universal human concepts on culture-specific configurations. Oxford/New York: Oxford University Press.

- Wiesendahl, E. (2002): Parteienkommunikation, S. 442-449, in: Jarren, O.; Sarcinelli, U.; Saxer, U. (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdt. Verl.
- Wilhelm, H. (1964): Richtlinienkompetenz und Regierungstechnik. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Williams R. (1961): The long Revolution, London.
- Williamson, O. E.; Streissler, M. (1990): Die ökonomischen Institutionen des Kapitalismus. Unternehmen, Märkte, Kooperationen. Tübingen: Mohr.
- Wimmer, K. (2009): Die Internetkampagnen im Bundestagswahlkampf 2009, in: CAP aktuell Working Paper, München: Centrum für angewandte Politikforschung.
- Winch, P. (1958): Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie: Suhrkamp.
- Winter, J. (2008): Staatskirchenrecht der Bundesrepublik Deutschland: Eine Einführung mit kirchenrechtlichen Exkursen, Luchterhand.
- Wistrich, R. S.; Holland, L.; Delavre, V. (1996): Ein Wochenende in München. Kunst, Propaganda und Terror im Dritten Reich. Frankfurt a. M.: Insel-Verl.
- Wittgenstein, L. (1984): Das Blaue Buch, Bd. 5 in: Wittgenstein, L.: Werkausgabe, 8 Bd. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittgenstein, L. (1984a): Philosophische Grammatik, Bd. 4, in: Wittgenstein, L.: Werkausgabe, 8 Bd. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittgenstein, L. (1984b): Wittgenstein und der Wiener Kreis, Bd. 3. in: Wittgenstein, L.: Werkausgabe, 8 Bd. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittgenstein, L.; Schulte, J. (Hg.) (2004): Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wittgenstein, L.; Schulte, J. (Hg.) (2008): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wolling, J.; et al. (2011): Bürger online. Die Entwicklung der politischen Online-Kommunikation in Deutschland: UVK.
- Wundt, W. (1911): Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte, 3. Leipzig: Engelmann.
- Würkner, J. (1994): Das Bundesverfassungsgericht und die Freiheit der Kunst. München: Vahlen.
- Würkner, J. (1994): Das Bundesverfassungsgericht und die Freiheit der Kunst. München: Vahlen.
- Yaverbaum, et. Al. (2007): PR für Dummies. Weinheim: Wiley-Vch.
- Zacher, J.; Zacher, M. (2000): Soziale Sicherheit für Künstler und Publizisten. Das Handbuch zur Künstlersozialversicherung. Starnberg: R. S. Schulz.
- Zapf, H. (2005): Dekonstruktivismus, S. 17-21, in: Nünning, A. (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften. Stuttgart: Metzler.
- ZDF (Hg.) (2002): Kulturzeit. Mitschnitt vom Auftritt des Staatsministers für Kultur und Medien, 02.09.2002.
- Zedtwitz-Arnim, G.-V. Graf (1961): Tue Gutes und rede darüber. München: Heyne.
- Zehnpfennig, B. (2005): Platon zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Zentrum für Kulturforschung (Hg.) (O. J.), auf: <http://www.kulturforschung.de/>, Zugriff am 1.1.2011.
- Zimmermann, O.; Ernst, S. (2008): Kulturpolitik der Parteien. Visionen, Programmatik, Geschichte und Differenzen.. Berlin: Dt. Kulturrat.
- Zimmermann, O.; Schulz, G. (2010): Kulturlandschaft Deutschland. Die Provinz lebt. Berlin: Dt. Kulturrat.
- Zimmermann, O.; Schulz, G. (Hg.) (2008): Im Labyrinth der Kulturzuständigkeit - Die Kulturverwaltung der Länder, des Bundes und der Europäischen Union, Berlin.

Teil VII: Anhang

A Codebook: Empirische Analyse

1 Quellen des öffentlichen Kommunizierens des BKM

1.1 Textrecherche

- Online-Archiv der Bundesregierung: Online-Recherche. Suchbegriff „Nida-Rümelin“ und Thema „Kultur“, Zeitraum 1.1.2001 bis 31.10.2002, auf <http://archiv.bundesregierung.de>
- Dokumentations- und Informationssystem für Parlamentarische Vorgänge (DIP) des Deutschen Bundestages, Recherche von Redebeiträgen der Amtsträger im Deutschen Bundestag, auf: <http://www.bundestag.de/dokumente/drucksachen/index.html>
- Archiv der SPD: Recherche vor Ort, Durchsicht sämtlicher dokumentierten Unterlagen zum BKM und zur Kulturpolitik im Zeitraum
- Pressestelle des BKM und Archiv im Bundespresse- und Informationsamt: Recherche vor Ort und Zusendung von Unterlagen, Durchsicht sämtlicher Unterlagen zum BKM
- Referate K11 und K13 im Bundeskanzleramt: Zusendung von BKM-bezogenen Unterlagen
- Privatarchiv des Bundeskulturstaatsministers a. D. Nida Rümelin: Diverse Dokumentationen
- Kulturpolitische Mitteilungen des Deutschen Kulturrats
- Diverse öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten: Auszüge aus den Mitschnitt-Datenbanken und TV-Mitschnitte der Sendungen „Kulturzeit“ auf 3sat vom 26.01.2001 und vom 2.9.2002, der Sendung „Johannes B. Kerner-Show“ vom 22.3.2002, der Sendung „heute journal“ vom 1.10.2002
- Askania Media GmbH: Aufzeichnung zur Deutschen Filmpreisverleihung 2001 und 2002
- Jüdisches Museum Berlin: Mitschnitt der Eröffnung des Museums
- Broschüren: Was macht der Bund in Kunst und Kultur?
- Bundesbildstelle: Zusendung des gesamten Bestands des im Analysezeitraum für den BKM produzierten Fotomaterials

1.2 Interviews

- Experteninterview mit dem Staatsminister für Kultur und Medien a. D. Michael Naumann
- Experteninterview mit der Staatsministerin für Kultur und Medien a. D. Christina Weiss
- Experteninterview mit dem Staatsminister für Kultur und Medien a. D. Julian Nida-Rümelin
- Experteninterview mit Dr. Klaus Scherer, Geschäftsführer des SPD Kulturforums.
- Hintergrundgespräch mit einer Vertreterin der Pressestelle des BKM im Bundespresse- und Informationsamt

Die ersten vier Gespräche wurden digital aufgezeichnet und transkribiert. Eine Dokumentation dieser Interviews findet sich in Kapitel VI.B.

1.3 Quellenbeurteilung

Durch die Kombination verschiedener Archive und Quellen ist es mir möglich, die öffentlich geäußerten Signifikantenkomplexe des BKM in der Amtszeit von Prof. Nida-Rümelin recht umfassend zu rekonstruieren. Unschärfen ergeben sich dabei aus einer möglicherweise lückenhaften Einstellung von Dokumenten im Onlinearchiv der Bundesregierung, weiter aus unklaren Formulierungen im Rahmen von Veröffentlichungsprozessen („unter Vorbehalt“, „evtl.“) und möglichen kurzfristigen Änderungen im persönlichen Terminkalender des BKM. Zudem fehlen Daten zur Häufigkeit und Reichweite der Veröffentlichung von Pressefotos und Werbeanzeigen. Generell sind Signifikantenkomplexe häufig nicht im originellen situativen Kontext zugänglich, manche sind in anderen Signifikantengattungen dokumentiert als der BKM ursprünglich geäußert hat.

2 Kriterien für die Grobanalyse des öffentlichen Kommunizierens

2.1 Eingrenzung des Forschungsgegenstands

2.1.1 Ein kommunikativer Akt

- Kodiereinheit ist hier ein kommunikativer Text. Dieser zeichnet sich nach den Kriterien der Textualität²⁵¹² durch zeitliche und örtliche, akteurbezogene und thematische Kohärenz und Konsistenz aus.
- Beispielsweise findet die Verleihung des Filmpreises an einem Ort in einem begrenzten Zeitraum mit bestimmten Protagonisten und Teilnehmern statt, das Thema ist klar definiert.
- Grenzfälle: Textkombinationen, etwa Anhänge an Dokumente, ein Interview am Rande einer Pressekonferenz, Veranstaltungen mit Medienbegleitung. Diese werden jeweils als ein Akt gezählt.

2.1.2 Kommunikativ gerichtete Signifikantenkomplexe

- Zu kommunikativ gerichteten Signifikantenkomplexen zählen wir im Rahmen des Patchwork-Modells welche, die im Rahmen zeichenhafter Prozesse geäußert wurden und sich an ein menschliches Gegenüber richten.
- Physische Gewalteinwirkung auf andere Menschen oder die Natur, beispielsweise körperliche Zwangsmaßnahmen, fiskalische Transaktionen, oder auch Interpretationen für sich selbst, sind so nicht Gegenstand kommunikativer Prozesse. Auch die Übernahme von Schirmherrschaften wird nicht gezählt, da hier kein Kommunizieren des BKM ersichtlich wird.

2.1.3 Öffentliche Äußerungen

- Öffentlich sind die Signifikantenkomplexe des BKM dann, wenn sie sich an eine große, disperse Zahl von Rezipienten richten (das Kriterium der Rezeption eines dispersen Publikums können wir nicht heranziehen, da die Resonanzdaten nicht erhoben wurden).
- Ausgeschlossen sind damit arkane, geheime kommunikative Akte oder welche, die im kleinen Kreis stattfinden, etwa Hintergrundgespräche, Kabinettsitzungen, Vorberechungen, interne Meetings, innerbehördliches Kommunizieren wie Jour Fixes, Bürorunden. Weiter kommunikative Akte, die in der Regel nur von politischen Entscheidungsträgern rezipiert werden, etwa die Publikation von Gesetzesentwürfen, oder Haushaltsplänen. Derartige nichtöffentliche Quellen sind schwer für Außenstehende zugänglich. Wir können sie nur grob auf Basis der Quellen quantifizieren.

2.1.4 Emittent BKM

- Erfasst werden kommunikative Emissionen des korporativen Akteurs BKM, also öffentliche Äußerungen, die ein offizieller Vertreter der Organisation des BKM, insbesondere der Amtsträger, getätigt hat.

²⁵¹² Vgl. De Beaugrande, Dressler 1981, S. 3.

- Abgrenzung: Kulturpolitisches Kommunizieren von anderen Regierungsmitgliedern oder von Behörden, die dem BKM nachgeordnet sind, wird nicht berücksichtigt. Kommunikative Akte des Amtsträgers in seiner Rolle als Wissenschaftler werden ebenfalls nicht erfasst. Unschärfen ergeben sich hier aus offiziellen Vertretungen des Amtsträgers durch BKM-Mitarbeiter, die aufgrund der Quellenlage nicht erfasst werden können.

2.1.5 Untersuchungszeitraum

Untersuchungszeitraum ist die Amtszeit von BKM Nida-Rümelin inklusive der Vor- und Nachberichterstattung, damit die Phase vom 1.1.2001 bis 31.10.2002.

2.2 Nummer des kommunikativen Aktes

Laufende Nummer des einzelnen Aktes.

2.3 Kommunikative Interaktionssituation

2.3.1 Emittent

Wer innerhalb des BKM tritt als Emittent eines kommunikativen Aktes auf?

- Antwortbeispiele: Nida-Rümelin, Online-Redaktion des BPA, BKM Pressestelle

2.3.2 Protagonist

Welcher personale Vertreter des BKM tritt als Protagonist auf? Der Protagonist bezieht sich dabei auf die Person, die die kommunikative Handlung sichtbar äußert, ausführt.

- Antwortbeispiele: Nida-Rümelin, Nevermann

2.3.3 Politische Rolle des Amtsträgers

Welche politische Rolle nimmt der Amtsträger einer kommunikativen Handlung ein?

- Antwortbeispiele: Staatsminister für Kultur und Medien, Parteimitglied, Vertreter des Bundeskanzlers, Vertreter der Bundesregierung

2.3.4 Kommunikative Rolle des Amtsträgers

Welche kommunikative Rolle nimmt der Amtsträger einer kommunikativen Handlung ein?
Antwortbeispiele: Interviewpartner, Redner

2.3.5 Kommunikative Plattform

Welche Plattform nutzt der BKM im Rahmen seiner Emission? Eine selbst geschaffene, eine fremde? Welcher Veranstalter/Herausgeber stellt diese Plattform zur Verfügung?

- Antwortbeispiele: BKM, Bundespräsident, SPD Bundesverband, WDR

2.3.6 Anzahl weiterer kommunikativer Protagonisten

Wie viele weitere Protagonisten sind an der kommunikativen Interaktion beteiligt?

- Antwortbeispiele: viele, einige, keine

2.3.7 Arten weiterer kommunikativer Protagonisten

Wie lassen sich diese Akteure entsprechend Gruppenzugehörigkeit einordnen?

- Antwortbeispiele: Filmbranche, Theaterbranche

2.3.8 Art der Distribution an die Massenmedien

Wird die Äußerung exklusiv an ein Massenmedium verbreitet oder wird sie breit gestreut?

- Antwortbeispiele: Massenmedial exklusiv (bis zu drei Massenmedien), fachmedial exklusiv (bis zu drei Fachmedien), ausgewählte (4-20 Medien), breit (Agenturinformation oder Verteiler mit allen Mediengattungen, in ganz Deutschland)

2.3.9 Medialer Vermittlungsweg

Welcher mediale Weg wird im medialen bzw. massenmedialen Kommunizieren zur Vermittlung einer Äußerung genutzt?

- Antwortbeispiel: Medium, Internet, Massenmedien

2.3.10 Primäre oder sekundäre mediale Vermittlung

Handelt es sich in erster Linie um medial oder massenmedial verbreitete Äußerungen oder sind die Massenmedien bzw. Medien sekundär, etwa im Rahmen der massenmedialen Begleitung von Präsenzveranstaltungen.

- Antwortbeispiel: Primär, sekundär

2.3.11 Mediengattung

Welche Mediengattung wird angesprochen? Die Einteilung erfolgt dabei nach dem technischen Übermittlungskanal. Agenturen lassen sich damit nicht fassen, sind aber als Dienstleister für alle anderen Mediengattungen eine Sonderform. (Nicht bei breiter Distribution)

- Antwortbeispiele: Agentur, Presse, Online, Radio, TV

2.3.12 Medienart

Welcher Art gehört ein Medium an? Medienart wird dabei definiert als Untergliederung einer Mediengattung nach den Kriterien der geographischen Reichweite und des Stils. (Nicht bei breiter Distribution)

- Antwortbeispiel: Überregionale Zeitung, Boulevardmagazin, Fachzeitschrift, Nachrichtensendung, Kulturformat, Talkformat
- Abgrenzung: Die entsprechende Einteilung erfolgt dabei nach dem technischen Übermittlungskanal. Agenturen lassen sich damit nicht fassen. Sie agieren schließlich als Dienstleister für alle anderen Mediengattungen. Die Medienart wird dabei definiert als Untergliederung einer Mediengattung nach den Kriterien der geographischen Reichweite und des Stils.

2.3.13 Medienname

Mit welchem Medium wurde kommuniziert? (Nicht bei breiter Distribution)

2.3.14 Medien-Ressort

Mit welchem Ressort, welcher Redaktion, welcher Sendung wurde kommuniziert? (Nicht bei breiter Distribution)

- Antwortbeispiele: Feuilleton, Politik, Magazin

2.3.15 Offenheit des Zugangs zu Veranstaltungen

Wie offen ist der Zugang zu einer Veranstaltung?

- Antwort: Zugang offen oder Gästeliste

2.3.16 Größe des Veranstaltungspublikums

Wie zahlreich ist das Publikum einer Veranstaltung?

- Antwort: Groß (über 200 Personen), mittel (20-200 Personen), klein (unter 20 Personen)

2.3.17 Art des Veranstaltungspublikums

Um welche Art von Publikum handelt es sich?

- Antwortbeispiele: Politiker, Diplomaten, Kulturbranche, Unternehmer

2.3.18 Interaktive Richtung

In welche Richtungen erfolgt das kommunikative Interagieren? Wer nimmt die Emittenten- und Rezipientenrollen ein? Werden Rollen getauscht?

- Antwortbeispiele: Unidirektional/monologisch, Bidirektional/Interaktiv, Top-Down, Dialog
- Abgrenzung: Bottom-up-Kommunikation wurde nicht erfasst (z. B. Anfragen von Bürgern beim BKM), weil keine öffentliche Reaktion ersichtlich

2.4 Situative Eckdaten

2.4.1 Datum

Zu welchem Zeitpunkt findet das kommunikative Handeln statt? Bei Medien wird an erster Stelle das Aufzeichnungsdatum erfasst, nachfolgend, falls vorhanden, das Veröffentlichungsdatum.

- Antwortbeispiel: 13.10.2001

2.4.2 Ort

An welchem Ort findet das kommunikative Handeln statt? Der Ort ist dabei definiert als die Stadt bzw. das Bundesland, in der bzw. dem eine Veranstaltung stattfindet. (Nur Veranstaltungen)

- Antwort: München, Bayern, Berlin

2.4.3 Anlass

Welcher äußere Anlass war grundlegend für die kommunikative Handlung?

- Abgrenzung: Anlass bezieht sich dabei nicht auf die Initiative, sondern die vorhergehende Handlung oder das vorhergehende Ereignis, das die kommunikative Handlung nach sich gezogen hat. Dabei werden evidente Anlässe erfasst und welche, die vom Akteur explizit gemacht wurden (z. B. im 2. Satz einer Pressemitteilung).
- Antwortbeispiel: Begleitung Hard Policy, Begleitung Soft Policy, BKM selbst als Anlass, medienbezogener Anlass

2.5 Form und Stil der geäußerten Signifikanten

2.5.1 Zeichengattung

Welche Zeichengattungen werden zu Äußerung genutzt?

- Antwortbeispiel: körperlicher Auftritt, schriftliche Sprache, mündliche Rede, Foto, Bewegtbild

2.5.2 Kommunikative Disziplin

Welche kommunikativen Disziplinen werden zu Äußerung genutzt?

- Antwortbeispiel: Medienarbeit, Werbung, Veranstaltung

2.5.3 Text- und Handlungsorte: Kommunikatives Instrument

Welche Text- oder Handlungsorten nutzt der BKM im Rahmen seines kommunikativen Handelns? Text oder Handlungsorten werden induktiv in Anlehnung an den üblichen Sprachgebrauch der PR-Branche und nach ihren Zeichengattungen, Vermittlungsarten, Publikumssorten gegliedert. Es handelt sich also letztlich um kommunikative Instrumente.

- Antwortbeispiele: Interview, TV-Talk, Namensartikel, Videochat, Rede, Grundsteinlegung, Eintragung in ein goldenes Buch, öffentliche Rede

2.5.4 Kommunikativer Stil

Wie lässt sich der Stil des kommunikativen Aktes beschreiben? Bei Veranstaltungen liefern hier der Dress Code und das Rahmenprogramm Anhaltspunkte, im massenmedialen Kommunizieren der allgemeine massenmediale Stil.

- Antwortbeispiele: Unterhaltsam, locker, feierlich, nachrichtlich

2.5.5 Rahmenprogramm

Welche weiteren, sekundären Programmelemente flankieren die zentrale Kommunikationsmaßnahme? (nur Veranstaltungen)

- Beispiele: Rundgang durch Kulturinstitutionen, Gala Diner

2.6 Thema

Auf welche kulturpolitischen, kulturellen, künstlerischen Gattungen, Medien, Produkte, Instrumente bezieht sich das kommunikative Handeln?

- Abgrenzung: Erfasst wird das Thema des kommunikativen Handelns des BKM, nicht etwa das Thema der Veranstaltung oder Publikation.
- Antwortbeispiele: Hauptthema, Nebenthema 1, Nebenthema 2, dabei etwa Medienpolitik, Filmpolitik, Literaturpolitik, Buchpolitik, Musik, Denkmal, Popkultur, Soziokultur

3 Kriterien für die Feinanalyse des öffentlichen Kommunizierens

3.1 Analysekriterien für schriftliche Texte

- Äußere Gestaltung (Farbe, Form, Gestaltungselemente, Schriftbild)
- Struktur (Aufbau, Gliederung, Länge, Überschriften)
- Syntax (Satzbau, Satzarten)
- Semantik (Thema, Referenzen)
- Morphologie (Lexik, Wortwahl, Wortschatz, Verbkategorien, zentrale Begriffe)
- Pragmatik (Sprecherrollen, Indexikalität)
- Textualität
- Medialität
- Funktionalität
- Intertextualität
- Rhetorik (Argumentationsaufbau, Stilfiguren, Stilniveau, Topoi)
- Stilistik (Stilebene, Stilprinzipien, Sprachklima)
- Persuasive Strategie

3.2 Analysekriterien für Veranstaltungen

- Ablauf
- Handlungsstruktur, Handlungssequenzen
- Redeparts
- Veranstaltungsort
- Raumnutzung (Proxemik)
- Vokale Elemente (Intonation, Lautstärke, Stimmfrequenz, Sprechgeschwindigkeit)
- Nonvokale Elemente (Körperpräsenz, Mimik, Gestik, Körperhaltung)
- Statik und Dynamik, Spannung
- Medieneinsatz
- Ambiente
- Rahmenprogramm
- Stilebene (populär, elitär, parteinah)
- Kommunikationsdauer
- Funktionalität
- Inszenierungsgrad, Formalisierungsgrad

3.3 Analysekriterien für visuelle Dokumente

- Bildinhalt: Personen, Gegenstände, Themen
- Farben, Formen
- Bildaufbau
- Sequenzablauf
- Einstellungsgröße (totale, halbtotale, nah)
- Perspektive (Vogel, Augenhöhe, Frosch)
- Bildstil
- Bildfunktion

3.4 Analysekriterien für audiovisuelle Dokumente

- Plot, Themen
- Protagonisten, Haupt- und Nebenfiguren, Rollen
- Orte
- Genre
- Tempo, Spannung
- Drehbuch
- Bildregie: Einstellungsgrößen, Bewegungen, Perspektiven, Positionen, Montage, Schnitt
- Lichteffekte
- Ton (Musik, Geräusche, Dialog, Rede)
- Dauer
- Stil

4 Analyse kulturpolitischer Ziele des BKM

4.1 Quellen

- Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Bündnis 90/Die Grünen (Hg.) (1998): Aufbruch und Erneuerung - Deutschlands Weg ins 21. Jahrhundert. Koalitionsvereinbarung. Bonn, 20.10.1998
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2001): Interview Staatsminister Julian Nida-Rümelin über die Kultur aus dem Blickwinkel praktischer Vernunft, Berliner Zeitung, 11.01.2001

4.2 Analysegegenstand

- Erfasst werden Ziele, also Aussagen, die eine Handlungsabsicht, einen Handlungswunsch („Plan, Ziel, Vision, Mission, Auftrag, Wille“) mit Zukunftsbezug begründen. Ziele beantworten die Frage. Was wollen wir erreichen – und was werden wir konkret tun?
- Mit Bezug zum Kompetenzbereich oder zumindest im Mitwirkungsbereich des BKM
- Ankerbeispiele: wird daher folgende Schritte unternehmen, werden wir verstärkt fördern, weitere Vorhaben sind, wird bündeln, wird vorlegen, wird intensivieren, einer verantwortlichen Medienpolitik kommt deshalb zentrale Bedeutung zu, das sich an drei Zielen ausrichtet
- Codiereinheit: Sinneinheit, i. d. R. Satz oder Absatz

4.3 Kriterienpool

4.3.1 Zielthema

Auf welches Thema bezieht sich ein Ziel?

- Antwortbeispiel: Kulturelle Einrichtungen und Projekte der Hauptstadt fördern, mehr privates Engagement für Kultur: Ehrenamt fördern

4.3.2 Zielvalenz

Wie wichtig ist ein Ziel? Antwortbeispiele:

- Hauptziel: Aufzählung als Erstes in einem Kapitel, in einem extra Kapitel, z. B. als „sehr wichtig, Hauptziel, entscheidendes, übergeordnetes Ziel, zentrales Ziel“
- Ziel: Aufzählung als Sammelziel, z. B. als „wichtiges Ziel, ein Ziel, werden wir verstärkt fördern, eine unserer wichtigsten Aufgaben“
- Nebenziel: Aufzählung als letztes in einer Reihe, z. B. als „zusätzliches Ziel, auch ein Ziel, Ziel, das in der Hauptzuständigkeit des Auswärtigen Amtes liegt“

B Experteninterviews

1 Interviewleitfäden

1.1 Leitfaden BKM-Interviews

Fragenpool 1: Die demokratische Kommunikationskultur

→ 20 Min

- Welche Rolle spielt Ihrer Ansicht nach die öffentliche Kommunikation in einem demokratischen Staat?
- Was sollte Ihrer Meinung nach die öffentliche Kommunikation des Bundesbeauftragten für Kultur und Medien auszeichnen?
- Was wollten Sie als Staatsminister für Kultur und Medien durch öffentliche Kommunikation erreichen?
- Konnten Sie diesen Anspruch Ihrer Ansicht nach erfüllen? Welchen Hindernissen sind Sie im Rahmen der öffentlichen Kommunikation begegnet?
- Welche Bedeutung messen Sie der Teilnahme des Kulturstaatsministers an öffentlichen Debatten zu?
- Wie beurteilen Sie symbolische Inszenierungen im Rahmen der Kommunikation des Staatsministers für Kultur und Medien? Passt schriftliche Argumentation besser zu einer Demokratie?
- Wie prägte der Einfluss der Massenmedien Ihre Kommunikation als Staatsminister?
- Welchen Stellenwert nimmt die kommunikative Funktion des Staatsministers für Kultur und Medien im Vergleich zu seiner ordnungs- und finanzpolitischen ein?

Fragenpool 2: Kulturelle Identitäten

→ 15 Min

- Mit welchen Begriffen würden Sie die kulturelle Identität Deutschlands beschreiben?
- Was kennzeichnet Ihr Kulturverständnis? Was kennzeichnet Ihr Kunstverständnis?
- Auf welche philosophischen, soziologischen oder anthropologischen Entwürfe beziehen Sie sich in Ihrem Kulturverständnis?
- In welchem Verhältnis stehen Kultur und Politik?
- Welche Werte prägten Ihr Handeln als Kulturstaatsminister?
- Welche Bedeutung messen Sie der deutschen Geschichte für Ihr kulturpolitisches Handeln zu?
- Welcher Abschnitt, welches Ereignis der deutschen Geschichte beeinflusste Ihre Handlungsoptionen am stärksten (z. B. die Weimarer Republik, 1968, die deutsche Wiedervereinigung)?

- Politikern der Nachkriegsgeneration wurde teils eine „Neue Unbefangenheit“ im Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit unterstellt. Was sollte die Gedächtniskultur der Deutschen Ihrer Meinung nach auszeichnen?

Fragenpool 3: Legitimität des Kulturstaatsministers

→ 10 Min

- Was leistet der Staatsminister für Kultur und Medien, das die Länder nicht erbringen können?
- Wohin sollte sich Ihrer Meinung nach die föderalistische Kultur in Deutschland entwickeln?
- Welchen Stil sollten Länder und Bund im Umgang miteinander pflegen?
- Wie würden Sie – vor allem in repräsentativer Hinsicht – das Amt des Staatsministers für Kultur und Medien von dem des Bundespräsidenten und dem des Bundestagspräsidenten abgrenzen? War Kanzler Schröder etwa ähnlich wie Kanzler Kohl „sein eigener Kulturstaatsminister“?

Fragenpool 4: Ausgewählte kulturpolitische Maßnahmen

→ 15 Min

Stiftungsrechtsreform

- Wie beurteilen Sie das kulturelle Engagement von Stiftern?
- Welche philosophischen, wirtschaftlichen oder juristischen Konzeptionen hatten Sie bei der Vorbereitung der Stiftungsrechtsreform im Hinterkopf?
- Welchen Unterschied macht Ihrer Ansicht nach die öffentliche Anerkennung von Stiftern?

Bundeskulturstiftung

- Warum haben Sie sich während Ihrer Amtszeit für eine Kulturstiftung des Bundes stark gemacht?
- An welchen konzeptionellen Vorbildern haben Sie sich bei der Ausarbeitung der Bundeskulturstiftung orientiert?

Filmförderung

- Welche Ziele haben Sie mit der Förderung des deutschen Films verfolgt?
- Auf welche wirtschaftlichen, ästhetischen oder politischen Ideen haben Sie sich bei der Ausarbeitung filmpolitischer Maßnahmen gestützt?
- Welche Bedeutung messen Sie der Verleihung von Filmpreisen durch den Staatsminister für Kultur und Medien zu?

Berliner Schlossplatz

- Welche Position haben Sie in der Debatte um die Bebauung des Berliner Schlossplatzes vertreten?
- Welche ästhetischen, historischen oder wirtschaftlichen Ideen hatten Sie dabei im Hinterkopf?

Fragenpool 5: Die politische Kultur im Feld der Kulturpolitik und ihr Verhältnis zur Kommunikation

→ 15 Min

- Was prägt Ihrer Ansicht nach das Handeln von Politikern? Welche theoretischen Positionen vertreten Sie in dieser Frage?
- Welchen Einfluss hat politische Kultur auf das Handeln des Kulturstaatsministers? Wie weit reicht dieser Einfluss? Können Sie ein Beispiel nennen?
- Wie relevant ist der Einfluss der politischen Kultur auf das Handeln des Kulturstaatsministers im Vergleich zu anderen Einflussgrößen?
- Welchen Einfluss hat der Kulturstaatsminister auf die politische Kultur? Welchen Einfluss hat der Kulturstaatsminister auf Kultur und Kunst?
- Ist politische Kultur überhaupt durch politisches Handeln veränderbar? Und wie weit reicht dieser Einfluss? Von welchen Faktoren hängt er ab? Können Sie ein Beispiel nennen?

1.2 Leitfaden SPD-Interview

Fragenpaket I: Das kulturpolitische Profil der SPD

→ 35 Min

- Wie würden Sie das kulturpolitische Profil der SPD beschreiben?
- Worin unterscheidet es sich vom ehemaligen Koalitionspartner Bündnis 90/Die Grünen?
- Worin unterscheidet es sich vom Profil der CDU?
- Von welchen geistesgeschichtlichen Bezügen ist das kulturpolitische Profil der SPD geprägt?
- Welche Parteiprogramme, Erklärungen etc. Ihrer Partei halten Sie für kulturpolitisch bedeutend? Wie könnte man die Entwicklung des kulturpolitischen Profils beschreiben?
- Wie würden Sie das Verhältnis von Künstlern und Sozialdemokratie im Spiegel der Geschichte beschreiben?
- Wie stark ist der Einfluss sozialdemokratischer Positionen überhaupt auf die Kulturpolitik des Kulturstaatsministers? Welche anderen Einflussfaktoren nehmen Sie wahr?
- Was kennzeichnet sozialdemokratische Kulturstaatsminister bisher?
- Setzen Naumann, Nida-Rümelin und Weiss Ihrer Ansicht nach auf unterschiedliche sozialdemokratische Traditionslinien?
- Welche Beziehung besteht zwischen den politischen Visionen der Regierung Schröder und der Kulturpolitik?
- Hat sich der Reformansatz der Regierung Schröder auch auf die Kulturpolitik ausgewirkt?

Fragenpool II: Die kommunikative Zusammenarbeit zwischen SPD und Kulturstaatsminister

→ 10 Min

Wie stimmt die SPD auf Bundesebene/das Kulturforum die Zusammenarbeit mit einem sozialdemokratischen Kulturstaatsminister in Kommunikationsangelegenheiten ab?

Welche Prozesse und Verantwortlichkeiten gibt es in der allgemeinen Zusammenarbeit bzw. in Fragen der öffentlichen Kommunikation? (z. B. regelmäßige Koordinierungstreffen, Mitarbeiter als Schnittstellen, programmatische Vorgaben, Aufhängung in der BT-Fraktion, in der Parteizentrale, etc.)

Fragenpool III: Die kulturpolitische Kommunikation der SPD

→ 15 Min

- Welche Ziele verfolgen Sie in der kulturpolitischen Kommunikation?
- Welche Zielgruppe sprechen Sie in der kulturpolitischen Kommunikation an?
- Welche typischen Kommunikationsplattformen und -medien nutzen Sie in der SPD/im SPD-Kulturforum?
- Welchen Stellenwert hatte kulturpolitische Kommunikation im SPD-Wahlkampf 2002?
- Welche besonderen Kommunikationsformen haben Sie genutzt?
- Welche inhaltlichen Schwerpunkte haben Sie im Wahlkampf 2002 gesetzt?
- Welche Bedeutung hat die massenmedial vermittelte kulturpolitische Kommunikation im Wahlkampf? Welche Bedeutung haben persönliche Wahlkampfauftritte?

2 Interviewtranskripte

2.1 Transkript Interview mit Dr. Naumann

Transkript Interview mit Dr. Michael Naumann, BKM a. D., am 11.6.2008 in Berlin.

KW: Welche Rolle spielt Ihrer Ansicht nach die öffentliche Kommunikation in einem demokratischen Staat?

MN: „Sie ist konstitutiv. Dies ist sehr schön ausgearbeitet worden von Jürgen Habermas im „Strukturwandel der Öffentlichkeit“. Meine Grundthese hat Thomas Jefferson treffend auf einen Begriff gebracht: Es sei besser, in einer Republik ohne Regierung, aber mit Zeitung zu leben, als in einer Republik mit Regierung, aber ohne Zeitung. Mit anderen Worten: Der Ursprung der demokratischen Idee in der Polis Griechenlands beruhte auf der Annahme – stark zusammengefasst und in dieser Form sicher nicht mehr ganz richtig – dass in der Auseinandersetzung um die richtige Ordnung in einer Gesellschaft nicht einer alleine entscheiden kann, sondern dass dies im Gespräch erfolgen sollte. Das heißt, alles menschliche Handeln ist kommunikativ, selbst wenn sie nicht reden, kommunizieren sie. Schweigen ist auch Kommunikation, eine gewisse Form von Kommunikation. Und die richtige Ordnung einer Gesellschaft lässt sich am besten dadurch herstellen, dass man so viele partikulare Interessen wie möglich unter einem Gesichtspunkt ordnet. In der Antike war dieser Gesichtspunkt Gerechtigkeit; was Gerechtigkeit ist, lässt sich wiederum nicht durch einen Einzelnen definieren – obwohl es auch das bei den Griechen gab, etwa in den Solonischen Gesetzen, sondern im Gespräch mit anderen.

Wer sind also diejenigen, die das Gespräch führen? In der aristotelischen Philosophie sind es die Philosophen. Diese Konzeption hat sich in der Aufklärung noch einmal wiederholt, genauer gesagt, in der amerikanischen Revolution, über sehr viele Schritte vermittelt. Harrington hat dies in seinem Werk Oceana auf den Punkt gebracht: In einer Diskussion stelle sich früher oder später heraus, wer das größte Gewicht hat. Das heißt, die Frage ist, wie man eine Diskussion, eine öffentliche Diskussion, in einem idealen Zustand so strukturieren kann, dass das beste Argument gewinnt. In der zeitgenössischen Demokratie ist es ganz offensichtlich: Öffentlichkeit ist nichts anderes, als ein fortgesetzter Prozess unendlich vieler Menschen, die über ihre Existenz in Gesellschaft und Geschichte reden und schreiben. Die Mehrheit der Bevölkerung, wie man leider anerkennen muss, ist an diesem Gespräch nicht interessiert. Dies ist keine Frage der Intelligenz, sondern eine Frage des jeweiligen Zustands der Öffentlichkeitsstruktur. Um ein Beispiel zu nennen, das mir im Augenblick besonders geläufig ist, wenn Sie in einer Stadt leben wie Hamburg, dann haben Sie ein Meinungsmonopol des Springer Verlags. Mit Bild, Welt und Hamburger Abendblatt gehört dem Verlag gewissermaßen der schriftliche Teil der Öffentlichkeit. (...) Öffentlichkeit ist nicht nur ein ideeller Begriff der öffentlichen Diskussion, sondern ist auch ein materiell definierter Begriff, der sich darauf bezieht, wem die Sprache, die Information, die Verbreitung von Information gehören.

Was hat dies nun alles mit Kultur zu tun? Kultur ist wie sie wissen, ein außerordentlich breiter Begriff, aber die Diskussion, die kulturelle Diskussion, über das was wir (...) als Ordnung der Gesellschaft bezeichnet haben, findet statt, in allen Bereichen dessen, was man heute Ästhetik nennt, also in der gesamten Kunst, der Literatur, dem Film, dem Theater, der Musik, der Philosophie, der Soziologie, also in der gesamten geisteswissenschaftlichen Diskussion, die im Übrigen auch tief hineinreicht in die Diskussion um die Technik, die Wirtschaft. Dies alles können sie umfassend als einen kulturellen Prozess bezeichnen, in dem es um die Selbstinterpretation der Gesellschaft geht. Seit dem späten 18. Jahrhundert geht es ja nicht nur um Gerechtigkeit, sondern auch um das noch viel schwieriger zu definierende Feld der Freiheit. Weil das so ist, hat die in Artikel 5 der Verfassung festgelegte Presse- und Kunstfreiheit – genauso wie in der amerikanischen Verfassung – einen absolut unumstößlichen Rang in den Grundwerten. Ich kann es zusammenfassen, Kultur ist der Begriff, in dem die

Freiheit einer Gesellschaft auf unendlich verschiedene Arten definiert, bisweilen auch gefährdet, aber auf alle Fälle aufgehoben ist.

Was hat das jetzt zu tun mit der Institution, die wir da jetzt geschaffen haben? (...) Die Antwort lautet: Aus historischen Gründen ist die Pflege von Kultur in Deutschland immer auf Landesebene, in den Fürstentümern, Herzogtümern, Bistümern und anderen vordemokratischen Staatsinstitutionen verankert worden. Es hat sich aber dann peu à peu herausgestellt, dass wir nicht nur ein Staatenbund sind, sondern auch ein Bundesstaat, und dass eine Fülle von Aufgaben dem Bund zugewachsen ist, wie sich bei Schaffung dieser Institution auch haushaltspolitisch feststellen ließ. Insgesamt lag der Etat 1999 bei etwa 0,9 Mrd. Euro, im Jahr 2007 lag er bei fast 1,4 Mrd. Euro. (...) Es entsprach aber auch den diversen Urteilen des Bundesverfassungsgerichts, welches mehrfach darauf hingewiesen hat, dass die Bundesrepublik ein Kulturstaat sei. Und wenn die Bewahrung der Grundrechte nicht nur eine Landes-, sondern auch eine Bundesaufgabe ist, dann hat der Bund sehr wohl die Aufgabe, diese auch wahrzunehmen. Auch wenn es sehr viel Protest dagegen gegeben hat.

KW: Welche Bedeutung messen Sie denn der Teilnahme des Kulturstaatsministers an öffentlichen Debatten zu?

MN: Es liegt ganz am Charakter, an den Eigenschaften und im Übrigen auch an der Vorbildung von Politikern, in welcher Form sie an öffentlichen Debatten teilnehmen, nicht nur durch Gesetzesvorlagen, nicht nur durch Fest- und Sonntagsansprachen, sondern auch durch die Setzung von Themen. Allerdings beginnt kein Politiker im luftleeren Raum, sondern er findet ein Feld vor, das durch Diskussionen bereits vorstrukturiert ist. In meinem Fall waren das ganz wesentliche Diskussionsfelder: Erstens das Holocaust-Mahnmal, zweitens die Architektur in Berlin, das Stadtschloss, drittens die prinzipielle Frage, ob der Bund sich überhaupt Kulturkompetenz anmaßen darf oder nicht. Aber sich dazu zu äußern, liegt ganz in der Frage des Temperaments des jeweiligen Amtsinhabers, und das habe ich getan, das hat auch Julian getan. Wenngleich er sich – ganz am Anfang – überraschenderweise zu einem Thema äußerte, was nun wirklich nicht in seinen Beritt gehörte, nämlich zur Frage der Stammzellenforschung. (...) In anderen Worten, jeder Politiker ist gut beraten, sich einzumischen, so gut er kann. Allerdings ist diese Position, in die man ex officio gelangt, eine nur scheinbare Autoritätsposition. Das Amt verleiht zwar Würde, aber verleiht es auch Sachautorität? Das ist die Frage. Politiker, die sich öffentlich äußern, sollten den Ruf der Politik nicht dadurch beschädigen, dass sie die Amtsautorität, die ja eine Art Schallverstärker ist, nutzen, um Dinge zu sagen, die nicht unbedingt mit ihrer persönlichen, intellektuellen, politischen oder amtlichen Autorität versehen sind. Das war – das sage ich offen – im Fall von Nida-Rümelin so. Auch bei einem weit gefassten Kulturbegriff war seine Einlassung auf diesem Gebiet überraschend, denn er ist nicht als Stammzellenforscher berufen worden. Ich habe aber gesagt, Kultur ist in diesem Sinne das Aufgreifen von allen Fragen zur Ordnung der Gesellschaft, und selbstverständlich gehört die Frage der Stammzellenforschung auch dazu. Daher ist das, was ich eben gesagt habe, nicht zurückzunehmen, sondern zu qualifizieren. Die wenigsten Leute wussten – und ich wusste es auch nicht –, dass er sich dazu schon vorher geäußert hatte und ich hätte ihm dabei aus rein politischen Gründen Zurückhaltung empfohlen, weil das ja ein sehr heikles Gebiet ist und er kämpft ja immer noch mit diversen Fremdworten um seine Position. Das war aber nicht unbedingt der eng umfasste Begriff von Kultur, der bekanntlich nicht durch Wissenschaftsaufgaben, sondern durch Kulturpflege im strengeren Sinn beschrieben ist.

KW: Wenn ich hier einhaken darf: Welchen Stil sollten Bund und Länder in öffentlichen kulturpolitischen Debatten pflegen?

MN: Die Frage ist doch, wie überhaupt in Deutschland diskutiert wird. In Deutschland haben wir, was ich eine agonale Streitkultur nenne. (...) Das heißt, in Deutschland wird politisch immer gewissermaßen unter dem Aspekt ‚Sieger und Besiegte‘ diskutiert. Ich habe nicht den Eindruck, dass sich die öffentliche politische Diskussion in Deutschland (...) von diesem geradezu Shakespeareschen Grundmuster entfernt hätte. Wir diskutieren immer auf Leben und Tod und immer in der Absicht, den anderen argumentativ zu besiegen und weniger in der

Absicht – da schließe ich mich selbst nicht aus – in der Diskussion eine vernünftige Antwort auf das jeweilige Thema zu finden. Man kann es auch so sagen: Die deutsche politische Diskussion ist immer eine Rechthaberdiskussion gewesen, das macht auch ihren Reiz aus. Bei uns geht es eben etwas dramatischer zu.

KW: Lassen Sie uns über „Kulturelle Identitäten in Deutschland“ sprechen. Mit welchen Begriffen würden Sie diese beschreiben?

MN: Kulturelle Identität ist nichts anderes als ein – man muss schon fast sagen – Schlagwort für einen hochkomplexen, kontinuierlichen Prozess der Erinnerung. Identität hat jeder einzelne Mensch nur, indem er sich der Erfahrungen erinnert, die in geprägt haben. Diese Erinnerungen werden vor allen in öffentlichen Gesprächen definiert, etwa in der kulturpolitischen Diskussion über das Holocaust-Mahnmal oder über die Rekonstruktion des Berliner Schlosses. Erinnerungen werden auch in den Merkpunkten geformt, die aus den Diskursen resultieren, wie etwa Museen. (...) Es gibt sehr verschiedene Formen der kulturellen Identitätsfindung. Prinzipiell kann man sagen, dass die Selbstfindung der deutschen Nation eine kulturelle gewesen ist, über die Sprache, über die Dichtung – wie bei Thomas Mann beschrieben – ein Rückzug aus der Politik in den quasi unpolitischen Bereich der Kultur. Das haben wir überwunden. Und das ist einer der wesentlichen Beiträge der Nachkriegszeit und der viel schimpften 68er Generation gewesen, durch die Kultur plötzlich politisch wurde. (...) Kurz und gut, die kulturelle Identität einer Nation, auch der deutschen Nation, konstituiert sich durch Erinnerung und das regelmäßige Besprechen und Bereden der eigenen Erfahrungen in Literatur, Musik, Kunst und Geschichte.

KW: Welche Rolle messen Sie denn der deutschen Geschichte für die kulturelle Identität zu?

MN: Eine verheerend wichtige. Es heißt ja – und das wird mit recht beklagt, dass mehrere Generationen in Deutschland in dem Bewusstsein aufgewachsen sind, dass die deutsche Geschichte erst 1933 begonnen hat und 1945 zu ihrem finstersten Tiefpunkt gelangte – dass diese zwölf Jahre gewissermaßen konstitutiv seien für die deutsche Identität. Das ist sicherlich eine verkürzte Behauptung, aber es ist durchaus etwas dran. Und die Diskussion, wer wir sind, ist im Grunde genommen in den 60er Jahren, erst richtig virulent geworden – sehen wir einmal von ein paar Büchern ab, die vorher existierten. Außerordentlich wichtig waren dabei die ersten Bücher über den Holocaust. Natürlich es gab es bereits vorher einzelne Bücher, aber eine sorgfältige Untersuchung über den Völkermord gab es aus deutscher Feder meines Erachtens erst 1962 von Schäfer. In dieser Selbstdefinition der Deutschen war dann kurioserweise eine Fernsehserie über den Holocaust mit Meryl Streep ganz wichtig. Eine längere Serie, die die ganze Nation erschüttert hat, plötzlich drang dieser enorme später so genannte Zivilisationsbruch in das Massenbewusstsein der Deutschen. Das hatte es vorher in dieser Form nicht gegeben. Man kann durchaus sagen, dies war der wichtigste kulturelle Beitrag des Nachkriegsfernsehens.

KW: Welche Werte halten Sie für zentral mit Blick auf die kulturelle Identität in Deutschland?

MN: Werte? Sie müssen wissen, dass der Begriff der Werte von Max Weber in die philosophische Debatte eingeführt wurde, um metaphysische Fragen zu vermeiden. Weber hat das einfach aus der Ökonomie übernommen, und heute reden alle von Werten. Es handelt sich hier um Tugenden, das ist etwas ganz anderes. (...) Politiker haben die Aufgabe, erstens nach den Maßgaben der Gesetze zu handeln, zweitens sind Gesetze nichts anderes als in Worte und Gebote gefasste moralische Vorstellungen. Recht ohne Moral kann ich mir nicht vorstellen. Werte, die wesentlichen Werte für politisches Handeln, sind meines Erachtens folgende: Erstens Gesetzestreue gegenüber der Verfassung und den Grundwerten der Verfassung. Zweitens wird politisches Handeln, das sich nicht an einer wie auch immer artikulierten Vorstellung von Gerechtigkeit und Freiheit orientiert, rein pragmatisch und stumpft ab. Das heißt, Politik oder Politiker, die sich nicht bei Gelegenheit daran erinnern, warum sie in der Politik handeln oder für wen sie in der Politik handeln, werden zu Apparatschiks, zu Funktionären und grau, uninteressant, um nicht zu sagen überflüssig. Alle Politiker, die ich bisher kennen gelernt habe, sind aus gewissen Idealen in die Politik gegangen und die wenigsten – damit das auch ganz klar ist – sind in die Politik gegangen, um so die Gratifikatio-

nen ihrer libido dominandi zu kassieren; das wird ja den Politikern in Deutschland immer wieder unterstellt, aber davon kann keine Rede sein. Macht ist immer wo anders in der Politik. Macht ist gewissermaßen institutionell diffundiert in den Bundestag, in die Öffentlichkeit, in die Presse, in die politische Diskussion und worauf es ankommt ist, als Politiker diese Diskussion so zu strukturieren, dass das, was er für richtig hält, in irgendeiner Art und Weise auch realisiert wird, respektive durch Gesetze oder durch Finanzierung von Staatsvorhaben. Wenn du dieses Gefühl nicht hast, dann musst du dich fragen, warum du überhaupt in die Politik gehst. Zu den Tugenden eines Kulturpolitikers zählt die Fähigkeit, die Öffentlichkeit, die Kabinettsmitglieder und am Ende den Kanzler zu überzeugen, dass das, was man vor hat, sinnvoll ist im Rahmen der eben genannten, etwas größeren Voraussetzungen politischen Handelns, nämlich der Erfüllung von Gesetzen und – für Kulturpolitiker relevant – der Bewahrung des identitätsschaffenden Prozesses der kulturellen Diskussion. (...)

KW: Wie begründen Sie Legitimität und Legitimation ihres ehemaligen Amtes?

MN: Die Legitimation ist buchstäblich durch die Gesetzeslage gegeben. Die Legitimität ist meines Erachtens aufbewahrt in dem Sachverhalt, dass wir uns als Kulturstaat verstehen. Dies hat viele Manifestationen, zum Beispiel gibt es in Deutschland über 40 überregional bekannte Opernhäuser, in Spanien gibt es meines Wissens drei. Wir haben eine ganze Fülle von kulturellen Institutionen, die außerordentlich sind im Vergleich zu anderen Ländern. Kurz und gut, die Legitimität des Amtes des Staatsministers für Kultur und Medien beim Bundeskanzler erwächst aus dem Grundgesetz und den Verfassungsgerichtsurteilen.

KW: Was ist der Mehrwert dieser Institution auf Bundesebene?

MN: Der Mehrwert ist ein praktischer. Erstens es gibt Haushaltslagen in denen die Kultur leidet, etwa in Berlin. Berlin hat als Bundeshauptstadt repräsentative Aufgaben, die über die rein kulturpolitischen, kommunalpolitischen hinausgehen. Die Stadt ist Treffpunkt internationaler Politiker und Besucher. Eine Hauptstadt ist – jedenfalls in Europa – immer auch ein Symbol für den Zustand einer Nation. Der Bund hat Berlin in einer insgesamt verheerenden Haushaltslage unterstützt, indem er die Finanzierung des Jüdischen Museums, der Berliner Festspiele, des Gropius-Baus und verschiedener anderer kultureller Institutionen übernommen hat. Und zwar auf Bitte Berlins, es ist ja nicht so, dass wir wie Rosinenpicker vorgegangen sind. (...)

Des Weiteren gibt es eine Fülle von Institutionen in Deutschland, die historisch gewachsene Bundesinstitutionen sind. Zum Beispiel war das Germanische Museum ein erster Versuch, eine identitätsstiftende Institution zu schaffen, die von allen Ländern finanziert werden sollte. Aber wirklich Geld gegeben haben meines Wissens lediglich Preußen, Bayern und eventuell Sachsen. Nicht unähnlich war es beim Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald. Wiederum ein Versuch, quasi kulturpolitisch ein nationales Emblem zu schaffen, welches den Deutschen sagen sollte, wer sie sind und woher sie herkommen. (...) Es gibt also Institutionen, die sind schon im vorigen Jahrhundert als nationale Institutionen entstanden. (...)

KW: Welche Rolle spielten Europäisierung und Globalisierung in der Rechtfertigung eines Ansprechpartners auf Bundesebene?

MN: Die neuerliche Veränderung der Verfassung, respektive die Föderalismusreform I, ist meines Erachtens ein schwerwiegender Fehler. Die Verhandlungsführung ist nämlich auf europäischer Ebene zurückgegangen an die Bundesländer. Meine eigene Erfahrung hat aber gezeigt, dass die Länder ohnmächtig sind, uninteressiert und im Übrigen auch nicht fähig waren, einige kulturpolitisch schwerwiegende Veränderungen, die aus Brüssel über das Land zu kommen drohten zu verhindern. Ich rede hier zum Beispiel von der Buchpreisbindung. Die Buchpreisbindung gibt es in Deutschland seit über einem Jahrhundert. Sie hat dazu geführt, dass wir das Land mit der größten Buchhandelsdichte sind, mit den billigsten Büchern in Europa und mit den meisten Verlagen und – pro Kopf der Bevölkerung gemessen – mit den meisten Ersterscheinungen: In Deutschland erscheinen mindestens dreimal so viele Bücher pro Jahr neu als in den Vereinigten Staaten. Aber aus wettbewerbspolitischen Gründen glaubte man, es handle sich hier um eine Art Preiskartell. Die Wahrheit aber ist,

und das konnte ich mit meiner eigenen Berufserfahrung beweisen, dass die Preisfindung in Deutschland nicht kartellmäßig abläuft, sondern dass die Konkurrenz über die Preise selbst läuft. Das heißt, die Buchpreise sind in Deutschland sehr niedrig, weil es so viele Verlage gibt, die sehr billig produzieren können. Die Abschaffung der Buchpreisbindung hätte zu folgendem Effekt geführt: Ein Drittel der Buchhandlungen wäre verschwunden – (...) im riesigen Amerika gibt es nur noch 800 unabhängige Buchhandlungen, in Deutschland gibt es im Vergleich dazu über 4.000 stationäre Buchhandlungen; und die Bücher sind dort entschieden teurer, weil sich große Buchverlage zum Kartell entwickeln respektive marktbeherrschend werden. Dieses abzuwehren konnte dem Bund in meiner Person nur deswegen gelingen, weil wir anders als die Länder den Haushaltshebel haben. Wir müssen dem Haushalt der Europäischen Union zustimmen, wir können mit einem Veto drohen und das habe ich getan. Die Länder können das nicht. (...) Und nur, weil dieses ultimative Instrument eingesetzt werden kann, hat der Bund einen wesentlich größeren Hebel, bundespolitisch relevante Entscheidungen der Kommission zu verhindern. (...) Meine Erfahrung war die, dass die Länder in Brüssel nicht ernst genommen werden, der Bund aber schon. Es ist für alle anderen Nationen völlig unverständlich, was wir hier treiben. (...) Es ist ein gravierender Fehler, dass der Staatsminister seine europapolitische Kompetenz verloren hat, ich halte dies für eine gravierende Niederlage.

KW: Ich würde jetzt gerne kurz auf zwei einzelne kulturpolitische Maßnahmen eingehen. Zuerst zur Stiftungssteuerrechtsreform. Wie beurteilen Sie das kulturelle Engagement von Stiftungen?

MN: Das ist zunehmend. Nach 16-jähriger Weigerung der Regierung Kohl (...) das Stiftungsrecht in Deutschland zu modernisieren, ist es uns gelungen, in Zusammenarbeit mit den Grünen, hier vor allem mit Ludwig Stiegler und Antje Vollmer, das Stiftungsrecht dahingehend zu reformieren, dass Spenden an gemeinnützige Stiftungen bis zu einer Summe von rund 20.000 Euro pro Jahr absetzbar sind. Weiter gelang es Stiftungsgründungen zu erleichtern. (...) Wir haben seit dieser Reform eine rasante Zunahme von Stiftungen, die in einem weit gefassten Begriff von Kultur buchstäblich eine Verbesserung des kulturellen Lebens in Deutschland bewirkt haben und bewirken und auch in Zukunft bewirken werden. (...)

KW: Was halten Sie vom Gegenargument, dass sich der Staat durch die Stiftungsförderung aus der kulturellen Verantwortung stiehlt?

MN: Das Argument gegen die Förderung von Stiftungen war immer, dass sie auf Kosten anderer Steuerzahler geht – es handelt sich ja häufig um steuerabzugsfähige Beiträge – und dass sich der Staat aus seiner hier eigenen Verantwortung zurückzieht. Ich bin der Meinung, dass es sich in Wirklichkeit nicht um einen Weg handelt, den Staat finanziell zu entlasten, sondern Bürger, die sich kulturell engagieren wollen, in Verantwortung treten zu lassen. Das heißt zu partizipieren, mitzumachen. Und nicht – gewissermaßen obrigkeitstaatlich – den gesamten Kulturbetrieb dem Staat und seinen Behörden zu überlassen. Insofern war das ein demokratischer Fortschritt durchaus im Geiste der Partizipation – noch so ein Topos der 68er.

KW: Sie sprachen vorhin den demokratischen Gehalt der Stiftungskultur an. Welche philosophischen oder wirtschaftlichen Konzeptionen haben Sie denn so im Hinterkopf, wenn Sie über Stiftungen sprechen?

MN: Philosophische Konzeptionen habe ich nicht im Hinterkopf. Die einzige quasi philosophische, theoretische Begründung von Stiftungen ist die Möglichkeit der Teilnahme. Wenn sie vom anthropologischen Grundprinzip ausgehen, dass die Polis der großgeschriebene Mensch ist, dann bedeutet das, dass der Mensch als zoon politikon ein Gemeinschaftswesen ist. Die seelischen, persönlichen Gratifikationen der Teilnahme am politischen wie auch am kulturellen Prozess, ob das nun durch Geld erfolgt oder durch Mitsprache oder durch tolle Ideen, sind außerordentlich. Jeder, der in Stiftungen arbeitet, weiß, dass das einfach Spaß macht, ja, dass es glücklich macht. Und umgekehrt gibt es ja ganz wenige Tätigkeiten im menschlichen Leben, die weder eigennützig sind, noch ‚der alten Scheiße der Notwendigkeit‘, wie es bei Karl Marx heißt, dienen, also dem eigenen Fortleben und dem der Familie

oder der Sicherheit dienen. Dazu zählt jedenfalls die quasi uneigennützig partizipatorische Teilnahme am politischen Prozess, ob das bei einer Partei ist oder bei der freiwilligen Feuerwehr oder im Musikverein. (...) Viele sind ehrenamtlich tätig, weil es Spaß macht und weil es Ehre bringt. Das ist gewissermaßen die Grundlage des Stiftungsgedankens, für mich jedenfalls. Und wenn ich sage ‚uneigennützig‘, dann trifft es das natürlich nicht ganz: Es ist sicherlich eigennützig, etwas Vernünftiges zu machen und dabei glücklich zu werden. Das ist politischer, gesellschaftlicher Egoismus, der sich in Wohltätigkeit, Kreativität, Partizipation, im Mitentscheiden, im Mitdiskutieren, auch im Verhindern ausdrückt, und Glück für den Einzelnen bringt, aber auch die ganze Gesellschaft stützen kann. Ursprünglich ist der Stiftungsgedanke natürlich auch christlicher Natur. Eine Vielzahl der Stiftungen in Deutschland ist kirchlich, noch heute existieren solche Stiftungen aus dem 13. Jahrhundert.

KW: Dann würde ich gern zum Thema Bundeskulturstiftung kommen. Warum haben Sie sich während Ihrer Amtszeit für eine Kulturstiftung des Bundes stark gemacht?

NM: Es gibt ganz einfach eine Fülle von Aufgaben, die länderübergreifend relevant sind. Dazu zählt die Einladung größerer Orchester oder die Finanzierung von Orchesterreisen. Das heißt, für alle Aufgaben, die sehr viel Geld kosten und daher die Finanzkraft eines kommunalen oder Landeshaushalts übersteigen, dafür gibt es die Bundeskulturstiftung. Die Kulturstiftung der Länder hat sich ja in erster Linie um die Beschaffung und Restaurierung von Kunstwerken gekümmert. Die Bundeskulturstiftung hat mit einem Finanzvolumen von fast 40 Millionen Euro im Jahr eine wesentlich größere Wirkungsbreite und kann Projekte fördern, auch auf europäischer Ebene, die die Länder nicht fördern wollen oder können, zum Beispiel, weil sie gar keine außenpolitische Zuständigkeit haben. Darüber hinaus ist es ein großer Feuerwehrtopf. Das war für mich eigentlich der wesentliche Grund für die Einrichtung der Bundeskulturstiftung. (...)

KW: Jetzt möchte ich gerne zu meinem letzten Thema kommen, nämlich der kommunikativen Validierung meiner These. Dazu habe ich ihnen mein Forschungsdesign grafisch dargestellt. (...) In welchem Verhältnis stehen Ihrer Meinung nach die politische Kultur und die öffentliche Kommunikation des Kulturstaatsministers?

MN: Das ist ein dialektischer Prozess. Es liegt wirklich an der jeweiligen Persönlichkeit. Zwischen den ersten drei Amtsträgern lässt sich durchaus unterscheiden, alle drei kamen ja aus dem ‚Milieu‘. Ich war Verleger, Christina war Kultursenatorin und Julian war Philosoph. Alle drei hatten verschiedene Sprachsets. Das von Christina war eher germanistisch geprägt, meines kommt eher aus dem Verleger- und Journalismushandwerk und nebenbei bin ich ja auch Professor. (...) Das heißt, wir hatten alle drei einen Sprachschatz, der uns historisch-kulturell, natürlich auch philosophisch geprägt hat. Bernd Neumann hingegen kommt aus der praktischen Politik und hat in dieses Amt etwas eingebracht, was außerordentlich begrüßenswert ist: Nämlich Projekte, die entweder aus dem Amt selbst oder aus den Anträgen und Wünschen der Kulturszene heraus gewachsen sind, durchzusetzen im politischen Prozess. Er hat da viel Erfahrung mitgebracht als Bundestagsabgeordneter und Landesvorsitzender der CDU. Er hat in diese so genannte Glanznummer im Kabinett praktische, politische Erfahrung eingebracht und konnte dadurch, was außerordentlich lobenswert ist, das finanzielle Volumen erhöhen. Ob er allerdings auf den politisch-kulturellen Diskurs Einfluss hatte? Ich würde sagen, noch weniger als der Bundespräsident. Das ist, wie er auch zugibt, nicht seine Welt, jedenfalls nicht seine semantische Welt, und insofern kann ich mich nicht erinnern, dass er in irgendeiner Art und Weise in den Jahren, in denen er, wie ich finde, dieses Amt erfolgreich führt, einen Diskurswechsel versucht hat. Das will er auch nicht, das werfe ich ihm auch keinesfalls vor, im Gegenteil.

KW: Haben Sie es denn versucht?

MN: Ja, vor allem im Bereich des Holocaust-Mahnmals. Das war eine der aufregendsten Nachkriegsdebatten, die ich vorgefunden habe. Die ich dann ja noch einmal umgedreht habe (...). Herausgekommen ist dann ein klassischer politischer Prozess: Jeder, der das Mahnmal heute besucht, stellt fest, dass der Ort der Erinnerung, das eigentliche Mahnmal ist, oben sind es Steine, sehr schön, ästhetisch-problematisch, aber die wirkliche Erinnerung findet

unten statt – geradezu symbolisch in der Tiefe des Bewusstseins. Die Diskussion selbst war aufregend und ein Teil der deutschen Identitätsfindung. Sie hat vor mir stattgefunden, aber ich habe sie dann neu geprägt, auch mit der Forderung, das Schloss wiederaufzubauen. In der Tat hat der Bundestag nun beschlossen, zumindest die Fassade wiederaufzubauen. Das sind Diskussionen, die im Feuilleton über sehr, sehr viele Monate hinweg heftig geführt worden sind und das gleiche gilt prägend auch in die Debatte für die Rolle des Bundes in Europa. Auch da ist es uns gelungen, einige wesentliche Entscheidungen abzuwenden, das waren öffentliche, langwierige, große Debatten – jetzt kiloweise nachvollziehbar in den Archiven. Das hat es vorher nicht gegeben. Und die Form, in der die Bundeskulturstiftung diskutiert worden ist, hat es vorher nicht gegeben, das sind richtige Erfolge.

KW: Wie würden Sie das kulturpolitische Klima in Deutschland vor Ihrer Amtszeit beschreiben?

MN: In der Regierung Kohl gab es ein Ressort Kultur, das war in einem jahrzehntelangen Dämmer Schlaf und wurde immer öffentlich bei der Berlinale, wo dann der Innenminister Preise übergab. Man kann nicht sagen, dass es eine öffentliche bundeskulturpolitische Diskussion gegeben hätte, überhaupt nicht. (...) In anderen Worten: Bundeskulturpolitiker können sehr wohl Diskussionen anstoßen, aber sie dürfen nicht davon ausgehen, dass sie gewissermaßen diese Diskussion erfinden. Sie leben kulturpolitisch immer in einer ganz lebendigen Landschaft in Deutschland. Sie können sich entscheiden, ein Thema in den Vordergrund zu stellen und manchmal wird auch eines für sie auf dem Silbertablett angeliefert. So wie für mich die Holocaust-Mahnmal-Debatte. Und dann muss man sich dazu äußern oder sollte es und nimmt teil an der Diskussion und wird dann auch gehört auf Grundlage der amtlichen Autorität. Man tut gut daran, wenn man diese Autorität vernünftig oder interessant untermauern kann.

KW: Welche anderen Faktoren haben – außerhalb der politischen Kultur – Ihr Handeln maßgeblich beeinflusst?

MN: Da gibt es zwei Dinge. Ich würde aufgrund meiner Erfahrung vor der Forderung warnen, ein Bundeskulturstaatsministerium einzurichten, obwohl es diese Forderung bereits in den 60ern Jahren in der CDU gab. Ich würde davor warnen, weil die Nähe zum Bundeskanzler buchstäblich ja auch die Nähe zur politischen Macht ist. Es ist schwerer, Dinge durchzusetzen, wenn man nicht im täglichen oder zumindest regelmäßigen Kontakt zum Bundeskanzler steht. Die Ministerien sind sehr unabhängig vom Kanzler, gerade in Koalitionen, und sie befinden sich im permanenten Konkurrenzverhältnis zueinander, wenn es um Haushaltsfragen geht. Ich war mit Gerhard Schröder ja buchstäblich persönlich befreundet. Da war es mir ein leichteres, einfach rüber zugehen (...), nur deswegen konnte ich die Mittel zum Ankauf der Berggruen-Sammlung auftreiben. Das heißt, die persönliche Nähe zum Bundeskanzler definiert auch die Einflussmacht des Kulturstaatsministers.

Was meine Person betrifft, kann ich nur sagen, dass ein doppeltes Verhältnis mein Handeln geprägt hat. Einerseits mein biographischer Hintergrund, zweitens die Nähe, buchstäblich die persönliche Freundschaft zum Bundeskanzler und die Unterstützung beider Fraktionen, das heißt Rot Grün, die samt und sonders kulturpolitisch interessierter waren als die CDU. Man kann Helmut Kohl nicht unterstellen, dass er nicht kulturpolitisch interessiert gewesen wäre, aber die Fraktion war nicht interessiert. Er hat richtig einsam entschieden, die Museumsmeile, die Plastik, das Holocaust-Mahnmal, alles immer Helmut Kohl ganz alleine. Bei mir war es so, dass ich eine Fülle von Freunden in der Koalition hatte, an der Spitze Antje Vollmer bei den Grünen, aber auch Joschka Fischer – gewissermaßen hatten wir denselben Hintergrund – und bei der SPD war es die gesamte Fraktion.

KW: Wie beurteilen Sie das Verhältnis des Kulturstaatsministers zum Bundespräsidenten: Gibt es ein Konkurrenzverhältnis mit Blick auf repräsentative Aufgaben?

MN: Da gab es sicherlich keine Konkurrenz.

2.2 Transkript Interview mit Prof. Nida-Rümelin

Interview mit Prof. Julian Nida-Rümelin, BKM a. D., am 1.8.2008 in München.

KW: Welche Rolle spielt Ihrer Ansicht nach die öffentliche Kommunikation in einem demokratischen Staat?

NR: Selbstverständlich eine ganz zentrale. Es geht ja nicht nur darum, Kontrolle über politische Entscheidungen auszuüben (...), sondern auch darum, Entscheidungen vorzubereiten. Sie wissen ja, dass ich in dieser Hinsicht ein Anhänger der Konzeption deliberativer Demokratie bin. Die Deliberation, das Abwägen von Gründen, spielt eine wichtige Rolle, sie ist institutionalisiert in Anhörungsverfahren oder im Recht von Journalisten, bereits im Vorfeld von Entscheidungen Auskünfte zu erhalten. Schließlich gibt es auch ein Interesse seitens der Politik, Entscheidungen vorzubereiten, indem man für bestimmte Auffassungen wirbt. Das kann zum Beispiel dadurch geschehen, dass man frühzeitig seine Ziele formuliert, um auf diese Weise Unterstützung zu erreichen. Von daher ist die politische Praxis mit der politischen Kommunikation so eng verkoppelt, dass man diese beiden Dinge nicht trennen kann. Die politische Kommunikation tritt nicht neben die politische Entscheidungsfindung, sondern sie ist Teil der politischen Entscheidungsfindung.

KW: In welchem Verhältnis steht denn die kommunikative Funktion eines Staatsministers für Kultur und Medien zu seiner ordnungs- und finanzpolitischen Funktion?

NR: Das Amt des Staatsministers für Kultur und Medien ist von Gerhard Schröder in der Absicht eingerichtet worden, ein klares Signal zu setzen in Richtung Kunst, Kultur, Intellektualität, „Intelligenzija“ wie es in Russland heißt; also um die Rolle der Intellektuellen, der Künstler für die politische Entwicklung stärker zu betonen. Sicher war es aus mancher Länderperspektive ein problematischer Impuls, mit diesem Amt bundesweit einen kulturellen, intellektuellen Diskurs in Gang zu setzen. Von daher begann die rot-grüne Koalition, nach 16 Jahren konservativer Regierung unter Helmut Kohl, mit einem auch kulturellen Aufbruch, der – wie ich glaube – für die Kunst- und Intellektuellenszene ein wichtiges Signal war, die sich somit seitens der Politik ernst genommen fühlte; ein Impuls aber – und das kann man ruhig sagen – der nicht ganz im Verhältnis stand zu den Gestaltungsmöglichkeiten dieses Amtes.

KW: Welche Formen von Kommunikation eignen sich denn für eine Demokratie? Passt schriftliche Kommunikation besser zu einer Demokratie als symbolische Inszenierung?

NR: Ich finde das französische Beispiel sehr attraktiv. Die Politik identifiziert sich dort sehr viel stärker mit kulturellen Ereignissen, kulturellen Leistungen oder kulturellen Institutionen. Bei den Opernfestspielen tritt etwa nicht nur der örtlich Zuständige auf, sondern auch die nationale politische Prominenz. Eine stärkere Anbindung von nationaler Politik an kulturelle Entwicklungen des Landes ist mir sehr sympathisch, was natürlich nicht zu einer Instrumentalisierung des Kulturellen für politische Zwecke führen darf – das ist die schwierige Gratwanderung. Gerade als Kulturpolitiker agiert man in gewisser Weise an der Nahtstelle zwischen zwei Systemen, die sich nicht zu nahe kommen dürfen. Das habe ich immer als große Herausforderung empfunden. Natürlich sind kulturelle Ereignisse immer auch symbolische Ereignisse, wenn man das so nennen will: Da werden Bilder gemacht, da wird wenig geredet, da werden eher Eindrücke vermittelt. Wenn der Kulturstaatsminister bei der Eröffnung der Berlinale eine Rede hält, dann geht es weniger um den Inhalt dieser Rede, als um die Tatsache als solche, dass er eben an diesem größten Filmereignis in Deutschland teilnimmt und somit Teil der Szene, der Inszenierung ist und das letztlich nicht als ein politikfremdes Feld betrachtet.

KW: Gibt es Ihrer Ansicht nach ein bestimmtes Stilniveau, das für die Kommunikation des BKM angemessen ist?

NR: Das Gros der staatlichen Leistungen für die Kultur wird von den Kommunen erbracht – einschließlich der Stadtstaaten handelt es sich um einen satten zwei Drittel-Anteil – und gerade die Bundesebene sollte sich dieser Aufgabenteilung immer bewusst sein. Es wäre sicher falsch, den Eindruck zu erwecken, die kommunale und die Länderzuständigkeit seien

nur noch marginal und die nationale Kulturpolitik sei das Entscheidende. Ich selbst habe in meiner Amtszeit versucht, die Konflikte, die in den ersten Monaten und Jahren noch zwischen Ländern und Bundeskulturpolitik bestanden, zu moderieren, im Wortsinne, also abzuschwächen, abzumildern, ohne aber zentrale Projekte wie die hochumstrittene Bundeskulturstiftung aufzugeben. Ich habe die Bundeskulturstiftung am Ende ja auch mit den Ländern durchsetzen können, gegen deren Widerstand wäre es sowieso gar nicht durchsetzbar gewesen. (...) Auf der anderen Seite besteht die Gefahr, dass das größere Medieninteresse an der nationalen Kulturpolitik, die ja grundsätzlich spannender ist als die sächsische oder die rheinland-pfälzische, nicht genutzt wird. Man wirkt in diesem Fall zwar nicht zu massiv und dominant gegenüber Kommunen und Ländern, aber das Amt wird zu einem normalen, administrativen, rein politischen Amt, das keine Diskurse mehr vermittelt, keine Brücken schlägt, sondern sich in erster Linie für bestimmte institutionelle Rahmenbedingungen, für Geldflüsse verantwortlich hält. Das entspricht jedenfalls nicht der ursprünglichen Intention, die dieses Amt nach Schröders Vorstellungen hatte.

KW: Dann kommen wir zum nächsten Fragenpaket. Es bezieht sich auf Ihr Kulturverständnis. Was bezeichnet denn Ihr Kulturverständnis?

NR: Du lieber Himmel! Das kann man so nicht sagen, „mein Kulturverständnis“. Das Entscheidende für einen Kulturpolitiker ist, sich nicht zu verengen und keinesfalls eigene künstlerische oder kulturelle Interessen zur Leitschnur des kulturpolitischen Handelns zu machen. Ich habe zum Beispiel wenig Bezug zur Oper, oder wenigstens zur Oper Wagners. Aber daraus eine Aversion zu machen, die etwa dazu führt, dass man die Bayreuther Festspiele nicht mehr unterstützt, wäre ganz falsch. Ich habe mich immer intensiv dafür eingesetzt, dass der Bund sich auch in Zukunft um die Bayreuther Festspiele bemüht. Das Kulturverständnis war immer hoch umkämpft: Die Diskussion reicht vom erweiterten Kulturverständnis der Neuen Kunst- und Kulturpolitik bis hin zum extremen Kulturverständnis von Joseph Beuys, für den die Grenzen zwischen Kultur, lebensweltlicher Praxis und politischer Aktivität völlig fließend werden. Soweit würde ich nie gehen. Zur Kultur gehört auch die intellektuelle, wissenschaftliche Begleitung von kulturellen Ereignissen und Prozessen. Hier Verbindungen herzustellen war mein Ziel – noch aus meiner Münchener Zeit als Kulturreferent der Landeshauptstadt. Aber ich glaube, viel mehr kann ich dazu nicht sagen.

KW: Gibt es philosophische, soziologische, anthropologische Entwürfe etc., auf die Sie sich in Ihrem Kulturverständnis beziehen würden?

NR: Ich habe mich gelegentlich in Vorträgen und Veröffentlichungen dazu geäußert und zum Beispiel versucht, einen klareren Begriff von kultureller Integration zu entwickeln. Das ist ein wichtiger Teil von Kulturpolitik, denn das Kulturelle kann Identitäten verstärken, die ohnehin vorhanden sind und dabei Ausgrenzungen und Abgrenzungen fortführen. Ich habe mich in München sehr dafür eingesetzt, dass wir in der Förderung der so genannten Volkskultur nicht am Ende ungewollt solche Separierungen mitfordern. Falsche Identifikationen, wenn man so will falsche kollektive Identitäten, gibt es zuhauf. Ein Beispiel sind die deutschstämmigen Amerikaner, die sich über ihre Begeisterung für das Oktoberfest und ihre oktoberfest-ähnlichen Veranstaltungen definieren. Man kann das mit dem etwas boshaften Terminus der Folklorisierung kultureller Identität charakterisieren. Ich glaube – und das geht jetzt schon mehr in die philosophische Fragestellung hinein – dass insbesondere die Bildende Kunst ihre eigene „Sprache“ hat, die nicht erst dadurch lesbar wird, dass man sie im Gestus der Kulturpädagogik kommentiert. Die Bildende Kunst ist zwar auch eine Form von Kommunikation, aber eine, die eben gerade in dieser Weise stattfindet, weil sie in Gestalt von Erläuterungen nicht möglich ist. Ich habe eine gewisse Skepsis gegenüber Ansätzen, die meinen, man könnte das alles sprachlich-pädagogisch aufarbeiten und vermitteln. Das geht nur in engen Grenzen.

KW: Welche Bedeutung messen Sie denn der deutschen Geschichte für Ihr Handeln als Kulturstaatsminister zu?

NR: Eine ziemlich zentrale. Die so genannte Gedenkstättenkultur ist in Deutschland vermutlich intensiver ausgeprägt als in irgendeinem anderen Land der Welt. (...) Das hängt damit

zusammen, dass dieses Land sich am allerwenigsten eine Art Heroisierung seiner eigenen Geschichte leisten kann. Die Verbrechen des Nazi-Regimes und aller, die daran beteiligt waren, liegen so nah zurück und waren so beispiellos, dass eine Geschichtsklitterung, wie sie in vielen Ländern der Welt üblich ist, hier unmöglich ist. Es hat Jahrzehnte gedauert, sich einzugestehen, dass nicht ein Verführer oder einige wenige ein unschuldiges Volk verführt haben. Unterdessen wächst die Bereitschaft, sich mit diesem Teil der Geschichte intensiv auseinander zu setzen. Nicht völlig unabhängig davon, aber auch nicht in einen Topf zu werfen, ist die Aufarbeitung der SED-Geschichte im östlichen Teil Deutschlands, der zweiten deutschen Diktatur, mit ganz anderen Zügen, aber doch auch mit vielen Opfern und einigen Tätern. Die Aufarbeitung nach der deutsch-deutschen Vereinigung ist ganz anders abgelaufen als nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes. Hier hat niemand geholfen, wie etwa die USA mit der Re-Education, der Demokratisierungspolitik. Auch die zweite Aufarbeitung lief zunächst einmal nicht optimal. Es ist also umso wichtiger, dass jetzt wenigstens die kulturellen Institutionen ausgebaut werden, die die jüngste deutsche Geschichte präsent halten, aber auch verhindern, dass allzu simple Klischees auf die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert angewendet werden.

KW: Sie haben vorhin die Handlungsrestriktionen des Bundeskulturstaatsministers angesprochen, wie lässt sich der Handlungsspielraum des BKM beschreiben?

NR: Es gibt hier Besonderheiten: Einmal ist dieses Amt Teil des Kanzleramtes. Kulturelle Ausgaben machen ja mehr als die Hälfte des Etats des Kanzleramtes aus (...). Die große Nähe zum Kanzleramt, zu einem Kanzler, der erkennbar Interesse an Bildung und intellektuellen Diskursen hat und das durch die Einrichtung des BKM deutlich macht, war für den Anfang dieses Amtes auch sicher sinnvoll. Ich habe damals keinen Hehl daraus gemacht, wenn auch eher hinter verschlossenen Türen, und mache erst recht heute keinen Hehl daraus, dass ich diese Konstruktion auf Dauer nicht für die richtige halte. Einmal deswegen, weil die Kulturpolitik nicht so nah am Machtzentrum angesiedelt sein sollte, wie sie durch die Ansiedlung im Kanzleramt ist. Es ist auch im Interesse der Kanzlerinnen und Kanzler dieser Republik, dass Probleme, die ja in jedem Ressort immer auftreten können, nicht unmittelbar in ihrer Umgebung detonieren, sondern außerhalb. Hinzu kommt die grundsätzliche staatspolitische Überlegung, dass der Kulturstaatsminister in seiner Funktion als Staatsminister beim Bundeskanzler weisungsunterstellt ist und keine Ressortunabhängigkeit besitzt. Gleichzeitig steht er einer Behörde vor, die etwa den gleichen Status hat wie das Bundespresseamt, also eine oberste Bundesbehörde ist – es ist der Öffentlichkeit ja nicht bewusst, dass das eine Art Doppelfunktion ist, die sehr unüblich ist. Wer Kultur auf nationaler Ebene ernst nimmt, sollte in meinen Augen mittelfristig zweierlei tun – 2002 war das nicht möglich nach der Bundestagswahl, was mit ein Grund für mich war, das Amt nicht fortzuführen, der Hauptgrund war natürlich die Universität Göttingen: Das Gesamt der kulturellen Verantwortung des Bundes, und diese Gesamtverantwortung ist eben zu einem wesentlichen Teil Auswärtige Kulturpolitik, sollte gebündelt werden. Ein altes Vorhaben, das mein Vorgänger in Angriff nahm, wobei er aber sehr abrupt ausgebremst wurde, vor allem von der Mitgliederversammlung des Goethe-Instituts. Aber es geht nicht nur um das Goethe-Institut, es geht um viele Häuser, die im Ausland kulturellen Zwecken dienen, wie etwa die Villa Aurora in Südkalifornien, das alles sollte in die Kompetenz des Kulturressorts auf Bundesebene kommen und das wäre dann auch von einigem Gewicht. Es gibt auch verstreute kulturelle Verantwortungen in anderen Ressorts, im Innenministerium zum Beispiel. Diese sollten ebenfalls im Kulturressort gebündelt werden. Das kann man dann sehr gut verbinden mit den restlichen Kompetenzen, die der Bund nach der Föderalismusreform noch in der Bildungspolitik und vor allem in der Forschungspolitik hat. Zusammengenommen wäre das dann ein kleines Ressort, aber immerhin eines, das man guten Gewissens verselbständigen könnte.

KW: Um hier mal kritisch einzuhaken, was leistet denn der Kulturstaatsminister, was die Länder einerseits und die anderen Ressorts mit kulturpolitischen Zuständigkeiten auf Bundesebene andererseits nicht erbringen könnten?

NR: Wenn man Kulturpolitik in einem großen anderen Ressort macht, wie das ja früher üblich war, als die Abteilung K im Innenministerium das Gros der Verwaltung des heutigen

BKM bildete, dann läuft das eben ganz nebenher. Es ist schon merkwürdig, wenn dann der Polizeiminister – ich will damit nicht den Innenminister abwerten, aber er ist nun mal für die Polizei, das Bundeskriminalamt und die Sicherheit zuständig – die Filmfestspiele eröffnen muss. Von daher ist es sinnvoll, der Kultur eine eigene politische Stimme auch auf Bundesebene zu geben, in den Ländern hat sie das ohnehin und in der Regel auch in den Kommunen, wobei es in jüngster Zeit vor allem in Nordrhein-Westfalen eine Entwicklung gibt, die ich gar nicht positiv finde. Dort werden die Kulturressorts aufgelöst und die Managementaufgaben rücken in den Mittelpunkt und dadurch verschimmt zum Teil das kulturelle Gesicht der Stadt.

KW: Wie würden Sie theoretisch und auch aus Ihrer Erfahrung heraus die repräsentativen Aufgaben des Kanzlers, des Bundestagspräsidenten und des Bundespräsidenten von denen des BKM abgrenzen? Stiehlt man sich da die Show?

NR: Das habe ich nicht so empfunden. Solange es sich um einen Staatsminister beim Bundeskanzler handelt, kann der Bundeskanzler natürlich immer die einzelnen repräsentativen Aufgaben an sich ziehen, wie bei jedem seiner Mitarbeiter im Bundeskanzleramt. Schröder und nach meinem Eindruck auch Merkel haben es so gehandhabt, dass der Staatsminister, obzwar ein Staatsminister beim Bundeskanzler eine gänzlich andere Rolle spielte als die anderen Staatsminister beim Bundeskanzler, die ja in der Öffentlichkeit auch wenig bekannt sind. Das heißt, dem Kulturstaatsminister wurden ganz andere Gestaltungs- und Repräsentationsmöglichkeiten gelassen und das war letztlich ja auch der Sinn der ganzen Aktion. Sonst hätte man das alte Modell, das Helmut Kohl mit Staatssekretär Pfeiffer praktizierte, einfach fortführen können.

KW: Dann würde ich jetzt gern auf ausgewählte kulturpolitische Maßnahmen ihrer Amtszeit eingehen. Zuerst zur Stiftungsrechtsreform. Wie beurteilen Sie denn grundsätzlich das kulturelle Engagement von Stiftern?

NR: Wir hatten in Deutschland im 19. Jahrhundert einmal eine unglaublich reichhaltige Stiftungskultur und darunter auch sehr viele Kulturstiftungen. Eingerichtet werden konnten diese Stiftungen wegen immenser Kapitalakkumulationen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts (...). Diese Stiftungskultur ist in Deutschland dann durch den ersten und zweiten Weltkrieg kaputt gegangen. Es ging also darum, das wieder aufzubauen. Es ist eines der am wenigsten beachteten Phänomene, dass die rot-grüne Koalition, die in dem Sinne nicht als bürgerliche Koalition galt, in diesem Punkt eine wahrhaft bürgerliche Politik gemacht hat. Die Stiftungskultur war immer eine urbürgerliche Angelegenheit, wurde aus zum Teil verständlichen Gründen von den Linken immer kritisch beäugt und doch hat gerade die rot-grüne Koalition mit einer radikalen Stiftungsreform einen Boom von Stiftungsneugründungen ausgelöst. Der Anteil der Kulturstiftungen hält sich zugegebenermaßen immer noch in Grenzen. Das Problem in Deutschland ist, dass Familienstiftungen und nicht-gemeinnützige Stiftungen auch als Stiftungen geführt werden. Damit wird die Grenze zwischen Gemeinnützigkeit als der eigentlichen Stiftungsidee und nicht-gemeinnützigen Stiftungen fließend. Wenn man jetzt an die jüngsten Skandale wegen Steuerhinterziehung in Liechtenstein denkt – das lief alles über vermeintliche Stiftungen. Das ist sicher eine Schwäche, nicht nur des deutschen, aber auch des deutschen Stiftungsrechts, eine Schwäche, die wir damals nicht beheben konnten. Aber das Stiftungsrecht wurde sehr viel unbürokratischer gehandhabt als vorher, die Anmeldezeiten haben sich verkürzt, auch kleinere Stiftungen wurden möglich, Änderungen der Stiftungszwecke wurden möglich. Es gab also eine ganze Reihe von Verbesserungen. Das war ein Ringen – die Primärverantwortung lag ja nicht beim Kulturstaatsminister, der mitberatend dabei war und durchaus einen gewissen Einfluss ausübte.

KW: Hatten Sie philosophische, juristische oder ökonomische Konzeptionen im Hinterkopf, als Sie die Stiftungsrechtsreform mit ausgearbeitet haben?

NR: Nun ja, die Idee war, dass man den so genannten Dritten Sektor, wie er in der Diskussion genannt wird, als dritten Bereich zwischen Markt und Staat fördert. Das bürgerschaftliche Engagement ist als Form von Kooperation ja die eigentliche Grundlage von Demokratie. Ich habe ja ein Buch und auch Aufsätze über „Demokratie als Kooperation“ geschrieben. Die

Idee war es, eben dieses Element zu stärken, das geht natürlich nur zum Teil über Stiftungen. Bürgerstiftungen sind dabei besonders attraktiv. Sie sind auch zunehmend entstanden, allerdings sind sie kapitalmäßig meistens schlechter ausgestattet. Wir wollten den Dritten Sektor und damit die Demokratie stärken.

KW: Dann würde ich gern zur Bundeskulturstiftung kommen. An welchen konzeptionellen Vorbildern haben Sie sich denn bei der Ausarbeitung der Bundeskulturstiftung orientiert?

NR: Das kann man so gar nicht sagen. Für mich war es eines der Hauptmotive, das – wenn Sie so wollen – nostalgische Projekt einer Nationalstiftung wieder aufzugreifen und nach Jahrzehnten wirklich zum Erfolg zu führen. Es war ja damals Willy Brandt, der das ursprünglich initiiert hatte. Willy Brandt wollte ja eine Nationalstiftung für Kultur und ist damit am Widerstand der Länder gescheitert. Der mächtige Brandt konnte das als Bundeskanzler nicht durchsetzen. Helmut Schmidt richtete dann eine Nationalstiftung ein, als Reaktion auf dieses Scheitern. Er wollte plausibler Weise verhindern, dass der Ausdruck Nationalstiftung von rechts besetzt wird. Weil wir bei der Namensfindung für die Bundesstiftung Rücksicht auf die Lebensleistungen von Helmut Schmidt und anderen Förderern nehmen wollten, haben wir hier Dopplungen vermieden. Schmidts Nationalstiftung basiert zwar auf einem erheblichen privaten Engagement, aber sie ist doch relativ überschaubar und in der thematischen Ausrichtung begrenzt. Die Nationalstiftung, die Helmut Schmidt initiiert hat, ist also kein Ersatz für das, was Willy Brandt sich vorgestellt hatte. Nun habe ich nicht einfach an das angeknüpft, auch nicht anknüpfen wollen, was Willy Brandt sich vorgestellt hatte, es ging mir darum, es auch verfassungsmäßig korrekt zu initiieren. Ich habe die Konzeption mit dem Begriff „Doppel-i“ bezeichnet. Wir wollten innovative Projekte fördern, also nicht wie die Kulturstiftung der Länder in erster Linie bewahrend agieren. Wir haben ohnehin eine gewisse Tendenz der Musealisierung und Historisierung von Kultur und die zeitgenössische Kunst tut sich trotz aller Förderungen besonders schwer; zwischen Innovation und Tradition besteht ein massives Ungleichgewicht. Sie brauchen nur einen Blick in die Programme von Philharmonien oder Opern zu werfen, die zeitgenössische Kunst ist fast nicht präsent, auch nicht in den großen Staatseinrichtungen, die ja kulturelle, künstlerische Innovation ermöglichen könnten, weil sie nicht auf Quote und Einnahmen angewiesen sind, jedenfalls nicht in dem Umfang wie die privaten. Am allerwenigsten wollten wir mit dieser Stiftung die Probleme der Beutekunst lösen, denn das wäre dieselbe Falle gewesen: Wir hätten uns wieder um das Bewahren, um das Tradieren gekümmert, obwohl wir eine so reichhaltige Kulturlandschaft mit so gewaltigen personellen und finanziellen Mitteln haben, dass es nicht erforderlich ist, hier weitere Unterstützung zu leisten. Das zweite i im Doppel-i steht für international. Die Idee war also, dass die spezifische Kompetenz des Bundes zur Auswärtigen Kulturpolitik sich in der Konzeption widerspiegelt. (...) Damit die Stiftung überhaupt ein Erfolg werden konnte, musste sie so konzipiert sein, dass sie nicht blockiert werden konnte von den Partialinteressen der Länder, dass der Bund also Gestaltungsmöglichkeiten hatte und dass sie andererseits aber auch keinen Affront gegenüber den Ländern darstellte. Ich glaube, uns ist damals eine relativ klare Verantwortungsteilung gelungen.

KW: Dann zur Filmförderung: Welche Ziele haben Sie denn mit der Förderung des deutschen Films verfolgt?

NR: Es gibt die ganz grundsätzliche Erwägung, dass der Film, die Filmkunst nicht einfach eine marktgängige Kunst neben anderen ist, sondern dass sie von immenser Bedeutung ist für die kulturelle Identität in einem Land, für die Rollenbilder, die Leitbilder, die Jugendliche haben. Von daher ist es ausgesprochen problematisch, wenn eine Kultur, nämlich die US-amerikanische, alle Rollenmuster, alle Sujets prägt. Die kulturelle Vielfalt im Bereich Film ist also von ganz großer Bedeutung. Keine andere Kunstbranche, kein anderer Bereich der zeitgenössischen Kunst hat eine solch prägende Kraft wie der Film. Ich habe manchmal gesagt, der Film hat das Erbe der Oper des 19. Jahrhunderts angetreten und das ist noch sehr zurückhaltend formuliert, da die Oper nie so viele erreicht hat wie der heutige Film. Wie kann also die Förderung erfolgen? Einerseits haben wir eine sehr stark an kommerziellen Erwartungen ausgerichtete Filmförderung durch Abgaben, die über die Filmförderungsanstalt, die FFA, vermittelt wird und andererseits haben wir eine kleinere kulturelle Filmförderung, die

das BKM ursprünglich selbst machte. Meine Idee war es, die kreativen Potenziale des deutschen Films, der deutschen Filmschaffenden zu stärken, zum Beispiel durch den Drehbuchpreis oder dadurch, dass das deutsche Filmfest nicht mehr so eng an die Behörde des BKM angebunden wird, sondern von einer Akademie getragen wird, die aber trotzdem eine enge Verbindung zur staatlichen Filmförderung hält – gewissermaßen nach französischem Muster. Das war die Zielsetzung, die Details sind auf die Kürze schwierig zu erläutern; das Konzept dieser Novellierung des Filmfördergesetzes war jedenfalls insgesamt sinnvoll, es ist ja dann auch fortgeführt worden.

KW: Dann möchte ich kurz auf die Validierung meiner These eingehen, dass eben die politische Kultur – Kultur hier verstanden als Reservoir an gesellschaftlich objektivierten Bedeutungen und Regeln der Bedeutungsproduktion, dass diese politische Kultur einerseits das Reservoir an Bedeutungen und Regeln der Bedeutungsproduktion bereitstellt und dass der BKM andererseits auch die Möglichkeit hat – in einem gewissen Ausmaß – diese politische Kultur zu beeinflussen.

Welchen Einfluss hat denn Ihrer Ansicht nach – eine so verstandene – politische Kultur auf das Handeln des Kulturstaatsministers?

NR: Eine schwierige Frage. Ich habe jedenfalls versucht – wenn auch nicht immer mit Erfolg – über die Form der Auseinandersetzung, über die Art der Kommunikation, zur politischen Kultur beizutragen. Auch der Stil ist wesentlich ist für eine politische Kultur, denn mir scheint, dass sich die Demokratie selbst beschädigt, wenn aus vordergründigen, manchmal ja durchaus richtig eingeschätzten, Interessen heraus keine echte Deliberation mehr stattfindet und Argumente nicht ernst genommen werden, bloß, weil sie von der falschen Seite kommen. Ich habe mich nie dieses wechselseitig herabsetzenden Stils bedient. (...) Das Interessante ist, dass das nach meinem Eindruck sehr selten als Angebot verstanden wurde. Es macht ja keinen Sinn, sich als Einzelner eines anderen, unüblichen Stils zu bedienen, selbst wenn dieser Stil meinem Naturell entspricht (...). Diese wechselseitigen Herabsetzungen in den Bundestagsdebatten sind ja ein bisschen gewöhnungsbedürftig. Aber nur wenige haben meinen Stil als Angebot aufgenommen; zwei fallen mir auf Anhieb ein, der eine ist Norbert Lammert, der damalige kulturpolitische Sprecher der Bundestagsfraktion der Union und jetzige Bundestagspräsident. Wir hatten dadurch sehr rasch eine Gesprächsbasis und bei allen Interessensdivergenzen, die es natürlich auch gab, hat sich schnell ein guter Stil der Debatte eingestellt. Der andere, und das hätte nach der Vorgeschichte sicher niemand erwartet, war der bayerische Kulturminister Hans Zehetmair – mit „Vorgeschichte“ meine ich jetzt die Auseinandersetzung zwischen Naumann und Zehetmair, die ja zum Teil sehr heftig war. Als ich das Amt übernommen habe, ging diese Auseinandersetzung erst einmal so weiter, (...), hörte dann aber abgesehen von ein paar Ausrutschern auf – man weiß ja, wie solche Pressemitteilungen zustande kommen, der Minister zeichnet sie ja häufig gar nicht selbst. Wir waren zusammen zuständig für die Delegation im Europäischen Ministerrat für Kultur, ich war Delegationsleiter und er war mein ständiger Stellvertreter – diese Konstellation ist jetzt in der letzten Föderalismusreform verändert worden – und es gab nicht die Nuance einer Auseinandersetzung oder gar Profilierung vor einer internationalen Öffentlichkeit trotz aller inhaltlicher Differenzen, die wir gelegentlich hatten, aber auch die waren nicht so ausgeprägt, wie man vielleicht vermuten möchte.

(...) KW: Was prägt Ihrer Ansicht nach denn das Handeln von Politikern am stärksten? Gerade auch vor dem Hintergrund Ihrer philosophischen Thesen.

NR: (...) Ich habe als Kulturstaatsminister immer darauf Wert gelegt, dass ich einen anderen Hauptberuf habe und dass ich dieses Amt nur vorübergehend übernehme und dass das keinen Berufswechsel darstellt. Aber gerade auf Bundesebene ist Politik für viele zum Beruf geworden, sie sitzen über lange Jahre in den Parlamenten. Ich glaube, fast keiner von diesen Politikern ist ursprünglich mit dem Ziel politisch aktiv geworden, schnell Karriere zu machen, weil das gerade in Deutschland mit den starken Parteien auch nicht so ohne Weiteres möglich ist. Dieses „hoppla jetzt komm ich“ funktioniert hier nicht, selbst ein noch so großer Star, beißt sich in den Ortvereinen und Kreisverbänden rasch die Zähne aus. Das heißt, es

ist relativ mühsam, es dauert lang, man muss Vertrauen und Kooperationspartner gewinnen, bis dann irgendwann einmal etwas aufgebaut ist, was trägt. Im Laufe dieser Entwicklung gibt es sicher die Gefahr einer Déformation professionnelle. Ich glaube, dass fast alle Politiker am Anfang idealistisch motiviert waren – dass Politiker natürlich auch einmal daran denken, dass sie davon Leben müssen, ist klar und auch legitim. Aber in diesem politischen System besteht die Gefahr, verstärkt durch die Rolle der Medien, dass diese ursprünglich idealistisch Motivierten schließlich zu Technikern der Wirkung werden, gar nicht einmal zu Technikern der Macht, das klingt schon wieder zu einseitig. Denn hat ein Bundestagsabgeordneter Macht? Na ja, er hat eine gewisse Wirkung und er versucht seine Wirkung zu steigern. Und die Gefahr ist, dass am Ende jede Aktion, jede Pressemeldung, jede Reaktion von anderen, in der eigenen und anderen Fraktionen danach beurteilt wird, wie sie wirkt. Das ist die Gefahr einer Déformation professionnelle, die ich schon in meinen Münchner Jahren sehr stark empfunden habe. Einige sind nach wie vor sehr stark von den inhaltlichen Vorstellungen geprägt, die sie weiter bringen wollen, zum Teil auch gegen massive Widerstände und mit dem Risiko des Scheiterns. Andere wiederum passen sich eher stromlinienförmig den jeweiligen Stimmungslagen an. Das unterscheidet dann vielleicht die starke politische Persönlichkeit von der eher schwachen, was aber nicht heißt, dass sich die starke am Ende durchsetzt.

KW: Wie würden Sie Ihr politisches Menschenbild beschreiben. Ist ein Kulturpolitiker, oder Politiker allgemein, ein eher nutzenmaximierender Homo oeconomicus oder ist die kulturelle Prägung ausschlaggebend für sein Handeln?

NR: Das ist ja nicht die einzige Alternative. Sie wissen ja, dass ich für bestimmte Elemente des Humanismus plädiere. Wesentlich dafür ist, wie Kant es formuliert, dass Aufklärung der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit ist. Das heißt, letztlich stelle ich mir die reife Persönlichkeit, gerade in der Politik, so vor, dass sie den besseren Gründen folgt. Den besseren Gründen zu folgen heißt in vielen Fällen, sich sowohl von seinen Interessenlagen als auch von der jeweiligen kulturellen und sozialen Prägung zu distanzieren. Es mag jemand so sozialisiert sein, dass er bestimmte Dinge verabscheut. Aber wenn er feststellt, dass diese Abscheu durch nichts begründet ist und nur zu Ressentiments führt, dann muss er sich davon distanzieren. (...) Damit wären wir wieder zurück bei Frage, was Demokratie ausmacht, nämlich fähig zu sein, auf der Basis der Abwägung von Gründen zu urteilen und zu handeln. Das sollte man dann auch in die politische Auseinandersetzung, in die politische Kommunikation einbringen, obwohl die heutige Medienlandschaft dem durchaus Grenzen setzt. Wenn man sich die politische Welt anschaut, gibt es ein breites Spektrum von sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten. Die wenigsten davon sind homini oeconomici im Sinne einer permanenten Optimierung ihrer persönlichen ökonomischen Interessen – die gibt es wohl kaum in der Politik, die wären dort letztlich auch falsch. Besser vertreten sind Politiker, die aus einem festen kulturellen Vorurteilsreservoir schöpfen und das ihr Leben lang so beibehalten. Diese Politiker haben dann einen festen Stand, denn sie sind in einem Milieu verwurzelt und irritieren ihre Anhänger nicht durch unorthodoxe Meinungen. Aber auch dieser Typus ist nicht mehr so dominant, wie vielleicht noch in der Weimarer Republik oder in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik.

KW: Wie weit darf denn diese Abstraktion von den kulturellen Grundlagen gehen?

NR: Diese Abstraktion geht ziemlich weit. Wenn Sie jetzt die SPD als Beispiel nehmen, kommen sehr viele der dort Aktiven aus der Gewerkschaftsbewegung oder der Arbeiterbewegung, wobei die Bezeichnung „Arbeiter“ gar nicht mehr ganz treffend ist, weil in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine starke Verbürgerlichung, ja Verkleinbürgerlichung stattgefunden hat. Obwohl es vielen anfangs darum ging, das Interesse einer bestimmten Schicht oder Klasse zu formulieren, haben sich die meisten so weit davon gelöst, dass sie versuchen, gemeinwohlorientiert Politik zu machen; sonst wäre ja auch die große Wende der Politik in der zweiten Amtszeit der Regierung Schröder völlig undenkbar gewesen. Die Reform der sozialen Sicherungssysteme war nur möglich, weil gerade sozialdemokratische Politiker gesehen haben, dass dieses System in größten Schwierigkeiten ist und dass ein gründlicher Umbau ansteht. Das belegt die Distanzierung von den ursprünglichen Milieus. Es liegt wohl auf der Hand, dass das bis heute Probleme aufwirft. Das Gleiche gilt für Union: Ein Großteil

ihrer Aktiven ist, früher jedenfalls, aus einer religiösen Bindung hervorgegangen. Viele Jugendliche haben aus Kirchengemeinden heraus den Weg zur Union gefunden. Aber sie haben sich letztlich auch davon distanziert, zum Beispiel beim Stammzellengesetz. (...) Ich glaube, dass diese Distanzierung vom eigenen kulturellen und sozialen Milieu nicht nur notwendig ist, um wirklich vorurteilsfrei Politik machen zu können, sondern dass sie auch ein Trend ist, den man beobachten kann.

KW: Kann man sich wirklich von seiner Kultur distanzieren, wird man dabei nicht zu einem „Halb-Irren“ im Sinne Wittgensteins?

NR: Die Demokratie ist wie keine andere Staats- und Gesellschaftsform mit der Lebenswelt verbunden. Alle Bürger müssen, auch wenn sie wenig mit Politik zu tun haben, in der Lage sein, Politik zu kontrollieren. Das erfordert einen öffentlichen Diskurs, der für möglichst viele verständlich ist, der inklusiv ist, der nicht ausgrenzt. Die Vorstellung von Wirtschaftsliberalen oder auch Marxisten, man könnte eine rein wissenschaftlich begründete Politik machen, (...) ist in meinen Augen völlig unverträglich mit Demokratie. Es geht immer um Wertungen und diese Wertungen fallen nicht vom Himmel und werden auch nicht durch Philosophie begründet, sondern sie entstehen in einem breiten kulturellen Prozess, in dem Deliberation, Verständigung und der Austausch von Gründen eine wichtige Rolle spielen. Wertungen sind nicht einfach kulturell gegeben, sondern sie verändern sich durch Deliberation. Die verbreitete Homophobie zum Beispiel, die in Europa ganz im Gegensatz zu einigen Staaten der USA fast überwunden ist, darf nicht Politik werden, und das erfordert einen Diskurs, der klar macht, dass hier Menschen ausgegrenzt werden und zwar wegen Eigenschaften, die niemanden etwas angehen, ausgenommen sie selbst. Das ist ein Akt der Aufklärung, der Rationalisierung, insofern verändert sich die kulturelle Prägung durch Deliberation.

2.3 Transkript Interview mit Prof. Weiss

Interview Prof. Dr. Christina Weiss, BKM a. D., am 22.7 2008 in Berlin.

KW: Mein erster Fragenkomplex behandelt die demokratische Kommunikationskultur. Welche Rolle spielt denn Ihrer Ansicht nach die öffentliche Kommunikation in einem demokratischen Staat?

CW: Es ist mit das Wichtigste, dass die öffentliche Kommunikation auch leibhaftig ist. Die Vermittlung über die Medien ist nur eine Seite, die zudem immer sehr verengt ist. Ich halte es für überaus wichtig, dass Politikerinnen und Politiker in der Öffentlichkeit sehr präsent sind, dass sie da sind, dass sie zum Anfassen sind, dass sie Gesprächspartner werden.

KW: Welche Bedeutung messen Sie der öffentlichen Kommunikation der Kulturstaatsministerin zu, zum Beispiel in Form einer Teilnahme an öffentlichen Debatten?

CW: Ich habe das absichtlich sehr intensiv gemacht. Ich habe es allerdings – aus meiner Ausbildung heraus – stark auf die Debatte über Kunst fokussiert. Ich habe mich auf Podien, mit Vorträgen und Grußwörtern sehr intensiv in die Öffentlichkeit eingemischt und zwar weit über die rein politische Öffentlichkeit hinaus.

KW: Was sollte Ihrer Meinung nach die Kommunikation der Bundeskulturstaatsministerin auszeichnen?

CW: Genau dieses „dabei sein“ in der Debatte über Kunst. (...) Für mich ist die Aufgabe der Kulturstaatsministerin sehr stark kunstbezogen gewesen, es ging mir letztlich um die Spielräume für die Künstlerinnen und Künstler und ihre Arbeit. Deshalb war die öffentliche Debatte im Bereich der Kunst für mich wichtig. Genauso wichtig ist das Teilnehmen als Signal nach außen, dass man für die Sache, für die man politisch steht, auch eine bestimmte Leidenschaft und Kenntnis hat.

KW: War es Ihrer Meinung nach einfach, an diesen Debatten teilzunehmen, konnten Sie sich da hörbar, bemerkbar machen?

CW: Es war für mich sehr einfach, teilzunehmen oder eingeladen zu werden, weil ich aus dem Kunstbereich komme und diese Leute, die die künstlerische Arbeit machen, kannte, auch aus früheren Zusammenhängen. Einladungen zu erhalten war also leicht, gehört zu werden war auch leicht; schwierig ist dann, wie man über diese Kunstöffentlichkeit hinaus an eine größere Öffentlichkeit kommt. Das heißt, ich habe versucht, darauf zu achten, dass dazwischen immer Veranstaltungen waren, die nicht auf die Kunst beschränkt waren, sondern eine größere Öffentlichkeit erreicht haben. Sehr gerne eben live, ich halte dieses Auftreten als Person mit der eigenen Überzeugungskraft, mit der eigenen Sprache, mit der eigenen Leidenschaft für die Sache sehr wichtig.

KW: Um hier kritisch einzuhaken: Handelt es sich bei derartigen Veranstaltungen nicht um die von den Medien häufig kritisierten „Pseudo-Events“?

CW: Was heißt das?

KW: Damit ist wohl gemeint, dass Politiker durch symbolische Inszenierungen ablenken von ausstehenden finanziellen oder rechtlichen Maßnahmen.

CW: Das ist ja die Alltagsarbeit, das ist ja die ganz knallharte Arbeit. Wenn die nicht stimmt, dann gibt es auch keinen Kommunikationsraum über Kunst. Wenn Aggression besteht gegenüber dem eigenen politischen Handeln, dann gibt es auch kein Gespräch. Wie Evelyn Hamann immer gesagt hat: „Das ist Dienst, harter Dienst, Alltag, das hat nichts mit Kunst zu tun.“ (...) Es sind ja öffentliche Veranstaltungen, eben nicht in sich geschlossene Kreise, sondern offen für alle. Zum Beispiel habe ich mir erlaubt in Halberstadt an einer Podiumsdiskussion zur Endlos-Aufführung des John Cage-Werks „Organ2/So langsam wie möglich“ teilzunehmen, gemeinsam mit Alexander Kluge. Das ist ein ganz extremes künstlerisches Element in unserer Gesellschaft, aber diejenigen, die da saßen, waren Menschen, die in Halberstadt lebten und die sich im weitesten Sinne mit Kultur auseinandersetzen. Die Veranstaltung war unglaublich fruchtbar für mich und – wie ich glaube – auch für das Publikum. Das war natürlich unabhängig davon, ob ich Geld für die Aufführung gegeben habe oder nicht. Hier gibt es ganz unterschiedliche Bereiche: Manchmal geben Sie Geld, gehen in die Öffentlichkeit und treten als Geldgeber auf, das sind dann die am wenigsten spannenden Gespräche – in dem Moment, wo sie mit Geld kommen, erledigt sich die Sache.

KW: Halten Sie die Medien, die so eine Veranstaltung dann begleiten, für einen geeigneten Kanal, um die Veranstaltung einem breiteren Publikum zugänglich zu machen?

CW: In der Kulturpolitik sind die Medien ja fast immer die Feuilletons und ich habe nicht den Eindruck, dass die Feuilletons eine politische Debatte außerhalb ihrer eigenen Redaktion mögen. Sie lehnen es ab, weil es um das Machtspiel geht, wer die Definitionshoheit für Kunst und Kultur hat. Diese Definitionshoheit gestehen die Feuilletons der Politik nicht gerne zu. Insofern war meine Arbeit, die Art und Weise wie ich sie gemacht habe, sehr oft in Konfrontation mit den Feuilletons, weil ich mich inhaltlich eingemischt habe.

KW: Also Sie würden das gar nicht so sehen, dass das Feuilleton sozusagen ihr eigenes „Hoheitsgebiet“ ist, während alle anderen Politiker im Politikteil um einen Platz kämpfen müssen?

CW: Doch, die Feuilletons schaffen natürlich eine große Öffentlichkeit für dieses Amt, doch sie sind in der Wahrnehmung ihrer Aufgabe eigenartig gehemmt. Sie müssten das Amt und was davon öffentlich wird, für ihre eigene Debatte aufgreifen, doch sie tun es nicht. Sie behandeln es dann doch genauso wie andere Politik, also feindlich. Kulturpolitik ist demnach die Gegenwelt, die man zu kritisieren hat und das finde ich sehr schade im Kulturbereich.

KW: Es wundert mich, dass gerade Sie als Literaturwissenschaftlerin einen so starken Schwerpunkt legen auf die persönliche Präsenz bei Veranstaltungen und gar nicht so sehr auf die schriftliche Kommunikation!

CW: Ich halte persönliches Auftreten für sehr wichtig. Ich habe zehn Jahre lang als Hamburger Kultursenatorin genau beobachtet, wie es wirkt. Und die Wirkung geht nicht über Schrift; einige wenige Menschen, die lesen und auch bereit sind, etwas Komplizierteres zu lesen,

nehmen dann vielleicht die Qualität Ihres Denkens war. Aber das Ganze funktioniert nur, wenn Sie reden, reden, reden, auftreten und wirklich die Person in die Waagschale werfen. Es geht um die berühmte Frage nach der Authentizität, die bei Politikern sehr selten ganz positiv ausfällt. Und Authentizität können Sie nur unter Beweis stellen, wenn Sie öffentlich auftreten. Wenn Sie etwas lieber vertuschen wollen, weil sie nicht ganz so hinter der Sache stehen, ist schriftliche Kommunikation sicher besser.

KW: Dann würde ich gern zum zweiten Themenkomplex kommen. Hier geht es um die kulturelle Identität oder die kulturellen Identitäten – je nachdem, wie Sie das sehen. Mit welchen Begriffen würden Sie die kulturelle Identität in Deutschland beschreiben?

CW: In Deutschland und in Europa sind es die Errungenschaften und Werte der Aufklärung, die die Basis unserer Kultur bestimmen. Unter Kultur verstehe ich dabei das Regelwerk, das bestimmt, wie man in einer Gesellschaft miteinander umgeht. Wobei das „miteinander“ zu differenzieren ist: Wie gehen die Jungen mit den Alten um, wie gehen die Starken mit den Schwachen um, wie gehen wir mit der Umwelt um, mit der natürlichen und auch mit der gebauten Umwelt? Kultur ist also definiert als das Regelwerk einer Gesellschaft. Das ist der ganz weite Begriff, eine Spezialform von Kultur sind dann die Künste, die immer ins Extrem schießen, die Künste, die eine Gesellschaft strapazieren, die Tabus verletzen, über die Grenzen hinausdrängen.

KW: Wenn Sie von Regelwerk sprechen, haben Sie sicher Theorien oder Konzepte im Hintergrund, auf deren Basis Sie dieses Regelwerk beschreiben würden.

CW: Ich meine das Regelwerk der europäischen Aufklärung, also die Mündigkeit des Subjekts, die Toleranz und Offenheit, das vernunftbezogene Denken und Handeln, den Laizismus. Alle Werte, die damals erkämpft worden sind, sind nach wie vor Grundlage dieses Regelwerks, vor allem der Respekt vor dem Anderen, auch wenn er schwächer ist oder ärmer. Toleranz ist vielleicht einer der Hauptbasispunkte für eine europäische Gesellschaft.

KW: In welchem Verhältnis stehen Ihrer Ansicht nach Kultur und Politik?

CW: So wie ich Kultur definiere, muss Kultur voll und ganz im politischen Feld handeln und sein. In der Praxis ist es allerdings so, dass die Kulturpolitiker im Rahmen der gesamten Politik Ausnahmerollen erfüllen. Ich habe es immer extrem als meine Aufgabe empfunden, anders zu sprechen, anders zu argumentieren, mich einfach explizit anders zu verhalten als die Vertreter und Vertreterinnen der anderen Ressorts. Im Grunde habe ich nicht Kultur in Kauf genommen, um Politik zu machen, sondern ich habe Politik nur gemacht, um etwas für die Kultur zu erwirken.

KW: Was meinen Sie denn genau mit „anders“, welchen Stil sollte man als Kulturpolitikerin wählen?

CW: Diese ganzen Satzhülsen, die rauf und runter wiederholt werden, in allen passenden und nicht passenden Zusammenhängen, solche Sätze sollten einfach nicht über die Lippen eines Kulturstaatsministers kommen. Politik neigt dazu – wie übrigens auch die gesamte Gesellschaft – Kultur immer als etwas Nebensächliches zu sehen, als etwas Zusätzliches für Zeiten, in denen es uns gut geht. Ich finde, Kultur ist etwas ganz Existenzielles und um das klar zu machen, muss man sich auch anders verhalten. Man muss eine Sprache pflegen, die der Sache angemessen ist. Man sollte diese Schaugefechte, die in den Parlamenten ausgefochten werden, nicht mitmachen, sondern immer die Außenseiterposition, die man – leider sowieso hat – positiv nutzen, indem man sie immer wieder deutlich macht und auch einfordert, dass man als „das Andere“ – ja, das kann man durchaus so bezeichnen – wahrgenommen wird.

KW: Von einem provokanten Stil – so à la „die Kulturhoheit der Länder ist Verfassungsfolklore“ – halten Sie dann wohl weniger?

CW: Was meine Meinung über das föderale System angeht, da habe ich auch große, große Kritikpunkte. Das Zitat ist in der Formulierung natürlich sehr polemisch und es ist auch so aufgefasst worden. Aber auch ich halte das Verhältnis von Bund und Ländern im Kulturbereich

reich für nicht glücklich. Es ist eigentlich absurd, dass dieses Amt auf diese Weise konstruiert werden musste. Die komische Zwitterrolle des Kulturstatsministers ist entstanden, weil es nicht möglich ist, in einer klaren Kommunikation mit den Ländern (...) zu einer vernünftigen Konstruktion mit einem Ministeramt auf Bundesebene zu finden. Das halte ich für absurd, gerade mit Blick auf die europäische Kulturpolitik. Es gibt im Kulturföderalismus eine ganze Menge von beinahe lächerlichen Kleinigkeiten, über die man streitet. Die Länder nehmen das Geld gerne, aber am liebsten hätten sie, dass der Bund es anonym auf ihr Konto überweist und nie mehr nachschaut, was mit dem Geld passiert. Das geht natürlich nicht und dieses Ringen finde ich der Kultur unwürdig. Es geht ja nicht darum, die Kulturhoheit zu zerstören, die eine reiche Vielfalt geschaffen hat, doch sollte neben der Kulturhoheit der Länder auch Platz für die Kulturnation Deutschland sein.

KW: Was leistet denn die Staatsministerin für Kultur und Medien, das die Länder nicht erbringen können?

CW: ‚Nicht erbringen können‘, ist sicher die falsche Formulierung, aber es wird auf Bundesebene einfach eine ganze Menge getan, in Bereichen, für die ein einzelnes Bundesland allein nicht zuständig ist. Ohne Beteiligung des Bundes würde zum Beispiel die gesamte Gedenkkultur sehr viel schlechter dastehen und gerade diese Gedenkkultur ist etwas sehr Wichtiges. Auch bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz zeigt sich, dass aus dem eigentlich nützlichen System des Miteinanders eine Blockade entstehen kann: Die Stiftung wird in ihren Betriebskosten zu 75 Prozent vom Bund getragen, während sich die Bundesländer die restlichen 25 Prozent teilen, die Baukosten trägt der Bund zu 100 Prozent. Wenn der Bund seine Mittel erhöhen würde, müssten die Länder ihre Mittel auch erhöhen. Das scheint geradezu unvorstellbar. Statt fruchtbarer Kooperation droht hier somit eine Finanzierungsfalle. Bei vielen Kooperationen sind die Verträge nicht klar genug, die Strukturen zu undeutlich formuliert. Doch Rechtsform und Verträge sind entscheidend, wenn man zu einem vernünftigen Ergebnis kommen will.

KW: Wohin sollte sich denn der Föderalismus in Deutschland entwickeln? Mehr in Richtung Kooperation, wäre vielleicht ein anderer Stil angebracht?

CW: Das ist eine Bewusstseinsfrage, es geht um das Bewusstsein darüber, was föderales System und Kulturhoheit eigentlich bedeuten. Das müsste einfach neu gefasst werden. Keiner will die Kulturhoheit der Länder zerstören, aber dennoch müsste das Zusammenfassen auf Bundesebene klar definiert werden und ich glaube, es müsste auch einen Bundeskulturminister geben nach dem Vorbild anderer Länder. Es ist sehr kompliziert, mit den vorhandenen Strukturen gut umzugehen.

KW: Jetzt würde ich gerne kurz auf die deutsche Geschichte eingehen. Welches Ereignis in der deutschen Geschichte hat denn ihre Handlungsoptionen am stärksten beeinflusst?

CW: Die Frage ist mir nicht ganz klar, grundsätzlich ist das ja altersabhängig. Ich war 1968 gerade sechzehn und natürlich hat 1968 mein ganzes Leben auf eine völlig andere Basis gestellt als etwa das Leben einer zehn Jahre älteren Frau. Meine Selbständigkeit als Frau ist – seit ich 16 bin – eindeutig gesteuert durch das, was die 68er erkämpft haben. Weimar ist dagegen ein historisches Ereignis und der Fall der Mauer hat mich zu einem Zeitpunkt meines Lebens erreicht, als meine Positionen schon relativ gefestigt waren. Aber natürlich haben der Fall der Mauer und die deutsche Einheit unser aller Leben verändert und vor allem das Leben in der Politik – sicherlich hätte man gegenseitig mehr voneinander lernen können. In den neuen Bundesländern herrscht zum Beispiel eine viel bessere Kooperationsbereitschaft mit dem Bund als in den alten, reichen, ursprünglich westdeutschen Ländern.

KW: Ich finde es sehr interessant, das Sie das so generationenbezogen sehen, wie würden Sie denn die Bedeutung des Nationalsozialismus für Ihre Handlungsoptionen bewerten?

CW: Ja, der Nationalsozialismus und die Katastrophe des Naziterrors haben unser aller Leben als Deutsche für immer verändert. Damit hat die Staatsministerin für Kultur und Medien natürlich extrem viel zu tun, weil das Gedenken an die Nazizeit oder auch an die SED-Verbrechen Bundesaufgabe par excellence sind. Ich halte dieses Gedenken für unendlich

wichtig. Ich finde, dass Deutschland hier politisch vorbildlich gehandelt hat. Deutschland wird diese Erinnerungen nie mehr los und soll sie auch nie mehr loswerden. Der Nationalsozialismus hat das Leben für alle nachfolgenden Generationen verändert. Ich habe das vorher einfach mehr persönlich beantwortet. Aber selbst persönlich ist der Nationalsozialismus natürlich für mich ein Thema, weil ich im Saarland geboren bin. Das Saarland war damals noch Saargebiet, war noch französisch und die Grenze zu Deutschland war jenseits des Ortes, in dem ich aufwuchs – sechs Jahre lang. Und spätestens mit zehn Jahren kommt einem schon auch mal der Gedanke, dass es vielleicht ja gar nicht so schlecht gewesen wäre, wenn man nicht wieder in Deutschland gelandet wäre, weil diese Belastung mit der Geschichte tatsächlich eine enorme ist, für jedes einzelne Leben. Wir waren auch noch sehr nahe dran, durch Eltern und Großeltern. Das ist für künftige Generationen anders. Entscheidend ist, dass wir in unserem Land die Kontinuität der Gedächtniskultur aufrecht erhalten können.

KW: Von konservativer Seite wurde der Regierung Schröder als erstem Kabinett der „Nachkriegsgeneration“ eine „neue Unbefangenheit“ im Umgang mit dem Nationalsozialismus unterstellt. Wie stehen Sie zu dieser These?

CW: Ich würde nie von Unbefangenheit sprechen. Das kann ich in keiner Weise nachvollziehen. Nach jahrelanger Erfahrung als Kulturpolitikerin kann ich sagen: Da ist keine Unbefangenheit, sondern das wird sehr ernst genommen – gerade politisch. Die Arbeit an der richtigen Art und Weise zur Bewahrung des Gedächtnisses ist in Deutschland eine vorbildliche. Was allerdings die Erinnerung an die Verbrechen der SED-Diktatur betrifft, da sehe ich jedoch die gesellschaftliche Gefahr, dass diese Vergangenheit momentan eher geschönt wird, dass man zu gerne vergessen möchte, dass es eine totalitäre Diktatur war, die genauso mörderisch, nicht so systematisch, aber genauso mörderisch war, wie der Nationalsozialismus.

KW: Dann würde ich gerne auf zwei ausgewählte kulturpolitische Maßnahmen in ihrer Amtszeit eingehen. Welche Position haben Sie denn in der Debatte um die Bebauung des Berliner Schlossplatzes vertreten?

CW: Zunächst einmal ist es leider so, dass der Bundestagsbeschluss bereits Gesetz war, als ich mit dem Amt anfang. Ich hatte also keine Chance mehr, den Beschluss zu beeinflussen. Ich hatte aber zwei Jahre zuvor in einem Buch publiziert, dass ich nicht für den Nachbau des Schlosses bin. Denn ich war als Hamburger Kultursenatorin zehn Jahre lang auch für Denkmalschutz verantwortlich und aus Denkmalschutzgründen habe ich den Nachbau nicht befürwortet. Das Berliner Schloss unterscheidet sich durchaus vom Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche. Die Helden – das sage ich jetzt absichtlich –, die in Dresden dafür gesorgt haben, dass die Trümmer der Frauenkirche nicht beseitigt wurden, haben diesen Wiederaufbau letztlich legitimiert. Außerdem hat die Dresdner Frauenkirche einen ganz hohen emotionalen Wert, das Berliner Schloss hat diesen emotionalen Wert nicht. Ich hab den Beschluss vorgefunden, das ist so in der Politik und das hat man dann auch weiterzuführen. Ich habe mich dann sehr dafür eingesetzt, dass die künftige Nutzung eine kulturelle Nutzung sein wird. Zwischendurch gab es einen Vorschlag aus dem Finanzministerium, das Schloss zuerst als Hotel zu nutzen und nach 30 Jahren zum Museum umzubauen, was natürlich nicht geht. Ich setze mich immer noch dafür ein, dass im Architektenwettbewerb die Erwartungen so formuliert werden, dass tatsächlich das Alte in der Kombination mit dem Neuen als Zitat erkennbar sein soll. Man soll ruhig sehen dürfen, dass es sich nicht um das alte Schloss handelt.

KW: Haben Sie eine ästhetische Theorie im Hinterkopf, auf die Sie sich dabei stützen?

CW: Nein, für mich ist die Basis, auf die ich mich in der damaligen Gegnerschaft stützte, eindeutig: Die Geschichte zerstört Dinge und zerstörte Dinge sind zerstört und das sollte man auch bitte wissen und ernst nehmen. Und ich hätte mir auch ein bisschen mehr Spiel mit den Möglichkeiten erhofft; mir war die Debatte zu kurz, zu schnell, zu unüberlegt. Vielleicht hätte man den Palast der Republik auch anders – vielleicht zitierend – einbinden können. Man war so schnell im Abriss des Einen und im Wiederaufbau – der ja kein Wiederaufbau ist, sondern ein Nachbau – des Anderen und ich war traurig darüber, dass diese Debatte so schnell

durchgepeitscht wurde. (...) Und der Palast war eben auch Ausdruck einer Diktatur, man hätte ihn ja nicht einmal ganz stehen lassen müssen. Andererseits ist natürlich die historische Struktur der Bebauung in Berlin ästhetisch wertvoll; ich bin dafür, diese herrliche Struktur wieder aufzugreifen, aber ohne die Spuren zu verwischen. Also ich finde zum Beispiel den Entwurf von Chipperfield für das Alte Museum wunderbar, der genau die Wunden der Geschichte sichtbar hält, der Neues dazu baut, wo das Alte zerstört war, und das Alte, das noch da ist, so erhält, dass man sieht, wo es „verwundet“ worden ist durch die Geschichte. Das finde ich wunderbar im Umgang mit Bauwerken als dem Gedächtnis eines Landes.

KW: Dann würde ich gern kurz auf die Kulturstiftung des Bundes eingehen. Wie beurteilen Sie denn die Arbeit der Bundeskulturstiftung?

CW: Die Bundeskulturstiftung hat eine wunderbare Leiterin und deren Arbeit schätze ich extrem. (...) Die Kulturstiftung des Bundes hat eine unendlich große Chance, innovative Projekte zu fördern und ich kann nur hoffen, dass die Politik sich auch in Zukunft bewusst ist, dass das ein ganz großer Schatz ist, und dass sie bei der Entwicklung innovativer Projekte nicht zurückzuckt, weil sie das Geld lieber für Sachen ausgeben würde, die sowieso notwendig und eher vergangenheitsbezogen sind.

KW: Welche Vision verwirklicht denn die Bundeskulturstiftung?

CW: Die Bundeskulturstiftung ist tatsächlich ins Leben gerufen worden, um eine Vision zu verwirklichen, nämlich die Vision, den Anteil der Politik auch in die Debatte über Kultur einzubringen. Die Bundeskulturstiftung ist einerseits Vertreterin eines politischen Gremiums, des Stiftungsrates, aber andererseits auch fachlich dazu legitimiert, die kulturelle Debatte im Land zu führen. Man gibt sozusagen die Definitionshoheit der Politik weiter an eine Stiftung, die finanziert wird, damit sie Neues entwickelt, damit sie Debatten anstößt und damit sie wahrnimmt, was an Defiziten in unserer Gesellschaft mit Hilfe von Projektförderung ausgleichbar sein kann. Die Bundeskulturstiftung ist ein wunderbares Instrument der Politik, ich kann nur hoffen, dass die Politik dieses Instrument nutzt.

KW: Jetzt würde ich gern mit Ihnen im Gespräch meine These validieren, dass die politische Kultur einerseits der gesellschaftlich verfügbare Bedingungsrahmen für Kulturpolitik ist und andererseits, dass die politische Kultur wiederum von der Kommunikation der Kulturstaatsministerin beeinflusst wird.

CW: Dazu gibt es ein schönes Zitat: „Ein Staat ist nur so gut wie seine Kulturpolitik“. Und das trifft genau das, was Sie meinen, ein Staat, der nicht reflektiert, was in der geistigen Bewegung der Gesellschaft passiert, kann nicht gut sein. Es mag sein, dass andere Ressorts finanziell wichtiger sind, Soziales und Gesundheit, Innere Sicherheit, das alles ist wichtig. Aber die Gesellschaft wird dadurch nicht definiert, sondern sie wird definiert durch die Kultur, die in ihr herrscht. Und insofern trifft Politik, wenn sie wirklich die Gesellschaft repräsentiert, zwangsläufig auf das Thema Kultur und den Umgang damit. Die Politik schafft ja die Spielräume für die Künstlerinnen und Künstler, die ja dann wirklich wie Seismographen sind, die immer viel früher ahnen und spüren, dass irgendwo etwas nicht stimmt, die dann auch den Finger auf die Wunde legen mit ihren Ausdrucksmitteln, mit ihren Bildern, mit ihren Texten oder auch mit einer Musik, die aufmerksam macht, wie Schreie auf Missstände. Eine Politik, die das nicht ernst nimmt, vergibt eine riesige Chance, zukunftsfähig zu sein. (...) In der politischen Praxis in diesem Land ist es leider so, dass die, die für die Kultur stehen, als Randerscheinung gesehen werden. Es ist die harte tägliche Arbeit, die ich von jedem fordere, der Kultur macht, dass er sich täglich einmischt und mit seinem Kulturbegriff auf die Spielregeln der Politik einwirkt. Er muss einfordern, wofür er steht, nämlich für die geistige Koordination der Gesellschaft und damit auch für die Künste. Das geht ausschließlich nur, wenn man das täglich mit einer unheimlichen Energie durchzusetzen versucht. Freiwillig hört und schaut keiner hin, was die Kultur beklagt, einklagt und auf unbequeme Weise fordert.

KW: Gehen Sie überhaupt davon aus, dass Kultur prinzipiell veränderbar ist durch politisches Einwirken?

CW: Natürlich. Dadurch, dass Politik die Rahmenbedingungen schafft für die Spielräume der Kultur und speziell für die Spielräume der Kunst und auch dadurch, dass Politik die Rahmenbedingungen schafft für Bildung, hat sie sehr große Wirkung auf die Kultur. Ich glaube, dass ein schlecht funktionierendes Bildungssystem über viele Jahre hinweg eine Gesellschaft kaputt macht.

KW: Ist der Einfluss der Kulturstaatsministerin wirklich spürbar in der Kultur? Konnten Sie wirklich etwas bewegen?

CW: Ich konnte natürlich als Ministerin in einem Land sehr viel mehr bewegen, weil ich direkt da war, in Hamburg waren die Einflussmöglichkeiten sehr unmittelbar. Das ist auf Bundesebene sehr viel schwerer, wegen der Kulturhoheit der Länder. Deswegen bin ich auch dafür, dass diese Strukturen klarer gefasst werden. Damit einfach klar ist, dass der Bundeskulturminister der Partner für alle Kunstminister in den Ländern ist; wir brauchen eine strukturelle Partnerschaft, weil sonst das Gegeneinander zu stark ist, um ein vernünftiges Miteinander hinzukriegen.

KW: Mein Eindruck war bisher, dass die Kulturstaatsministerin im sachpolitischen Bereich vor allem auf die Kunst einwirkt, etwa durch finanzielle oder rechtliche Mittel, aber dass sie durch Debattenbeiträge auf den gesamten kulturellen Bedeutungskomplex Einfluss nehmen kann.

CW: Das ist richtig, wenn man sie nutzt. Aber wie gesagt, auch mit Blick auf die Künstler wird nur wenig auf Bundesebene geregelt. Das meiste wird auf Landesebene geregelt. Mit einer funktionierenden Kooperationsstruktur zwischen Bund und Ländern wäre der gemeinsame Einfluss auf die Debatten auch stärker, größer und hörbarer.

KW: Wie beurteilen Sie die Einschränkung Ihres Handlungsspielraums durch die Auslagerung ästhetischer Entscheidungen in externe Jurys, Kommissionen etc.?

CW: Das ist sehr gut. Das Delegieren auf eine Fachebene ist wichtig, um zu einer hohen Qualität in der Förderung zu kommen. (...) Wir haben vielleicht auf Ebene der Politik zu wenig repräsentatives Bewusstsein (...). Ein Politiker, eine Politikerin muss als Persönlichkeit sichtbar werden, muss auch wirklich repräsentative Aufgaben wahrnehmen. Einfach um klar zu machen: Hier ist die Politik, die sichtbar ist und ihre Verantwortlichkeit ernst nimmt. Ich glaube, dass wir da manchmal etwas zu viel Understatement betreiben.

KW: Gerade in der Politikwissenschaft hört man oft, dass die Kultur als Grundlage für Handeln ein softer Faktor ist, der aber eigentlich nicht entscheidend ist, viel entscheidender wären demnach Macht, Interesse ...

CW: Ich glaube, dass diese politische Kultur sehr viel wichtiger wäre, als sie wahrgenommen wird. (...) Es geht ja sowieso immer um Macht und Interesse. Es gibt einen Faktor, den ich mit großer Besorgnis sehe in der Entwicklung der Politik, es gibt einen viel zu hohen Anteil an Berufspolitikertum. Wenn ich mit achtzehn Jahren in eine Partei eintrete, um politische Karriere zu machen, muss ich immer wieder gewählt werden, und wenn ich gewählt werden will, muss ich immer die Lobbys befriedigen, von denen ich vermute, dass sie mich wählen. Das heißt, ich werde nach ein paar Jahren vollkommen unfrei, unmutig. Ich glaube, dass die Politik viel stärkeren Einfluss von außen braucht, also Leute, die einfach für gewisse Zeit in die Politik wechseln, also aus einem Beruf kommen und auch wieder in ihren Beruf zurückgehen. Dazu kommt, dass man die Repräsentation höher schätzen muss. Das heißt, es geht nicht nur darum, ein Gesetz solide zu verfassen, sondern man muss dieses Gesetz und das, was man damit erreichen will, auch vertreten. Man muss selbst leibhaftig dafür eintreten und es nicht an Werbeagenturen delegieren, die das Gesetz letztlich in Schlagwörtern vermitteln, die auch keiner wirklich versteht. Das heißt, dieser vermittelnde Aspekt, der ganz eng mit dem repräsentativen Aspekt zusammengeht, das ist etwas, was unserer politischen Kultur wieder etwas stärker implantiert werden sollte.

KW: Dann zu meiner letzten Frage. Wenn Sie von Repräsentation sprechen, gab es da eine Art Arbeitsteilung in den repräsentativen Ämtern auf Bundesebene, also zwischen dem Bun-

destagspräsident, dem Bundeskanzler, dem Bundespräsidenten und Ihnen als Kulturstaatsministerin?

CW: Ich fand die Aufteilung mit Wolfgang Thierse, dem damaligen Bundestagspräsidenten, ausgesprochen harmonisch, genauso mit Antje Vollmer. Man hat das schon abgewogen, wer wann spricht, wer wann wie auftritt. Heute scheint mir das etwas verzerrt zu sein, gerade in der Abwägung zwischen Kulturstaatsminister und Außenminister. (...) Auch mit Gerhard Schröder war das sehr ausgewogen. Er war sogar manchmal bei Veranstaltungen dabei, wo ich gesprochen habe und er nicht. Das ist sicher eine Ausnahme. Dass dies möglich war, liegt vielleicht auch daran, dass ich dezidiert künstlerische Themen besetzt habe. Er wollte zum Beispiel nicht so gerne über die Architektur des Kanzleramtes reden, ich habe sehr gerne über die Architektur des Kanzleramtes geredet. Die klare thematische Positionierung erleichtert dann die Arbeitsteilung, keiner stiehlt dem anderen die Show. Das ist, was ich vorher meinte, man muss diese Außenseiterrolle besetzen als Außenseiter und nicht so tun als sei man Sozialminister. Man muss sagen: Okay Kultur, das ist ein Spezialfall, aber hier sind wir und wir wollen als Spezialfall auch gerne ernst genommen werden. (...) Also solange man diejenigen, die in der Politik die Kultur übernehmen, als minderwertig ansieht, solange gibt es natürlich auch keine starken Politiker, die sich dieses Themas gerne annehmen. Heute ist die Kultur zum Beispiel für Norbert Lammert ein unglaublich starkes Handlungsfeld. Und das ist ein gutes Beispiel dafür, dass Kulturpolitik wirklich ins Zentrum der Gesellschaft rückt.

2.4 Transkript Interview mit Dr. Scherer

Zitate von Dr. Klaus Scherer, Geschäftsführer des SPD Kulturforums, 12.6.2008, Berlin.

Das kulturpolitische Profil der SPD:

- „Wir als Sozialdemokraten halten Kultur für außerordentlich wichtig, denn sie ist immer ein Ort von Ungleichzeitigkeit, von kritischem Hinterfragen, von Selbstvergewisserung. Deshalb fordern wir ja die Aufnahme von Kultur als Staatsziel ins Grundgesetz.“
- Wir betrachten Kultur als öffentliche Aufgabe: Der Staat – nicht im Sinne des idealistischen Kulturstaats des 19. Jahrhunderts – muss heute dafür sorgen, dass die Rahmenbedingungen für das Schaffen von Kultur stimmen. Es ist die Aufgabe des Staates, zum Beispiel künstlerische Avantgarde zu ermöglichen, also alles, was wertvoll ist, sich am Markt aber nicht durchsetzen kann. Kunst heißt ‚ermöglichen‘.
- Das zentrale sozialdemokratische Anliegen ist Gerechtigkeit, insbesondere auch in der Wahrnehmung kultureller Angebote: Soziale Exklusion und kulturelle Exklusion hängen eng zusammen. Zugespitzt: Ohne Bildung versteht man keine Oper. Auch von daher fordern wir kulturelle Bildung für alle.“
- „Das kulturpolitische Profil der Sozialdemokratie wird von mehreren Traditionslinien geprägt, darunter die Aufklärung, die jüdische und christliche Religion, die marxistische Analyse der Gesellschaft, das Kultur- und Bildungsprogramm der Arbeiterbewegung sowie die Neuen Sozialen Bewegungen der 70er und frühen 80er Jahre.“

Bedeutung und Organisation von KP im Wahlkampf:

- „In der Kampa 02 spielte die Bundeskulturpolitik anfangs keine strategische Rolle. Doch zeichnete sich eine zunehmende Amerikanisierung des Wahlkampfes ab. In Zeiten von Medialisierung und Personalisierung wirken Prominente natürlich als zugkräftige Multiplikatoren. Also haben wir in der heißen Wahlkampfphase kurzfristig Kulturschaffende als Unterstützer der Partei aktiviert. Möglich wurde das durch die Erfolge der Bundeskulturpolitik und die persönlichen Kontakte von Gerhard Schröder und Julian Nida-Rümelin.“
- Die kulturelle Aufbruchsstimmung, die wir mit der Einrichtung eines Staatsministers für Kultur und Medien geschaffen hatten, war ein entscheidender Erfolgsfaktor im Wahlkampf. Ausschlaggebend war auch die Nähe der Partei zu zentralen kulturellen Diskur-

sen: Das kulturpolitische Profil der Sozialdemokratie war – ganz im Gegensatz zum reaktionären Image der Stoiber-geführten Union – im Gleichklang mit gesellschaftlichen Vorstellungen von kultureller Modernität und Gerechtigkeit, im Gleichklang mit dem, was die Mehrheit der Bevölkerung dachte, meinte und fühlte.

- Die hohe Bedeutung der Kulturschaffenden als Multiplikatoren im Wahlkampf haben wir also 2002 erstmals systematisch erkannt. Seitdem sind kulturelle Themen und Gesichter aus unserer Wahlkampfstrategie nicht mehr wegzudenken.“

Kulturpolitik und Diskurse:

- „Das zentrale Wirkungsfeld des Kulturstaatsministers sind – auch weil seine realpolitischen Ressourcen eher bescheiden sind – die kulturellen Diskurse. Der BKM macht symbolische Politik, die hier keinesfalls als Beiwerk verstanden werden darf, sondern als symbolisches Handeln zur Gestaltung und Veränderung des politischen Rahmens. Bundeskulturpolitik ist nicht nur Entscheidungspolitik, ihre Aufgabe ist vielmehr die eigenständige Interpretation der kulturellen Diskurse im Land.“
- „Insbesondere durch kulturpolitische Reden haben die drei ersten Kulturstaatsminister versucht, die politische Kultur zu interpretieren, unsere Herkunft und unsere Zukunft zu beschreiben. Die Kunst bestand darin, eine Brücke zu bauen zwischen langfristigen kulturellen Entwürfen und konkreten politischen Maßnahmen.“
- „Mit den öffentlichen Reden von Johannes Rau als Bundespräsident, Wolfgang Thierse als Bundestagspräsident und Julian Nida-Rümelin als Kulturstaatsminister ist der öffentliche Diskurs nach links gerückt, Gerechtigkeit wurde zum roten Faden, der die öffentlichen Debatten verknüpfte.“
- „Rot-grün hat der Bedeutung, die der Kultur in einer postindustriellen Gesellschaft zukommt, mit der Einrichtung des Kulturstaatsministers, mit der Gestaltung öffentlicher Diskurse und mit zahlreichen kulturpolitischen Entscheidungen Ausdruck verliehen. Die Wertorientierungen und Identifikationsmuster des 20. Jahrhunderts, zugespitzt gesagt Kirche und Arbeitswelt, wurden in der Regierung Schröder neu verhandelt. Nach 16-jährigem Stillstand in der Regierung Kohl stellte man sich endlich offensiv der Erinnerung an den Nationalsozialismus und begründete auch institutionalisierte Formen des Gedenkens. Diese demokratische Normalisierung hing eng zusammen mit den Erfahrungen der 68er Generation im Kampf gegen die „Beschwiegene Schuld“ – wie Gesine Schwan es nennt.“
- „Je höher die Macht seines Amtes oder Mandats, desto mehr Einfluss hat ein Politiker auf die öffentlichen Diskurse.“

Die drei Kulturstaatsminister im Vergleich:

- „Einerseits fundierte Nida-Rümelin kulturpolitische Entwürfe mit präzisen theoretischen Grundlegungen, andererseits packte er die administrative Umsetzung politischer Entscheidungen tatkräftig an.“
- „Nida-Rümelin hatte in parteipolitischen Gremien immer eine Sonderrolle. Er pflegte durch seine philosophische Bildung und seine wissenschaftliche Karriere einen anderen Gestus, hatte sozusagen eine andere Aura, eine andere Art zu argumentieren. Denken Sie nur an seine Art, druckreif zu reden, Reden einfach aus dem Kopf zu rezitieren.“
- „Naumann dachte in globalen Maßstäben. Er setzte internationalen Glamour gegen das typisch deutsche Klein-Klein, was sich dann ja im Begriff der Verfassungsfolklore zuspitzte.“
- „Christina Weiss zeichnete sich durch eine hohe Empathie für die Bildende Kunst, das Theater und den Tanz aus.“

C Organigramm BKM



Organisationsplan

Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien

Bundeskanzler Gerhard Schröder

Stand: 06.05.2002

Leitungssab
Vae Schmitt-Neubauer 01898/400-2092

Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien
Staatsminister Prof. Dr. Nida-Rümelin 01898/400-2060

Kabinetl, Parlamente, Planungsbeauftragte
Vae Dr. Blas-Engels 01898/400-2095

Abteilung K
Kultur und Medien
MinDir Dr. Neuwemann 01898/400-2700

